Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

# Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

## DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

## 1914

Visual Library

3. Jahrgang — Nr. 1 — 1. Januar 1914

# Der Vortrupp

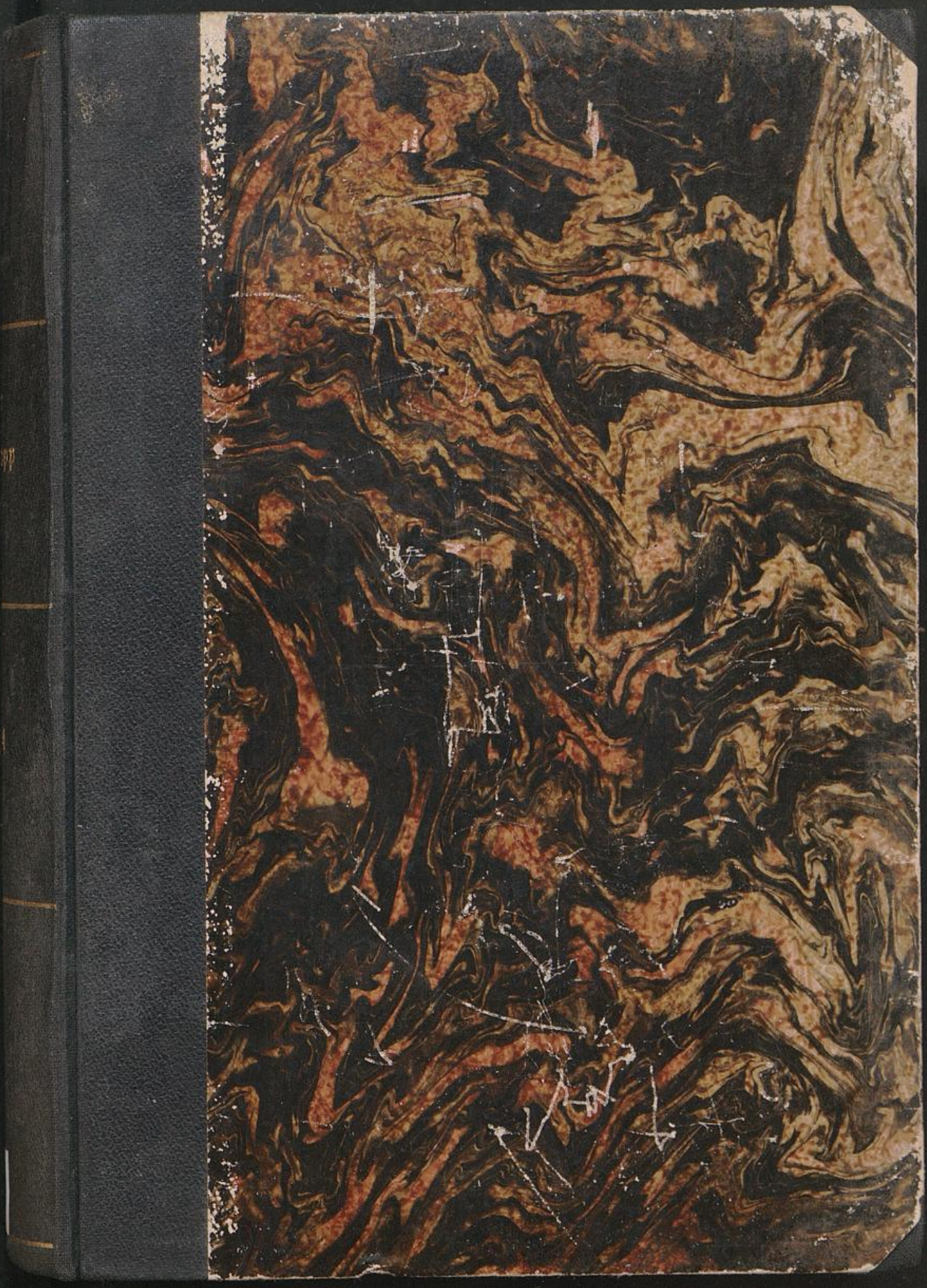
Halbmonatsschrift
für das Deutschtum unsrer Zeit
Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

**Inhalt:**

**Popert,** Kjartans Spruch. S. 1.
**Paasche,** „Mäßiger Luxus". S. 6.
**Buß,** Das Halbweibliche in der Kleidung unsrer Frauen. S. 9.
**Kampe,** Geburtenrückgang und Jugendhygiene. S. 15.
**Lindhede,** Ein Rätsel der Ernährungsfrage. S. 19.
**Gr.,** Ein Brief. S. 23.
**Was andre sagen.** S. 25.
**Rund um uns:** Von einem Jahr zum andern. — Der Siegeszug der Winkerflagge. — Die Frau in der Gemeindepflege. — Wilhelm Bödeke. — Zur Wünschelrutenfrage. S. 27–32.
**Kinderbeilage Nr. 1.**

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
Bezugspreis: Jährlich M. 3.— (Streifband-Übersendungen
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
Einzelnummer 30 Pf.

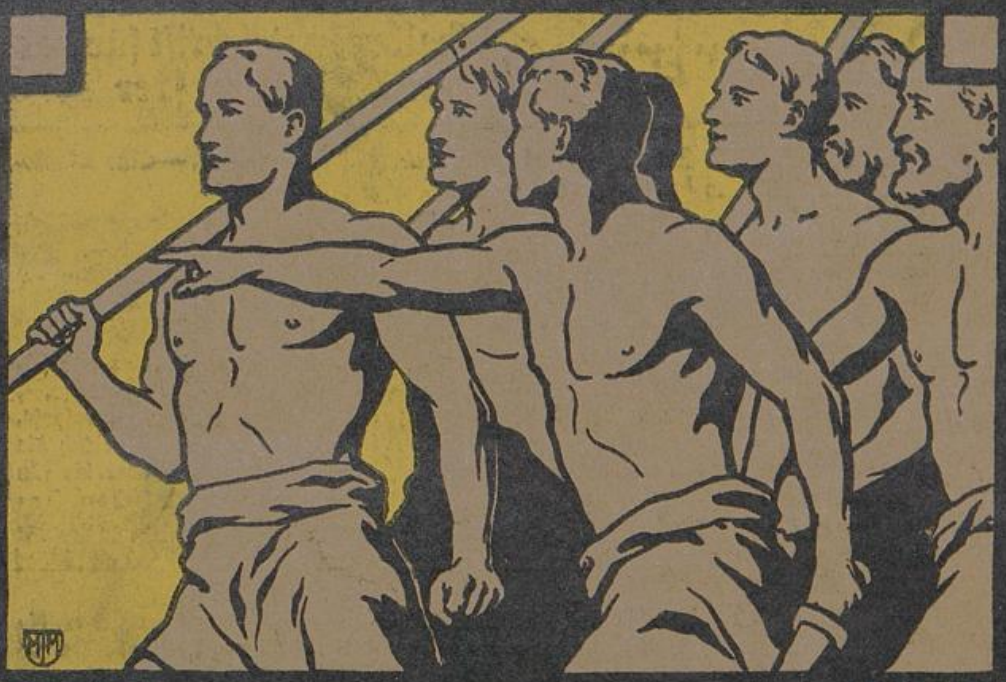
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~IX. c. 3720.~~

3. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1914



# Der Vortrupp

## Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin

**Inhalt:**

**Popert,** Kjartans Spruch. S. 1.
**Paasche,** „Mäßiger Luxus". S. 6.
**Huß,** Das Halbweltliche in der Kleidung unsrer Frauen. S. 9.
**Kampe,** Geburtenrückgang und Jugendhygiene. S. 15.
**Lindhede,** Ein Rätsel der Ernährungsfrage. S. 19.
**Gr.,** Ein Brief. S. 23.
**Was andre sagen.** S. 25.
**Rund um uns:** Von einem Jahr zum andern. — Der Siegeszug der Winkerflagge. — Die Frau in der Armenpflege. — Wilhelm Südeke. — Zur Wünschelrutenfrage. S. 27-32.
**Kinderbeilage Nr. 1.**

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg.
**Bezugspreis:** Jährlich M. 5.— (Streifband-Überlendungen in Deutschland und Österreich M. 7.— Aus-

Verlag von Alfred Janssen, Hamburg
**Einzelnummer 30 Pf.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit


**Erscheint:** Jährlich 24mal am 1. und 16. jedes Monats. — Eine Kinderbeilage 12mal im Jahr.

**Bezugspreis:** Jährl. M. 5.—, viertelj. M. 1.25 (ohne Zustellungsgebühr), Einzelnr. 30 Pf. — Für das Ausland jährl. M. 8.—. Für Österreich-Ungarn jährl. 8 K. 12 H., viertelj. 2 K. 3 H., Einzelnr. 35 H. Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten, sowie direkt beim Verlage. — Probenummern unentgeltlich durch alle Buchhandlungen und den Verlag.

**Anzeigen:** Die gespaltene Nonpareillezeile 75 Pf. (unter Klein. Anz. 50 Pf.). Mit Ausn. der Vorzugsseiten 1/1 S. M. 90.—, 1/2 S. M. 48.—, 1/4 S. M. 25.—, 1/8 S. M. 13.—. Bei Wiederhlgn. entspr. Abzug laut Anzeigenprospekt.

Die Anzeigen erscheinen unter voller Verantwortlichkeit des Verlages, der sich die Zurückweisung von Anzeigen vorbehält, die ihm nicht geeignet erscheinen oder die für den Inserenten keinen Erfolg versprechen. Anzeigen gemeinschädlichen Inhaltes, besonders unsittliche Anzeigen und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Wein, Bier, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen.

**Allgemeine Bestimmungen:** Alle für die Schriftleitung bestimmten Zusendungen sind an die Schriftleitung des „Vortrupp", Hamburg 20, Tarpenbeckstr. 78[I] zu richten. Eine Verantwortung für Zusendungen irgendwelcher Art, die nicht erbeten waren, kann nicht übernommen werden. — Unverlangte Bücher und Handschriften können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beilag. — Nachdruck aus dem „Vortrupp" ist von Verlag und Schriftleitung bei voller Quellenangabe gestattet, das Gesetz verlangt aber außerdem in jedem Falle die besondere Einwilligung des Verfassers.


Das Deutschtum unsrer Zeit ist das Deutschtum der Werdenden. Eine Zeitschrift, die diesem Deutschtum dienen will, muß dem Werdenden dienen: allem Gesunden, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Und trotz der vielen „Organe", die wir besitzen, gerade diese Zeitschrift fehlte bisher; von den vielen Reformbestrebungen, die am Werke sind, unser ringendes, deutsches Leben zu etwas Höherem umzuschaffen als es heute ist, hat zwar so ziemlich jede ihr eigenes Mundstück: nicht aber haben wir Deutschen bisher das Organ, das diese Bestrebungen sämtlich zusammenfaßt, und dadurch ihre Anhänger aus der Vereinzelung erlöst, worin sie sich oft befinden. Dieses Organ will „Der Vortrupp" sein.

„Der Vortrupp" denkt nicht daran, langatmige, lebensfremde Auseinandersetzungen zu bringen: Was um uns her geschieht, — im Leben der Völker und der einzelnen — das will er in dem Lichte bald dieser, bald jener der Lebensreformen zeigen, für die er arbeitet; in klarer, scharfer Beleuchtung, so daß diese Bestrebungen dem Leser nicht als blasse Gedankendinge erscheinen, sondern als körperhafte, blutvolle Wirklichkeit.

„Der Vortrupp" braucht keinerlei Rücksicht zu nehmen, weder nach oben, noch nach unten, weder nach rechts, noch nach links. In Inhalt und Sprache wird er den Forderungen der berufenen geistigen Führer nach Kräften gerecht werden, — zugleich aber muß, was er bringt, unbedingt gemeinverständlich sein: jeder Fabrikarbeiter, jeder Tagelöhner, der derbste Schiffer und der einfachste Bergbauer soll das verstehen können, was im „Vortrupp" steht . . . . . .

**Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat „Der Vortrupp" diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.**


Verlag von Alfred Janssen, Hamburg



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

## Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit

Herausgegeben von
Dr. jur. Hermann M. Popert und
Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut

3. Jahrgang 1914

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

1914 : 4844.

84

Hamburg
Verlag von Alfred Janssen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fe 4123-3
Universität Bremen
Bibliothek
Fe 4123 -3

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

# Inhalt.

## Übersicht über die einzelnen Nummern.


Nr. 1 (1. 1. 14).

Popert, Kjartans Spruch . . . . . 1
Paasche, „Mäßiger Luxus" . . . 6
Huß, Das Halbweltliche in der Kleidung unsrer Frauen . . . . . 9
Kampe, Geburtenrückgang und Jugendhygiene . . . . . 15
Hindhede, Ein Rätsel der Ernährungsfrage . . . . . 19
Gr., Ein Brief . . . . . 23
Was andre sagen . . . . . 25
Rund um uns: Von einem Jahr zum andern. — Der Siegeszug der Winkerflagge. — Die Frau in der Armenpflege. — Wilhelm Gädeke. — Zur Wünschelrutenfrage 27—32
Kinderbeilage Nr. 1.

Nr. 2 (16. 1. 14).

Kliemke, Das Leben der Sprache . 33
Lehmann, Die ganze Befreiung . 38
Bahnson, Im Kampfe gegen Kinderelend . . . . . 43
Mannhardt, Nervosität und Kindererziehung in der Großstadt . . . 47
Langhoff, Ein Wandervogelfest im Mädelnest . . . . . 55
Was andre sagen . . . . . 58
Rund um uns: Gustav v. Bunge. — Das Muster einer Darstellung wie sie nicht sein soll. — Wintersport als gesundheitliche Notwendigkeit. — Kinoreklame. — Zur Nachahmung empfohlen. — Unsre Sprache. — Bücherverzeichnis . 59
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 1.

Nr. 3 (1. 2. 14).

Gennerich, Die Frau und die Volksgesundheit. I. . . . . 65
Offe, Ein verkanntes Unterrichtsfach . . . . . 69
Zell, Die Wiederbelebung Homers durch die Naturkenntnis . . . . 76
Häfker, Kinetographische Musterprogramme . . . . . 84
Grüttel, Unbewohnte Zimmer . . 89
Was andre sagen . . . . . 91
Rund um uns: International. Vogelschutz. — v. Gruber u. die Frauenbewegung. — Das Vaterland ist in Gefahr. — Bücherverzeichnis . . 93
Kinderbeilage Nr. 2.

Nr. 4 (16. 2. 14).

Popert, Das gleitende Brett . . . 97
Gennerich, Die Frau und die Volksgesundheit. II. . . . . 105
Berendsohn, Das Lied von der „schaffenden" Menschheit . . . 110
Elster, Untermenschliche Umwertung . . . . . 118
Was andre sagen . . . . . 123
Rund um uns: Das Vaterland ist in Gefahr. — Buch und Schule — Kunstwart und Dürerbund vor Gericht. — Bücherverzeichnis . . 124
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 2.

Nr. 5 (1. 3. 14).

Paasche, Die Federmode . . . . 129
Feuerstack, Vom deutschen Siedlerbunde . . . . . 143
Kluge, Reklame für die Fremdenlegion . . . . . 146
v. Egloffstein, Der Eid . . . . . 152
Was andre sagen . . . . . 156
Rund um uns: Burschen heraus! — Ein Notschrei des kanadischen Deutschtums. — „Speisen und Reisen". — Bücherverzeichnis . 157
Kinderbeilage Nr. 3.

Nr. 6 (16. 3. 14).

Hiller, Eine nationale Gefahr . . 161
Ullmann, Deutschösterreich und die Reichsdeutschen . . . . . 168
Schmidt, Das Kind und seine Lebensbedingungen . . . . . 174



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Fäustle, Zur Reform des Einjährigendienstes . . . . . 179
Harbeck, Anmerkungen über das Kino . . . . . 182
Was andre sagen . . . . . 184
Rund um uns: Neue Tatsachen zur Rassenhygiene. — Je 3000 Mark. — Alkohol und Heer. — Der Fremdenlegionssoldat und die Raubtiere — Bücherverzeichnis . 186
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 3.

Nr. 7 (1. 4. 14).

Vereinigung . . . . . 193
Strecker, Volksbildung . . . . . 194
Schmidt, Konfirmation . . . . . 198
Kluge, Einsteigen — Ausweisung! 203
Roth, Die studentische Ehre . . . 206
Lesser, Der Garten ruft zur Arbeit 210
Alt und Neu: Eine Wandervogelpredigt . . . . . 215
Was andre sagen . . . . . 219
Rund um uns: Schloß Mainberg. — Jugend! — Unsere Waldschulen auf klassischem Boden. — Bücherverzeichnis . . . . . 220
Kinderbeilage Nr. 4.

Nr. 8 (16. 4. 14).

Schultze, Die Langsamkeit als Kulturgefahr . . . . . 225
Bonne, Unsre Industrie und die Bekämpfung des Alkoholismus . . 238
Rogal, Schenk' deinen Kindern eine stille Stunde! . . . . . 246
Bojarzin, Reigentänze . . . . . 249
Was andre sagen . . . . . 252
Rund um uns: Alkoholgegner im Heere. — Die erste Berliner Wohnungsinspektorin. — Eine bunte Strecke. — Bücherverzeichnis . . 253
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 4.

Nr. 9 (1. 5. 14).

Lemke u. Popert, Marburg . . . 257
Schmidt, Zurück zum Boden . . . 268
Lloyd George, Deutsche und englische Sozialpolitik . . . . . 273
Andresen, Eine Vergessene . . . 276
Was andre sagen . . . . . 281
Rund um uns: Zur studentischen Lebensreform — Von der andern Seite. — Dr. Götz und Professor Hartmann. — „Anständig" und „besser". — Bücherverzeichnis . . 283
Kinderbeilage Nr. 5.

Nr. 10 (16. 5. 14).

Druckfehlerberichtigung . . . . . 289
Strecker, Warum sollen wir Idealisten sein? . . . . . 289
Erich, Wilhelm Schwaner und sein Volkserzieher . . . . . 296
Rahn, Frühlingswaldlauf . . . . 380
Meng, Sport und Ernährung. I. 303
Herrmann, Das einzige Kind . . 310
Was andre sagen . . . . . 314
Rund um uns: Die abstinente Marine. — Im Bureau der Berliner Fürsorgedame. — Vollkommene Sonntagsruhe. — Die Zuverlässigkeit gewisser Zeitungsberichterstatter. — Lügen. — Bücherverzeichnis . . . . . 315
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 5.

Nr. 11 (1. 6. 14).

Schmidt, Geist . . . . . 321
Bruns, Kinderhandel . . . . . 323
Meng, Sport u. Ernährung. II. . 328
Paasche, Der Jagdfilm . . . . . 334
Huß, Von Varietees . . . . . 339
Was andre sagen . . . . . 346
Rund um uns: Der erste Deutsche Vortrupptag. — Kant und die Abstinenz. — 346th Hamburg Town Lottery. — Die spekulierenden Dualaneger . . . . . 349
Kinderbeilage Nr. 6.

Nr. 12 (16. 6. 14).

Offe, Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen. I. . . . . 353
Ratscher, Das Londoner Browning-Settlement. . . . . 364
Popert, Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt? . . . . . 369
Was andre sagen . . . . . 378
Rund um uns: Frühling. — „Wandervögel", ein Lustspiel. — Alkohol bei Schlangenbissen — Kunst-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

wart und Dürerbund vor Gericht. Bücherverzeichnis . . . . . 379
**Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 6.**

**Nr. 13 (1. 7. 14).**

**Paasche**, Glaub' an die Sache, der du dienst . . . . . 385
**Offe**, Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen. II. . . . . 390
**Ullmann**, Von slawischer und deutscher Staatsauffassung . . . . . 400
**John**, Ein Stück deutsches Schrifttum von heute . . . . . 404
**Rund um uns:** Schulvereinigung und Pfadfinderinnen-Bewegung. — Ein Jugendtag. — 9. deutscher Esperanto-Kongreß. — Herbergen zur Heimat . . . . . 410
**Kinderbeilage Nr. 7.**

**Nr. 14 (16. 7. 14).**

**Popert**, „Auf Fichtes Bahnen" . . 417
**Kraut**, Guttemplerarbeit . . . . 420
**Behnisch**, Gartenstadt-Illusionen . 427
**Offe**, Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen. III. . . . . 433
**Scharrelmann**, „Daphnia variabilis" 440
**Rund um uns:** Das Bekenntnis des „Vortrupp" zu Kant und Fichte. — Helft denen, die uns helfen! — Wie Zeitschriften zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung gegründet werden. — Unsre Klage gegen die „Hamburger Nachrichten". — Bücherverzeichnis . . . . . 442
**Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 7.**

**Nr. 15 (1. 8. 14).**

**Paasche**, Marineoffiziere als Gastgeber . . . . . 449
**Hindhede**, Vitamine . . . . . 452
**Kammerer**, Die ärztliche Mission 460
**Lehmann**, Schutzarbeit und Kulturarbeit . . . . . 464
**Gruber**, Aus dem Tagebuche eines Kaukasusreisenden . . . . . 467
**Was andre sagen** . . . . . 474
**Rund um uns:** Die Pappel. — Der Student in der öffentlichen Meinung. — Das Wettrauchen. — Militär und Alkohol. — „Deichgraf" oder „Kogsvorsteher"? — Bücherverzeichnis . . . . . 476
**Kinderbeilage Nr. 8.**

**Nr. 16 (16. 8. 14).**

**Popert**, An die Vortruppleser . 480a/b
**Siegfried**, Was muß unsre Jugend vom Schwarzbrot wissen? . . . 481
**Mummert**, Mene tekel upharsin . . 492
**Trojan**, Wie wir die Wandervögel suchten und fanden . . . . . 496
**Hammer**, Eine Gefahr im Wandervogel . . . . . 500
**Jacobi**, Aus Wald und Heide. I. 504
**Was andre sagen** . . . . . 509
**Rund um uns:** Was will die Deutsche Freie Studentenschaft? — Die Roseggerstiftung. — Sport und Kommers. — Die Glocknerangelegenheit. — Bücherverzeichnis . 509
**Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 8/9.**

**Nr. 17 (1. 9. 14).**

**Jens**, Starke Herzen . . . . . 513
**Eucken**, An die deutsche Jugend bei Anlaß des Krieges . . . . . 515
**Paasche**, Vaterland, höre uns! . . 517
**Ebhardt**, Trost . . . . . 518
**Paasche**, Die Pfadfinder . . . . 522
**Was andre sagen** . . . . . 531
**Rund um uns:** Aufruf! — Liebesgaben. — Hilfe im Kriege. — Gedanken über die Lage der Krankenpflegerinnen. — Aus den ersten Tagen der Mobilmachung. — Feldpostkarten. — Bücherverzeichnis. — Unsre Freunde im Kriege 531

**Nr. 18 (16. 9. 14).**

**Jürgensen**, Innere Werte . . . . 537
**Eucken**, Der Beginn des Krieges . 540
**Ebhardt**, Opfer . . . . . 543
**Bartning**, Weltbrand . . . . . 547
**John**, Deutschlands gelber Feind 554
**Jacobi**, Aus Wald und Heide. II. 557
**Was andre sagen** . . . . . 563
**Rund um uns:** Einigkeit. — Erklärung. — Zur Nachahmung empfohlen. — Nahrhaftes Schwarzbrot. — Bücherverzeichnis. — Während des Krieges . . . . . 566

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nr. 19 (1. 10. 14).

Bartning, Landgraf, werde hart! . 569
Ebhardt, Freude am Vaterland . 578
de Terra, Der Krieg und die Volksernährung . . . . . 581
von Kiburg, Pflichten des Einzelnen in dieser Zeit . . . . . 584
Brepohl, Deutsche Bauernkolonien in Bosnien . . . . . 587
Was andre sagen . . . . . 593
Rund um uns: † Prof. Dr. Leimbach. — † Hauptmann C. Heusch. — Handeln, nicht trauern! — Heldentum daheim. — Die Mobilmachung in Frankreich und in Deutschland. — Ein Weck- und Mahnruf unsres Kaisers. — Deutsche Sprache und deutsche Tracht. — Bücher für unsre Krieger. — Bücherverzeichnis. — An unsre Freunde im Felde . . . . . 594

Nr. 20 (16. 10. 14).

Schmidt, Das heilige „Muß" . . 601
Kampe, Eiserne Zeit . . . . . 604
Lehmann, Der deutsche Stil . . . 609
W. M., Die Volksorganisation der Siebenbürger Sachsen . . . . . 612
Zell, Sogenannte Karikaturen in der Tierwelt . . . . . 616
Was andre sagen . . . . . 623
Rund um uns: † Hans Huß. — † Albert Aronstein. — † Gustav Simons. — Gefallen. — Sittliche Instinkte. — Was sollen wir jetzt lesen? — Eine Interessentengemeinschaft. — Deutsche Männer und Frauen! — Bücherverzeichnis. — An unsre Freunde im Felde 625
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 10.

Nr. 21 (1. 11. 14).

Müller, Der heilige Krieg . . . . 633
Strecker, Deutsche Volkskraft . . . 638
Schultze, Ethik und Politik . . . . 642
Berg, Kriegstage auf einem ostpreußischen Gute . . . . . 647
Ebhardt, Gedächtnisfeier . . . . 658
Rund um uns: † Oberst Leo Tellenbach. — Sterben. — Die Kraft der Liebe. — Wozu der Wein im Kriege gut ist. — Was sagt die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung vom Alkohol? — Bücherverzeichnis . . . . . 661
Kinderbeilage Nr. 9—12.

Nr. 22 (16. 11. 14).

Ebhardt, Gerechtigkeit . . . . . 665
Mensendieck, Der Ruf des Deutschen im Ausland . . . . . 673
Meng, Von leiblichen und geistigen Genüssen im Kriege . . . . . 677
G. K., Aus dem Kriegstagebuch eines sächsischen Infanteristen . 681
Müller, Zwölf Kriegsregeln für Daheimgebliebene . . . . . 689
Was andre sagen . . . . . 691
Rund um uns: † Dr. Dessauer. — Ein Brief an die Deutschen. — Sie haben nichts gelernt. — Was singet und klinget . . .? — Kein Alkohol als Verpflegungsbestandteil für die Truppen. — Aus Feldpostbriefen. — Nahrhaftes Brot. — Bücherverzeichnis . . 692
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 11.

Nr. 23 (1. 12. 14).

Ebhardt, Vaterland und Heimat . 697
Mensendieck, Wir Lehrer hinter der Front . . . . . 706
Brepohl, Die deutschen Siedlungen in Südrußland . . . . . 712
Rund um uns: Von einer alten Kulturidee, die bei uns anklopft. — Von des Wandervogels Kriegsarbeit. — Einerlei Maß. — Seltsamer Humor. — Aus Feldpostbriefen. — Wie unsre Jungen den Soldaten eine Weihnachtsfreude bereiten können. — Bücherverzeichnis . . . . . 720

Nr. 24 (16. 12. 14).

Jens, Rätsel . . . . . 729
Richter, Deutscher Krieg und deutsche Lebensgestaltung . . . . . 731
Lehmann, Kriegssegen für Österreich 735
Laufkötter, Haltlose Gerüchte und leeres Gerede . . . . . 740

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Rund um uns: † Dr. Laupheimer. — † Dr. Axel Witting. — Brief einer trauernden Frau an ihre Schwestern. — Aus Feldpostbriefen. — Deutsche Soldaten-, Kriegs- und Volkslieder in Feindesland. — Englische und französische Denker gegen den heutigen Krieg. — Heilige Jugendrechte in großer Zeit. — Die Brotfrage. — — Deutscher Heimatkalender. — Bücherverzeichnis . . . . . 744
Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes Nr. 12.

## Sach- und Überschriften-Verzeichnis.

Abgabe elterlicher Gewalt 45ff.
Abstinenz 25f., 44f., 59ff., 315ff., 350f., 420ff.
† Albert Aronstein (Vortrupp) 625f.
Alkoholfrage 60, 189f., 238ff., 253f., 286, 310, 315ff., 350f., 379, 382ff., 404ff., 420ff., 449ff., 479, 663, 664, 726f.
Alkohol bei Schlangenbissen (Holitscher) 382ff.
Alkoholgegner im Heer (Vortrupp) 253f.
Alkohol und Ermüdung (Hellwig) 379.
Alkohol und Heer (Georg Bonne) 189f.
„Alldeutsche Blätter" 623.
An die deutsche Jugend bei Anlaß des Krieges (Rudolf Eucken) 515ff.
Anmerkungen über das Kino (Hans Harbeck) 182ff.
„Anständig" und „besser" (Paul Hundt) 286f.
Armenpflege 29ff.
„Auf Fichtes Bahnen" (Hermann Popert) 417ff.
Aufruf an alle Mädchen und Frauen des deutschen Vortrupp-Bundes (Ortsgruppe Cöln) 533f.
Aufruf! (Der deutsche Vortrupp-Bund) 531f.
Aus dem Kriegstagebuch eines sächsischen Infanteristen (G. K.) 681ff.
Aus dem Tagebuche eines Kaukasusreisenden (Wolfgang Gruber) 467ff.
Aus den ersten Tagen der Mobilmachung (Krt.) 536.
Aus der „Literatur" des Alkohols. Eine Blütenlese. (Der Kunstwart) 509.
Aus Feldpostbriefen 695, 727f., 747.
Aus Wald und Heide I. Vom Einzelbaum und vom geschlossenen Reinbestand (Jacobi) 504ff.
Aus Wald und Heide II. Von unseren Forstwirtschaftsformen (Jacobi) 557ff.
„Berliner Tageblatt" 405.
Bodenreform 697ff., 511f.
Brief einer trauernden Frau an ihre Schwester 745ff.
Bücher für unsere Krieger (A. Gebert) 599f.
Burschen heraus (K. W.) 157f.

Comeniusgesellschaft 143ff.

„Daphnia variabilis" (Heinrich Scharrelmann) 440ff.
Das Bekenntnis des „Vortrupp" zu Kant und Fichte. (R. Strecker.) 442.
Das einzige Kind (E. L. Herrmann) 310ff.
Das Halbweltliche in der Kleidung unserer Frauen (Hans Huß) 9ff.
Das heilige Muß (J. Schmidt) 601ff.
Das Kind und seine Lebensbedingungen (J. Schmidt) 174ff.
Das Leben der Sprache (Ernst Kliemke) 33ff.
Das Londoner Browning-Settlement (Leopold Katscher) 364ff.
Das Muster einer Darstellung, wie sie nicht sein soll (Hermann Popert) 60f.
Das Wettrauchen (Str.) 478f.
„Deichgraf" oder „Kogsvorsteher" (Hein) 479f.
Der Beginn des Krieges (Rudolf Eucken) 540ff.
Der deutsche Stil (Emil Lehmann) 609ff.
Der Eid (Leo von Egloffstein) 152ff.
Der englische Schatzkanzler über deutsche und englische Sozialpolitik 273ff.
Der erste deutsche Vortrupptag (Vortrupp) 349f.
„Der Förderer" 59.
Der Fremdenlegionssoldat und die Raubtiere (Hans Paasche) 191f.
Der Garten ruft zur Arbeit (Ludwig Lesser) 210ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der heilige Krieg (Wilhelm Müller) 633ff.
Der Jagdfilm (Hans Paasche) 334ff.
Der Käufer als Sozialreformer (Elsbeth Georgi) 314f.
Der Krieg und die Volksernährung (O. de Terra) 581ff.
Der Ruf des Deutschen im Ausland (Otto Mensendieck) 673ff.
„Der Sämann" 219.
Der Siegeszug der Winkerflagge (H. B. R.) 28f.
„Der Staatsbürger" 91f.
Der Student in der öffentlichen Meinung (Ehrhard Kämpfer) 476ff.
„Der Volkserzieher" 296ff.
Deshalb siegen wir. (Der Kunstwart.) 593.
† Dr. Dessauer 692.
Deutsche Bauernkolonien in Bosnien (Friedrich Wilhelm Brepohl) 587ff.
Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 158f.
Deutsche Männer und Frauen! 630f.
Deutsche Soldaten-, Kriegs- und Volkslieder in Feindesland (Walther Kluge) 747f.
Deutsche Sprache und deutsche Tracht (Hans Brummer) 598f.
Deutsche Tracht 624f.
Deutsche Volkskraft (R. Strecker) 638ff.
9. deutscher Esperantokongreß 414f.
Deutscher Heimatkalender 752.
Deutscher Krieg und deutsche Lebensgestaltung (Wilhelm R. Richter) 731f.
Deutschlands gelber Feind (Jonny John) 554ff.
Deutschösterreich und die Reichsdeutschen (Hermann Ullmann) 168ff.
Deutschtum in Österreich 38ff., 168ff., 735ff.
Deutschtum in Südrußland 712ff.
Die abstinente Marine (O. Wanderer) 315ff.
Die ärztliche Mission (J. Kammerer) 460ff.
Die Brotfrage (Vortrupp) 751f.
Die deutschen Siedlungen in Südrußland. (Fr. W. Brepohl) 712ff.
Die erste Berliner Wohnungsinspektorin (Clara Düsterhoff) 254f.
Die Federmode (Hans Paasche) 129ff.
Die Frau in der Armenpflege (Wilhelm Müller) 29ff.
Die Frau und die Volksgesundheit (J. D. Gennerich) 65ff.
„Die Fremdenlegion" 25f.
Die ganze Befreiung (Emil Lehmann) 38ff.
Die Glocknerangelegenheit (Hans Wödl) 511f.
Die Grausamkeit der Breitschwanzgewinnung 156. (Neue Hamburger Zeitung.)
„Die Hilfe" 15, 565.
Die Kraft der Liebe (Heinrich Scharrelmann) 662f.
Die Langsamkeit als Kulturgefahr (Ernst Schultze) 225ff.
„Die Lebenskunst" 58f.
Die Mobilmachung in Frankreich und in Deutschland 597.
Die Pappel (Pfarrer Bruns) 476.
Die Pariser Börse und die Abstinenz in Skandinavien (Fritz Rudolf) 26f.
Die Pfadfinder (Hans Paasche) 522ff.
Die politischen Parteien und der Patriotismus (Konstantin Brunner) 378f.
Die spekulierenden Dualaneger (Str.) 352.
Die studentische Ehre (Paul Roth) 206ff.
Die Verpflegung der Truppen im Felde. Praktische Liebesgaben (Walter v. Gizycki) 691f.
„Die Volkshochschule" 346, 474.
Die Volksorganisation der Siebenbürger Sachsen (W. M.) 612ff.
Die Wiederbelebung Homers durch die Naturkenntnis (Th. Zell) 76ff.
„Die Woche" 159f., 406.
„Die Zukunft" 378.
Die Zuverlässigkeit gewisser Zeitungsberichterstatter 319f.
Drei Grundsätze vom Kriege (Paul Rohrbach) 565.
„Dresdner Journal" 593.
Dr. Götz und Prof. Hartmann (Vortrupp) 286.

Ein Brief an die Deutschen (Wilhelm Heinitz) 692.
Eine bunte Strecke (Almenröder) 255ff.
Eine Erinnerung (Fritz Koch) 281f.
Eine Gefahr für den Wandervogel (Walter Hammer) 500ff.
Eine Interessentengemeinschaft (Vortrupp) 630.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Eine nationale Gefahr (Hiller) 162ff.
Ein englischer Prinz, der die Volksschule besucht 59.
Eine Vergessene (Ingeborg Andresen) 276ff.
Eine Wandervogelpredigt (Julius Burggraf) 215ff.
Einfache Gesundheitsregeln (Philip Oyler) 58f.
Einigkeit (Vortrupp) 566.
Ein Jugendtag (Karl Wilker) 412ff.
Ein Notschrei des kanadischen Deutschtums 158f.
Einsteigen — Ausweisung (Walther Kluge) 203ff.
Ein Stück deutsches Schrifttum von heute (Jonny John) 404ff.
Ein verkanntes Unterrichtsfach (Hans Offe) 69ff.
Ein Rätsel der Ernährungsfrage 19ff.
Ein Wandervogelfest im Mädelnest (Gustav Langhoff) 55ff.
Ein Weck- und Mahnruf unseres Kaisers (Martin Hartmann) 597f.
Eiserne Zeit (Otto Kampe) 604ff.
Englische und französische Denker gegen den heutigen Krieg (Sch.) 748f.
Erdkunde 69ff.
Erklärung (Ernst Haeckel. Rudolf Eucken) 566f.
Ernährung 457ff., 481ff.
Ernährungsfrage 19ff., 722ff., 751.
Erwägungen 378.
Erziehung 47ff.
Esperanto 33ff., 414f.
„Eßlinger Tageblatt" 691.
Ethik und Politik (Ernst Schultze) 642ff.

Familienkunde—Heimatpflege (Karl Maußner) 474f.
Feldpostkarten (Vortrupp) 536.
„Flensberger Zeitspiegel" 184, 563, 564.
Forstwirtschaft 504ff., 557ff.
Frauenbewegung 94ff.
Freideutsche Jugend 19, 258ff., 283ff., 319f.
Freideutscher Jugendtag 19.
Fremdenlegion 25f., 146ff., 191f.
Freude am Vaterland (Melanie Ebhardt) 578ff.
Frühling (Josephine v. Sparenberg) 379ff.
Frühlingswaldlauf (Alfred Rahn) 298ff.
Garten 210f.
Gartenstadt-Illusionen (Emil Behnisch) 427ff.
Geburtenrückgang und Jugendhygiene (Otto Kampe) 15ff.
Gedächtnisfeier (Melanie Ebhardt) 658ff.
Gedanken über die Lage der Krankenpflegerinnen (Wilh. Zarnack) 534f.
Gefallen (Jonny John) 626f.
Gegen die Krankenpflegerinnentracht (Charlotte v. Caemmerer) 91f.
Geist (J. Schmidt) 321ff.
Gerechtigkeit (Melanie Ebhardt) 665ff.
Glaub an die Sache, der du dienst. (Hans Paasche) 385ff.
Gruber und die Frauenbewegung (Hermann Popert) 94ff.
† Gustav Simons 626.
Gustav v. Bunge (Krt.) 59ff.
Guttemplerarbeit (Reinhard Kraut) 420ff.

Halbwelt 9ff.
Haltlose Gerüchte und leeres Gerede (Franz Lauffötter) 740ff.
„Hamburgischer Korrespondent" 135, 348, 624.
Hamburg Town Lottery (Vortrupp) 351f.
Handeln, nicht trauern! (R. Strecker) 594f.
† Hans Huß 625.
† Hauptmann C. Heusch 594.
Heidekultur 268ff.
Heilige Jugendrechte in großer Zeit (Wilhelm Müller) 749f.
Heimstättenrecht 697ff.
Heldentum daheim (Erich Bardenwiek) 595ff.
Helft denen, die uns helfen. (Josef Ritter von Hattingberg. Wilhelm Zarnack) 442ff.
Hemmnisse der Reform unserer höheren Schulen (Hans Offe) 353ff., 390ff., 433ff.
Herbergen zur Heimat (Kurt Fickert) 320, 415f.
Hesselbacher 346.
Hilfe im Kriege (Vortrupp) 533.
Hindhede 19ff.
Höferecht 703.
Homer 76ff.
Hygiene 15ff., 66ff., 95f., 186ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Idealismus 290ff.
Im Büro der Berliner städtischen Fürsorgedame (Clara Düsterhoff) 317f.
Im Kampf gegen Kinderelend (Otto Bahnson) 43ff.
Im Kampf um Heide und Moor. V. Zurück zum Boden (J. Schmidt) 268ff.
Im Krähenwald (Hugo Schomburg) 346ff.
Im Mahlzeitalter (Jonny John) 252f.
Innere Werte (Jürgen Jürgensen) 537ff.
„Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten" 26, 379.
Internationaler Vogelschutz (Wilh. R. Eckardt) 93.
Isländerbuch 2.

Jagd 129ff., 191f., 255ff., 334ff., 346ff.
„Je 3000 Mark" (Karl Wilker) 188f.
Jugend! (Klg.) 222f.

Kant und die Abstinenz (Reinhard Strecker) 350f.
Kein Alkohol als Verpflegungsbestandteil für die Truppen (R. Kraut) 694f.
Kjartans Spruch (Hermann Popert) 2ff.
Kinderhandel 188f., 323ff.
Kinderrettungs-Verein 188f.
Kinetographische Musterprogramme (Hermann Häfker) 84ff.
Kino 62f., 182ff.
Konfirmation (J. Schmidt) 198ff.
Krankenpflegerinnen 91f., 442ff., 554ff.
Kriegslied (Heydorn) 531.
Kriegssegen für Österreich (Emil Lehmann) 735ff.
Kriegstage auf einem ostpreußischen Gut (Berg, Helene) 647ff.
Kunstwart und Dürerbund vor Gericht 384.
„Kunstwart und Kulturwart" 282, 509, 593.
Kyffhäuserverband (Ullmann) 283.

Landgraf, werde hart! (Adolf Bartning) 569ff.
† Dr. Laupheimer 744.
Liebesgaben (Vortrupp) 532f.
Lloyd George 20, 273ff.
Löwen 570.
Lügen (Karl Scheel) 320.
Luxus 6ff.

Madjaren und Nichtmadjaren in Ungarn (Lutz Korodi) 623f.
Marburg (Lemke und Popert) 258ff.
Marineoffiziere als Gastgeber (Hans Paasche) 449ff.
Mäßiger Luxus (Hans Paasche) 6ff.
Meißner Tagung 60f.
Mene tekel upharsin! (Oskar Mummert) 492ff.
Militär und Alkohol (B. Goldschmidt) 479.
Mode 9ff.
Moorkultur 268ff.

Nahrhaftes Brot 696.
Nahrhaftes Schwarzbrot (Vortrupp) 568.
Nervosität und Kindererziehung in der Großstadt (Hedwig Mannhardt) 47ff.
Neue Aufgaben für die deutsche Jugend (Georg Schmidt) 282f.
„Neue Hamburger Zeitung" 156, 531.
Neuendorff 319f.
Neue Tatsachen zur Rassenhygiene (Schütz) 186ff.
„Neue Züricher Zeitung" 314.

† Oberst Leo Tellenbach 661.
Opfer (Melanie Ebhardt) 542ff.

Paradiesvogel 129ff.
Pflichten des Einzelnen in dieser Zeit (Werner von Kiburg) 564ff.
„Philosophie des Vegetarismus" 331.
† Prof. Dr. Leimbach 594.

Rätsel (Uwe Jens) 729.
Reigentänze (Otto Bojarzin) 249ff.
Reklame für die Fremdenlegion (Walther Kluge) 146ff.
Rektor Stampe 31.
Rembrandt als Erzieher 733f.
Roseggerstiftung 42, 510.

Schenk deinen Kindern eine stille Stunde (Paul Rogal) 246ff.
Schlafwandel (Gottfried Keller) 146.
Schloß Mainberg (Arno Steglich) 220ff.
Schularzt 19.
Schülerselbstmorde 49.
Schulreform 353ff., 390ff., 433ff.
Schulvereinigung und Pfadfinderinnenbewegung (Ernst Förster) 410ff.
Schutzarbeit und Kulturarbeit (Emil Lehmann) 464ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Schwarzbrot 481ff., 568, 696.
Schwarzburgbund 283.
Seltsamer Humor 726f.
Siedlerbund 143ff., 364ff.
Sie haben nichts gelernt (O. M.) 693.
Sittliche Instinkte 627ff.
Slaventum in Österreich 42f.
Sogenannte Karikaturen in der Tierwelt (Th. Zell) 616ff.
Sonntagsruhe 318f.
„Soziale Studentenblätter" 378.
Sozialpolitik 273ff.
„Speisen und Reisen" (Jonny John) 159f.
Sport und Ernährung (Heinrich Otto Meng) 303ff., 328ff.
Sport und Kommers (Hans Paasche) 510.
Sprache 33ff.
Starke Herzen (Uwe Jens) 514ff.
Sterben (Johannes Aff) 662.
Studentenschaft 283, 283f., 509f.

Trinksitten 60.
Trost (Melanie Ebhardt) 518ff.

Um Schwedens Wehrkraft 348.
Unbewohnte Zimmer (Else Grüttel) 89ff.
Unsere Industrie und die Bekämpfung des Alkoholismus (Georg Bonne) 238ff.
Unsere Klage gegen die „Hamburger Nachrichten"
Unsere nächsten Pflichten (Jonny John) 563f.
Unsere Sprache (Carl Scheel) 64.
Unsere Waldschulen auf klassischem Boden (Clara Düsterhoff) 223f.

Vaterland, höre uns! (Hans Paasche) 517f.
Vaterland und Heimat (Melanie Ebhardt) 697ff.
Väter und Söhne (Hesselbacher) 346.
Vegetarismus 303ff., 328ff., 722ff.
Vitamine (M. Hindhede) 457ff.
Vogelschutz 129ff.
Volksbildung (Reinhard Strecker) 194ff.
Vollkommene Sonntagsruhe (Rolf E. Uderstädt) 318f.
Vom deutschen Siedlerbunde (Käthe Feuerstak) 143ff.
Von der anderen Seite (Paul Gerke) 283ff.
Von der deutschen Größe dieser Tage (Jonny John) 564f.
Von des Wandervogels Kriegsarbeit 722ff.
Von einem Jahr zum andern (Kurt Schönbrod) 27f.
Von einer alten Kulturidee (Heinrich Meng) 720ff.
Von leiblichen und geistigen Genüssen im Kriege (Heinrich Meng) 677f.
Von slawischer und deutscher Staatsauffassung (H. Ullmann) 400ff.
Von Varietees (Hans Huß) 339ff.
Vortruppleser! (Hermann Popert) 480b.

Wandervogel 55ff., 215ff., 249ff., 281f., 319f., 346ff., 381f., 499ff., 500ff., 722ff.
„Wandervogel" 281, 346ff.
„Wandervögel" ein Lustspiel (Christian Schneehagen) 381f.
Wandervogel E. V. (Hermann Popert) 32.
Warum sollen wir Idealisten sein? (Reinhard Strecker) 290ff.
Was muß unsere Jugend vom Schwarzbrot wissen (Siegfried) 481ff.
Was sagt die deutsche Kriegssanitätsordnung vom Alkohol? 664.
Was singet und klinget...? (E. W. Trojan) 693f.
Was sollen wir jetzt lesen? (Teuthold) 628ff.
Was will die deutsche freie Studentenschaft? 509f.
Wehrfähigkeit 162ff.
Weltbrand (Adolf Bartning) 547ff.
Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt? (Hermann Popert) 369ff.
Wie unsre Jungen den Soldaten eine Weihnachtsfreude bereiten können 728.
Wie wir die Wandervögel suchten und fanden (E. W. Trojan) 496ff.
Wie Zeitschriften zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung gegründet werden (Vortrupp) 445.
Wilhelm Schwaner und sein Volkserzieher (Gotthard Erich) 296ff.
Wintersport als gesundheitliche Notwendigkeit (Walter Hammer) 61f.
Wir Lehrer hinter der Front (Otto Mensendieck) 706ff.
† Dr. Axel Witting 744.
Wohnungsfrage 225ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wozu der Wein im Kriege gut ist (Br.) 663.
Zu hoch (Jonny John) 184f.
Zur Nachahmung empfohlen (Enno Narten) 64.
Zur Nachahmung empfohlen (Vortrupp) 567.
Zur Reform des Einjährigendienstes (Fäustle) 179ff.
Zur studentischen Lebensreform (Ullmann) 283.
Zur Wünschelrutenfrage (Hermann Popert) 32.
Zwangserziehung 44.
Zweikindersystem 17.
Zwölf Kriegsregeln für Daheimgebliebene! (Wilhelm Müller) 689ff.

# Namenverzeichnis.

Aff, Johannes 662.
Allmenröder 255 ff.
Andresen, Ingeborg 276 ff.
Arendt, Henriette 188 f., 323 ff.

Bahnson, Otto 43 ff.
Bardewiek, Erich 595 ff.
Bartning, Adolf 547 ff., 569 ff.
Behnisch, Emil 427 ff.
Berendsohn, Walter A. 509.
Berg, Helene 647 ff.
Bojarzin, Otto 249 ff.
Bonne, Georg 189 f., 238 ff.
Bonus, Arthur 2.
Brepohl, Friedrich Wilhelm 582 ff., 712 ff.
Brummer, Hans 598 f.
Brunner, Konstantin 378 f.
Bruns, Paul 188 f., 323 ff., 476.
Bunge, Gustav v. 59 ff.
Burggraf, Julius 215 ff.

Caemmerer, Charlotte v. 91 f.
Carlyle 749.

Damaschke, Adolf 705.
Düsterhoff, Clara 223, 254 f., 317 f.

Ebhardt, Melanie 518 ff., 542 ff., 578 ff., 658 ff., 665 ff., 697 ff.
Eckart, Wilh. R. 93.
Egloffstein, Leo v. 152 ff.
Eucken, Rudolf 515 ff., 540, 566 f.

Fäustle 179 ff.
Fenerstak, Käthe 143 ff.
Fickert, Kurt 415 f.
Förster, Ernst 410 ff.
Friese-Schmidt, Johanna 725 ff.

Gädeke, Wilhelm 31 f.
Gebert, A. 599 ff.
Gennerich, J. D. 65 ff.
Georgi, Elsbeth 314 f.
Gierke, Otto v. 705.
Gizycki, Walter v. 691 f.
Goldschmitt, Bruno 215, 479.
Gotthard, Erich 296 ff.
Grabowsky, Adolf 60 f.
Gruber, Max v. 16 f., 94 ff.
Gruber, Wolfgang 467 ff.
Grüttel, Else 89 ff.

Haeckel, Ernst 566 ff.
Häfker, Hermann 84 ff.
Hammer, Walter 61 f., 500 ff.
Harbeck, Hans 182 ff.
Hartmann, Martin 597 f.
Hattingberg, Josef Ritter von 442 ff.
Hein 479 f.
Heinitz, Wilhelm 692.
Hellwig 379.
Herrmann, E. L. 310 ff.
Heydorn 531.
Hiller 162 ff.
Hindhede, M. 457 ff., 751.
Holitscher 382 ff.
Hume, David 749.
Hundt, Paul 286 f.
Huß, Hans 9 ff., 339 ff.

Jacobi 504 ff., 557 ff.
Jaskowski, Friedrich 331., 720 ff.
Jens, Uwe 514 ff., 729 ff.
John, Jonny 159 f., 184 f., 252 f., 404 ff., 554 ff., 563 f., 564 f., 626 f.
Jürgensen, Jürgen 537 ff.

Kampe, Otto 15 ff., 604 ff.
Kammerer, J. 460 ff.
Kämpfer, Ehrhard 476 ff.
Katscher, Leopold 564 ff.
Keller, Gottfried 146.
Kiburg, Werner v. 564 ff.
Kleist, Heinrich v. 658 ff.
Kliemke, Ernst 33 ff.
Kluge, Walther 146 ff., 203 ff., 747 f.
Koch, Fritz 281 f.
Korodi, Lutz 623 f.
Kraut, Reinhard 319 f., 420 ff., 457, 491, 536, 625, 694 f.

Langbehn 733.
Langhoff, Gustav 55 ff.
Laufkötter, Franz 740 ff.
Lehmann, Emil 38 ff., 464 ff., 609 ff.
Lemke, B. 258 ff.
Lesser, Ludwig 210 ff.

Malessa, Wilhelm 303.
Mannhardt, Hedwig 47 ff.
Maußner, Karl 474 f.
Meng, Heinrich Otto 303 ff., 328 ff., 672 ff., 720 ff.
Mensendieck, Otto 673 ff., 706 ff.
Müller, Johannes 220 ff., 749 f.
Müller, Wilhelm 29 ff., 633 ff., 689 ff.
Mummert, Oskar 492 ff.

Narten, Enno 64.
Naumann, Friedrich 15.

Offe, Hans 69 ff., 353 ff., 390 ff., 435 ff.
Ottmann, Victor 159 f.
Oyler, Philip 58 f.

Paasche, Hans 76 f., 94, 129 ff., 191 f., 334 ff., 385 ff., 449 ff., 510, 517 f., 522 ff.
Popert, Hermann 2 ff., 32, 60 ff., 94 ff., 258 ff., 369 ff., 417 ff., 480 b.

Rahn, Alfred 298 ff.
Richter, Wilh. R. 731 ff.
Riechenhausen, v. 705.
Rogal, Paul 246 ff.
Rohrbach, Paul 565.
Roth, Paul 206 ff.
Rudolf, Fritz 26 f.

Scharrelmann, Heinrich 440 ff.
Scheel, Karl 64, 320.
Schmidt, Georg 282 f.
Schmidt, J. 174 ff., 198 ff., 268 ff., 312 f., 601 ff.
Schneehagen, Christian 381 f.
Schomburg, Hans 546 ff.
Schönbrod, Kurt 27 f.
Schultze, Ernst 225 ff., 642 ff.
Schütz 186 ff.
Schwaner, Wilhelm 296 ff.
Siegfried 481 ff., 751.
Sieper 273.
Steglich, Arno 220 ff.
Strecker, Reinhard 194 ff., 290 ff., 350 f., 442 f., 594 f., 638 ff.

Terra, G. de 581 ff.
Thöl, Adolf 32.
Teuthold 628 ff.
Trojan, E. W. 496 ff., 693 f.

Uderstädt, Rolf E. 318 f.
Ullmann, Hermann 168 ff., 283, 400 ff.

Vortrupp 31 f., 253 f., 286, 319 f., 349 f., 351 f., 532 f., 533, 536, 566, 567, 568, 625 f., 626, 630, 751 f., 752.

Wödl, Hans 511 f.
Wanderer, O. 315 ff.
Wilker, Karl 188 f., 412 ff.

Zarnack, Wilhelm 442 ff.
Zell, Th. 76 ff., 616 ff.
Zobeltitz, Fedor 404 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 1 1. Januar 1914

## Kjartans Spruch.

Ein Wort tönt herüber aus der Heldenzeit der Germanen. Es soll uns geleiten durch das neue Jahr.

* * *

Kjartan Olafsson, der Isländer, ist gen Norwegen gefahren. Dräuend reckt sich, Unterwerfung heischend, die Macht des gewaltigen Norwegerkönigs gegen ihn auf. Sein Freund Hall deutet leise auf die Gefahr, die dem Trotzigen drohe. Aber Kjartan spricht:

„Unter keines Menschen Zwang will ich leben, solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann; es dünkt mich Kleine-Leute-Art, sich so wie ein Lamm aus dem Pferch oder wie ein Fuchs aus der Falle nehmen zu lassen. Muß man doch sterben, so dünkt es mich um vieles besser, erst noch etwas zu schaffen, was oben bleibt von da ab.*)

Was sagt dies Wort uns Deutschen unsrer Zeit?

* * *

„Unter keines Menschen Zwang will ich leben."

Freiheit kann nicht gedacht werden ohne festes Gesetz und festen Befehl. Und nicht ohne eiserne Treue des Freien gegen seine Pflichten. Aber ein andres ist der Zwang der Menschen — der nichts zu

*) Aus Arthur Bonus' „Isländerbuch", Band I, S. 164. (Verlag von D. W. Callwey, München.)



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaffen hat mit heiligem Gesetz und berufenem Befehl — und der sich dennoch (wir alle wissen, wie oft!) unser Leben unterwerfen will. Im persönlichen Leben treffen wir auf ihn und im Leben der Öffentlichkeit. In vielen Gestalten tritt er auf: Als Mode, als Geldmacht, als Spott.

Da hat einmal — an einem grundverdorbenen Königshofe zu Paris — eine Hofdame ihre Schwangerschaft verbergen wollen. Und hat sich den schwellenden Leib mit Spangen zurückgepreßt. Weil sie aber einflußreich war und wohlgelitten beim König, wollten viele ihr gleich sein und ahmten ihr nach. So entstand das Irrsinnigste, was menschliche Unsitte je geschaffen hat: der Schnürleib, das Korsett. Und der Irrsinn wuchs und griff über nach Ost und Nord in die germanischen Länder — nach Deutschland und England. Und deutsche und englische Mädchen und Frauen machen den unbegreiflichen Wahnwitz mit bis heute, stören sich Gesundheit und Eignung zum Mutterberuf, weil — einmal vor mehr als zweihundert Jahren eine hochgestellte Dirne einen Fehltritt zu verbergen gehabt hat. Manche von ihnen haben sich befreit. Noch viele mehr haben sich befreien wollen — aber ihr Wille brach an dem Zwang der Menschen: der Mütter, der Freundinnen. Die immer wieder predigten, man dürfe nicht gegen die „Sitte" verstoßen. — — Mode!

Da ist ein junger Redakteur. Gleich vielen seines Berufes hat er den ergriffen mit heißestem Herzen, mit heiligstem Eifer. Eine Kanzel soll ihm seine Zeitung sein — eine Kanzel, von der herab er predigen will und seinen Mitmenschen helfen, daß sie gesünder werden und stärker und besser. Jeden Morgen greift er zur Feder mit zitterndem Gefühl der Verantwortlichkeit. Da läßt ihn sein Chef rufen: „Lieber Herr Werner, was Sie da gestern über Bodenreform ge„schrieben haben, liest sich großartig. Aber — machen Sie's doch „lieber nicht wieder. Sehen Sie, hier liegen schon Beschwerden von „drei großen Terraingesellschaften — die eine droht ganz unver„blümt mit der Entziehung ihrer Annoncen. Na, darum kümmern „wir uns eigentlich nicht — aber — na ja, besser ist besser". Werner geht gesenkten Hauptes in sein Arbeitszimmer zurück. Die Glieder sind ihm schwer, und er hat einen schlechten Geschmack im Munde — — Geldmacht!

Ein Knabe hat früh den Geist genährt mit großen Bildern aus Sage und Geschichte. Die haben seinen Willen entflammt. Stark

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie Siegfried will er werden, treu wie Leonidas, ausdauernd wie Dietrich von Bern, ein Held seines Volkes wie Beowulf. Ein erfahrener Mann, der seine heiße Seele kennt, hat ihm geraten: „Strebst Du nach solchen Höhen — in unsrer Zeit, die mehr als eine der Zeiten, wo jene Helden lebten, an Leib und Seele zehrt, so stähle die durch zwei Dinge: Sorge, daß Dein Leib rein sei zu der Zeit, wo Du die ebenbürtige Gefährtin findest. Und halte Dein Hirn frei vom Gift des Rauschtrankes." — Der Knabe wird ein Jüngling, er tritt ins Leben. „Was", summt es hinter ihm drein, „ein Mann und kann nicht lieben?"; es mag der nächste Freund sein, der so höhnt. „Was, ein Deutscher und kann nicht zechen?"; manchmal ist's der eigne Vater, der so ruft. — — Spott!

Wir aber sprechen, zu Mode, Geldmacht und Spott, Kjartans Wort: „Unter keines Menschen Zwang will ich leben, solange ich aufrecht stehe und der Waffen walten kann."

* * *

„Es dünkt mich Kleine-Leute-Art."

Kleine-Leute-Art heißt nicht Arme-Leute-Art: Nicht darum ist man ihr verfallen, weil man geringen Besitzes ist oder niedrer Herkunft; so wenig Reichtum und Adel vor ihr schützen. Wo immer aber sie sich findet, bei Reich oder Arm, bei Hoch oder Niedrig, da ist sie die Todfeindin des Kampfes für das Licht.

Nicht das ist Kleine-Leute-Art, daß man gehorcht, wo Gehorsam geschuldet wird: denn immer wieder gilt das Wort vom festen Gesetz und festen Befehl. Kein Kampf kann gekämpft werden ohne die beiden; und ohne sie gibt es weder Freiheit noch Ordnung noch menschenwürdiges Dasein.

Und nicht das ist Kleine-Leute-Art, daß man Ehrfurcht zollt, wo Ehrfurcht geschuldet wird. Ehrfurcht Dem, worin dir oder Andern das Heilige erscheint. Ehrfurcht den Männern und den Frauen, die an Geist, Seele oder Kraft emporragen über die Menge und über uns selbst. Ehrfurcht dem Menschen, der dazu berufen worden ist, eines Volkes Gesamtheit in seiner Person zu verkörpern, mag er Kaiser heißen oder König, oder Präsident.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

All das ist nicht Kleine-Leute-Art.

Aber das ist Kleine-Leute-Art: Sich fügen dem sinnlosen Zwange der Menschen; der Mode, der Geldmacht, dem Spotte und der „öffentlichen Meinung".

Auch dies: Nicht wissen, was man wert ist und deshalb sich bücken vor jedem Titel und Orden und vor jedem straffen Beutel; und des eignen Urteils bar sein und deshalb mit offenem Mund lauschen, wenn ein parteipolitisches Schlagwort hallt in den Parlamenten und widerhallt in den Zeitungen. — — Und dies nicht minder: sich streiten und zanken um Kleinigkeiten, und seine Lust finden am Tadeln und Besserwissen.

Auch der ist jener Art eigen, der keine Freude hat an seinem Körper und an der Straffheit seiner Sehnen und Muskeln; der keine Erholung findet bei freudiger Bewegung in frischer Luft, sondern am niedern Stammtisch in verräucherter Kneipe. Da ist der rechte Himmel der Knechte; und wenn's auf Erden einen gibt, dem das Knechtszeichen auf die Stirn gebrannt ist, so ist's der deutsche Stammtischbruder.

Kleine-Leute-Art aber mehr als alles andre ist dies: Nur da Mut haben, wo man in der Mehrheit steht und eine wehrlose Minderheit ungestraft anbellen kann. Und auch: tatlos dulden, daß die Lüge herrscht im öffentlichen Leben; man fürchtet den Kampf, der nötig ist, sie zu stürzen — weil man bei niemandem anstoßen will, der mächtig ist oder einen guten Rock trägt. Das sind die, die sich „wie ein Lamm aus dem Pferch nehmen lassen" oder „wie ein Fuchs aus der Falle". Mehr Schuld trifft sie am Übel in der Welt, als die Schlechten: denn sie lähmen Widerstand und Angriff der Guten.

All das und alle diese richtet Kjartans Wort „Es dünkt mich Kleine-Leute-Art".

* * *

„Muß man doch sterben, so dünkt es mich um vieles besser, erst noch etwas zu schaffen, was oben bleibt von da ab".

Stets habe ich die verachtet, die geringschätzig vom Tode sprechen. Denn ich glaube ihnen nicht. Sich selber belügen sie oder Andre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und die allerverächtlichsten sind mir immer die gewesen, die — selbst in Sicherheit — Andern predigen, der Tod sei nichts. Männer der Presse zum Beispiel oder der Parlamente, die zum Kriege hetzen, und dabei von sich selber wissen: „Wir bleiben zu Hause".

Kjartan ist ehrlicher. „Muß man doch sterben ..." sagt er. Darin liegt: Er prahlt nicht mit erlogener Verachtung des Todes. Er trügt nicht sich und Andern vor, er wolle den Tod. Sein Wille ist auf's Leben gerichtet und der Tod ist ihm ein verhaßtes „Muß". Aber — er findet den Gedanken, in dem er dieses „Muß" innerlich überwindet, er findet ihn eben durch die Stärke seines Willens zum Leben, der ein Wille zum Wirken ist.

„Erst noch etwas schaffen, was oben bleibt von da ab."

Es wird heute viel geredet von „heroischer Lebensauffassung". Besonders die haben sie oft im Munde, die sie von Andern verlangen. Hier, meine ich, ist sie wirklich; ich kenne kein Wort, aus dem sie klarer, tröstender und anspornender klänge. Mehr noch: nur wenige so tiefe, so tröstende Gedanken sind überhaupt gedacht und ausgesprochen worden, seit die Welt steht, wie dieses: „Erst noch etwas schaffen, was oben bleibt von da ab."

Wer sein Wirken unter diesen Gedanken stellt, den wird es segnen.

Wir aber und unsere Freunde schaffen daran, daß sich die Arbeit unsrer Tage unter diesen Gedanken stelle.

Heute steht sie noch nicht unter ihm. Sie ist massenhafter als irgendeine Arbeit, die irgendwelche Tage vor uns je gesehen haben. Wäre die Arbeit an sich ein Segen, gleichgültig welchem Endzwecke sie dient, gleichgültig in welchem Geiste sie geschieht, sie müßte heute ein Massenglück über die Erde verbreiten, wie keine Zeit es je gesehen hat. Tut sie das? Ich sehe auf unsre Großstädte, wo die hastende Massenarbeit unsrer Tage sich abspielt. Und ich suche, wo sie Werte des Lebens schafft, die „oben bleiben". Und sehe vielmehr, daß fast alles, was sie hier wirkt, nichts ist als ein Schaffen von Todeswerten. Sehe, wie sie Arbeiter, Unternehmer, Ingenieure, Advokaten und Beamte gleichmäßig zermürbt, wie sie in jedem Jahrzehnt neue Geschlechter frißt, die frisch vom Lande herein kamen. Und zu welchem Ende? Damit die Großstädte — die großen „Arbeitsmärkte", wie ihre Lobredner sie nennen, die großen „Todesmärkte", wie die Wahrheit sie nennen muß — noch größer werden, noch mehr Opfer fressen können.

Bleibt das so? Muß das so bleiben? Wer uns kennt, der weiß, daß wir darauf ein freudiges „Nein" haben. Wenn irgendwer daran glaubt, dann glauben wir daran: Der Tag wird kommen, wo die

Menschheit begreift, daß sie nicht dazu geschaffen ward, Sklavin der toten Sache zu sein, wie sie es heute ist. Daß das gewaltige Werkzeug der Technik dem Menschen nicht gegeben wurde, auf daß er sich daran kette, wie ein Sklave an die Tretmühle, sondern auf daß er mit diesem Werkzeug in freier Hand das Gottesgebot erfülle, „ein Herr zu sein über alle Dinge".

Wir glauben daran. Glauben, daß unsere Zeitgenossen, und mehr noch unsre Söhne und Enkel, den Willen und den Weg finden werden zum Schaffen dessen, was „oben bleibt".

Und indem wir zu unserm bescheidenen Teil mitzuhelfen suchen am Bilden solchen Willens und am Finden solchen Weges, hoffen auch wir, teilzuhaben am Geist und am Segen von Kjartans Spruch.

* * *

Der Spruch tönt herüber aus der Heldenzeit der Germanen. Er soll uns geleiten durch das neue Jahr.

Hermann Popert.

## „Mäßiger Luxus."

Unter den Blüten, die das Opferjahr 1913 hervorgebracht hat, sind auch häßliche, die, wenn der Vortrupp es verhindern kann, nicht Frucht zeugen sollen. Der häßlichsten eine steht in dem Aufsatz einer Schriftstellerin in einer Tageszeitung. Die ruft die Frauen auf, nicht hinter den Männern zurückzustehen, wenn es gelte, Opfer für die Rüstung zu bringen, und empfiehlt, die Frauen sollten sich überlegen, an welchen Stellen sie ihren Luxus ein wenig einschränken könnten. „Laßt uns groß denken und klein leben" schreibt sie. Kaum aber hat sie diese Tat empfohlen, da erschrickt sie vor ihrer Kühnheit und fügt hinzu: „Klein leben! Dies nur für diese Zeit der Spannung; denn wer bemittelt ist, soll aus volkswirtschaftlichen Gründen auch entsprechend leben."

Da haben wir gleich das Beispiel, was heute „groß denken" heißt. Da werden wir auch gleich inne, was heute unter der Flagge „Volkswirtschaft" segelt.

Welch eine tiefe Sittlichkeit spricht doch aus dem Satze: „Der Bemittelte soll ‚entsprechend' leben". Grade, was jeder Vaterlandsfreund tief beklagen muß, daß alle die Neureichen „entsprechend" leben, das fordert dieser Aufruf. Er fordert, daß die vielen Ehren-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werten, denen Gelegenheit geboten wurde, Geld zu häufen — daß die ihre Zeit im Kaffee versitzen, im protzigen Auto zum Rennen fahren, hinter Spiegelscheiben Diners schlemmen, Reiherfedern tragen und sich allen Behang anbinden, den eine erfinderische Industrie befiehlt. Das sind dann „volkswirtschaftliche Rücksichten": wenn etwas Überflüssiges ersonnen wird und wenn es Abnehmer findet.

Das Wort „entsprechend leben" kennzeichnet unsre Zeit. Der beschämende Maßstab, woran sie die Lebenswerte mißt, ist ausschließlich das Einkommen. Für jedes Einkommen gibt es einen „entsprechenden" Aufwand. Der größte Aufwand, der Luxus, gilt als das Ersehnte; wer ihn aber nicht treiben kann, der treibt dann doch wenigstens so etwas, wie „mäßigen Luxus."

Es gehört ja überhaupt schon die ganze Blindheit einer gewissen Sorte moderner Nationalökonomen dazu, um im Luxus überhaupt etwas für die „Volkswirtschaft" Erstrebenswertes zu sehen. Die ganze Blindheit, mit der der Kultus der toten Sache ihre Priester zu schlagen pflegt, die nun nicht mehr sehen können, wie unsinnig es ist, wenn große Teile der Kräfte der Menschen zur Herstellung von Unnützem und vielfach sehr Schädlichem verschwendet werden. Aber der „mäßige Luxus", dieses Talmiding, ist geradezu die Schande unsrer Zeit. Denn das mit ihm untrennbar verbundene Bestreben, nicht nur das Einkommen, was man hat, sondern auch das, was man vortäuschen muß, an dem Aufwand, den man treibt, erkennen zu lassen, macht die Menschen zu willenlosen Sklaven ihres Geldes. Wer heute eine Gehaltaufbesserung bekommt, sagt: „jetzt kann ich mir etwas Luxus leisten", und gibt dadurch zu erkennen, daß er den „mäßigen Luxus" entbehrte. Und von nun an wird er immer noch etwas entbehren bis die neue Gehaltaufbesserung kommt — und die nächste und so fort. Er wird seiner Gewohnheit treu bleiben und sich vom Gelde abhängig fühlen, er wird Lakai bleiben.

Der „mäßige Luxus" verdirbt das Volk, er schafft Unruhe, Unzufriedenheit, Kulturlosigkeit. Ein Volk, das „mäßig Luxus treibt", ist würdelos. Es trägt die Zeichen des Emporkömmlings zur Schau. Es hat noch keine Kultur.

Es ist das Wesen des „mäßigen Luxus", daß er dem Menschen, den er beherrscht, nicht erlaubt, die Gesetze zu erkennen, nach denen sich die Bedürfnisse des Menschen richten. Der Römer Lucius Annaeus Seneca bekämpfte den Luxus und sagte: „Vermindere dein Gepäck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Notwendige ist leicht erreichbar; das Wohlleben allein macht Sorge."

Er galt als ein Weiser. Der Weise gibt sich mit dem Notwendigen und Guten an irdischem Besitz zufrieden und schielt nicht nach dem unerreichten Besseren. Dadurch hat sein Leben etwas Beständiges, und er hat Zeit, den Tag, den er lebt, zu genießen.

Beherrscht Weisheit ein ganzes Volk, dann hat es Kultur. Dem deutschen Volke tut not, zu erkennen, was dem Menschen an irdischem Besitz notwendig ist, und alles, was darüber hinausgeht zu mißachten, weil es dem Leben die Ruhe und wahre Schönheit raubt. Den „mäßigen Luxus" darf es nicht wollen und muß lernen, die erbärmliche Lage der Menschen zu erkennen, die ihre Freude am Heute zerstören, weil sie für morgen größere Geldmittel erhoffen.

An Stelle des „mäßigen Luxus", der ein Scheinleben erzeugt, muß die natürliche Lebensweise treten. Sie ist mit bescheidenen Mitteln erreichbar. Wenn sie heute das Lebensideal des deutschen Volkes wäre, dann wären wir schon ein starkes Volk freier Menschen. Jetzt sind wir eine Masse unzufriedener Streber. Wie Viele wären reich, wenn sie bei dem Notwendigen stehen blieben, wie Viele würden als Reiche angesehen werden, wenn sie nicht durch ihren kleinen Perlenschmuck allen Menschen zeigten, daß sie sich keinen größeren leisten können. Das „mäßige Schlemmen", das kleine Fürstenmenü, das Palastpröbchen (Salon genannt) mit dem Beginn einer Kunst- und Altertumsammlung, der Riesenfederhut im Straßenbahnwagen, was alles auf Schritt und Tritt Zeugnis ablegt von der Armseligkeit, — das ist der „mäßige Luxus". Und dafür die Hast der Renner im Alltagsgrau.

Fragst du einen solchen „grauen Krieger", weshalb er keine Zeit hat: Damit seine Kinder ein „besseres" Leben führen können. Damit sie eine noch mehr gefüllte Wohnung haben, noch etwas mehr Schlemmerei, noch elegantere Kleidung, noch mehr Ansprüche auf den Neid und — den Haß der Armen. Und auf die Verachtung der Weisen. Dahin steht der Sinn dieser Leute, die auf dem Schlachtfelde des „mäßigen Luxus" sterben mit der Lüge auf den Lippen, sie hätten ihre Pflicht getan, weil sie die Sicherheitsventile ihrer Körper festbanden, jeden Alarm überhörten und sich zu Tode arbeiteten, um ihren Kindern das Recht zu geben, „Ansprüche zu machen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der „graue Krieger" kennt keinen größeren Ruhm, als wenn er weniger „kriegerisch" gesinnte Menschen aufreizen darf mit dem Ausspruch: „Meine Kinder können Ansprüche stellen." Ansprüche nämlich, „entsprechend" zu leben. Anspruch auf „mäßigen Luxus".

Wer noch nicht fühlt, wie solche Grauheit ein Volk verdirbt, der höre: Ein junger Mann, der etwas Rechtes gelernt hat und sich in gesundem, reinem Lebenswandel rotes Blut erwanderte, lernt ein frisches Mädel in einer unbewachten Stunde kennen und verliebt sich. Er spricht mit dem Vater. Der sagt dem Manne von der einfachen Lebensweise: „Meine Tochter hat Ansprüche zu stellen." Der junge Mann weiß, was er will, und antwortet: „Wenn ich eine Familie gründen will, fühle ich doppelt die Pflicht, an einfacher Lebensweise festzuhalten."

Und er hat recht geantwortet; denn das Vaterland hat Anspruch auf die Tugend seiner Einfachheit. Das deutsche Weib aber, ob sein Vater Millionen Gold zusammenhäufte oder arm blieb, hat Anspruch auf einen gesunden, gewissenhaft lebenden Mann und auf eine Stube voll frischer Kinder. Auf nichts Größeres. Und das Beste, was deutsche Väter ihren Töchtern hinterlassen können, ist die ungeschwächte Fähigkeit, ihre Säuglinge an eigener Brust zu stillen.

Wer auf deutschem Boden „entsprechend" leben will, dem zeige man den nächsten Weg zur Grenze, und sei er der beste Steuerzahler. Aus vaterländischen Gründen trotz aller „Volkswirtschaft".

Hans Paasche.

## Das Halbweltliche in der Kleidung unsrer Frauen.

Am „vornehmsten Ballokal" der Stadt stauen sich die Wagen. In spiegeliger, wirrer Schattenreihe stehen sie vor dem knalligen Licht der Bogenlampen am Portal; schrittweise rücken sie zur Abfertigung vor. Der Portier öffnet Schlag um Schlag. Die feinere Halbwelt begibt sich zum Tanz. Der Portier erweist den Damen und Herren dieser Welt die ihnen zukommenden Ehren. Er kennt seine Kunden. Die Kavaliere gehen an seiner strammen Untertänigkeit mit Verachtung vorbei. Lackschuhe, tadellose Bügelfalten, ein Frack, mit dessen Sitz man dem Schneider einige unangenehme Wochen bereitet hat, ein nachlässig übergeworfener Mantel, schneidig kurzgeschorenes Haar oder eine distinguierte Glatze, der Zylinder, fehlerfreie Wäsche — wenn das noch nicht Überlegenheit verleiht! Dann tut's sicher ein unrührbares Gewissen, das noch nie eine Niederlage gefühlt hat, und ein Mangel an Ganglien in derjenigen Gehirnpartie, die für die Bildung des sozialen Weltbildes wichtig ist. Diese



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Art von Rittern mit dem unerschütterlichen Genießerselbstbewußtsein würde noch viel zahlreicher sein, wenn die Mittel für ihre Lebensführung allgemeiner verbreitet wären. Unendlich viele junge Männer bemühen sich redlich, es diesen Vorbildern in minderer Ausstattung gleichzutun, und halten sich für Lebenskünstler, wenn sie sich mit bescheidenerem Aufwand geschickt in ihre Lage finden.

Die „Damen", die mit ihren Kavalieren aus dem weißen Bogenlicht in das elegante Vestibül des Etablissements enteilen, tragen alle die Merkmale ihres Standes. Wenn nicht im Gesicht, so doch an ihrer Kleidung und an ihren Frisuren. Durch unverkennbare Zeichen unterscheiden sie sich von den anständigen Frauen; durch irgendetwas Auffallendes machen sie ihre Käuflichkeit sichtbar. Zuweilen tut nur eine Einzelheit, etwa an der Haartracht, den Dienst als Zunftzeichen, zuweilen wird das Dirnentum in der Gesamtwirkung der Erscheinung ausgedrückt. Die Kleider und Frisuren dieser Mädchen sind nur nach der neuesten Mode gearbeitet. Aber sie sind im Sinne dieser Mode so vollendet, daß keine anständige Frau es wagen würde, sie zu tragen. Die Halbweltlerinnen müssen geradezu schurkische Schneiderinnen haben, die sich mit verwandtem Fühlen in den Geist jenes furchtbaren Lebens hineingefunden haben, die genau wissen, wie man verhüllen und betonen muß, um e i n e ganz bestimmte sieghafte Wirkung zu erhalten. Daß einigen dieser Ballroben ästhetische Werte eigen sind, das schwächt ihre Niederträchtigkeit nicht ab. Das rohe Dekolletee der Ausgestoßenen ist eine ehrlichere Tracht als diese Höchstleistungen unserer Mode.

Drinnen, im glänzend beleuchteten Saale beginnt der nächtliche Betrieb. Da wirken Sekt und Tanz und Chik und eine heißblütige Musik zu einem Rausch zusammen, der die Menschen auf einer gewaltigen, sumpfig schillernden Woge emporhebt und sie anwirft an den Strand der Gemeinheit, heute wie alle Nächte.

Dieses entsetzliche Leben bannt seine Opfer, bis es sie vernichtet. Ganz Wenige retten sich heraus. Ja, der Glanz der Halbwelt wirft seine gefährlichen Strahlen weit hinein in unser bürgerliches Leben. In vielen, vielen Familien wird Woche für Woche die Halbwelt mit gewissen Witzblättern durch die Lesemappe in die Wohnstube getragen. An allen Bahnhöfen, in jedem Kaffee, bei jedem Barbier liegt keck dargestellte Halbwelt zum Genusse für unsere Spießer bereit. Bei den meisten sehr „populären Schlagern" machen sich ihre Sänger und Sängerinnen und die gefälligen Zuhörer der Verbreitung halbweltlichen Geistes in Haus und Familie schuldig.

Am stärksten aber offenbart die Halbwelt ihre suggestive Wirkung darin, daß unsere Frauen immer mehr Halbweltliches in ihre Kleidung aufnehmen, daß sie sich nach einer Mode anziehen, die tatsächlich die ihrem Wesen entsprechende Vollkommenheit in den „reizenden" Kostümen der anrüchigen Lebedamen findet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist fast lächerlich, noch einmal nachzuweisen, daß unsere Damenmode mit der echten Schönheit nur in seltenen Einzelfällen etwas zu schaffen hat. Schon das weist die große Mode aus dem Bereich des Schönen aus, daß sie durch Panzer und Wattierungen den Körper nach der Kleidung formt, statt durch ihre Gaben den natürlichen Ausdruck des Menschenleibes zu erhöhen. Schon ihre tausend Zweckwidrigkeiten sind ein Hohn auf alle Ästhetik. Das aber ist ihre größte Sünde gegen die Schönheit, daß sie halbjährlich die Hunderttausenden ganz verschiedener Persönlichkeiten bis zu einem gewissen Grade zu uniformieren versucht. Die Mode folgt eben ihren eigenen wunderlichen — und sehr einträglichen — Schönheitsgesetzen.

Wie völlig wir mit unserer allgemeinen Frauenkleidung in die Irre gehen, das sollte uns allein der Wortschatz der Modenhäuser offenbaren. Wo preisen uns je die geschäftlichen Vertreter der Mode einen ihrer Handelsgegenstände als „schön" an? Ganz selten wagen sie einmal die Bezeichnung: „sehr kleidsam". Aber das Wort zieht nicht recht. „Nouveauté!" „Das Neueste!" „Die große Mode!" „Sehr aparte Fasson!" „Reizend!" „Hochelegant!" „Chik!" Das sind die Wörter, von denen eine merkwürdige suggestive Wirkung zum Kaufen und zum Tragen ausgehen muß. Die Modehändler tun recht daran, ihre Ausstellungen so zu erklären. Mit „reizend" und „chik" wird die große Richtung unserer Mode trefflich bezeichnet.

Daß die große Masse unserer Frauen sich ganz im Sinne dieser so gerichteten Mode kleidet, davon überzeugt ein Spaziergang durch eine belebte Großstadtstraße, das beweisen auch die glänzenden Geschäfte der großen Modenhäuser. Selbst für manche feinsinnige Frau sind die Einflüsterungen der Mode zu stark.

Das eine aber ist geradezu unglaublich, daß unsere Frauen nicht sehen, mit wem sie im Punkte ihrer Tracht gemeinsame Sache machen. Daß sie nicht sehen, wie sie sich tatsächlich der abgefeimten Mittel der Halbwelt bedienen, um ihre Erscheinung zur vorteilhaften Geltung zu bringen.

Chorrock und schwarze Missionsbluse sind ganz gewiß nicht das Ideal der menschlichen Kleidung. Schlampiges Schuhzeug, überzüchtig festgedrehte, ölige Haarzwiebeln, hochanständige, zu weite Zwirnhandschuhe sind ganz gewiß ästhetische Pflichtwidrigkeiten. Aber all diese Dinge können eine tiefe Weltanschauung zur Ursache haben.

Wie aber will man den zu engen Rock rechtfertigen? Wenn eine Halbweltlerin dieses straffe, winkelwerfende Gebilde trägt, dann weiß man, weshalb sie es tut. Sollten gewisse deutsche Frauen und Mädchen halb dankbar dieses Geschenk der Mode hingenommen haben? Die Ästhetik hat keinen Teil an der Erschaffung des Humpelrocks; dafür bürgt seine Zweckwidrigkeit. Wes Geistes Kinder sind die, die ihn tragen? Man faselt von „Linien", die der zu enge Rock verleihen soll. Dieser Rock, der die wunder-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

volle Hüftlinie der gesunden Frau an der entscheidenden Stelle so unverschämt einkerbt? So wahr es unanstößig ist, wenn ein schönes Gewand das Spiel der Glieder ausdrucksvoll sichtbar macht: d i e s e modische Hülle ist gemein. Wer dafür kein rechtes Auge hat, der mag sich die vervollkommneten engen Röcke der eleganten Dirnen ansehen. Dort findet er die gepriesenen Linien noch deutlicher, und dort kann sich niemand mehr über die Absichten des Humpelrocks täuschen. Dieses uns von Paris beschertes Zunftzeichen der Halbwelt hat sich die Allgemeinheit der deutschen Frauen — mehr oder weniger gedankenlos — zu eigen gemacht. Die „enge Mode" ist tatsächlich bei uns sehr schnell und sehr allgemein aufgenommen worden, und ihre Gegnerinnen sind in der Minderheit geblieben.

Warum schreibt die Mode die kurzen Röcke vor? Gewiß, gegen die Kürze an sich ist nichts einzuwenden. Bei vielen Volkstrachten, bei unseren Wandermädchen und bei den Volkstänzerinnen schwebt der Rocksaum noch höher als bei den städtischen Modepuppen. Der Zweck verlangt das, und so fordert das wander- oder tanzlustige Gehwerk, das hier unterm Rocksaum hervorsieht, nicht die Vermutung einer bösen Absicht heraus. Das aber ist bei den kurzen Moderöcken anders. Wie bei der Wanderin das kräftige Fußzeug und der hochschwebende Rocksaum sich in ihren Zwecken einig sind, so ergänzen sich auch das kurze Kleid, das hochhackige „reizende" Schuhwerk und die Spinnwebenstrümpfe der modischen Großstädterin. Nur zu einer ganz anderen Absicht. Oder sollte man annehmen, daß dasselbe Dämchen, das sich durch die Enge seines Rockes am Gehen hindert, unten um des bequemen Ganges willen das Kleid kürzt? Man muß schon vermuten, daß dies um der trippelnden Füße und der Enkel willen geschieht. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn von der Bekleidung der Füße und Enkel eine ästhetische Wirkung ausginge. Aber die unnatürlichen Absätze an den Schuhen zwingen wieder zu dem Schluß, daß diese Unterlagen für den menschlichen Fuß nicht dem Verlangen nach wahrer Schönheit ihr Dasein schuldig sind. Und es steht ein sehr böser Verdacht gegen diese Schuhe und Strümpfe auf. Das Fußzeug unserer Frauen wird von der Halbwelt nicht einmal übertroffen; zweckdienlicheres haben die Dirnen nämlich nicht.

Was die Mode mit der Bekleidung des Unterkörpers erreichen will, das beabsichtigt sie auch mit dem, was sie dem Oberkörper nach ihren Launen umwirft. Zweifellos ist d i e Kleidung, welche die Luft um die Haut des Körpers herumspielen läßt, aus Gesundheitsgründen die beste. Und ohne Frage ist ein Halsausschnitt, der ein ausdrucksvolles Tragen des Kopfes erkennen läßt, mit Schönheitsgründen zu rechtfertigen, sobald etwa ein sittlich ungesund fühlender Mensch dagegen Einspruch erhebt. Aber was die Mode sich an durchbrochenen Blusen leistet, das fordert den Widerspruch der Anständigen heraus. Auch diese Kleidung haben halbweltliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Absichten gestaltet. Warum verletzen die nackten Arme einer griechischen Frau nicht? Warum kann man den entblößten Oberleib etwa einer Walküre ohne Unbehagen sehen? Weil die Würde der Frauengestalt und des Gewandes jeden unsauberen Gedanken ausschaltet. Wie aber, wenn ein „reizender" würdeloser Spitzenkleinkram die Brust und die Arme schlecht verhüllt? Wenn der ganze Oberkörper einer Frau nach kleinlichem Geschmack behängt ist? Hier hat sich die Mode nicht etwa in ihren Wirkungen geirrt; hier hat sie sehr bewußt gestaltet.

Das ist überhaupt das Kennzeichen unserer Mode: sie nimmt der Frau die Würde ihres Menschentums — die übrigens von köstlich heiterer Art sein kann —, beputzt sie dafür mit raffinierten, ästhetisch oft sinnlosen Einzelheiten, die sie im Großen für Tausende ohne viel Rücksicht auf persönliche Eigentümlichkeit schafft, und macht so aus der entwürdigten Menschenfrau das vor allem erotisch reizende weibliche Wesen.

Man könnte, wenn nicht der Stoff zu widerwärtig wäre, diese Absicht der Mode an allem nachweisen, was sie unseren Frauen zumutet. Man denke z. B. nur an die Hüte mit dem unglaublichen „Mephistoschmuck" aus Federn oder bandbewickeltem Draht.

Eins reizt noch zur Betrachtung: die Frisur, die das modische Kleiderwerk harmonisch ergänzt. Das läßt sich nicht leugnen: etwas Ganzes ergibt sich aus dem Zusammenwirken von Anzug und stirnverhängenden Ponnyfransen oder jener eingeweideartig angeordneten Lockensammlung auf dem Hinterkopfe. Die „Ponnytour" mag man gelten lassen. Sie ruft den Eindruck einer niedrigen Stirn hervor und übt so für das andere der modernen Erscheinung eine gewisse entschuldigende Wirkung aus. Eine freie menschliche Stirn über einem modern bespannten Körper ist schwerer zu ertragen. Das üble Haarrollenarrangement aber kann nur für Dirnen einen Sinn haben. Daß viele deutsche Frauen in unbegreiflicher Einsichtslosigkeit den Damen der Halbwelt dieses vorzüglich auffällige Zunftzeichen wegnehmen mußten! Sind unsere Frauen so weltfremd oder so vorurteilsfrei geworden?

Wir besitzen sogar schon literarische Beweise dafür, daß unsere Frauen sich mit dem Geschmack ihrer Kleidung der Halbwelt nähern. Ihre Mode wird schon im Sinne jener Welt besungen und bildmäßig dargestellt. Man sehe sich die Leistungen geistreicher „Kulturkämpfer" in den bekannten Witzblättern an! Dort sind Frauen unseres Volkes an den Pranger gestellt, von künstlerisch und literarisch begabten Leuten, aber so widerwärtig dirnenhaft, daß man den gerissenen Erfindern dieser „reinigenden Satire" die Hundepeitsche übers Gesicht schlagen möchte. Man legt indessen mit Entsagungslächeln diesen schönen Gedanken ins moralische Schubfach zurück. Denn eine stattliche Anzahl unserer Frauen und Mädchen hat es sich durch die Mode redlich verdient, daß jene geistigen Führer mit ihrer Beschimpfung ihr tägliches Brot verdienen. Das soll allerdings nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geleugnet werden, daß gerade unsere satirischen Witzblätter unendlich vielen Lesern und Leserinnen das Dirnentum anziehend und vertraut machen, daß sie den Halbweltgeist wacker in unser Bürgerleben hineintragen helfen und daß ihre geschäftstüchtigen Schöpfer eine riesenhafte soziale Schuld tragen. Auch „Dichter" von Ruf sind mit dem Geiste unserer Mode so einverstanden, daß sie in der Frau das halbweltliche Wesen besingen. Einer dieser Literaten, der bei anspruchsvollen Lesern etwas gilt und in manchen Dingen als Schriftsteller ernst zu nehmen ist, tut unseren Frauen den Schimpf an, ihre Unterwäsche zu besingen. Ihre, nicht etwa die einer Dirne. Daß man einen solchen Unhold nicht durch ein kräftiges „Hebe dich hinweg, Satan!" unmöglich machen kann, das ist ein sehr schlimmes Zeichen für die Schätzung, die die Frau heute in unserer Gesellschaft genießt. Sie mag sich dafür bei der Mode bedanken.

Wie kommen wir von dem Irrwege, auf den uns die Mode gebracht hat, wieder ab? Die deutsche Frau braucht sich einfach nicht nach der Mode zu kleiden. Mit Reformen im Einzelnen, mit bloßer Vorsicht gegenüber den Gaben der Mode ist freilich so gut wie nichts getan. Wenn die Mode ihre Aufmerksamkeit zuerst auf die erotische Wirkung richtet, wenn ästhetische Einzelheiten ihr nur ein unvermeidliches Mittel sind, dann müssen wir uns von dem Geiste der Mode ganz befreien. Und das ist n i c h t unmöglich. Oder sollte im Ernst es jemand für unmöglich halten, daß die deutsche Frau ihre Kleidung einmal n i c h t mehr von dem überhitzten Geschmack Pariser Dirnen und dem Absatzbedürfnis der führenden Modenhäuser bestimmen lassen wird? Mut gehört — wie zu jeder Enthaltsamkeit — so auch zur Enthaltung von der Mode. Diese Tatsache ist ein schlimmes Zeichen für uns; aber sie enthält auch den großen sittlichen Gewinn, der jedem guten Kampfe eigen ist. Hier liegt eine würdige, nicht geringe Aufgabe für die Vortrupp-Gruppen und für manchen anderen Verband zur Umgestaltung unseres Lebens. Hier handelt es sich nicht nur um ästhetisch verfehlte Kleidung. Durch unsere Mode wird der sittliche Einfluß unserer Frauen auf die Gesellschaft in sein Gegenteil verkehrt. Deshalb müssen wir nicht nur alles Modenwesen vermeiden, sondern es bis zur Vernichtung bekämpfen. Unsere deutschen Frauen müssen zu einer gewaltigen Bewegung zusammentreten, die unser Leben wieder reinigt von dem Halbweltlichen, mag sich darum auf geschäftlichem Gebiete ereignen, was will.

„Aber ein Ersatz für die Mode ist nicht da; vorläufig wenigstens nicht. Gelegentliche Reformen sind in den Händen Einzelner geblieben." Gegen diese Einwände ist zu sagen: zum Glück sind schon jetzt viele deutsche Mädchen und Frauen von der Mode losgekommen; es sind schon ganz erfreuliche Ansätze zum Kampfe da. All die Kämpferinnen werden auf irgendeine Weise ohne die Mode fertig und sehen dabei n i c h t lächerlich aus. Dann aber besitzen wir ein herrlich aufblühendes Kunstgewerbe, das nach Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tätigung verlangt, das in seinem Wesen deutsch ist und wohl fähig wäre, eine Kleidung für die deutsche Frau zu schaffen, wenn es ernstlich vor diese Aufgabe gestellt würde. Endlich vermag der persönliche Geschmack der einzelnen Frau viel. Viel mehr, als man heute ahnt. Er sollte nur erst frei sein von dem widerlichen Blendzeug, das die Mode ihm in die Hand steckt! Wären nur einmal gesunde Anregungen in Fülle da für die Frauen, die nicht gerade stark mit Geschmack begabt sind! Was würde selbst ein gelegentliches kräftiges Fehlgreifen schaden? Die unmöglichste Tracht, die der hilflose Wille zum Gesunden und Reinen geschaffen hat, überragt in sittlicher Hinsicht und — weil sie ehrlichen, ungetrübten Motiven entstammt — auch in künstlerischer Hinsicht weit die abgefeimte Kleidung, die von unsauberen Geschäftsgeistern entworfen ist. Wenn unsere Frauen den Mut gewonnen haben, durch Taten auf die Lockungen der Mode zu antworten, wenn sie beweisen, daß der Geschmack französischer Lebedamen d o c h nicht auf die deutsche Frau zu übertragen ist, dann wird es mit unserer Frauenkleidung, mit dem Ansehen der Frau und mit manchem Anderen in unserer Gesellschaft besser werden. **Hans Huß.**

## Geburtenrückgang und Jugendhygiene.

Die Frage des Geburtenrückganges in Deutschland ist „aktuell" geworden. Eigentlich ein bißchen spät. Denn für jeden, der die Statistik verfolgt und sich nebenbei ein lebendiges Gefühl bewahrt hat für den Pulsschlag der verschiedenen Lebens- und Todesströmungen im Volkskörper, war es doch seit langem klar, daß der Prozentsatz der Geburten langsam aber stetig sinken würde. Er sinkt ja schon seit 1875, mit welchem Jahre die Geburtenziffer mit 42,3‰ den Höchstpunkt erreichte. Aber genug, die Frage ist „aktuell". Es vergeht in der Großstadt fast kein Tag, an dem nicht irgendein Verein darüber verhandelt, irgendeine Zeitung darüber berichtet. Kirchliche Vereinigungen und Monistenbund, Ärztevereine, Frauenvereine, die verschiedenen Gruppen für Lebensreform, die politischen Parteien, sie alle debattieren heute über die Tatsache des Geburtenrückganges. Und die preußische Regierung stellt darüber und über die Ursachen dieser Degenerationserscheinung Erhebungen an. Alles gut gemeint. Aber — —

* * *

Vor einiger Zeit veröffentlichte Friedrich Naumann in der „Neuen Hamburger Zeitung" — und sicherlich auch in seiner „Hilfe" — einen feinen Aufsatz unter der Überschrift: „Mehr Kinder!" Kluge, gediegene Worte prägte er. Er hat ja schon wiederholt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über dieses Thema geschrieben. Und der Erfolg? Eine Reihe von Lesern fühlte sich gedrängt, ihm im sogenannten Sprechsaal zu antworten: Mehr Kinder? Alle Berufe, namentlich aber die akademischen, sind ja jetzt schon überfüllt! Mehr Kinder? Haben wir Eltern die Pflicht, dem Staat Kanonenfutter zu schenken? Mehr Kinder? Wo der Lebensunterhalt so teuer ist! Mehr Kinder? Wo Eltern mit einigen Kindern kaum noch Wohnungen erhalten können! Mehr Kinder? Wo der Staat den Beamten die Gehaltserhöhungen so zuschneidet, daß sie kaum die Höhe der letzten Teuerungsflutwelle erreicht. Mehr Kinder? Laß doch erst mal die Wohlhabenden mit gutem Beispiel vorangehen! — Ich habe zum Glück die Erwiderungen nicht aufgehoben. Aber so, oder so ähnlich, lauteten die Hauptgedanken. Dieses Beispiel ist typisch.

* * *

All das Reden und Schreiben über den Geburtenrückgang wird genau soviel helfen wie das Predigen gegen die Bodenspekulation, nämlich nichts*). Und wenn heute Taten dazukämen, wenn wir jedem Arbeiter 200 M. mehr geben würden, jedem Beamten im Durchschnitt 500 M. mehr, wenn jeder Handwerker mehr verdiente, wenn nur noch hygienisch einwandfreie Wohnungen gebaut würden, ja, wenn wir alle Stadtbewohner mit einemmal in Gartenkolonien unterbringen könnten: Glaubt ihr im Ernst, die Geburtenziffer würde wesentlich steigen? Die Großbauern in unsren Dörfern haben noch nie die meisten Kinder gehabt und unsre wohlhabenden Leute wahrlich auch nicht. Aber diese Erscheinung, die man bisher nur an den höheren Schichten beobachten konnte, zeigt sich heute überall im Volke. Der Trieb zur Elternschaft ist in unserm Volk im Schwinden. Und diesen Trieb entzündet man in der gegenwärtigen Generation nicht wieder.

* * *

Wo liegen die Hauptursachen des Geburtenrückganges? Prof. v. Gruber antwortet in Nr. 19 des „Vortrupp" darauf:

„Die Grundlagen dieser Erscheinung bilden unsre wertvollsten Errungenschaften: Die Ausbreitung und Vertiefung der Volksbildung,

*) Im Gegensatz zum Verfasser dieses Aufsatzes ist der Vorkämpfer auf dem Gebiete der Rassenhygiene, Prof. v. Gruber, der Ansicht, daß im Kampfe gegen das Übel des Geburtenrückganges kein Mittel unversucht bleiben dürfe. Wir verweisen unsere Leser auf die in Nr. 19 (1913) des „Vortrupp" veröffentlichten Leitsätze Grubers über die Bedeutung des Geburtenrückganges für die Gesundheit des deutschen Volkes. Vortrupp.

die Zunahme des Nationalreichtums und der politische und wirtschaftliche Aufstieg der breiten Volksmassen. Auf diesen Grundlagen wächst einerseits die Einsicht in den streng gesetzmäßigen Verlauf des gesamten Naturgeschehens und die Kenntnis der unerläßlichen Bedingungen für Gesundheit und wirtschaftliches Gedeihen der einzelnen Individuen und einzelnen Familien, andrerseits aber auch ein zügelloser theoretischer und praktischer Individualismus, die Überschätzung von materiellem Besitz und Genuß als Lebensgüter und die damit zusammenhängende anscheinend unhemmbar fortschreitende Steigerung der Lebenshaltung. Insbesondere die letztgenannte geistige Richtung kommt notwendigerweise in tödlichen Widerstreit mit der Kindererzeugung."

Hat v. Gruber recht? Zweifellos. — Man horche einmal hinein in die jungen Familien unsers Mittelstandes: Kinder werden mit großen Schmerzen geboren. Das erträgt man ein Mal, weil mans vorher noch nicht kennt, dann aber nie wieder. Kinder hindern am Reisen, und eine Sommerreise gebrauche ich notwendig für meine Nerven. Und alle andern reisen doch auch ins Gebirge, an die See, nach Dänemark, Norwegen. Kinder hindern am Besuch von Theater und Konzert. Und die neuesten Operetten sieht man doch so gern. Kinder beschädigen das neue Hausgestühl aus den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. Kinder machen viel Arbeit, kosten heute viel Geld, wenn sie studieren. Darum nur ein Kind. Dann kann man es besser ausbilden. — —

Ich glaube, wenn manches zweite oder dritte Kind in der Familie wüßte, wie unerwünscht es seinen Eltern gewesen ist, ja, wie vielleicht sein Kommen verwünscht worden ist, es würden sich „alle Bande frommer Scheu" lockern.

* * *

Darum noch einmal: Alle Reden an die heutige deutsche Nation, daß der Geburtenrückgang wirtschaftlichen Stillstand und Rückschritt und Einbuße an politischer Macht im Gefolge habe, daß darum mit dem Zweikindersystem gebrochen werden müsse, helfen nichts. Jede Familie wird immer Gründe bereit haben, warum gerade sie nicht mehr Kinder haben könne. Und wenn wirs recht bedenken: „Kinder sind Geschenke Gottes" sagt die Bibel in ihrer unübertrefflichen Weisheit. Sie entspringen dem göttlichen Trieb im Menschen, ewig zu leben, fortzuleben auf alle Zeiten in den Nachkommen. Aber dieser Instinkt wird nicht wieder wachgerufen durch ein Rechenexempel, daß der Staat notwendig mehr Menschen braucht. Ja, der Staat hätte vielleicht die Pflicht, sich gegen diese „Rechenexempelkinder" zu wehren. Aber die Eltern von heute werden ihn dazu nicht in die Lage bringen. Die Geburtenziffer wird vorläufig noch weiter sinken. Vorläufig — —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es klingt paradox, aber es ist so: die heute lebende junge Elterngeneration, die in allen Tonarten das Lied singt: Es lebe das Leben! Die vom Rausch der Zivilisation ergriffen ist wie keine vor ihr, ihr kommt das Leben im letzten Grunde schal und öde vor. Sie hat bei allem Sichbrüsten und -blähen Angst vor der eigenen Nichtigkeit. Sie sieht die Zukunft grau in grau. Sie hat nicht den mächtigen Trieb in sich wie der Vogel, der Tag für Tag ruhelos gegen das Gitter fliegt, weil ihm eine sieghafte innere Stimme ein besseres Land verheißt. Sonst würde sie mehr Kinder haben. Ein Volk, das das gelobte Land vor sich hat, marschiert unverdrossen durch heißen Wüstensand. Vorwärts, nur vorwärts! Und sterben wir und bleichen unsre Knochen im Sand, dann schauen unsre Enkelkinder das Land, um das wir gerungen, das Land unsrer Träume, und genießen den Segen, der uns entgangen. Herr schenk uns Kinder!

Aber gottlob, ein solches Volk von trotzigen Wanderern nach dem gelobten Lande der Kultur — und heraus aus der Scheinkultur, der bloßen Zivilisation — wächst ja unter uns auf! Wir sehen allerdings nur erst den Vortrupp der Wanderer. Aber die Schar wird größer. Während geschniegelte Modejünglinge in den Bars unter zynischen Witzen das Geld ihrer Väter vertun, greifen sie zum Lodenmantel und Rucksack und wandern hinaus in die Einsamkeit, legen sich freiwillig Entbehrungen auf, schlafen in Wolldecken gehüllt auf Stroh und nähren sich von Brot und Früchten. Auf dieser entsagungsbereiten Jugend beruht unsre Zukunft. Versagt sie, dann ist es früher oder später um uns geschehen. Aber sie wird nicht versagen. Man beobachte doch unsre Jungwanderer einmal genau: Es bildet sich allmählich ein neuer Menschentypus heraus, vor allem auch bei den Wanderinnen, den späteren Müttern unsres Volkes. Etwas Zukunftssicheres liegt in ihren Zügen, in der ganzen Haltung. Sie ahnen, daß hinter all dem Wandern, Spiel, Tanz, Singen, Abkochen und Naturgenuß etwas Höheres liegt, das man nur durch ernste Arbeit an sich selbst und Abkehr von allem Flitterkram des heutigen Lebens erreicht: neudeutsche Kultur, geboren aus neudeutschem Idealismus. In einer solchen Jugend muß auch der Elterninstinkt wieder lebendig sein. Es sind ja Zukunftshoffnungen da. Und wo sonst alles gesund ist, warum sollte gerade dieser Trieb verkümmern? Eine solche Jugend, unsre urgesunde, winterharte Jugend wird später auf die Mahnung, nicht die Kinderzahl künstlich zu beschränken, antworten: Was ist denn so Sonderbares dabei, daß wir drei oder vier oder fünf gesunde Kinder haben! —

Heil Dir, Du freideutsche Jungmannschaft!

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir wollen uns also daran gewöhnen, möglichst wenig über den Geburtenrückgang zu reden. Dafür wollen wir uns aber mit aller Kraft der Jugendhygiene zuwenden. Ich denke dabei nicht so sehr an die freideutsche Jugend. Die findet ihren Weg schon allein. Ich denke an das riesengroße Jungheer, das unsre Volksschulen beherbergen und das zum Teil unter den Sünden der Eltern und dem Druck der sozialen Verhältnisse körperlich und seelisch entsetzlich leidet und krank ist, wie ich das in einem früheren Artikel im „Vortrupp" geschildert habe. Heute nur ein Beispiel: Nach dem Bericht der Berliner Schulärzte vom Jahre 1912 waren von den Schulneulingen 9,72% wegen körperlicher und geistiger Gebrechen oder Schwäche schulunfähig, und weitere 20,92% wurden sofort wegen allerlei Leiden in ärztliche Überwachung genommen. Das sind böse Zahlen! Was ist da zu tun? Die gesamte Lehrerschaft, alle Schulärzte, alle Volksfreunde, sie müssen zusammenhalten und dafür sorgen, daß diese Jugend unbedingt giftfrei erzogen werde und daß sie systematisch ihren Körper übe. Auch diese Jugend hat ja zum Glück noch einen Funken vom rechten Lebensinstinkt in sich, sie liebt Obst und Brot und Nüsse, sie hat anfangs Widerwillen gegen den Alkohol, sie will sich körperlich betätigen. Die Erwachsenen müssen diesen Funken nur anblasen zur hellen Flamme. Aber wie wenige kümmern sich um diese Frage. Wie wenige haben z. B. eine Ahnung von der neuen Ernährungspraxis und Ernährungstheorie — ich stelle absichtlich die Praxis voran — und von der ungeheueren Bedeutung dieser Frage für die Zukunft unsres Volkes. Wenn man an unsre Volksschuljugend denkt, dann fühlt man erst, was wir, die wir uns mit Stolz den Vortrupp nennen, noch für eine riesenhafte Arbeit vor uns haben, eine Aufgabe, die wir im Geiste des freideutschen Jugendtages lösen müssen, unbekümmert um alle Kläffer, denn es geht um die Zukunft unsres Volkes. Wenn wir in die Masse der Jugend den heiligen Willen zur Gesundheit pflanzen, dann braucht uns die Tatsache des jetzigen Geburtenrückganges nicht zu beunruhigen. Nach einigen Jahrzehnten fortgesetzter, eifrigster Jugendhygiene folgt ohne weiteres das „Jahrhundert des Kindes". **Otto Kampe.**

## Ein Rätsel der Ernährungsfrage.*)

Bekanntlich gehören die englischen Landarbeiter zu den wirtschaftlich am schlechtesten gestellten Volksklassen Europas. Vor

*) Der Aufsatz ist uns vom Verfasser, dem bekannten Kopenhagener Ernährungsreformer Dr. med. Hindhede, im dänischen Text zur Verfügung gestellt. Dr. R. Kraut hat den Aufsatz ins Deutsche übersetzt. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenigen Monaten erst lasen wir die erschütternde Schilderung, die der englische Finanzminister von der elenden Lage der Landarbeiter gab. Er hob unter anderm hervor, daß sie nur 12—14 Mark die Woche verdienen.**) Wie ich gehört habe, leben diese Arbeiter hauptsächlich von Brot, Fett und Kartoffeln. Alle teureren tierischen Produkte können sie sich nicht kaufen. Die erhält die besser gestellte und daher „besser ernährte" Stadtbevölkerung.

Ich habe während mehrerer Jahre mein Interesse auf diese Verhältnisse gerichtet. Ich habe an der Hand der amtlichen englischen Statistik einige Sterblichkeitsziffern zusammengestellt; und zwar handelt es sich hier um Todesfälle, hervorgerufen durch bestimmte Krankheiten, die mit der Ernährung zusammenhängen können. Ich habe in dieser Zusammenstellung die Landarbeiter gewählt als die Vertreter der „Unterernährung", Geschäftsreisende und Schlachter als Vertreter „kräftiger" Fleischkost, Bauhandwerker als Vertreter einer zwischen beiden Arten stehenden Ernährungsform und endlich die Ärzte als Vertreter des größten Wissens.

Meine Statistik, die sich auf die Jahre 1900 bis 1902 erstreckt, bot nun folgendes Bild. Von einer, in den einzelnen Berufen gleich großen, Anzahl lebender erwachsener Männer im Alter von 25—65 Jahren starben an den in der ersten Rubrik angegebenen Krankheiten:

| | Landarbeiter | Handwerker | Reisende | Schlachter | Ärzte |
|---|---|---|---|---|---|
| Nierenentzündung . . . | 14 | 39 | 41 | 46 | 44 |
| Leberkrankheiten . . . . | 8 | 21 | 60 | 60 | 54 |
| Verdauungskrankheiten . | 20 | 24 | 28 | 29 | 46 |
| Zuckerkrankheit . . . . | 6 | 7 | 15 | 20 | 24 |
| Podagra . . . . . | 0 | 3 | 4 | 5 | 3 |
| | 48 | 94 | 148 | 160 | 171 |

Setzt man die Sterblichkeit der Landarbeiter = 100, so ergeben sich folgende Verhältniszahlen:

| Landarbeiter | Handwerker | Reisende | Schlachter | Ärzte |
|---|---|---|---|---|
| 100 | 196 | 308 | 333 | 356 |

**) „In seiner am 11. Oktober 1913 zu Bedford gehaltenen Rede sprach der englische Finanzminister Lloyd George von der unerträglichen Lage der Landarbeiter. Er betonte scharf, daß die Landarbeiter anständig behandelt werden und gut wohnen müßten und daß ein Weg zur Besserung der Verhältnisse gefunden werden müßte. Die Ursachen des bestehenden Elends suchte er in den niedrigen Löhnen (12—14 sh die Woche), der langen Arbeitszeit (der Landarbeiter muß nicht nur auf den freien Sonnabendnachmittag, der dem Industriearbeiter ausnahmslos zugebilligt wird, verzichten, sondern er muß sogar oft noch Sonntags arbeiten) und in den dürftigen Wohnungen (es werden oft 10—12 Menschen in einer elenden Hütte zusammengepfercht)."

[Nach den Berichten der dänischen Zeitung „Nationaltidende" vom 12. und 15. Oktober 1913.]

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun leuchtet es ohne weiteres ein, daß für die Lungen und Nerven das Landleben gesünder ist als das Stadtleben. Und so erklärt sich die geringere Sterblichkeit der Landarbeiter an Tuberkulose und Nervenkrankheiten sehr leicht. Aber es ist schwerlich anzunehmen, daß das Landleben an sich weniger Nierenentzündungen, Verdauungskrankheiten, Gicht usw. verursache.

Wenn man die Alkoholberufe ausnimmt, also den Beruf der Wirte, Brauer, Brenner usw., deren hohe Sterblichkeitsziffer nicht schwer zu erklären ist, und auch die Apotheker, bei denen die Gesamt-Sterblichkeitsziffer 191 beträgt, gibt es unter den 105 Berufsarten der erwähnten englischen Statistik keine einzige, deren Vertreter an den in der Statistik aufgezählten Krankheiten so zahlreich sterben, wie die Ärzte. Die armen „unterernährten" Landarbeiter haben wohl kaum jemals etwas von der Voitschen Norm*) gehört, dagegen ist diese sicher den englischen Ärzten ganz genau bekannt, die sich indessen vielleicht für die noch größere Eiweißmenge des Prof. Atwater in Amerika entscheiden. Wir sehen also: Geringes Wissen — geringe Sterblichkeit. Großes Wissen — große Sterblichkeit. Ein unlösbares Rätsel!

Ich stand kürzlich mit einem Londoner Arzt in Briefwechsel. Er war darüber erstaunt, daß meine Ideen bei den dänischen Ärzten auf so guten Boden fielen; und er fügte dann hinzu: „Leider gibt es unter den gebildeten Klassen Englands keinen Stand, der für neuere Anschauungen auf dem Gebiete der Ernährung weniger empfänglich ist, als gerade der Ärztestand."

Darnach zu urteilen, scheint die Lösung des Rätsels doch nicht so schwierig zu sein.

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhange eines andern großen Irrtums der ärztlichen Wissenschaft zu gedenken, nämlich des Glaubens an den Alkohol als Stärkungsmittel in Krankheitsfällen. Um das Jahr 1860 floß in den englischen Krankenhäusern der Alkohol noch in Strömen. Im »British Medical Journal« vom 9. Dezember 1865 schreibt ein Dr. Fraser:

„Es ist deutlich zu bemerken, daß die Anwendung anregender Mittel (Alkohol) ständig zunimmt. Welchen Grund das auch haben mag, dessen können wir sicher sein, daß diese Praxis unbedingt notwendig ist. Denn es wäre ja einfach absurd, zu behaupten, daß ein ganzer Stab von Ärzten blind einer sinnlosen Routine folge."

Diese Darlegung verursachte freilich der Redaktion doch einige Beklemmungen; denn sie fügte die bemerkenswerten Zeilen hinzu:

*) Die Eiweißmenge, die nach den Forschungen des Physiologen Karl v. Voit für die Ernährung des Menschen erforderlich sein soll: 120 gr Eiweiß täglich.
Der Übersetzer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Auch nicht ein einziges Wort hat Dr. Fraser über die ständige Zunahme der Sterblichkeit zu sagen."

Nun hat der ganze „Stab" seinen Irrtum eingesehen. Die großen englischen Krankenhäuser scheinen den Alkohol als Stärkungsmittel aufgegeben zu haben. Das gleiche gilt von den Krankenhäusern in Dänemark*), wo ein Professor am Reichshospital (Prof. Gram) — obwohl selbst nicht Abstinent — die angehenden Ärzte davor warnt, scheinbar unschuldige Sachen wie Chinatropfen, Hoffmannstropfen und Malzbier zu verordnen.

Aber vor 50 Jahren war eine sachliche Untersuchung dieser Frage fast unmöglich. Es ist so ungeheuer schwer, sich nicht vom Glauben des „Stabes" hypnotisieren zu lassen. Wer sich nicht hypnotisieren läßt, wird als „Fanatiker" verschrieen und zu den „Outsiders" geworfen.

Was meinen wohl die Leser: Wie wird es nach weiteren 50 Jahren um das Eiweiß als Stärkungsmittel stehen? Glauben sie, daß es dann noch jemanden geben wird, der „Sanatogen", „Tonin" oder dergleichen nimmt? Ich denke mir, die großen Zeitungsanzeigen, in denen „Stärkungsmittel" dieser Art angepriesen werden, wird man dann in Lichtbildern zeigen als ein Zeugnis des — Aberglaubens von Anno 1913.

Es ist übrigens merkwürdig, daß Apotheker in der genannten Statistik eine noch ungünstigere Sterblichkeitsziffer haben, als die Ärzte, und gleich nach den Gastwirten kommen. Man gerät wirklich auf den Verdacht, daß die Apotheker an ihre eigenen Stärkungsmittel geglaubt haben.

Es ist doch traurig, daß die bittere Not das einzige Mittel sein soll, die Menschen zu einer gesundheitsgemäßen Ernährung zu bringen!

Um nicht mißverstanden zu werden, muß ich hinzufügen: ich bestreite keineswegs, daß es, namentlich in den Städten, eine Menge Menschen gibt, die Hunger leiden. Einige wenige zwingt wirklich unentrinnbare Not zum Hungern, aber bei vielen, vielen ist Unwissenheit die Ursache. Die letzteren sind es, an die ich und meine Freunde denken, wenn wir nach dem Eiweißminimum (Mindestmaß von Eiweiß, das dem Menschen zur Ernährung notwendig ist), suchen. Wir müssen die Gefahren kennen lernen, ehe wir andere lehren können, ihnen zu entgehen. Daß wir aus diesem Anlaß den Mut gehabt haben, ein gewisses Risiko zu laufen, wird man uns doch wohl nicht zur Last legen können.

M. Hindhede.

---

*) Den deutschen Krankenhäusern weiß der Verfasser offenbar nicht das Gleiche nachzurühmen. Der Übersetzer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Ein Brief.

Verehrter Herr Collega!

Mehr als ein halbes Jahr ist nun schon vergangen, seit ich mein Lehramt niederlegte, und so schwer mir dieser Entschluß fiel, bereue ich ihn doch nicht. Meine zunehmende Schwerhörigkeit wirkte doch von Jahr zu Jahr störender, die Vorlesungen und vor allem die immer steigende Flut der Prüfungen wurden mir bei meinen 72 Jahren doch zu viel, und so war es wohl richtiger, beizeiten einen Schritt zu tun, zu dem mich in einigen Jahren die Umstände wohl gezwungen hätten.

Sie, der Sie wohl 15 Jahre jünger in voller Rüstigkeit Ihres Amtes walten, sind von diesem Abschluß ja noch weit. Aber gerade deswegen, weil Sie noch mitten im akademischen Leben stehen, als Senatsmitglied und voraussichtlich auch als Prorektor noch bestimmend in die Entwicklung unserer lieben Ludovico-Francisca werden eingreifen können, will ich Ihnen heute von Dingen und Erkenntnissen schreiben, die mir erst jetzt zugänglich geworden sind, die aber die Hochschule so unmittelbar angehen, daß ich mich eines schweren Versäumnisses zeihe. Freilich wüßte ich von unsern Fakultätsgenossen kaum zwei, die nicht der gleichen Schuld teilhaftig sind; Sie aber möchte ich doch noch beizeiten davor bewahren.

Wie Sie wissen, lebt in dem freundlichen Landstädtchen, in dem ich den Rest meiner Jahre verbringe, eine große Zahl Verwandter der hier alteingesessenen Familie meiner Frau, unter ihnen einige Großneffen von mir, prächtige junge Leute, die die Universität in C. besuchen. Sie sind in den Ferien fast täglich meine Gäste, und durch sie habe ich — allzu spät! — über studentisches Leben und studentische Strömungen mehr erfahren, als während meiner 70-semestrigen Lehrtätigkeit. Was wußte ich bisher von studentischer Abstinenz, von der Freien Studentenschaft, von studentischen Gruppen wie Freiland und Freischar! Uns erschien es allen wie das ewig Alte in neuem Gewand — eine neue Verbindung mehr, wo es deren doch wohl ein Schock schon gab. Und erst jetzt habe ich gelernt, daß hier eine Ideenwelt sich aufgetan hat, die so verschieden von allem Bisherigen, in der Tiefe ihrer Empfindung, der Reinheit ihres Wollens und dem Eifer ihrer Betätigung an die burschenschaftliche Erhebung vor hundert Jahren erinnert.

Doch es würde den Raum eines Briefes weit überschreiten, Sie von diesem neuen Geist und seinen Lebensäußerungen unterrichten zu wollen. Eine reiche Broschüren- und Zeitschriftenliteratur macht dies auch überflüssig, für den wenigstens, der sie kennen lernen will. Aber eines hat mich bei meinem täglichen Spaziergang durch die alte Schloßallee oft in Gedanken beschäftigt: Wie kam es, daß wir Hochschullehrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fast alle diesem studentischen Leben so fern standen? Daß wir es so gar nicht zu würdigen verstanden, geschweige denn fördernd eingriffen? Wohl manche Gründe dafür habe ich gefunden, aber keinen, der entschuldigte. Urteilen Sie selbst, lieber Herr Collega; Ihre Widerlegung wird mir nur angenehm sein.

Zum ersten: Wir Hochschullehrer wissen zu wenig von diesen Dingen. Wir gehen ganz auf in Wissenschaft und Examina. Aber daraus besteht doch die Universität nicht allein! Ich fürchte, wenn man uns endlich die so dringend nötige Entlastung durch Extraordinarii und Privatdozenten verschaffte, würden wir uns noch mehr mit unsern Folianten einspinnen, und alles bliebe beim Alten. Die Universität ist aber nicht nur Forschungs-, sondern auch Lehrinstitut. Und wenn wir versäumen, unser Augenmerk auf die idealen Kräfte in der akademischen Jugend zu wenden, versäumen wir die Hälfte unsrer Pflicht!

Zum zweiten: Wenn gelegentlich einer der vielen Zöpfe im Universitätsbetriebe sich gar nicht abschneiden lassen wollte, pflegte unser lieber Collega, der Physiker H., zu sagen: Vis inertiae — das Beharrungsvermögen. In der Tat, mit Beschämung muß ich jetzt gestehen, daß wir in studentischen Dingen Allzuvieles nach dem bequemen Grundsatz entschieden haben: Quieta non movere — nur nichts Neues, vor allem aber nichts, was den Universitätsbehörden Arbeit macht. Wie oft haben wir junge, reformatorische Brauseköpfe mit leeren Formalitäten abgespeist; wie oft über Fragen, die der akademischen Jugend auf der Seele brannten, mit mißmutiger Oberflächlichkeit entschieden; wie oft ihre Führer als Querulanten betrachtet und uns unter der alles deckenden Firma „Störung des akademischen Friedens" unbequemer Neuerer entledigt. Statt lange, gründliche Eingaben über grundlegende studentische Fragen zu lesen, haben wir sie als Belästigung empfunden und am Ende mehrstündiger Senatssitzungen, in denen oft über Kleinigkeiten lange geredet wurde, in Kürze abgetan. Ich begreife jetzt die Verbitterung, die aus vielen zeitgenössischen studentischen Schriften spricht. Von einem „Vertrauensverhältnis" der Studenten zu Professoren und Behörden ist leider in diesen neuen Fragen kaum mehr etwas zu spüren.

Zum dritten: Wir Professoren pflegen ja — was wohl auch nicht richtig ist — politischen Verhältnissen ganz fern zu stehen. So fehlt uns das Urteil auch in diesen Dingen, und wir sind gegen häßliche politische Verleumdungen nicht gewappnet. Es ist mir unerklärlich, wie man ein Interesse daran haben kann, studentische Reformbewegungen von reinstem Idealismus durch politische Verleumdung zu schädigen; Tatsache ist aber, daß solche Verleumdungen im Zusammenhang mit der Professorenangst vor Presse und Öffentlichkeit nicht wirkungslos geblieben sind, um so weniger, je höher man „nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oben" kommt. Wie sollten wir auch, ohne Kenntnis und Urteil über studentische Tagesfragen, in jedem Fall entscheiden können, ob die provozierte Angst vor dem „roten Lappen" nur ein skrupelloses politisches Manöver war oder nicht!

Discite moniti — machen Sie's besser, lieber Herr Collega. Danken wird's Ihnen freilich niemand. Man wird Sie denen unsrer Kollegen zuzählen, die man als outsider betrachtet, weil sie es wagen, sich um andere als ihre Fachangelegenheiten zu kümmern. Aber Sie können an manchem guten Werk mithelfen, was ich zu tun versäumt habe.

Besuchen Sie mich auf Ihrer nächsten Sommerreise, die wohl wieder nach dem Süden geht, in meinem Tuskulum. Empfehlen Sie mich, bitte den Kollegen H., R. und D. und seien Sie herzlichst gegrüßt

von Ihrem alten

**Br.**, Prof. ord. emer.

# Was andre sagen

Die Fremdenlegion. Offizielles Organ des Deutschen Schutzverbandes gegen die Fremdenlegion e. V. (Verantwortlicher Schriftleiter: Fürst A. von Sayn-Wittgenstein, München.)

Chronik.

„. . . . . .

Eine Nachricht aus Paris, die auch durch die deutsche Presse ging, verdient unsre Aufmerksamkeit in hohem Maße. Hiernach werden zurzeit in Afrika kinematographische Aufnahmen über das Leben in der Fremdenlegion gemacht, mit denen dann Reklame für die Legion betrieben werden soll. Man ersieht daraus zweierlei: erstens, daß die Fremdenlegion Reklame braucht. Offenbar hat sie, wohl infolge der kräftig ins Werk gesetzten Aufklärung über dieses französische Kulturprodukt, neuerdings an Anziehungskraft verloren. Zweitens wird die Raffiniertheit der Drahtzieher deutlich, die hinter der Werbung für die Fremdenlegion stehen; man beschränkt sich nicht auf die alten Anlockungsmittel (betrunken machen usw.), sondern erfindet neue Köder, die gerade in unsrer Zeit besonders wirken müssen. Sofern die Franzosen mit Hilfe des Kinematographen ihre eigenen Volksgenossen ins Elend locken, bleibt das ihre Privatsache. Es ist aber mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß mit den neu aufgenommenen Films in erster Linie ein Werbefeldzug nach Deutschland unternommen werden soll, um die deutsche Aufklärungsarbeit gegen die Legion unschädlich zu machen. Unsre Kinos beziehen ja ohnedies eine Menge Films aus Paris (Firma Pathé). Aus all diesen Gründen ist es notwendig, beizeiten sich zu sichern. Die Zensurbehörden haben hier Gelegenheit, sich hier im Interesse des Vaterlandes zu betätigen, und auch wer sonst an Zensurmaßnahmen kein Wohlgefallen hat, wird in diesem Falle den genannten Behörden für eine kräftige Abwehr Dank wissen. Es handelt sich hier nicht nur um einen öffentlichen Unfug, der zu verhüten ist; es steht mehr auf dem Spiele.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die gleichen Bedenken gelten auch für die Lichtbildervorträge, die durch ungeeignetes Bildermaterial häufig das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezweckten.

. . . . . ."

**Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten.** (Herausgeber: Dr. phil. R. Hercod, Pfr. Ed. Blocher u. Dr. phil. H. Blocher.) 23. Jahrg., Heft 11.

Die Pariser Börse und die Abstinenz in Skandinavien. Von Fritz Rudolf.

„. . . Im Frühjahr 1909 hat das norwegische Parlament seine Zustimmung dazu gegeben (geben müssen?), daß der Eingangszoll auf französische Schnäpse durch besonderen Vertrag auf die jetzige Höhe festgelegt wurde. In ähnlichem Geiste wurde auch der Eingangszoll auf französische Weine erniedrigt von 40 Kronen auf 34,5 Kronen für den Hektoliter. Frankreich machte dagegen ein bis heute geheim gehaltenes Zugeständnis, das wahrscheinlich die Einfuhr von Zellulose in Frankreich betrifft. Die andere, viel wichtigere Vergünstigung, die Frankreich gewährte, bestand darin, daß es den Zutritt der norwegischen Staatstitel an die Börse von Paris gewährleistete, aber auch das nur solange, als „Le régime légal actuel en Norvège" nicht zu Ungunsten der französischen Schnäpse und Weine verändert wird. Während der Verhandlungen soll Frankreich noch weiter gegangen sein und geradezu Abschaffung des Alkoholverbotes (welches bekanntlich für weite Strecken des offenen Landes eingeführt ist und auch in den Städten den Schnapsverkauf unterdrücken kann) verlangt haben. Die Regierung Norwegens blieb aber fest auf diesem Punkte und verfocht tapfer die wichtigen Rechte, welche die Gemeinden 1909 schon (eben nach der damaligen Gesetzgebung) besaßen für den Kampf gegen den Alkoholhandel; daher der Ausdruck „Le régime légal actuel".

Es ist bekannt, wie bald nach Abschluß jenes Vertrages von französischer Seite versucht wurde, diesem Vertrage eine viel ausgedehntere Ausdeutung zu geben. Darnach sollte jede Änderung im Status quo verboten sein, selbst solche, welche sich auf die Gesetzgebung stützte, die 1909 in Kraft war. Es wäre darnach z. B. keiner Gemeinde erlaubt gewesen, weiter von den Möglichkeiten der Local option Gebrauch zu machen. Damals ist diese Auslegung sofort vom norwegischen Minister des Auswärtigen abgelehnt worden.

Nun taucht aber 1913 diese Auslegung wieder auf. Eine Gothenburger Gesellschaft (in Christiania) hatte die Verkaufsstunden ihrer Verkaufsläden weiter eingeschränkt, so daß dieselben nur noch von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr abends (am Samstag nur von 10—1 Uhr) geöffnet waren. Sofort richtete der französische Gesandte eine Anfrage an das norwegische Amt des Äußern, um nachzufragen, ob diese Einschränkung sich vertrage mit dem oben erwähnten Handelsvertrage. Man begreift, daß ein großer Teil der Bevölkerung unwillig wurde über diese Art von Fremden, sich einzumischen, so daß eine norwegische Gemeinde oder die von ihr beauftragte Gesellschaft nicht einmal mehr die Verkaufsstunden ihrer Schnapsläden bestimmen dürfte.

Es ist merkwürdig, wie skrupellos dieses reiche Frankreich heute seine Finanzkraft und seine durch die verschiedensten Gründe mächtig gewordene Börse braucht. Dieses Land, das sich einst als Volksbefreier glücklich fühlte, das so freigebig seinen Wahlspruch liberté, égalité, fraternité über alle seine öffentlichen Gebäude schrieb, ist heute doch ein ganz gefährlicher Menschenknechter geworden: Skandinavien darf nicht nüchterner werden, wenn dadurch Frankreich in irgendetwas könnte geschädigt werden . . .

. . . Das, was einsichtige Leute zum voraus sagten, ist nun hinterher wirklich eingetreten, vielleicht schneller, als es die meisten erwarteten: solche Po-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

litik schlägt sich selbst. Solche Maßnahmen schaden nicht etwa der Abstinenzbewegung und treffen nicht Norwegen, sondern Frankreich. Solche Politik, wie man sie in Paris treiben wollte, wäre ja fein, wenn man auf dem Markt der Einzige wäre. Dann könnte man vorschreiben, unter was für Bedingungen man Geld erhält. Dann könnte man jedes Land, das Geld braucht, wenn nötig auf die Knie zwingen. Aber in diesem Maße konzentriert Frankreich doch nicht die Finanzkraft der modernen Welt, daß es hieße: wenn hier nicht, dann überhaupt nicht. Es gibt andere Märkte, wo man auch Geld bekommen kann. Es ist Unsinn, einem Lande schwerere Bedingungen anzudrohen, weil es in der Abstinenzbewegung voran ist. Entweder ist das Geld rar und herrscht Knappheit auf dem Markte, dann verschlechtern sich die Bedingungen für alle Staatsrenten, oder es ist Geld vorhanden, und dann wird Norwegen ungefähr zu gleichen Bedingungen an einem andern Ort ankommen können, wenn es in Paris abgewiesen wird. Dann hat lediglich Frankreich etwas verloren, und man hat bloß ... mitgeholfen, daß London immer mehr eine alles überragende Stellung einnimmt. Man kann nicht ein Land aussondern. Alle ethischen Bedenken beiseite: es war rein finanzpolitisch verkehrt oder zum mindesten übertrieben, was man in Frankreich versuchte. Zoll gegen Zoll und Vergünstigung auf diesem Gebiete gegen Vergünstigung, ja, das mag gehen, denn jedes Land möchte gern möglichst viel andere Länder sich auftun. Aber Anleihen nur unter der Bedingung, daß ein fremdes Volk gegen seinen Willen die Interessen Frankreichs fördere (z. B. seinen Schnaps trinken müsse), das geht nicht.

Für uns ist es lehrreich zu sehen, wie die Politiker Frankreichs auch hier wieder offenbar noch ganz im Banne der alten Ideen stehen. Abstinenz ist für sie eine kleine Winkelsache, die ein paar Querköpfe treiben, die man aber, wenn es sein muß, auch leicht unterdrücken kann. Von der inneren Stoßkraft dieser Bewegung hat man offenbar keine Ahnnng, so wenig wie davon, was steigende Nüchternheit eines Volkes für seinen Staatshaushalt bedeutet . . . ."

# Rund um uns

Von einem Jahr zum andern. Droben in unsrem Erzgebirge wars. In den Tellerhäusern am Fuße des Fichtelberges (921 m) hatten sich aus verschiedenen sächsischen Städten Gemeinschaften von 5, 6, 7 Wandervögeln unter je einem Führer für die Weihnachtsferien eingemietet. Solche Gemeinschaften werden kurzweg Horden genannt. Es waren in der Hauptsache Chemnitzer, Dresdner und Leipziger Jungs und Mädels. Die wollten dort oben das „Bretteln" lernen und üben. Schneebrettel oder kurz Brettel nennt der Wandervogel nämlich die Skier (Schneeschuhe). Na, Schnee gabs nicht allzuviel, und da wurde der ganze Aufenthalt mehr zu einer Art Winterfrische umgestaltet. — So kam Silvester heran. Eine der Horden wollte eine alte Volkssitte wieder zu Ehren bringen und ein „Altes Jahr" bauen, das in der Geisterstunde der Silvesternacht den Flammen überantwortet werden sollte. Gesagt, getan. Unser guter Hauswirt stiftete einen 3 m langen, starken Pfahl, eine Latte, etliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strohbündel und eine alte Jacke. Die Latte wurde quer genagelt, Strohpolster, die Jacke drüber, Kopf aus Stroh, mit Papier überzogen, mit Farbe und Pinsel ein Gesicht drauf gemalt, und unser gutes „Altes Jahr" war fertig. Wir lehnten's im Hof an die Hauswand und stürmten den Berg hinauf zu einer anderen Horde, die uns zu einer Silvestervorfeier mit Bowle eingeladen hatte. Bowle nennt der Wandervogel sonst gut deutsch „Säftchen". Wir folgten der freundlichen Einladung um so lieber, als die Gastgeberhorde für eine „Hochburg der Säftebraukunst" galt. Als wir in die Stube traten, sahen wir einen langen Tisch, geschmückt mit Tannengrün. Mitten drauf ein Kranz aus Tannenreis, den bunte Lichter zierten. In der Ecke brannte der Weihnachtsbaum. Die wenig schöne Hängelampe verschwand ganz hinter einem dichten, riesigen Fichtenkranz, der gleichfalls Lichter trug. Ein großer Aluminiumkessel, der 12 Liter faßte, wurde mitten in den Tannenkranz auf den Tisch gesetzt. Darin das „Säftchen". Und was für eins. Erdbeeren und Himbeeren, Äpfel und Apfelsinen, Zitronen und Rosinen und die edle Ananas hatten ihr Herzblut dazu hergeben müssen. Wer wollte da noch fragen, ob das schmeckte. Dabei sangen wir unsre lieben alten Weihnachtslieder und andere fröhliche Weisen, just wie es uns das Herz eingab. Kurz vor Mitternacht eilten wir hinunter, unser „Altes Jahr" herauf zum Scheiterhaufen zu holen. Ein Freudenzug. Vorn drei mit Fackeln. Dahinter die Musika: Ein Flötist und ein Klampfenist. (Klampfen nennen die Wandervögel, was männiglich Guitarre heißt.) Dann der Träger des „Alten Jahrs". Dann viele Wandervögel mit Fackeln oder Instrumenten. So gings den Berg hinauf unter dem Klange eines alten langsamen Landsknechtmarsches mit teils deutschem, teils italienischen Wortlaut . . . Alami presente al vostra signori. . . Oben am Holzstoß warteten die anderen. Als wir kamen, schwang einer seine Fackel im Kreise und schleuderte sie in das Reisig, daß es prasselnd aufloderte. Ein anderer hielt dem „Alten Jahr" eine lustige Abschiedsrede und schloß sie mit einem geheimnisvollen, unverständlichen Zauberspruch: „In narribus fantastibus nequamque et diebibus . . . Dann neigte sich das „Alte Jahr", küßte die Flammen und — loderte bald selbst lustig auf, indes das Silvesterglöckchen am Schulhause anhub zu läuten. Umher aber standen etwa ein halbes Hundert Wandervögel, Jungens und Mädels, einträchtiglich beieinander. Dazu das ganze Dorf. Bald regte sich in einem der Schalk. In keckem Satz sprang er durch den Rauch, hoch über die züngelnden Flammen. Andere folgen. Jeder wills versuchen. Dann treten die gedienten Wandervögel in zwei Rotten an. Ein schneidiger Reservevizefeldwebel (!) kommandiert: „Parademarsch! Vorwärts marsch!" Und mit einem Schritt und Tritt, daß die Erde bebt, gehts mitten durchs Feuer. Die glühenden Scheite rollen zur Seite, die Funken stoben, neuer Rauch wallt auf. Unterdes hat etwas abseits ein kleiner Kreis angefangen, ein fröhlich Singspiel zu tanzen. Neue kommen hinzu. Selbst die, die es noch nicht können, fassen sich ein Herz. Ein großer Kreis, Jungens und Mädels. Unsere lieben alten Tanzspiele und Singtänze! Gar bald ist ein Stündchen vom neuen Jahr hin. „Hei, bums vallerie — vallerale-ralera". So sind wir mit klarem Kopf und heiterem Sinn hinübergetanzt vom alten Jahr zum neuen, von einem Jahr zum andern. Heil auf!

Kurt Schönbrod.

**Der Siegeszug der Winkerflagge.** In kurzer Zeit hat sich die Winkerflagge, dieses moderne Fernverständigungsmittel Geltung und Verbreitung verschafft, und täglich findet es neue Freunde und Verehrer. Es ist aber auch ein prächtig Ding und ein gar nützliches Gebrauchsinstrument: so ein weißes oder farbiges „Winkerfähnlein", das man sich mit einfachsten Mitteln sonder Müh und Kosten selbst herstellen kann! Vermag

man doch mit seiner Hilfe nach kurzer Übung jedes beliebige Gespräch kilometerweit über Flur und Feld, Berg und Tal und Fluß und See hinweg spielendleicht telegraphisch zu übermitteln. Als Seh- und Schriftzeichen verwendet man dabei die gewöhnlichen telegraphischen Zeichen, die Morsezeichen, die man bequemerweise aus leichtverständlichen Zeichentabellen abliest und daher nicht dem Gedächtnis einzuprägen braucht. Der „Punkt" des Morsealphabets wird beim Winken durch einen kurzen Flaggenwink (von links nach rechts) über dem Kopf, der „Strich" durch einen langen Flaggenschlag (von oben nach unten) seitlich des Körpers ausgedrückt. So bildet das Flaggenwinken eine ganz einfache, doch sicher wirkende Zeichen-Telegraphie. Ihr Hauptreiz liegt darin, daß sie Jung und Alt anregende, Körper und Geist übende Unterhaltung bietet und daß sie sich auf Wanderungen, Rad-, Berg-, Wasser-Touren und bei ungezählten anderen Gelegenheiten zu den verschiedensten Zwekken, auch im Dienste der Allgemeinheit, unmittelbar praktisch verwerten läßt. Schon schwingen Hunderttausende mit Eifer und Begeisterung die muntere Winkerflagge. Möge deren Handhabung bald Gemeingut aller derer werden, denen die praktische Betätigung in Gottes schöner Natur ein Bedürfnis ist!

H. B. K.

(Nähere Anleitung für das Flaggenwinken nebst bildlicher Darstellung der Zeichengebung und Tafeln zum mechanischen Ablesen der Morsezeichen enthält die „Bauersche Winkertafel", die von der Lithograph. Kunstanstalt Xaver Rief in Regensburg zu beziehen ist. 200. Tausend. Einzelne Tafel: 10 Pfg. 10 Tafeln: 50 Pfg.)

**Die Frau in der Armenpflege.** Auf einer Reise durch die Alpen wurde mir in einem mächtig aufblühenden, großen Dorfe ein Haus gezeigt, das mir als das schönste im ganzen Ort erschien. Auf meine Frage nach seinem Zweck sagte man mir, daß es das Armenhaus sei.

Eine Viertelstunde später machte man mich darauf aufmerksam, daß von den acht Heiligenbildern, die früher an den verschiedenen Wegen dieses Ortes aufgestellt waren und deren Instandhaltung ziemlich viel Geld gekostet hatte, nur noch ein einziges Kreuz am Eingang des Dorfes vorhanden war.

Hier mußte sich also ein Umschwung in der Anschauung vollzogen haben. Wie sich die Heiligenbilder in greifbare Armenfürsorge verwandelt hatten, so mußte auch in der Gesinnung der Alpenbewohner eine Verschiebung auf religiös-sozialem Boden stattgefunden haben. Soweit ich erfahren konnte, war dies ohne Widerstand von Seiten der Geistlichkeit geschehen.

Nun gibt es ja zwar nicht überall Heiligenbilder, für deren Erhaltung die Verwendung öffentlicher Gelder nötig ist, aber vielleicht werden bei uns altüberlieferte Dinge mit einem Eifer aufrecht erhalten, der noch weit größer ist, als wenn es sich um Heiligenbilder handelte. Mit dem Erfolge, daß große Aufgaben der Gegenwart damit ihrer Verwirklichung entzogen werden.

Als so eine Art Heiligenbild, dessen Erhaltung unter allen Umständen durchgeführt werden müsse, scheint sich der Mann in der Armenpflege vorzukommen. Mit allen nur möglichen und erreichbaren Beweismitteln wehrt man sich gegen die ausgedehntere Heranziehung der Frauen zur Ausübung der Armenpflege. Man weiß im voraus alle Nachteile, die ein solches Abweichen von der unfehlbar geraden Bahn mit sich bringen würde. Genau so, wie man gewußt hat, daß die Erbauung von Eisenbahnen große Gefahren für die Gesundheit der — Zuschauer mit sich bringen würde. Man weiß, und infolgedessen kann man jeden Versuch ablehnen.

Die Armenkommissionen treten als geschlossenes Ganzes auf, gegen das die Armendirektionen so gut wie machtlos sind. Die Kommissionen sind Kreisparlamente mit ganz bestimmten Rechten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die nicht von heut auf morgen beschnitten werden können. Auch selbst wenn handgreiflich begründete Beschwerden gegen die Praxis einzelner Armenvorsteher vorliegen, kann die Direktion nichts weiter tun, als diese Beschwerden der Kommission des betreffenden Armenvorstehers selbst zur Erledigung zu überweisen.

Das sind Zustände, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt, die aber gleichwohl erst in allerletzter Zeit zu schüchternen Versuchen einer Abhilfe geführt haben.

Man geht in einigen wenigen Großstädten dazu über, neben den ehrenamtlichen Organen bezahlte Berufskräfte anzustellen, denen die Aufgabe zufällt, die Verhältnisse der Unterstützungsuchenden nachzuprüfen. Natürlich unter Beobachtung aller Höflichkeit gegen die Armenkommissionen und unter Beteurung jeder Abwesenheit von Mißtrauen in die Zulänglichkeit ihrer Arbeit.

Die Zweckmäßigkeit dieser Ergänzung hat sich bereits vereinzelt so bemerkbar gemacht, daß einige verständige Armenvorsteher schon von selber Fälle zur Nachprüfung durch den angestellten Beamten vorgeschlagen haben.

Warum nimmt man nun zu solchen Beamten keine Frauen?

Will man behaupten, daß sie sich leichter durch Simulanten zum Schaden der Stadt täuschen lassen als die Männer? Hat wirklich nur der Mann ein kritisches Auge und Ohr?

Uns scheint, er macht aus seiner Kritikfähigkeit oft ein System, nach welchem er manchen Bock zur Strecke bringt. In seiner Menschenkenntnis hat das amtliche Mißtrauen so sehr die Oberhand, daß das Gefühl überhaupt nicht mehr als ein Berater von irgend praktischem Werte in Frage kommt. Und so wird gerade er am meisten getäuscht.

Die in letzter Zeit bekannt gewordenen Fälle, in denen Almosenempfänger sich bei ihrem Tode als Besitzer erheblicher Kapitalien erwiesen, haben sich gerade in Bezirken zugetragen, in denen der Mann als der einzig fähige Vertreter der Armenbehörde gilt.

Hier muß also unbedingt ein Ausgleich geschaffen werden, so daß auch das Gefühl, wie es nun einmal in der Frau als der berufenen „Pflegerin" am zuverlässigsten arbeitet, zu seinem Rechte kommt. Nur wo der Intellekt des Mannes mit dem Empfinden des Weibes gleichen Anteil an einer Arbeit haben, kann diese zu einer gesunden und ersprießlichen werden.

Die Armenpflege eines Volkes muß seiner Kulturhöhe würdig sein. Ich könnte jetzt eine ganze Reihe von Fällen anführen, die beweisen, daß darin noch viel unbebautes Land bei uns ist. Könnte z. B. Armenvorsteher nennen, von denen es weit und breit bekannt ist, daß die Armen ihres Bezirks nur mit Zittern und Zagen den Weg zu ihnen finden. Da wird ein Ton im „Umgang mit Menschen" angeschlagen, wie er in der Zeit der Vögte üblich war, und immer wieder geschieht es, daß Arme in ihrer größten Bedrängnis lieber zum Strick und Gashahn greifen, als den Kreuzweg zum Armenvorsteher zu gehen, der sie von vornherein wie Betrüger und Ausbeuter behandelt.

Ich habe die feste Überzeugung, daß die Armenverwaltungen bei der Wahl von Armenvorstehern mehr Wert auf die Tugenden eines schroffen Majors legen, als auf die Vorzüge humaner Herzens- und Gemütsbildung. Mag für die Übeltäter ein dräuender Major, vielleicht auch Feldwebel, am Platze sein, — sind denn aber alle Arme schlechtweg Übeltäter?

Es muß dem für notwendig befundenen rauhen Zug in der Armenpraxis der zarte einer gefühlsreichen Frauenseele zugesellt werden, oder unser System führt zur Verrohung mitten in allem Kulturaufstieg. In einer Zeit, wo unsre Richter für eine ausgedehntere Humanisierung unsrer Strafrechtspflege tatkräftig werben, müssen wir auch unsre Stellung zu den Enterbten des Glücks verändern. Die Armenvorsteher sind auch Richter. Sind oft Richter über ganze Familien, und an ihren Urteilen hängt zuweilen Sein oder Nichtsein. Wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

will bestreiten, daß sie häufig Richter sind, wo sie Väter sein sollten?

Soll denn nicht auch uns die Zukunft nahen, von welcher der amerikanische Präsident Wilson sagte: Eine Zeit, in welcher der Richter eins sein wird mit dem Bruder?

Dann müssen wir an Stelle des systematischen, fruchtlosen Mißtrauens die Empfindung eines human gesinnten Herzens setzen, müssen der mütterlichen Sphäre mehr Raum lassen, der wir doch alle so viel verdanken: mehr verstehen, weniger richten!

Ein Tag gibt den andern, und eine gute Ernte die Saat zu einer noch besseren. Soziale Wunden wird es geben, so lange das Leben ein Kampf ist, kein Mensch kann sie beseitigen; aber wie man Wunden behandelt, darauf kommt es an. Daran wird sich auch die Kulturhöhe unsrer sozialen Medizin nur messen lassen, ob sie Wunden vor Infektionen zu schützen weiß oder etwa gar selbst Infektionen dahin trägt, wo man aseptische Verbände von ihr erwartet und erwarten muß.

Wundpflegerinnen in der sozialen Medizin, — wer soll es anders sein, als die Frauen?

Werden wir ihnen diesen Beruf, auf den sie das erste Anrecht haben, einräumen, so können wir an eine allmähliche Heilung unsres Volkskörpers glauben, sonst nicht. **Wilhelm Müller.**

**Wilhelm Gädeke**, stud. phil., ist der Name eines jungen Mannes, den sich die Vortruppleser merken wollen. Er ist der erste der deutschen Studenten unsrer Zeit, der für die neuen Ideale dieser Zeit ein Opfer von Bedeutung hat bringen dürfen:

In der bekannten Greifswalder Angelegenheit*) hatte ja der Student Schmidt gegenüber einem Preßangriffe auf die Ortsgruppe Greifswald des Deutschen Bundes abstinenter Studenten verteidigungsweise erwidert.

*) S. „Vortrupp" 1913, Nr. 18, S. 552ff. und Nr. 22, S. 709ff.

In dieser Erwiderung hatte der Satz gestanden:

„Wir verurteilen und erheben Ein„spruch gegen eine mit Völlerei ver„bundene Kaiserfeier; wir halten über„haupt diese Art des Festefeierns für „unzeitgemäß und unreinlich; wir „wenden uns dagegen, daß die Akade„miker dem Volke mit schlechtem Bei„spiel vorangehen."

Wegen dieses Satzes, der offensichtlich sehr vernünftig ist und in der Sache genau das gleiche sagt, was unser Kaiser am 19. August 1911 in Mürwik und dann wieder am 17. Juni 1913 gegenüber einer Abordnung der Berliner Studentenschaft ausgesprochen hat*), war Schmidt von dem bekannten Rektor Stampe und seinem Universitätsrichter mit drei Tagen Karzer bestraft worden, weil — — in diesem Satze ein beleidigender Angriff gegen die für den Greifswalder Kaiserkommers verantwortliche akademische Behörde zu erblicken sei. (!)

Daraufhin hat dann Wilhelm Gädecke die mannhafte Erklärung „Studentenrecht" verfaßt, die im „Vortrupp" Nr. 18 vom 16. September 1913 auf S. 556 abgedruckt ist. Da sich die Greifswalder Zeitungen verhindert sahen, diese Erklärung aufzunehmen, so sandte Wilhelm Gädecke sie an Hans Paasche zur Veröffentlichung im „Vortrupp".

Deswegen ist Wilhelm Gädecke am 1. November 1913 vom akademischen Senat der Universität Greifswald mit der Entfernung von der Universität bestraft worden.

Die Gründe des Urteils zeigen, daß sich Wilhelm Gädecke durch den Zustand der Hülflosigkeit, in den das veraltete Universitätsrecht den Studenten im Disziplinarverfahren bringt, nicht hat niederbeugen lassen. In allen für die

*) Der Wortlaut der Mürwiker Rede des Kaisers ist abgedruckt im „Vortrupp" 1913, Nr. 1, S. 13; wegen der Berliner Ansprüche s. „Vortrupp" 1913, Nr. 13, S. 547.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sache wesentlichen Punkten hat er von Anfang bis zu Ende männlich und treu die Auffassung bekannt, daß er im Rechte sei. Und er ist auch im Rechte — so sicher es ist, daß der akademische Senat Greifswalds das nicht verstehen konnte und sein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen gefällt hat.

Wir beglückwünschen Wilhelm Gädecke zu seiner Treue und seiner Furchtlosigkeit. **Vortrupp.**

**Auf Grund eines Schreibens des Bundesleiters des Wandervogel E.V.** (das kurz nach Drucklegung unsrer letzterschienenen Nummer bei uns einging) stelle ich fest, daß der Bundestag (nicht die Bundesleitung) des Wandervogel E.V. schon am 21. September 1913 (aus uns unbekannten Gründen) den Beschluß gefaßt hat: „Der Wandervogel sieht „von einer offiziellen Beteiligung an dem „freideutschen Jugendtag auf dem Meiß„ner ab."

Meine Annahme (ausgesprochen in dem Abschnitte „Wandervogel" auf S. 680 der Nr. 22 des Vortrupp 1913), die Bundesleitung des Wandervogel E.V. habe erst nach Veröffentlichung der gegen den Wandervogel gerichteten Drohung (enthalten in der Korrespondenz des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie) ihre Unterschrift unter der Einladung zum Freideutschen Jugendtag zurückgezogen, war also irrig. Dieser Irrtum (der auf dem Hohen Meißner, woher auch ich ihn mitgebracht habe, allgemein verbreitet war), hat seinen Grund eben in der Fassung der bezeichneten gegen den Wandervogel gerichteten Drohung, (abgedruckt auf S. 680 des genannten Aufsatzes). Diese Drohung wäre ja ganz gegenstandslos gewesen, wenn ihr Verfasser nicht noch am 1. Oktober 1913, wo die Drohung erschien, die „Leiter" des Wandervogels für solidarisch mit den Veranstaltern des „Freideutschen Jugendtages" gehalten hätte; die Öffentlichkeit aber (der der Beschluß des Bundestages des Wandervogel E.V. vom 21. September unsres Wissens damals völlig unbekannt war) hat von der ganzen Angelegenheit erst durch diese Drohung erfahren, und die Sachlage danach beurteilt.

Im Endergebnis darf mit Befriedigung ausgesprochen werden, daß der Tatbestand — den ich ja auf S. 681 des damaligen Aufsatzes ausdrücklich als „ungeklärt" bezeichnet habe — sich jetzt dahin geklärt hat, daß der Bundesleitung des Wandervogel E.V. ein Zurückweichen vor jener Drohung nicht zur Last fällt.

Der übrige Inhalt des bezeichneten Abschnittes „Wandervogel" wird hierdurch nicht berührt, abgesehen davon, daß der auf S. 682 des Aufsatzes besprochene Protest derjenigen Mitglieder des Wandervogel E.V., die auf dem Hohen Meißner versammelt gewesen sind, nach dem Vorstehenden nicht die Bundesleitung, sondern den letzten Bundestag trifft.

**Hermann Popert.**

**Zur Wünschelrutenfrage** gebe ich das nachstehende Tatsachenmaterial als Beitrag: Auf einem mir gehörenden Grundstücke in Poppenbüttel bei Hamburg war bis zur Tiefe von mehr als 80 Metern vergebens nach Wasser gebohrt worden. Der Vortruppfreund Adolf Thöl, ein bekannter Rutengänger, erbot sich nunmehr, Wasser mit der Wünschelrute zu suchen. An einer Stelle, wo die Rute ausschlug, erklärte er: „Hier finden wir Wasser bei höchstens 32 Meter Tiefe." Die vorgenommene Bohrung ergab, genau an der bezeichneten Stelle, Wasser bei 29 Meter Tiefe.

**Hermann Popert.**

# Neue Bücher und Schriften

**Dreesen, Willrath:** Eala freya fresena Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei Rudolf Schwartz, Oldenburg und Leipzig.

**Poll, Prof. Dr. H.:** Die Entwicklung des Menschen. M. 1,—. Theod. Thomas, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 2 16. Januar 1914

## Das Leben der Sprache.

Es ist nicht immer richtig, was die meisten glauben. Die meisten Menschen der römischen Kulturwelt hielten das kommende Christentum für eine Narrheit, die meisten Menschen des Mittelalters hielten das Verbrennen der Ketzer und Hexen für recht und vernünftig, die meisten Menschen der Gegenwart hielten Zeppelin für einen Narren, als er das lenkbare Luftschiff erfinden wollte. Wären die Förderer einer künstlichen Weltsprache deshalb auf dem falschen Wege, weil die meisten sie für Narren hielten? „Sprachen können eben nicht ‚gemacht' werden, so wenig wie Homunculi in der Retorte. Denn sie sind lebendige Organismen."

Vom menschlichen Körper wissen wir, aus welchen Bestandteilen er besteht, wir kennen aber nicht das Geheimnis ihrer Zusammensetzung. Kein Anatom kann die Seele finden, oder wie man das Lebensgeheimnis sonst nennen mag, denn wo das Seziermesser schneidet, ist die Seele nicht mehr. Was soll man von dem befruchteten Ei sagen oder von dem Samenkorn der Pflanzen! Kein Mikroskop, keine chemische Untersuchung lehrt erkennen, wie an die genau bekannten körperlichen Bestandteile die Fähigkeit gebunden ist, zu wachsen und das Lebewesen zu schaffen, das in den Keimzellen vorgebildet ist nach den Eigentümlichkeiten seiner Ahnen.

Nun sprechen wir auch von lebenden und toten Sprachen. Wir könnten genau so gut von lebenden und toten Maschinen sprechen, je nachdem sie gebraucht werden oder außer Dienst gestellt sind. Das Leben der Sprache liegt nicht in ihr, sondern in den Menschen, die sie sprechen. Nicht die Sprache entwickelt sich weiter, sondern die Menschen entwickeln sie, ändern sie durch den Gebrauch, wie sie Maschinen ändern, indem sie sie einfacher und zweckmäßiger machen. Die Lokomotive hat „sich" von Stephenson bis auf unsere Tage recht bedeutend entwickelt, und wenn man Englisch mit Sanskrit vergleicht, so findet man Fortschritte in der Richtung der Vereinfachung, wie sie denen entsprechen, die zwischen Englisch und Esperanto bestehen.

Eine tote Sprache unterscheidet sich ganz wesentlich von einem toten Menschen. Den kann keiner mehr lebendig machen; was von ihm geblieben ist, ist ein Leichnam, kein Mensch, und bald ist



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt nichts mehr von ihm übrig. Die Sprache bleibt, was sie gewesen; was in ihrem Schrifttum, in ihren Grammatiken und Wörterbüchern niedergelegt ist, das ist kein Überbleibsel eines ehemals lebendigen Körpers mit ganz anderen Eigenschaften, sondern es ist die Sprache, wie sie zu einer bestimmten Zeit unter den damals vorhandenen Verhältnissen gebraucht wurde. Soweit sich diese Verhältnisse nicht geändert haben, kann die Sprache genau so wieder in Gebrauch genommen werden wie früher. Nicht in der Sprache liegt Leben und Tod, sondern in den Menschen.

Eine Sprache ist gestorben, wenn das Volk untergegangen ist, das sie im lebendigen Verkehre der Volksgenossen angewendet hat. Nicht die Lautgruppen sind verschwunden, aus denen sich die Wörter dieser Sprache bildeten, auch nicht die Möglichkeit, diese Wörter grammatisch abzuwandeln und zu verbinden, sondern verschwunden ist das besondere Volksleben, das gerade diese Sprache geschaffen hat und nun nicht mehr weiter mit ihr und an ihr schaffen kann. Die Sprache aber, die es geschaffen hat, bleibt so bestehen wie etwa eine auseinandergenommene Maschine; jeder, der sie nach der überlieferten Beschreibung zusammensetzen kann, kann sie gebrauchen.

So ist Latein als Volkssprache gestorben und lebt weiter als Kirchensprache. Wenn der Papst mit den katholischen Priestern aller Zungen der Erde in der lateinischen Sprache verkehrt, so geschieht das nicht anders als wie sonst in irgendeiner Sprache, einer lebendigen oder toten. Das Wesen der Sprache als eines Mittels zur Gedankenübertragung durch gesprochene oder geschriebene Lautgruppen ist hier wie dort dasselbe. Wäre die Sprache ein selbständiges Lebewesen, so müßte sie wirklich sterben und verwesen, kein Mensch könnte sie nach ihrem Tode mehr gebrauchen, keiner verstehen, was in ihr überliefert worden ist. Aber wir lesen und verstehen heute noch, was vor Tausenden von Jahren geschrieben wurde, und wenn Cicero heute auferstände und mit jemand zusammenkäme, der lateinkundig genug ist, so würde er verstanden werden, und er selbst würde alles verstehen, was seinem Begriffsvermögen angepaßt wäre. Was ihm fremd wäre, würde nicht an der Sprache liegen, sondern an den neuen Dingen, die ihm erst, soweit möglich, durch seine alten Begriffe erklärt werden müßten. Seit seinem Tode sind viele neue Dinge in die Welt gekommen, und hätte er und das römische Volk weitergelebt, so hätten sie für diese neuen Dinge auch besondere Ausdrücke geschaffen, und sie hätten nicht gemerkt, wie „sich" ihre Sprache allmählich erweitert hätte. Sehr verwundert aber würde Cicero sein, wenn er erfahren müßte, daß die lateinische Sprache inzwischen gestorben sei, gestorben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie ein Mensch, und daß es nun keine Möglichkeit mehr gäbe, sich in dieser Sprache verständlich zu machen.

Wie ist es nun möglich, daß man Lateinisch verstehen und sprechen kann, und wenn man den nötigen Fleiß und die Begabung dazu hat, genau so gut wie Cicero? Der Wortschatz der Sprache ist bekannt, und bekannt sind die Regeln, nach denen die Wörter abgewandelt und zu Sätzen verbunden wurden. Das ist die Sprache, nicht bloß ihr Gerippe. Und der sogenannte Geist der Sprache? Steckt ebensoviel und ebensowenig in ihr wie die Musik im Klavier. Da sind die Saiten, die Hämmerchen und die Tasten, und wer da weiß, wie sie anzuschlagen sind, daß sich die unendliche Fülle der Harmonien aus ihnen ergießt, der legt eine Seele in das Instrument, aber es ist seine Seele. So klingt die Sprache eines Goethe oder eines Nietzsche anders als die irgendeines Durchschnittsmenschen, und ist doch dieselbe deutsche Sprache. Und jeder kann sie lernen, wie jeder Klavierspielen lernen kann, und wenn er kein Meister wird, so liegt es nicht an der Sprache oder nicht am Klavier.

Bei dem Lernen einer Sprache nach Grammatik und Wörterbuch besteht kein Unterschied zwischen lebenden und toten Sprachen. Eine Sprache kann schriftlich immer nur so festgehalten werden, wie sie zu einer bestimmten Zeit gesprochen wurde. Der Inhalt des Wörterbuches und der Grammatik ist auch bei einer lebenden Sprache toter Stoff. Leben kommt erst durch den Gebrauch hinein, und dieser ändert den Stoff allmählich je nach den sich ändernden Lebensverhältnissen. Das Volk schafft immer neu an seiner Sprache, von Geschlecht zu Geschlecht; neue Wörter werden aufgenommen, alte ändern ihre Bedeutung, die Grammatik bleibt am längsten unverändert, hier und da wird etwas ganz allmählich abgeschliffen, vereinfacht, regelmäßiger gemacht. Man kann diesen Entwicklungsgang durch die Jahrhunderte genau verfolgen. Und was wir daraus lernen, gibt uns die Möglichkeit, bewußt und planmäßig zu schaffen, was ein Volk unbewußt, von tausend Zufälligkeiten bestimmt, geschaffen hat. Wohlverstanden, nur eine Sprache, den toten Stoff, nicht den Geist oder das Leben eines Volkes, aber die Maschine, die jeder in Gebrauch nehmen kann, der ihre Zusammensetzung versteht. Eine Volkssprache zu schaffen, liegt kein Bedürfnis vor. Jedes Volk hat und schafft sich seine Sprache. Würde die zionistische Bewegung dazu führen, daß sich z. B. in Palästina ein selbständiger Staat bildet, in dem sich Juden aus allen Ländern wieder zu einem Volke vereinigten, so würde wahrscheinlich Hebräisch die Volkssprache werden. Das Hebräisch des alten Testamentes würde für das heutige Leben nicht mehr aus-

reichen, es würde in der Form, wie es durch die hebräischen Schriftsteller bis in die neuste Zeit erweitert worden ist, zur Staatssprache gemacht werden können, die in den Schulen schon deshalb gepflegt werden würde, um das Verständnis der alten heiligen Bücher zu ermöglichen. Im täglichen Leben würde aber ein anderes Hebräisch gesprochen werden, das mehr oder minder verfeinerte Jiddisch. Ähnlich besteht ja in Griechenland ein großer Unterschied zwischen der Umgangssprache und der Schriftsprache, die dem klassischen Griechisch nähersteht.

Aber wo kein Volksleben in Frage kommt, für den internationalen Verkehr, liegt allerdings ein Bedürfnis, und zwar ein recht dringendes, nach einer Sprache vor, die eben nur künstlich geschaffen werden kann, weil die internationale Kulturwelt kein einheitliches Volk ist, das eine eigne Sprache hat, und kein einzelnes Volk gerade seine Sprache der internationalen Verkehrsgemeinschaft aufzwingen kann. Das wäre jammerschade für die Kultur, der Erhaltung und Entwicklung der Volksbesonderheiten sehr gefährlich.

Man hat an Latein als Hilfssprache gedacht. Und obwohl kein Mensch, selbst der erbittertste Gegner einer künstlichen Sprache nicht, sagen kann, wie man anders Latein lernen kann als Esperanto, anders als nach Grammatik und Wörterbuch, und wo im Wörterbuch und Grammatik der lateinischen Sprache ein Geist, ein eignes Leben stecken, die im Esperanto nicht vorhanden sind, so bleibt man doch dabei, Latein sei eine Sprache, Esperanto nicht. Was uns in der römischen Literatur erhalten ist, könnte doch nur als Muster dienen für den Gebrauch der Sprache, wenn uns daran läge, Latein so zu sprechen, wie es damals gesprochen wurde. Das wäre aber für die heutigen Verkehrszwecke sehr ungeeignet. Das Leben, das sich in dieser Literatur widerspiegelt, ist nicht mehr unser Leben. Es bliebe also wirklich nichts anderes übrig, als Wörterbuch und Grammatik, genau wie in Esperanto. Und könnte man Latein zur allgemeinen Hilfssprache machen, wie sie es ja früher in gewissem Maße schon war, so ist kein Grund einzusehen, warum es nicht ebensogut, vielmehr besser, Esperanto sein könnte. Jeder weiß, wie schwer Latein zu erlernen ist. Da es aber doch für die Verkehrszwecke nicht darauf ankommt, daß man das Latein Ciceros spricht, sondern daß man alles, was man braucht, so ausdrücken kann, daß man von jedem verstanden wird, so wäre es doch ein Unsinn — und eine Unmöglichkeit — den Reisenden, der in ein anderes Land kommt, den Kaufmann, der mit Geschäftsfreunden bei fremden Völkern in Briefwechsel steht, den Schutzmann, der einem Fremden Auskunft geben soll, mit all dem verzwickten Regelkram zu belasten, der unsern Gymnasiasten das Leben so schwer macht. Der Sprachforscher oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wer immer Latein für sein Studium braucht, mag weiter die klassische Sprache lernen, aber wegen dieser verschwindenden Minderheit der Menschen kann man nicht die ganze Menschheit, nicht den ganzen Verkehr belasten. Man würde daher das Latein vereinfachen müssen. Weshalb so viele verschiedene Konjugationen, so viele unregelmäßige Zeitwörter? Warum kann nicht alles so konjugiert werden wie amare? Warum nicht alles so deklinieren wie mensa? Die Sprache würde Sprache bleiben, man könnte in ihr schreiben und sprechen, nur wäre es nicht mehr Latein, es wäre eine künstliche Sprache. Denn bei den angedeuteten Vereinfachungen könnte es nicht bleiben. Wollte man alle Hauptwörter wie mensa deklinieren, so müßten sie alle auf a endigen, also numera die Zahl, flora die Blume, patra der Vater. Damit fiele der Unterschied der Wortgeschlechter. Aber auch die englische Sprache kommt ohne diesen Unterschied aus. Doch es geht weiter: mensae heißt des Tisches, dem Tische und die Tische. Zweckmäßig ist das nicht, es hat sich bei den Römern zufällig so gemacht, wie eben die Sprachen entstehen. Wenn man aber schon bei einer Änderung der Sprache ist, so soll man sie möglichst zweckmäßig machen, und dazu gehört, daß man möglichst eindeutige Formen hat. Und so zieht eins das andre nach sich. Das dem Verkehrszwecke des heutigen internationalen Lebens angepaßte Latein würde sich dem Wesen nach garnicht von Esperanto unterscheiden. Wer das klassische Latein kennt, dem würde die neue Form — auf den ersten Anblick — geradezu entsetzlich vorkommen.

Es wäre ihm, als hätte man in einem Museum alle Marmorbilder der Götter und Göttinnen mit frevelnder Hand verstümmelt und regelmäßige Gestalten daraus gemacht, die nicht mehr Menschen, geschweige denn Göttern, ähnlich sehen, sondern Körpern der Stereometrie. So ist in der Tat das Empfinden vieler Sprachästhetiker dem Esperanto gegenüber. Mit Unrecht, und man kommt deshalb darüber hinweg. Das alte Latein bliebe, was es immer gewesen, kein Tüttelchen würde von dem verloren gehen, was uns darin überliefert ist. Man hätte keinen Tempel des Altertums zerstört, um aus seinen Steinen ein Warenhaus der Gegenwart zu bauen, sondern hätte ungefähr so gehandelt, als wäre die Aufgabe gestellt, aus der Zeichnung eines alten Gebäudes für ein neues das zu übernehmen, was für die neuen Verhältnisse übernommen werden kann. Was ist überhaupt das Heilige, an dem gefrevelt werden könnte, wo auch nur das Schöne, gegen das man sich versündigte? Ob die Zahl numerus heißt oder numera, numero, number oder Nummer, ist doch für die Zwecke der Sprache ganz gleichgültig. Heilig ist, was im lebendigen Gebrauche steht, was uns so zur Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohnheit geworden ist, daß eine Abweichung davon uns stört, solange, bis die Abweichung zur Regel geworden ist, an die man sich unmerklich gewöhnt. Wer immer nur gesagt und gehört hat: „ich frug", der empfindet „ich fragte" als falsch und häßlich. An sich ist doch aber „ich fragte" gewiß nicht häßlicher als „ich sagte, klagte". Und wenn die deutsche Sprache sich weiter so änderte, daß man allgemein so sagte wie es die Kinder oft nach der Klanganalogie tun: ich backte, ich schlagte, ich tragte, dann würde dem Geschlechte, dem es zur Gewohnheit geworden wäre, nie der Gedanke kommen, man hätte die deutsche Sprache geschändet, indem man sie einfacher und regelmäßiger gemacht hatte. Wer, dem „ich schlagte, ich tragte" abscheulich vorkommt, stößt sich an: „ich veranschlagte, ich beantragte?" Wir lernen die Muttersprache unbewußt und kennen die Schwierigkeiten nicht, die sie dem Fremden bereitet, der sie bewußt lernt. Die Unregelmäßigkeiten empfinden wir meist als schöne Mannigfaltigkeit und hängen mit der Liebe der in der Kindheit eingepflanzten Gewohnheit an unsern Formen und Klängen, so häßlich sie auch einem andern erscheinen mögen. Das alles aber sind Eigentümlichkeiten der Menschen, nicht der Sprache. Wer das verstümmelte Latein, von dem ich sprach, oder Volapük oder Esperanto als Muttersprache gelernt hätte, dem wäre es genau so „wonnesam und traut" wie eben jedem seine Muttersprache. Die Gegner einer künstlichen Hilfssprache, die sie aus Gefühlsgründen ablehnen, stehen auf einem falschen Standpunkte. Sie vergleichen die Verkehrssprache mit der Muttersprache oder einer andern Volkssprache, und weil sie ihr Leben oder das bestimmte Volksleben mit all seinen geschichtlichen Erinnerungen und Gefühlswerten in der künstlichen Sprache nicht finden, deshalb ist sie ihnen keine Sprache. Sie übersehen auf der einen Seite, daß sich die künstliche Sprache in nichts anderem von den natürlichen unterscheidet als in der Art ihrer Entstehung, auf der andern Seite, daß sie ganz andern Zwecken dienen soll als eine Volkssprache.

**Dr. Ernst Kliemke.**

## Die ganze Befreiung.

Wir feierten im verflossenen Jahre die deutsche Volkserhebung von 1813, und es kann gewiß nichts Herzerhebenderes geben, als wenn ein ganzes Volk das Unwürdige seiner Lage begreift und sich aufmacht, um unter Einsetzung seiner besten Kraft die Freiheit zu erringen. Freilich wurden die heiligsten Hoffnungen der zurückkehrenden Sieger nicht erfüllt, und es blieb als Ergebnis der gewaltigen Anstrengungen für das Volk nur herzlich wenig übrig. Gleichwohl kann das für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemanden ein Grund sein, sich auszuschließen, wenn die Volksgemeinschaft das Andenken der tapferen Männer und Helden ehrt. Ohne ihr Vorbild wäre vieles unerreicht geblieben, was später doch noch an Rechten für das Volk erstritten werden konnte.

Wir feierten die nationalen Kämpfe, die uns von der drückenden Übermacht der Franzosen befreit haben. Aber wo stehen wir jetzt? Was sind wir nun? Ich meine nicht die wie ein deutsches Schicksal weiterdauernde kulturelle Abhängigkeit vom Franzosentum in Kunst und Literatur, Sprache und Gesellschaft, Geschmack und Mode. Unter den Deutschen ist der Sinn dafür noch wenig geweckt, daß es ebenso unwürdig ist, in französischen Toiletten, wie mit französischen Phrasen deutsche Siege zu feiern. Ich denke auch nicht an die oft allzu höfliche und entgegenkommende Behandlung unsrer westlichen Nachbarn, selbst wo sie dahinter Schwäche vermuten mußten. Im großen ganzen ist seit den Taten von 1813 und 1870 gegen Westen eine sichere Grenze gezogen worden.

Goethe brachte bekanntlich für die Befreiungskämpfe nur wenig Begeisterung auf, wofür eine Reihe von Tatsachen die Erklärung liefern. Nach seiner Ansicht konnte die Volkserhebung lediglich den Übergang von einer Fremdherrschaft unter die andere bewirken, von der westlichen unter die östliche, die ihm mit Rücksicht auf die Kultur noch bedenklicher schien. Das ist in dem befürchteten Sinne nicht wahr geworden; wenigstens wurde die politische Macht Napoleons nicht durch eine ähnliche politische Fremdmacht abgelöst. Aber wenn der hellsäugige Dichter doch Recht behalten hätte, wofern wir den Blick nur über die Politik im engeren Sinne hinaus und aufs Ganze richten?

Eben das hat der Deutsche im Reich verlernt: den Blick auf das Ganze, auf das ganze deutsche Volk. Er ist nicht nur kleindeutsch, sondern engdeutsch geworden. Und wenn es gestattet ist, Überzeugungen frei auszusprechen: er sitzt in seinem Reiche wie die Bürger der alten Reichsstädte hinter ihren Mauern; was draußen wohnt und selbst vor den Toren, geht sie nichts an, auch wenn es ihr eigenes Fleisch und Blut wäre. Was weiß im allgemeinen der Deutsche im Reich von den Millionen Volksgenossen in Österreich, in Ungarn, in Rußland und von den kleineren Scharen, die noch drüber hinaus gezogen sind? Durch ein einziges Gesetz haben die herrschenden Magyaren Hunderttausende von staats- und königstreuen Deutschungarn der deutschen Schulen und Lehrer beraubt und suchen sie geradezu in einem Zustand von Halbbildung zu erhalten. Was weiß der Deutsche im Reich davon? Da rührt sich keine Hand. Den Deutschen in Böhmen ist es trotz jahrelanger Bemühungen noch immer nicht gelungen, das Mindestmaß an völkischen Rechten zu

erreichen, das sie endlich einmal von der Willkürherrschaft der tschechischen Mehrheit befreit. In alten Zeiten kam die Abhängigkeit unterworfener Völker von ihren Besiegern in der Zahlung schimpflicher Tribute zum Ausdruck: man könnte das ganze gegenwärtige österreichisch-ungarische Staatssystem als eine gesetzlich festgelegte Form der Tributzahlung an Geld und Volkskraft auffassen. Diese Zahlung leisten die wirtschaftlich und kulturell höherstehenden Deutschen den feindlichen Mitbewohnern des Staates. Ja, aber das sind ja keine reichsdeutschen Staatsangehörigen! Da läßt sich nichts tun! Da heißt es eben zusehen, wie man unter den gegebenen Verhältnissen auskommt.

Auch das geringste Volk nimmt das Recht für sich in Anspruch, seiner außenstehenden Volksgenossen sich anzunehmen. Das tun auch Völker, die garkeine eigene politische Macht besitzen. Die Polen in Galizien sind z. B. schon mehrfach für ihre Stammesgenossen in Ostpreußen eingetreten und haben selbst den österreichisch-ungarischen Staat dabei zu benützen gewußt. Wann und wo aber hat man von einem Eingreifen der politischen Macht des Deutschen Reiches zugunsten auswärts lebender Volksgenossen gehört, wenn sie nicht zugleich reichsdeutsche Staatsbürger waren? Das Deutsche Reich war stets wie der einzelne Reichsdeutsche: k o r r e k t. Das ist ein ähnlich verhängnisvolles Leitwort wie das von der Realpolitik. Vielleicht schadet es nichts, wenn man einmal feststellt, was die Auslanddeutschen von dieser verwünschten Korrektheit denken: Zum Teufel damit! Wenn die Männer von 1813 im gleichen Maße korrekt gewesen wären, dann wären sie hübsch zu Hause geblieben. Korrekt haben sie ja eigentlich wirklich nicht gehandelt. Macht allein nützt nichts, man muß sie auch benützen. Und wenn man sie schon nicht anwendet, so muß der andere wenigstens glauben, daß man's will.

Die Sache ist natürlich nicht so einfach, daß sie durch ein einziges bitteres Wort zu erledigen wäre. Das soll auch nicht ein neuer Hilferuf sein zu den ungezählten, die bereits wirkungslos verhallt sind. Das ist zunächst einmal nur eine Überlegung. Vielleicht ist die Korrektheit nur eine Tugend der Not und ein Zeichen dafür, daß die Deutschen unsrer Tage tatsächlich nicht frei sind, nicht frei genug, für ihre völkischen Rechte so einzutreten, wie es viel kleinere Nationen ungescheut tun dürfen. Andererseits geht wohl auch diese Eigenschaft aus dem deutschen Wesen selbst hervor als die Kehrseite der deutschen Tugend der Sachlichkeit.

Eine wichtige Frage müßte einmal eigens untersucht werden: Wie weit ist einem Staate eine Einmischung in die nationalen Verhältnisse eines Nachbarreiches gestattet? Es dürfte nicht schwer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, den folgenden Grundsatz abzuleiten. Ein national einheitliches Staatswesen darf eine solche Einmischung durchaus nicht dulden, denn es steht und fällt mit der Einheit und Geschlossenheit der Nation, die es aufgerichtet hat. Ganz anders ein Staat, den verschiedene Völker gemeinsam bewohnen. Ihn halten andere Gemeinsamkeiten zusammen: geographische, wirtschaftliche, geschichtliche, dynastische, vielleicht auch nur die Politik der Grenznachbarn. Ein solcher Staat kann ganz ruhig weiter bestehen, auch wenn sich seine nationale Zusammensetzung verschiebt und ändert, wenn nur dabei die anderen Zusammenhänge nicht gestört werden. Er wird durch fremde Beeinflussung seiner nationalen Gegensätze nicht in den Lebensgrundlagen berührt. Die Deutschen in Österreich haben sich schon einmal getäuscht, als sie meinten, es könne in Österreich nicht gegen das Deutschtum regiert werden. Und gewiß ist das schwer zu verantworten, aber nur weil mit dem Deutschtum in seinem gegenwärtigen Bestand andere wichtige, besonders geschichtliche und kulturelle, Bindemittel unlösbar verknüpft sind, so daß eine Schwächung des Deutschtums immer auch eine Lockerung des Staatsgefüges bedeutet. Diese Einsicht ist in den leitenden Kreisen des Staates noch jetzt viel zu wenig vorhanden. Für das Deutsche Reich ist Österreich-Ungarn der gegebene nächste und natürliche Bundesgenosse. Aber die Erhaltung des Bündnisses hat nur solange einen Sinn, als die Vorbedingungen andauern, die eine entsprechende Hilfeleistung im Kriegsfalle verbürgen. Verbündete Staaten nehmen ohne weiteres durch gegenseitige Regelungen aufeinander Einfluß in Fragen des Heeresstandes und der Kriegsbereitschaft. Wenn aber für die bündnismäßige Leistungsfähigkeit nicht nur rein militärische, sondern auch nationale Verhältnisse in Betracht kommen, dann muß es möglich sein — und da heißt es umlernen! —, daß ein Nationalstaat einem verbündeten Völkerstaat gegenüber das Recht der Einflußnahme auf seine nationalen Verhältnisse gewinnt. Das ist eine Auffassung, die so sehr im Sinne des deutschen Volkstums liegt, daß alle Deutschen sich darauf vereinigen müßten.

Nehmen wir die deutsche Milliarde im nationalen Gedenkjahre als Ausdruck des Willens, fortan zunächst nur der eigenen Kraft zu vertrauen. Aber man kann dabei auch zu weit gehen. Man kann darüber die günstigen Kräfte außerhalb des eigenen Bereiches übersehen. Die Bemühungen der Deutschösterreicher, ihr Volkstum zu schützen, ihre Macht und Geltung im Staate zu wahren und damit den Staat seiner geschichtlichen Sendung als einer deutschen Ostmark zu erhalten, sind vom höchsten Wert für die Bündnisfähigkeit der Donaumonarchie. Diese Bestrebungen sind infolgedessen auch



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Stellung des Deutschen Reiches von hoher Bedeutung, und wenn man abwägen wollte, so könnte man das fast ziffernmäßig feststellen. Es ist nicht schwer zu sagen: zehn Millionen Mark für die deutsche Schutzarbeit in Österreich-Ungarn haben keinen geringeren Wert für die Weltstellung des Deutschtums als die reichsdeutsche Milliarde. Wenn in Österreich der deutsche Einfluß noch weiter sinkt, so ist das ein Verlust auch für das Deutsche Reich gleich einem verlorenen großen Krieg. Verhältnismäßig geringe Summen aber könnten der deutschösterreichischen Schutzarbeit ihren Gegnern gegenüber einen uneinbringlichen Vorsprung geben. Bisher war der Beitrag der Deutschen im Reich zur völkischen Abwehrarbeit in der Ostmark viel zu klein, sowohl mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sache als auch des vorhandenen Reichtums. Die Tschechen haben verhältnismäßig ganz andere Summen für die ihnen doch nur volksverwandten, nicht volksgleichen Serben und Montenegriner aufgebracht. Auch die Roseggerstiftung hat nur wenige reichsdeutsche Bausteine zu verzeichnen. Wann wird man endlich im Reiche erkennen, daß die Volkstumsgrenzen nicht nur mit der Kraft abgeschnittener Vorposten zu schützen sind, sondern mit der Macht des ganzen Volkes und Reiches? Es ist nicht Sache der Österreicher allein, sondern aller deutscher Stämme, die slawischen Angreifer abzuwehren!

Der Befreiungskampf, in dem wir jetzt mitten drinstehen, ist gegen Osten zu führen. Vor hundert Jahren war einer nötig, weil aus dem französischen Volkstum in der Revolution ganz neue militärische und politische Organisationen hervorgegangen waren, deren man erst Herr werden konnte, als auch bei den Deutschen eine ähnliche völkische Bewegung entstand. Der große Völkerkampf gegen das Slawentum wird wahrscheinlich nicht mit den Mitteln politischer und militärischer Macht entschieden werden. Hier gilt es, andere Waffen zu schmieden. Hier wird der Teil siegen, der an völkischer Tüchtigkeit überlegen ist. Völkische Tüchtigkeit aber ist Tüchtigkeit der Einzelnen und Festigkeit und Innigkeit des völkischen Zusammenhangs. Die innige Zusammenfassung aller Volksgenossen zu einem unlösbaren und unwiderstehlichen Ganzen ist das Ziel der deutschen Schutzvereine. Es muß wirkungslos bleiben, wenn die verbundenen Einzelnen nicht persönlich tüchtig genug sind. Daher bilden die notwendige Ergänzung der deutschen Schutzarbeit die neudeutschen Tüchtigkeitsbestrebungen, die auf Erneuerung der Volksgemeinschaft abzielen. Daher wäre es sinngemäß und zweckentsprechend, auch hier durch freigebige Bereitstellung von Mitteln einzugreifen.

Unsre östlichen Nachbarn sind andere als die im Westen. Und auch hier weist die Geschichte viel mehr gleichbleibende Gesetzmäßig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit nach als man vermutet. Still und kampflos sind die Slawen der grauen Vorzeit in altgermanisches Gebiet vorgedrungen, immer weiter und weiter, nicht mit den Waffen des Krieges, sondern mit den Mitteln gesunder Volksvermehrung und friedlicher Volksausbreitung. Dagegen ist mit Gewehren und Kanonen garnichts zu machen. Dagegen hilft nur Hebung des völkischen Gemeingefühls und Ertüchtigung aller Volksgenossen.

**Emil Lehmann.**

## Im Kampfe gegen Kinderelend.

Es gibt noch immer Menschen, die bestreiten, daß Kinderelend in erheblichem Maße bestehe. Wenn sie sich doch nur von irgendeinem der Kinderschutzvereine eine Sammlung der entsprechenden Gerichtsverhandlungen geben lassen wollten, würden sie bald eines andern belehrt werden! Seit der Zeit, daß Wichern in Hamburg das Kinderelend sah und mit einem Dutzend der Schlechtesten vor die Stadt zog, um mit ihnen zu leben und sie zu lieben, haben viele das Kinderelend gesehen. Von Jahr zu Jahr wird mit immer größeren Mitteln besonders vom Staate dagegen eingeschritten. Immerhin wird es für die vielen Unwissenden nötig sein, vom Kinderelend und den Maßregeln dagegen zu sprechen.

Wir haben in Deutschland ein ganz vortreffliches Gesetz zum Schutz der Kinder. Es ist radikal und hat die Arbeit der Kinder in der Industrie nahezu ganz aufhören lassen. Was davon geblieben ist, ist harmlos. Freilich ist die Arbeit der Kinder in der Landwirtschaft, in der Heimarbeit und in der Hauswirtschaft nicht damit getroffen. (Man kann z. B. ein zehnjähriges Mädchen vor und nach der Schulzeit bis in die Nacht hinein schwere Dienstmädchenarbeit tun lassen, ohne gegen das Gesetz zu verstoßen; ich erlebte einen solchen Fall.) Trotzdem bedeutet das Gesetz einen wichtigen Schritt im Kampfe gegen das Kinderelend. Aber so sehr es die Arbeit der Kinder verhindert, schafft es ihnen doch nicht jugendliche Freude oder geeignete Beschäftigung.

Ähnlich, wenn auch nicht so einfach, liegt es mit den verschiedenen Fürsorge- oder Zwangserziehungsgesetzen, die sich auf § 1666 des Bürgerlichen Gesetzbuches aufbauen. Die Gesetze beschäftigen sich im wesentlichen, wenn man die Praxis ihrer Anwendung kennt, mit Kindern, die in hohem Grade verwahrlost sind. Es ist die alte Klage: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein." Das trifft natürlich auch das Jugendgericht, das fast im Mittelpunkt des Interesses steht. Es muß



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sogar noch Kinder bestrafen, anstatt lediglich auf ihre Erziehung und den Schutz der Menschheit vor ihnen Bedacht zu nehmen. Ich weiß, daß die Erfolge der Zwangserziehung, wenn man den Statistiken glauben kann, glänzend sind. Bis zu 75% der Kinder werden dauernd gebessert. Immerhin, so segensreich solche Einrichtungen sind, die retten wollen, was irgendwie noch zu retten ist, sie sind nur zu einem kleinen, wenn auch wichtigen Teil die Mittel gegen das Kinderelend.

Man hat in letzter Zeit großen Wert darauf gelegt, die Strafen für Kindermißhandlung bis zur Zuchthausstrafe zu verschärfen. Gewiß bestreite ich nicht, daß jemand, der ein wehrloses Kind jahrelang grausam mißhandelt, viel schlechter ist, als die meisten zum Zuchthaus verurteilten Verbrecher. Aber ich halte die Macht der Abschreckung nicht für groß. Die grausamsten Folterqualen im Mittelalter haben die Verbrecher nicht abgeschreckt. Im übrigen ist auch die Strafe kein Mittel, um Kinderglück zu fördern. Die wirksamen Mittel, auf die man ja nie ganz verzichtet hat, werden in größerem Umfange und systematisch eigentlich erst in neuerer Zeit angewandt: Ich war kürzlich in England in einem Zeltlager, in dem etwa 60—70 Jungen aus Ost-London wochenlang lebten, alle Arbeit selbst taten und sich selbst beköstigten. Es sind die Boy scouts, die auch in Deutschland ähnliche Bestrebungen mit angeregt haben. Sie werden unter dem Namen Jugendpflege in der Regel zusammengefaßt. Seitdem im vorigen Jahre im preußischen Kultusetat $1^1/_2$ Millionen Mark dafür ausgeworfen sind, ist es in den Landratsämtern, Bürgermeistereien, Kasernen und Schulen lebendig geworden. Manches, was schon bestand, hat sich auf seine Kraft besonnen. Man mag verschiedene unerfreuliche Begleiterscheinungen dabei bedauern, ja, man mag vermuten, daß manches Strohfeuer ist, jedenfalls gehören diese Maßregeln zu denen, die Jugendglück schaffen. Der Staat tut nur seine Pflicht, wenn er sie energisch und aus allgemeinen Mitteln unterstützt. Leider treffen diese Maßregeln meistens nur die gehobenen Bevölkerungskreise. In das tiefste Elend der Kinder können sie nicht hineindringen. Welches darbende, frierende, in Lumpen gekleidete Kind eines Trinkers oder gar einer trinkenden Mutter kann sich an Jugendvereinen beteiligen? Doch genug der Beispiele. Es ist merkwürdig, daß zwei Wege so wenig beachtet werden.

Da ist zunächst die Nüchternheitsfrage. Es ist ohne weiteres klar, daß das Verbot der Erzeugung und Verbreitung alkoholischer Getränke unendlich viel Kinderelend verschwinden lassen würde. Und es ist sehr bedeutungsvoll, daß der internationale Kongreß zum Schutze der Kinder in Brüssel vom 23.—26. Juli 1913 diese Maß-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

regel in erster Linie empfiehlt. Man beachte: es war ein Kongreß, an dem etwa 35 Staaten amtlich vertreten waren, der unter dem Schutze des Königs und der Königin von Belgien stand! Man sieht, die Sache ist nicht mehr so utopisch, wie die Unwissenden meinen. Der Kongreß empfiehlt dann für solche Staaten, „in denen diese Maßregeln noch nicht durchgeführt sind", sonst allerlei, um das Kind vor direktem und indirektem Schaden durch den Alkohol zu schützen. Alles, was den Gebrauch der alkoholischen Getränke hindert oder einschränkt, ist zugleich eine der wirksamsten Maßregeln im Kampf gegen Kinderelend. Das allein erscheint mir schon Grund genug, daß alle Kinderfreunde in dieser Richtung so energisch wie möglich vorgehen sollten. Man sollte das Verabreichen alkoholischer Getränke an Kinder unter Strafe stellen.

Freilich, eine andere Maßregel halte ich im Augenblick für noch notwendiger und, wie die Verhältnisse einmal liegen, rascher durchführbar, als die Ernüchterung unseres Volkes. Man würde nämlich Tausenden von Kindern, deren Elend man mit großer Wahrscheinlichkeit voraussagen kann, ein freundliches Los in guter Familie bereiten können, wenn es möglich wäre, daß der Inhaber der elterlichen Gewalt (Vater oder uneheliche Mutter) diese mit gesetzlicher Gültigkeit für eine Reihe von Jahren abgeben könnte.

Die Sache klingt schwierig, ist aber sehr einfach. (Übrigens hat es Ähnliches schon vor 6000 Jahren in Babylon gegeben!) Zum Beispiel: Eine uneheliche Mutter kann ihr Kind nicht ernähren. Den Erzeuger will oder kann sie nicht heiraten. Sie sucht eine Koststelle. (Ja, ja die Koststellen! Trotz der vorzüglichen Aufsicht! Kürzlich war ein Kind in einem halben Jahre in 5 Stellen gewesen!) Die Mutter hat nichts. Die Armenverwaltung bezahlt nur einen Teil. Der uneheliche Vater wird verurteilt, hat aber nichts, oder, was noch schlimmer ist, er verspricht bei den Behörden, zu zahlen, tut es aber nicht oder ganz unregelmäßig. Die Kostleltern wollen aber verdienen. Also muß das Kind wandern. Nun gibt es zahlreiche Ehen, die kinderlos sind, für die es geradezu eine Erlösung wäre, wenn ein Kind da wäre. Es gibt auch häufig etwas ältere Ehepaare, deren Kinder schon früh aus dem Hause gegangen sind, die gern noch ein Kind großziehen würden, unentgeltlich und mit viel Liebe. Aber sie können sich aus sehr ernsten Gründen nicht dazu entschließen. Denn mag ihnen schriftlich oder mündlich, mit oder ohne Siegel versprochen werden, was da will, bestehendes Recht oder eigentlich Unrecht ist es, daß das Kind ihnen jederzeit ohne irgendwelchen Grund abgenommen werden kann. Und das geschieht auch in Wirklichkeit sehr oft. Sowie das Kind etwas größer wird und sich nutzbringend be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tätigen kann, wird es einfach vom Inhaber der elterlichen Gewalt abgeholt.

Die Tragödien, die ich in dieser Richtung fast wöchentlich erlebe, sind unbeschreiblich. Da kommt z. B. eine Frau aus gehobenem Arbeiterkreise zu mir. Man sieht ihr Tüchtigkeit und Güte an. Sie erzählt, daß eine junge uneheliche Mutter mit ihrem neugebornen Kind herumgeirrt ist und daß sie sich ihrer und des Kindes angenommen hat. Die Mutter ist dann fortgegangen, hat der Frau das Kind gelassen mit dem Versprechen, es ihr bis zur Konfirmation zu lassen. Sie hat sich auch wirklich 10 Jahre nicht um das Kind gekümmert. Jetzt kommt plötzlich die Mutter und holt das Kind ab, in mangelhafte oder schlechte Verhältnisse, dieses wohlerzogene, von den Pflegeeltern heißgeliebte Kind! „Kann sie das? Darf sie das? Muß ich ihr das Kind geben?" Ich muß alle Fragen mit „ja" beantworten. Es ist zu begreifen, wenn die Pflegemutter sagt: „Ich wollte lieber, daß das Kind tot wäre. Dann weiß ich, wo es ist, jetzt komme ich nicht aus der Sorge." Wendet sie sich an die Behörde, hat sie mit dem starken Verdacht zu tun, daß sie übertreibt, was auch wohl manches Mal zutrifft.

Solche und ähnliche Geschichten passieren sehr oft. Nicht selten macht die Mutter, sobald sie die Liebe der Pflegeeltern zum Kinde merkt, ganz abgesehen davon, daß sie nicht bezahlt, auch noch Erpressungsversuche. Wenn die Pflegeeltern sie aber nicht unterstützen, nimmt sie ihnen einfach das Kind, wozu sie berechtigt ist. In Frankreich kann jeder sein Kind in die Krippe bringen und verliert damit alle Rechte an sein Kind. Wenn solche Kinder dann wenigstens guten Familien anvertraut werden, schafft diese an sich scheußliche Einrichtung gewiß vielen Kindern bessere Verhältnisse als bei den eigenen Eltern.

Im Kampfe gegen das Kinderelend gibt es nach meiner Überzeugung kein besseres, einfacheres Mittel, als die zeitweilige Abgabe der elterlichen Gewalt mit gesetzlicher Gültigkeit. Mancher wird sagen, warum nehmen sie nicht ein Waisenkind oder adoptieren das Kind. Waisenkinder gibt es glücklicherweise nicht genug. Außerdem ist es garnicht so ganz selten, daß auch ein Waisenkind wieder genommen wird, z. B. wenn es adoptiert wird, oder, wenn sich noch Verwandte finden, die es großziehen wollen. Die Adoption kommt aber für die meisten Fälle gar nicht in Betracht, weil praktisch nur wohlhabende Ehepaare adoptieren können. Die Vormundschaftsgerichte werden sonst nur selten ihre Zustimmung geben. Außerdem können in der Regel nur Leute, die über 50 Jahre alt sind, adoptieren. Die Adoption hat auch erbrechtliche Folgen, die die Annahme eines Kindes sehr erschweren. Es fehlt die Möglichkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Kind nur zur Erziehung so anzunehmen, daß es nicht ohne weiteres wieder fortgenommen werden kann. Ich wiederhole, Tausende von Kindern würden ein trautes Heim finden, manche würden vielleicht im Laufe der Zeit auch adoptiert werden, wenn eine rechtlich gültige, zeitweilige, freiwillige Aufgabe der elterlichen Gewalt möglich wäre.

Das Bürgerliche Gesetzbuch soll geändert werden. Wenn doch einer der Herren Juristen einmal einen entsprechenden Paragraphen entwerfen, und dessen Annahme im Reichstage durchsetzen wollte! Er würde sich um das kommende Geschlecht verdient machen.

Otto Bahnson.

## Nervosität und Kindererziehung in der Großstadt.

Es ist das Wort vom Jahrhundert des Kindes geprägt, und mit Recht, denn in der Tat: wir leben in einer Zeit, in der das Interesse der Erwachsenen sich ganz besonders lebhaft den Kindern, den Werdenden, noch Unfertigen, zuwendet. Wir bemühen uns heute aufs gewissenhafteste, die Kinder in ihrer Eigenart kennen zu lernen, ihr innerstes Sein und Werden zu verstehen. Diese Bemühungen haben manche Frucht getragen, so die neu entstandene Kinderpsychologie, eine umfassende Literatur auf dem Gebiete der Pädagogik, die Jugendgerichte und die öffentliche und private Jugendfürsorge. Kurz es geschieht viel im Vergleich zu früheren Zeiten, um dem Kinde gerecht zu werden.

Obwohl wir es also „so herrlich weit gebracht" haben, besteht ein Übel, das von Jahr zu Jahr zunimmt und Eltern und Erziehern der Stadtbevölkerung viel Sorge und Not bereitet. Es ist die Nervosität der Kinder, dieses ganz moderne Leiden, welches das innerste Lebensmark verheerend angreift. Wir müssen uns klar machen, daß wir, wenn wir dieses Übel nicht siegreich bekämpfen lernen, mit aller Wissenschaft über Psyche und Pädagogik nur herzlich wenig erreicht haben.

Kinder sind gleichbedeutend mit Zukunft. In ihnen ruht der Keim für alles Kommende; ist dieser aber im Ursprung krank, so wird er nicht die Kraft der Entwicklung zu höheren Zielen, die wir von ihm erhoffen müssen, haben können. Daher ist es durchaus notwendig, daß alle, die Kinder lieben und als Eltern und Erzieher auf sie einwirken sollen, sich eingehend mit der Nervosität der Kinder, ihren Äußerungen, ihrer Ursache und vor allem mit der Möglichkeit beschäftigen, ihr vorzubeugen und sie zu bekämpfen.

Über die Äußerungen der Nervosität glauben wir schnell hinweggehen zu können, denn einem aufmerksamen Beobachter werden sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht entgehen. Wie mannigfaltig sie sind, können uns am besten die Ärzte sagen; aber auch dem Erzieher treten sie auf verschiedene Weise entgegen, sei es als psychische Angst im dunklen Zimmer oder schon beim Alleinsein im hellen Zimmer, sei es als Überreizbarkeit in Zorn, Freude und Mitleid, oder bei größeren Kindern als plötzliches Versagen auf Gebieten, die sonst leicht beherrscht wurden; wie sie auch sein mögen, immer werden sie einen Gegenstand der Sorge für den Kinderfreund und Erzieher bilden müssen.

Man wird, wenn man nach den Ursachen dieser Erscheinungen fragt, stets zwischen den Kindern der einzelnen Bevölkerungsschichten unterscheiden müssen, da sie unter ganz verschiedenen Lebensbedingungen aufwachsen. Es ist klar, daß da, wo tägliche Not und Sorge das Leben der Erwachsenen bestimmen, auch die Kinder in ihrer Entwicklung sehr stark davon beeinflußt werden, daß man also die Krankheiten und Leiden dieser Kinder in ihren Erscheinungen und Ursachen ganz anders zu beurteilen hat als die der Kinder, in deren Hause geordnete Verhältnisse oder gar Wohlleben herrschen. Von der Not des Kindes der ärmeren Volksschichten in der Großstadt ist wiederholt im „Vortrupp" gesprochen worden und es wird dies auch wohl ferner noch geschehen. Im Folgenden sei aber einmal derjenigen Kinder der Großstadt gedacht, deren Leben sich zwar in gesicherten äußeren Verhältnissen abspielt, die aber trotzdem ihres Daseins nicht recht froh werden können, weil sie von nervösen Leiden und Krankheiten heimgesucht werden. Wo sind, so fragen wir uns, die Ursachen dieser Leiden zu suchen?

Ohne Zweifel spielt das großstädtische Leben mit seinem Hasten und Jagen dabei eine unheilvolle Rolle. Denken wir nur einmal an einen Spaziergang unserer Kinder in der Großstadt. Anstatt sich nach Herzenslust tummeln zu können und ohne das beglückende Gefühl, der Natur mit ihren bunten Blumen und lustigen Vogelsang nahe zu sein, müssen unsere Kleinen ängstlich an der Hand der Erwachsenen geführt werden. Oder wir müssen sie doch mit so vielen Ermahnungen belasten, sich zu hüten vor den in allen Straßen sich kreuzenden, sausenden Autos, Wagen und Bahnen, daß von einem geistigen Ausruhen, dem eigentlichen Zweck des Spazierganges, überhaupt nicht, sondern nur von Aufregungen und Anspannung aller Nerven die Rede sein kann. Nicht nur die verschiedenen Verkehrsmittel beunruhigen das Kind, auch das aufdringliche Vielerlei der Auslagen in den Läden, der Lärm und das Getöse des städtischen Getriebes mit seinen tausendfachen Eindrücken wirken ungünstig auf das Nervensystem. Dazu kommt das Hasten und Jagen und Rennen der Erwachsenen! Das Kind lernt von seiner Umgebung, ohne es zu wissen und zu wollen, und rennt und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haftet mit. Es ist auch sicher richtig, wenn gesagt wird, daß die große Belastung mit Lernstoff den Nerven vieler Kinder sehr wenig zuträglich ist. Unsere Kinder leiden unter den Folgen einer Übergangszeit, die aus der einen Hand das alte, mehr theoretische Wissen noch nicht fahren lassen will, aber doch schon mit der andern Hand nach all dem praktischen und modernen Lehrstoff greift, den ein Volk, das eine Großmachtstellung behaupten will, nicht entbehren kann. Wie viele blasse kleine Gesellen sehen wir müde, mit einem fast alten Zug im Gesicht, aus der Schule kommen, die doch am Morgen so fröhlich hineinsprangen.

Neben all diesem, so scheint es uns, muß es aber doch wohl noch etwas geben, das ungünstig auf die Nerven unsrer Kinder wirkt, das unbewußt mithilft, ihnen schon früh die Widerstandskraft zu nehmen, sie sensibel und überreizt zu machen. Denn manches geschieht heute, um den schädigenden Einflüssen der Großstadt entgegenzuwirken; mehr und mehr ziehen die Städter hinaus in die Vororte; immer häufiger ermöglichen die Väter durch rastlose Berufsarbeit ihrer Familie, ein Häuschen mit einem Garten, mit Sandkiste und Tummelplatz zu haben. Wie glücklich können die Kinder dort graben und spielen, ohne fortwährend den Gefahren der tausend verschiedenen städtischen Verkehrsmittel ausgeliefert zu sein. Sie leben nun in und mit der Natur und könnten und müßten gesunden. Woher trotzdem die vielen blassen Gesichter mit dem unruhig flackernden Blick? Woher auch die vielen Schülerselbstmorde, die ein trauriges und nicht geringes Kapitel im Buch der Kindernervosität bilden?

Es geschieht doch auch in den Schulen viel zur Erleichterung der Jugend; manche Rücksicht wird in der Art des Unterrichts genommen; man denke nur an den Fortschritt des in manchen Schulen, jedenfalls bis zu einem gewissen Alter, schon glücklich durchgeführten Prinzips der Arbeitsschule gegenüber der sonst noch üblichen Lernschule, oder an die Bestimmungen der allerneusten Zeit über die Klassenarbeiten der älteren Schüler. — Aber trotz all dieser guten und nützlichen Neuerungen kann man nicht von einer Abnahme der Nervosität reden, und viele traurige Kinderexistenzen rufen uns immer wieder das unerbittliche „Warum" entgegen: hilfesuchend — anklagend!

Wenn alle Wissenschaft, alle theoretischen Erwägungen über die Kinder, ihre seelischen und körperlichen Zustände uns noch immer nicht vorwärts gebracht haben, dieses große Übel zu mindern, sollten wir dann nicht einmal auf einem anderen Gebiet versuchen, den Hebel zur Gesundung unserer Kinder anzusetzen? Sollten wir nicht gut tun, mit einer Prüfung der Eltern und Erzieher zu beginnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und sehen, ob sie — gewißlich ungewollt — nicht vielleicht selbst der Grund dieses Übels sind?

Es würde zu weit führen, hier von den schädigenden Einflüssen auf das Kind schon vor der Geburt zu sprechen, so groß sie zweifellos sind*). Wir wollen uns auf die Zeit beschränken, wo das Kind ins Leben getreten und nun lange Jahre in seinem Werden abhängig von den Erwachsenen ist und unter dem Einfluß ihrer Anschauungen sich entwickelt. Eben weil das Kind so sehr auf die Erwachsenen angewiesen ist, deshalb übernimmt auch jeder Erzieher eine so große Verantwortung, denn er kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß alle Erziehung zu zwei Dritteln vermittelt wird durch „die Luft im Hause", durch das, was dem Kinde vorgelebt wird.

Wenn wir nun prüfend die Erwachsenen betrachten, so finden wir als eine sehr verbreitete und ganz moderne Untugend die Ungeduld, die nicht die Reife abwarten kann und der der Wille zur ruhigen Entwicklung fehlt. Daß bei dieser Ungeduld, diesem inneren Hetzen, das Seelenleben nur allzu kurz kommt, ist unvermeidlich; und wie hierbei unsre eigene Seele darbt und krankt, so darben und kranken auch die Seelen unsrer Kinder. Denn Kinder brauchen viel Geduld, viel Ruhe und Zeit zu ihrer Entwicklung; wer aber hat die heute? Die Väter, anstatt ihren Kindern betreuende Führer zu sein, sind vom Geschäftsleben ganz in Anspruch genommen, ewig getrieben vom Wettkampf aller gegen alle. Eine fortwährende Ungeduld erfüllt sie, nur ja auch schnell genug den Platz an der Sonne zu erlangen, möge man ihn sich mit dem gleißenden Schein des Goldes oder mit dem blendenden Glanz hoher Stellung und großer Ehren denken. Und die Mütter? Sind denn sie heute so an ihrem Platz, wie wir es im Interesse der Kinder wünschen müssen? Wie manche Mutter verzweifelt an ihren Pflichten, eben weil so unendlich viel Geduld und Zeit zur Erziehung der Kinder gehört: Sie kann und will es nicht begreifen, daß hier nicht schnell und leicht erreichbar ein Erfolg winkt. Viel lieber stürzt sie sich daher in das gesellige Leben, läßt sich dort feiern und bewundern.

Spielt hierbei nicht — und damit kommen wir auf einen weiteren Punkt im Schuldkonto der Erwachsenen gegenüber den Kindern — auch die Eitelkeit eine sehr große Rolle? Was eigentlich durch diese Eitelkeit preisgegeben wird, das ahnen die Wenigsten. Und doch könnte und müßte es ihnen klar sein, daß vor allem von der Mutter, von ihrer treuen Pflichterfüllung unendlich viel abhängt. Denn was

*) Das wäre ein großes und wichtiges Kapitel für sich. Ein Kapitel, in dem vor allem von dem Nervenkapital die Rede wäre, das abstinent lebende Ehepaare ihren Kindern mitgeben. Wie viele Erstgeborene verdanken ihre schwache Gesundheit dem Wein des Hochzeitsmahles! **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie in die Seelen ihrer Kinder pflanzt und durch den Sonnenschein ihrer Liebe und Geduld entwickelt, das ist es, was in späterer Zeit Früchte trägt und als große und gute Tat der Welt erkennbar und nutzbringend wird. Darum ist die Eitelkeit ein Fehler, der nicht ernst genug bekämpft werden kann, aber nicht nur die Eitelkeit, die das liebe Ich der Mutter, sondern auch die, welche die Kinder zum Gegenstande hat: Denn Elterneitelkeit ist es, wenn man die Kinder auf alle nur denkbare Weise zu besonderen Leistungen anspornt, in der Schule oder beim Sport; auf alle Fälle wird eine Nervenkraft dabei verbraucht, die über das Maß dessen geht, was ein Kind normalerweise aufwenden soll. Wie allgemein heute mit der elterlichen Ungeduld und Eitelkeit gerechnet wird, zeigt ein vor kurzem veröffentlichter Aufsatz, in dem die Montessori-Schule besprochen und als besonderes Merkmal der Güte angeführt wurde: die 4—5 jährigen Kinder könnten durch die hier angewandte Methode in kurzer Zeit spielend schreiben und lesen lernen. Glaubt man denn wirklich, man könne Ausnahmekinder züchten, ohne sie Schaden an ihren Nerven nehmen zu lassen?

Auch von der Nervosität der Erwachsenen muß hier gesprochen werden. Sie ist an sich schon eine traurige Tatsache, die aber bedenklich wird, wenn wir uns die suggestive Ansteckungskraft nervöser Menschen für ihre Umgebung klar machen. Daher muß, soll der Einfluß auf die Kinder eine rechte Wirkung ausüben, vor allem die Nervosität der Erwachsenen bekämpft werden. Wie aber geschieht das? Durch Medikamente? Durch Badereisen? — Wir meinen: nein, denn alle Erfahrung spricht dagegen. Wohl können sie hier und da helfend in Betracht kommen, aber auch nur helfend; Denn was ist es, was einsichtige Ärzte heute den nervösen Menschen immer und immer wieder zurufen? Erziehe dich selbst, lerne dich beherrschen in deinen Trieben und Neigungen, lerne ihnen einen festen eigenen Willen entgegenstellen. Und wo der Wille der nervös Kranken zur Selbsthilfe noch zu schwach ist, da kommt der Arzt und erweckt ihn durch eine Art Suggestionsverfahren, indem er seinen Willen auf den Kranken überträgt, bis dieser soweit gesundet ist, um die Selbsterziehung nun allein in die Hand zu nehmen, eine Selbsterziehung, die nicht müde werden und nie aufhören darf, denn Goethe sagt nicht ohne Grund: „das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Eine zielbewußte Selbsterziehung, als Kampfmittel gegen die Nerven, fordert mancherlei; sie fordert richtige Einsicht, das heißt in diesem besonderen Falle: die Ursachen der Leiden, als in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nerven beruhend, erkennen, sie dementsprechend werten, dabei aber sich die schlechten Erfahrungen früherer Zeiten zunutze machen. Professor Dubois sagt darum in seiner „Selbsterziehung", bei der Reue sei nur eins festzuhalten: „die Vorstellung des begangenen Fehlers, um ihn in Zukunft zu vermeiden".

Neben rechter Einsicht verlangt sie richtiges Handeln, wozu vor allem der Wille gehört, die Gedanken an die nervösen Leiden und unvermeidlichen Widrigkeiten des Lebens durch andere nützlichere und erfreulichere Vorstellungen zu verdrängen, verbunden mit einer befriedigenden und ausfüllenden Tätigkeit. Ferner ist Ruhe erforderlich; denn diese haben unsre Seelen und Nerven dringend nötig. Nur in zeitweiliger Ruhe kommen wir zur inneren Einkehr und zur Selbsterkenntnis, die wiederum notwendige Vorbedingungen für rechte Einsicht und richtiges Handeln sind. Durch eine weise Ruhe kann sich die Kraft des inneren gesunden Lebens entwickeln, das uns ermöglicht, dem Rennen und Hasten des modernen Lebens einen energischen Widerstand entgegenzusetzen.

Endlich gehört zur Selbsterziehung eine bewußte Selbstbeschränkung, die nicht das bedrückende Gefühl einer von außen aufgenötigten Resignation hat, sondern eine selbstgewollte Begrenzung unsrer Kräfte auf das im Augenblick gegebene Maß ist, die dann zugleich die Möglichkeit zu einem dauernden und fortschreitenden Wachstum unsrer Kräfte in sich trägt.

Zu diesen Fehlern der Erwachsenen: Ungeduld, Eitelkeit und mangelnden Selbsterziehung, kommt noch etwas anderes hinzu, das uns freilich das allerwichtigste scheint und das im engen Zusammenhange mit der Selbsterziehung der Erwachsenen steht. Es ist heute der Wille sehr stark, dem Kinde gerecht zu werden, es zu verstehen; man übersieht dabei aber vielfach, daß das bei der Erziehung noch nicht alles sein kann. Nach einer Zeit, in der das Recht des Kindes auf innere Freiheit, auf frühe Entfaltung zur eigenen Persönlichkeit gering war, ist es ein Fortschritt, wenn wir heute dem Kinde Entwicklungsmöglichkeiten zugestehen, von denen man früher nichts wissen wollte; wenn wir versuchen, es nicht nur als verkleinerten Erwachsenen zu betrachten; wenn wir Rücksicht auf die Stadien seiner, durch die Natur gegebenen Entwicklung nehmen und mit der früheren Gewohnheit des alle über einen Kamm Scherens brechen. Dies sind Errungenschaften; aber übersehen wir bei dieser mehr negativen Seite nicht gar zu sehr die positive? Ist nicht die Kehrseite dieses Fortschrittes die, daß wir nicht mehr wagen, den ungebändigten egoistischen Trieben der Kinder einen bestimmten, durch Einsicht und Erfahrung begründeten Willen entgegenzusetzen? Wir reden und schreiben so unendlich viel von dem Recht des Kindes auf Frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit; kann denn aber ein Kind frei sein, ehe es gebunden wurde, zuerst durch die Gesetze von außen, die von Eltern und Erziehern verkörpert werden, und dann durch die Gesetze im Innern? Es wird in der Erziehung heute viel zu wenig Wert auf die Ausbildung des Willens gelegt, und doch ist die viel gepriesene Persönlichkeit nichts ohne einen starken, aber disziplinierten Willen. Diesen zu bilden sollte daher die vornehmste Aufgabe des Erziehers sein. Wie aber geschieht das? In der Hauptsache dadurch, daß wir in dem Kinde die Achtung vor sich selbst entwickeln, indem wir es lehren, auf die innere Stimme, die „ganz leise, ganz vernehmlich" in jedes Menschen Brust ursprünglich spricht, zu horchen und ihr dann auch unbedingt zu folgen, ferner, daß wir es zu richtigen Werturteilen führen und endlich, daß wir durch Übung seinen Willen bilden und stärken. Erst wenn es durch größere Einsicht richtiges, nun nicht mehr auf Leidenschaften und falschen Vorstellungen beruhendes Werten gelernt hat, können wir auf einen Willen hoffen, der nicht Eigenwille ist. Ausgebildet aber kann der auf richtigen Werten beruhende Wille nur werden, wenn ihm bewußt des Kindes seelischen Kräften entsprechende Hindernisse entgegengestellt oder doch die vom Leben gegebenen nicht unter allen Umständen hinweggeräumt werden, denn: „frei ist nur, wer über sich Herr ist".

Für die Wahrheit, daß Wille und Gemüt den Körper stark beeinflussen und die Hemmungen nervöser Natur siegreich überwinden können, sind u. a. auch Männer wie Kant (Macht des Gemüts), Feuchtersleben (Diätetik der Seele) oder in neuester Zeit Prof. Dubois (Selbsterziehung) und Prof. Czerny (der Arzt als Erzieher) mit aller Entschiedenheit eingetreten.

Es wird heute in dem Bestreben, nur ja die Kinder nicht zu knechten, immer wieder betont, in ihrer Jugend hätten sie Anspruch auf ein möglichst großes Quantum Glück, weil das Leben in späteren Jahren genug des Schweren mit sich bringe. Zum Entsagen sei die Zeit der Kindheit nicht da. Ist nun aber Glück gleichbedeutend mit Genuß, oder hat nicht vielmehr Ibsen recht, wenn er Julian in „Kaiser und Galiläer" sagen läßt: „Ich sage Euch, kein Mensch hat ein Recht zu genießen, bevor er sich nicht hinreichend gestählt erwiesen hat, den Verlust des Genusses zu ertragen." Dies Wort dürfte den modernen Erziehern vielfach zu denken geben, denn unsre Zeit ist nur allzu geneigt, zu behaupten, daß Genuß und Glück identisch seien, und daß wir darum die größtmöglichste Summe von Genuß erstreben müßten. Glück kann aber nicht gleichbedeutend mit Genuß sein, denn sonst müßte es gerade in unsrer materiellen Zeit sehr viel mehr Glückliche geben, als es wirklich gibt. Wir versündigen uns an den werdenden Menschen, wenn wir ihnen den Satz, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genuß und Glück identisch seien, einprägen. Wir tun dies aber durch Gewährung von möglichst viel Genuß, sei es in Gestalt von Kindergesellschaften mit unendlichen Geschenken und Leckerbissen, oder von Vorstellungen im Theater oder Zirkus, jedenfalls aber immer in Gestalt von Dingen, die dem Begriff der Arbeit völlig entgegenstehen. Wenn wir sie nicht zur Arbeit, zur Pflichterfüllung, zur Überwindung von Hindernissen erziehen, nehmen wir ihnen Glücksmöglichkeit, für die wir ihnen keinen Ersatz bieten können, weil es dafür keinen gibt.

Wir haben gesehen, daß die Heilung der Nervosität der Erwachsenen in der Hauptsache nur erkämpft werden kann durch dauernde Selbstdisziplin und Schulung des Willens; sollten wir diese Erfahrung, die zu erlangen in späteren Jahren so viele Anstrengung, so manches bittere Leiden kostet, nicht vorbeugend schon unsren Kindern durch das Vorbild einer in sich geschlossenen und harmonischen Persönlichkeit und durch die Hilfe einer einsichtigen Erziehung, die die Vorbereitung für eine spätere Selbsterziehung ist, mit auf den Lebensweg geben?

Was wir von jedem Erwachsenen erwarten, von Eltern und Erziehern aber unbedingt fordern müssen, das können wir von den Kindern noch nicht verlangen; darum müssen wir ihnen helfend zur Seite stehen. Ist es uns von Anfang an gelungen, die Gedanken unsrer Kinder auf Wertvolles und Schönes zu lenken, sie zur Freude an einer ihren Kräften entsprechenden Tätigkeit zu erziehen, haben wir in ihnen einen starken und disziplinierten Willen gebildet und ihnen die zur Entwicklung freilich sehr nötige Ruhe gegeben, so wird sich der oft schwere Kampf mit den Nerven vermeiden lassen oder doch zum Siege von Verstand, Willen und Gemüt über diese führen müssen. Wir brauchen nicht mehr mutlos den Schädigungen des modernen Lebens durch Großstadt und Anforderungen der Schule gegenüberzustehen, wie sie nun einmal sind und wie mit ihnen einstweilen gerechnet werden muß, sondern können vielmehr, wenn wir durch Vorbild und Erziehung in rechter Weise unsre Pflicht erfüllen, mit berechtigter Zuversicht an die Gesundung unsrer Kinder von den nervösen Leiden glauben. Wir haben ihnen dann nicht nur viel Schweres erspart, sondern auch ihre Kräfte frei gemacht für die vielen Kämpfe, die es für jeden im Leben zu bestehen gibt, und sie damit zugleich einer Freiheit entgegengeführt, die die Grundlage zur Erreichung eines sittlich hohen Menschheitsideals ist.

**Hedwig Mannhardt.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Ein Wandervogelfest im Mädelnest.

Wir waren eingeladen, ein Fest auf dem Mädelnest im südlichen Schwarzwald mitzufeiern, und es war ein Herbstsonntag, wie ihn Gott nur seinen besonderen Lieblingen beschert. Der Himmel blau und darin die silberne Sonne mit einem Stich ins Gold. Und diese blendende, glänzende, funkelnde Sonne auf allen Höhen, in allen Tiefen. In den Wäldern ein Feuer entzündend, daß eine Bergwand purpurn erglüht, der anderen loderndes Gelb das Sonnengold fast schlägt und bei wieder anderen das Grün der Schwarzwaldtannen eine Wohltat sonder Maßen für unsere Herzen und Augen wird.

Und in diese Pracht hinein dürfen wir wandern, nachdem wir die Höllentalbahn verlassen haben. Und wir dürfen jung sein, nein, wir müssen jung sein, denn wir sind bei der Jugend zu Gast, die uns barhaupt mit fliegenden Haaren, glühenden Wangen und blanken Augen an der Station empfängt. Mit jedem Schritt, den wir im Kreise dieser Jugend tun, werden wir jünger, mit jedem Schritte schwindet die Wehmut, daß wir selbst nicht mehr im Lenze stehen, mit jedem Schritte die Trauer, daß unserer Jugend Ideale bei — Bier und Skat lagen.

So geht es an klarblauen Bächen entlang, über Wiesen, die von Herbstzeitlosen durchwebt, hinauf zur Höhe. Wieder überfällt uns ein Schwarm atemlos-glücklicher Wandervögel. Auch in ihren Augen das Leuchten harmlosester Jugendlust. Die Funken springen über auf unsere älteren Herzen, in unsere steiferen Beine. Wir werden doch nicht zugeben, daß wir zum alten Eisen gehören! Hoppla! Ein Sprung über den Graben! Oho! revoltieren die Knochen, was fällt dem alten Herrn ein?! Aber die nach dem schmerzenden Rücken und den knackenden Knieen greifenden Hände werden energisch in Schach gehalten.

Wir lachen sogar etwas krampfhaft und stolzieren forsch und stockschwingend an der Spitze, denn oben lockt das weitausladende „Nescht", ein geräumiges, weißgetünchtes Bauernhaus an einer Berglehne, zur wohlverdienten Rast.

Aber oben angekommen, werden wir nun wirklich jung, ob wir wollen oder nicht, denn dieser überwältigenden Kraftwelle, die uns jetzt umbrandet, können wir nicht widerstehen. Heil! Heil! Heil! tönt es aus jubelnden Kehlen, und Heil! Heil! Heil! tönt es jubelnd von den Bergwänden zurück.

Das Schwarzwälder Bauernhaus ist nur zum Teil als Wandervogelnest gemietet. Wir müssen noch an der Berglehne hinauf und kommen über einen Steg, der wie eine Zugbrücke wirkt, von hinten in die Küche. Da räumt noch der weibliche Nestwalt mit den Gehilfinnen den Rest des göttlichen Mahles, Kartoffelpuffer mit Apfelmus, fort, da wird geputzt und gescheuert und — gelacht. Ach ja, gelacht! Sorglos, wie die Jugend lacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir gehen in einen engen, von einer Laterne mäßig erhellten Raum und legen Rucksäcke und Mäntel ab, werfen einen Blick in den Schlafsaal, wo die Strohsäcke und Matratzen auf dem Boden liegen und betreten dann die Stube. Links ragt die gewaltige „Kunscht" hinein, der von der Küche aus mitgeheizte, kastenartige Ofen der alten Schwarzwaldhäuser, und gibt eine wohlige Wärme. Die Wände weißgetüncht und paneelartig mit Rupfen bespannt und überall mit dunkelgrünen Tannengewinden geziert.

Setzt euch, wo ihr Platz findet, auf die behagliche „Kunscht", auf den harten Fußboden, auf die Tische, auf die Erde — nach Türkenart, nur sucht nicht bequeme Großvaterstühle. Aber halt! Ein Triumphstuhl ist da und findet seinen Abnehmer.

Wir aber sitzen stolz auf einem langen Tisch mit baumelnden Beinen, denen wir so recht diese Kur gönnen. Mögen sie ihre Schmerzen morgen im stillen Kämmerlein dem Gehirn melden, heute ist keine Sprechstunde dafür.

Dann beginnt das Fest. Frohe Lieder, der Klang der Klampfen, ein Spiel von Hans Sachs, deutsche Märchen, wieder Lieder und Klampfenklang. Brüderlich und schwesterlich sitzen sie zusammen, alle Kinder des Nestes und ihre Gäste aus dem Bubenneste. Und es sind schon recht große „Buben" darunter. Wie heißt es noch im Cäsar? Intra annum vicesimum feminae notitiam habuisse usw.*) Sollten wir wieder gesunderen, reineren Zeiten in deutschen Landen entgegengehen? Wenn man diese Buben und Mädel sieht, weiß man, daß ihnen das Poussieren und damit zusammenhängende Allotria eine bemitleidenswerte Dummheit der Älteren und derer sind, die der neuen Jugend Hauch noch nicht verspürt haben.

Einfach, rein, schlicht, fröhlich, kräftig sind diese Wandervögel, doch wohl bessere Früchte als „daran die Wespen nagen". Sie verachten die Völlerei in jeder Gestalt und meiden den Alkohol, obgleich vieler Väter von dem Bier- und Weingeschäft leben.

Das Spiel ist aus. Ungeheure Töpfe mit Tee und Riesenschüsseln mit Kuchen werden aufgetragen und aus Suppentellern, Untertassen, Näpfen verzehrt. Uns Eltern zu Ehren gibt es statt des üblichen „deutschen" Tees — echten. Ein Zugeständnis an verrottete Zeiten oder uns absichtlich gereichte Stimulanzmittel, damit wir noch einige Zeit im Jugendglanze strahlen und prahlen können.

Und dann geht es hinaus in die jetzt schon fast kalte Bergluft. Die zurückgehaltene Kraft muß sich austoben, und sie tut es. Die Bauern, mei, die Buere! Hent die de Auge uffgerisse und hent ihr Pläsir gehett, aber das Wesen dieser „natürlichen" Städter blieb ihnen ebenso fremd

*) In seinem Werke „Über den gallischen Krieg" sagt Cäsar von den germanischen Männern: „Sie halten es für die größte Schande, vor dem zwanzigsten Lebensjahre Kenntnis des Weibes erlangt zu haben." („Intra annum vero vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus." [De bello gallico VI, 21].)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie das der lack- und seidengekleideten. Aus allen Höfen wandern sie zu, stoßen sich augenzwinkernd mit den Ellenbogen an und schieben die Pfeifen von einem Mundwinkel in den anderen. Als aber ein kleiner Wandervogel Gedichte des bekannten Schwarzwalddichters August Ganther in ihrer Mundart und aus ihrem Alltagsleben mit dramatischen Gesten vorträgt, ist das Verständnis da, und sie beteiligen sich schmunzelnd am Beifall.

Sie verstehen, was Euch vielleicht „böhmisch" ist. Versucht es immerhin, es lohnt sich.

Uewertrumpft.

„Ätsch, ätsch! sait's Bierwirts Jörgli stolz
Zue's Feilehauers Kinder
„Mir kriage —n—e Balkon vun Holz
An d' Wirtschaft d'r nägscht Winder."
„Oh, des isch nix!" rueft voller Fraid
Druf 's Feilehauersliesli,
„Mir kriage, hat d'r Vadder g'sait
E Hybodek (Hypothek) uf's Hüsli!"

oder:

D'r schwer Briaf. (Der schwere Brief).

„Genn (gebt)", sait d'r Lährer, „e Zehner her,
I will den Briaf frankiere."
„Der", meint d'r Krämer, „der isch z'schwer,
Des duet m'r gli jo g'spüere.
Do müesse no meh Marke druf.
Verstandibus, Herr Lährer?"
„He", lacht'r un rißt d' Auge — n — uf,
„No wurd'r jo no schwerer."

Alle Farben sind inzwischen erloschen. In milchigem Scheine stehen die Berge, schimmern unten die Wiesen, und der Mond gießt sein silbernes Licht aus einem stahlblauen Himmel auf diese fast unwirkliche Welt.

Wir haben noch ein Plateau erstiegen und sehen weit unten die Lichter der Dörfer aufleuchten, hören das jetzt so deutliche Rauschen der Bäche und möchten uns so gern in alter sentimentaler Art diesem Zauber hingeben, (Ich weiß nicht, was soll es bedeuten — —) aber die Wandervögel belehren uns auch hier wieder durch ihre fröhlichen Spiele im Mondschein, daß sie die echteren Empfinder sind.

Der Tag ist vergangen. Wir ziehen zu Tal, unsere Lieder schallen, und der Klampfenklang erzählt den Höhen, daß ein frohes Geschlecht heranwachsen wird, wenn — auch die jetzigen jungen Wandervögel Väter und Mütter sein werden.

**Gustav Langhoff.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

Die Lebenskunst. (Herausgeber: Karl Lentze, Leipzig.) 8. Jg. Nr. 23.

Einfache Gesundheitsregeln. Von Philip Oyler. (Deutsch von G. Atzenroth u. K. Lentze.)

„. . . . . Jedes Klima hat einen Sommer, in welchem du die Sonne haben kannst und lange, lange Tage, die die kurzen des Winters ausgleichen, und in jenen kannst du dich bemühen, Leben und Energie aufzuspeichern als Schutzwehr gegen das Kalte und Graue, das folgt, indem du soviel wie möglich im Freien lebst und, falls du gezwungen bist, dich viel im Hause aufzuhalten, Fenster und Türen Tag und Nacht offen hältst. Und nach und nach kannst du dich stärken, das im Herbst und Winter fortzusetzen, was du im Sommer betreibst. Falls du Türen und Fenster schließest, sobald dich irgendwie fröstelt, oder gleich dickere Kleidung anlegst, so führt das nur zur Verweichlichung. Lebe ohne Heizung so lange wie möglich, und wenn du dich kalt fühlst, so mache dir Bewegung durch Laufen, Spazierengehen oder Tiefatmen oder indem du dich abreibst und abklopfst, bediene dich also irgendwelcher Mittel, die dich natürlich, nicht künstlich erwärmen.

Wenn du nicht im Walde schlafen kannst, . . . . wenn du am Tage nicht in der Sonne liegen kannst, wenn du nicht mit den Vögeln aufstehen und nackend ins Freie gehen und dich im Tau wälzen und die Erdkraft in dich einströmen fühlen, die gute starke Luft atmen und Quellwasser trinken kannst, dann kannst du wenigstens mit Tagesanbruch aufstehen und an dein offenes Fenster treten und mit tiefen Zügen die frische Morgenluft einatmen, welche viel, viel gesünder ist als die einer anderen Zeit; denn die Erde gewinnt Kraft in ihrem Schlafe genau wie wir es tun. Ein Dutzend tiefe Atemzüge genügen. Kein mühsam ausgearbeitetes System ist nötig. Nimm eine gerade Haltung ein, aber entspannt, deinen Kopf nach vorwärts geneigt. Atme die Luft vom Bauch aufwärts ganz langsam ein, indem du deinen Kopf hebst in dem Maße, als sich deine Brust ausdehnt. Laß die Luft langsam durch deinen Mund ausströmen, sobald die Brust voll ist, und beginne aufs neue. Tue dies natürlich auch zu anderen Zeiten, wenn dir frische Luft zur Verfügung steht, aber tue es stets nach dem Aufstehen und wenn du dich zur Ruhe begibst. Und du kannst mit großem Vorteil für deine Verdauung einige Schlucke kaltes Wasser nehmen, indem du eine Sekunde oder zwei zwischen jedem Schluck wartest, so wie die Vögel es machen; und du kannst nackend nach dem Aufstehen und vor dem Zubettgehen in deinem Zimmer umhergehen, immer daran denkend, daß du nicht nur ernährt wirst durch die eingenommene Nahrung und durch die eingeatmete Luft, sondern auch durch jede Hautpore, durch jeden Nerv und durch Sonne, Liebe, Glückseligkeit und Schönheit, genau wie ein Baum mehr auf andere Weise als durch den Boden ernährt wird. Ein Mensch kann viele Wochen ohne Nahrung leben, aber nur wenige Minuten ohne Luft. Und selbst wenn er essen und atmen darf, kann er nicht lange leben, wenn sein Körper zum Beispiel mit Farbe angestrichen wird, so daß er nicht durch Poren und Nerven ernährt werden kann.

Dann kannst du deinen ganzen Körper mit deinen Handflächen reiben. Tue das sehr schnell (nicht langsam), so daß es eine anregende Wirkung hat . . . . .“

— — — — — — — — — — —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Mach wenigstens zweimal im Jahre eine Fußreise und lege dich nicht auf bestimmte Gewohnheiten und Ansichten fest. Der Mensch braucht Abwechslung; andere Gegend, anderes Klima, anderen Verkehr; auch andere Arbeit und andere Gedanken sind ihm ebenso nützlich wie die Abwechslung in Kleidung und Nahrungsmitteln.

Vereinfache dein Leben in jeder Beziehung, nicht nur deine Kleidung und deine Diät, sondern auch dein Haus, deine persönlichen Bedürfnisse (Besitz bringt Ärger mit sich, und Ärger macht krank), deine Meinungen, dein ganzes Verhalten.

Hüte dich vor Bequemlichkeit, denn sie ist einer der Pfade zur Krankheit. Übertreibe nichts — ausgenommen vielleicht das Streben nach Höherem. Richte niemanden, nur dich selbst. Verlange nicht, daß ein anderer genau so sieht, wie du siehst. Handle deinen Überzeugungen gemäß, so oft sie sich auch ändern. Verschwende keine Zeit auf Bedauern und Gewissensbisse, sondern blicke sofort nach Besserem in dir und anderen aus. Behandle das Leben, als wenn es ein Buch wäre, und unterstreiche die Teile, die dir gefallen, indem du alles Unangenehme und Enttäuschende vergißt. Bedenke, daß jede Freude Nahrung ist.

Und endlich noch: liebe alle, denn das ist der schönste Weg, um dir und anderen zu helfen. Die Liebe tut der Menschheit am meisten not; denn es sterben ebensoviel Menschen aus Mangel an Liebe, wie durch Krankheit oder Unfall oder Mangel an Nahrung . . . .“

Der Förderer, Halbmonatsschrift zur Vertiefung und Belebung der Schularbeit. (Herausgeber: D. Darenberg und A. Brinkmann, Dortmund.) 1. Jg. Nr. 1.

Ein englischer Prinz, der die Volksschule besucht.

„Prinz Heinrich, der dritte Sohn des Königs von England, besucht seit anfangs September die Volksschule von Eton. Dies ist das erstemal, daß ein königlicher Prinz zusammen mit andern Kindern aller Volksklassen die Schule besucht. Der König und die Königin haben die Verfügung getroffen, daß ihr Sohn durchaus wie ein gewöhnlicher Schüler behandelt werden muß. Er hat die gleichen Aufgaben zu machen, die gleichen Strafen zu empfangen, die gleiche Stundenzeit einzuhalten, wie alle übrigen Schüler. Er wird dem Lehrer der Schule in Pension gegeben. Der junge Prinz hat sich auch dem an englischen Schulen verbreiteten Famulustum zu unterziehen, d. h. er hat einem älteren Schüler kleine Dienste zu leisten; er hat ihm die Bücher nachzutragen, die Stube in Ordnung zu halten und Einkäufe zu besorgen. Die Eltern haben ferner bestimmt, daß der junge Prinz sich vollständig selber bedient; er hat seine Schuhe und seine Kleider selbst zu reinigen und hat sich selbst den Tee und die Schokolade zu kochen. — Den deutschen Vorschulfreunden zur Nacheiferung empfohlen.“

# Rund um uns

Gustav v. Bunge, der hervorragende Physiologe und Vorkämpfer des Nüchternheitsgedankens, vollendet am 19. Januar d. J. sein 70. Lebensjahr.

Bunge — er stammt aus Dorpat und hat seit 1885 an der Universität Basel den Lehrstuhl für Physiologie inne — ist der erste Gelehrte deutscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Junge, der mit Entschiedenheit den modernen Alkoholismus bekämpfte und die Enthaltsamkeit forderte. Am 16. November 1886 hielt er in der Aula der Baseler Universität den so berühmt gewordenen Vortrag „Die Alkoholfrage", der kurz darauf im Druck erschien. Man darf diese nur 26 kleine Oktavseiten umfassende Abhandlung, die im Laufe der Jahre in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet und in 16 fremde Sprachen übersetzt worden ist, die klassische Werbeschrift der Alkoholgegner nennen. Dies Büchlein enthält in äußerster Knappheit und kristallklarer Form die bedeutendsten Gedanken über die Bekämpfung des Alkoholismus.

Die deutsche Nüchternheitsbewegung ist dem genialen Gelehrten und warmherzigen Menschen, der aus seinen mannigfachen Forschungen über die Ursachen der Degeneration auch für seine eigene Person die Konsequenzen zog und seit mehr als einem Vierteljahrhundert an der Bekämpfung der Degenerationsursachen tätigen Anteil nimmt, wie kaum einem Zweiten zu dauerndem Dank verpflichtet.

Wir vom Vortrupp, die wir dem rüstigen Siebziger noch manches Jahr erfolgreichen Schaffens wünschen, fühlen nicht minder diese Dankesverpflichtung. Wir glauben, mit gutem Recht einen Mann zu den Unsrigen zählen zu dürfen, der schon vor Jahren die folgenden Worte sprach:

„. . . Es handelt sich bei der Forde„rung der totalen Abstinenz um nichts „Geringeres, als um die Erhaltung der „edelsten Menschenrassen. Vergessen „wir nicht — wir sind das letzte Auf„gebot. Hinter uns stehen nicht wie „beim Untergang des Römerreiches Bar„barenvölker edelster Rasse, die befähigt „waren, das Erbe der Kultur anzutreten. „Wenn wir untergehen, so sind unsere „Erben inferiore Völker, die niemals im„stande sein werden, auf unsre Schultern „sich zu stellen und die Kulturarbeit fort„zuführen.

„Wenn man also dennoch den Trink„sitten huldigt und damit die allge„meine Degeneration fördert, so kann „man dieses nur noch tun nach dem „frivolsten aller Grundsätze — nach dem „Grundsatz: Après nous le déluge!

„Warum ist dieser Grundsatz so em„pörend? Einfach deshalb, weil er der „Ausdruck ist der häßlichsten, der niedrig„sten Regung des Menschenherzens — „der Ausdruck der Undankbarkeit. „Wir haben die Pflicht, für die Nach„welt uns zu opfern. Die Vorwelt hat „sich für uns geopfert. Wir ernten be„ständig, was wir nicht gesäet hatten. „Wir sollen auch säen, was wir nicht „ernten werden."*)

Art.

**Das Muster einer Darstellung, wie sie nicht sein soll,** ist eine Darstellung, die Adolf Grabowsky, der Begründer des „Kulturkonservativismus"**) in seiner Zeitschrift „Das neue Deutschland" (Nr. 4 vom 25. Oktober 1913 auf S. 46) von der Stellung der freideutschen Jugend zum Alkohol gibt. Grabowsky schreibt dort nämlich über die Meißner Tagung unter anderem wörtlich:

„Die Jugend hat sich aber auch zu „keiner bestimmten Reformbewegung „bekannt. Damit ist gesagt, daß der „Antialkoholismus, den namentlich die „Leute vom „Vortrupp" zum Zentrum „der Welt machen wollen, von der „Jugend nicht als einzig wahres Heil„mittel für alle Gebrechen angenommen „worden ist. Freuen wir uns, daß eine „neue Jugend aufgestanden ist, die an„fängt, mit dem Saufzwang zu brechen, „aber glauben wir nicht, daß alles Un„glück der Welt nun gerade vom Alkohol „abhängt. Eine Generation, die freudig „ins Leben tritt, der ihre Jugend der „Quell aller Begeisterung ist, kann auch „wohl an dem beflügelnden Alkohol bei „festlicher Gelegenheit Freude finden. „Sie sei berauscht, aber nicht betrunken."

*) G. v. Bunge, Alkoholvergiftung und Degeneration. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig. 3. Aufl., 1910. S. 15—16. — Die oben erwähnte Werbeschrift „Die Alkoholfrage" ist von der Schriftstelle des Alkoholgegnerbundes in Basel (Deutsche Anschrift: Leopoldshöhe, Baden) zu beziehen.

**) Vgl. Vortrupp 1913, Nr. 19 S. 586.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit wird, was den Alkohol angeht, von der Jugend des Hohen Meißner genau das Gegenteil dessen gesagt, wozu sie sich tatsächlich bekannt hat. Sie hat nämlich zur Alkoholfrage lediglich den folgenden Beschluß gefaßt:

„Alle gemeinschaftlichen Veran-
„staltungen der Freideutschen Jugend
„sind alkohol- und nikotinfrei."

Sie hat also damit erklärt, daß sie gerade bei festlicher Gelegenheit von der „beflügelnden" Wirkung des Alkohols nichts wissen will.

Wie kommt nun ein Mann wie Adolf Grabowsky, der ganz sicher eine ehrliche Natur ist, zu einer solchen — ihm selbst natürlich unbewußten — Umkehrung der Tatsachen? Die Antwort ist in unserm Leitaufsatze „Freideutsche Zukunft" (Nr. 19 von 1913) auf Seite 594 im voraus gegeben: Weil eben auch er, als Parteipolitiker, eine ganz verblüffende Unkenntnis von den Dingen und Kräften hat, die nicht im Parteikatechismus stehen.

Daß dem so ist, geht ja auch aus seiner Bemerkung hervor über den „Antialkoholismus, den namentlich die „Leute vom ‚Vortrupp' zum Zentrum „der Welt machen wollen". Was wir zum Zentrum der Welt machen wollen (wenn denn schon dieses an sich bereits übertreibende Bild Grabowskys beibehalten werden soll), das haben wir oft genug gesagt: den gesunden lebenden Menschen, der nicht mehr (wie heute) von der toten Sache — namentlich der Maschine — beherrscht wird, sondern der sie beherrscht. Daß für die Erreichung dieses Zieles die Abkehr vom Alkohol eine notwendige Vorbedingung ist, das weiß jeder, der rassenhygienische Fragen überhaupt kennt. Daß Grabowsky die kennt, ist allerdings nicht zu verlangen, denn die Parteipolitik macht für die Dinge, die nicht im Parteikatechismus stehen, ja eben blind. Was aber zu verlangen ist, ist dies: Mehr Verantwortlichkeitsgefühl. Wenn ein Parteipolitiker nicht weiß, daß der Alkohol bekämpft werden muß, so mag's ihm hingehen: durch die Parteibrille sieht die Welt sich nicht ganz richtig an. Wenn aber jemand den Alkohol empfiehlt, so entschuldigt ihn auch die Parteibrille nicht mehr: denn so blind macht selbst die niemanden, daß er bei genügender Anspannung seines Sehorgans nicht bemerken könnte, daß ein Bedürfnis nach Empfehlung des Alkohols im heutigen Deutschland nicht besteht. Was aber tut Grabowsky hier anderes, als den Alkohol empfehlen: wenn er ihn den „beflügelnden" nennt und der Jugend rät, sich zwar nicht zu „betrinken", aber doch zu „berauschen".

Die ganze Auslassung Grabowskys ist ein neuer Beweis für den vom „Vortrupp" stets eingenommenen Standpunkt, daß es völlig unmöglich ist, im Bunde mit unsern Parteipolitikern von heute Gedanken der Rassenhygiene (oder überhaupt irgendwelche lebenspendenden Gedanken) durchzusetzen.

**Hermann Popert.**

**Wintersport als gesundheitliche Notwendigkeit.** Die Naturvölker wußten noch nichts vom Sport, wie er in unserem nervösen Zeitalter so eifrig gepflegt wird. Sie brauchten ihn ebensowenig, wie die den Acker bestellende Landbevölkerung unsrer Tage. Unsre Vorfahren waren den ganzen Tag über jagend, grabend oder pflügend in der frischen Luft der freien Natur beschäftigt und wußten noch nichts von der aufreibenden und einseitigen, vorzugsweise geistigen Tätigkeit des modernen Kulturmenschen.

Erst die stetig fortschreitende Arbeitsteilung hat den Sport geboren. Für den Kopfarbeiter wurde er geradezu eine gesundheitliche Notwendigkeit. Sein Geist brauchte Ablenkung, und sein Körper verlangte nach Bewegung. Aber auch der Handarbeiter, der mit der fortschreitenden Mechanisierung des modernen Arbeitsprozesses selbst immer mehr zu einer Maschine herabgewürdigt wurde, dadurch nämlich, daß immer eintönigere Handgriffe von ihm verlangt wurden, auch er empfand immer dringender das Bedürfnis, seinen Geist durch edle Genüsse zu erfrischen, seine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Muskeln zu stählen und seine Gelenke geschmeidig zu machen, seinen Blutumlauf zu beschleunigen, dadurch die Ablagerungen zu verbrennen und die Schlacken auszuscheiden, kurz Körper und Geist allseitig, harmonisch auszubilden. Mehr und mehr kommt man zu der Überzeugung, daß dies nicht durch das beim Deutschen leider so beliebte Kneipenhocken und nur zeitweiliges Spazierengehen zu erreichen ist, sondern einzig vollkommen durch Ausübung irgendeines Sports.

Sport aber trieb man bis vor wenigen Jahren nur im Frühjahr, im Sommer und mit besonderer Vorliebe im Herbst. Da gab es im Winter eine vielfach sehr unangenehm empfundene Unterbrechung im Sportbetrieb. Und dabei ist doch gerade der Winter so besonders reich an gesundheitlichen Gefahren, denen durch Sport begegnet werden soll.

Vornehmlich durch die Einatmung schlechter Luft wird unsere Gesundheit im Winter mehr gefährdet als im Sommer. Im Flachland und in den Tälern leben wir während des Winters in einer nebelkalten, schwefeldunstigen und nur ungenügend durchsonnten Luft. Wir gewöhnen uns zwar an sie, aber es wäre falsch, daraus auf eine absolute Unschädlichkeit dieser schlechten Luft zu schließen. Allerdings wirkt sie, so wenig wie fortgesetzte alkoholische oder verwandte Ausschweifungen, von heut auf morgen verderblich. Merklich werden die Einflüsse verdorbener Luft aber schon, wenn sich jemand während einiger Abendstunden in dumpfer, qualmiger Stubenluft aufgehalten hat und am andern Morgen mit Kopfschmerzen erwacht. Kein Wunder auch, daß man zurückprallt, wenn man in einen schlecht ventilierten, menschengefüllten Raum tritt. Die Nase, als vorzüglicher Gesundheitswächter, warnt dann und rät zur Umkehr. Hier heißt es also fleißig lüften. Denn der Aufenthalt in kühler, frischer Luft ist jedenfalls gesunder, als in schlechter und womöglich noch überhitzter Luft, die überdies verzärtelt und zu Erkältungen geneigt macht. Am besten aber tut man daran, so oft nur möglich mit Schlittschuh, Schlitten oder Schneeschuh hinauszuziehen, um sich draußen durchlüften und von den warmen Strahlen des vom Schnee zurückgeworfenen Sonnenlichts, womöglich hemdärmelig, bescheinen zu lassen.

Neben dieser Luftverschlechterung birgt der Großstadtwinter noch weitere gesundheitliche Gefahren. Er bringt eine Hochflut von geselligen Veranstaltungen. Da haben wir Theater und Konzerte, Vorträge und Vereinssitzungen, nicht zuletzt aber eine oftmals geradezu beängstigend ungeheuerliche Überfütterung. Um den üblen Folgen dieser mannigfachen Strapazen zu begegnen, um ihnen aber womöglich ganz aus dem Wege zu gehen, treibt man heute Wintersport. In diesem Sinne ist er tatsächlich eine gesundheitliche Notwendigkeit. Eben dieser Ausgleich, diese heilsame Vorbeugung und Ablenkung von schädlichen Zerstreuungen, macht den Sport des Winters beträchtlich wertvoller, als den des Sommers.

Es kann gar nicht oft genug betont werden: Der Wintersport ist mehr als eine Modeangelegenheit, er ist eine gesundheitliche Notwendigkeit geworden.

Walter Hammer.

**Kino-Reklame.** Selbst die eifrigsten Freunde der Kinematographentheater werden nicht behaupten können, daß die Kinobesitzer bisher durch besonders feine und taktvolle Reklame ihr Publikum anzulocken suchten. Jedermann kennt die grellen, widerwärtigen Abbildungen vor den Türen der Großstadtkinos. Aber alle Geschmacklosigkeiten in Wort und Bild werden denn doch sehr in den Schatten gestellt durch das, was sich jüngst ein Berliner Kinematographentheater auf dem Gebiete der Reklame leistete. Der geneigte Leser betrachte das dem Original ziemlich treu nachgebildete „Extrablatt" auf der folgenden Seite und urteile selbst.

Wir meinen, es erfordert wirklich Selbstbeherrschung, hier einige — allerdings sehr unparlamentarische — Worte der Kritik zu unterdrücken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Extra-Blatt

der

Kammer-Licht-Spiele.

## Ein großer Ozean-Dampfer gesunken!

Durch die gesamte zivilisierte Welt eilt eine neue Schreckenskunde: der stark besetzte Ozean-Dampfer „Roland" ist ein Opfer des außergewöhnlich dichten Dezember-Nebels geworden. Das Schiff fuhr mit voller Kraft gegen ein zu spät gesichtetes Wrack. Eine Kollision war unvermeidlich. Der „Roland" sank rapide. Das stolze Schiff liegt auf dem Meeresgrunde. Die Schreckensszenen an Bord des Unglücksschiffes sind unbeschreiblich.

## Über tausend Passagiere kämpften mit dem Wellentode!

Der Schauplatz dieser folgenschweren Katastrophe ist das Kattegat zwischen Jütland und Schweden, eine der Hauptverkehrsstraßen für den internationalen Seeverkehr, ihrer vielen Klippen und Untiefen wegen von den Seefahrern schon von jeher gefürchtet.

Die Panik an Bord des schnellsinkenden „Roland" raubte den schreckensbleichen Passagieren die Besinnung. Die Kollision ereignete sich in den Abendstunden, als sich die Reisenden der ersten und zweiten Kajüte nach den Speisesälen zum Souper begaben. Sofort wurden die Rettungsboote klargemacht. Eine große Anzahl der Unglücklichen sprang in höchster Verzweiflung direkt von der Reeling des sinkenden Schiffes in die eiskalten Fluten. Unter den Geretteten befindet sich u. a. der bekannte armlose Künstler Unthan.

Diese Katastrophe hat in Gerhart Hauptmann einen packenden Schilderer gefunden, der in seinem realistischen Roman „Atlantis" das Szenarium lieferte für den gleichnamigen Film, dessen Vorführung von jetzt ab allabendlich in den neuerbauten Kammer-Licht-Spielen in der Tauentzienstraße und in den Kammer-Licht-Spielen am Potsdamer Platz stattfindet. Die überzeugende Anschaulichkeit des lebenden Bildes findet hier ihren höchsten und beredtesten Ausdruck. Der Film „Atlantis" ist mit Recht als deutsche Klassik in monumentalster Wiedergabe zu bezeichnen.

Für den Inhalt verantwortlich: Arthur Mellini, Berlin, Charlottenstr. 15a.
Verlag: Kammer-Licht-Spiele, Berlin. — Rotationsdruck von Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Zur Nachahmung empfohlen.** In Hannover bleiben in diesem Winter zum erstenmal viele Volksschulen nachmittags für die Kinder geöffnet. Die Kinder können die geheizten Klassenräume benutzen, um ihre Schularbeiten oder Handarbeiten zu machen, oder auch um zu spielen oder zu lesen. Die Schülerbibliotheken werden zu diesem Zwecke geöffnet. Jeden Nachmittag führen einige Lehrer und Lehrerinnen die Aufsicht in der Schule. Diese Opferwilligkeit der Lehrerschaft ist bei der ohnehin schon zu großen Belastung mit Arbeit nicht hoch genug anzuerkennen. Wie vielen Kindern fehlt zu Hause überhaupt ein warmes Zimmer im Winter, wie vielen jede Gelegenheit und jede Ruhe zur Arbeit! Wann bekommen manche Kinder wohl mal zu Hause ein gutes Buch in die Hand? Der Erfolg soll geradezu erstaunlich sein. Die Schulen sind jeden Nachmittag außerordentlich stark besucht, ein Beweis, daß man hier wirklich einem Bedürfnis nachgekommen ist, und es wäre zu wünschen, daß andre Städte, vor allem Industriestädte, dem Beispiel Hannovers folgten. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Enno Narten.

**Unsere Sprache.** Ein altes deutsches Werk erschien in einer neuen Ausgabe. Und im Vorwort hieß es: Wir haben die kernige, starke Sprache des Urtextes gewählt, die so recht erkennen läßt, wie abgegriffen und arm unser heutiges Deutsch ist.

So las ichs da. Und ich senkte den Kopf: Ja, wir sind doch die Menschen einer armseligen Zeit.

Und gleich darauf kam ein kleines blondes Mädchen zu mir. Das nahm ich auf meine Knie, es legte die Arme um meinen Hals und sagte mir ins Ohr: Ich hab Dich so lieb!

Lieber Herausgeber jener neuen Ausgabe des alten deutschen Werkes! Hat Dir nie jemand so etwas ins Ohr gesagt?? Sieh mal, sieh mal, es kommt eben ganz darauf an, was man sagt!

Carl Scheel.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Hilzheimer, Dr. Max:** Geschichte unserer Haustiere. M. 1,—. Theod. Thomas, Leipzig.

**Sammlung Kupferschmid,** jeder Band geh. M. 1,40, geb. M. 1,80. Melchior Kupferschmid Verlag, München:

Band 12: **Markuse, Dr. med. Julian:** Luft, Licht und Blut. Mit 6 Abbildungen.

Band 13: **Stanger, Prof. Dr. H.:** Tabak und Kultur.

Band 14: **Förster, Prof. Dr. Paul:** Die Vivisektion, die wissenschaftliche Tierfolter. Mit 8 Abbildungen.

**Neuner, Ludwig:** Krieg und Frieden. Betrachtungen in Gesprächen. M. 0,80. Thüringische Verlagsanstalt, Hildburghausen.

**Kranold, Hermann:** Freistudententum. Max Steinebach, München.

**Christen, Dr. med. u. phil. Th.:** Das Inhalieren. M. 0,50. Holze & Pahl, Dresden.

**v. Segesser, Dr. med. Friedrich:** Das Fasten als Heilmethode. Geh. M. 1,25; geb. M. 1,75. Holze & Pahl, Dresden.

**Müller, Johannes:** Wegweiser. M 4,50. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

**Müller, Johannes:** Hemmungen des Lebens. M 3,—. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

**Hotz, Dr. of med. W.:** Kochbuch für Gesunde und Kranke. Geb. M. 4,—. Verlag Gesundes Leben, Mellenbach i. Th.

**Töppritz, August:** Gedanken über Flut und Ebbe. M. 1,50.

**Töppritz, August:** Isopathie. M. 0,60.

**Töppritz, August:** Die Vereisung Nordeuropas. Ein Beitrag zur Lösung des Sintfluträtsels.

**Töppritz, August:** 1910 Das Kometenjahr. M. 1,20. Verlag Otto Gmelin, München.

**Töppritz, August:** Briefe eines alten Kurpfuschers an einen jüngeren Kollegen. Selbstverlag.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 3 1. Februar 1914

## Die Frau und die Volksgesundheit.

I.

Es genügt nicht, daß man die Wahrheiten, die unsre Zeit als solche erkennt, immer wieder in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht, sie müssen Allgemeingut werden. Und das können sie, wo es sich um Wahrheiten über das Leben und die Aufgaben der Frauen handelt, nur, wenn die Frau als Mitglied des Gemeinderates, des Schulkollegiums, des Kirchenrates sich Einfluß im Gemeindewesen erringt, um schon das heranwachsende Geschlecht mit diesen Gedanken zu erfüllen und zu ihrer Verwirklichung durch die Tat führen zu können.

Wer aber noch daran zweifeln sollte, von welch außerordentlicher Bedeutung die Teilnahme der Frau an dem Gemeindestimmrecht werden könnte, der wolle folgenden Erwägungen einmal seine Aufmerksamkeit widmen.

Die Zeit und die Ereignisse des Lebens in Verbindung mit den Ergebnissen der Wissenschaft haben uns Menschen gelehrt, es mit unsern Handlungen und Entschließungen, in Rücksicht auf die Folgen für uns und unsre Nachkommenschaft weit ernster zu nehmen, als es früher geschehen ist. Rückblicke auf das Tun und Lassen unsrer Vorfahren zeigen uns, so hart und bitter es klingen mag, nicht wenige Fehler: in der Erziehung, in der Ernährung, in der Wahl, die bei der Ehe getroffen wurde. Und wir, die wir in einer Zeit besserer Erkenntnisse herangereift sind, haben einen doppelt schwierigen Standpunkt bei dieser Umwertung von Idealen und Grundsätzen zu vertreten, einen peinvollen Übergang zu überwinden; ohne Vorwurf für die älteren Geschlechter, denen vergeben werden muß, weil sie nicht wußten, was sie taten, weil sie über wichtigste Faktoren menschlicher Kultur nachzudenken nicht gelernt hatten. Gleichzeitig liegt uns Aufgeklärten, die wir aus den alten Verhältnissen hervorgingen und unter dem unmittelbaren Einfluß ihrer Folgen stehen, die um so ernstere Pflicht ob, an der Verkündung neuer, bodenfester Volksideale mitzuarbeiten, an sozialen Aufgaben, die für spätere Geschlechter Selbstverständlichkeiten sein werden, während wir mühsam Brücken schlagen müssen zwischen Kontrasten und Konflikten von einst und jetzt.

Da gilt es, mit gestrafften Muskeln und Nerven an die Arbeit zu gehen. Und immer wieder. Mit unerschütterlichem Vertrauen und ungebrochenem Mut, trotz aller Bedenken, die das träge Wort „Utopie“ auf



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrem Schilde führt. Trotz manches Wortes, das ohne Widerhall bleibt. Wir müssen uns immer klarer darüber werden, welche Aufgabe dem einzelnen je nach Art, Stand und Beruf, welche besonderen Pflichten den Geschlechtern zufallen.

Vor allem ist Klarheit zu verbreiten über die bedeutungsvollen Aufgaben, die in allen sozialen Fragen der Frau zufallen; über die Verantwortung, die sie als Mitschöpferin und Mitträgerin unsrer gesamten Kultur zu tragen hat. Sie ist auf allen Gebieten an den Aufgaben unsrer Zeit beteiligt; auf keinem aber so unmittelbar wie auf dem der Volkshygiene, der Volksgesundung: als Frau und Mutter zunächst; in weiterem Sinne in der Ausübung eines Berufes, als Lehrerin etwa oder als Erzieherin, als Krankenpflegerin, oder in manch anderem Berufe, auch als Helferin in der Familie (im Haushalte). Im weitesten Sinne als Verwalterin öffentlicher Wohlfahrtsämter.

Bleiben wir zunächst bei der Frau als Vertreterin menschlicher Kulturideale: der Hausfrau und Familienmutter. Wenn ihre Pflichten als Familienvorsteherin in der möglichst vollkommenen Verwaltung des Haushalts liegt (worin wir die Erziehung der Kinder einbegreifen) so hat ihre Verantwortung als Erhalterin und Förderin der Volksgesundheit schon viel früher begonnen: bei der Eheschließung. Und das ist eine Frage, die, wenn auch neuerdings immer mehr in den Vordergrund gerückt, in weiteren Kreisen noch viel zu wenig Beachtung im Verhältnis zu ihrer ungeheuren Wichtigkeit und Tragweite findet.

Es handelt sich dabei nicht um das leibliche Wohl der Nachkommen schlechthin, sondern um ihr Gesamtgedeihen. Wenn schon das Wort von der „gesunden Seele, die in einem gesunden Körper wohnen solle", eine volkstümliche Wahrheit ist, hat vollends die Wissenschaft von der Vererbung an der Hand greller Tatsachen die Folgen erblicher Belastung auf den geistigen Bestand, auf die sittliche Beschaffenheit der Nachkommen nur allzu klar und deutlich bewiesen.

Das junge Mädchen aber, das vor dem ernstesten Schritt seines Lebens steht, muß sich dieses Ernstes und der ganzen Verantwortung vollauf bewußt werden, die es als Begründerin einer Familie und damit als Mitvertreterin nationaler Kultur auf sich nimmt. Sie muß zu dieser Erkenntnis erzogen werden, als zu einer Grundlage aller ethisch-sozialen und individuellen Pflichterfüllung, aus der allein das echte, wetterfeste, untrügliche Glück erblüht. Sie soll den sittlichen, zielbewußten Mut haben, vom Mann ihrer Wahl und ihrer Liebe, auf Grund ungeteilten, gegenseitigen Vertrauens und gegenseitigen innerlichsten Einvernehmens ein offenes Bekenntnis zu fordern, nicht allein über sein eigenes Vorleben und Ergehen, sondern auch über den sittlich-geistigen und gesundheitlichen Bestand seiner Eltern und Voreltern. Es wird dabei viel auf den Takt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf die zartfühlende Art der Fragestellung ankommen. Sieht der Mann dennoch darin etwas wie eine Ehrenkränkung, einen selbstsüchtigen Zug oder gar einen Mangel an rechter Liebe, statt den Ernst und die Notwendigkeit dieses Forschens zu verstehen, dann ist er für unsre Zeit der beginnenden Lebensreformen nicht reif, also auch nicht für die im höchsten Sinn des Wortes moderne Ehe, noch für die Mitarbeit an der Hebung der Volksgesundheit überhaupt. (Daß der Mann die Pflicht hat, sich in gleicher Weise über den Gesundheitszustand seiner Braut und ihrer Angehörigen zu unterrichten, versteht sich von selbst.)

Wenn der Gesundheitszustand des Mannes, mit dem sie den Bund der Ehe einzugehen gedenkt, oder seine erbliche Belastung nach ärztlichem Urteil so bedenklich ist, daß die eheliche Verbindung ein Verbrechen an ihrem eigenen Körper oder an der Gesundheit des kommenden Geschlechts bedeuten würde, dann muß das junge Mädchen den Mut und die Kraft finden, vom Verlöbnis zurückzutreten. Sie muß zu der Einsicht herangebildet werden, die ihr den Verzicht in solchem Fall als sittliche Notwendigkeit zeigt, als Menschheitsideal, in dessen Dienst sie, mutig und willig entschlossen, die Kraft des Entsagens findet.

Es ist die Aufgabe kluger Eltern, besonders des Vaters, die Tochter bei der ernsten Pflicht des Forschens zu unterstützen oder sie ihr gegebenenfalls abzunehmen.

Die Hilfe des Arztes ist jedoch unentbehrlich. Denn bei der ungeheuren Schwierigkeit, die einzelnen Vererbungsfaktoren nach ihrer Bedeutung richtig zu würdigen, ferner bei der nicht geringeren Schwierigkeit, festzustellen, ob vielleicht vor Jahren erworbene Krankheitskeime völlig ausgeschieden sind oder ob sie den eigenen Körper und somit möglicherweise auch Leben und Gesundheit der Angehörigen noch bedrohen — angesichts dieser ungeheuren Schwierigkeit wird ein Laie wohl niemals selbständig die Entscheidung treffen können. Er wird Gefahr laufen, zwei entgegengesetzte falsche Wege einzuschlagen. Je nach Temperament und Charakter. Der allzu Sorglose wird offensichtliche Gefahren unterschätzen, der allzu Gewissenhafte Gefahren sehen, wo keine sind.

Es ist aber g a n z e Arbeit vonnöten. Mit dem noch immer beliebten Vertuschungs- und Verhüllungssystem aus falscher Schamhaftigkeit und törichter Rücksichtnahme, mit den morschen Pseudoidealen von romantischer Liebe und Treue, mit blinder Großmut und tauber Leidenschaft wird endlich aufgeräumt werden müssen, um des unsäglichen Elends willen, das oft dahinter lauert.

An Stelle des kläglichen, romanischen Wortes: „Fort comme la mort“ („Stark wie der Tod“) setzen wir ein deutsches Gegenwort „Stark wie das Leben“! Wie das ursprüngliche germanische Leben, das, mit herrschenden, geistig-seelischen Kräften ausgestattet, siegreich aus dem Kampf



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorgeht und nur gesundem Dasein sich vereinen will, um nur gesundes Dasein zu schenken. Zum eigenen Glück; zur Wohlfahrt dankbarer Geschlechter.

Und wieviel können hier verständige Mütter vorbereitend wirken! Erzieherinnen, Lehrerinnen, Vorsteherinnen von Mädchenheimen und anderen Anstalten und Einrichtungen. Auch die Hausfrau bei ihren Gehilfinnen im Haushalte. Kurz: die Wissenden bei den Unwissenden.

Gewiß ist diese Pflicht der Aufklärung schwierig; sie setzt, besonders dem jungen, unbefangenen Gemüt gegenüber, viel Klugheit, Überlegung und Vorsicht voraus. Aber alles dies sollte die Liebe zum Menschengeschlecht, sollte vor allem die Liebe zu den eigenen Kindern von selbst eingeben. Und wie reich wird die Ernte sein, wenn in rechter Art gesät und geackert wurde! Mit dem ruhigen, selbstverständlichen Hinweis auf diese Vorbedingungen zu Glück und Gedeihen als auf den Boden, aus dem echte und höchste Volksideale erwachsen. Denn: leibliche Gesundheit ist und bleibt die Grundlage aller seelisch-sittlichen geistigen Kultur. Rassenkraft schafft Charaktere, Höhenmenschen, geborene Lebensbezwinger. —

Daß das Mädchen auch in ihrer eigenen Abstammung nachzuforschen lernen muß und falls der Arzt auf Grund der Nachforschungsergebnisse es dringend empfiehlt, sich selbst freiwillig von der Ehe auszuschließen hat, versteht sich wohl von selbst. Gewiß, das ist ein hartes Schicksal — härter als der Verzicht auf den zur Ehe untauglichen Gatten —! Und es wird noch manches Geschlecht ins Grab sinken, bis diese Selbstverurteilung Brauch und Sitte ist. Aber die Forderung muß bestehen bleiben, um des Ganzen, um der Zukunft willen. Wie der Mann, muß auch das Weib begreifen lernen, daß der einzelne sich dem Volksganzen zu opfern und nicht das sittliche Recht hat, infiziertem oder dekadentem Nachwuchs Leben, Kampf und Elend aufzuzwingen. Die auf höchstes Lebensglück Verzichtende wird in diesem gewiß überaus tragischen Fall einen andern Platz in der Welt suchen müssen und wird auch ihren Platz an der Sonne finden, wenn sie mit dem Blicke der Menschenliebe Ausschau hält. Die Welt ist voll von Aufgaben, die gerade das Weib mit einem Herzen voll Liebe zu erfüllen berufen, ja, ausersehen ist.

Die hier kurz dargelegte Anschauung steht in vollkommenem Einklang mit dem Evangelium der Liebe, die es nie auf sich nehmen wird, wissentlich Unheil und menschliche Not zu säen und zu verbreiten. Sie deckt sich auch mit dem Bibelwort von den Sünden der Väter, die heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Wir erkennen darin auch in dieser Beziehung die göttliche Sprache der ewigen, unverrückbaren Naturgesetze.

So wird die Frau auf der einen Seite wieder wie bei den alten Germanen zur Trägerin der Idee der Volksgesundheit und teilt sich ehrlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf diese Weise mit dem Manne in die große Aufgabe, die diesem bisher allein zufiel, andrerseits wird sie bewußt zur Trägerin des Gedankens echter Menschlichkeit, — des in die Tat umgesetzten Wortes von der Liebe im Sinne des großen Nazareners.

Wie sie in diesem Sinne praktisch schon unter den heutigen Verhältnissen an den großen Aufgaben der Gegenwart mitarbeiten und so einer neuen Zeit die Wege ebnen kann, in der die Frau von Rechts und Gesetzes wegen in der Öffentlichkeit mitwirkt, will ich versuchen in einem späteren Aufsatze zu zeigen. **J. D. Gennerich.**

## Ein verkanntes Unterrichtsfach.

Welche Formel bringt die Eigenart der drei Hauptgattungen unsrer höheren Lehranstalten am bequemsten und deutlichsten zum Ausdruck? Darüber ließe sich streiten. Ein nicht unangebrachter Gesichtspunkt dürfte aber dieser sein: Wie ist das Verhältnis der sprachlich-geschichtlichen zu den naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern? Bekanntlich ist die letztere Gruppe am stärksten auf den Oberrealschulen, am schwächsten auf den humanistischen Gymnasien vertreten. In jedem Falle aber gähnt zwischen beiden Gruppen eine tiefe Kluft. Sie auszufüllen, erkennen besonnene, nicht einseitige Schulreformer mehr und mehr als eine wichtige Zukunftsaufgabe. Vorläufig hat es allerdings noch den Anschein, als stände die vielgeforderte „Konzentration" des Unterrichts mehr auf dem Papier, sei weniger in Herz und Kopf der Unterrichtenden eingehämmert.

Eine wesentliche Änderung in dieser Hinsicht darf man sich auch nicht vom Deutschunterricht in seinem heutigen Umfange versprechen. Aber selbst im Falle einer bedeutenden Erweiterung könnte der Deutschunterricht seiner Natur nach doch nur den Mittelpunkt der sprachlich-geschichtlichen Fächer bilden*). Auch an die Philosophie als Vermittlerin zwischen sehr verschiedenartigen Lehrfächern ließe sich denken; und sicher gebührt ihr auch eine selbständige, wenn auch bescheidene Stellung auf den höheren Schulen des Landes der Dichter und Denker. Da sie jedoch an das abstrakte Denken sehr hohe Anforderungen stellt und außer einer gewissen geistigen Reife auch vielseitige Kenntnisse voraussetzt, ist ihre Stelle ausschließlich in den obersten Klassen die einzig mögliche.

B l i e b e d i e E r d k u n d e. Dies Ergebnis wird vielen Lesern sehr überraschend vorkommen. Ich muß deshalb etwas weiter ausholen.

---

*) Vgl. Vortrupp 1913, Heft 14, S. 433: „Das deutsche Gymnasium".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn ein begeisterter Anhänger der Arbeitsschule die ganze Rückständigkeit der „Lernschule" recht kraß zeigen will, pflegt er nicht an der Unmenge toten Gedächtnisstoffes vorüberzugehen, an den Hunderten von Gebirgs-, Fluß-, Länder- und Städtenamen nebst Zahlen, die in das arme Schülergehirn hineingepfropft wurden; dazu allerhand Merkwürdigkeiten, geographisch geordnet, zur Erfrischung gelegentlich ein paar Anekdoten — nicht wahr, davon träumen bisweilen auch Ältere noch manch qualvollen Traum. Der Wahrheit die Ehre: von Ausnahmen abgesehen, hat es der erdkundliche Unterricht auch heute noch nicht herrlich weit gebracht, aber wesentlich weiter ist er vor allem in den letzten zehn bis zwanzig Jahren doch gekommen. Den Fortschritt verdanken wir nicht zuletzt der geographischen Wissenschaft. Seitdem diese sich der Erforschung der Erde als eines Naturkörpers zugewandt hat, ist auch in die Schulgeographie ein ungemein reges Leben gekommen: eine Fülle von neuen Beobachtungen allgemeinen, gesetzmäßigen Charakters über die Beziehungen zwischen der Erde und dem Leben auf ihr. Zwei Beispiele mögen dies erläutern.

Thema: „Die Grenzen Deutschlands". Einst eine trockene Aufzählung des Grenzverlaufs und der jenseits gelegenen Länder. Heute darüber hinaus etwa: Unterscheidung natürlicher und künstlicher (geschichtlicher) Grenzen, deren Bedeutung für den Verlauf der Verkehrswege und die Landesverteidigung. Oder: „Der Föhn". Einst genügte — falls er überhaupt erwähnt wurde — die Feststellung seines Daseins und Wesens. Heute kann ein auf der Höhe der Zeit stehender Unterricht nicht vorbei an den meteorologischen Voraussetzungen seiner Entstehung, den Gebieten seines Vorkommens, seiner Einwirkung auf Gletscher, Flüsse, Berge, Klima, Pflanzen, Menschenwelt. Wir erkennen bereits: nicht so sehr auf zahllose Einzeltatsachen kommt es an; diese bilden nur mehr (in weiser Beschränkung auf das unbedingt Nötige) die Voraussetzung für einen wahrhaft bildenden Erdkundeunterricht. Die innere Verknüpfung verschiedenartiger Vorstellungen zu einem großen Gesamtbilde ist eins der wichtigsten Endziele — nicht etwa ein bloßes Zusammenhäufen von allerhand interessanten Dingen aus den verschiedensten Erdgegenden, ein Sammelsurium von naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und anderen Einzelheiten, wie man fälschlich oft gemeint hat.

Ein gut erteilter Erdkundeunterricht kann und soll aber auch sittlich bildend wirken. Wir denken in diesem Zusammenhang weniger an die Erweckung der Vaterlandsliebe, die vielfach zu einseitig als Liebe nur zum eigenen Volk und Staat, nicht zu „Land und Leuten" aufgefaßt wird; wollen auch nicht reden von der die jugendliche

Phantasie mächtig anregenden, sagen wir: künstlerischen Seite der Erdkunde, deren Grundlinien der feinsinnige Beobachter, der große Geograph Fr. Ratzel, in seinem klassischen Büchlein „Über Naturschilderung" aufzeigte. Uns steht das Programm des Vortrupp vor Augen: Natur- und Heimatschutz — Bodenreform — Koloniales — das Deutschtum im Auslande.

Einem Mißverständnis nur sei von vornherein begegnet: die rein verstandesmäßige Kenntnis der Heimat, die geographischen und volkswirtschaftlichen Voraussetzungen der Bodenreform, die Beschäftigung als solche mit dem Deutschtum im Auslande und den kolonialen Bestrebungen — dies allein tut es freilich nicht. Lernen ist Schaffen, Bilden; in unserem Falle bedeutet es die Aneignung mit dem Gemüt, dem Herzen; mehr noch, den festen Willen zur Tat! Die Persönlichkeit und das Lehrgeschick des Unterrichtenden sind ausschlaggebend.

„Ich habe gelernt, was Heimat heißt, und darin einen Schatz gefunden, der mich reich macht, und in dessen Besitz ich nie wieder arm werden kann", sagt Fr. Ratzel. In einer Zeit der Allesgleichmacherei dämmert mehr und mehr die Erkenntnis von dem Besonderen, Eigenen, Ursprünglichen jedes Volksstammes, jeder Landschaft auf. Wilhelm Raabes Roman „Altershausen" zeichnet uns in dem alten Rat Feyerabend einen Heimatmenschen, der seine Heimat liebt wie sonst nichts mehr auf der Welt, weil sie das Land seiner goldenen Kindheitstage, das Paradies seines Lebens war. Solche kindlich-glücklichen Menschen heranzubilden, die festwurzeln im heimatlichen Boden und aus ihm immer wieder neue Kraft gewinnen zu freudigem Schaffen in den Kämpfen des Lebens, ist das hohe Ziel des heimatkundlichen Unterrichts.

Nicht als ob dieser vollen Ersatz böte für die den meisten Großstadtkindern großenteils verloren gegangenen Eindrücke, die Wald und Feld, Haus und Hof, Dorf und Anger im Gemüt des Landkindes hinterlassen. Aber man darf doch ohne Übertreibung sagen: wo nur eine Spur Heimatempfinden im Kindesherzen vorhanden ist, da kann der heimatkundliche Unterricht bedeutsame sittliche Werte vermitteln.

Nächst der Heimatkunde wird die Betrachtung des weiteren Vaterlandes je länger je mehr zugleich Ausgangs- und Zielpunkt erdkundlichen Unterrichts. Der deutsche Boden ist für den Schulgeographen nicht bloß die Stätte des Wirkens unbelebter Naturkräfte, dazu der Lebensraum für Pflanzen und Tiere; auch nicht nur der Schauplatz geschichtlichen Lebens, des Wachstums und Verfalls von Städten und Staaten. Eigentümlich ist ihm vielmehr die Ergründung der Beziehungen zwischen der deutschen Bevölkerung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dem deutschen Boden nach wirtschaftlichen Verhältnissen, nach Art, Größe, Lage der Siedlungen. Damit ist ein nicht geringer Teil der tieferen Grundlagen unsrer Volkswirtschaft im allgemeinen wie der Bodenfrage im besonderen gegeben. Es müßte wahrlich ein oberflächlicher Erdkundeunterricht sein, der sich, auf der Oberstufe zumal, diese treffliche Gelegenheit zur Erörterung der Bodenreform entgehen ließe. Mag der Geschichtslehrer an die Ackergesetze des Gracchus oder die Bodenrechtsverhältnisse des deutschen Altertums anknüpfen: hier fühlen wir unmittelbar den Pulsschlag des modernen Lebens. Ebenso nahe liegt es, gereiftere Schüler mit den vor unseren Augen sich vollziehenden Binnenwanderungen bekanntzumachen, mit Wanderungen, die den Vergleich mit den geschichtlichen Völkerwanderungen wahrlich nicht zu scheuen brauchen.

Erfreulicherweise wenden sich die erdkundlichen Lehrbücher in steigendem Maße auch der Besprechung des Deutschtums im Auslande zu. Derartige Ausführungen sind bald in die Darstellung der betreffenden Länder hineinverflochten, bald erscheinen sie in der Form inhaltlich selbständiger Abschnitte. Daß endlich die deutschen Kolonien und ihre Bedeutung für Volk und Vaterland einen anerkanntermaßen wichtigen Gegenstand des Unterrichts bilden, erübrigt sich wohl näher auszuführen.

Das alles könnte der Erdkundeunterricht an unsern höheren Schulen leisten. Immer weitere Kreise der Gebildeten sehen auch die Notwendigkeit eines solchen Unterrichts ein. Wie kommt es, daß trotzdem Ideal und Wirklichkeit vielfach noch allzu weit voneinander entfernt sind? Drei Umstände tragen vor allem die Schuld.

Erstens ist die dem Erdkundeunterricht zugewiesene Stundenzahl, zumal auf der Oberstufe, im ganzen zu gering. Abgesehen von den Oberrealschulen, einigen deutschen Realgymnasien, sowie neuerdings den Oberlyzeen und Studienanstalten führt die Erdkunde auf der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten nur mehr ein Schattendasein. Vorwiegend erscheint sie dort in der Gefolgschaft des Geschichtsunterrichts — obwohl nicht entfernt alle Geschichtslehrer zugleich geographisch hinlänglich vorgebildet sind. Lehrplanmäßig sollen die Schüler auf dieser Stufe in neue wissenschaftliche Betrachtungsweisen eingeführt werden — aber die zur Verfügung stehende Zeit reicht kaum hin zu einer gründlichen Wiederholung und Vertiefung der meist schon recht fragwürdig gewordenen Kenntnisse und Vorstellungen aus der Länderkunde.

Das zweite Grundübel besteht darin, daß der erdkundliche Unterricht bis auf den heutigen Tag zum großen Teil von nichtfachmännisch vorgebildeten Leh-

rern erteilt wird und außerdem oft unter die einzelnen Lehrkräfte derart zersplittert ist, daß er an manchen Anstalten fast in jeder Klasse sich in anderer Hand befindet. „In dieser Beziehung", schreibt Direktor Prof. Fischer-Berlin, „herrschen auf vielen höheren deutschen Schulen Zustände, die man kaum für möglich halten sollte, wenn sie nicht durch die Schulprogramme erwiesen würden". Bereits vor 12 Jahren hat Geh. Rat Prof. Dr. Wagner auf Grund sämtlicher preußischer Schulprogramme vom Jahre 1900 den Umfang dieses Mißstandes nachgewiesen und auf das dringendste seine Abstellung gefordert. Seitdem ist es nach Ausweis der Statistik von 1908 nicht wesentlich besser geworden*). Daß bei wöchentlich 1 bis 2 zu erteilenden Erdkundestunden die nicht fachmännisch vorgebildeten Lehrer überhaupt nicht imstande sind, sich in das ihnen von Haus aus fremde Fach einzuarbeiten, liegt auf der Hand; ebenso sicher darf man behaupten, ein wirklich systematischer, fruchtbringender Unterricht in der Erdkunde sei im genannten Falle undenkbar. Auch „kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß nichts Gefährlicheres unserem Bildungswesen drohen könnte, nichts für den Stand der wissenschaftlichen Lehrer verhängnisvoller wäre, als das Eindringen des Dilettantismus in Vorbildung und Lebensarbeit". (Direktor Prof. Fischer-Berlin.)

Ein starkes Hemmnis ist endlich das im weitesten Bereich der akademisch gebildeten Welt mangelnde Verständnis für das Wesen und die besonderen Aufgaben des erdkundlichen Unterrichts, ein Punkt, in dem viele Universitätsgelehrte, Direktoren und Oberlehrer sich nicht aufgeklärter zeigen als es der Durchschnitt unserer Gebildeten tut. Wenn der Geschichtsforscher Mommsen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei der Frage der Errichtung geographischer Professuren im preußischen Landtage erklärte, solche seien gänzlich überflüssig, mag die Nachwelt mit einem Lächeln über die Kurzsichtigkeit hinwegsehen. Wenn aber ein angesehener Geschichtsprofessor allen diesbezüglichen, von geographischer Seite her erfolgten grundsätzlichen Erklärungen zum Trotz unentwegt meint, die „geographischen Disziplinen bildeten kaum noch ein einheitliches Fach"**), so ist das für die künftigen Lehramtskandidaten und also auch die höhere Schule nicht förderlich. Jedenfalls bezeugt ein solches Urteil eine recht merkwürdige Auffassung vom Wesen einer

*) Vgl. Vortrupp, Jahrgang I, Heft 23, S. 720 f.

**) „Einleitung in die Geschichtswissenschaft", Sammlung Göschen Nr. 270, S. 59.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„einheitlichen" Wissenschaft. Ob vor demselben professoralen Richterstuhl die mit der Erdkunde den Forschungsgegenstand vielfach teilende Geologie als „einheitliche" Wissenschaft bestehen kann? Darf sie auch künftighin die teils mehr, teils weniger innigen Beziehungen zu jeder Art Naturwissenschaft weiterpflegen? Wird die Philosophie mit Erkenntnistheorie und Ethik, mit Logik und Psychologie, mit Metaphysik und Ästhetik noch geduldet werden? Sieht die Anthropologie nicht auch schon bedenklich buntscheckig aus? (Vor unserm Auge steigt eine ganze Wolke von Wissenschaften auf, reumütig jede einzelne, da sie alle zwei und selbst viel mehr gänzlich voneinander verschiedene Methoden in ihrer Brust fühlen.) Denn geistige Bande, welche die verschiedenen Sondergebiete einer Wissenschaft miteinander verknüpfen, erfreuen sich heute geringer Wertschätzung. An ihre Stelle tritt die alleinseligmachende Methode. Ist diese „einheitlich", so auch die Wissenschaft.

Nun wissen wirs.

In einer Zeit, wo die geographische Wissenschaft auf der Universität an Ansehen gewinnt, wächst leider auch die Einseitigkeit der Fachvorbildung für das höhere Lehramt. Hier hätten nun die akademischen Vertreter der Erdkunde mit ihrer Tätigkeit einzusetzen: durch allgemein-verständliche Vorlesungen, wie solche auf verschiedenen anderen Gebieten längst üblich, müßte allen Nichtgeographen, zumal unter den künftigen Oberlehrern, Gelegenheit geboten werden, wenigstens ein ausreichendes Verständnis für Wesen und Aufgaben dieser Wissenschaft und ihre pädagogische Bedeutung zu gewinnen. Indes bilden an den meisten Universitäten derartige oder ähnliche Darbietungen eher die Ausnahme als die Regel, und so bleibt alles beim alten. Hier ist also die letzte, deutlich nachweisbare Quelle geographischer Unbildung und Interesselosigkeit unter den Gebildeten! — Zudem: Fachgelehrte, Forschungsreisende, auch wohl Marineakademiker auszubilden, ist selbstverständlich ehrenvoll und ist Gewinn; „Nur-Oberlehrer", anscheinend weniger. —

Der erdkundliche Unterricht muß dem eigentümlichen Charakter der erdkundlichen Wissenschaft gerecht werden; erst dann ist es ihm möglich, seine erzieherische Wirkung voll zu entfalten. Man mache doch einmal die Gegenprobe, indem man sich etwa einen mathematischen Unterricht vorstellt, der Lehrsatz auf Lehrsatz beweislos und ohne Übungen aneinander reiht; oder einen naturwissenschaftlichen Unterricht, der glaubt, ohne Beobachtungen und Versuche auszukommen; man denke sich einen französischen oder englischen Unterricht, der nach dem Muster des lateinischen und griechischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuerst fast ausschließlich grammatische Übungen betreiben und überhaupt jene beiden Sprachen wie tote behandeln würde! —

Jeder Vorurteilsfreie wird zugeben, daß einer würdigeren Stellung der Erdkunde an den höheren Schulen nichts so sehr im Wege steht als die mangelnde Sachkenntnis, der geistige Schlendrian, das Ewig-Gestrige. Nicht unerwähnt bleibe, daß auch unsere „Geistesgymnastiker", die Verfechter der formalen Bildung um jeden Preis, bei einer durchgreifenden Reform des erdkundlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten ihre Rechnung finden würden. Sie seien beispielsweise hingewiesen auf die hohen Anforderungen, die etwa die astronomische Erdkunde (selbst bei ganz elementarer Behandlung) an das räumliche Vorstellungsvermögen stellt; an das Übertragen des Kartenbildes mit seinen großenteils symbolischen Zeichen in die Wirklichkeit, und umgekehrt; an das Auffinden oder auch nur Verstehen des ursächlichen Zusammenhangs zwischen Naturgeschehen und Kulturgeschehen; an den vergleichsweise schwierigen Schülervortrag, der sich meist nicht, wie in der Geschichte, an den roten Faden zeitlichen Geschehens oder an eine Art „Einfühlung" halten kann, sondern oft genug scheinbar zusammenhanglose und recht verschiedenartige Dinge in inneren Zusammenhang bringen muß.

Endlich ist auch ein beträchtlicher Teil, vielleicht sogar der Löwenanteil an der heiß ersehnten „staatsbürgerlichen Bildung", bei Licht besehen, geographische Bildung. „Bürgerkunde im besten Sinne des Wortes heißt wissen, wo man als Bürger im Staate steht und welche Stelle unser Volk unter den Völkern der Erde einnimmt. Dazu gehört ein Längsschnitt, den gibt die Geschichte, und ein Querschnitt, den gibt die Erdkunde.... Welches ist Deutschlands geographische Lage, welches sind unsere Nachbarn, welches sind unsere Einwohnerzahl, unsere wirtschaftlichen Hilfsquellen? Welche Bundesstaaten setzen das Deutsche Reich zusammen, welches ist ihre Größe und Bedeutung, welche von ihnen sind vorwiegend landwirtschaftlich, welche industriell? Das sind doch alles Fragen, auf die der Geographieunterricht die Antwort gibt." (Nach einer Rede von Dir. Dr. Neuse auf der Versammlung der Oberrealschul-Direktoren am 2. und 3. November 1912 in Berlin.)

Der Notlage des erdkundlichen Unterrichts, zumal auf höheren Schulen, abzuhelfen, erging im Dezember 1911 ein Aufruf zu (der inzwischen erfolgten) Gründung eines „Verbandes deutscher Schulgeographen". Wir lesen darin die beherzigenswerten Worte:

> „Nur wer den Boden des eigenen Vaterlandes und die Schätze kennt, die er seit Ewigkeiten birgt oder durch die belebende Kraft der Sonne alljährlich neu hervorsprießen läßt, kann



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Grundlagen und Entwicklungsmöglichkeiten seines Wirtschaftslebens beurteilen und in Wechselbeziehung setzen mit dem Wirken der Länder jenseits von Grenz und See!

Nur wem die traute Kenntnis von Art und Wesen deutscher Stämme Vertrauen zu deutscher Volkskraft vermittelt hat, wird die Sendung verstehen können, die ihr zu kolonialer Betätigung in aller Welt für Gegenwart und Zukunft geworden ist!

Nur wer mit tiefem Verständnis eingedrungen ist in die oft geheimnisvoll verschlungenen, dabei in ihren Wirkungen mit seltener Kraft in die Erscheinung tretenden Wechselbeziehungen, die Erde und Mensch seit Vorbeginn verbinden, wird frei von den Fesseln ärmlicher Gegenwart die erhabene und erhebende Unendlichkeit des Weltganzen empfinden!

So vermittelt die Erdkunde ein Wissen, das sich wie kaum ein anderes dem Wesen unseres Volkes anpaßt, die Brücke schlägt zwischen humanistischer und realistischer Grundbildung, in der Vergangenheit wurzelt und in die Zukunft weist. In keiner Weise genügt deshalb die Stellung, die ihr die deutsche Schule der Gegenwart gewährt, und die Behauptung, daß die geographische Unkenntnis selbst den gebildeten Deutschen dem Gespötte der Welt preisgebe, entbehrt nicht der Grundlage Hier gilt es Abhilfe zu schaffen!" Dr. Hans Offe.

# Die Wiederbelebung Homers durch die Naturkenntnis.

Die erstaunliche Naturtreue der Tierschilderungen Homers hat den Verfasser des vorliegenden Aufsatzes zu der Überzeugung gebracht, daß all den sogenannten Mythen der homerischen Dichtungen wirkliche Erscheinungen zugrunde liegen. Dr. Zell ist unter allen Gelehrten, die die homerischen Gesänge durchforscht haben, gewiß der erste wirkliche Tierkenner. Deshalb sind seine Begründungen von erfrischender Überzeugungskraft. Die Gorgo kein Gewitter und kein Mond, sondern ein Gorilla; die Chimaira kein Feuerberg, sondern ein Wisent: die Kraft der Beweise dafür ist so stark, daß wir gern auch den weiteren bedeutenden Schluß mitmachen: den Hintergrund der Odyssee bilden wirkliche Seefahrerabenteuer.

Das Herz schlägt uns höher, wenn wir mit dieser Voraussetzung an die Dichtungen Homers denken. Und endlich einmal kommt es uns zum Bewußtsein, daß es ja zur Zeit Homers auch die ganze andere Erde gab, und auch ein Afrika, in dem außer schwarzen Menschen Gorilla, Mandrill und Leoparden hausten.

Die Dichtung Homers lebt heute noch unter uns. Wir leben, und der Strom warmen Blutes, den wir ein Menschenalter hindurch über diese Erde tragen, und weitergeben, hat vor dreitausend Jahren in Menschen pulsiert, die an westafrikanischer Küste einen Gorilla erbeuteten und als ersten nach der alten Welt brachten. Und auch die Nachkommen der Gorgo leben noch. Es ist ein Zufall, der uns Deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit Stolz erfüllen kann, daß die Gorgo, daß der riesige Gorilla heute in den Urwäldern eines Landes lebt, das vor wenigen Jahren deutsche Kolonie wurde; noch lebt, dort, wo wir es sind, die die ersten Schienenstränge durch die Wildnis legen, jene Eisenadern, die nach menschlicher Voraussicht nie wieder verschwinden, wo sie sich in ein Land hineingebohrt haben.

Was wird der Pfiff deutscher Lokomotiven der Gorgo sein, Vernichtung oder Schutz? An der Entscheidung dieser Frage wird sich zeigen, ob wir als ein wirkliches Kulturvolk den Homer lesen.

Hans Paasche.

„Hebung des naturwissenschaftlichen Unterrichts!" erschallt es seit Jahren von allen Seiten. Wie seltsam ist es da, daß der Schulunterricht eine der besten Gelegenheiten, den Schülern Naturkenntnis beizubringen, noch immer versäumt! Ich denke an die Homerstunden. Mit welch andern Augen würden die Schüler den alten Homer ansehen, wenn die Lehrer wirklich etwas von der Natur, besonders von der Tierwelt, verständen!

Wie liegt die Sache jetzt? Schlimmer könnte es kaum sein. Doch wir wollen Tatsachen reden lassen.

Mein Vertrautsein mit der Tierwelt brachte mich schon auf der Schulbank häufig in schweren Zwiespalt. Unvergeßlich ist mir beispielsweise folgendes Erlebnis geblieben. Wir lasen in der Ilias die Stelle aus dem 12. Buche, wo den Trojanern ein Adler erscheint, der eine Schlange als Beute davonträgt. Der Dichter schildert ganz richtig, daß sie der Raubvogel in den Fängen, d. h. den bewehrten Füßen, davonträgt. Zu meinem Erstaunen erklärte der Professor, daß hier „natürlich" ein Irrtum des Dichters vorläge, denn in Wirklichkeit würde die Schlange im Schnabel getragen.

Hierzu ist folgendes zu bemerken.

Man könnte die Vögel in Schnabel- und Krallenvögel einteilen, nach der Rolle, die bei ihnen der Schnabel und die Krallen spielen. Krähen, Elstern, Enten, Gänse, Störche usw. sind Schnabelvögel, da sie nur mit dem Schnabel, niemals mit den Füßen kämpfen. Ganz anders liegt die Sache bei den Raubvögeln. Hier dient der Schnabel nur zum Zerkleinern der Beute, allenfalls noch zum Betäuben des gepackten Opfers. Die Hauptwaffe sind dagegen die gewaltigen Fänge.

Dem Jäger ist das eine ganz bekannte Sache. Will er seinen Uhu, den er zum Anlocken der Krähen braucht, nach der Krähenhütte bringen, so besteht das Hauptkunststück darin, den großen Raubvogel richtig unten an den Fängen zu fassen. Vor dem Schnabel braucht er keine Furcht zu haben. Faßt er aber die Füße nicht richtig, so ist es schon vorgekommen, daß der Uhu die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewaltigen Krallen dem ungeschickten Weidmann durch das Fleisch des Oberarmes bis auf den Knochen geschlagen hat.

Jeder Raubvogel wirft sich deshalb auf den Rücken, sobald ein überlegener Gegner kommt. Dann hat er nämlich seine Hauptwaffe frei, was im Sitzen nicht der Fall ist.

Was der Großstädter sieht, sind meistenteils Schnabelvögel: Sperlinge, Kanarienvögel, überhaupt alle Singvögel; Tauben und Hühner. Der Storch, der als Schnabelvogel seine Last im Schnabel trägt, ist aus Bildern am meisten bekannt. Ganz richtig läßt man ihn das Wickelkind im Schnabel tragen.

Zur Entschuldigung des Professors dient also der Umstand, daß offenbar auch ihm nur Schnabelvögel bekannt waren, und daß er deshalb auf einen Irrtum des Dichters schloß.

Ich will aber noch einen zweiten Entschuldigungsgrund für ihn anführen. Der deutsche Gelehrte ist wegen seiner Gewissenhaftigkeit bekannt. Er bekommt es fertig, über irgendeine grammatische Frage ein dickes Buch zu schreiben. Nur ein Gebiet ist vogelfrei: das Tierleben.

Man lese die Werke unserer bedeutendsten Köpfe und man wird die Beobachtung machen, daß sie, sobald sie auf Tiere zu sprechen kommen, die unglaublichsten Behauptungen aufstellen. Und der Gelehrte darf sich das erlauben. Würde er auf einem andern Gebiete ins Blaue hineinreden, zitierte er z. B. einen Dichter falsch, so würde es Entgegnungen hageln.

Unkenntnis des Tierlebens spiegelt sich selbstverständlich auch in unsern Gedichten wider. Dichter, die wie Goethe, Shakespeare oder Fritz Reuter die Tierwelt kennen, sind sehr selten. Als Regel gilt, daß der Dichter das Tierleben einfach so schildert, wie er es sich denkt, und wie es ihm in den Kram paßt.

Weil man nun annimmt, daß Homer es auch so gemacht habe, hält man sich auch für befugt, ihn zu „verbessern". Hierzu trägt namentlich der Dünkel bei, daß wir in den dreitausend Jahren, die seit Homer verflossen sind, alles unendlich besser kennen gelernt hätten. Was das Tierleben betrifft, so ist das aber durchaus nicht der Fall.

Die Feinheiten der Tierschilderungen Homers werden also nicht gewürdigt, weil unsere Gelehrten leider von Tieren nichts verstehen. Das werde ich beweisen.

Einen Lehrer kann man allenfalls entschuldigen, wenn er in der Klasse etwas Falsches vorträgt, unverzeihlich aber ist es bei einem Gelehrten, der wie Georg Finsler mit seinem „Homer" ein Werk veröffentlicht hat, das ausdrücklich der Belehrung der Oberlehrer dienen soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Buch hat den Beifall von Ulrich von Wilamowitz, der größten Autorität in der Homerkunde, gefunden, und ist doch voller Fehler, soweit die Tierkunde in Frage kommt.

Finsler hat einen ganz richtigen Weg eingeschlagen, als er, um die Schilderung des Mienenspiels eines wütenden Löwen bei Homer zu prüfen, den Bildhauer Urs-Eggenschwyler um Auskunft gebeten hat. Dieser hat nämlich über seinen zahmen Löwen höchst wertvolle Beobachtungen veröffentlicht. Warum hat nun Finsler nicht auch die paar Druckseiten, die von dem Tierleben Homers handeln, von irgendeinem Sachverständigen durchsehen lassen? Da wäre in erster Linie Professor Otto Keller zu nennen, der Verfasser ausgezeichneter Bücher, wie der „Tiere des klassischen Altertums".

Vor dem Riesenfleiß, den jede Seite des Finslerschen Buches atmet, ziehe ich den Hut ab. Das kann mich aber nicht abhalten, die Teile, die vom Tierleben handeln, als sehr minderwertig zu bezeichnen. Dabei macht Finsler selbst früheren Gelehrten, die vom Weingenuß der Pferde nichts wußten und deshalb Homer angegriffen hatten, ordentlich Vorwürfe wegen ihrer Unwissenheit.

Wollte ich alle Fehler anführen, die auf den wenigen Seiten enthalten sind, so müßte mir ein zehnfach größerer Raum zu Gebote stehen. Ich muß mich hier mit einigen Fällen begnügen.

Finsler schreibt: „Eine Rotte von Wölfen hat einen Hirsch verzehrt, und darauf traben sie mit blutgeröteten Schnauzen einem Bache zu, mit den dünnen Zungen das klare Wasser zu lappen; das Blut aus ihrem Maule rinnt in das Wasser".

Diese Stelle bezieht sich auf den Vergleich der Myrmidonen mit Wölfen (Buch 16, V. 156 ff. der Ilias), wie übrigens auch ausdrücklich angegeben ist. Hier hat Finsler drei „Verbesserungen" vorgenommen, nämlich folgende:

Homer sagt in dem Vergleich, daß den Wölfen die Backen mit Blut gerötet seien. Finsler macht daraus Schnauzen. Homer hat selbstverständlich recht, denn es ist eine Eigentümlichkeit der Wölfe und Füchse — noch mehr eine der Hyänen — in das Innere eines großen Pflanzenfressers zu kriechen, so daß die Backen, ja der ganze Kopf blutig sind. Diese Sitte ist so bekannt, daß der Jäger, der verborgen sitzt, das tote Tier, das er zum Anlocken benutzt, mit der Bauchseite nach seinem Versteck zu legt. Würde er auf der andern Seite warten, so käme er gar nicht zu Schuß, da er das in den Bauch gekrochene Raubtier nicht sehen kann.

Homer sagt ferner: Die Wölfe lecken die „Oberfläche des dunklen Wassers". Daraus macht Finsler „das klare Wasser", wovon keine Silbe da steht. Selbstverständlich hat wieder Homer recht. Wegen ihres großen Rachens lecken Hunde, Wölfe, Katzen, überhaupt die

Raubtiere das Wasser, während Pferde und Schafe als Pflanzenfresser, wie auch der Mensch, das Wasser saugen. Um zu trinken, müssen wir den Mund in das Wasser stecken, was der Wolf nicht tut. Diese treffende und höchst feine Beobachtung wird einfach unterdrückt und dafür „klares Wasser" gesetzt, was auch nach dem Wortlaut nicht einmal richtig ist.

Homer weiß, daß Wölfe wie Hunde den Raub ausspeien und natürlich wieder fressen. In meiner Gorgo*) (S. 30) habe ich diese Eigentümlichkeit und ihren ganz einleuchtenden Grund näher geschildert. Hieraus macht Finsler: das Blut aus ihrem Maule rinnt in das Wasser! Von „Maul" und „ins Wasser rinnen" steht nichts da, sondern ganz richtig: „sie speien den blutigen Mord, d. h. blutige Fleischstücke, aus". (Aber natürlich nicht ins Wasser.) Eine durchaus richtige Beobachtung! Bei manchen Wölfen habe ich gesehen, daß sie verschlungene Fleischstücke wohl sechsmal wieder ausspien, ehe sie sie wirklich fraßen.

Den Kern des Vergleichs hat Finsler bei seiner Unkenntnis der Tiere garnicht erkannt. Er liegt in Folgendem: Homer vergleicht die Myrmidonen mit Wölfen. Da diese im Sommer wegen des Überflusses an Nahrung „feige sind" (wie wir es nennen), auch einzeln leben, dagegen im Winter sich zusammenrudeln und tollkühn alle Lebewesen angreifen, so liegt dem Dichter, der den Mut der Krieger beleuchten will und zu Tierkennern zu sprechen wähnt, daran, den Leser wissen zu lassen, daß wir es hier nicht mit Sommerwölfen zu tun haben. Erst mit Ausgang des Sommers ist nämlich das Geweih des Hirsches fertig, demnach kann ein geweihter Hirsch nicht mit Sommerwölfen zusammentreffen. Homer will also sagen: Die Myrmidonen glichen Wölfen, und zwar den tollkühnen, in Rudeln lebenden Winterwölfen, die mit dem Hirsch trotz seinem Geweih im Handumdrehen fertig werden.

Finsler hat also in drei Druckzeilen drei Fehler hineingebracht und den Vergleich selbst garnicht verstanden. Mehr kann man eigentlich von einem Lehrbuche nicht verlangen.

Auf S. 269 schreibt Finsler: „Daß Wölfe sich den Gehöften nähern, wird nirgends erzählt". — Der Grund ist höchst einfach — weil sie es fast niemals tun. Finsler hat nämlich gedacht: Der Löwe kommt doch so oft in ein Gehöft; warum tut es nicht auch der Wolf? Beim Tierleben kommt es aber nicht auf das Vermuten, sondern auf das Wissen an.

---

*) Wie ist die auf Korfu gefundene Gorgo zu vervollständigen? Berlin 1912. Borussia-Verlag.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Grund ist nämlich folgender: Trifft der Löwe im Gehöft Menschen und Hunde an, so ist das bei seinen Waffen noch kein Unglück für ihn. Der Wolf ist aber dann verloren, denn weder Gebiß noch Schnelligkeit helfen ihm viel. Deshalb schleicht er sich viel lieber an das Weidevieh, weil er im Freien vor einem überlegenen Gegner flüchten kann.

S. 98 verfolgt ein Weih eine Taube, was er niemals tut, da er keine fangen kann. Natürlich ist bei Finsler der Habicht der schnellste Vogel (vgl. S. 268), was durchaus falsch ist. Viel schneller ist der Wanderfalk und der Baumfalk, der sogar Schwalben fängt. Überhaupt ist das meiste, was Finsler über Raubvögel schreibt, vollkommen unzutreffend. Für Finsler ist, wie für fast jeden Laien in der Tierkenntnis, Raubvogel Raubvogel, und er vermag nicht zwischen den einzelnen, jedem wirklichen Jäger bekannten Arten zu unterscheiden.

Ganz neu war mir die Weisheit auf S. 277: „Da die Pferde für strenge Arbeit zu kostbar sind, wird das Maultier gezüchtet". Ist der Mut, mit dem so etwas hingeschrieben wird, nicht bewundernswert? Bisher glaubte ich, daß man Maultiere züchte, weil sie die Stärke des Pferdes mit der Genügsamkeit und dem sicheren Tritt des Esels vereinen. Da in Gebirgsländern sicherer Tritt und Genügsamkeit von der größten Bedeutung sind, so bevorzugt man dort naturgemäß das Maultier.

Wie er beliebig Weih für Wanderfalk setzen darf, so ist auch Wiesel, Marder, Iltis für Finsler dasselbe. Finsler erzählt von einem Helm aus Wieselfell. Finsler kann niemals ein Wiesel gesehen haben. Selbst vom Fell des großen Wiesels oder Hermelins kann man schwerlich einen Helm herstellen, weshalb die Übersetzung Iltisfell vorzuziehen ist.

Finsler wundert sich (S. 283), daß die Odyssee eine wirkliche Hundefreundschaft zeigt. Darauf kann man nur erwidern, daß es unverständlich wäre, wenn es anders wäre. Jedes Naturvolk ist hundefreundlich, weil ihm der Hund unersetzliche Dienste leistet.

Auf derselben Seite lesen wir: „Der Dichter schildert, wie sich der Hund beim Herannahen eines Fremden vor die Jungen stellt und sich kampfbereit macht." — Auch hier hat Finsler wieder den Homer „verbessert", der ganz richtig von der Hündin spricht, wie aus dem Femininum des dazu gehörigen Partizipiums hervorgeht. Selbst ein Großstädter sollte doch wissen, daß der männliche Hund sich niemals um seine Jungen kümmert. Bei männlichen Säugetieren kommt das überhaupt nur ausnahmsweise vor, z. B. beim Löwen, was Homer sehr wohl weiß (vgl. Ilias, Buch 17, V. 133 und 18, V. 318).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Selbst Voß, der hier richtig mit Hündin übersetzt hatte, läßt an einer andern Stelle (Ilias 13, 623) die Trojer mit Hunden vergleichen, obwohl der Dichter ausdrücklich „schändliche Hündinnen" sagt. Hielte nicht das Versmaß schützend seine Hände vor einer Änderung, so hätten unsere Gelehrten den Vers schon längst in „schändliche Hunde" „verbessert". Der einfache Mann, der wie Homer Hunde kennt, versteht den Vergleich sofort, da die Hündin — wie alle Kaniden — sich mit mehreren Männchen herumtreibt. Deshalb heißt wegen dieses Benehmens ein erbärmlicher Kerl „Hundsfott" — eine Bezeichnung, die sonst ganz unverständlich wäre. Homer will genau dasselbe sagen.

Nach allen diesen Feinheiten sucht man bei Finsler vergeblich. Dagegen wirft er unserm Dichter, diesem Musterbild von wahrheitsgemäßer Tierschilderung, kühn und unverzagt (S. 116) „Jägerlatein" vor. Homer und Jägerlatein! Man muß zweimal hinsehen, um sich zu überzeugen, daß man sich nicht verlesen hat. Es handelt sich um das Taubenschießen bei den Wettkämpfen (Ilias, Buch 23, V. 850). Ich habe in meiner „Gorgo" (S. 40) dargetan, daß nach Änderung eines einzigen Buchstabens alles vortrefflich stimmt. Die Taube ist nicht mitten durch, sondern mitten durch den Flügel getroffen; deshalb kann sie noch zum Mast fliegen, und der Pfeil dem Schützen vor die Füße fallen.

Diese Blumenlese von Fehlern und Mängeln dürfte als Probe wohl genügen. Für ein Musterbuch, das zur Belehrung der Oberlehrer dient, ist sie doch etwas stark.

Noch einmal betone ich, daß es mir bei dem Bienenfleiß des Verfassers sehr schwer wird, ein so abfälliges Urteil auszusprechen.

Gerade die wunderbare Treue der Tierschilderungen bei Homer brachte mich auf den Gedanken, ob nicht den Irrfahrten des Odysseus Tatsachen zugrunde lägen. In Büchern und zahlreichen Aufsätzen habe ich diese Tatsachen nachzuweisen versucht, zuletzt in meiner „Gorgo". Infolge der Seefahrten der Phönizier muß Homer den an der Westküste Afrikas hausenden Gorilla gekannt haben. Auf ihn trifft die Schilderung des Polyphem zu, denn er lebt einsam, brüllt furchtbar, hat wie alle Affen eine Vorliebe für Alkohol und ist in der Tat ein Zyklops, d. h. rundäugig. Wie bei allen Tieren ist nämlich auch beim Affen die weiße Bindehaut des Auges nicht zu sehen.

Ferner muß das von Perseus nach der Heimat gebrachte grausige Gorgonenhaupt ein Affenkopf gewesen sein, wie schon Levezow vor hundert Jahren richtig vermutet hat. Gorgo und Gorilla sind überhaupt dasselbe Wort, da nur durch einen Schreibfehler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus Gorgadas Gorillas gemacht wurde. Die Abbildungen des ältesten Gorgonenhauptes sind überzeugend. Das Gebiß ist ganz naturgetreu wiedergegeben. Ferner findet sich vielfach die sogenannte Zunge unterhalb des Unterkiefers. Nun ist es eine Eigentümlichkeit des Gorillas, in der Wut die Unterlippe zu senken. Es handelt sich also gar nicht um die Zunge, sondern um die Unterlippe. Wie kann sich ein Künstler solche Übereinstimmungen — ich zähle im ganzen 31 auf — aus den Fingern saugen?

Meine vorgeschlagene Ergänzung zu der auf Korfu gefundenen Gorgo gebe ich allerdings preis, da mir, wie mir Professor Dörpfeld schrieb, bei der Abfassung meines Buches ganz unzureichendes Material vorgelegen hat. Das hat aber mit dem Kernpunkt der Sache gar nichts zu tun. Denn dieser besteht darin, ob Gorgo und Chimaira (auch diese behandle und erkläre ich) Phantasieprodukte sind, wie die herrschende Meinung annimmt, oder ob ihnen Tatsachen zugrunde liegen, wie ich nachzuweisen suche.

Leider ist mein Buch („Wie ist die auf Korfu gefundene Gorgo zu vervollständigen?"), das im November 1911 erschienen ist, in gewissen Fachkreisen fast systematisch totgeschwiegen worden, wenn auch selbst die Gegner zugegeben haben, daß vieles aus ihm zu lernen ist. Man sollte meinen, jemand, der nachweist, daß Homer nicht nur schöne Verse macht, sondern daß auch ihr Inhalt nach einer bisher nicht beachteten Seite vortrefflich ist, sei des Beifalls der zahllosen Homerfreunde sicher. Das ist, bei der bedauerlichen Zersplitterung der Wissenschaften, leider nicht so allgemein der Fall, wie möglicherweise viele meiner freundlichen Leser glauben. Gerade durch die Naturkenntnis suche ich Homer neu zu beleben. Und wie das gelingt, kann jeder sehen, der wie ich Naturkenntnis sammelt und dann den Homer nachliest. Denn kein Dichter kann wohl so mit der Natur verglichen werden wie Homer, da er, wie sie, stets sachlich ist. In Wald und Feld und wo sonst Tiere leben, bin ich inne geworden, daß Homer ein Tierkenner war. Was Homer von den Tieren sagt, sagen auch heute Jäger, Landleute und Forschungsreisende. Die größten Homergelehrten von gestern verstanden von den Tieren nichts. Es mußte erst wieder einer die Tiere kennen und — fast möchte ich spotten — doch noch Homer studieren, um zu zeigen, daß Homer eigentlich den Menschen gehört, die auch heute noch der Natur am nächsten stehen: Seeleuten, Jägern, Bauern und Forschungsreisenden. Und allen, die mit neugierigen Entdeckeraugen in die schöne Welt sehen. Besonders aber der Jugend.

Dr. Th. Zell.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Kinetographische Musterprogramme.

Es handelt sich um die Frage, welche Bedingungen muß ein musterhaftes, ein „einwandfreies" Kinoprogramm erfüllen, wenn es dem Zeitgewissen von heute genügen, wenn es überhaupt zulässig sein soll.

Diese Bedingungen sind hygienischer, pädagogischer und ästhetischer Art.

Auf die gesundheitlichen Anforderungen an Kinovorstellungen wird noch viel zu wenig Gewicht gelegt. Die Vorstellungen müssen so sein, daß besonders die Augen und die Nerven der Zuschauer nach Möglichkeit geschont werden. Eine Augenwohltat kann eine Kinovorstellung natürlich heute noch nicht sein. Das Auge bemerkt sehr wohl, daß „das" Bild, das es sieht, in Wirklichkeit Tausende von Bildern sind. Eine gewisse Unruhe, ein Flimmern ist immer im kinematographischen Bilde. Es läßt sich aber so beschränken, daß es gesunden Augen für die Dauer einer Kinovorstellung nicht schadet. Merkbares Flimmern ist ebenso wie das „Regnen" der Bilder ein Zeichen, daß die Films entweder schlecht sind oder schlecht (z. B. zu langsam oder zu schnell) vorgeführt werden. Es kann auch der Apparat schlecht oder das Licht zu schwach sein. Nur gute, noch nicht zu sehr abgenutzte Films dürfen zu einer Mustervorstellung verwendet werden, der Apparat muß gut und das Licht hell genug sein.

Aber es sind nicht nur die Film- oder Apparatefehler, die Augenmartern erzeugen, oft trägt auch schon die Aufnahme die Schuld. Zu langsame Aufnahme, die sich in der Vorführung durch zu rasche Bewegungen kundgibt, hastige, fahrige Bewegungen der Darsteller, Querbewegungen durchs Bild, zu große Nähe der Gegenstände und anderes mehr — das alles wirkt auf die Augen ganz ähnlich wie das Flimmern.

Oft kommt es auch vor, daß die Vorführer besonders ihnen „langweilig" erscheinende Naturaufnahmen zu schnell herunterdrehen; an Sonntagen, wenn sich die Menge um die Kasse drängt, schindet man durch schnelles Drehen noch ein Programm oder zwei mehr heraus. —

Gesundheitsschädlich — nicht nur sachlich verfehlt — sind überhaupt Darstellungen, deren Einzelheiten und Bewegungsvorgänge nicht leicht und deutlich zu erkennen sind, z. B. bei der Vorführung von Maschinen- oder Handarbeit. Das Kinobild hat keine „Tiefe", man kann nah und fern, besonders bei Ansichten aus großer Nähe, schlecht unterscheiden; die Perspektive entspricht meist nicht der des Auges. Auch wenn die Gegenstände (Maschinenteile, Hände!) über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebensgroß erscheinen, erschwert das die Unterscheidung. Ferner bedecken oft, besonders bei Aufnahmen im Freien, Lichter und Schatten, die dem Auge am meisten auffallen, gleichmäßig Vorder- und Hintergrund, lassen verschiedene Teile als „Einheiten" erscheinen, und „zerreißen" einen Gegenstand, der im technischen Sinne wirklich eine Einheit ist. So kommt es, daß wir z. B. trotz schärfsten Hinsehens nicht draus klug werden, was diese oder jene sich bewegende Stange im Bilde eigentlich leistet. Damit ist aber nicht nur der Zweck verfehlt, sondern die Augen und zuletzt die ganzen Nerven werden auch arg davon mitgenommen. Solche verfehlten Bilder muß man wegschneiden. Häufig allerdings wird man dadurch gezwungen werden, auf ganze sonst anziehende Darstellungen zu verzichten.

Der Fehler wird noch verschlimmert durch die weitere, ganz allgemeine Unart, daß die einzelnen Szenen, aus denen ein „Bild" zusammengesetzt ist, viel zu kurz sind (manchmal nur von 2 bis 3 Sekunden Dauer!), und nun plötzlich fortwährend umspringen. Der zu großen Kürze (besonders bei stark verbrauchten Films) läßt sich nicht mehr abhelfen. Hauptregel für jede „musterhafte" Vorführung sollte aber sein: zwischen jeder „Szene" (bei jedem „Bildwechsel") eine angemessene kleine Pause! (Zwischenkleben von blinden Filmstreifen, Absperrung des Lichts). —

Wird ein guter, neuer Film, nach einer technisch einwandfreien Aufnahme, unter Ausmerzung aller unnatürlichen (zu schnellen oder zu langsamen) Bewegungen und aller zu kurzen Szenen mit einem guten Apparate meisterhaft, mit Ruhepausen bei jedem Bildübergang — tadelloses Licht nicht zu vergessen — vorgeführt, so ist das Mögliche in technischer Hinsicht getan. Zu erinnern wäre nur noch, daß die vordersten Plätze so weit von der Leinwand entfernt sein müssen, daß die dort Sitzenden bequem das ganze Bild als Einheit auffassen.

Eine weitere wichtige gesundheitliche (übrigens auch ästhetische) Forderung ist die, daß während der Vorführung des Bildes sowohl Vortrag wie Begleitmusik zu schweigen haben. Für die Musik freilich lassen wir Ausnahmen zu, wenn sie dem Bilde künstlerisch angepaßt ist (leise weiche Stimmungsmusik zu Landschaften, aber nur auf kurze Strecken; Tanzmelodien zu wirklichen Tänzen usw.). Das übliche Geschrei des „Rezitators", der das Klaviergehämmer oder das „Gigantophon" übertäuben will, während das Bild wie ein Wasserfall oder ein Mückentanz vorüberwirbelt, ist unerträglich. Erläuterungen müssen den Bildern vorangehen, Musik in der Regel eine Darbietung für sich sein; das kinematographische Bild er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fordert die gesammelte Aufmerksamkeit und das sorgsamst vorbereitete Verständnis des Beschauers. —

Es geschehe ferner alles, um den notwendigen, aber ebenso schädlichen wie an sich unschönen Gegensatz von Saaldunkel und greller Lichtfläche zu mildern. Ein Übergang läßt sich durch geeignete Dekoration erreichen. Zwischen den Kinobildern dienen ruhige Lichtbilder (die man lange genug stehen lasse!) auch der Augenerholung. Zu gleichem Zweck empfehle ich, als Übergang am Anfang wie am Ende kurze andere „Lichtspiele" (Schattenspiele, Kaleidoskop, getönte und farbige Flächen) einzulegen. Endlich diene die Einteilung des Programms, mit Pausen bei halberleuchtetem Saale, wovon später noch zu reden, der Erholung von Augen und Nerven. — Von andern Dingen, wie bequemen Sitzplätzen, guter Luft usw., brauche ich wohl nicht besonders zu sprechen. Das sind Selbstverständlichkeiten.

Fragen wir den Lehrer, die Schulbehörde nach ihren besonderen Wünschen, so werden wir zunächst alles das wiederholt hören, was wir vom gesundheitlichen Standpunkte aus gesagt haben und vom ästhetischen aus zu sagen haben werden. Dazu kommt eine Reihe besonderer Schulforderungen.

Vor allem: (das hält viele Schulbehörden immer noch überhaupt von Versuchen mit der Kinetographie als Unterrichtsergänzungsmittel fern) die Vorführung soll die Aufmerksamkeit auf das Klarzumachende verstärken und fesseln, und nicht zerstreuend wirken. Zu diesem Zwecke muß sie sich auf ein Thema beziehen, dieses gründlich und richtig, nach pädagogischen Gesichtspunkten, behandeln, und ja nicht zu lang sein. Mit Anfangs-, End- und Mittelpause eine Schulstunde lang — das wird genügen.

Pädagogisch einwandfreie, d. h. richtig aufgenommene belehrende Filme werden sehr selten sein; sie werden nicht eher erscheinen, als bis vor der Aufnahme Fachleute auf wissenschaftlichem wie erzieherischem Gebiet zu Rate gezogen, und deren Wünsche peinlich genau berücksichtigt werden. Jetzt kann nur eine langwierige und oft sehr schwierige Durchsiebung des vorhandenen Filmmaterials zu einem wenigstens vorläufig und halbwegs für Kinder geeigneten Programm führen. Die Titel der Bilder und die Beschreibungen im Katalog besagen gar nichts; nicht darauf kommt es an, ob der Gegenstand eines Bildes an sich „einwandfrei" oder belehrender Natur ist — sondern ob es auch die Art der Aufnahme ist! Ich mache besonders darauf aufmerksam, daß man den Inhalt jedes einzelnen Bildes und Bildteils nachprüfen muß. Die seltsamsten Bezeichnungs-Fehler entstehen einesteils durch Verwechslung der unentwickelten Negative und Positive,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dann auch durch sprachliche Mißverständnisse, falsche Übersetzungen, endlich durch Sensationsbedürfnis und Leichtsinn. —

Die Erzieher sind sich natürlich darin einig, daß ein Schul-Musterprogramm zwar „einheitlich" und sachlich ernst und geschlossen, dabei aber nicht „eintönig" sein soll; gewiß soll es nicht zerstreuen, aber auch nicht — zu jener brandenden Privatunterhaltung führen, mit der enttäuschte und gelangweilte Schulklassen sich zu rächen pflegen. Daher Abwechslung! Und am Schlusse ernster „Wissenschaft" noch irgendeinen Scherz als Nachhauseweg-Apfelsine.

Die „moralischen" Forderungen der Lehrerwelt berühre ich hier nur nebenbei, da sie bekannt oder leicht durch eigenes Nachdenken zu finden sind. Tatsache ist allerdings, daß sie der Kino-„Fachwelt" insgesamt böhmische Dörfer zu sein und zu bleiben scheinen. — Ich darf aber nicht unerwähnt lassen, daß auch Lehrer und andere Personen häufig sehr wenig in die Tiefe dieser Frage eingedrungen sind, und daß es unter ihnen sogar manche gibt, die in unverantwortlicher Weise das Werk der Kinoreform in der Achtung der Fachwelt gefährden. — Auf jeden Fall ist hier immer wieder zu erinnern, daß nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie, diejenigen Szenen und Darstellungen dem Erzieher Sorgen bereiten, die auf Grund einer auch dem Polizeiwachtmeister unmißverständlich zu machenden Paragraphen-Sprache angreifbar sind. Es ist nur ein kümmerlicher Behelf, den Begriff kinematographischer „Schundliteratur" oder des „Schmutzes" in Wort und Bild mit Schlagworten fassen zu wollen wie: „Darstellung von Verbrechen" — „naturalistische(!) Darstellung" — „aufregende Szenen" — „körperliche Entkleidung" — „sittlich anstößig" usw. Man kann ruhig sagen: das, was so ist, daß die Polizei es herausschneiden darf — das ist meist noch das minder Schädliche. Das schlimmste ist diese ganze Welt schleimiger Moralität, leicht verbogener und verbuhlter Sitten- und Gerechtigkeitsbegriffe, das heuchlerische Spiel mit den Gebärden der Unschuld und Naivität zur Ermöglichung pikanter Wirkungen, kurz die ganze brutale Umbiegung von Natürlichkeit, Wirklichkeit und zarter Schönheit zugunsten greller, zugkräftiger „Effekte".

Was ich vom gesundheitlichen und erzieherischen Standpunkte zu sagen hatte, wird man aus ästhetischen, aus künstlerischen Gründen nur bekräftigen können. Denn irgend etwas, also auch eine Kinovorstellung, „künstlerisch" machen, heißt ja nichts anderes, als sie so vollkommen wie möglich den ihr eigenen Bedingungen entsprechend ausführen. Keine Kinovorstellung kann daher „schön" sein, die nicht auch hygienisch, inhaltlich, volks- und jugenderzieherisch einwandfrei ist. Nur wird dem Ästhetiker zuerst die Wirkung vorschweben — er wird fragen, wie mache ich's, daß meine Vorstellung „harmonisch"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohltuend auf Sinne und Empfinden wirkt. Und eben aus dieser Erwägung wird er wiederholen: weg zuerst mit aller Hast, Oberflächlichkeit, mit allem gesundheitlich, technisch, sachlich Unzulänglichen. Das ganze Programm sei „einheitlich", harmonisch, und doch voll innerer Gegensätze und Überraschungen, voll wohlberechneter Steigerungen und Abklänge. Es sei bunt und heiter und doch nicht unruhig und zerstreuend. Jede Wirkung sei aus langer Hand vorbereitet.

Es ist besonders zu bedenken, daß das kinematographische Bild an sich und allein genommen das unkünstlerischste ist, was sich denken läßt, weil es zu wenig „auszudrücken" vermag. Es fehlt ihm fast alles: Farbe, Plastik, Perspektive, Geräusch, Wort, Dauer. Das Wichtigste geht stumm, unvorbereitet, im Nu vorüber, ehe der Beschauer es recht hat erkennen können. Natur und Kunst sprechen in reichen Akkorden zu uns, das Kinobild mit dünner Stimme. Darum bedarf es der liebevoll durchdachten, und dabei stilgemäßen, beständigen Ergänzung: durch Wort, Lichtbild, Musik, Naturgeräusch; selbst die Pausen gehören hierher. Naturgeräusche insbesondere müssen nachgeahmt werden: es gibt nichts Unsinnigeres und ästhetisch Peinlicheres als eine lautlos einstürzende Mauer, eine Kanone, die nicht donnert, selbst einen Wald, der nicht rauscht. Nur ist zu bemerken, daß die Hauptarbeit zur Ergänzung des Kinobildes unsre Phantasie selber leistet: die Vorführungskunst muß sich darauf beschränken, sie in die richtigen Wege zu leiten. Es muß alles in der Regel nur ein Andeuten, ein Anregen, ein Inbewegungsetzen der Phantasie sein. — Und vor allem: Ruhe, sichere, zielbewußte Ruhe! Jedes Wort, jedes Bild, jeder Ton müssen Zeit haben, voll wahrgenommen zu werden und sich auszuwirken.

Die Hauptforderung an ein „Musterprogramm" in künstlerischer Hinsicht ist die: nimm deine Kinovorstellung so ernst wie die Aufführung eines echten Kunstwerkes, z. B. einer Oper oder eines Konzertes. Faß ins Auge, was am rohen Programm unkünstlerisch ist; und ruhe nicht eher, als bis jede Härte ausgeglichen ist. Mit dem höchsten Ernst gehe daran, mit dem festen Willen, daß eine solche Vorführung keinen unkünstlerischen, keinen unpädagogischen, keinen gesundheitsschädlichen Rest haben soll.*)

**Hermann Häfker.**

---

*) Seit dieser Aufsatz verfaßt wurde, ist einiger Stoff zu Ergänzungen hinzugetreten, den ich wohl hier anfügen darf, weil seine Kenntnis für tätige Kinoreform und ihre Unterstützung unerläßlich ist. Was in meinem Aufsatze nur skizziert ist, habe ich ausführlich in einer Schrift entwickelt, die unter dem Titel „Kino und Kunst" im Volksvereinsverlage München-Gladbach (1 Mark) erschienen ist. Auch die in diesem Verlage erscheinende Zeitschrift „Bild und Film", eine wirklich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Unbewohnte Zimmer.

Entweder sie sind es, oder sie sehen nur so aus. Beides ist gleich unbehaglich. Man halte nicht etwa die Zeit der „Guten Stuben" für überwunden. Es gibt diese sogenannten Salons mit der feierlichen Rühr'-mich-nicht-an-Miene immer noch. Keiner im Hause schätzt sie, keiner benutzt sie, nur der arme Besucher muß dran glauben. Während aber der Besuchte solchen Empfang im Staatszimmer für eine Ehre seines mehr oder minder gern gesehenen Gastes hält, empfindet dieser es, gelinde gesagt, als arge Zumutung, in einen Raum geführt zu werden, der durchaus den Charakter des Unbewohnten trägt. Steif stehen die Seidenmöbel, der Schreibtisch ist mit allerhand zierlichem Tand, mit Photographien und Reiseerinnerungen überhäuft, der Teppich strahlt in beinahe unverschämt sauberem Farbenglanz, kein Stäubchen liegt auf dem blankpolierten Möbelholz. Gewiß, das alles ist vom Standpunkt der kritischen Hausfrau aus keineswegs anzufechten, und doch fehlt eins, nämlich die Behaglichkeit. Die gute Stube, der Salon hat keine ansprechende Physiognomie, ja, zumeist überhaupt kein eigentliches Gesicht. Er ist wesenlos, charakterlos, dabei unnahbar wie ein klösterlich erzogenes junges Mädchen. Aus dem ganz einfachen Grunde, weil er nicht bewohnt wird und auf des Besitzers Persönlichkeit nicht den geringsten Schluß ziehen läßt. Unpersönliches jedoch wirkt niemals unmittelbar, und so kommt es, daß man von einer regelrechten Salonstimmung reden kann, einer Stimmung, die jenseits aller Wesensart liegt und völlig neutral bleibt. Zwischen einem Hotelsalon und der guten Stube eines Privathauses besteht kein Unterschied. Hier wie dort mag noch so geistvoll geredet werden, solange die Räume selber keine Stimme in der Unterhaltung haben, fehlt jener leise Unterton, der Behaglichkeit auslöst. Die Möbel unbewohnter Zimmer aber bleiben stumm, auch wenn Besuch kommt, weil sie an Umgang nicht gewöhnt sind

---

ernst, gediegen und völlig unabhängig geleitete Kino-Fachzeitschrift, die ausschließlich den Problemen der Kinoreform und der gesamten Projektions-Ästhetik dient, empfehle ich jedem, der sich mit der Sache beschäftigen will, dringend. Es ist unbedingt nötig, daß die Kinoreformer allerorten zusammenhalten und ihre wichtige Reformarbeit gemeinsam ausführen.

Derselbe mit einer Filmverleihanstalt (Volkslichtbilderei) verbundene Verlag hat sich neuerdings entschlossen, für die Kinotheater, sobald sich eine genügende Zahl gemeldet hat, vollständige Musterprogramme mit allem Zubehör (Filme, Lichtbilder, Vortragstext, Erläuterungsmaterial, szenische und Musikanweisungen) zu den üblichen Bedingungen bereitzuhalten. Die Wahl und Zusammenstellung dieser Programme geschieht von mir, und ich zeige auch im Anschluß an öffentliche Kinoreform-Vorträge, die kunstgemäße Vorführung dieser Programme. Da deren Wert bereits überall Anerkennung gefunden hat, so ist einem bisher berechtigten Haupteinwand der Kinotheater, keinen Stoff für Musterprogramme zu haben, durch den verdienstvollen Schritt der München-Gladbacher Volkslichtbilderei abgeholfen. H. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und sich wie Einsiedler oder kleine Kinder vor der Berührung mit der großen, geräuschvollen Welt scheuen.

Nun können Zimmer aber sehr bewohnt sein und doch nicht den Eindruck machen. Das liegt wiederum am Bewohner, oder vielmehr an der Bewohnerin. Denn zumeist gehören Zimmer dieser Art weiblichen Wesen. Aus folgender Ursache: eine der verbreitetsten Frauenkrankheiten ist das Ordnungsfieber. Damit soll beileibe nicht gesagt werden, daß alle Frauen davon befallen wären; wenn sie es aber sind, trifft es sie so schwer, daß man geneigt ist, an einer völligen Heilung zu zweifeln. Sie „packen auf", das heißt: sie räumen unausgesetzt umher, entfernen vom Schreibtisch jedes flatterhafte Papierfetzchen, befreien den Nähtisch von Nadel und Zwirn, klappen aufgeschlagene Bücher zu, stopfen Handschuhe in Schiebladen und bauschen Seidenkissen in korrekte Formen. Besonders, wenn sich Besuch ansagt. Da darf um alles in der Welt nichts von der Beschäftigung des Tages zu spüren sein, auch bei Bekannten würde man jedes in dieser Richtung liegende Versehen für ein Vergehen halten. Ob aber mit Recht? Gewiß sieht ein wirklich unordentliches Zimmer wenig empfangsfähig aus, aber ein in Benutzung befindlicher Raum muß naturgemäß persönliches Gepräge tragen und soll es auch. Verzichtet man einerseits mit Recht auf die gute Stube, so bleibe es andrerseits unversucht, das Wohn- oder Arbeitszimmer zum Salon umzaubern zu wollen. Nichts wirkt anheimelnder als ein Einblick in des Freundes häusliches Leben, in des Bekannten ehrlichen Alltag, und es ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb ein angefangener Brief, eine Handarbeit im Nähkorb oder ein aufgeschlagenes Notenblatt am offenen Klavier ein beschämendes Zeugnis für die Besitzerin der Wohnung ablegen sollte.

Es gibt schon etliche Frauen, die sich von der Unbehaglichkeit unbewohnter Zimmer überzeugen ließen. Sie verabschiedeten den „Salon" und empfangen nun überall. Das ist natürlich eine Übertreibung nach der andern Seite. Räume, die voller Kinderspielzeug liegen, wirken ebensowenig einladend wie Stuben, in denen die Schneiderin haust oder das Dienstmädchen umherwirtschaftet, und ein verlegenes „Entschuldigen Sie, aber . . ." täuscht über derlei Ungeschicklichkeiten nicht hinweg. Außerdem liegt der Wert des bewohnten Zimmers im Bewohntsein und nicht im Bewohntsein-Sollen wie bei jenem jungen Mädchen, in dessen Zimmer man ständig ein aufgeschlagenes Buch und ein angefangenes Aquarell findet, oder wie bei jener eleganten Dame von Welt, die sich mit ihren hübschen Töchtern an den Stopfkorb zu setzen pflegt, sobald man ihr Besuch meldet. Dieses genial sein Sollende und dabei doch nur lächerlich Wirkende ist natürlich nicht der Sache Sinn, doch wäre es erfreulich und aller Geselligkeit nur förderlich, wenn sinnige Frauen bedenken wollten, daß Zimmer zum Bewohnen da sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und daß man sich ihrer Benutzung nicht zu schämen braucht, sofern man Sinn für Ordnung hat. Ordnungsliebe und Ordnungsfieber sind dabei fein auseinanderzuhalten. Denn krankhafte Ursachen zeitigen niemals gesunde Wirkungen.

Else Grüttel.

# Was andre sagen

**Der Staatsbürger.** (Herausgeber: Kurt A. Gerlach und Hanns Dorn, Leipzig). 5. Jg. Heft 1.

Gegen die Krankenpflegerinnentracht. Von Charlotte v. Caemmerer.

(Im ersten Teile des Aufsatzes spricht die Verfasserin von der historischen Entwicklung der Schwestern- und Pflegerinnentracht. Es wird gezeigt, wie im Laufe der Zeit neben dem Dienstkleide auch eine Straßentracht entstanden ist.)

„... Neben den Privatpflegerinnen sind es besonders die in der Gemeindepflege und Fürsorgetätigkeit stehenden Krankenpflegerinnen, die daran festhalten, die Straßentracht für ihre Berufsausübung nicht entbehren zu können. Es kann nicht bestritten werden, daß die Gemeinde- und Fürsorgeschwester durch die suggestive Macht der Schwesterntracht das Vertrauen des Volkes leicht erringt. Neuerdings sieht man nun aber die Gemeindeschwestern viel auf Fahrrädern, ein Fortschritt, der bei zerstreut liegenden Dörfern ihres Distrikts als sehr zweckmäßig zu begrüßen ist. Wenn es die Gemeinden fertigbringen, den Anblick der „radelnden Schwester" mit ihrem Schwesternideal zu vereinigen, so sollte es doch wohl auch möglich sein, an Stelle der Haube einen einfachen runden Hut durchzusetzen. In Amerika trägt die Distriktnurse seit Jahren einen runden Stroh- oder Filzhut mit umgelegtem Bande.

Die für den eignen Bedarf städtischer Krankenhäuser gegründeten städtischen Schwesternvereine stehen zu der Frage der Straßentracht verschieden. Einige dieser Verbände haben erkannt, daß die Straßentracht keine Berechtigung mehr hat, und lassen ihre Angestellten außerhalb der Anstalt Zivil tragen. Aber eine ganze Anzahl von Krankenhausverbänden hat die Straßentracht beibehalten. Die im Krankenhaus angestellte Schwester verläßt das Anstaltsterrain nur in ihren Freistunden und an ihren freien Tagen. Es liegt eine Freiheitsbeschränkung darin, der Krankenpflegerin für diese Erholungsstunden das Amtskleid aufzuzwingen. Sie ist durch das Kleid, das den Stempel ernster Berufswürde trägt, beschränkt in der Wahl der Theater, die sie besuchen möchte. Jede Gesellschaft, in die eine Krankenpflegerin in der Tracht tritt, sieht sich veranlaßt, mit ihr über ihren „schönen, aber schweren Beruf" zu sprechen. Es gibt keine Möglichkeit für sie, einmal Mensch unter Menschen zu sein. Eine große staatliche Anstalt verbietet den Schwestern ihres Verbandes, in der Straßentracht, die sie für freie Tage vorschreibt, Lokale zu besuchen. Wenn die Schwestern also nicht gerade Verwandte oder Freunde haben, bei denen sie Abendbrot essen können, so gehen sie in ein Bahnhofsrestaurant zu diesem Zwecke. In Straßenbahnen kann man häufig beobachten, daß das Publikum durchaus nicht frei ist von Ansteckungsangst, wenn ein Platz neben einer Schwester in Tracht frei ist. Bei längeren Fahrten in Eisenbahnen kann eine erholungs- und anregungsbedürftige Krankenpflegerin sicher

sein, mit dem Bericht sämtlicher Leiden ihrer Mitreisenden beglückt zu werden, wenn sie Tracht trägt. Dazu kommt im Sommer die Last des schwarzen Wollkleides und des mangelnden Sonnenschutzes oder das störende Wehen des Schleiers im Wind.

Es liegt in diesem Festhalten an der Straßentracht auch der Wunsch von Verwaltungen und Ärzten, den Krankenpflegestand als dienenden Stand zu stempeln. Man glaubt damit die ausschließliche Berufshingabe zu stärken. Die Berufskrankenpflegerin sollte versuchen, ihren Stand von diesem Zwang zu befreien, sich das Recht auf persönliche Kleidung zu erringen. Sie sollte beweisen, daß ihre Hingabefähigkeit nicht von ihrem Kleide abhängt und nicht durch entwürdigende Maßnahmen erhalten und erzwungen zu werden braucht. Die Hingabe freier Frauen ist schöner und wertvoller.

Daß im Krankensaal eine gewisse Einheitlichkeit des Dienstkleides herrscht, hat seine Vorzüge. Es erleichtert die Disziplin der Angestellten, die Autorität gegenüber den Kranken. Aber auch hier kann die kleine kokette Haube fortfallen. Man kann die Gradunterschiede, die man häufig durch Hauben mit und ohne einen wehenden Spitzenzipfel ausdrückt, ebensogut durch Armbinden markieren. Der hygienische Zweck der Haube kann auf den Operationssaal beschränkt werden. Hier tragen Ärzte und Pfleger in mustergültigen Betrieben sterilisierte Mützen und Bartbinden, die Pflegerinnen sterilisierte Hauben, die das ganze Haar bedecken. Hierfür eignen sich ganz besonders dreieckige Tücher, die um das Haar geknüpft werden. Wenn Verwaltungen und Ärzte sich um die Kleidung der Krankenpflegerinnen kümmern wollen, so gibt es auf diesem Gebiet noch viel zu reformieren. Die jetzt noch so vielfach übliche weiße Trägerschürze ist ziemlich sinnlos. Man sollte aus Gründen der Hygiene im Krankensaal stets eine das ganze Kleid vollständig bedeckende Kittelschürze tragen und diese ablegen, sobald der Krankensaal verlassen wird. Für Besorgungen auf dem Anstaltsterrain, für Unterrichtsstunden und eigene Mahlzeiten wäre ein Waschkleid ohne Schürze ganz ausreichend. Die Kleider sollten immer ganz weiß sein, damit sie in der Wäsche gekocht werden können, was auch die hellsten farbigen Waschstoffe nicht vertragen. Die hohen steifen weißen Kragen sind ganz zu verwerfen. Anstrengende körperliche Arbeit wird viel leichter getan mit einem freien Hals. Weiche Umlegekragen mit kleinem spitzem Halsausschnitt sind sehr geeignet für diesen Zweck. Sie würden den Krankenpflegerinnen viel Nervenkraft ersparen. Die Kleiderröcke dürften bedeutend kürzer werden, um den Anforderungen der Hygiene wirklich zu entsprechen. Auf breite, feste Stiefel, die den Fuß schonen, müßte viel mehr geachtet werden.

Ein bedeutender Schritt zur Befreiung von der Krankenpflegerinnentracht ist vor einer Reihe von Jahren dadurch gemacht worden, daß einer unserer hervorragendsten Psychiater, der bekannte Professor Friedländer, Inhaber und Leiter von „Hohe Mark" im Taunus, für seine Anstalt den Krankenpflegerinnen die Diensttracht verbietet. Friedländer vertritt die Ansicht, daß den Nervenkranken durch den Anblick der Krankenpflegetracht ihr Krankheitszustand immer von neuem suggeriert wird. . . . . .

Stärker noch als diese rein beruflichen, hygienischen und medizinischen Gründe ist die ethische Forderung, mit der historisch überlieferten Krankenpflegetracht aufzuräumen. Die Berufskrankenpflegerin erweckt in der Schwesterntracht falsche Vorstelllungen. Das Publikum erwartet in ihr die asketische barmherzige Schwester vergangener Zeiten zu finden und sieht seine Erwartungen dann nicht erfüllt. Der Berufsstolz der Krankenpflegerin sollte ihr verbieten, die Tracht zu tragen . . . . . .

Die Berufskrankenpflegerin sollte der Welt durch ihre Befreiung von der Tracht zeigen, daß die Hingabefähigkeit, einen entsagungsvollen Beruf freudig auszuüben, nicht an äußere Dinge gebunden ist, sondern tief in der weiblichen Natur begründet liegt. . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Internationaler Vogelschutz.** Es war die Audubon Society in den Vereinigten Staaten, die zuerst klar erkannte, daß es unmöglich sei, die Vogelschutzbestrebungen in Nordamerika erfolgreich durchzuführen, wenn die Vögel zwar in bestimmten Staaten der Union geschützt seien, in anderen aber nicht. Denn das würde ja nichts anderes bedeuten, als daß die Schutzmaßnahmen des einen Staates den Vogeljägern des anderen zugute kommen.

Wenn nun auch in einem Staatengebilde, wie z. B. der nordamerikanischen Union, der Vogelschutz sich sehr gut nach einheitlichen Gesichtspunkten durchführen lassen dürfte, so ist es doch wohl nicht möglich, für alle Länder der Erde ein und dasselbe internationale Vogelschutzgesetz ohne weiteres durchzuführen. Denn die Aufgaben des Vogelschutzes sind in den verschiedenen Ländern oder gar Erdteilen sehr verschieden und im allgemeinen wohl besser von der Landesgesetzgebung zu lösen als von internationalen Konferenzen, die vielfach nur allgemeine Richtlinien geben können. Dabei könnten sich freilich sehr wohl benachbarte Länder über gewisse Grundsätze einigen und so einen wirksamen Vogelschutz durchführen.

Wie wichtig solche internationale Vereinbarungen sind, geht deutlich aus folgendem Beispiel hervor, das ich in meinem Büchlein „Vogelzug und Vogelschutz"*) näher gekennzeichnet habe: Über den Nutzen oder Schaden des weißen Storches ist viel gestritten worden. Indessen dürfte nach den neuesten Beobachtungen feststehen, daß der Nutzen dieses Vogels den Schaden in der Tat bedeutend überwiegt, da der Storch besonders in seinem Winterquartiere, in Ost- und Südafrika, neben seinen Artverwandten, den dort einheimischen Störchen, Nimmersatten und Marabus, einer der Hauptvertilger der Wanderheuschrecke ist, deren Schwärme er von ihren Brutherden aus, zu denen in erster Linie die trockenen Steppengegenden gehören, in großen Scharen zu begleiten pflegt. Ja, der Storch ist in seinem Winterquartier ein viel eifrigerer und stetigerer Verfolger der Heuschreckenschwärme, und daher ein noch viel wirksamerer Vertilger jener überaus schädlichen und lästigen Insekten als seine afrikanischen Vettern, weil er als ein echter Zugvogel sich zu zahlreicheren und enger zusammenhaltenden Scharen während seines Winteraufenthaltes vereinigt, während jene mehr als Strichvögel, wenn auch ebenfalls im Rhythmus mit den Jahreszeiten, so doch in loseren Verbänden die afrikanischen Gegenden durchstreifen. Es wäre demnach in der Hauptsache ein überseeisches Interesse, das vor allem Deutschland und England an der größtmöglichen Schonung dieses von altersher bei den Germanen gewissermaßen geheiligten Vogels haben sollten. Statt dessen aber ist neuerdings hüben und drüben die Jagd wie auf alles Wild, so auch auf den Storch im vollsten Gange, und daß es anderen, namentlich größeren Zug- und Strichvögeln Afrikas, wie z. B. den überaus nützlichen Marabus, sogar noch schlimmer geht, ist ja nur zu bekannt, da die Bälge der zuletzt genannten Vögel in der Mode unserer Damen leider eine große Rolle spielen.

Internationale Abmachungen in Sachen des Vogelschutzes sind also wahrlich an der Zeit, ehe es zu spät ist, vom Nützlichkeitsstandpunkt aus ebenso wie aus Gründen wahrer Humanität.

**Dr. Wilh. R. Eckardt.**

*) Aus Natur und Geisteswelt Nr. 218 Leipzig 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## Nachwort.

Das Beispiel, das der Verfasser anführt, ist insofern merkwürdig, als der Storch, der in Afrika besonders nützlich ist, auch in unsern afrikanischen Kolonien überwintert. So wird aus dem internationalen für uns Deutsche ein nationales Interesse. Grundsätzlich stehen wir vom „Vortrupp" auf dem Standpunkt, daß der Mensch kein Recht habe, von seiner stets wechselnden Anschauung aus zu entscheiden, ob eine Tierart „nützlich" oder „schädlich" sei. In vielen Fällen hat uns die Vernichtung von Tieren, die als schädlich galten, schon schweren Schaden gebracht. Wir können aus der Kette der Lebewesen offenbar kein noch so „häßliches", „überflüssiges", „schädliches" Glied herausnehmen, ohne die Verbindung des Menschen mit der Harmonie der Natur zu stören.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die noch recht unerklärliche heutige, plötzliche Verbreitung von Krankheiten, wie der Schlafkrankheit, in Zusammenhang steht mit dem Vernichtungskrieg, den der internationale Federhandel gegen ganz bestimmte Vogelarten, vor allem Reiher und Marabus, führt. Diese Vögel sind jetzt schon an Zahl viel zu gering, um das vertilgen zu können, was die Natur an Tsetsefliegen und anderen Insekten hervorbringt. Der Zusammenhang ist furchtbar: weil ein halbes Dutzend Händler in Paris, London, Berlin sich mit dem Federhandel bereichern wollen und mit Hilfe der Halbwelt aus dem Tragen bestimmter Tierteile so etwas wie eine Mode machen, werden Millionen von Menschen in Innerafrika gefährdet, vernichtet. Es hat keinen der „wirtschaftlich" Denkenden gerührt, als edle Menschen auftraten und warnten, man solle den Kulturvölkern nicht die Schmach antun, daß ihre Frauen Federn trügen von Tieren, die durch ihre Schönheit und ihr wunderbares Leben ein Schmuck der Natur seien. (Ja, einer höhnte sogar: er sei ein viel zu großer Verehrer schöner Frauen, als daß er ihnen den Federschmuck mißgönne!) Ob es die Herren von der deutschen Kolonialgesellschaft jetzt wohl endlich packt, wo eine scheinbar rein ethische (und deshalb in unsrer Zeit allerdings verächtliche) Frage die Grundlagen aller kolonialen Wirtschaftspolitik angreift?

Noch ist Gefahr für die Kolonialgesellschaft. Durfte doch ein Händler in der Zeitschrift dieser Gesellschaft zu Worte kommen und ganz naiv die feierliche Erklärung abgeben: „mit Straußenfedern allein ist keine Mode zu machen." Dieser Mann erlaubt sich also, der deutschen Kolonialgesellschaft mitsamt ihrem hohen Vorsitzenden zuzumuten, daß sie eine Reiherfeder„mode" als eine berechtigte „wirtschaftliche" Erscheinung anerkennt und gemeinsam mit den obengenannten Stellen fördert. Derselbe Mann wird morgen darauf hinweisen, daß ein Schutz der Reiher soundsoviel Industriearbeiterinnen dem Hungertode ausliefere, und eine „blühende Industrie" vernichte, die doch ganz gut noch hätte weiterarbeiten können, bis der letzte Reiher auf einen Dirnenhut befestigt wurde.

Wann werden wir erkennen, daß unsere ganze, maßlos gesteigerte Handels-, Produktions- und Verkehrswut in der Weltgeschichte nur dumm und lächerlich erscheinen wird, solange ihr nicht begegnet wird mit der Kritik des Handels, der Kritik der Industrie, der Kritik des Verkehrs und der Kritik des Konsums!

**Hans Paasche.**

**v. Gruber und die Frauenbewegung.** Der Deutsche Bund für Frauenstimmrecht ersucht uns um den Abdruck der folgenden Resolution, die auf seiner fünften Generalversammlung ohne Debatte einstimmig angenommen worden ist:

„Die in Eisenach tagende Generalversammlung des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht verwahrt sich aufs entschiedenste gegen die auf der Tagung des Verbandes

für öffentliche Gesundheitspflege in Aachen aufgestellte Behauptung des Herrn Professor Dr. Gruber, ‚die Frauenbewegung schätze die Mutterschaft gering'. Sie erklärt, daß die bessere Vorbildung der Frau auf Beruf, Ehe und Mutterschaft, die höhere Schätzung und der höhere Schutz von Mutter und Kind, von jeher Ziele der Frauenbewegung waren; daß besonders die Frauenstimmrechtsbewegung ihre Forderung damit begründet: Einfluß der Mutter auf die Welt, in der das Kind leben soll, Besserung dieser Welt durch den Einfluß der Mutter; daß in allen Ländern, die Mütter als Abgeordnete haben, das Wohl der Mutter und des Kindes Hauptaugenmerk der Gesetzgebung ist. Dieses sind Tatsachen. Die Frauenbewegung verlangt von den Männern wissenschaftlich, d. h. auf Grund dieser Tatsachen, beurteilt zu werden."

Dieser Protest richtet sich gegen den siebenten der Gruberschen Leitsätze, die wir im Vortrupp 1913, Nr. 19 auf S. 604ff wiedergegeben haben. Dieser siebente Leitsatz insbesondere lautet ja so:

„Zu den einer ausreichenden Kindererzeugung gefährlichsten Auswüchsen des Individualismus gehört das Ideal der sog. Frauenemanzipation mit ihrer Geringschätzung des Mutterberufes."

Prof. v. Gruber macht uns nun darauf aufmerksam, daß der Protest nicht das treffe, was er gesagt habe: er habe der Frauenemanzipation nicht eine Geringschätzung der Mutterschaft vorgeworfen, wie der Protest das behaupte, sondern eine Geringschätzung des Mutterberufes. Das sei etwas ganz anderes: Der Mutterberuf sei der Beruf der Frau, die ihre Lebensaufgabe und ihr Glück darin finde, eine Schar von Kindern aufzuziehen. Und diesen Mutterberuf schätze die Frauenemanzipation in der Tat gering.

Unzweifelhaft sollte bei solchen Protestkundgebungen der Wortlaut dessen, wogegen man protestiert, auf das Genaueste beachtet werden: Mutterschaft und Mutterberuf sind wirklich zwei verschiedene Begriffe, von denen zwar der zweite den ersten umfaßt aber nicht umgekehrt.

Nun sind wir allerdings der Meinung, daß der Deutsche Bund für Frauenstimmrecht auch die Behauptung für unrichtig erklären will, daß die deutsche Frauenbewegung den Mutterberuf geringschätze. Und — wie unsre Leser wissen — glauben wir, daß er auch mit einem solchen Protest sachlich recht hat. Wir haben demgemäß auch bei dem Abdrucke der Gruberschen Leitsätze zu diesem Leitsatze 7 gleich eine entsprechende Vorbemerkung gemacht, in der wir betonten, daß, nach unsrer Auffassung von der heutigen deutschen Frauenbewegung, diese gerade eine Vorstufe zu einer großen Mütterbewegung sei.

Die Stellung zur Frauenbewegung ist ja der einzige Punkt, über den wir mit v. Gruber verschiedener Meinung sind.

Wir möchten aber in diesem Zusammenhange heute noch das Folgende betonen: Der Gegensatz, der sich zwischen der heutigen deutschen Frauenbewegung und Prof. v. Gruber herausgebildet hat, ist ein Unglück für unsre deutsche Entwicklung. Die Frauenbewegung ist eine Macht in dieser Entwicklung — und Prof. v. Gruber, der eine Mann ganz allein, ist es auch. Er ist das mit vollem Rechte, wie ich im Vortrupp 1912, Nr. 18 auf S. 547/8 dargelegt habe, und mit Protestkundgebungen wird gegen diese Macht nichts erreicht. Prof. v. Grubers Gedanke, der Gedanke der Rassenhygiene, ist nun einmal der einzige, auf dem sich der neue deutsche Idealismus aufbauen kann, wie wir oft gezeigt haben. Stünde die Frauenbewegung wirklich, wie v. Gruber das meint, im Gegensatz zu diesem Gedanken, so wäre sie gerichtet. Wir vom „Vortrupp" sind ja nun der absolut gegenteiligen Meinung und glauben vielmehr, daß die Frauenbewegung — trotz gelegentlicher Entgleisungen einzelner ihrer Mitglieder, die bei jeder großen Bewegung unvermeidlich sind — eine der größten rassenhygienischen Bewegungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, die es überhaupt gibt, daß „Rassenhygiene ohne Frauenstimmrecht ein Messer ohne Klinge ist, dem das Heft fehlt" (Vortrupp 1912, Nr. 18, S. 559). Wir glauben darum an die Frauenbewegung als einen der größten Hebel für die deutsche Zukunft, (sofern sie sich nicht zu einer Magd der heute bestehenden politischen Parteien degradieren und damit allerdings für die Rassenhygiene bedeutungslos, vielleicht sogar schädlich werden sollte [Vortrupp 1913, Nr. 19, S. 590/1].)

Uns scheint daher der Versuch einer Klärung der Frage, ob v. Gruber oder wir in diesem Punkte recht haben, für die Auffassung, die gerade die Zukunftsträger in Deutschland (z. B. die „Freideutschen") über die Frauenfrage haben werden, von erheblicher Bedeutung. Bisher haben die beiden Mächte, die von der Frauenbewegung und von Prof. v. Gruber dargestellt werden, sich immer nur bekämpft — ohne ersichtliches Ergebnis für einen der beiden Teile, wie mir wenigstens scheint.

Besser deuchte es mich, sie versuchten eine Grundlage des Zusammenwirkens zu finden, des Zusammenwirkens für die deutsche Zukunft, der— wie wir fest überzeugt sind — sie beide mit heißem Wollen zu dienen wünschen.

Hermann Popert.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Zöppritz, August:** Licht in die Impffrage M. 0,70.

**Zöppritz, August:** Prognosen aus den Gestirnstellungen für das Jahr 1908. Karl Vosseler, Stuttgart.

**Zöppritz, August:** Prognosen aus den Gestirnsstellungen für das Jahr 1909. Verlag der „Ärztlichen Rundschau" (Otto Gmelin), München.

**Eckardt, Dr. Wilh. R.:** Unser Klima. M. 1,—. Theod. Thomas Verlag, Leipzig.

**Müller, Fritz:** Zweimal ein Bub. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

**Rabe, Johs. E.:** Von alten hamburgischen Speichern und ihren Leuten. Mit 3 Abbildungen. M. 0,50. Alfred Jansen, Hamburg.

**Bödewadt, Jacob:** Holstenart. Auswahl aus den Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs. Alfred Jansen, Hamburg.

**Mann, Pfarrer G.:** Das Cunewalder Tal und seine Umgebung. M. 0,30. Gebirgsverein „Cunewalder Tal".

**Hegeler, M. S.:** Drei Märchen. Curt Wigand, Berlin.

**Theuermeister, Robert:** Unser Körperhaus. Wie ich mit meinen Kindern über ihren Körper rede. Kart. M. 1,80. K. C. Scheffer, Leipzig.

**Fried, Alfred H.:** Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1912. Verlag der Friedenswarte Berlin, Wien, Leipzig.

**Pohlmann-Hohenaspe, A.:** Laienbrevier der National-Ökonomie. M. 2,60. R. Voigtländer Verlag, Leipzig.

**Löw, Theodor:** Gebrechen unseres Schulschreibsystems und ihre Herkunft mit Vorschlägen zur Abhilfe. M. 1,—. Bayrische Verlagsanstalt, Theodor Senger, München.

**v. Borosini, Dr. August:** Das Fletschern. Ernährungs-ABC als Grundlage aller Körperkultur und Krankheits-Bekämpfung. Geh. M. 1,50; geb. M. 2.—. Holze & Pahl, Dresden.

**Heitmann, Ludwig:** Großstadt und Religion 1. Teil: Die religiöse Situation in der Großstadt. Br. M. 2,50. C. Boysen, Hamburg.

**Mummert, Oskar:** Die Volksgesundheit in Gefahr. M. 0,20. Selbstverlag des Verfassers, Berlin-Oranienburg.

**Weston, Agnes:** Mein Leben unter den Blaujacken. Brosch. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

**Palm, Maria:** Kurze Gesundheitslehre. M. 0,20. Hachmeister & Thal, Leipzig.

**Just, Adolf:** Die naturgemäße Heilweise in kurzer Darstellung. Mit Abbildungen. M. 1,80. Jungborn-Verlag Rudolf Just, Bad Harzburg.

**Lippert, Georg Felix:** Zuchtwahl. M. 3.—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

**Martens Kurt:** Deutschland marschiert. Ein Roman von 1813. M. 5.—. Egon Fleischel & Co., Berlin.

**Goldscheid, Rudolf:** Frauenfrage und Menschenökonomie. M. 0,50. M. Ludwigs, Berlin-Friedenau.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 4 16. Februar 1914

## Das gleitende Brett.

„Sprecht nicht so oft vom Brett, das durch den Schnee der Berge gleitet," so warnt uns zuzeiten ein wohlmeinender Freund; „nicht jedem eurer Leser gab es das Geschick, daß er mitgleiten darf — Ärger erweckt ihr und Abneigung gegen euch bei denen, die zurückbleiben müssen."

Aber wie sollen wir schweigen von dem, wes das Herz voll ist? Und dürfen wir denn die unter den „Vortrupp"-Lesern, die in Norddeutschlands Tiefebene hausen, für so neidisch halten, daß sie es nicht tragen können, manchmal von etwas Schönem zu hören — und von etwas sehr Gutem dazu — das vielen von ihnen (und auch denen vielleicht nur für diesen Augenblick) nicht erreichbar ist. Nein, so kleinliche Gemütsart brauchen wir bei jemandem, der zu uns gehört, nicht zu gewärtigen; das Verlangen aber, die „unendliche Sehnsucht", w o l l e n wir gerade auch bei ihnen wecken: auf daß sie sich, und sei es nur einmal im Leben, die Freuden des weißen Paradieses erringen — wenn's nottut, erzwingen. Unsern andern Lesern aber, den vielen in Süddeutschland, in Österreich, in der Schweiz — auch denen in und an den deutschen Mittelgebirgen — denen wollen wir so recht von Herzen zeigen, w a s sie besitzen.

Vom gleitenden Brett, vom S k i, reden wir hier, doch nicht als von dem Werkzeuge zu Wettlauf oder Wettsprung inmitten beifallsbrausender Menge. Gewiß, Heil dem, der solche Wette wagt, wenn er für sie geschaffen ist; Heil dem, der in ihr siegt. Und möchten viele „Vortrupp"-Freunde unter solchen Siegern sein — doch einzelne körperlich Auserwählte nur vermögen das, und nur die Jüngsten. Wir aber reden hier und heute vom Ski, wie er für ein ganzes Volk — vom Knaben und Mädchen bis zum Sechziger und zur Sechzigerin — der Schlüssel sein kann zum Erdenparadiese.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drei Bilder will ich Euch zeigen, die ich selbst geschaut habe in diesem Paradies. Wohl tausend stehen mir im Haupt. Aber diese drei wähle ich aus, weil mir in ihnen am körperhaftesten entgegentritt, was der Skilauf mir geworden ist, und was er jedem werden kann, der gesunde Glieder hat: Ein Jungbrunnen. Ein Glück ohne gleichen. Ein Gottesdienst.

* * *

Münchens Hauptbahnhof im Abend eines Wintersonntags. Wie ich daran denke, klingt mir die Sehnsucht im Herzen wie junger klingender Frost. München, winterliches München, wie Weihnachtszauber tönt dein Name durchs Gemüt!

Ein Zug ist eingelaufen in die hohe Halle. Von Schliersee, oder von Partenkirchen, oder von Tegernsee. Aus dem Zuge quillt es nun: Woge auf Woge von Jugendkraft. Jüngling und Jungfrau, Mann und Weib. Bayern und Schwaben — Norddeutsche nicht minder, denen München Heimat ward oder liebste Gastgeberin. Alle frisch, alle stark. Blonde Häupter und dunkle. Aber auch das Weiß des „Alters" fehlt darunter nicht. Des Alters? Frage den Graukopf dort, den mit dem starken Schnauzbart und dem Gesicht, woraus die Bergsonne brennt (der Kalender verzeichnet, wie ich dir verraten kann, seinen Geburtstag auf den 8. Dezember 1851), wie „alt" er sich fühlt. Er wird dir lachend erzählen, darüber habe er in den letzten Wintern nicht mehr nachgedacht; besonders aber nicht in den letzten vierundzwanzig Stunden, wo er sehr viel Andres zu tun gehabt habe: Nämlich gestern um Mitternacht beim Wirt Antesberger hinter Schliersee die Bretter an die Füße zu schnallen, dann durch die Sternennacht hinaufzugleiten, Stunde um Stunde, zur Rotwand (verflucht, gerade im Walde ging die Laterne immer aus!) — und heute einen ganzen Sonntag zu durchjubeln bis zum letzten Jauchzen beim Kruzifix an der Spitzingstraße, wo die Bretter abgeschnallt wurden (bis zum nächsten Sonnabend).

Der Zug ist leer. Die Menschenwoge flutet den Bahnsteig entlang dem Ausgange zu. Bergeslust weht von fünfhundert Gestalten. Aber was ist das, was da mit einem Male aufwärts starrt in das Abenddunkel wie ein plötzlich gewachsener beweglicher Wald? Die tausend Skier sind's, die sie nun geschultert haben — die leise schwanken im Marschtakt, der sich bald herausbildet. Jedes-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mal, wenn ich's sah in dem seligen Winter in der Isarstadt, kamen mir die Verse in den Sinn, die ein andrer Hanseat, Emanuel Geibel, geschaffen hat als Teil eines seiner schönsten Gedichte:

Und seines Volks Geschlechter sah er zieh'n,
Unzählig, stromgleich. Über den Gefilden
Von Waffen wogt es .....

Wahrlich Waffen. Waffen, mit denen unser Volk die Mächte der Entartung bekämpft. Unser Volk. Wer je mit drin gezogen ist in dieser Schar der Kraft, ja wer sie auch nur geschaut hat, dem ist die Liebe zum deutschen Volke nicht mehr aus dem Herzen zu reißen, und mögen täglich noch so viele Geschäftspatrioten und Phrasendrescher sich Mühe geben, sie ihm zu verekeln.

Daß ein solcher Zug einläuft in den Bahnhof von München, das geschieht zum wenigsten zehnmal an jedem Wintersonntag (und mindestens zwanzigmal, wenn man noch die Züge hinzurechnet, die aus dem Isartal am besondern Bahnhof landen); mit jedem ergießt sich ein solcher Strom von Bergfrische und Jugendkraft aus Alpen und Voralpen in die Stadt hinein. — Die da wieder hereinkommen, die haben vierundzwanzig Stunden Eiszeit erlebt. Wenn auch einer Eiszeit, die hundertfach gemildert ist durch Kultur und Zivilisation, so doch immer ein Stück echter Eiszeit mit Beschwerden und Gefahren. Kräfte sind in ihnen wieder erwacht, die seit Tausenden von Jahren geschlummert hatten, Kraftquellen erschlossen worden, die sonst nie aufgebrochen wären. — Und nun ist das gewiß, daß Weniges im Werden der Erde so stark auf das Werden der Menschheit gewirkt hat, wie die Eiszeiten das getan haben. Nicht wenige meinen ja, es sei die erste Eiszeit gewesen, in deren furchtbarer Not sich das Tier zum Menschen emporgerungen habe; andre wieder sagen, daß eine spätere Eiszeit die Germanen geschaffen hat (lest des Dänen Johannes Jensens wundervolles Buch „Der Gletscher"). Wie dem auch sei — was ein noch so vorübergehendes, noch so gemildertes, Zurückversetztwerden in die Eiszeit an Schöpferkraft auszulösen vermag, das erkennt man, wenn man sieht, was ein paar Jahre Skilauf aus den Münchenern gemacht haben.

Wem aber der Glaube an solche Schöpferkräfte zu mystisch erscheint, der rechne sich einmal ganz nüchtern aus, was das regelmäßige Wochenende in Frost, Schnee und Sonne für den Menschen bedeutet, dem es wird. — Was das bedeutet für den Leib: Eine Nacht und einen

Tag in einer Luft, die das Herrlichste ist, was Gott dem Menschen bescheren kann. Und in dieser Luft eine Anstrengung, die sie bis in das letzte Eckchen der Lunge treibt und den köstlichen Sauerstoff bis in das engste Äderchen führt, daß die letzten Schlacken aus Blut und Gehirn herausgebrannt werden. — Und was das bedeutet für den Geist: Mit einem Schlage ein völliges — aber völliges — Vergessen der Berufssorgen: Was weiß an diesem Tage des wunschlosen Dahingleitens, oder des Kampfes mit Stürmen und Lawinen, der geplagteste Anwalt noch von seinen Wortklaubereien, was der verärgerte Lehrer oder der fluchende Gymnasiast noch von dem zermürbenden Schuldrill, was der Unseligste von Allen, der Grundbuchbeamte, noch von seinem nervenzerrüttenden Dienst? Frohe Wikinger sind sie alle geworden. Kameraden und Kameradinnen, die nicht mehr Rang und Stand kennen.

Oder wenn sie Rang und Stand kennen, nur einen ganz neuen, einen namenlos erfrischenden: Da sitzen zwei Männer in der kleinen Hütte auf der Fürstalm. Der frohe Schwarm, der sich um die Mittagszeit da hinein ergießt, hat sie eng aneinander in eine Ecke gedrängt; da löffeln sie mit hart gepreßten Armen ihre Erbswurstsuppe. Der kurze, derbe Münchner hat ein Stück Speck für den Andern übrig, dafür zahlt der schlanke „Preuß" mit heißem Zitronensaft aus seiner Thermosflasche. So haben sie sich kennen gelernt. Der „Preuß" hat dem andern vertraut, er stehe heute gerade zum drittenmal auf den Brettern, er habe sich leichtsinnigerweise die Bodenschneid vorgenommen, aber jetzt sehe er, das sei Unsinn; er danke Gott, daß er heil bis hierher gekommen sei. Nun, meint der Münchner, was ihn angehe, so wolle er in diesem Jahre just zum zwanzigsten Mal hinauf, er wolle den Andern schon führen. Der Feine nimmt das an — in wirklicher Dankbarkeit und in ganz echter Verehrung für den Mann, der „so viel kann" und der den elenden Stümper doch nicht verachtet: selbst damals hat er sich nicht so gehoben gefühlt, als — vor zehn Jahren — der Oberpräsident der Provinz ihn auf seinem brandenburgischen Landratsposten besuchte. Und die Verehrung wird um nichts geringer, als er — nachdem die Hand des Kundigen ihn nicht nur die Bodenschneid hinauf- und hinabgeleitet, sondern ihn auch (was bekanntlich mehr ist) sturzlos durch den „Graben" mit dem unsagbaren Namen bugsiert hat — erfährt, daß sein Beschirmer ein kleiner Ladenbesitzer aus der Bayerstraße ist. Und wenn er morgen früh seinen Freund trifft, den Major v. Bredow, mit dem er den Winter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

urlaub gemeinsam genießt (heute hatte der nicht mitkönnen wegen eines verstauchten Fußes), so wird er dem eine halbe Stunde lang rühmen, was der Herr Huber, der sich „seiner angenommen habe", für ein famoser Kerl sei; und für den nächsten Sonntag wolle er mit ihm auf den Jägerkamp. „Ob der Herr Huber mich da nicht auch mitnehmen wird," meint der Major, seines sehr geringen „Könnens" sich zweifelnd bewußt; und der Landrat glaubt das in Aussicht stellen zu können, denn der Herr Huber sei zwar ein ganz hervorragender Läufer, aber garnicht eingebildet und habe offenbar eine wirkliche Freude daran, einem Schwächeren zu helfen. — Hei, sind solche Dinge gesund für unser Volk, das immer noch nicht ordentlich kolonisieren kann, weil der Kastengeist es nicht erlaubt; und das gerade jetzt — dem Teufel sei's gedankt! — gewisse „Patrioten" zur Abwechslung wieder einmal auf einen Weg treiben wollen, wo es die schönste Aussicht hat, wieder in „echt preußische Leute", Bajuvaren und so weiter auseinanderzufallen.

Was so ein leuchtender Sonntag und Sonnentag Gutes, Vaterländisches und Menschliches schenkt: Nicht drei Wochen Frondienst, Konkurrenzkampf und Verhetzung von links und rechts können das wieder verderben.

Und das wird von München geschaffen, wird geschaffen von der Stadt, die noch vor wenigen Jahren dem Rassenhygieniker und dem Vaterlandsfreund — trotz aller Kunstpflege — doch nicht viel mehr war, als der gefahrdrohende Mittelpunkt der Bierentartung. Der Skilauf ist auf dem besten Wege, eben dieses München zum Mittelpunkt rassenhygienischer Erneuerung zu machen. Die Münchner Bierwirte haben wohl gewußt, warum sie versucht haben, die Vermehrung der Sonderzüge am Wochenende zu verhindern: Skifahrt und Bierkultus, das reimt sich einmal nicht zusammen.

Ja, München wird der Mittelpunkt dieser Erneuerung. Aber der Kreis, der sich um diesen Mittelpunkt beschreibt, greift westlich bis in die Vogesen, östlich bis zum Kahlenberg und südlich bis zum Gotthardt. Im Norden aber: ehrlich gesagt, ich glaube, da reicht er bis an die Königsau — Strahlen der Sehnsucht wenigstens leuchten bis dorthin.

„Pro patria est, dum ludere videmur", „es scheint ein Spiel und ist doch Dienst am Vaterland" — nirgends gilt das echter als vom Skilauf:

In Demantglanz, zu Götterlust
Die Winterberge winken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf, deutsches Volk, an ihrer Brust
Darfst junge Kraft du trinken!
Dich machte krank der Kneipe Dunst
Und stumpf der Fron der Schule,
Genese an der Königskunst:
Der weißen Kunst von Thule!

* * *

Dumpfe Wochen der Krankheit lagen hinter mir. Zeiten der Unkraft, des Schwersten, was auf einem tatfrohen Manne lasten kann. Langsam wallten nun ihre Schatten zurück; aber noch war ich nicht ganz herausgetreten, immer noch hielt mich ein seltsames Gefühl unfroh und unfrei in seinem Bann. Zwecklos schien mir die Arbeit, ziellos das Sein.

Dann ein Wintertag in Lenzerheide. Hoch über dem Fopps-Sattel streben wir hinauf am Hang des Piz Scalottas. Leise knirscht unter mir der Schnee. Geradeaus schaue ich in die Unendlichkeit des tiefblauen Himmelsgewölbes.

Und plötzlich stehe ich still — und atme tief — und schüttle die Schultern, daß der schwere Rucksack tanzt, und — f r e u e m i c h ...

Freue mich, daß dort rechts die blendendweiße Schneide der Bergkante das Blau vor mir so scharf und so schnurgerade abschneidet. Freue mich, daß hundert Meter über mir, dicht am Gipfel, neben dem erprobten Bergfreunde aus dem Saargebiet, der Bergkönig Johann Guler von Klosters steht, als sei er herausgeschnitten aus dem „Jürg Jenatsch" — daß etwas tiefer Helga Ingwersen im blauen Norwegergewande gerade vor der Sonnenscheibe ragt, wie ein Gedicht aus der Edda. Freue mich und spreche zu der Bergfreundin aus Wiesbaden neben mir das, was mir ein halbes Jahr später — auf Pferderücken in Mecklenburgs Ebene — in rückschauender Sehnsucht zu dem Verse ward:

Wer auf verschneitem Bergjoch stand
Im weißen Asensaale,
Und wer dann flog an steiler Wand
Mit Adlersflug zu Tale:
Mag tief ihm einst des Lebens Joch
Den starken Nacken beugen —
Ein Liebling Gottes bleibt er doch!
Das Schönste ward sein eigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist es ja: Das Recht auf Freude, das hier wirklich einmal Erfüllung findet. Mit jedem neuen Morgen fängt diese Erfüllung an, wenn Du den festen Druck der Wickelgamaschen unter Deinen Knien fühlst, anstelle der scheußlichen schlabbernden Röhren, in denen die Alltagstracht Knie und Schenkel verschwinden läßt. Mit jedem Gleitschritt aufwärts wird die Erfüllung vollkommener: und will's das Glück, so geht's wie am Peischelkopf bei Sankt Christoph, wo gleich am Anfang das unwahrscheinliche Manöver der „Spitzkehre" ein paarmal nötig wird — damit Dir der Schweiß ausbricht und alles Gift aus Dir herausschwemmt, das die Pflichterfüllung im städtischen Berufe in Deinen Adern angesammelt hat: auf daß Du um so schneller in den Zustand des vollkommen guten Gewissens hineinwachsest, das der Ausdruck der vollkommenen Gesundheit ist.

Je höher wir uns dann heben in der Welt der Körper, desto höher hebt sich auch unser Geist: Alles Niedrige, aller Zank der Ebene, wird zur Unbegreiflichkeit; wir gehen ein in das weiße Land der Herrlichkeiten, in eine Welt, hinter der der Alltag in wesenlosem Schein versunken ist.

Dann die Gipfelluft. Und nun — das selige Abenteuer der Abfahrt. Wir hassen den Rausch, den lebenvernichtenden, den künstliche Gifte verkaufen; aber wir lieben den Rausch, den lebenerzeugenden, den Wagnis und Kraft und Natur uns schenken. Herrgott! Oben auf dem Valfagehr-Joch stehn, elfhundert Meter über dem Örtchen Stuben, so steil, daß man's fast liegen sieht: und schon in dem Augenblicke, wo Du die Spitze des Ski über den Rand der Sohle des Passes hinabgleiten läßt, die ganze Wonne der dreiviertel Stunden vorweg fühlen, wo Du an der gewölbten Innenwand des riesigen Halbtrichters entlangfahren wirst — in sanftem oder steilem Fluge, wie Du es wählst — und Dich niedersenken wirst, wie die Möwe sich senkt. — Oder Du stehst auf der Höhe des Silvrettagletschers. Der Bergfreund neben Dir. In diesem Augenblicke hörst Du noch ein Wort, das er zu Dir spricht. Und zwanzig Sekunden später steht er schon nicht mehr neben Dir, sondern um die Höhe des Kölner Domes weiter unten. Und jetzt doppelt so weit und jetzt dreimal. Und nun fliegst Du ihm nach und an ihm vorbei; und nun er wieder an Dir — und so hinab bis zur Alp Sardaska.

Und Du d a r f st begeistert sein, und wärest Du Königlich Preußischer Kammerherr oder Rechnungsrat. Und d a r f st lachen, laut lachen und jauchzen, und solltest Du — Hamburgischer Senator sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und darfst am Abend in seliger Müdigkeit und in dem großen Bergleichtsinn erkennen, daß — aller Philosophie des großen Arthur Schopenhauer zum Trotz — ein Mensch auch in dieser Welt stundenlang wolkenlos glücklich sein kann:

Das Glück wächst am verschneiten Hang,
Blüht auf umstürmtem Gipfel,
Es glüht im Sonnenuntergang,
Rauscht in der Tanne Wipfel;
Vergebens sucht ihr's weit und breit
Auf nebelschwerer Erden:
Doch wer zur Winterfahrt bereit,
Dem kann's in Wahrheit werden.

* * *

In der letzten Stunde der Nacht waren wir aufwärts geglitten unter dem Sternendom. Auf der Parsenn-Furka hatten uns die ersten bleichen Grüße des Tages gegrüßt. Dann waren wir wieder hinabgetaucht in die Schatten. Aber nun trat plötzlich ein Bergvorsprung zurück, und groß und golden stand am Himmel die Sonne und sandte durch die kristallene Luft ihre Strahlen auf die Flanke des Kistensteins.

Und aus der Brust stieg mir, ungewollt, der gewaltige deutsche Psalm „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre". Mir war, als sänge aus mir die Stimme der unbeschreiblichen Natur ringsumher. Und jetzt erst, zum ersten Male im Leben, verstand ich ganz, was die Worte sagen wollen:

„Wer führt die Sonn' aus ihrem Zelt?
Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne
Und läuft den Weg gleich als ein Held."

Einer der Augenblicke Auge in Auge mit dem Ewigen. Nur hier im starrenden Wintergebirge habe ich sie so erlebt — und dann noch am Gestade der Vergessenheit, das sich nordwärts von Kampen streckt an der Meeresküste Sylts; manchmal auch noch auf dem Pferde auf den weiten Mooren nördlich meiner Vaterstadt. Aber auf Sylt und auf den Mooren ist noch etwas von unerfüllter Sehnsucht dabei, es ist dort, als ob die feuchte Atmosphäre einen Schleier hülle um das letzte Geheimnis. Hier in den eisigen, lichterfüllten Winter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alpen ist alles Erfüllung. Glühende, jauchzende Erfüllung. Von der Sonne niederstrahlend, von jedem Schneekristall tausendfach zurückgeworfen; in jedem Nerv, in jedem zweckvoll gespannten Muskel des Körpers, hundertmal gefühlt.

Wem solche Augenblicke geworden sind, der versteht nicht mehr, daß es einmal eine Wissenschaft gab, der die Welt ein seelenloser Mechanismus schien. Denn in ihnen hat man Den erlebt, der war „ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden". Man hat geschaut, wie Er „die Sonn' aus ihrem Zelt führt".

Noch weniger aber fast versteht man nach solchen Augenblicken noch den kleinen Streit der Konfessionen und der Sekten, den Streit um das unbegreifliche Wesen Dessen, dem schon die kleinsten Gedanken Körper geworden sind in dieser Sonne und in diesen Bergen. „Der Herr lachet ihrer": wen richtet dieses Wort mehr, als die, die da glauben, das Dogma, in das gerade sie seine undenkbare Größe haben pressen wollen, sei das wahre, und alles Andre Ketzerei ...

* * *

Da droben in der Bergsonne harrt eine Welt des Glanzes und der Kraft. Unbegreifbar dem, der sich im Nebel der Tiefe nach ihr sehnt. Hoffe, Du Gefangener der Nebel, auch für Dich ward sie geschaffen.

**Hermann Popert.**

# Die Frau und die Volksgesundheit.

## II.

Der Ehefrau und Mutter ist es als Familienvorstand, als Hausverwalterin, wie kaum irgendeinem Andern in die Hand gegeben, unmittelbar und auf das wirksamste für volkshygienische Grundsätze einzutreten und diese in Tat und Leben umzusetzen. Die Liebe zu Mann und Kindern gibt ihr zu dieser sozial-nationalen Pflicht einen lebendigen Hintergrund; sie beseelt sie gleichsam, in einer Art, wie es bei der Frau im Berufsleben naturgemäß nicht der Fall sein kann. Das Bewußtsein der Verantwortung gegenüber dem Manne und den Kindern wird einer klugen, warmherzigen Frau das Verständnis für ihre besondere Aufgabe von selber klären. Sie wird sich vor allem bewußt werden, daß sie gerade zu dieser hohen, ja höchsten Pflichterfüllung einer gründlichen, höheren, geistig theoretischen und praktischen Durchbildung bedarf und daß, wo

ihr eine solche fehlt, wo im Elternhaus nicht schon darauf hingewirkt wurde, sie sich diese Bildung selbständig, aus eigener Kraft, erwerben muß. Sie muß Augen und Ohren offen halten in der Welt, und, was persönliche Anschauung und Erfahrung des Lebens nicht lehren, aus dem Reichtum unserer sozial-wissenschaftlichen Literatur und Kunst schöpfen. Die moderne Frau soll lesen lernen; nicht zu ihrer Unterhaltung bei der Mittagsruhe, sondern zur Erweiterung ihrer Gesichtskreise, zur Entwicklung und Vervollkommnung ihrer selbst. In ruhiger, ernster Stunde der Sammlung und Überlegung. Um sich das zu eigen zu machen, was gerade für ihren besonderen Beruf als Familienmutter ihr nottut.

Über die volksgesundheitlichen Ergebnisse der Wissenschaften dürfte heutzutage keine Frau mehr im unklaren sein, die ihre Berufung richtig erkannt hat. Sie wird gewahr werden, daß alles, was emsige Gelehrte aus dem harten Boden dieser Forschung ans Licht riefen, auch für sie, für sie in besonderem Sinne und zu besonderer Verwertung, entdeckt und verkündet wurde. Sie wird inne werden, daß es das große Verdienst und Werk der Frauenbewegung und ihrer Förderer ist, alle Mittel der Aufklärung, der Erziehung der Frau, vor allem zu ihrem ursprünglichen Beruf, einer breitesten Öffentlichkeit nahe gebracht zu haben. Durch die rastlose Wirksamkeit von Vereinigungen, deren Zahl und Erfolge in stetem Wachsen begriffen sind, ist das geschehen; durch Vorträge und Veröffentlichung von Zeitschriften; durch Herausgabe von einschlägiger Literatur.*)

Aus den Werken dieser Literatur, die eine mustergültige Verschmelzung von Studium und Lebenspraxis schuf, lernt die Leserin einsehen, daß sie als Hausvorstand mehr als auf irgendeinem anderen Gebiet vielseitigster Kenntnisse, gründlichster Vorbereitung und Vorbildung bedarf, daß sie Wissen und Können an allen Enden verbinden muß: als Ehefrau; als sittliche, leibliche, geistige Erzieherin und Aufklärerin der Kinder; als Leiterin des Ernährungswesens; als Verwalterin der Wohnstatt; als Oberaufseherin über Körperpflege und Kleidung; als Mitsprecherin im öffentlichen Leben und Förderin des weiblichen Geistes-

*) Wir verweisen hier auf die von Prof. Dr. J. Wychgram herausgegebene sechsbändige Sammlung des Amelangschen Verlags (Leipzig): „Die Kulturaufgaben der Frau", die u. E. in ihrer gemeinverständlichen Darstellung die Summe dessen enthält, was die Frau von heute, besonders als Familienbegründerin, an Wissen in sich aufgenommen haben muß. Diese Buchreihe sollte unter den Hochzeitsgeschenken einer jungen Frau nicht fehlen, wenn sie nicht klugerweise schon dem jungen Mädchen auf den Konfirmationstisch gelegt wurde. (1. Band: Die Frau in der Familie von Frau Elsbeth Krukenberg; 2. Band: Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens von Ika Freudenberg; 3. Band: Die Frau und die Kultur des Körpers von Frau Else Wirminghaus; 4. Band: Die Kultur der Wohnung von Klara Schleker; 5. Band: Die Frau und das geistige Leben von Dr. Gertrud Bäumer; 6. Band: Die Frau und der Haushalt von Klara Schleker.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebens, wo sie gleichzeitig zum Besten des Ganzen ihre Grundsätze und praktische Erfahrung zu vertreten hat.

Klara Schlekers hervorragendes Werk „Die Frau und der Haushalt", — um nur eines dieser Bücher herauszugreifen — zeigt handgreiflich, wie Intelligenz, Kenntnisse, Überlegung und Umsicht unentbehrliche Grundlagen einer richtigen, vollwertigen Hausstandsführung sind, wie diese Haushaltsleitung nach neuen gesundheitlichen, sittlichen und praktischen Grundsätzen eine Wissenschaft an sich ist und durch eine geübte Könnerin zu jener Kunst erhoben werden kann, die gesunde, lebenskräftige Geschlechter schaffen hilft. —

Zur Sonderbelehrung über den Alkohol, seine Wirkungen und Vererbungserscheinungen in kurzer Fassung möchten wir jeder Frau die kleinen, sachlichen Hefte von Liska Gerken-Leitgebel warm empfehlen. Hier spricht wiederum die Frau zur Frau, aus jener reichen Erfahrung heraus, die so ergreifenden und aufrüttelnden Ausdruck findet. Aus diesen Blättern muß einer jeden Hausmutter klar werden, daß es ihre heilige Pflicht ist, den Alkohol in jeder Form von ihrem Tische fernzuhalten und, wo der Mann andern Sinnes sein oder gewesen sein sollte, mit allen Kräften auf die Eroberung seiner Einsicht und seines Verantwortlichkeitsgefühls hinzuzielen. Wie bei aller Reformarbeit wird die rechte Art, wird ruhevolle, von Liebe und Überzeugung getragene Festigkeit der sichere Weg sein.

Liebe und Intelligenz werden auch die Wege zu jedweder Aufklärung der Kinder ebnen, zur geschlechtlichen zunächst, der sich ganz von selbst die volkshygienischen anschließen. Die große Kunst des echten berufenen Pädagogen besteht darin, daß er im richtigen Augenblick mit den richtigen Mitteln wirkt. Nicht zu einer dazu festgesetzten Stunde, in lehrhaft strenger Art, sondern absichtslos und selbstverständlich, wenn die Gelegenheit sich freundlich bietet; in frohsinnig-warmherzigem Ton, der dem Kinde Vertrauen auf eine gute Botschaft einflößt. Wie der Begriff Gottes allmählich über dem jungen Gemüt aufgeht, der Begriff des Alls mit seinen Sonnen und Sternen, so soll auch das Verstehen der Natur, der Liebe, der Fortpflanzung ihm kommen: als etwas Großes, Heiliges, etwas zugleich Geheimnisvolles und wunderbar Natürliches, in dem die Harmonie des Weltganzen, die Weisheit des Weltwillens gipfelt. Als ein Erbgut der Menschheit, das das Kind in seinem Herzen hochhalten, in seinem eigenen Leben zu schönster Form gestalten soll. — Die Fragen des Kindes, kleine und große Ereignisse des täglichen Lebens, Anschauung in der Natur werden der Erziehenden genug Gelegenheit geben, daheim und auf der Wanderung diese feine, bedeutungsvolle Kunst zu üben. Und wem sollte sie näher liegen, wem natürlicher vom Herzen kommen, als der Mutter selbst, deren eigenes Denken und Fühlen an der Erkenntnis des Lebens und seiner Forde-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen gereift, geklärt wurde! Wo aber auf solchem Boden der Weg geebnet wurde, wird er leicht verfolgt werden. Das Kind, das junge Mädchen, der Jüngling, denen auf so harmonische Weise von natürlichen Dingen gesprochen wurde, mit dem Hinweis auf ihren innerlichen Zusammenhang mit den sittlichen Werten des Lebens, werden in gesundem Instinkt von selbst im Genossen, in der Genossin ihres Lebens ebenbürtige Partner suchen. Sie werden vertrauensvoll den Rat der klugen, weitblickenden Mutter einholen oder annehmen. Wie schwerwiegend diese Pflicht der Vorbereitung und Aufklärung ist, hat vielleicht selten jemand so lebendig und eindrucksvoll vor die Seele geführt, wie der Verfasser des „Harringa". Selbst die unglückliche Lili Brooks, die von einer beschränkten, prüden Mutter systematisch in der Unwissenheit großgezogen wurde, hat einen Augenblick, wo natürliche, unbewußte Abneigung gegen Minderwertiges und Angefaultes über die Leidenschaft siegen will. Wie verhältnismäßig leicht wird es sein, durch Entfaltung jener angeborenen Triebe zum Reinen, Starken, Vollwertigen die Tochter vor einem „Wendberg" und dem mit ihm verbundenen Verhängnis zu schützen! Den Sohn vor allen Gefahren, die seine Jugend bedrohen. — „Harringa" und Bonnes „Im Kampf um die Ideale" sind daher für Frauen und Mütter besonders wichtige Bücher. Und wir legen sie getrost auch jungen Mädchen in die Hand.

„Ich habe ein paar Nächte lang danach nicht geschlafen," sagte mir eine kernfrische, 20jährige Lehrerin und fügte mit begeistertem Eifer hinzu: „aber das muß man lesen; es ist notwendig, daß wir über diese Dinge aufgeklärt werden". Die Kraßheiten sind an ihrer reinen, gesunden Natur abgeglitten; Herz und Verstand aber nahmen alle Werte, die wegbereitenden und die künstlerischen, zu unvergänglichem Besitz in sich auf. Sie ist munter wie ein Fisch im Wasser, hat nichts von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt und ist gewappnet für das Leben. In ihrem Beruf wird sie im Sinne jener Verkünder wirken, und tritt sie einmal in die Ehe, wird sie gegen schwere Gefahren gefeit sein. Diese beiden Werke Poperts und Bonnes sollten schon deshalb ein besonderes Eigentum des deutschen Weibes werden, weil sie in unbefangenem Weitblick den Wert und die Bedeutung der weiblichen Rolle als Wegschreiterin des Mannes, als Mitstreiterin um höchste Kulturideale ins volle Licht rücken und das Frauengeschlecht zu dem ihm gebührenden Ansehen erheben, indem sie die eingeschlagenen Wege ausbauen, die es zu verfolgen berufen ist.

Daß die Frau nicht nur im eigenen Hause, sondern auch im gesellschaftlichen Leben auf die Kreise, in denen sie sich bewegt, großen, wertvollen Einfluß gewinnen kann, ist selbstverständlich. Wieviel mag für verwandte und befreundete Familien von ihrer sittlichen Kraft und Würde abhängen, von ihrer Denkungsart, ihrer Erziehungs- und Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nährungsweise, von ihrer Stellung zum Alkohol und andern sittlich-sozialen, volksgesundheitlichen Fragen. Kurz: von ihrem Beispiel vor allem. Die Strahlen, die von einem schönen Vorbild ausgehen, teilen sich unwiderstehlich mit und sind die beredtesten, tatkräftigsten Lehrmeister in ihrem stummen Wirken. Die Früchte rechter Lebensführung und Lebensgestaltung aber werden die Richtigkeit der neuen Reformgedanken lebendiger verbildlichen, als alles geschriebene und gesprochene Wort, und den gesunden Zug der Natur und germanischer Kraft, der durch unsere Zeit geht, immer stärker schwellen lassen.

Nicht so unmittelbar, aber in gleichem Sinn und ähnlicher Weise kann die Frau, die im Berufsleben steht, an der Volksgesundung mitarbeiten. Vor allem die Lehrerin und Erzieherin. Durch das Beispiel gesunder, vernunftgemäßer Lebensführung, durch die Harmonie ihres eigenen Selbst zunächst. Eine Lehrmeisterin, die Menschenliebe an ihren Platz gerufen hat, wird, ähnlich wie die Mutter, im Verkehr mit Schülerinnen oder Pfleglingen, mit der Heranbildung des Geistes die Erziehung von Charakter und Gemüt verbinden, den Blick für geheimnisvolle Dinge klären, das Verständnis für Volksethik und soziale Hygiene wecken und so an der verantwortungsvollen Vorbereitung für Leben, Beruf und Ehe kräftig mitwirken. Im eigentlichen Schulunterricht wird die vielfach dem Schulplan eingefügte „Gesundheitslehre" ihr eine wichtige Unterstützung bedeuten. Hier gilt es wiederum, Gabe, Talent zu entwickeln, um diesen sachlichen Zweig des Unterrichts durch lebendigen, anschaulichen Vortrag und greifbare Beispiele aus der Wirklichkeit für die jugendlichen Hörerinnen fesselnd und wirkungsvoll zu gestalten.

Gradweise vermögen alle Vorsteherinnen und Lehrerinnen von Jugendheimen und -Horten, alle Helferinnen in Ferienkolonien, jede Leiterin irgendwelcher Einrichtung für Jugendpflege in diesem Sinne und zu solchen Zwecken die ihrer Obhut und Aufsicht anvertrauten jungen Menschen leiblich und seelisch für das Leben vorzubereiten. Ja, man möchte fragen: Wo, in welchem Beruf wäre die Frau nicht beteiligt an den dringenden Aufgaben unserer Zeit? An welchem Platz, in welcher Stellung könnte sie nicht helfend eingreifen zur Hebung des Volkswohls? Und wäre es nur als Berufsgenossin, ob Vorgesetzte oder Untergebene. Durch das suggestive Beispiel, das sie dem Kameraden, der Kollegin gibt, durch ein aufklärendes oder aufrüttelndes Wort, wo die Gelegenheit ruft. Wie reich die Wirksamkeit der Frau als Mitglied von Wohlfahrtseinrichtungen und Frauenorganisationen werden kann, leuchtet ohne weiteres ein. Wieviel guten Samen mag beispielsweise eine Abstinentin ausstreuen, die gleichzeitig der Ortsgruppe einer Frauenvereinigung angehört, wenn sie den sittlichen Mut hat, Farbe zu bekennen und das, was sie sich selbst zum Gesetz gemacht hat, auch andern nahezulegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diejenigen unter den Frauen, denen Rednergabe oder Schreibtalent beschieden wurde, sind vor andern zu unentwegtem Wirken für die gute Sache der Volksgesundung ausersehen; ihnen sollte es nächste Berufung sein, ihr besonderes Können in den Dienst dieser Sache zu stellen. Durch beflügeltes und beflügelndes Wort in Vorträgen und Vorlesungen; mit gedruckter Verkündigung in Zeitschriften und Buchwerken. Es ist keine Seltenheit, daß eine Anzahl Personen unter dem Einfluß einer zündenden Rede den Vortragssaal von anderen Zielgedanken beherrscht verlassen, als sie ihn betraten; und was die apostolische Kraft eines Weckrufes in Buchform für Wirkungen auszulösen vermag, braucht nicht erst dargelegt zu werden.

Ihre volle Aufgabe als Trägerin und Schöpferin der neuen Volksideale wird die Frau freilich erst dann erfüllen können, wenn ihr im Gemeinde- und Kirchenrat, im Schulkollegium eine Stimme erteilt wird. Und die Zeit kommt, wo Volks- und Ortsvertretungen die Erkenntnis dieser Notwendigkeit als einer Grundbedingung zum Fortschritt des Gesamtwohles, zu aller Volksentwicklung aufgehen wird. Inzwischen aber wird die Frau an allen Enden zu Teilaufgaben gerufen, und wenn man sich, von diesen Gedanken bewegt, mit praktischem Blick in der Welt umsieht, sollte man meinen, daß allmählich jede Frau, wo sie auch stehe, den Trieb mitzulichten, mitaufzurichten immer zwingender in sich fühlen muß.

J. D. Gennerich.

## Das Lied von der „schaffenden" Menschheit.

Wir haben die Arbeit der „schaffenden" Stände wahrhaftig gesehen auf unsrer Studienreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika, im vorigen Jahre!*) Nicht nur in den Häfen des Atlantischen Ozeans und der großen Seen, in den Straßen und hohen Häusern der Städte, auf den Eisenbahnlinien alles das, was man so im Vorübergehen aufnimmt. Wir sind durch die Stätten der Arbeit selbst gewandert, Stunden, halbe Tage lang, von Fachleuten begleitet und belehrt über technische, organisatorische, wirtschaftliche Fragen, über Arbeitsbedingungen, Wohlfahrtseinrichtungen, Lohnkämpfe, über „Erneuerung der Menschen und der Maschinen". Eine endlose Reihe von Bildern taucht vor mir auf: Hunderte von Arbeitern im Herzen New Yorks, die Betongrundpfeiler eines neuen Wolkenkratzers in den Felsenboden Manhattans einbetten, das Geschäftshaus einer Fabrik von Haushaltungsgegenständen, in dem man durch einen Lichthof 12 Stockwerke tief auf rechnende und schreibende

*) Der Verfasser, Herr Dr. Berendsohn, war im Sommer vorigen Jahres der Führer der Freistudenten, die eine Studienreise nach Nordamerika unternahmen. (Vgl. Vortrupp 1913, Nr. 12.) Vortrupp.

Menschen hinabsieht, die Warenhäuser, wo sich Abteilung an Abteilung in langen Fluchten schließt, die Riesenhallen der Maschinenfabriken, erfüllt vom Lärm der Maschinen und des behandelten Metalls, die Werkstätten, wo vielfach gegliederte Wunderwerke der Technik zusammengesetzt werden, die weiten Säle, wo Tausende von Männern, Frauen und Kindern arbeiten, teils fieberhaft mit fliegenden Händen, teils langsam und stetig die immer gleiche einfache Verrichtung ausübend, vielfach im ohrenzerreißenden Lärm, jeden Tag, das ganze Jahr.

Bald erfüllte es uns mit Bewunderung, wie Menschengeist die Arbeit durch Maschinen mechanisiert und vertausendfältigt, bald bedrückte es uns, zu sehen und zu fühlen, wie die Menschen selbst zu mechanisch arbeitenden Teilen des großen Räderwerks herabgewürdigt werden. Gute Bücher, vom Amerika-Institut in Berlin und von amerikanischen Freunden empfohlen, halfen uns, die Lebensfragen des wirtschaftlichen Getriebes zu erfassen. Wir kamen mit Männern aller Stände und Berufe zusammen, nutzten jede Gelegenheit, um über unsre eigene Erfahrung hinauszukommen und setzten oft durch unsre Eindringlichkeit die Einen in gelinde Verzweiflung, die Andern in Erstaunen. Wir haben die Arbeit der „schaffenden" Stände wahrhaftig gesehen!

Als ich dann allein die Heimreise antrat, mit Absicht auf einem langsam fahrenden Dampfer und 12 Tage lang von der Weite des ewig wechselnden Meers und der Unendlichkeit des Himmels umgeben war, da sammelte ich mich nach diesen sechs Wochen stürmischer Fahrt durch eine geistig zu erobernde fremde Welt. Rückblickend ordnete ich meine Eindrücke, durchdachte meine Erfahrungen, und langsam reifte in mir das Verständnis für das amerikanische Leben und Treiben. Was die alte Welt heute noch von Amerika unterscheidet, ist das Tempo, in dem man arbeitet und lebt. Der ungeheuer angewachsene Gebrauch der Automobile, die Sonderzüge, die unter dem Broadway dahinrasend, nur etwa jede 30. Straße, die Sonderaufzüge, die in den Wolkenkratzern nur jedes zehnte Stockwerk halten, sind einige Beispiele dieses Hastens. Es gibt auch andersartige Mächte im Lande. Die Universitäten und Colleges etwa. Aber auch in sie dringt die Erwerbsarbeit tief ein: Tausende von Studenten verdienen sich ihren ganzen Lebensunterhalt. Es ist mir unbegreiflich, wie Wolzogen („Der Dichter in Dollarica") die Amerikaner „die Kinder der absoluten Gegenwart" nennen kann. In der Arbeit streben alle rastlos ohne festgestecktes Ziel der Zukunft zu, die schon veraltet und abgetan ist, ehe sie Gegenwart wird. Sie immer wieder zu beherrschen und zu gestalten, darauf ist der dauernd gespannte Wille gerichtet, das erfüllt sie nach allen Feh-

schlägen und selbst in elenden Zuständen mit beneidenswerter Zuversicht. Es gilt für den Einzelnen wie für das Volk!

Heimgekommen las ich Bernhard Kellermanns Roman „Der Tunnel" und war überwältigt. Wer Kellermanns frühere Werke kennt („Yester und Li", „Ingeborg", „Der Tor", „Das Meer"), der weiß: was er dichtet, das ist tief erlebt und was er erlebt hat, das kann er gestalten. Trotzdem ist dies Werk überraschend, weil es so ungeheure Vorstellungsmassen künstlerisch bewältigt. All meinen Erfahrungen und noch darüber hinaus tausend anderen Erscheinungen auf dem Gebiete des amerikanischen Wirtschaftslebens, von denen ich nichts erfuhr, ist die Seele abgelauscht und in das Buch gebannt. Es sind schon manche deutsche Dichter hinübergefahren. Vor garnicht langer Zeit hat uns Arthur Holitscher die lebensvollen Eindrücke seiner Fahrt durch die Vereinigten Staaten und Kanada beschert („Amerika, heute und morgen") und zu wundervoller Anschaulichkeit manch seherisches Wort über die Zukunft Amerikas gefügt. Aber so wie Kellermann hat keiner vorher das wuchtige mannigfaltige Schauspiel da drüben erlebt, zusammengesehen und Sprache werden lassen. So hat keiner vor ihm das Lied von der „schaffenden" Menschheit gesungen! Ich kann mir die berauschende, beglückende Stunde vorstellen, in der die Idee in ihm auftauchte, das leidenschaftlich erlebte Getriebe der amerikanischen Arbeit im Phantasiegebilde des „Tunnels" (der unter dem Atlantischen Ozean hindurch Amerika mit Europa verbindet) gesteigert darzustellen. Ich kann mir denken, wie er fieberhaft und mit Anspannung aller geistigen Kräfte gearbeitet hat, bis das Werk fertig war.

Ich halte diesen Untersee-Tunnel für ein Phantasiegebilde. Wir haben jenen Bohrstahl nicht, der dem Diamanten nur um einen Grad an Härte nachsteht. Wir kennen den Boden des Meeres und die darunter ruhenden Erdschichten nicht und kein Ingenieur wird wagen, die Zeit und die Kosten eines solchen Unternehmens zu berechnen. Das Kapital würde sich hüten, Milliarden in ein so zweifelhaftes Unternehmen hineinzustecken, dessen Ergebnis (im günstigsten Fall eine 24-Stunden-Verbindung zwischen den beiden Erdteilen) nicht so außerordentlich wäre gegenüber der gesteigerten Geschwindigkeit unserer Schiffe. Wer aber wird denn auch in diesem Phantasiegebilde den Kern der Dichtung sehen! Ich glaube, jeder Techniker lächelt bei der Schilderung der Bohrmaschine, mit der sich Mac Allan „den Weg durchs Gestein rannte". „Von Allan ersonnen bis auf die kleinste Einzelheit, glich sie einem ungeheuren, gepanzerten Tintenfisch, Kabel und Elektromotoren als Eingeweide, nackte Menschenleiber im Schädel, einen Schwanz von Drähten und Kabeln hinter sich nachschleifend. Von einer Energie, die der von zwei Schnell-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zugslokomotiven entsprach, angetrieben, kroch er vorwärts, betastete mit seinen Fühlern, Tastern, Lefzen des vielgespaltenen Maules den Berg, während er helles Licht aus den Kiefern spie. Bebend im urtierischen Zorn, hin- und herschwankend vor Wollust des Zerstörens, fraß er sich heulend und donnernd bis an den Kopf hinein ins Gestein ..." Das ist blühende Phantasie, Dichtung, die die Eindrücke der Wirklichkeit ins Gewaltige steigert. Und so ist die ganze Tunnelidee! Sie ist ein Meistergriff, der den Mittelpunkt schuf, um den sich alles Erlebte in vergrößertem Maßstabe sammeln und aufhäufen ließ. Erlebtes in vergrößertem Maßstab! Denn erlebte Wirklichkeit ist trotz aller Steigerung in den Schilderungen. Wer dächte nicht beim Tunnelbau an die Durchbohrung der Berge, bei der Größe des Unternehmens an den Panamakanal und die großen Bahnen, die ganze Erdteile durchqueren; etwas von all diesen Werken der Menschenhände ist in der Dichtung. Bis in alle Einzelheiten hinein spürt man die Wirklichkeitsbilder, die vom Dichter verwandt sind. Doch was auch alles an Beobachtung und Einbildungskraft eingegangen ist in die Schilderung des Tunnelwerks, nicht der Tunnel macht die Bedeutung der Dichtung aus, sondern die Menschenschicksale!

Man begreift noch nicht überall die Bedeutung des Buches, hält es hier und da für aufsehenerregende Mache, weil es voll Spannung ist, weil sich die Ereignisse häufen. Das ist das Tempo der Arbeit und des Lebens drüben. Ich bin mehr als einem Mann begegnet, der dreimal sein Vermögen verlor und immer wieder von neuem begann, und gar Vielen, die sich in zwanzig Berufen herumgetrieben hatten, auf und ab. Und wie die Ereignisse, so spiegelt auch die Sprache des Buches die überstürzende Hast jenes Treibens. Die kurzen unruhigen Sätze, mit den immer wiederkehrenden Häufungen von Satzteilen aller Art (wie bei Walt Whitman, dem echt amerikanischen Dichter) geben dem Roman einen rastlos vorwärtsstrebenden Rhythmus.

Das aber macht die Bedeutung dieses Buches aus, daß sich endlich einmal wieder ein leidenschaftlich erlebender deutscher Dichter, ausgestattet mit der erhöhten Wortgewalt der Kunst unsrer Zeit, aus der Enge des Dichterdaseins, das so oft dem zweckvollen Leben entfremdet ist, befreit hat und in die Welt der „schaffenden" Arbeit eingedrungen ist. Mac Allan ist ein Held unsrer Zeit. In seinem Wesen und Schicksal werden Hunderttausende von Männern der „schaffenden" Stände sich wiederfinden. Er hat jene Phantasie, die in ungeheuren Massen von Material, Maschinen und Menschen denkt und schafft. Drei Jahre lang arbeitet er an seinem Plan, ehe er ihn dem großen Geld-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mann Lloyd vorlegen läßt. Als der zustimmt, braucht er noch drei Monate. Dann aber kann er ihn der Versammlung der Geldfürsten klar, anschaulich, überzeugend in einem Vortrag vorlegen. Zehn Minuten nach ihrer Zustimmung fliegen seine Telegramme über den Erdball, und am nächsten Tag beginnt die Arbeit und zeigt in ihrem Verlauf, daß alles bis ins kleinste hinein vorbedacht war. Er hat die Arbeits- und Tatkraft, die nicht ruht und rastet und alle Menschen ringsum ergreift und anspornt zu unerhörten Leistungen. „Mac Allans Arbeit war nicht jene Arbeit, die die Welt bisher kannte, sie war Raserei, ein höllischer Kampf um Sekunden." „Sein Prinzip war, daß man alles in der Hälfte der Zeit tun könne, die man zu brauchen glaubt. Alle Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, nahmen unbewußt sein Tempo an. Das war Allans Macht." Er hat die nimmer ermüdende pflichttreue Hingabe an sein Werk und opfert ihm alles, was er besitzt, sein ganzes Sein. Auch sein Glück: er vernachlässigt die Frau, die hinüberschwankt zu seinem Freund, in der Tat nur für einen einzigen Augenblick, innerlich aber völlig. Als das große Tunnelunglück sich ereignet, steinigen die wütenden Arbeiterfrauen ihm Weib und Kind. Er wird hart wie Eisen unter diesen Schicksalsschlägen. Den treuen Mitarbeiter Harriman, der in seiner Abwesenheit das Treiben der Weiber duldete, statt die von Anfang an bereiten Maschinengewehre zu gebrauchen, wirft er, ohne ihn anzuhören, hinaus, und ohne Erbarmen treibt er später den Leiter der Geldangelegenheiten des Syndikats in den Selbstmord, einen Juden, den er immer haßte wie der ihn, und der nun Unterschlagungen begangen hatte. Der Arbeiter und der Mittel beraubt, ruht lange fast das ganze Werk. Aber Allan kann nicht davon lassen und arbeitet mit einer Anzahl von Ingenieuren, die von gleicher Pflichttreue erfüllt sind wie er, um wenigstens das Vorhandene nicht zerfallen zu lassen. Dann geht er widerstrebend den einzig offenen Weg, um das Werk zu vollenden. Er erheiratet mit der Tochter Lloyds seine erneute Geldunterstützung. Als aber dann endlich nach 26 Jahren der von ihm geführte erste Zug mit geringer Verspätung in Europa eintrifft, da jubelt nichts in ihm. „Als junger Mann hatte Mac Allan den Bau begonnen und nun stand er da, schneeweiß, verbraucht, mit fahlen, etwas schwammigen Wangen und gutmütigen blaugrauen Kinderaugen." Er lehnt alle verlockenden Angebote, die Geschichte des Tunnels zu schreiben, ab. In einem kurzen Bericht aber bekennt er, daß ihn die Zeit überholt habe. „Alle meine Maschinen über und unter der Erde sind veraltet und ich bin gezwungen, sie im Laufe der Zeit durch moderne zu ersetzen. Meine Bohrer, auf die ich einst stolz war, sind altmodisch geworden. Man hat die Rocky-Mountains in kürzerer Zeit durchbohrt, als ich es hätte tun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können. Die Motorschnellboote fahren heute in zweieinhalb Tagen von England nach New York, die deutschen Riesenluftschiffe überfliegen den Atlantik in sechsunddreißig Stunden. Noch bin ich schneller als sie, und je schneller Boote und Luftschiffe werden, desto schneller werde ich! Ich kann die Geschwindigkeit leicht auf 300—400 Kilometer die Stunde steigern ..." Das erreichte Ziel gibt keine Ruhe, duldet kein Verweilen. Die Zukunft ist veraltet und abgetan, ehe sie noch Gegenwart wurde. Mac Allan hat sich keine Erfüllung und Befriedigung erarbeitet. Was fiel damals den Geldfürsten „an diesem Burschen auf"? Er hatte während des ganzen Vortrags weder gelächelt noch einen Scherz gemacht. „Humor scheint seine Sache nicht zu sein." Nein, wahrhaftig nicht! Unheimlich und schaurig klingt das Lied von seinem gewaltigen Streben! Und wiederum: hinter seiner Gestalt, die der Dichter schuf, tauchen hunderttausend wirkliche Menschen auf, große Männer der „schaffenden" Stände, deren Wesen und Schicksal er in sich trägt, zusammengefaßt und gesteigert. Und wenn es nur sein Schicksal wäre! Unheimlich und schaurig klingt das Lied, weil an sein glück- und ruheloses Schicksal das Geschick von Hunderttausenden, von Millionen geknüpft ist. Es ist das Lied der „schaffenden" Menschheit. Aber ist diese Arbeit noch schaffend?

Mac Allan verbündet sich die großmächtigste Großmacht unsrer Zeit, das Kapital, zuerst „den allmächtigen Lloyd, der wie ein goldenes Gespenst, schaffend und vernichtend über die Erde schritt". Dann, unterstützt von Lloyd, in jener glänzendgeschilderten Abendsitzung auf dem Dachgarten des 36 stöckigen Hotels Atlantic die gesamten Großkapitalisten. „Lloyd hatte jenes mysteriöse Projekt in seinem Sendschreiben ‚das größte und kühnste aller Zeiten' genannt. Das genügte, um sie aus der Hölle heraufzuholen; denn das Schaffen neuer Werke war für sie so viel wie leben selbst." Der erste Schritt Allans ist der Ankauf allen Landes um die künftigen Tunnelöffnungen herum: eine riesenhafte Bodenspekulation! Der zweite die Anwerbung von 100 000 Arbeitern. „Allans Agenten, kalte erfahrene Burschen mit dem raschen Blick von Sklavenhändlern .. sahen durch die Kleider hindurch das Knochengerüst ihres Mannes, seine Muskeln und Sehnen. An der Stellung der Schultern, an der Beuge der Arme erkannten sie seine Kraft. Eine Pose, Schminke und gefärbte Haare, waren vor ihren Augen sinnlos. Was grau war und schwächlich, was die mörderische Arbeit New Yorks schon ausgesogen hatte, das ließen sie liegen."

Denn die Arbeit, die Allan verlangt, fordert ganze Kerle. Es ist eine Schilderung von unheimlicher Größe und Anschaulichkeit, die der Arbeit im Tunnel unter der Erde. „Die Arbeiter fangen ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lied, das einer aus ihren Reihen gedichtet hatte. Dieses Lied begann:

Drinnen wo der Tunnel donnert
In der heißen Hölle, Brüder,
Gey, wie ist die Hölle heiß!
Einen Dollar extra für die Stunde
Für die Stunde einen Dollar extra
Zahlt dir Mac für deinen Schweiß ...

Zu Hunderten flohen sie die ‚Hölle' und viele brachen nach kurzer Zeit für immer zusammen. Aber es kamen immer neue!" Die Stelle, wo der grob durchgebrochene Tunnel zur erforderlichen Höhe und Breite ausgesprengt wird, nennen sie „Fegfeuer". Allan verbrachte Monate im Tunnel, um raschere Arbeitsmethoden ausfindig zu machen. „In den amerikanischen Stollen wurde jede einzelne Maschine, jede neue Erfindung und Verbesserung ausprobiert, bevor sie an den übrigen Arbeitsstellen Verwendung fand. Hier wurden die Mannschaften geschult, die ‚Höllenmänner' und ‚Fegfeuerleute', um sodann nach den anderen Stationen verpflanzt zu werden. Ganz allmählich mußten sie an das rasende Tempo und die Hitze gewöhnt werden." „Jeden noch so unscheinbaren Handgriff suchte Allan mit dem geringsten Aufwand an Kraft, Geld und Zeit zu leisten. Er führte eine bis ins minimale gehende Arbeitsteilung ein, sodaß der einzelne Arbeiter jahraus, jahrein dieselben Funktionen zu erfüllen hatte, bis er sie automatisch und immer schneller verrichtete. Er hatte seine Spezialisten, die die Kolonnen schulten und drillten, bis sie Rekorde schufen, und diese Rekorde wurden als normale Arbeitsleistung gefordert." „Mac Allan stand wie ein geißelschwingendes Phantom über der Erde und peitschte zur Arbeit an." Es ist begreiflich, daß mancher die Augen verschließt vor diesem Buch und nicht sehen will, wie hier die „schaffende" Arbeit in all ihrer mörderischen Raserei geschildert wird. So ist das Lied von der „schaffenden" Menschheit noch nie gesungen.

Den Höhepunkt erreicht die Darstellung im vierten Teil mit der Tunnelkatastrophe und allem, was ihr folgt. Sie, die 70 Seiten umfaßt, mit anderen Worten nachzubilden, ist ein Unding. Und die Arbeiter? Die Massenangst packt sie. Sie streiken. Allan selbst spricht: „Ihr schreit, ich hätte 3000 Menschen getötet! Das ist eine Lüge! Das Schicksal ist stärker als ein Mensch. Die Arbeit hat die 3000 getötet! Die Arbeit tötet täglich auf der Erde Hunderte! Die Arbeit ist eine Schlacht und in einer Schlacht gibt es Tote! Die Arbeit tötet in New York allein, das ihr kennt, täglich 25 Menschen! Aber niemand denkt daran, in New York die Arbeit aufzugeben."

„Ich selbst bin ein Arbeiter, Tunnelmen. Ein Arbeiter wie ihr. Ich hasse Feiglinge! Fort mit den Feiglingen! Die Mutigen aber sollen bleiben! Die Arbeit ist nicht ein bloßes Mittel, satt zu werden! Die Arbeit ist ein Ideal. Die Arbeit ist die Religion unsrer Zeit." „Als er sie aber aufforderte, die Arbeit wieder aufzunehmen, da wurde es plötzlich wieder eisig still ringsum. Die Angst kam wieder über sie ..." Alles vergebens. Der Tunnel ruht. Die Wut der Arbeitslosen verpufft in einem ohnmächtigen Umzug durch New York. Aber als Allan nach Jahren wieder „hunderttausend Mann" sucht, da kommen Andere, und die vernichtende Arbeit beginnt von neuem.

Aber mit der Gewalt über die Arbeitermassen ist Allans Macht nicht erschöpft. Zu phantastischem Taumel erregt er die Massen mit seinen Anteilscheinen: „..das Geld des Volkes ließ nicht auf sich warten. Die Menschen haben stets die Kühnheit und den Reichtum bewundert. Die Kühnheit ist ein Triumph über den Tod, der Reichtum ein Triumph über den Hunger, und nichts fürchten die Menschen mehr als Tod und Hunger.

Selbst unfruchtbar, stürzten sie sich von jeher auf fremde Ideen, um sich daran zu erwärmen, zu entflammen, über die eigene Dumpfheit und Langeweile wegzutäuschen. Sie waren ein Heer von Zeitungslesern, die dreimal täglich ihre Seele mit den Schicksalen unbekannter Menschen heizten. Sie waren ein Heer von Zuschauern, die sich stündlich an den tausendfältigen Kapriolen und tausendfältigen Todesstürzen ihrer Mitmenschen ergötzten, in dumpfem Grimm über die eigene Ohnmacht und Bettelarmut. Nur wenige Auserwählte konnten sich den Luxus leisten, selbst etwas zu erleben. Den anderen fehlte Zeit und Geld und Mut, das Leben ließ ihnen nichts .."

„Das Leben war heiß und schnell, wahnsinnig und mörderisch, leer, sinnlos. Tausende warfen es fort. Eine neue Melodie, wenn wir bitten dürfen, nicht die alten Gassenhauer!

Und Allan gab sie ihnen. Er gab ihnen ein Lied aus Eisen und knisternden elektrischen Funken und sie verstanden es: es war das Lied ihrer Zeit ..."

„Diese Flut von Geld, die nicht abnahm, sondern stetig wuchs, zauberte einen Glanz wahnsinniger Gier in die Augen der Köpfe, die sich in die Schalter zwängten. Eine Handvoll — soviel als sie mit einer packen konnten! — und sie die Nummern, Motoren, Automaten, Maschinen waren: Menschen. Schwindlig im Hirn wie nach Ausschweifungen gingen sie weg, berauscht von Träumen, Fieber in den Augen, wie Millionäre." Neue Milliarden bringen die Bodenverkäufe. Alles aber, was der Tunnel nicht gleich schluckt, das sendet S. Woolf, das Geldgenie, in Spekulationen um die Erde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch das Leben des Kapitals mit allen seinen Schlachten ist noch nie so geschildert. Woolf strebt nach eigener Macht, unterschlägt, spekuliert, wird entlarvt und gibt sich selbst den Tod. Eine gewaltige Krisis, eine Panik (wie sie 1907 infolge des erbitterten Ringens der amerikanischen Eisenbahnkönige wirklich ausbrach) geht über die Erde hin. Zusammenbrüche, Selbstmorde, Arbeiterentlassungen, Streiks, offener Kampf zwischen der Arbeit und dem Kapital! Das goldene Gespenst schreitet vernichtend durch die Welt!

O, dieses Buch wird gelesen werden, mehr als irgendein anderes! Schon ist es in hunderttausend deutschen Büchern gedruckt und in zehn Sprachen übersetzt. Aber das ist erst ein Anfang. Denn unheimlich und schaurig tönt in ihm das Vernichtungslied der „schaffenden" Menschheit, reißt jedem die Augen auf, damit er sieht, in welchen Wahnsinn wir hineintreiben, wenn es weiter geht wie bisher.

Da geht ein Dichter hinüber in das Land des ungehemmten Fortschritts. Er erlebt mit leidenschaftlichem Herzen die Lebenshetze. Mit flammender Seele rafft er die Einzeleindrücke zusammen, sammelt sie um eine Idee, steigert alles, und vor uns enthüllt sich, lebenswahrer als aus tausend Schilderungen des wirklichen Lebens, das drohende Schicksal der Menschheit, vernichtet zu werden von ihren eigenen Geschöpfen, der Arbeit und dem Geld. Aus banger Brust ringt sich die Frage hoch, die durch das ganze Buch des Engländers H. G. Wells „Die Zukunft in Amerika" klingt: wird es den in anderer Richtung wirkenden Mächten, wird es dem Geist der Menschlichkeit gelingen, das Unheil zu bannen? Alle „schaffende" Arbeit ist vernichtend, die nicht die körperliche und geistige Gesundheit der Arbeitenden als unantastbares Kapital der Menschheit läßt!

**Dr. phil. Walter A. Berendsohn.**

## Untermenschliche Umwertung.

Daß vom Standpunkt des sogenannten Übermenschen eine Umwertung aller Werte versucht worden ist, das ist uns seit langem näher ins Gedächtnis gerückt worden als etwa die viel befremdlichere Tatsache, daß wir eine neue Umwertung dauernd pflegen und anbeten, bei der wir unter das Maß des Normalmenschen heruntergehen. Untermenschlich ist diese Umwertung und beschämend zugleich.

Las man da vor einiger Zeit, daß einer den Preis von 100000 Mk. gewonnen für die Weltmeisterschaft im Boxen. Sport und Gewandtheit, Kraft- und Körperpflege, Gesundung und Stählung des Körpers, des Willens und des Geistes zugleich sind wundervolle Dinge, die wir immer fördern sollen — aber Boxen als rohe Kraft für 100000 Mark! Sport

und Sport ist wahrlich zweierlei, wie auch Musik und Musik zweierlei ist und wie auch Kraft und Gewandtheit verschieden bewertet werden müssen, je nachdem, ob sie zu guten oder minderwertigen Zwecken dienen. Rasende Sechstagerennen, die an neronische Zirkusspiele erinnern, sind etwas anderes als die modernen olympischen Spiele — und es ist fürwahr ein Irrtum, beide gleich zu bewerten, indem man mit Ehren- und Geldpreisen da keinen Unterschied macht.

Wie manch einer quält sich mühselig und ehrlich für 2000 Mark das Jahr. 50 Jahre müßte der Mann arbeiten, also alt, mürbe und grämlich werden, ehe er das zusammenverdient hätte, was der Weltboxermeister oder Meisterweltboxer auf einen Hieb, nein auf einen Boxergang hin erhält. Ist das noch Sinn des Geldes und des Wertes? Tritt man da nicht die Seele mit Füßen und krönt die rohe Muskelkraft? Und steigt man damit nicht auf die Stufe der Tierheit zurück?

Ein ander Bild: Warum wohl zahlt man den Tenören so hohe Gehälter? Weil sie die Ritter vom hohen C sind; weil der Tenor an sich Seltenheitswert hat, und zwar ganz gemeinen physischen Seltenheitswert. Die Kunst haben auch andere, ohne daß man sie deshalb wie Götzen verehrt, aber die Anormalität der Stimmbänder, die man jetzt beispielsweise bei Caruso (der übrigens nicht nur Stimmheros, sondern ein großer Künstler ist) festgestellt hat, die fehlt den Baritonsängern und Bassisten und eignet eben den Tenören. Es hat etwas Perverses, Männer mit unmännlich hohen Stimmorganen so hoch zu bewerten, und für diesen verkehrten Kitzel des Ohres, über den man sich meist keine Rechenschaft gibt, wirft die Kulturwelt in ihrer sogenannten Kunstbegeisterung Unsummen hin. Damit steigt diese Bewertung von dem Sockel reiner ideeller Kunstschätzung herab und nähert sich bedenklich der Zirkus- und Varietékunst. Auch diese wird ja so glänzend bezahlt. Der Stern im Wintergarten, die große „Attraktion", der neue Trick, die Schlagernummer — alles ganz einseitige Ausbildungen speziellster Spezialitäten — werden mit Gold gewogen, während die Kunst betteln gehen kann. Gewiß: auch solcher Sport kann unter Umständen wertvoll sein, und man soll das gewaltige Maß von Energie, die hier auf die Erreichung solcher speziellster künstlicher Künste verwendet wird, nicht unterschätzen. Aber zu welchem Ziele dient diese Energie? Wem zum Nutzen ist sie? . . . Zeigen, daß der Mensch durch unsägliche Mühe alle seine Muskeln übernatürlich spannen und stählen, seine Glieder verrenken, seine Zähne zu Eisenträgern, seine Balance zur physikalischen Zauberei machen kann? Wem dient das als nur der müßigen Schaulust, dem Gaffen nach etwas, was man, so nichtig es sein mag, eben bloß selber nicht kann, bloß noch nicht gesehen hat; man bewundert das umsomehr, je weiter es sich von der normalen und nützlichen Benutzung unserer Glieder und Fähigkeiten entfernt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freilich: das Publikum will es so — und weil es massenhaft zu solchen Schaustellungen, die keinem höheren Interesse der Kunst und der Wissenschaft dienen, läuft und sein Geld hinträgt, deshalb kann und muß man ja diese Art „Künstler", diese „Spezialitäten" so hoch bezahlen, sobald sie nur etwas über das bisher Gesehene hinausgehen. Sie tragen oft genug daher ihr Leben zu Markte, und man glaubt wohl deshalb Ursache und Berechtigung zu ihrer hohen Entlohnung zu haben. Aber welchem Lebensgut dient es, daß sie ihr Leben in die Schanze schlagen? Sollen wir sie deshalb hoch schätzen, weil sie das Leben für ein Nichts, für die Schaulust des lieben Publikums hinzuwerfen bereit sind? Ist das Leben nicht so wertvoll, daß man sich fragen soll, wofür man es opfert?

Der Mensch im Masseninstinkt, der Operetten und Possen alberner Art, Schund und Spektakel höher schätzt als seelische und intellektuelle Erhebung! Diese Operettengassenhauer — ich rede nicht von den hübschen feineren Sachen, von Strauß und Anderen und von den Volksliedern — sind das Elendeste, was es gibt. Ich erfuhr jüngst von einem ganz blöden Kind, das so verblödet war, daß es nicht einmal seinen Namen wußte. Aber die „Liebeslaube" konnte es singen, und „Puppchen, mein Augenstern" auch.

Wiederum muß ich betonen: der Operette besserer Richtung kann man durchaus Daseinsberechtigung zusprechen. Aber ihre Überernährung, ihre Verschlechterung, ihre in der Menge ganz gewaltige Hochschätzung sind ein Zeichen unserer verkehrten Bewertung. Man begründet diese Bewertung meist damit, daß die nervöse Aufreibung, die das moderne arbeitsame Leben mit sich bringt, für den Abend heitere Erholung, kitzelnde Nervenanspannung fordert. Es soll nicht geleugnet werden, daß das bis zu einem gewissen Grade seine Berechtigung hat, und es soll auch nicht geleugnet werden, daß man die heitere Muse in möglichst vollkommener Gestalt zu sehen und zu hören wünscht. Aber das gibt noch keine genügende ethische Begründung dafür ab, daß man nun auch berechtigt sei, Operettendiva und Varietékomiker so sehr viel höher zu bezahlen als den Durchschnitt der ernsten darstellenden Künstler. Den „ethischen" Grund sage ich. Der wirtschaftlich-juristische liegt ja ziemlich klar vor Augen. Es ist das Gesetz des Umsatznutzens und der Multiplikation. Je mehr Menschen für eine Sache ihr Geld locker haben, umsomehr verdient der Unternehmer an der Sache. Je mehr Menschen das Metropoltheater besuchen, umsomehr kommt da ein, und um so höher können da die Gagen sein. Aber der ethische Grund? Sollte es nicht zu denken geben, daß man da einen Ausgleich zu schaffen versuchte, wie ihn Fritzi Massary in ihrem schönen Entschluß, einen Prozentanteil ihrer Einnahmen für die Armen zu geben, gefühlt und in die Tat umgesetzt hat?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber dies ist nur ein Teil unserer Frage. Nicht nur den heiteren Künstler bezahlt man besser als den ernsten — man bezahlt überhaupt den reproduzierenden Künstler besser als den produzierenden. Und dies kann man nicht mehr wirtschaftsrechtlich mit dem Gesetz des Umsatznutzens ausreichend begründen.

Hier handelt es sich vielmehr um einen ganz gefährlichen Irrweg unserer Kultur. Deutsch ist es jedenfalls nicht; denn das deutsche Volkstum hat es nie mit Veräußerlichungen gehalten, sondern in seiner Seele nach Werten gesucht und diese auf die Außenwelt projiziert. Es ist vielmehr eine Art Götzenanbetung und dazu eine Oberflächenkultur. Reproduzierende Künstler werden mit Geld gewogen, während schaffende darben dürfen. Hat man nicht Arno Holz — man mag über ihn urteilen wie man will — fast verhungern lassen, wie Hebbel und Kleist und viele andere vor und nach ihnen? Sie laufen oder sitzen zu Dutzenden herum, die Neues zu sagen haben, was die Menge noch nicht löffelt — aber zum größten Teil kennen wir ihre Namen garnicht und richten sie so zugrunde. Für den bahnbrechenden Gedanken zahlt heute kein Mensch und kein Teufel etwas: erst der Benutzer, der Reproduzierende, der vielleicht ein paar praktische brauchbare Änderungen macht, streicht den Gewinn ein. — Und sehen will man das Fertige, also den leibhaftigen Erfolg!

Aber auch hier liegt der Grund des Übels tiefer. Hat er doch seinen klaren Ausdruck sogar im Urheberrecht gefunden. Das Urheberrecht schützt Form und nicht Gedanken. Gedanken sind zollfrei; wer aber einen fremden Gedanken in eigene Form bringt, wird geschützt für diesen in Form gebrachten Gedanken. Der Referent ist geschützt für sein Referat, der Referierte aber ist selbst gegen den „Referenten" vogelfrei. Der das grundlegende Buch schrieb, hat ohne Honorar Zeit, Kraft und Geld geopfert; die es stückweise ausschlachten, verdienen leicht und mühelos damit. Man hat das so gemacht, weil man Gedanken nicht fassen kann, weil sie ungreifbar wandlungsfähig und zugleich das Erbgut der Menschheit sind. Keiner kann ja nachweisen, daß dieser Gedanke ihm allein gehöre, daß er ihn nicht unbewußt irgendwoher entlehnt, Anregungen nur in Kleinigkeiten vervollständigt oder verbessert hat. Wollte man das alles nach seinem Anteil materiell schützen, man käme aus Kuhhandel, Kompromissen, Repartierungen und Streitigkeiten überhaupt nicht mehr heraus. Also aus praktischen Gründen hat man's so gemacht, aber gleichviel — es ist entsittlichend, ist ein Irrweg der Kultur.

Kein Wunder, daß alles am Äußerlichen haften bleibt! . . . daß führende Theaterleute statt Shakespearebühnen den Zirkus der 5000 schufen, daß es gewisse gutgelesene Zeitungen und Zeitschriften gibt, die Mitarbeiter mit recht langen Namen — Adlige, Doppelnamen und möglichst lange Titel — jedem tüchtigen Einsilbigen vorziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Autoritäten und Spezialitäten! Das sind die zwei Kreuze der Zeit, an die der gute Genius geschlagen wird. Freilich soll keiner über Dinge reden, von denen er nichts versteht, aber daß nur eben gerade die Autorität eine Sache richtig, und sie auch unbedingt richtig entscheiden könne, das ist doch wohl ein Fehler der Bewertung. Und das hat denn das Spezialistentum großgezogen, von dem es ein bitteres Liedchen zu singen gibt. Der Arbeiter an der Maschine, der dauernd nur noch ein Teilchen im Produktionsprozeß fabriziert, der Artist, der einen Riesentrick zur unglaublichen Vollendung emporzwingt, der Gelehrte, der sich immer mehr spezialisiert, der Fabrikant, der nur noch Lineale oder Stuhlbeine herstellt, die Leiter von Kartellen für Stahldrahtspitzen . . . sie alle — alle, auch der Gelehrte — sind Handwerker auf ihrem Spezialgebiet geworden, wo sie unter der Wucht des einzigen Hammers zermürbt werden. Der Geist geht ihnen dabei zum Teufel, und Genie erniedrigt sich zu Talent. Das, was den Intellekt allzeit so stark befruchtet hat, das Vergleichen und In-Beziehung-Setzen, das Übertragen von Erfahrungen und das Analogisieren, das wird planmäßig ausgeschaltet. Die moderne Kultur tötet es. Freilich nicht immer. Manches Einzelgebiet, das neu und reich ist, bietet dem Schürfenden noch Fortschritte, weil der Schürfer sich die Scheuklappen gewaltsam abgerissen hat und immer ins Weite, über seine Grenzen hinausschaut. Im Durchschnitt aber ist man kummervoll im Engen. Sonst müßte es fürwahr bei der heutigen Fülle intensiver Arbeit noch mehr geniale Erfindungen, noch rascheres Fortschreiten geben. Der Nur-Fachmann, der es in seinem Fache zu erstaunlicher Raffiniertheit gebracht hat, erklärt rund und nett, daß er vom Leben nichts mehr verstehe, das heißt von Kulturfragen, die ihm nicht unmittelbar materiell von Nutzen sind. Denn er hat eingesehen, daß in der modernen quentlichen Arbeitsteilung bei dem Überblick über das Ganze nichts mehr zu verdienen ist — daß man Optiker sucht, die mit ruhiger Hand ohne Aufregung streichen können, daß man Staatsbeamte sucht, die von 9—1 ihre Pflicht tun, daß man sachliche, treue und einfältige Berufsmenschen sucht, bei denen man keine Allotria, keine allzukühnen Gedanken, keine Unzufriedenheit zu gewärtigen hat. Aber man vergißt dabei, daß wir damit Generationen von Fachmenschen züchten, die mit möglichst leichter Mühe der Technik Herr werden, aber Menschentum und Künstlertum, das Leben in seinem Reichtum und seinem Reiz verloren gehen lassen.

Verkehrt bewerten wir alles. Schauen ängstlich auf Paragraphen und verknöcherte Moralgesetze und verlieren, wie so oft der Zensor oder der Richter, die großen ethischen Gedanken aus dem Auge. Ein Bild unserer Moral, die eine gesunde Sinnlichkeit und alles Nackte und Natürliche, das freie Wort, verabscheut und verbietet, das versteckt Gemeine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und in tiefster Seele Schmutzige aber nicht unterdrücken kann, wenn es nur äußerlich korrekt ist.

Was tut denn nun not?

Die Einseitigkeit muß gebrandmarkt werden. Die Äußerlichkeitenanbetung. Verkappte Perversitäten sind das: im Moralischen wie im Künstlerischen. Philisterhafte Zuflucht zum geschriebenen Gesetz, zum traditionellen Vorbild, weil wir den Maßstab für Wert und Unwert verloren haben, nicht mehr wissen, wo aus und ein.

So halten wir uns nur an das irgendwo und irgendwie Greifbare, allzu Greifbare. In der Juristerei fing es an, wo man sich an Paragraphen klammerte und die Welt dabei verderben ließ. Die Juristen kommen aber jetzt aus dieser Einöde heraus*). Und da der Juristengeist lange das öffentliche Leben beherrschte, so hängt damit wohl jene traditionelle Veräußerlichung ebenso wie jetzt der zu erwartende Aufschwung zum Inneren zusammen. Dem feinen stillen Werk der Wahrheit muß wieder zum Siege verholfen werden: dem stillen Autor gegenüber dem lauten „aufgeführten", Shakespeare gegenüber dem „Filmzauber", der geistigen Universalarbeit gegenüber dem engsten Beschränken auf die Spermatozoen der Regenwürmer. Das Urheberrecht muß neugeschaffen werden und darin versucht werden, dem Schaffenden, jedem Schaffenden einen größeren Anteil am Ergebnis zu sichern, und zwar auf Kosten der reproduzierenden, zurechtmachenden Verarbeiter, Kunstköche, Reklameritter. Und mehr Bewertung der seelischen Güter, wie es beispielsweise Friedrich Lienhard schon seit langem fordert und fördert, woraus dann erst vernünftige Ausdruckskultur ohne Anbetung verblüffender Perversitätsleistungen entsprießen kann.

Alexander Elster.

# Was andre sagen

**L. C.-Zeitung**, Zeitschrift der Deutschen Landsmannschaft. (Schriftleiter: Prof. Trittel, Neuhaldensleben.) 28. Jg., Nr. 1.

Die Deutsche Landsmannschaft (Cob. L.-C.) im Jahre 1913. Von Trittel.

(Der Verfasser erörtert in diesem Aufsatze die Frage, wie sich die der Landsmannschaft angehörigen Studenten zu modernen Bewegungen zu stellen haben. Dabei berührt er auch die Alkoholfrage.)

*) Vgl. „Morgenröte des Rechts", „Vortrupp" 1913, S. 497 ff. (Nr. 16).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„. . . . . Daß . . . ungesunde Verhältnisse vorliegen, auch bei uns Waffenstudenten, wird doch wohl kein einsichtiger, ehrlicher Mann bestreiten wollen. Oder doch? Zunächst fragt es sich: Wie stellen wir uns zu den völlig Enthaltsamen und zu den bloß Mäßigen? Sollen wir Landsmannschafter sie in unsere Reihen aufnehmen? Da möchte ich fragen: Welche Gründe sprechen denn dagegen? Die Zeiten, wo jeder, der kein Bier oder sonstigen Alkohol trank, als Bierknacker verspöttelt wurde, das waren die Zeiten, wo wir aktiv waren — sie sind entschwunden, sind dahin. — Daß stramme, junge Leute, Waffenstudenten in vollem Schmuck der Farben, wie Offiziere im Waffenrock, bei Zitronensaft sitzen, ist garkein ungewöhnlicher Anblick mehr. Sollen wir also einen abweisen, der aktiv werden will, aber sich weigert, Alkohol zu genießen? Das könnten wir nur, wenn der Genuß von Alkohol zu unsern Grundsätzen gehörte. Da das aber nicht der Fall ist, so steht der Aufnahme enthaltsamer Studenten nichts im Wege. Wer sich unter diesen Umständen zu den Idealen der Deutschen Landsmannschaft bekennt, der ist kein Kopfhänger, kein Duckmäuser, sondern ein junger Mann, der noch Ideale hat und dieser Ideale wegen sich persönliche Opfer auferlegt und Unannehmlichkeiten auf sich nimmt. Solche Gesinnung ist es aber, die wir brauchen, und wir sollten im Gegensatz zu früheren Gepflogenheiten in echt landsmannschaftlicher Anerkennung anderer Überzeugungen Duldsamkeit üben. Damit predige ich nicht die Einführung der Enthaltsamkeit in die Deutsche Landsmannschaft als Grundsatz. Wohl aber muß die Frage aufgeworfen werden: Soll denn die Deutsche Landsmannschaft jede Stellungnahme zur Alkoholfrage ablehnen? Nun, auch diese Frage ist schon in den Satzungen beantwortet: „Die Deutsche Landsmannschaft bekämpft Auswüchse des Trinkzwanges!“ Was sind denn Auswüchse?! Wer entscheidet denn, was beim Trinkzwang Auswüchse sind? Beim wievielten Halben, der gesponnen werden muß, oder beim wievielten Bierjungen hört der gewöhnliche Trinkzwang auf und fangen die Auswüchse an? Das dürfte nach der Trinkfreudigkeit des jeweiligen Ersten oder Fuchsmajors recht verschieden beurteilt werden. Nein, wenn wir wirklich einen Rest des alten Pennalismus endgültig von unsern Kneipen, die Stätten des Frohsinns sein sollen, verjagen wollen, dann weg mit dem Trinkzwang in jeder Form! So gut wie die alten wüsten Kneiplieder längst heitern, launigen, wie ernsten, schönen Weisen und Volksliedern gewichen sind, so möge auch der Trinkzwang einem ungebundenen Fröhlichsein weichen. Die Deutsche Landsmannschaft wird nicht schlecht dabei fahren.“

# Rund um uns

**Das Vaterland ist in Gefahr.** So muß man wenigstens glauben, wenn man die neueste Kundgebung des „Schutzverbandes für deutschen Grundbesitz“ gegen die Bodenreformer liest*):

„Unsre gesamte Volkswirtschaft treibt dem Kommunismus entgegen. Der durch die Verfassung garantierte Schutz des Privateigentums ist ins Wanken

*) In Nr. 47 von „Grundbesitz und Realkredit“ und in vielen Tageszeitungen.

geraten. Die Irrwege bodenreformerischer Bestrebungen untergraben die Bodenständigkeit der Bevölkerung ... Alle, die unsre Auffassung teilen, fordern wir auf, sich uns anzuschließen, um unsern, einer gesunden Volkswirtschaft dienenden Grundsätzen wieder Geltung zu verschaffen zum Heil und Segen unseres deutschen Vaterlandes!"

Tatsächlich handelt es sich hier um einen Versuch, die öffentliche Meinung irrezuführen. Daß es gerade das Ziel der Bodenreformer ist, Menschen, die infolge der Bodenpolitik des Schutzverbandes und seiner Mietskasernen der Bodenständigkeit verlustig gegangen sind oder verlustig gehen, wieder bodenständig zu machen, daß ihre ganze Arbeit — Forderung der Steuer nach dem gemeinen Wert und der Zuwachssteuer, Anwendung des Erbbaurechts, Reform des Realkredits, Förderung der Gartenstadt- und Eigenheimgesellschaften usw. — ganz allein diesem Ziele dient, davon sagt der Schutzverband natürlich nichts. Er sagt im Gegenteil, die Bodenreform untergrabe die Bodenständigkeit der Bevölkerung. Und damit sagt er eine Unwahrheit. Oder sind mit „Bevölkerung" etwa nur die Mitglieder des Schutzverbandes gemeint? — Eine solche Anwendung des Wortes „Bevölkerung" würde zum mindesten mißverständlich sein und nicht von übergroßer Bescheidenheit zeugen. — Will er etwa nur sagen, daß die Bodenspekulation durch die Arbeit der Bodenreformer ein wenig gestört wird? — Wir würden uns aufrichtig freuen, wenn es der Fall wäre. — Mag sein — und das würden wir bedauern — daß hier und da auch einmal ein Haus- oder Grundeigentümer von den neuen Bodensteuern zu hart getroffen wird. Vielleicht meint der Schutzverband die, wenn er von „Bevölkerung" spricht. Dann soll er aber auch sagen, wie er ihnen helfen will, daß er nämlich Steuern auf Grund und Gebäude möglichst einschränken will, und auch, was noch wichtiger ist, sagen, wie er Ersatz schaffen will. Aber davon steht in der Kundgebung nichts. Es heißt nur: „Die Bodenständigkeit der Bevölkerung wird untergraben." Ich füge hinzu: „und das Vaterland ist in Gefahr".

Denn diese Auffassung möchte man dem Leser offenbar beibringen. Ganz leise zwar, aber doch merklich wird angedeutet, daß Bodenreform und Kommunismus einander nicht fernstehen. Und das ist das Schlimme bei der Kundgebung. Nicht der Kampf des Schutzverbandes an sich, solange er in einer sachlichen Widerlegung bodenreformerischer Lehren besteht. Wohl aber diese Art des Kampfes. Ihr kann man nicht scharf genug entgegentreten. Sie bedeutet in der Tat eine Gefahr für das Vaterland. **H. Laackmann.**

**Buch und Schule.** Zwischen Buch und Schule besteht heute ein so inniger Zusammenhang, daß man von der „Buchschule" als Typus redet. Anstelle dieser Form möchten die modernen Reformer die Arbeits-, Lebens- oder Tatschule setzen. Daß heute das Buch in der Schule eine viel zu bedeutende Rolle spielt, kann niemand leugnen. Es klingt paradox, aber es ist wirklich so: die Erfindung der Buchdruckerkunst ist unserer Schule verderblich geworden. Und nicht nur in körperlicher Hinsicht (Kurzsichtigkeit, Krummsitzen nebst Folgen), sondern auch in geistiger Hinsicht. Der Lehrer, der vielleicht sich nicht vorbereitet hat oder nicht recht vortragen kann, z. B. Geschichte, verläßt sich auf das Lehrbuch. Darin steht ja das Pensum ganz genau. Ebenso die Schüler: was brauchen sie zuzuhören, sie finden ja alles zu Hause im Buche. Wenn sie den Geschichtsstoff wiedergeben sollen, so haben sie außerdem das Buch auf dem Tische, in das sie im Falle äußerster Not einen Blick werfen können. Man muß die Erfindungsgabe und Geriebenheit der Schüler und Schülerinnen bewundern, wie sie die Möglichkeiten dazu vorbereiten und einrichten. Wir sehen jedenfalls: Das Buch macht den Schüler unselbständig, es verleitet ihn zum Betruge seiner selbst und des Lehrers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In seinem neuen Buche „Volksorganische Einrichtungen der Zukunftschule" hat Berthold Otto die Buchschule heftig kritisiert. Er sagt mit Recht, das Buch sei für die Schüler etwas Totes; denn lebendige Kräfte entstehen nur von Person zu Person. „Bücher können wohl Vorstellungen aneinanderreihen, aber nicht erzeugen." Ich glaube, daß darin Übertreibung liegt. Die These gilt vielleicht für Kinder, nicht für Erwachsene. Aber weil wir Erwachsenen vom Lesen viel mehr haben als Kinder, so meinen wir, daß auch das Kind aus dem Buche alles lernen könne. Daß ein Buch einen Menschen emporziehen könne, diese oft gebrauchte Formulierung hält Otto für völlig unrichtig. Ein Mensch, dessen ganzes Gefühls- und Vorstellungsleben nicht nach oben strebt, der wird von einem Buche, auch wenn er es noch so aufmerksam liest, nicht emporgezogen. Doch in wem es empordrängt und stürmt, dem kann ein Buch helfen, daß in ihm das Gefühl der eigenen Kraft lebendig wird.

Im ganzen hat Berthold Otto sicher recht. Unsere Schule ist zur Buchschule erstarrt. Die buchmäßige Formulierung ist die Hauptsache. Dabei aber entsteht nur Scheinwissen, nicht wirkliches Wissen. „Das wirkliche Wissen", sagt Berthold Otto treffend, „entsteht in jedem Geiste so vollständig neu, wie das gesamte pflanzliche Leben in jeder Pflanze neu entsteht und wie das tierische Leben in jedem Individuum sich vollkommen aufs neue ausgestaltet". Man braucht ja nur die Entwicklung eines Kindes zu betrachten, um wahrzunehmen, daß sie sich nach bestimmten Naturgesetzen vollzieht. „Ebenso wie sich im Weizenkorn der Natur- und Kulturtrieb der kultivierten Pflanze ohne weiteres genau in der allen Landwirten und Pflanzenphysiologen bekannten Weise entwickelt, genau, wie sich in jedem wilden Tiere und in jedem gezähmten Tiere genau nach den Entwicklungsstufen, die die Vorfahren durchgemacht haben, ein Entwicklungsprinzip gebildet hat, nach dem dies eine Individuum in ganz streng vorgezeichneter Weise sich entwickelt, genau so geht es mit dem einzelnen Menschen." Der Natur des Kindes mehr vertrauen! Das haben Rousseau, Pestalozzi und alle großen Erzieher gepredigt. Doch wir wagen es nicht; denn — das ist wohl der Hauptgrund — wir kennen die Kinder nicht.

Zwischen Kind und Natur hat sich das Buch als Fremdling eingedrängt. Nun kann man gewiß aus Büchern Vieles lernen. Aber alles? Sicher nicht. Man sehe doch einmal ins Leben hinein! Woher haben denn der Handwerker, der Kaufmann, der Arzt, und selbst der Erzieher ihre Erfahrungen? Zum wenigsten aus Büchern, sondern vor allem aus Beobachtungen, praktischen Versuchen u. a. Der bekannte englische Philosoph und Pädagog Spencer sagte einmal: Für erwiesen halten, daß man am besten durch Bücher sich belehre, ist ein mittelalterliches Vorurteil.

Natürlich können wir das Buch in der Schule nicht entbehren. Ich weise nur auf die Quellenbücher hin, die wir für den geschichtlichen Unterricht nötig haben. Aber wozu muß alles Wissen buchmäßig formuliert werden? Ist es nicht paradox im eigentlichen Sinne des Wortes, daß wir selbst für Glaubens- und Sittenlehre gedruckte Leitfäden haben? Nicht die Bücher an sich, sondern das Übermaß und der falsche Gebrauch der Bücher ist zu bekämpfen. Heute ist es so, daß die meisten Kinder und Erwachsenen ein Gedicht nur lernen können, wenn sie es gedruckt oder geschrieben sehen. Mir geht es auch so. Wie staune ich über mein $5^1/_2$jähriges Töchterchen, daß es so wundervoll und genau hört und zugleich spielend leicht begreift. Wir Erwachsenen sind durch die Schule so verderbt worden, daß wir nur mit den Augen, nicht mit den Ohren aufnehmen und behalten. Die Schuld daran hat eben der falsche Gebrauch des Schulbuches. Hier eröffnet sich eine wichtige Aufgabe der Zukunftsschule.

Dr. Conrad.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Kunstwart und Dürerbund vor Gericht.** Der Dürerbund bittet uns um Aufnahme der folgenden Mitteilung.

Vor dem Münchener Gericht wurden jetzt drei Klagen und zwei Widerklagen verhandelt, die zwischen dem Herausgeber des Kunstwarts und Vorsitzenden des Dürerbundes, Dr. Ferdinand Avenarius einerseits und andrerseits früheren Redakteuren von „Zeit im Bild" und gegenwärtigen von der „Allgemeinen Buchhändlerzeitung" und der Zeitschrift „Bahnhofsbuchhandel" spielten. Avenarius hatte das bekannte 100000 Mk.-Preisausschreiben scharf angegriffen, „Zeit im Bild" hatte in drei Aufsätzen darauf erwidert und darin u. a. die Beschuldigung gegen Avenarius erhoben: der Kunstwart habe um dieselbe Annonce vergeblich geworben, gegen die er jetzt vorginge. Die Buchhändlerzeitungen, die wegen der Mittelstelle für Volksschriften in Polemik gegen Avenarius standen, nahmen diesen Vorwurf auf und fügten weitere hinzu. Da bei dieser Gelegenheit auch alle die andern Beschuldigungen gegen Avenarius mitspielten, die jetzt im Buchhandel und bei Konkurrenzblättern des Kunstwarts erhoben wurden — Bemäntelung von Geschäftsinteressen usw. — so ersuchte Avenarius das Gericht um weitestmögliche Wahrheitsermittlung. Er widersprach deshalb nicht nur keinem einzigen Beweisantrage seiner Gegner, sondern bat, auch noch seine schärfsten gegenwärtigen Widersacher, alle sechs Herren vom Vorstand des Börsenvereins deutscher Buchhändler zu laden, damit nach allen Richtungen hin die jetzt üblichen Verdächtigungen des Kunstwarts auf die tatsächlichen Grundlagen nachgeprüft würden. Das Gericht (unter Vorsitz des Oberlandesgerichtsrats Mayer) gab der Beweiserhebung im weitest zulässigen Umfange statt, sodaß die Verhandlung volle zwei Tage währte. Die Vernehmung der Börsenvereins-Vorstandsmitglieder ergab reichliche Erregtheit gegen Avenarius, aber keinerlei tatsächliche Unterlagen für die ehrenrührigen Beschuldigungen gegen ihn. So war Avenarius beschuldigt, den Kunstwart den Ausführungen des Börsenvereins zu verschließen. Dagegen bewies er, daß er schon Anfang Juni durch eine Zuschrift an das amtliche Organ des Börsenvereins sich bereit erklärt hatte, im Kunstwart jede Berichtigung des Börsenvereins selber unter der einzigen Bedingung aufzunehmen, daß der Vorstand des Börsenvereins durch seine Unterschrift die Verantwortung für ihren Inhalt übernehme, es ist ihm aber nie eine solche Einsendung geschickt worden. Ferner erklärte der erste Vorsteher des Börsenvereins, Geheimrat Sigismund, und noch eines der anwesenden drei Vorstandsmitglieder, sie hörten in dieser Vernehmung zum ersten Male davon, daß Avenarius angeboten habe, der Dürerbund wolle auf jede Mitwirkung an der Wahl der Prüfungsausschüsse bei der Mittelstelle für Volksschriften verzichten, falls man nur verbürge, daß sie von geschäftlich Unbeteiligten geleistet werde, tatsächlich aber zitiert die vom Börsenvereinsvorstande gegen die Mittelstelle im Herbst herausgegebene Schrift die betreffende Stelle selbst. Der Direktor eines großen Händlerverbandes berichtete dann von seinen Erfahrungen bei der Gründung der Dürergenossenschaft. Er erklärte im Gegensatz zum Buchhändlerbörsenverein, daß er bei dieser, der geplanten Mittelstelle ganz nahe verwandten Sache gerade den gegenteiligen, für Avenarius durchaus günstigen Eindruck von dessen Verhalten gewonnen habe, sowohl was sachliche Vornehmheit wie Uneigennützigkeit betrifft. Die Verhandlungen hätten dann nach Entgegenkommen von beiden Seiten zur Gründung der Dürergenossenschaft geführt, an der nunmehr außer dem Dürerbund auch der Deutsche Werkbund und der Münchener Bund beteiligt ist. Das Urteil wurde in der Nacht nach dem zweiten Verhandlungstage verkündet. Das Gericht erklärte als Ergebnis der Beweisaufnahme: daß keine einzige der gegen Avenarius vorgebrachten Beschuldigungen ehrenrühriger Art erwiesen sei, daß es da-

gegen die Überzeugung gewonnen habe, daß Avenarius diesen ganzen Kampf, auch den im Buchhandel, aus rein idealen Gründen führe: an seiner Schriftstellerehre sei kein Vorwurf haften geblieben. Es sprach Avenarius von beiden Widerklagen frei und verurteilte seine sämtlichen vier Gegner.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

v. **Robertus, Gerda:** Die goldene Kugel. Phantasien und Märchen. M. 2.—. Berthold Sturms Verlag, Dresden-A. 16.

**Sieper, Ernst:** Deutschland und England in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. M. 2,50. A. Oldenbourg Verlag, München.

**Oberdörffer, Dr. med.:** Religion und Heilkunde nach den Lehren Zarathustras. M. 0,60. David Ammann, Leipzig.

— Chronische Stuhlverstopfung und deren Heilung nach Mazdaznan. M. 0,60. David Ammann, Leipzig.

— Welt und Mensch. M. 0,60. Mazdaznan-Verlag David Ammann, Leipzig.

— Sanatorium oder Lebensschule? Mit dem Anhang: Was ist Mazdaznan? M. 0,50. Mazdaznan-Verlag David Ammann, Leipzig.

**Von einem Menschenfreunde:** Das Friedenswerk. M. 0,10. Gebr. Harz, Altona E.

**Prellwitz, Gertrud:** Die Tat. Drama aus den Tagen von Tauroggen. Brosch. M. 2.—; geb. M. 3.—. Herausgegeben vom St. Georgs-Bunde, Woltersdorf bei Erkner-Berlin.

**Flügge, C. A.:** Wege zur Lösung sozialer Fragen. F. W. Bergemann, G. m. b. H., Neuruppin.

— Suchet der Stadt Bestes. Erweiterter Sonderabdruck des letzten Kapitels aus „Gegenwartsnöte". M. 0,15. J. G. Oncken Nachf., G. m. b. H., Kassel.

**Molenaar Dr. Heinrich:** Bayreuther Flugblätter, 2. Heft.

**Sch., Univ.-Prof. Dr. v.:** Das Erotische im zweiten Teile des Goetheschen Faust. M. 1,20. Orania-Verlag, Oranienburg.

**Micheler, Katharina:** Pfadfinder-Kochbu . M. 0,75. Pfadfinder-Verlag Otto Gmelin. München-NO.

**Domack, Dr. H.:** Der Genossenschafts-Sozialismus. M. 2.—. Ernst Möhrings Verlag, Leipzig.

**Behrend, Dr. Felix:** Student und Studentenschaft. M. 0,75. K. F. Köhler, Leipzig.

**Depken, Friedrich:** Von modernem Geist im deutschen Studententum. M. 0,75. K. F. Köhler, Leipzig.

**Doehler, Gottfried:** Lyrische Ernte. M. 3.—. F. A. Barthel Verlag, Leipzig.

**Rittershaus, E.:** Irrsinn und Presse M. 5.—. Gustav Fischer, Jena.

**Lion, Stabsarzt Dr. A.:** Die deutsche Pfadfinder- und Wehrkraftbewegung und ihre Ursachen. M. 0,60. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München-NO.

**Nithack-Stahn, Walther:** Barbareien. Gedanken zur Gegenwart. M. 1,—. Karl Curtius, Berlin.

**Kunert, Dr. A.:** Unsere heutige falsche Ernährung als letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis und die im ganzen schlechtere Entwicklung unserer Jugend. M. 0,50. Selbstverlag Breslau.

**Hißbach, Dr. med. Fr.:** Meine neue Lehre von der Heilung der Ansteckungs- oder Fieberkrankheiten, besonders der Lungenentzündung. F. W. Gloeckner & Co., Leipzig.

**Vesper, Will:** Die Liebesmesse und andere Gedichte. M. 3,50. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

**Hessenbach, Anton:** Bayerns Stolz und Bayerns Elend. Ein Aufruf an unsere Ärzte, Juristen, Lehrer, Priester und Volksvertreter. Ludwig Auer, Pädagogische Stiftung Cassianeum Donauwörth.

**Sperling, Oberleutnant:** Der Infanterist im Kriege. Verlag der Uhlandschen Buchdruckerei, G. m. b. H., Stuttgart.

**Tanne, E.:** Die Frauenwelt auf dem Mars. Tanneparkberg-Verlag Duvenstedt-Hamburg.

**Morres, Wilhelm:** Der Stein, den die Bauleute verworfen. Volksschauspiel in vier Aufzügen. Oskar Franz Kaiser, Hannover-Döhren.

**Hoffbauer, F.:** Cäsar, Loyola, Bismarck und die Zukunft Deutschlands. Historiodram oder Geschichtsschau in 4 Abteilungen. Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M.

— Das Mithreum auf der Saalburg. Historiodram in 3 Akten und einem Schlußbild. Selbstverlag.

**Grabowsky, Dr. Norbert:** Geistige Liebe M. 1.—. Max Spohr, Leipzig.

— Wahre Bildung. M. 1,50. Max Spohr, Leipzig.

**Friedrich Hans:** Hodler, die Schweiz und Deutschland. M. 0,60. Janus-Verlag, G. m. b H., München.

**Burk, Dr. Gerhard:** Christi Stellung zu den Rauschgetränken. M. 0,40. Deutschlands Großloge II des IOGT., Hamburg 30.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 5 1. März 1914

## Die Federmode.

Noch immer besteht die Schmach, daß deutsche Frauen auf ihren Köpfen Teile von Tieren tragen, die aus der Gottesnatur geraubt werden, um als Hutputz zu dienen; noch immer werden Dampfkraft und Pulver, werden die Machtmittel menschlicher Erfindung dazu mißbraucht, den Erdball zu veröden, statt ihn zu beherrschen: noch immer ängstet sich die Kreatur, und den Schöpfer der Welt schauderts, wenn er die blutige Schreckensherrschaft des Menschen auf der Erde sieht. Früher tötete der Mensch doch wenigstens aus Hunger und aus Not; jetzt mordet er aus Geldgier und Eitelkeit. Jetzt rühmt er sich noch seiner Grausamkeit, und, während in alten Zeiten der Henker Henker hieß, und wenn man sagte: das ist ein Schinderknecht, das ein Mordbube, so nennt man jetzt den feigen Anstifter zum Morde hilfloser Geschöpfe — einen Wirtschaftspolitiker. Dieser Zusammenhang soll gezeigt, der Weg aus der furchtbaren Verirrung gesucht werden.

Die Münzen der deutschen Kolonie Neu-Guinea tragen auf der Rückseite das Bild eines Paradiesvogels. Wie in Deutschland der Adler sorgfältig aus der freien Natur entfernt wurde, und nur auf Münzen, Marken und Kriegerhelmen ein heraldisches Dasein fristet, so hat jetzt das edle deutsche Handelsvolk dem schönsten Vogel aus der Paradieswelt der tropischen Meere auf seinen Münzen ein Denkmal geprägt, als ob es damit andeuten wollte, daß das Bild dieses Naturwunders der Nachwelt nur noch im leblosen Denkmal erhalten werden könne.

Beruhige dein Zartgefühl, deutsche Frau, wenn solches unter dem Kriegerschmuck deines Hauptes irgendwo noch in dir wohnen sollte: der Paradiesvogel lebt als Bild auf deutschem Gelde, und der Vogel selbst, der einst über die tropischen Bäume dahinflog, und jetzt, als ausgestopfter Leichnam, aus Glasaugen auf die Krempe deines Fürstenhutes glotzt, ist für das Vaterland geopfert worden, weil er Geld ins Rollen brachte, und Geld ist dem Deutschen von gestern Vaterland. Das Geld ist sogar schneller ins Rollen gekommen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch den feigen Mord, dem du die Flatterzier deiner — sonst wohl unvollständigen — Stirn verdankst. Auch darüber beruhige dich: Der Blutgeruch, der an dem Gelde klebte, ist schon wieder abgegriffen worden. Der Mörder gab die Münze weiter; denn der Gewinn, den er aus dem Vogelmord zog, reizte ihn zu höherer Lebensführung: er wurde ein Käufer für Whisky und Tabak. So stieg in deutschen Kolonien infolge der Vogelausfuhr auch die Wareneinfuhr. Und in Deutschland dürfen Federarbeiterinnen die Freude genießen, in Fabriken zu sitzen und zwischen unzähligen Federn des Schlachtgeflügels auch die letzten Paradiesvögel auf Damen- und Dirnenhüte zu binden. So kam durch den Vogelmord deutsches Wirtschaftsleben zur Blüte.

Der Zusammenhang ist furchtbar: die ferne Urwaldinsel im einsamen Meere, wo seit Jahrtausenden buntes Leben den Schöpfer pries, mußte still werden, weil sie deutsches „Schutzgebiet" wurde. Denn das Volk der Dichter und Denker darf keinen Vogel leben lassen, dessen Leichnam Geldeswert hat. Es geht einfach nicht: aus wirtschaftlichen Erwägungen.

Während die Natur mit Nacht und Verwesung den Mord vergessen macht und mit ihren Tränen die Blutflecken von den Blättern des Urwaldes wäscht, wallen die gelben Federn von den Köpfen deutscher Frauen; starren spitze Schnäbel, die einst Nester bauten und hungrigen Jungen Nahrung suchten, auf die Brüste deutscher Mütter hinab. Wenn die Natur eine Rächerin wäre, wenn sie fähig wäre, dem Schmerze, der die Schöpfung durchzittert, Waffen zu leihen, so müßten die Schnäbel sich, von neuem Leben bewegt, von den Hüten herab den gedankenarmen Modedamen in die Augen bohren. Sie tun das nicht; denn die Natur ist hilflos, wenn das Herz des Menschen versagt.

Indianerhäuptlinge und wilde Negerstämme trugen von jeher auf ihren Köpfen die Federn wilder Vögel, die ihre Weidmannskunst mit einfachen Waffen aus einer reichen Natur erbeutete. Im Mittelalter zierten Straußenfedern den Helm des Ritters, den Hut des Ratsherrn. Es waren seltene und deshalb kostbare Federn. Die Ursache der Seltenheit war aber eine andere als heute. Wenn heute Reiher, Paradiesvögel und Marabu selten wurden, so wurden sie es, weil ihre völlige Ausrottung nicht in einigen, sondern in allen Teilen der Erde bevorsteht; in früheren Zeiten waren solche Federn wertvoll, weil sie aus einem unerschlossenen, dem Handel fast unzugänglichen Erd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teile unter Lebensgefahr und wilden Abenteuern herausgeholt wurden. Andere Federn wurden als Erinnerung an den Aufenthalt in der freien Natur auf die Hüte gesteckt oder einer Jagdbeute entnommen; sie wurden also wirklich aufgelesen, und wer sie trug, wollte damit andeuten, daß er Erinnerungen habe an den Aufenthalt in der Natur.

Eine Mode, mit all ihren schädlichen Folgen, entstand erst, als auch Menschen, die sich keiner Jagdbeute rühmen konnten, den Jäger nachahmten, und Federn wilder Tiere an ihren Hüten trugen; wie die Bewohner Oberbayerns den Adlerflaum zur Schau tragen, und das auch jetzt noch tun, wo in ihrem eignen Lande keine Vögel mehr leben, die diese Federn liefern können.

Man kann heute gerade von d e n Frauen, die den wildesten Federschmuck auf ihren Hüten tragen, am allerwenigsten annehmen, daß sie damit die Erinnerung an einen Aufenthalt in der Natur betonen wollen; man kann sogar sagen, daß diese Frauen am allerwenigsten an Natur erinnern. Das Wesen der heutigen Sitte, Federn wilder Tiere an den Hüten zu tragen, ist also ein anderes: die Feder soll den Hut schmücken. Das könnte jede Feder tun, wenn wirklich Federn am besten geeignet sind, einen Hut zu schmücken. Es könnten also Federn von Tieren genommen werden, die schon ihres Fleisches wegen getötet werden. Allein, da kommt etwas hinzu: der Händler verleitet die Federträgerin dazu, den Gaffern zu zeigen, daß sie Federn habe, die besonders wertvoll sind. So kommt folgende Entwicklung zustande: die schönsten Federn wild lebender Vögel werden ihrer Form und Schönheit wegen so lange getragen, bis sie selten werden. Dann werden sie weiter getragen, w e i l sie selten und wertvoll sind, auch wenn nur noch häßliche aufgetrieben werden können. Schließlich wird ein Ersatz hergestellt, der die gleiche Form und das gleiche Aussehen hat, und es wird dadurch die Meinung erzeugt, daß man diese Art Hutschmuck nicht entbehren könne. Zugleich werden dann auch alle andern Vögel mitverarbeitet. Alles, was die Schöpfung an lebender Schönheit hervorbrachte, muß in die Hutschachtel.

Man erinnere sich an die Entwicklung, die wir in den letzten Jahren mit der Reihermode erlebten. Reiherfedern waren früher der Schmuck einzelner Fürstinnen und einiger Reitertruppen. Dann wurde eine große Mode daraus gemacht, die zur Folge hatte, daß die Reiher in der Natur seltener wurden und immer schwerer zu beschaffen waren. Deshalb wurden sie eines Tages aus Pferdehaar nachgemacht, oder es wurde aus Spitzentüll ein Gebilde geformt,



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das an einen Reiherstutz erinnerte. Jetzt konnte man beobachten, daß die Frauen durch die Art ihres Hutschmuckes anzeigten, wie viel Geld sie zur Verfügung hatten oder vortäuschen wollten. Wer reich war oder einen reichen Liebhaber suchte, trug umfangreiche Büsche echter Reiher, wer unbemittelt war, benutzte Nachahmungen oder einige Federstummeln vom Ausschuß, als Ausweis für die gehorsame Abhängigkeit vom Unternehmer oder Modeschieber. Aber auch bei dieser Entwicklung ging der Federindustrie der Vorrat aus, und es wurden zwischendurch einige Millionen Möwen und Seeschwalben ausgepolstert und auf die Hüte gebunden. Dazwischen wurden Eulen, Mandelkrähen, Eisvögel hingerichtet, ausgestopft, angebunden.

Fiel es denn niemandem auf, daß hier ein frecher Griff in die Arche Noah getan wurde? Gewiß; aber als der Handel viele Reiher auf den Markt bringen konnte, wurde denen, die diesen ganzen Zusammenhang durchschauten und die Gefahr der Naturverödung kannten, geantwortet: „Die Natur hat unerschöpfliche Vorräte". Als es dann bald deutlich wurde, daß das eine Lüge war, wurde dreist auf die Pferdehaarbüschel hingewiesen und gesagt: „Der Reiher ist nicht gefährdet; die meisten Reiher, die getragen werden, sind ja Nachahmungen!" Der aufmerksame Beobachter aber hat aus der ganzen Entwicklung des Putzes dies gelernt: die Hutfeder, welche Form und Farbe und welches Gewicht sie auch habe, ist nicht unersetzlich. Weder die Federindustrie, noch die hochherzigen Frauen werden jemals die Tierarten vermissen, die, um der Mode zu dienen, vernichtet wurden. Nur die denkende und fühlende Menschheit wird es wissen. Und deshalb ist die Forderung der Naturkenner berechtigt: die Mode soll jetzt schon von den lebenden Tieren der Wildnis ablassen und sich auf den Hutputz beschränken, der beschafft werden kann, ohne blutigen Eingriff in die lebendige Natur.

Wenn man eine deutsche Stadt aufsuchen will, in der das Tierleben noch so ist, wie es sein kann, muß man sehr weit wandern: bis nach Innerafrika. Dort sah ich noch vor kurzem solch einen Ort, in dem deutsche Beamte und Kaufleute arbeiten und sich über das bunte Tierleben in ihrer Nähe freuen. Wenn sich der Dampfer der Landungsbrücke nähert, fliegen ihm Flüge von Reihern entgegen, Kormorane und Schlangenhalsvögel tauchen von hohen Klippen hinab in das Wasser, Enten schwirren den Strand entlang, und der starke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schrei der Ibisse ertönt: Adler kreisen über den Felsen, und unbekümmert um den Menschen und seine Maschinen stehen Graufischer in nächster Nähe des Dampfers flatternd über dem Wasser. Kleine weiße Reiher streichen durch die Baumreihen der Straßen. Nicht weit am Strande kann der Spaziergänger gar Krokodile in der Sonne liegen, riesige Flußpferde auftauchen sehen. Wenn vor der Stadt ein gefallenes Stück Vieh nicht gleich vergraben wird, erscheinen hoch am Himmel riesige Geier und Marabu und lassen sich in unmittelbarer Nähe der Hütten zur Erde nieder. Menschen und Tiere dulden einander.

So kann es überall sein, wo Menschen leben, die aus der Freundschaft der Tiere Glück genießen. Aber es strömen neue Menschen zu. Einer schießt nach den Nilpferden, ein anderer versucht seine Schrotflinte an den vertrauten Graufischern, der dritte gibt Gift an die Neger aus und befiehlt: „Bringt mir von den toten Vögeln die weißen, die lange Federn haben"; noch ein anderer erstrebt den Ruhm, einen Adler getötet zu haben. Hier kann er das leicht haben; denn die Tiere sind zutraulich und fühlen sich noch nicht als seltene Jagdbeute. So vergeht kurze Zeit, und das einzige, was dann noch lebt, sind einige Schildraben und Milane, an die niemand einen Schuß Pulver verschwenden will.

Muß das alles so kommen? Wer die Natur, wer die Freundschaft der Tiere zum Menschen, wer die Gaben der Tiere kennt und weiß, wie gern sie dem Menschen nutzen und sein Gemüt erheitern, der findet es unbegreiflich, daß die Bewohner der Städte nichts vermissen, wenn sie auf leblose Straßen und Plätze hinaussehen. Ja, seht euch in eurer Heimat um: Wo sind denn die Reiher? Wo die Adler, die Ibisse? Die Antwort ist hart: „Hier sind sie schon lange tot, und die aus fernen Landen kleben als Skalpe auf den Hüten weißer Frauen. „Dreihundert Millionen Zier- und Nutzvögel müssen jährlich ihr Leben lassen, weil der Kulturmensch sich dieser Ruchlosigkeit schuldig macht. In Amerika, in Afrika, in China ist der weiße Reiher so gut wie ausgerottet. Unzähligen Eingeborenen ist es versagt, sich seiner Schönheit noch zu freuen, aus seinem Leben die Kräfte der Phantasie zu bereichern. Erschreckend greifen Seuchen um sich, weil gewissen krankheitbringenden Insekten, wie der Tsetsefliege und den Anophelesmücken, die Schlafkrankheit und das Malariafieber übertragen, ihre natürlichen Feinde zu fehlen beginnen. Manche Vogelarten sind bereits ausgerottet worden. In den letzten sechs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahren haben die Lieferanten der Federhändler die Eulen Nordafrikas so völlig vernichtet, daß es jetzt nicht mehr möglich ist, sie für die Wissenschaft noch zu sammeln. Ebenso wurden die Eulen und Uhus Sibiriens durch die Hutmode ausgerottet. Auf der Insel Trinidad, wo der Gang der Ausrottung überschaut werden kann, wurde festgestellt, daß im Auftrage der Federhändler fünf Kolibriarten völlig vernichtet worden sind. Mehrere Arten des Paradiesvogels sind bereits ausgerottet,*) andere sterben in diesen Tagen aus, weil wir uns darüber streiten, ob das wirklich so kommen wird, anstatt den Handel zu verbieten. Der Emu ist in Tasmanien ausgerottet worden; der Kondor, der in den Anden lebt, wird in diesen Jahren vernichtet. Jeder Zweifel, ob das wahr sei, statt schneller Tat, kommt zu spät. Dafür ein Beispiel von vielen: Von der amerikanischen Wandertaube wurde vor einigen Jahren behauptet, nie würde es dem Menschen, selbst wenn er es wollte, gelingen, sie auszurotten. Kein Gewehr, kein Pulver und kein Gift könnte den Mengen dieser Tiere etwas anhaben; wenige Jahre später kannte man nur noch ein einziges frei lebendes Weibchen. Vergeblich wurde ein Preis ausgeschrieben für den, der ein Männchen dazu nachweisen könne. So sehen die „Übertreibungen der Naturschützer" aus.

Ein schlimmer Zustand also. „Das kann nicht sein", höre ich sagen. „Das ist Fanatismus." „Wenn das wahr wäre, wären ‚die Regierungen' schon eingeschritten. Das Weltblatt her! Sagte ich's nicht? Da steht's: ‚Bekanntlich werden die Hutfedern in der Steppe (von sanften Händen) aufgelesen, wenn der Vogel sie (im Dienste des Federhandels) verliert.' Dasselbe, was Frau Nähdrauf, die Huthändlerin, sagt. Es stimmt also."

Halt! Sachte. Wir kommen zu den frechen Lügen; denn wir sind bei wirtschaftlichen Interessen angelangt, bei „investiertem Kapital", beim wahren Deutschtum. Es ist die erste der Lügen, die gewisse Leute nötig haben, um trotz aller Warnungen weiter plündern zu können. Die Wahrheit ist, daß die Vögel an den Nestern ihrer Brut herabgeschossen werden, wenn sie den hungrigen Jungen Nahrung bringen. Die Jungen müssen elend verschmachten. So wird der Hutschmuck deutscher Mütter gewonnen!

*) Über die Schönheit, die Farben und Formenpracht der Paradiesvögel sollte sich jede Frau unterrichten. „Die Wunder der Natur" (Deutsches Verlagshaus Bong) und die vierte Auflage von Brehms „Tierleben" geben Einblick in ein Naturkapitel, das wir bisher leider nur mit roher Hand aufgeschlagen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch andere Lügen werden verbreitet. Die gefährlichste ist die von den Reiherfarmen. Es ist bekannt, daß jedes Unternehmertum, das Naturschätze plündert oder Menschen verdirbt, mit der Oberflächlichkeit der Menge rechnet und weiß, daß es sein Geschäft ruhig weiter betreiben kann, wenn es die Anschauung verwirrt. Auch das Federnkapital begegnet den berechtigten Warnungen der Vogelkenner, indem es allerlei Nachrichten verbreiten läßt, denen man nicht ansehen kann, woher sie kommen. Das Reiherzuchtmärchen nun kommt so zustande: Es ist eine bekannte Tatsache, daß Strauße in Afrika schon seit Jahrzehnten auf Weidegütern gezüchtet werden, wo man ihnen die Federn regelmäßig abnimmt, ohne daß den Tieren ein Leid geschieht. An diese Tatsache knüpfen die Händler an und sagen sich: Wenn man nur irgendwo auf der Erde eine einzige „Reiherzüchterei" hätte, dann ließe sich gleich die Meinung verbreiten, daß auch die Reiherfedern so gewonnen werden wie die meisten Straußenfedern: ohne Töten von Tieren. Nun gibt es aber solche Reiherzüchterei nicht (sonst hätte das beliebte Weltblatt längst den aufklärenden Artikel über die Reiherzucht gebracht mit den belehrenden Aufnahmen: der Reiherfarmer im Kreise seiner Familie; beim Brutgeschäft; das Abernten der Federn). Weil es das also nicht gibt, muß anders vorgegangen werden. Und so wurde ein Preis von mehreren tausend Mark gestiftet für den, der bis zum Jahre 1918 mit einer „Reiherfarm" Erfolg hätte. Dieser Preis wurde der deutschen Kolonialgesellschaft zur Verfügung gestellt. Die übernahm das Amt des Preisverteilers auch und merkte nicht, daß sie dadurch von der begonnenen Kritik des Federhandels abgelenkt werden sollte.

Nun ist der Federhandel fein raus: Bis zum Jahre 1918 ist die Verhandlung vertagt. Bis dahin kostenlose Verbreitung des irreführenden Begriffes „Reiherzucht" durch die Kolonialgesellschaft, die sich gern in einer ‚wirtschaftlichen' Frage betätigt. Und 1918 sind alle Reihergebiete ausgeschossen, dann mag man über Reiherzucht denken wie man will, dann lohnt der Handel doch nicht mehr. Zudem braucht höchst wahrscheinlich der Preis garnicht ausgezahlt zu werden, weil es eben auch in vier Jahren noch keine gewinnbringende „Reiherfarm" geben wird. Mit solchen Mitteln wird die öffentliche Meinung irregeführt.

Natürlich läßt sich Straußenzucht nicht durch eine Reiherzucht nachahmen; Strauße sind Pflanzenfresser und nähren sich auf der

Weide; Reiher nähren sich von Fischen. Der Mensch duldet aber Fleischesser nie in großer Zahl neben sich. Die Ernährung solcher Tiere ist ihm zu teuer.

Ich höre von denen, die sich beruhigen wollen, neue Einwände: „Wir haben doch Sachverständige, haben Forschungsreisende, Männer der Wissenschaft." Das stimmt; die haben wir. Aber die werden nicht gehört, wenn ihr Urteil „wirtschaftlichen Interessen" unbequem ist. Da ist Professor R. Neuhauß, der in Neu-Guinea die Augen nicht nur als Gelehrter aufgetan hat, sondern offenbar auch als Mann von Herz und Verstand. Er hat ein dreibändiges Werk über die Inseln geschrieben, die die Heimat der Paradiesvögel sind. Er deckt den Zusammenhang auf zwischen Paradiesvogeljagd, Übergriffen gegen Schwarze, Ermordung von weißen Jägern und daraus folgenden ‚siegreichen' Strafexpeditionen.

Nur ein Vorgang sei hier mitgeteilt, der Bände spricht: Ein Paradiesvogeljäger kam bei der Ausübung seiner Tätigkeit in die dabei unvermeidlichen Reibungen mit den Eingeborenen, die nachweislich mindestens glaubten, er wolle sie des Eigentums berauben und sie töten. Sie befanden sich in ‚Putativnotwehr' und brachten ihn um. Der amtliche Bericht über die daraufhin natürlich notwendige Strafexpedition sagt: „Das große Wambadorf wurde unter Feuer genommen und eingeäschert. Die Wambaleute hatten etwa 40 Tote." (Deutsche Frauen, hört, auch Menschenblut klebt an eurem Hutschmuck!)

Professor Neuhauß macht auf die beschränkte Verbreitung der einzelnen Paradiesvogelarten aufmerksam und warnt vor völliger Ausrottung weiterer Arten. Er rechnet der Regierung auch vor, daß die paar tausend Mark Zolleinnahme aus Vogelbälgen in den Unkosten für Strafexpeditionen draufgehen. Es ist auffallend, daß solch ein Sachverständiger der Vereinskommission unbequem war, die über den Schutz der Paradiesvögel beraten sollte. Und doch wundert sich niemand darüber, der weiß, daß in solchen Beratungen heuzutage unangefochten Männer mitsprechen, die selbst gewisse wirtschaftliche Interessen in den Kolonien haben und deshalb mehr Wert legen auf einen ‚Sachverständigen' anderer Art: Irgendeinen Mann, der der kolonialen Landgesellschaft nahesteht, die an der Vogeljagd wirtschaftlich interessiert ist. Dieser ‚Landeskenner' fand sich denn auch und war bereit, vor Kolonialfreunden laut auszusagen, daß der Paradiesvogel nicht ausstirbt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und diesem ‚Sachverständigen' wurde geglaubt. Wir erleben in unserm Volke und in unserer Zeit eine merkwürdige Umkehrung: Menschen mit wirtschaftlichen Interessen heißen unparteiisch; Gelehrte und Menschen, die nach idealen Zielen streben, sind der Parteilichkeit verdächtig. Deshalb hat man neben dem ‚Landeskenner' sogar einen Händler als Sachverständigen zu Worte kommen lassen. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß dessen Urteil nicht nur völlig ernsthaft, sondern sogar mit einer gewissen Genugtuung aufgenommen wurde.

Es war so erfreulich, daß ein an Mitgliederzahl großer Verein, wie die deutsche Kolonialgesellschaft, sich für die Tierwelt einsetzen wollte. Aber, wenn man nicht sehr vorsichtig ist, dann geht's einem so wie ihr: Man will die Vögel schützen und schützt den Handel mit Vogelfedern. Einen Federhändler zu Rate ziehen, wenn Vögel geschützt werden sollen, das ist geradeso, als wollte man einen Bierbrauer bitten, Vorschläge zu machen, wie eine Verringerung des Alkoholverbrauchs zu erreichen sei.

Natürlich ist es ein Unding, in der Frage, wie ein wildlebender Vogel zu schützen sei, einen Händler zu hören. Ihm ist es ganz gleichgültig, was aus der Natur wird, und er geht nur darauf aus, jetzt und möglichst schnell ein Geschäft zu machen. In dieser Frage kann es nur heißen: Unter heutigen Verhältnissen, bei der Leistung unserer Waffen und unserer Verkehrsmittel darf kein wildlebender Vogel Handelsgegenstand sein, wenn er nicht vernichtet werden soll. Man kann nichts schützen, was im Busch umherfliegt und hundert Mark wert ist.

Nun gibt es unter den immer wiederkehrenden acht Einwänden gegen den Federmodekampf einen, der zunächst stutzig macht: „Federn seien als Hutschmuck besonders schön und unersetzlich, weshalb der Mensch das Recht habe, aus der ihm unterstellten Natur zu nehmen, solange der Vorrat reicht." Hier sei einmal abgesehen von dem Widerspruch, daß man etwas, was man notwendig zu gebrauchen wähnt, schleunigst vernichtet; abgesehen sei auch von der Frage, ob der Mensch ein derartiges Recht habe, und ob nicht die Natur mehr seinem Mitgefühl als seinem Eigennutz und seiner Grausamkeit unterstellt wurde. Nur die Frage, ob Federschmuck als Schmuck in dem Maße schön und unersetzlich sei, wie es behauptet wird, soll erörtert werden.

Niemand wird behaupten, daß ein Federbündel nicht einen Hut schmücken könne; aber das muß bestritten werden, daß ein häßliches



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weib durch Vogelfedern schöner aussehe, oder daß Steißfedern des Marabu die Aufmerksamkeit von einem vernachlässigten Körper ablenken könnten. Ein schöner Frauenkopf aber hat keine Federn nötig. Nur edle Gedanken können ein Gesicht verschönen, dem Schönheit verloren ging; das Tragen von Federschmuck, dieses plumpe Sichbrüsten mit Blutschuld muß edle Menschen abstoßen; als Abzeichen der Halbwelt aber genügen Schminke, Stöckelschuh und aufdringlicher Duft. Doch sei gern zugegeben, daß da der Federschmuck noch einen gewissen Zweck hat.

Blicken wir um uns und sehen, ob Federn schmücken. Da steigt eine alte Dame in die Bahn ein. Seht nur den niedlichen Garten auf ihrem Kopfe, seht, wie das Alter sich wieder der Kindheit nähert: aus Federbüscheln und Stummeln ist ein Blumenbeet gepflanzt, in den Farben der Unschuld und der Trauer. Wie solch Anblick die Einbildungskraft bereichert: man denkt sich ein großes Schlachten bunter Vögel. Alle Federn wurden auf einen Haufen geworfen. Kräftige Dirnen haben sich die schönsten und buntesten genommen. Da humpelt die Alte heran, sammelt was übrig blieb und macht sich einen Kopfputz daraus. Ach!

Da ist eine nicht viel jüngere mit sehr großen Federn. — Sie hat es auch nötig: ihre Gesichtszüge erzählen von einem in Nichtigkeiten vertrödelten Leben.

Die Dicke mit der Schürze hat in der Eile den Sonntagshut gegriffen; denn von dem gerupften Huhn im Marktkorbe stammen diese Federn gewiß nicht. Der Hut ist schnell aufgestülpt und festgesteckt worden. In wenigen Minuten fliegt er wieder auf die Eckgarderobe, hat aber inzwischen doch das Straßenbild verschönt. Wie würdig ist das, was wir sehen!

Wo Anmut und Schönheit sich verbindet mit einem feinen Geschick, sich zu kleiden und zu schmücken, da sind die Federn unnötig oder stören gar. Welche Frau möchte nicht einen Hauch frischer Jugend mit sich tragen! Jugend aber stürmt oder steht im Sturme. Keine Ballspielerin, keine Seglerin oder Skifahrerin könnte einen Tafelaufsatz von Federn auf dem Kopf tragen. Eine Mütze oder ein glatter, kecker Hut umrahmt das frische Gesicht. Soll aber ein Hut mit Formen und Farben verziert werden, was bietet die Kunst der Hutschmückerinnen da nicht alles an: Straußenfedern, Blumen, Bänder, Kordeln, Spitzen. Es braucht kein Blut zu fließen, wenn deutsche Frauen ihren Kopf putzen wollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jetzt tragen sie Köpfe von Eulen und Möwen mit Schnäbeln, Glasaugen, Vogelbeinen. Marder und Eichhörnchen mit Köpfen und Beinen; Maulwürfe. Ja, gilt es Naturkunde zur Schau zu bringen, warum werden nicht auch Hammelfüße und Affenhände ausgestopft und aufgebunden? Weshalb nicht ganze Vogelnester auf die Hüte befestigt? Es ist ja keine Grenze, und kein Strafrichter schreitet ein. Alles, was nicht menschliche Sprache spricht, darf getötet, erwürgt, erstickt, vergiftet werden. Hängt's nur den Frauen an, damit sie es über die Straße tragen und die Schande des Okzidents ruchbar machen.

Jetzt will ich den Weg zeigen, auf dem Heilung von der Weltkrankheit gesucht werden kann.

Ich denke nicht daran, jemandem einreden zu wollen, man könnte alle deutschen Frauen über das Wesen der Federmode aufklären und sie veranlassen, keine Federn mehr zu tragen. Solch Beginnen wäre aussichtslos. Viele würden trotz aller Aufklärung Federn tragen, und die Vögel würden vernichtet werden. Da sind zuerst die Frauen der Halbwelt. Das Leid der Tiere darf ihnen gleichgültig sein. Sie trifft die geringste Schuld. Dann sind da die denkfaulen und gefühllosen Frauen, die wohl Zeit hätten, über die Unsitte der Federmode nachzudenken, es aber nicht tun. Bei ihnen liegt die größte Schuld. Sehr viele Andere haben wirklich viel zu tun und lesen oder hören nichts. Andere sind völlig und ohne Unterbrechung mit Liebeleien in Anspruch genommen; ihnen ist jedes Mittel recht, aufzufallen, und was nicht ihrer Gefallsucht dient, kann sie nicht beschäftigen.

Wieder Andere — ich denke an einen Teil der in der Frauenbewegung kämpfenden Frauen — sind klug und gewissenhaft, scheuen sich aber, das Mitleid mit Tieren wichtig zu nehmen und kümmern sich, weil sie's den Männern gleichtun wollen, recht auffallend um die Angelegenheiten, um die die Männer heute streiten. Sie machen sich, zum Schaden der Frauenbewegung, zu Mägden der heute bestehenden politischen Parteien, anstatt mutig aufzutreten, sich schützend vor alle Lebenskeime zu stellen und, wie es die Natur will, zu rufen: „Schweigt; die Mütter sprechen."

Weh dem, der da lachen wollte! Die Mütter: wie lange lassen sie noch auf sich warten? Ist es denn überhaupt noch wahr, daß auf dieser blutdampfenden Erde „die Mutter mit dem Kinde wohnet"? Es gibt wirklich Mütter, die Säuglinge an ihrer Brust hielten und die die Tatsache nicht zu Tränen rührt, daß um jeden

Reiherstutz hilflose Junge verhungern mußten. Und weil es solche und viele Andere gibt, ist es unmöglich, alle Frauen zum Verzicht auf die Federmode zu bringen.

Aber etwas Anderes muß möglich sein: ein einziges Mal Alle aufzurufen, die ein Herz haben und ihnen den Kampfruf zu geben: Wir fordern das Verbot.

Es mag hier scheinen, als ob ich voraussetzte, die Frauen hätten schon Stimmrecht und mithin unsere Gesetze fortan nicht nur Väter, sondern auch Mütter. Davon spreche ich heute aber nicht: ich fordere hier nur, daß unter den heutigen Verhältnissen alle denkenden, gesund empfindenden deutschen Frauen und Mädchen ein einziges Mal in Empörung gebracht werden. Wenn darunter die Frauen und Töchter von Fürsten, Ministern, Abgeordneten sind, von Zeitungsherrschern und mächtigen Kaufleuten, dann werden auch die Männer den Notschrei der Tierwelt hören, und es wird etwas geschehen.

Haben wir erst, wie in Nordamerika und in einigen anderen Ländern, das gesetzliche Verbot des Handels mit allen Federn außer den Federn des Schlachtgeflügels und der Straußenfedern, dann können wir ausruhen und brauchen nicht mehr so viele Frauen zu belehren. Dies Sondergesetz wird dann nicht wieder umgestoßen werden, bis das höhere Kampfziel erreicht sein wird, bis die abendländischen Unternehmervölker wieder zu einer tieferen Auffassung ihrer Stellung zur Tierwelt gekommen sein werden und der Weltnaturschutz feste Formen haben wird.

In anderen Ländern hat dieses Gesetz Geld gekostet. Auch bei uns kostet der Kampf Geld. Man sagt, für fünfhunderttausend Mark sei die Werbung für das Gesetz bei uns zu leisten. Dieses Geld aber wird in Deutschland nicht aufgebracht werden. Für irgendein Denkmal eines Toten wäre es zu beschaffen; Naturwunder, lebendige Denkmale der Schöpfung finden bei uns keine schützenden Geldgeber. Deshalb muß das, wonach die geschändete Natur schreit, mit der Begeisterung geschaffen werden, zu der das deutsche Volk fähig sein muß, wenn es überhaupt noch lohnt, sich in diesem Volke mit Druckerschwärze und Sprache mitzuteilen.

In Deutschland wird der Kampf geführt von dem Bunde für Vogelschutz, Stuttgart, Jägerstraße 34, dem Frauenbund für Vogelschutz, Charlottenburg, und von einzelnen energischen Vorkämpfern wie Prof. Paul Sarasin und Prof. Schillings. (Diesen Herren verdanke

ich auch wertvolle Ergänzungen meiner eigenen Beobachtungen in vier Erdteilen.) Außer dem Vortrupp treten für den Schutz der Vögel gegen die Federmode ein: der Dürerbund mit dem „Kunstwart", der Kosmos, die Süddeutschen Monatshefte und die Ethische Rundschau. Berufene Helfer sind die organisierten deutschen Frauen, die Bodenreformer, der Deutsche Käuferbund, der Deutsche Bund für naturgemäße Lebens- und Heilweise mit der gewaltig verbreiteten Zeitschrift „Der Naturarzt", und alle gesunden Vereine der Jugend. Wenn diese alle willens sind, zu helfen, sollte da nicht auch in Deutschland ein Erfolg möglich sein? Jetzt ist es Zeit; es muß etwas geschehen! An Alle geht die Bitte, dem Vortrupp oder einem der Bünde ihre Zustimmung zu diesem edelsten Kampfe zu geben. Vor allem natürlich an die Frauen, als an die, auf die es praktisch zunächst ankommt. Viele tausend deutsche Frauen und Mädchen haben sich bereits durch ihre Unterschrift verpflichtet, keine Federn von Reihern, Paradiesvögeln, Marabu und anderen gefährdeten Vögeln zu tragen und haben durch diese Tat gezeigt, daß sie für die große Sache kämpfen. An die Frauen richtet sich hiermit dieser Aufruf des Vortrupp:

## Gegen die Federmode.

Deutsche Frauen, deutsche Mädchen, die Schöpfung selbst bittet Euch, sie ruft Euer Mitleid an:

Macht dem grausamen Vogelmord ein Ende. Sprecht Euern Willen aus: es soll kein Vogel mehr getötet werden, um als Hutschmuck zu dienen.

Verzichtet auf alle Federhüte außer Hüten mit Straußenfedern, weil nur Straußenfedern durch Zucht gewonnen werden, alle anderen Federn aber, wenn sie nicht dem Schlachtgeflügel entnommen werden, nur durch grausame Vernichtung unersetzlicher, schöner Vögel beschafft werden.

Wisset: Edelreiher und Paradiesvögel und manche andere Vogelarten stehen jetzt infolge der Hutmode unmittelbar vor ihrer Ausrottung. Der Handel sucht Euch über diese Tatsachen zu täuschen und streut Unwahrheiten aus. Abhilfe ist noch möglich, wenn Ihr helft, eine große Bewegung zum Schutze der gefährdeten Geschöpfe zu erregen. Andere Staaten haben schon den Handel mit den genannten Federn verboten. Nur Verbotgesetze können helfen. Sprecht viel davon, dann kommen sie.

Lernt die Federn kennen, die auf Hüte gebunden werden, damit Ihr wißt, von welchem lebenden Wesen sie stammen. Die Kenntnis der Vogelwelt, eines der größten Wunder der Natur, wird Euch glücklicher machen. Denkt an das Schicksal des Tieres, dessen Federn Euch zum Kauf angeboten werden. Werbt für den Schutz der gefährdeten Vögel, indem Ihr sprecht von blutigen Federn, im Gegensatz zu harmlosem Federschmuck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedenkt: Die meisten Frauen, die blutige Federn tragen, sind sich der Grausamkeit noch nicht bewußt.

Es wird nichts Unbilliges verlangt, sondern nur dies: Die Mode soll von den lebenden Tieren der Wildnis ablassen, bevor sie ausgerottet werden und sich auf den Hutputz beschränken, der beschafft werden kann ohne blutigen Eingriff in die lebendige Natur.

Laßt Euch nicht von der Mode beherrschen, sondern von Euren eigenen sittlichen Kräften, von Eurem Gewissen und Eurem Schönheitssinn. Mag die Mode an sich sein was sie will; in unserer Zeit ist sie nur ein Mißbrauch und wird von Unternehmern gemacht. Die Zeit, wo man bei edlen Frauen anfragte, was sich ziemt, ist nicht mehr. Heute sind es nicht gerade edle Frauen, mit deren Hilfe das Unternehmertum Moden aufstellt.

Verbittet es Euch, daß solch eine Mode Euch blutige Federn aufzwingen will; fordert harmlosen Hutschmuck.

Wenn Ihr nicht die Hutmacherin erzieht, dann gebietet sie Euch und gewöhnt Euch an Roheiten. Vergeßt nicht, daß Ihr als Käufer Macht habt; und Macht verpflichtet.

* * *

Bis in unsere Zeit hat der Mensch seinen Scharfsinn dazu benutzt, Mittel der Vernichtung zu ersinnen. Er hat sich Herr der Erde genannt, wenn er andere Lebewesen tötete. Es ist jetzt erwiesen, daß seinen Waffen und seinen Fallen nichts standhält. Jetzt zeige der Mensch einmal, daß er die Erde wirklich schon beherrscht. Wenn er doch selbst nie Schöpfer sein kann, so beweise er, daß er fähig ist, Geschöpfe zu schützen.

Und er hüte sich vor Überhebung. Die Vögel sind die natürlichen Vertilger derjenigen Insekten, die wir heute, dank den Erfolgen der wissenschaftlichen Forschung, als Überträger vieler Krankheitserreger kennen und bekämpfen. Wohl ist es dem Menschen in seine Hand gegeben, das, was seinem Geschoß Ziel bietet oder in seine Schlingen tritt, völlig zu vernichten. Macht er jedoch in Verblendung oder Leichtsinn davon Gebrauch, dann kommen die kleinen und kleinsten Lebewesen und fressen ihn auf. Wer weiß, ob es dem menschlichen Scharfsinn von kommenden Jahrtausenden je gelingen wird, die Schutzwehren wieder aufzubauen, die durch den Tod der heute geopferten Tierarten niedergerissen werden.

Nur Dummheit merkt nicht, daß die Hutmode über das Schicksal der Menschheit mitentscheidet.

Hans Paasche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Vom deutschen Siedlerbunde.

Die Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung, die im Jahre 1892 in Berlin gegründet wurde, arbeitet seit zwei Jahrzehnten daran, die akademische Jugend zu dem Verantwortlichkeitsbewußtsein gegenüber unserm Volksleben, das sich aus ihrer bevorzugten Stellung ergeben sollte, und zur Mitarbeit an einer vom Geiste der Humanität und des Idealismus getragenen Volkserziehung zu führen. Vorbildlich sind in dieser Hinsicht die von der Comenius-Gesellschaft ins Leben gerufenen praktischen Organisationen, z. B. die der studentischen Arbeiterbildungskurse.

Am 19. Juni 1913 hat sie nun ihren Schöpfungen eine neue hinzugefügt: den deutschen Siedlerbund. — Er will da einsetzen, wo unsre ganze soziale Arbeit bisher auf einem toten Punkte angelangt war, bei der menschlichen Seite des sozialen Problems. Ausgehend von der Beobachtung, daß in England, diesem Mutterlande des Kapitalismus und des Industrialismus, in dem die besten Vorbedingungen zu heftigsten Klassengegensätzen gegeben sind, der Klassenhaß zu schwinden und ein allmähliches gegenseitiges Verstehen und Verschmelzen der Volksschichten sich anzubahnen beginnt, hat man die weittragende Wirksamkeit der englischen Settlements-Bewegung erkannt.

Vor etwa 30 Jahren war es, daß Arnold Toynbee, ein Oxforder Student, durch Carlyles Mahnworte und Denisons Beispiel angefeuert, die Slums von Ostlondon durchstreifte und, mit leidenschaftlichem Herzen die entsetzliche Not und Verkommenheit dort erfassend, alle Brücken hinter sich abbrach, die Universität verließ und sein Leben und Wirken ganz in den Dienst der sozialen Tat stellte. Er starb früh, aufgerieben von Anstrengungen und Entbehrungen. Aber seine Saat war aufgegangen und bald nach seinem Tode, im Jahre 1884, wurde das erste Siedlungsheim in Eastend gegründet und Toynbee Hall genannt. Sein erster Leiter, der bekannte Philanthrop Pfarrer Barnett, rief den zahlreichen Studenten, für die es jetzt Ehrensache war, ein Jahr im Siedlungsheim zu verleben, also gewissermaßen ein soziales Dienstjahr abzuleisten, die bedeutungsvollen Worte zu: „Wenn ihr euch um den Armen kümmert, wenn ihr Teilnahme habt für den Arbeiter in seinem Ringen, warum kommt ihr nicht und lebt mit ihnen — nicht als Vornehme, die sich herablassen, unter den Geringeren zu wohnen, nicht als Reine, die dem Gefallenen helfen wollen, nicht als Gebildete, die die Ungebildeten lehren wollen, nicht als Vertreter der Lebensverfeinerung, die Geschmack verbreiten wollen, sondern einfach als Nachbarn, Freunde und Mitbürger?“

Diese Auffassung ist charakteristisch für die Arbeit in allen Siedlungsheimen, die nun in schneller Folge in England und Nordamerika ins

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben gerufen wurden. Diese Siedlungen sind, das ist überaus wichtig für die Beurteilung der dortigen sozialen Zustände, die Ausgangspunkte der sozialen Unternehmungen geworden. An Wohlfahrtsbestrebungen haben sie geschaffen und leiten sie: Ärztliche Beratungsstellen, Rechtsauskünfte, Arbeitsnachweise, Überwachung des Schulwesens von sozialen Gesichtspunkten aus, Ausmusterung für die Ferienkolonien und Schulspeisungen, Betrieb von Horten, Heimen und Jugendvereinen usw. Unter den weiteren Bestrebungen zur Hebung der Volksgesundheit seien die Gründung und Führung von Turn-, Spiel-, Wander- und Reisegruppen genannt. Ferner sind noch die Volksbildungsbestrebungen zu erwähnen: Veranstaltung von Vorlesungen und Vorträgen, Bücher- und Bilderausstellungen, Shakespeare-Aufführungen und volkstümlichen Konzerten, geselligen Klubabenden usw. Die Wichtigkeit ihrer Stellung im sozialen Leben zeigt sich darin, daß die Siedlungen bei allen aktuellen Fragen der Sozialpolitik und der Wohlfahrtspflege als Sachverständige und Berater zugezogen werden.

Bei uns in Deutschland liegen die Verhältnisse ja nun wesentlich anders, und es wird sich für den Siedlerbund darum handeln müssen, sich in den Dienst schon vorhandener Einrichtungen zu stellen und seine Hauptaufgabe darin zu erblicken, diese Einrichtungen mit Persönlichkeitsgeist zu erfüllen und die Mitglieder des Bundes zur Hingabe des ganzen Menschen und zum wirklichen Verständnis und zu praktischer Betätigung des Gedankens vom Brudertum aller Menschen zu erziehen.

Die praktische Arbeit der Siedler, die sich unter Leitung eines älteren Akademikers in einem gemeinsamen Heim organisieren, wird im wesentlichen bestehen in der Veranstaltung von Lese- und Debattierabenden für Arbeiter, in der Betätigung in Volksunterrichtskursen, Lehrlingsheimen, Jugendklubs, Kinderhorten, in der Übernahme eines Helferamtes beim Jugendgericht usw.; vor allem aber in tätiger Teilnahme an allem, was ihre Nachbarschaft bewegt, seien es kleine persönliche Hilfeleistungen bei Unglücksfällen, Krankheiten, sei es ein Volksfest, eine Versammlung, eine Gewerkschaftssitzung, die sie besuchen, und überall sollen persönliche Beziehungen angeknüpft, persönlicher Gedankenaustausch gepflegt werden. Es ist ein so ganz anderes Eindringen in die sozialen Verhältnisse, als wenn man „erst wie aus einer andern Welt hergereist kommen muß und nachher doch wieder in seinem gesellschaftlichen Milieu verschwindet."

Der Siedlerbund bezeichnet in seinem Aufrufe als die zuerst in Angriff zu nehmende praktische Arbeit den Dienst an der Jugend und stellt folgende Leitsätze auf: „Heimatlos gewordener Jugend ein Heim zu bieten. — Im geselligen Spiel und freundschaftlichem Verkehr mit den Siedlern diese Jugend zur Selbsterziehung anzuleiten. — Sie in Jugendklubs durch Selbstverwaltung an Kameradschaft und Disziplin zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewöhnen. — In diesen Klubs den Kampf gegen den Alkoholismus aufzunehmen. — Durch Wanderungen die Liebe zur Natur in ihnen zu wecken. — Durch Leibesübungen sie zu kräftigen und abzuhärten. — Durch Elternabende und Unterhaltungsabende auch mit den Erwachsenen in Verkehr zu treten."

Den meisten Siedlern wird es ihrer eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse halber nicht möglich sein, wie es in England vielfach geschieht, ein ganzes Jahr nur als soziales Freiwilligenjahr anzusehen, sondern sie werden nur einige Tages- oder Abendstunden ihren Bestrebungen widmen können. Daher ist es erwünscht, daß sich aus studentischen Kreisen noch recht viel Mitarbeiter finden, die „dem Bunde als Helfer oder Mitglieder angehören und sich den Siedlungsgemeinschaften als Klubleiter, Vortragende, Turnwarte oder Wanderführer zur Verfügung stellen." Vor allem kommt es einstweilen darauf an, den Gedanken der Siedlungsgemeinschaften in die akademische Jugend zu tragen und Aussprachen darüber herbeizuführen.*)

Im allgemeinen steht man heutzutage etwas kritisch den vielerlei Bestrebungen gegenüber, die an unserm sozialen Leben herumkurieren wollen, die hier und da einen Flicken aufsetzen möchten oder gar ein Allheilmittel gefunden zu haben glauben. Im Gegensatz hierzu liegt in der Siedlungsbewegung endlich einmal wieder ein gesunder und großzügiger, aus lebendiger Anschauung geborener Gedanke, der sicherlich soviel Gestaltungskraft haben wird, eine „geistige Gewerkschaft" ins Leben zu rufen, die auszuführen vermag, was sich der Siedlerbund in klaren Worten als Aufgabe gestellt hat: „Durch persönliche Hingabe eng verbundener Freunde den Kampf streitbarer Menschenliebe erfolgreich aufzunehmen und neue Kämpfer gegen die sittliche Gefährdung, die körperliche Verkümmerung und die soziale Verbitterung unsres Volkes auf den Plan zu führen."

Käthe Feuerstack.

---

*) An Schriften zum Verständnis der Bewegung empfiehlt der Siedlerbund: Werner Picht, Toynbeehall und die englische Settlementbewegung. Tübingen 1913, Mohr. — Walter Classen, Soziales Rittertum in England. Hamburg 1900, Boysen. — Bruno Rauecker, Die Settlementbewegung. M.-Gladbach 1913. Sekretariat sozialer Studentenarbeit. — Adele Schreiber, Settlements. Leipzig 1904, Verlag von Dietrich. — Siedlungen und Siedlungsheime. Ein Mahnruf an die akademische Jugend. Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Volkserziehung, XXII. Bd., Heft 4, S. 25 ff. — Schrift 31 der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen: Die Anbahnung und Pflege von Beziehungen zwischen den verschiedenen Volkskreisen (Volksheime). Berlin 1907, Heymann. — Jahresberichte und monatliche Mitteilungen des Volksheims in Hamburg. Hamburg, Billh. Mühlenweg. — Die Geschäftsstelle des Deutschen Siedlerbundes befindet sich in Charlottenburg, Berliner Str. 22 III. Geldsendungen sind zu richten an Walther Holtzhauer, Charlottenburg-Westend, Häselerstr. 12c.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Reklame für die Fremdenlegion!

Wer kennt nicht Gottfried Kellers tiefeindringliches Gedicht „Schlafwandel".*)

Im afrikanischen Felsental
marschiert ein Bataillon,
sich selber fremd, eine braune Schar
der Fremdenlegion.
Lang ist ihr wildes Lied verhallt
in Sprachen mancherlei;
stumm glüht der römische Schutt am Weg,
schlafend ziehn sie vorbei.

Unter der Trommel vorgebeugt
der schlafende Tambour geht,
es reitet der Kommandant zu Roß,
von webender Glut umweht;
es schläft die Truppe Haupt für Haupt
unter der Sonne gesenkt,
von der Gewohnheit Eisenfaust
in Schritt und Tritt gelenkt.

Und was sonst in der dunklen Nacht
das Zelt nur sehen mag,
tritt unterm offnen Himmelsblau
im Wüstenlicht zutag.
Es spielt das schmerzliche Mienenspiel
unglücklichen Mannes, der träumt;
von Gram und Leid und Bitterkeit
ist jeglicher Mund umsäumt.

Es zuckt die Lippe, zuckt das Aug',
auf dürre Wangen quillt
die unbemeisterte Träne hier,
vom Sonnenbrand gestillt.
Sie schaun ein reizend Spiegelbild
vom kühlen Heimatstrand,
das grüne Kleefeld, rot beblümt,
den Vater, der einst den Sohn gerühmt,
verlornes Jugendland.

Ein Schuß — da flattert's weiß heran,
und schon steht das Karree
schlagfertig und munter, und keiner sah
des andern Reu und Weh;
nur zorniger ist jeder Mann,
willkommen ihm der Streit,
doch wie er kam, zerstiebt der Feind,
wie Traum und Reu so weit.

Ist dies Gedicht nicht eine ergreifende Schilderung des Lebens in der Fremdenlegion? Ist es nicht eine meisterhafte Zusammenfassung der Zustände, wie wir sie dort finden? Da wird gesprochen vom leidenbringenden Marsch durch die öde Sandgegend. Da sieht man die Gestalten aus aller Herren Länder, die nur eins zusammenhält, die Eisenfaust der Gewalt. Da hört man Seufzen und Stöhnen. Da erblickt man von Schmerz und Reue vergrämte Gesichter. Da fühlt man die Trauer um verlorenes Glück. Da merkt man die unauslöschliche Sehnsucht nach Heimat und Elternhaus. Da klagt

*) Vgl. Gesammelte Gedichte von Gottfried Keller. 2 Bd. Geb. je 3,80 Mk. Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. — In demselben Verlage sind auch die gesamten Werke Kellers (10 Bde., je 3,80 Mk.) erschienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die bange Verzweiflung; denn alles ist eben dahin, verloren. Da sieht man, wie am Ende ein jeder hofft, daß eine mildtätige wohlgezielte Kugel diesem beklagenswerten Leben voll Leid und Schmerzen, voll Bitterkeit und Unerträglichkeit doch ein Ziel setzen möge. Denn der Tod ist doch nur eine Erlösung aus entsetzlichen Qualen.

Wie viel gute Dienste mag dies Gedicht in deutschen Schulen nicht schon geleistet haben, wenn es galt, die deutschen Jungen darüber aufzuklären, was die Fremdenlegion ist. Wenn es galt, ihnen zu zeigen, was den erwartet, der im raschen, unüberlegten Entschließen die Seinigen und das Vaterland verläßt und abenteuerlustig in die Fremde zieht. Wenn es galt, ihnen zu zeigen, wie unwürdig es eines Deutschen ist, diesen schmählichen Dienst zu tun. Wenn es galt, ihnen vor Augen zu führen, welche Schmerzen den Lieben daheim bereitet werden, und wie Wenige wiederkommen aus der Hölle, die ihrer dort wartet. Gerade das ist das Bedeutungsvolle dieses Gedichtes, daß es nur einen so verzweifelten Ausblick bietet, daß es so eindringlich sagt: Mit denen dort ist es vorbei. Wir könnens ja eben unserer unternehmungslustigen Jugend nicht genug einschärfen: Wenn du dorthin gehst, dann mußt du abgeschlossen haben, dann denke nicht daran, wiederzukommen. Nur ein Wort gibt es für dich: „Laß alle Hoffnung fahren!"

Und gewiß bleiben solche Schilderungen nicht ohne Eindruck. Gewiß sind solche Mahnungen der Schule nicht ohne Erfolg. Wer selbst vor Kindern stand, und deren Gesichter beobachtete, wer in den Mienen der heranwachsenden Jünglinge lesen konnte, der weiß, daß die Worte nicht vergeblich gewesen sind, daß sich Mancher im Innern gelobte: „Du wirst dich nicht dorthin bringen lassen! Du wirst dich nicht dahin verkaufen, selbst dann nicht, wenn du in der Heimat Grund hast zum Klagen, vielleicht gar zum Verzweifeln."

Es ist ganz gewiß notwendig, daß die deutsche Schule einen wesentlichen Anteil an der Aufklärung über die Fremdenlegion übernimmt. In einer Zeit, wo der größte Prozentsatz dieser französischen Kolonialtruppe aus Deutschen besteht. In einer Zeit, wo alle einsichtigen Kreise ihre warnende Stimme erheben und wo es selbst die Regierung für notwendig hält, auf diese Gefahr hinzuweisen. Es ist eine ernste und heilige Pflicht aller guten Deutschen, hier als Mahner und Warner aufzutreten, mag man von anderer Seite sich auch noch so sehr bemühen, das zu beschönigen und die „Herrlichkeiten der Fremdenlegion" im hellsten Lichte erstrahlen zu lassen.

Und die Schilderungen, die diejenigen geben, die das Glück hatten, Heimat und Vaterland wiederzusehen, geben uns soviel Material an die Hand, daß dieser „Kampf gegen die Fremdenlegion" nicht ohne Erfolg sein kann, wenn er mit Kraft und Ausdauer durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geführt wird. Freilich, es heißt hier, immer auf dem Posten sein, und ein Erlahmen wird sofort fühlbar werden.

Sollte man in diesem Kampfe nicht jeden Bundesgenossen herzlich willkommen heißen?

Da meldet sich nun einer und will eingereiht werden in die Schar der Kämpfer, einer, der gewiß Macht hat über die Jugend, einer, der die Jugend zu packen versteht.

Wißt ihr, wer es ist?

Eine Serie von Heften für die Jugend ists, das Stück für 10 Pfennig. Die Hefte tragen die Gesamtüberschrift:

Heinz Brandt,
der Fremdenlegionär.

Abenteuer, Kämpfe, Leiden und Geheimnisse in der Fremdenlegion.

Und der Prospekt sagt dazu Folgendes:

„Die Fremdenlegion,
das Paradies des Teufels!

Die Fremdenlegion mordet einen Teil der Jugend aller Nationen!

Die Fremdenlegion erniedrigt ihre Soldaten zu Sklaven und Tieren!

Die Fremdenlegion schafft unzählige Wahnsinnige, Sieche, Krüppel und Todesopfer!

Die Fremdenlegion kennt noch heute mittelalterliche Foltern und Henkersqualen!

Und doch fallen diesem verruchten Fangnetz Frankreichs Tausende und Abertausende zum Opfer.

Jünglinge, junge Männer, kraftvoll, lebensfroh, einen sich unter dieser unwürdigen Fahne, verlassen das Vaterland, Eltern, Geschwister, Freunde, einen ehrlichen Beruf, um für 4 Pfennige Löhnung täglich, elende Verpflegung und niedrige Behandlung sich diesem Teufel, „Fremdenlegion" genannt, mit Haut und Haar zu verschreiben.

Der Grund ist einzig und allein: Die Sucht nach Abenteuern.

Daran fehlt es dem Fremdenlegionär allerdings nicht! Abenteuer, Gefahren, Kämpfe begleiten ihn auf Schritt und Tritt. Die unendliche Wüste tut sich vor ihm auf. In ihrem glühendheißen Sande kämpft er mit Arabern und Kabylen, mit Löwen, Schakalen und Hyänen. Fort geht es übers Meer nach Madagaskar und

Tonkin! Dort tobt der Kampf gegen die Hovas oder Sakalaven, Völkerschaften, die an Wildheit und Blutdurst die Indianer Nordamerikas weit übertreffen, oder es geht auf Tod und Leben gegen die Gelbflaggen oder Schwarzflaggen, Seeräuber, die jeden Weißen, der in ihre Hände fällt, ohne Erbarmen abschlachten.

Heinz Brandt, der Held dieses Werkes, nach dessen wahrheitsgetreuen Schilderungen diese Bändchen niedergeschrieben sind, ist einer der wenigen Glücklichen, die nach 5 furchtbaren Jahren des Kampfes heil und gesund entkommen! Jeder Band ist eine sensationelle, hochinteressante und belehrende Lektüre, aber auch zugleich eine Warnung für die deutsche Jugend".

* * *

Können wir diese Hefte, auf die sich der mitgeteilte Prospekt bezieht, als Freunde begrüßen? Sie wollen ja „eine Warnung für die deutsche Jugend" sein.

Zweifellos üben diese Hefte einen ganz gewaltigen Einfluß auf die Jugend aus. Ich weiß, daß die Jungen sie gerne lesen. Jungen, die eine ganze Menge anderer Zehnpfennighefte ablehnen, weil sie ihnen als nicht glaubwürdig erscheinen. Denn „was in diesen Heften steht, das ist wahr", sagen sie. Ob sie's vielleicht sagen, weil es auf dem Umschlag zu lesen ist? Kurz und gut, sie haltens für wahr. Sie berauschen sich an diesen Erzählungen, erleben mit rotem Kopfe, zuckenden Lippen, heißen Händen und klopfendem Herzen alle die Abenteuer mit, die dieser „Heinz Brandt" bestehen muß und auch besteht. Er geht ja aus allen, sie mögen noch so grausam und qualvoll, noch so gefahrdrohend und todbringend sein, „heil und gesund" hervor, es mögen noch so viel Andere fallen, er bleibt am Leben.

Ja, Heinz Brandt ist ein wunderbarer Mensch. Soll ich eingehen auf die Unmöglichkeiten der Erzählungen? Auf alle die Widersprüche? Auf alles das Unwahrscheinliche? Ich wills nicht. Aber der Junge, der's liest, nimmt es für lautere Wahrheit.

Ich will ja nur die Frage beantworten: Sind diese Hefte ein Bundesgenosse im Kampfe gegen die Fremdenlegion?

So sind vielleicht alle Übertreibungen und Überspannungen, alle Unnatürlichkeiten, alles Wahrheitswidrige doch nur Mittel zur Abschreckung für die Jugend? Ja, man müßte es wohl meinen, daß die Jugend abgeschreckt würde durch alle die Grausamkeiten und Scheußlichkeiten, die sie da mit fliegendem Atem an sich vorüberziehen lassen. Aber sie lesen sie mit — glühender Begeisterung, mit — herzlichem Mitgefühl, mit Bewunderung vor dem Helden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heinz Brandt, der alle diese Abenteuer besteht. Sie lesen sie mit dem einen Wunsche: Wenn du doch Heinz Brandt wärst!

Unsre Jungen sind nun einmal voll überschäumenden Lebens, voll ungezügelter Kraft, voll von einer Sehnsucht nach romantischen Erlebnissen und Abenteuern. So waren wir auch. Und wir lasen auch „Indianerschwarten". Lasen vor allem auch die Lederstrumpfgeschichten. Ich war schon in der Schule ein Bücherwurm, ein „Schwarter". Und alle meine Freunde warens auch. Jedes Buch wurde durchgeschmökert. Und auch auf unsre Phantasie wirkten die Indianergeschichten. Aber unsre Kraft und Sehnsucht machte sich Luft im Spiel im Freien, in den Abenteuern in unsren Wäldern. Da war uns kein Baum zu hoch und kein Felsen zu steil. Und wenn unsre Eltern uns manchmal gesehen hätten, sie hätten — des waren wir gewiß — gezittert ob unsrer Waghalsigkeit. Und wir haben manchen Puff und manchen Stoß, manche Schmarre und manchen Riß, manchen verstauchten Arm und manche Beule am Kopfe davongetragen. Aber wir haben nicht lange geklagt, und beileibe — niemandem zu Hause etwas erzählt, denn da . . . . waren wir nicht sicher, ob es uns nicht etwas anderes eingetragen hätte. So machte sich unsre Abenteuerlust Luft. Es wäre ja kein deutsches Blut in uns geflossen, wenn wir nicht so wagemutig gewesen wären. Und wenn's die Jungen von heute nicht wären, da wäre es traurig um die Jugend bestellt. Freuen wir uns, daß sie es sind!

Aber leider! Vielen fehlt das, was es für uns noch gab: das Austollen und Austoben. Immer mehr Verbote. Immer mehr Einschränkungen. Immer mehr Bestrafungen der Jugendlichen. Und nun gar in dem Steinhaufen der Großstadt, wo soll da der Raum und die Gelegenheit sein zu dem Austoben, zum Verbrauchen dieser überflüssigen Kräfte.

So sitzen die Jungen und nähren die Sehnsucht. Lesen vom „Heinz Brandt" und denken sich an seine Stelle. Nähren die Sehnsucht nach fremden Ländern. Nähren die Sehnsucht nach Abenteuern und nach — der Fremdenlegion. Das ist etwas, was sie vielleicht einmal erleben könnten. Die Zeitungen schreiben ja tagtäglich davon. Und Frankreich liegt wirklich nicht außer der Welt. Es ist ja gar nicht so weit.

Aber alle die Warnungen! Alle die Gefahren! Alle die Bedenken! Wo sind sie hin? Weg sind sie, zerstreut, zerstoben, wie weggeblasen.

Das hat alles „der Fremdenlegionär Heinz Brandt" getan.

Inwiefern denn? fragt der Uneingeweihte staunend. Wird die Jugend denn durch alle die Erlebnisse dieses Menschen nicht abgeschreckt und zurückgehalten?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerade nicht! Wenn einem auch schauderte, wenn einem auch die Gänsehaut überlief, die Lust nach Abenteuer ist geweckt und genährt. Warum sollte mans nicht versuchen, wie es Heinz Brandt versuchte? Warum sollte man nicht alle diese Qualen überstehen wie Heinz Brandt sie überstand? Warum sollte man nicht auch „heil und gesund nach 5 Jahren entkommen" wie Heinz Brandt entkam? Warum sollte man nicht das gleiche Glück haben wie Heinz Brandt?

Und warum übersteht denn Heinz Brandt alle Abenteuer? Warum geht er nicht unter in Not und Tod?

Darauf gibt es nun allerdings bloß die eine Antwort: Damit der Serie immer neue Hefte hinzugefügt werden können! Denn mit dem Tode des Helden müßte ja die Serie aufhören. Und dann? Ja dann . . . .

Weil sich aber Heft an Heft reiht, weil die Jungen Heft für Heft schwarten, weil sie sehen, daß alle Gefahren für Heinz Brandt nur ein Kinderspiel sind, weil sie allen Maßstab für Wahrheit verloren haben, so wird in ihnen die Sehnsucht wach, gleiches zu erleben, gleiche Abenteuer zu bestehen, und „heil und gesund" zu entkommen wie Heinz Brandt.

Und so sind diese Hefte wohl eine „sensationelle Lektüre", für die Groschen für Groschen geopfert wird, aber sie sind nicht zugleich „eine Warnung für die deutsche Jugend", wenns auch der Prospekt sagt. Sie bewirken gerade das Gegenteil. Sie sind — wenn das natürlich auch nicht die Absicht des Herausgebers oder Verfassers ist — in ihrer Ausgestaltung mit ihren immerwiederkehrenden widernatürlichen Lebensrettungen eine Reklame für die Fremdenlegion.

Sie sinds, weil die Jungen jeden Maßstab verlieren, weil sie alles über dem einen Gedanken vergessen: Auch du könntest das alles so gut bestehen wie Heinz Brandt! Auch du wirst das alles ohne Schaden überstehen wie Heinz Brandt.

Und in dieser Wirkung arbeiten diese Hefte gerade dem entgegen, was von Regierungen und Behörden, von Vereinen und allen Vaterlandsfreunden unterstützt wird, dem Kampfe gegen die Fremdenlegion. Wir können sie darum nicht als einen Bundesgenossen begrüßen. Wir müssen auch sie bekämpfen als einen Werber, als einen Zutreiber für die Fremdenlegion. Wir müssen vor allem der Jugend zeigen, was in ihnen aller Wahrscheinlichkeit widerspricht.

Das ist gewiß nicht leicht. Denn durch die abenteuerlichen Handlungen wird die Jugend gepackt und gewonnen.

Der Kampf gegen die Fremdenlegion wird mit diesen Heften nicht gefördert und nicht geführt werden können, wenn ihre Zahl auch schon auf 40 angewachsen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da kann uns denn doch Gottfried Kellers tiefergreifendes Gedicht „Schlafwandel" mit seinem furchtbar verzweiflungsvollen Ausblick Dienste leisten, die hundert solcher Heinz-Brandt-Hefte nicht aufwiegen. Wir wollen es weiter mit dem einen versuchen, die hundert aber — kennzeichnen als das, was sie nach Lage der Dinge für unsre Jugend nur sein können: eine Reklame für die Fremdenlegion. **Walther Kluge.**

## Der Eid.

Eine Laune führt sie in die öffentliche Verhandlung der Strafkammer, den Studenten und den erfahrenen Juristen.

Ein Bauernbursche wird gerade wegen Körperverletzung verhandelt. Die landesübliche Sonntagsrauferei. Sechs Zeugen werden eidlich, der Verletzte, weil der Mitschuld verdächtig, wird unbeeidigt vernommen. Die Zeugen sind Dorfgenossen des Angeklagten. Sie bringen eine wohlerdachte Lügenmär vor, um den Freund zu entlasten und alle Schuld auf den dorffremden Verletzten zu schieben. Dem Studenten wird's schwül. „Sechs Eide, sechs Meineide", sagt er, während die Richter zur geheimen Beratung den Saal verlassen. — „Und wie sie machen es die meisten Zeugen im Reich, wenn's drauf ankommt." — „Wird das Gericht ihnen glauben?" „Kein Wort. Die Blutspur, die dumme Ausrede des Angeklagten, die Aussagen des Verletzten werden zur Verurteilung genügen, trotz dem sechsfachen Schwur." „Dann wird wohl ein sechsfaches Meineidsverfahren den Frevel sühnen?" „Der Staatsanwalt wird sich hüten, die Anklage zu erheben, denn kein Schwurgericht würde auf die Aussage des Verletzten hin sechs biedere Bauersleute des Meineids schuldig sprechen. Das wissen die Zeugen genau, darum lügen sie so dreist." „Und sind doch aus dem kirchlich frömmsten Dorf der Gegend." „Sind auch sonst leidlich brav und rechtlich. Aber, daß es wirklich eine so furchtbare Sünde sein soll, wie die Städter in der Richterrobe behaupten, wenn man seine besten Freunde vor Zuchthaus und Schande bewahrt, und daß man um dieser fremden Herren willen Fluch und Haß und Rache des ganzen Dorfes auf sich und sein ganzes Haus heraufbeschwören solle, leuchtet ihnen niemals ein. Die Notlüge scheint ihnen erlaubt." „Wirkt bei den frommen Leuten die Furcht vor der ewigen Strafe nicht?" „Ein einziges Mal sah ich, wie Höllenangst vor Meineid bewahrte. Ich hatte einen Bauernburschen im Vorverfahren eidlich zu vernehmen. Er suchte den Freund herauszulügen, alle Bemühungen, ihn zur Wahrheit zu bewegen, waren umsonst. Schon wollte ich die Vernehmung schließen, da fiel unser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwerer Schürhaken zu Boden. Der Zeuge, der die Ursache des donnerähnlichen Geräusches nicht kannte, ward vor Schrecken leichenblaß, bekannte seine Lüge und änderte seine Aussage." „Diese abergläubische Furcht . . ." „. . . ist im ganzen mehr schädlich als nützlich und läßt allerhand Gegenmittel erfinden. Sahst du nicht, wie der Bauer die linke Hand gen Boden streckte? Es ist ein alter Volksglaube, daß dann der Fluch vom Himmel zur Hölle fahre, ohne den Meineidigen zu treffen." „Hier scheint doch der Einfluß der Kirche zu versagen." „Unter Juristen hört man zuweilen den Vorwurf, die Geistlichen nähmen den Meineid leichter, als manchen Verstoß gegen kirchliche Form. Sicher zu Unrecht. Aber sie haben schweren Stand. Die Schrift, die sie auslegen, verbietet den Eid so streng und unbedingt, daß ein Deuteln nicht möglich ist, und der Staat befiehlt ihn auch da, wo er ganz entbehrlich wäre. Die Kirche lehrt außerdem, daß jede Selbstverfluchung gotteslästerlich und zudem nichtig sei . . ." „Und unser Vorsitzender belehrte doch die Zeugen so eindringlich, daß die Höllenstrafe dem Meineid auf den Fuß folge!" „So machen sie's alle, obwohl die Eidesformel kein Wort davon enthält. Es ist eine Erinnerung an vergangene Tage, da die Gewissensfolter die Körperfolter ablöste."

Der zweite Fall wird aufgerufen. Er ist ähnlich dem ersten, nur daß die Zeugen sich in zwei Parteien spalten. „Sie lügen sachlicher" meint der Student. „Sie haben's nicht so leicht, wie die Vorigen. Sie dürfen nichts verschweigen und nichts hinzusetzen und stellen doch den Sachverhalt auf den Kopf. Sie wissen's ganz genau, wenn sie von den Tatsachen abweichen, faßt sie der Gegner wegen Meineids. Drum fälschen sie ihr eigenes Urteil, dann kann ihnen niemand an. Was dem Schützling günstig ist, sahen sie genau. Wo es dem Freund schaden könnte, läßt sie Gedächtnis, Gehör, Gesicht und Urteilskraft hilfreich im Stich. Wo die Dinge am klarsten liegen, hilft dem Freund ein ‚ich glaube', ‚ich weiß nicht' aus der Patsche. Schließlich täuschen sie sich selber vor, sie hätten ‚die reine Wahrheit' gesagt und entlasten ihr Gewissen."

„Der nächste Fall mag gut werden. Die Zeugen erklärten's soeben deutlich, daß ihnen der Eid ‚Wurst' sei. Ist's nicht ein Hohn, wenn Gottesleugner bei Gott dem allmächtigen und allwissenden schwören müssen?" 's ist Widersinn, aber Gesetz. Daran liegt's ja! Ein ernster Mann sagt auch ohne Eid die Wahrheit, der Leichtfertige und Gewissenlose findet immer eine Ausrede, um sich der Pflicht zur Wahrheit zu entziehen, und dem Ungläubigen ist der Eid leere Form." Ein Kassenwart wird diesmal wegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unterschlagung verhandelt. Die Zeugen sind Sozialisten. „Scheint fast, sie haben mehr Achtung vor dem Eid als die frommen Bauern von vorhin." „Wenn sie dürften, würden sie genau so lügen. Aber sie wissen, daß Gericht und Polizei ihnen als Sozialdemokraten auf die Finger sieht. Nicht also der Eid, sondern Furcht vor sicherer Strafe und Klugheit, im besten Falle die Gewöhnung an Ein- und Unterordnung, wie sie das Gewerkschaftsleben mit sich bringt, hält sie auf der rechten Bahn."

„Gottlob, jetzt kommen einwandfreie Zeugen." Ein Häftling wollte dem Schutzmann entfliehen. Frage ist, ob er sich ihm nur entwinden oder durch Gewalt Widerstand leisten wollte. Es geschah vor vielem Volk. Der Staatsanwalt konnte aus hundert Zeugen sich die zehn besten herauswählen. Und doch! Welcher Wirrwarr! Der kurze Vorgang könnte in zehn Abschnitte zerlegt werden. So viele Zeugen, so viele Aussagen über jeden Punkt waren zu hören. Hundert verschiedene Auffassungen, von denen jede zehnmal widerlegt war, wurden beschworen. „So also sieht die reine Wahrheit aus, die der beste Zeuge bei Gott beschwört." „So schwindet der Ruhm des besten Beweismittels. Erst mußten Richter und Gesetzgeber einsehen, daß die Zeugen trotz dem Eid die Wahrheit nicht sagen mögen, und heute deckt die Kriminalpsychologie tausend Möglichkeiten auf, unter denen der Zeuge die Wahrheit garnicht bekunden kann."

Ein Schutzmann wird in der Pause gefragt, wie oft er schon geschworen habe. Er rechnet: Zweihundertmal im Jahre macht sechs Tausend in dreißig Dienstjahren. „Und wie viele Eide werden in diesem Landgerichtsbezirk dem Volke aufgenötigt?" „Ich schätze zehn Tausend im Jahre." „Wie viele wären entbehrlich?" „Allesamt. Niemand wäre froher, als wir Richter, wenn die ‚metaphysische Eselsbrücke der Juristen', wie sie ein deutscher Philosoph nannte, zum alten Eisen geworfen würde." „Denken alle so?" „Wenn einer recht zäh am Alten hängt, so wird er doch zugeben, daß neunundneunzig vom Hundert unterbleiben könnten." „Wird man nicht Bedenken tragen, eine Jahrtausende alte Übung mit einem Strich aus der Welt zu schaffen?" „Gut, dann setze man vorerst anstelle des Gebotes: der Zeuge ist zu beeidigen den Satz: der Zeuge kann beeidigt werden." „Und der versprechende Eid . . .?" „Müßte erst recht fallen. Oder glaubst du, ein einziger Beamter wäre minder gewissenhaft, wenn er statt unter Eid auf Ehrenwort verpflichtet würde, oder ein Soldat . . .?" „Eben dachte ich an meinen Hauptmann, den bravsten Soldaten, den ich mir denken kann, der meinte: Ich habe in zwanzig Dienstjahren täglich zwölfmal den Fahneneid gebrochen, denn der ‚un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bedingte Respekt und Gehorsam gegenüber meinen Vorgesetzten ist mir niemals geglückt . . .'" „. . . Aber, beim Teufel, wer hält denn am Eide fest, wenn das Volk ihn nicht achtet, der Staat ihn als unnütz, die Kirche als sündhaft verwirft und ernste Männer ihn unsinnig und unsittlich und kulturwidrig nennen?" „Würden Presse und Politiker den Eid so zäh bekämpfen, wie sie sich gegen Duell oder für Schwurgerichte oder den Schutz des Redaktionsgeheimnisses ereifern, der Eid wäre längst verschwunden." „Schafft die neue Strafprozeßordnung nicht Wandel?" „Ganz unzureichend. Sie gestattet, daß belanglose Zeugen nicht beeidigt werden. Aber solche Zeugen pflegen die Gerichte nicht zu laden."

„Was soll aber an die Stelle des Zeugeneides treten?" „Einfach die staatsbürgerliche Pflicht, die Wahrheit zu sagen und Strafe für Lüge vor Gericht." „Wie in der Schweiz." „Dort ist in mehreren Kantonen das einfache Versprechen, die Wahrheit zu sagen, an die Stelle des Eides getreten." „Mit gutem Erfolg?" „Wer die Meineidsseuche nicht kannte, ist natürlich geneigt, alle Schuld auf die Neuerung zu schieben, so oft unterm neuen Recht weitergelogen wird. Die Andern aber wissen, daß Jahrhunderte alte Gewohnheit zu lügen nicht durch Gesetz beseitigt werden kann. Aber so viel steht fest, die Lügen haben nicht zugenommen." „Fürchten die Frommen im Lande nicht, es möchte mit dem Eid der letzte Rest religiösen Sinnes die Gerichtsstätten fliehen?" „Dem könnte vorgebeugt werden, wenn man die staatsbürgerliche Erziehung unsers Volkes auf religiöser Grundlage aufbaute und Wahrhaftigkeit als gottgewollte Bürgerpflicht forderte." „Dazu eignet sich die junge körperschaftliche Erziehung vortrefflich." „Und gerade ihr jungen Leute solltet darin vorangehen. In eurer schönen Jugendpflege, in den Bestrebungen für Lebensreform und Ausdruckskultur. Nicht zum mindesten auch in den Enthaltsamkeitsvereinen . . ." „Was haben diese mit dem Eid zu tun?" „Sehr viel, denn hätten wir die Trinksitten nicht, so wären uns drei Viertel aller Straftaten und damit ebensoviele Eide erspart. — Vergessen wir auch die Vereine fürs Deutschtum nicht, denn gerade im Eide steckt sehr viel von undeutscher Art."

Leo von Egloffstein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

Neue Hamburger Zeitung, Nr. 66 vom 9. Februar 1914. (2. Beilage.)

Die Grausamkeit der Breitschwanzgewinnung.

„Zu den kostbarsten und beliebtesten Pelzwerken, mit denen unsere Damen sich zu schmücken lieben, gehören die feinen Lammfelle, die in Chiwa, Buchara und in Turkestan gewonnen werden. Man nennt sie Persianer, Astrachan und Breitschwanz; das edelste und teuerste dieser Felle ist der Breitschwanz, der, was nicht ganz bekannt sein dürfte, von neugeborenen Lämmern gewonnen wird. Daher ist das Fellwerk noch so teuer, denn das Mutterschaf muß kurz vor der Geburt des Lammes geschlachtet werden. Man kann sich unschwer denken, welche Mengen von Mutterschafen alljährlich der Mode zum Opfer gebracht werden, denn diese Felle werden nicht nur zu Damenpelzwerk verarbeitet, sondern sie erfreuen sich auch bei den russischen Herren als Mützen und Pelzkragen außerordentlicher Beliebtheit. Die turkestanischen Kirgisen, die die Hauptlieferanten für Breitschwanz sind, haben nun eine Methode herausgearbeitet, die die Gestehungskosten wesentlich herabsetzt, wovon freilich nur sie den Vorteil haben, denn es fällt ihnen nicht ein, die Preise für die Felle zu ermäßigen; diese Methode ist aber zugleich eine der scheußlichsten Bestialitäten, die man sich denken kann, und die nur mit der Grausamkeit verglichen werden kann, mit der man Reiherfedern gewinnt. Während man jedoch in dankenswerter Weise für den Schutz des edlen Fischräubers eintritt, können die grausamen Kirgisen mit den armen Schafen Grausamkeiten begehen, die das Blut in den Adern erstarren machen. Wenn beim Schlachten natürlich alle Mutterschafe auf den Lauf gehen — das Fleisch ist wohl selbst für den Geschmack der Kirgisen kaum anziehend —, so erhält man, wenn man eine Frühgeburt hervorruft, wenigstens einen Teil der Mutterschafe am Leben. Die Frühgeburt wird nun in der Weise hervorgerufen, daß zwei Kirgisen das angepflöckte Schaf mit Knütteln so lange bearbeiten, bis es unter jammervollem Geschrei und furchtbaren Qualen das Lamm zur Welt gebracht hat. Dem neugeborenen Wesen wird sofort das Fell abgezogen, während das Fleisch den verhungerten, halbwilden Hunden vorgeworfen wird. Bei diesem Verfahren werden, wie Augenzeugen dieser Bestialität versichern, zwei Drittel der gemarterten Mutterschafe am Leben erhalten. Wenn also eine Dame in der angenehmen Lage ist, einen kostbaren Mantel aus Breitschwanz zu erwerben oder sich zu Füßen legen zu lassen, so vergesse sie nicht, daß dieses Pelzjuwel, wie man neuerdings wohl sagt, einer ganzen Anzahl von sanften Tieren entsetzliche Qualen, für die besonders die Frauen Verständnis haben sollten, bereitet hat. Man soll sich nicht etwa damit trösten, daß man die Kirgisen zu einer anderen, menschlicheren Methode veranlassen könnte. Wer die Verhältnisse in der Kirgisensteppe und die Kirgisen kennt, weiß nur zu gut, daß von irgendeiner Kontrolle in der Steppe natürlich gar keine Rede sein kann, und daß diese halbwilden und grausamen Nomaden jedem ins Gesicht lachen würden, der ihnen begreiflich machen wollte, daß sie Unmenschlichkeiten begehen. Man kann gegen diese Marterungen nur in der Weise protestieren, daß man — aufhört, Breitschwanz zu tragen. Ob das aber wohl denkbar ist? Die Göttin Mode ist eben oft noch grausamer als die Kirgisen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Burschen heraus!** Hundert Fackeln loderten gen Himmel. Rot glänzte es auf den alten grauen Häusern, die am Teichgraben zu Jena stehen. Und dann schallte es empor, das Lied: Burschen heraus! Dieses Kampflied gegen „Zopf und Philisterei". Und während Hunderte von buntbemützten Studenten zu den großen Biertafeln im Volkshaussaal zogen, um dort im Liter-Rekord unseres Kaisers Geburtstag zu feiern, zogen die hundert, die sich freideutsch nennen, empor — trotz aller Warnungen — über schnee- und eisbedeckte Wege, durch den schneeverhangenen Wald zu dem trotzig-festen Bismarckturm, der über die Stadt im Saaletal emporragt.

Ohne Trara und Tschingtata! Still, aber freudigbewegt!

Sie zogen hinauf zu dem Turm, dem Feuer entgegen, das auf seiner Kuppe hinausloderte in die dunkle Winternacht, den Menschen im Lande zu künden: hier feiert eine Jugend den Tag ihres Kaisers, nicht bei wortschwall-reichen Reden, bei Biergläser-Reiben, bei Sektgläser-Geklirr. Diese Jugend will ihren Kaiser anders ehren! Anders als die da unten in der Tabaksdunst- und Bierstickluft.

Zwar singen die auch das Bundeslied. Aber hat das je schöner geklungen, als oben auf der Bergeshöhe im Fichtenwald, im Scheine lodernder Flammen:

Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde erbrause freudig der Gesang! Das Wort, das unsern Bund geschürzet, das Heil, das uns kein Teufel raubt und kein Tyrannentrug uns kürzet, das sei gehalten und geglaubt!

„Mit leuchtenden Fackeln sind wir aus dem Tal heraufgestiegen, um am Denkmal des Reichsgründers den Geburtstag unseres Kaisers zu feiern. Mit leuchtenden Fackeln — denn das Flammen der Lichter von den Bergen dünkt uns eine schönere Feier als alle die Festessen und Kommerse, mit denen man sonst ringsum in unserm Vaterlande diesen Tag festlich begeht."

Mit diesen Worten begann der Jenaer Nationalökonom, Professor Keßler, seine Rede. Und dann zeigte er, daß wir auch da unten im Alltag Feuer der Vaterlandsliebe anzünden müssen, der Vaterlandsliebe, die uns, die freideutsche Jugend, mit unserm Kaiser eint. Unsere Jugendkraft gehört unserm Vaterlande, nicht uns zu selbstsüchtigem „Carrière"-Machen, zu gedankenlosem Genuß. Es schien einmal, als ob wir unser Vaterland verloren hätten. Als ob wir nur noch Städte und Großstädte hätten. Aber wandernd haben wirs wiedergefunden, dieses schöne deutsche Vaterland. Und nun wollen wir es auch denen zeigen, die finden lehren, die es noch nicht haben. Vergeßt die vaterlandslosen Großstadtjungen nicht, wenn Ihr fröhlich ins Land hinausfliegt! Eine arbeitsfrohe und opferfreudige Jugend braucht das deutsche Reich. Gebt sie ihm. Fangt bei Euch selbst an: Ohne Selbstzucht keine Staatszucht, ohne Selbstbeherrschung kein Herrschvermögen! „Darum erklären wir dem leichtfertigen Genußleben der Alkoholgeselligkeit fröhlich den Krieg und suchen nach neuem, tieferem Gehalt für die akademischen Gemeinschaften. Gerade weil wir für rechte Ordnung sind, bekämpfen wir die Kneipordnung, und gerade weil wir den Staat im Auge haben, wenden wir uns weg vom Bierstaat!" Den Staat im Auge! Aber kein Festlegen auf ein politisches Programm in den Studienjahren!

Und dann malte der, auf den hundert begeisterte Augenpaare schauten, Bilder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom deutschen Volkstum, Bilder vom deutschen Idealismus. Man fühlte: diese Jugend wird sich ihren Idealismus durch niemanden und nichts nehmen lassen.

Das ist die neue Jugend, das neue Geschlecht!

Und durch den einsamen Wald schallte es: Deutschland, Deutschland über alles!

Dann zog die goldene Kette der Fackeln wieder hinunter zur Stadt, die still da lag; denn noch war nicht die Stunde, wo aus allen Wirtshaus- und Saaltüren patriotisch begeisterte Gestalten wankend ihrem Heime zustrebten, mit dem Bewußtsein, mal wieder bewiesen zu haben, daß „man" ein guter Deutscher ist! Noch war die Stunde nicht. Und nur hier und da öffnete sich ein Fenster, als die fröhlich singende Schar mit leuchtenden Fackeln durch die Straßen zog, die sonst den buntbemützten Herren und ihren Hunden als Bummelbahnen dienen.

Durch diese alten Straßen klang's — und hat's vor hundert Jahren nicht vielleicht ähnlich geklungen? —: Ich habe Lust, im weiten Feld zu streiten mit dem Feind, wohl als ein braver Kriegesheld, der's treu und ehrlich meint. Seht an, die Fahne weht. Wohl dem, der zu ihr steht. Die Trommeln schallen weit und breit. Frisch auf, frisch auf zum Streit!

Erstaunte Gesichter hier und da. Die Zeiten ändern sich . . .

Vor dem alten Hanfried-Denkmal auf dem Markte zu Jena standen zwar noch sieben Schutzleute; denn bei trinkenden Studenten geht das nicht anders. Aber sie bekamen nichts zu tun. Nur staunen durften sie, daß diese neue Jugend alles mit der größten Ordnung und Ruhe selbst schafft.

Die Fackeln fliegen zusammen.

Über den Marktplatz tönt das Lied von der Freude.

Und dann ist es still und einsam. Hierhin und dorthin gehen sie auseinander: sie haben ihren, unsern Kaiser gefeiert.

Gefeiert auf eine würdige Weise!

K. W.

**Ein Notschrei des kanadischen Deutschtums.** Die „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung" in Hamburg-Großborstel bittet uns, das Folgende zu veröffentlichen:

Vor einigen Tagen traf in Deutschland ein Brief mit der Aufschrift „Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Stiftung", Hamburg, ein, der richtig an die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel bestellt wurde, da sie gemeint war. Der Brief stammt aus einem Städtchen Saskatchewans im westlichen Kanada und enthielt einen lebhaften Notschrei des dortigen Deutschtums. Er begann:

„Hoffentlich erreicht Sie dieser Brief; mir ist Ihre Adresse vor sechs Jahren einmal mitgeteilt worden, und ich weiß nicht mehr, ob ich mich irre oder nicht. Es handelt sich um die Schaffung einer deutschen Bücherei in hiesiger Stadt. S. ist eine fast ganz deutsche Stadt von etwa 1000 Einwohnern, und die ganze Umgebung bis etwa 40 englische Meilen Nord, Süd, West und Ost ist zum großen Teil in Händen von Deutschen. Nun sind in S. gut 95% deutsch, der Rest besteht aus einer Hand voll Engländern, Norwegern, Franzosen, Chinesen usw. Trotzdem besteht hier eine englische Zeitung, aber keine deutsche, trotzdem ist hier außer Bibeln und Gesangbüchern nur schwer ein deutsches Buch aufzutreiben; trotzdem sind in der Schule fünf englische Lehrer und nur ein deutscher (eigentlich nur ein halber) Lehrer angestellt. Von allen Seiten stürmt das Englische in Geschäft, Schule, Theater heran, und es ist gut zu beachten, wie dieses große Stück Deutschtum immer mehr zusammenschmilzt. Im Dezember haben wir einen deutschen Abend veranstaltet, auf welchem es bei Strafe der vollständigen Verachtung untersagt war, anders als deutsch zu sprechen. Manches Weiblein und manche angehende „Lady" hat sich an diesem Abend auf die Zunge gebissen; aber, was mich anspornt: man nahm Lehren an und raffte sich zusammen. Die Hauptsache ist, daß ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diegene und auch edle Geister unter den hiesigen Deutschen sind, welche durchaus deutsch bleiben wollen, bei dem stumpfsinnigen Hasten nach dem Dollar aber vergessen haben, wie man das macht. Es gibt hier Fälle, in denen Enkelkinder nicht mehr mit ihren Großeltern sprechen können. Die Fürsorge für die deutsche Jugend fehlt, und so geht der kommenden Generation das deutsche Fühlen verloren, weil ihnen die deutsche Anschauung, deutsche Vorstellungen und noch mehr mangelt."

Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat sofort eine Bibliothek nach S. geschickt, um auch hier dem Deutschtum unter die Arme zu greifen. Solche Briefe laufen häufig bei ihr ein. Wie schön wäre es, wenn etwa das Deutsche Reich eine stattliche Summe dafür bewilligte, die deutschen Auslandsbüchereien weit kräftiger mit guten Büchern zu unterstützen, als dies bisher geschehen konnte!

**„Speisen und Reisen".** Reize des Gaumens sind die zuverlässigste Lebensfreude und für die Mehrheit deshalb die einzige. Die Haupttätigkeit der Menschen ist auf sie gerichtet. Bisher aber hatte man das nicht offen zugegeben. Die Scham hängte einen Schleier vor das Gelüst nach Gaumenreiz, und die Heuchelei stickte edle Motive darauf. So behaupteten unsre Theatergäste schlankweg, sie gingen nicht ins Theater, um Pralinees und Schokolade zu essen und nachher ins Café oder Restaurant zu gehen, sondern um Schiller oder Shakespeare zu genießen. Auf Reisen gehe man nicht etwa, um zu speisen, sondern um sich zu bilden. Man war also unaufrichtig, und man war es aus Kultur. Erst neuerdings wird die Auffassung zur Natur, daß man lebe, um zu essen, und daß die Welt ein allen Anforderungen eines verwöhnten Geschmacks Rechnung tragendes Restaurant sei. Naivität, die kostbare Tochter der Natur, schlägt den Schleier der Scham zur Seite, und in dem Rahmen seiner grotesken Draperie enthüllt sich uns das Bild des modernen Menschen, der die Dinge nur innerhalb Speiseraum und Mahlzeit anschauen kann.

Die Scherlsche „Woche" bringt in ihrer ersten Nummer dieses Jahrgangs eine Plauderei „Speisen und Reisen, gastronomische Weltstadteindrücke" von Victor Ottmann, die diese Wandlung zu naiver Wahrhaftigkeit beurkundet. Der Verfasser sagt zu Anfang u. a.: „Auf Speisen reimt sich reisen", was offenbar zur Erläuterung des Titels dienen soll; „und die beiden Begriffe passen auch sinngemäß vortrefflich zueinander." Alle namhaften Gourmets seien begeisterte Reisende gewesen, belehrt er uns, und der ältere Dumas, der also beim Essen mehr Geschmack hatte als beim Schreiben, soll einmal mittels Extrapost zwei Tage und zwei Nächte hintereinander von Paris nach Périgord gefahren sein, „weil ihn der Appetit befiel, einen getrüffelten Truthahn an der Quelle der Vollkommenheit zu verspeisen." Es ist klar, daß Dumas gegen uns ein Stümper war; aber das lag an der verspäteten Einrichtung der Blitzzüge und Schlafwagen. Im vollen Bewußtsein der Zeitgenossenschaft schreibt unser Gastronom weiter:

> Heute, im Zeitalter der Blitzzüge und Schlafwagen, hat es der Feinschmecker nicht mehr nötig, sich zur Erweiterung seines gastronomischen Gesichtskreises solchen Strapazen zu unterziehen; er gewinnt die Wahlverwandtschaft von Reisen und Speisen in aller Bequemlichkeit. Und soviel steht fest: der Vesuv ist noch einmal so schön, wenn wir ihn über eine Schüssel leckerer „Frutta di mare" hinweg betrachten, das Treiben auf den Pariser Boulevards läßt sich am besten von einem guten Restaurant aus studieren, und ein Sonnenuntergang auf dem Meer entwickelt seine wundervollsten Reize, wenn er an Bord eines komforta-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blen Dampfers nach einem Diner von acht Gängen als Nachtisch serviert wird.*)

Hier hat moderne Weltstadtanschauung ihren klarsten Ausdruck gefunden. Das Leben ist eine Speisenfolge, und die Schöpfung wird zum „Hors d'oeuvre". Früher krönte die untergehende Sonne nach Waffengängen den Helden; jetzt belohnt sie ihn mit den wundervollsten Reizen ihres Untergangs zum Dessert, wenn er nach acht Dinergängen das Feld behauptet. Clios Tafel ist die table d'hôte und ihr Griffel ein Zahnstocher. Auch künftig wird noch der Sohn vom Vater den Speer empfangen, aber es wird der Rippenspeer sein. Und wenn dereinst das Hotel dieser Welt zusammenbricht, worin wir alle mühselige und magenüberladne Gäste sind, so gibt es zum Abschied ein großes Festessen. Der Weltuntergang wird dann eine „Attraktion" von wundervollem Reiz bilden, wenn er den pp. Gästen auf der Terrasse eines eleganten weltstädtischen Restaurants zwischen Austern und Kaviar mit einem verbindlichen „Bitte schön!" vom Schöpfer serviert wird.

Die Plauderei, die auch stilistisch eine Schlemmerei ist, schließt:

> Auch die elegantesten Londoner Restaurants veröden schon zu einer Zeit, da in Berlin erst das Leben beginnt, und werden um Mitternacht (Polizeistunde!) geschlossen. In dieser wie in mancher anderen Hinsicht geht es in der größten Stadt der Erde noch immer recht krähwinklig zu. Über solche Kleinstädtereien der Weltstädte und einige andere Erscheinungen des Verkehrslebens, die sich beim Reisen und Speisen bemerkbar machen, unterhalten wir uns vielleicht das nächstemal.

Wir dürfen also auf die nächsten Nummern der Woche gespannt sein. Einem Menschen, der entdeckt hat, daß sich Speisen auf reisen reimt, traue ich zu, auch den Gleichklang von Sekt und schmeckt zu finden. Und Heil uns, die wir es so herrlich weit gebracht haben, daß bei uns erst das Leben beginnt, zu einer Zeit, wo sich London schlafen legt. Das ist auch der einzig würdige Maßstab für die Höhe einer Nation: nicht, daß der letzte Mann gesund und wehrhaft ist, sondern daß der Fremde zu jeder Stunde der Nacht nach der Karte speisen kann. Der Instinkt, früh schlafen zu gehen, der neben aller Dekadenz in der Bevölkerung der größten Weltstadt lebt, ist vielleicht eine der letzten Zuckungen der schwer sterbenden Kultur eines alten, starken Reiches. Vielleicht aber ist es auch die Regung des Selbsterhaltungstriebes einer Rasse, die nicht sterben will. Dem kontinentalen Snob ist es Krähwinkelei. Ich fürchte nur, wenn wir nicht zu dem zurückkehren, was Herrn Victor Ottmann und der Woche — die wir auch vor London voraus haben — als Kleinstädtereien und Krähwinkeleien erscheint, so wird das deutsche Schlemmertum eines Tages unliebsam in der Verdauung gestört werden — von Leuten, die früher aufgestanden sind als die Deutschen, weil sie gewohnt sind, längst zu schlafen, „da in Berlin erst das Leben beginnt".

Jonny John.

*) Von mir gesperrt. J. J.

## Neue Bücher und Schriften

**Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.**

List, Guido: Pipara. Geschichtlicher Roman aus Österreichs Vorzeit im 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. 1. u. 2. Bd. Guido von List-Gesellschaft zu Wien.

Sitzenfrey, Alfred: „Drei und Einer". M. 1,50. Alfred Sitzenfrey, Eggenberg b. Graz.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 6 16. März 1914

## Eine nationale Gefahr.

### Gedanken über Ernährung und Wehrfähigkeit.

Die neue Heeresvorlage ist bewilligt, die Neu-Formationen sind schon gebildet, in Zukunft soll eine viel größere Anzahl von Rekruten als seither eingezogen werden. Eine Frage, die hierbei in erster Linie gestellt werden mußte, die Frage, ob wir auch genug Mannschaften haben werden, um die vielen neuen Truppenkörper vollzählig bilden zu können, hat der Kriegsminister bejaht; also muß es wohl so sein. Und wir haben ja tatsächlich trotz unserer fallenden Geburtenziffer bisher alljährlich einen großen Überschuß an Rekruten garnicht einstellen können.

Eine andere nicht minder wichtige Frage aber lautet: Sind alle künftig zur Einstellung kommenden Mannschaften auch wirklich befähigt für die harte Schule des Heeres, werden sie sicher den Strapazen des Heeresdienstes oder gar eines modernen Feldzuges, etwa eines Winterfeldzuges gegen Rußland, gewachsen sein?

Der Kriegsminister wird auch diese Frage bejahen, er wird sich eben auf die Angaben seiner Militärärzte und Aushebungskommissionen verlassen müssen; persönlich kann er ja in diese Verhältnisse keinen Einblick haben. Aber auch diese seine sachverständigen Berater konnten bisher bei der Flüchtigkeit der Eindrücke, die sie bei einer Musterung und Aushebung bekommen, starken Täuschungen ausgesetzt sein.

Einer aber, der dauernd im praktischen Leben steht, der täglich mit der Bevölkerung in Berührung kommende praktische Arzt, namentlich der seine Klientel besser überschauende Landarzt, konnte im Laufe der letzten Jahre mehr und genauer beobachten, und er mußte — das sollen meine Ausführungen zeigen — auf Grund dieser näheren Kenntnis zu ganz andern Ergebnissen über die körperliche Tüchtigkeit eines großen Teiles unserer Jungmannschaften und damit zu starken Zweifeln an der Wehrfähigkeit großer Kreise unseres Volkes gelangen.

Schon jetzt, wenn man viele unserer derzeitigen Vaterlandsverteidiger zu Gesicht bekommt, ist man erstaunt darüber, was für kleine, schmale, teilweise schlecht aussehende Jünglinge oft



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Uniform stecken. Wie mag das erst werden, wenn künftig noch eine größere Anzahl ausgehoben wird, wenn man nicht mehr wie bis jetzt aus einer großen Menge Gestellungspflichtiger eine engere Auswahl treffen kann? Zur Bestätigung meiner eigenen Wahrnehmungen führe ich an, was mir erst heute, als ich dieses niederschrieb, ein nunmehr 64jähriger Veteran von 1870 gesagt hat. Dieser, ein ehemaliger Angehöriger eines Leibgrenadierregiments, trotz seiner Jahre selbst noch ein rüstiger stämmiger Mann, erklärte mir, es sei ihm bei einem Besuch in seiner alten Garnison aufgefallen, welch unansehnliche Leute jetzt bei seinem Regiment stehen, im Gegensatz zu den Kameraden seiner eigenen Dienstzeit, und in ähnlichem Sinne sollen sich ihm gegenüber auch einige seiner damaligen Vorgesetzten, die er besuchte, ausgesprochen haben.

Ja, es ist so, es ist kein Zweifel, unser Volk ist zu einem großen Teil in einem langsam, aber sicher zunehmenden Verfall begriffen, wie alle großgewordenen Völker es schließlich gewesen sind.

Um nur ein Beispiel für diese Entartung herauszugreifen, mit der ich persönlich mich schon etwas eingehender beschäftigt habe*): in welch traurigem Zustande befinden sich die Zähne unserer heutigen Jugend, von denen der Erwachsenen garnicht zu reden! Seit ich einmal auf diese Frage aufmerksam geworden bin, pflege ich fast bei allen meinen Kranken das Gebiß zu beobachten, und jedesmal bin ich hocherfreut, wenn ich tadellose Kauwerkzeuge finde. Aber, aber — wie äußerst selten ist das der Fall! Sie bilden heutzutage nicht mehr, wie es doch naturgemäß sein sollte, die allgemeine Regel, sondern die seltene Ausnahme. Die verhältnismäßig besten findet man noch bei den älteren Geschlechtern; schon schlimmer steht es um sie bei den mittleren Jahrgängen, auch bei den derzeitigen aktiven Soldaten und Reservisten; ganz erbärmlich aber sind sie bei der erst heranwachsenden Kinder-Generation beschaffen. Unter 100 Schulkindern haben in vielen Orten keine zehn mehr ein ganz normales und vollständiges Gebiß. Ich behaupte das auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen mit voller Bestimmtheit, wenigstens für die Gegend, in der ich beruflich tätig bin. In meinem früheren rein ländlichen Arztdistrikt war es wohl etwas besser, aber ebenfalls bei weitem nicht so, wie man es bei einer gesunden Landbevölkerung hätte erwarten sollen. Genaue und große Zahlen darüber führen die umfassenden Statistiken von Kümmel und Röse an, 90% aller Einwohner überhaupt in den Kulturländern, 72—100%

*) Dr. Hiller, Wildbad: Über Zahnverderbnis, ihre Ursachen und ihre Bekämpfung. Selbstverlag des Verfassers. 1 Stück 5 Pfennige.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aller Kinder allein in ganz Deutschland haben mehr oder minder stark zerstörte Zähne. Das sind schlimme Zahlen.

Ich selbst habe meine entsprechenden Beobachtungen gemacht in unserer kleinen Badestadt Wildbad, die mit ihren Filialen noch keine 4000 Einwohner zählt; dazu kommen allerdings in der Sommerkurzeit noch viele Fremde, die aber wohl in der Regel ihre Zähne schon zu Hause haben richten lassen und deshalb seltener die Zahnheilkundigen am Orte hier in Anspruch nehmen. In dieser kleinen Badestadt aber haben jetzt ein Zahnarzt und zwei Zahntechniker reichlich Arbeit, obwohl nur noch wenige Ortschaften in der Umgebung für sie in Betracht kommen, während noch vor etwa fünf Jahren ein einziger Zahntechniker hier ansässig war. Dafür haben wir allerdings — auch ein Zeichen der Zeit — selbst im Winter, wo nur wenig Fremde für längeren Aufenthalt hierher kommen, auf etwa 96 Einwohner schon eine Alkoholwirtschaft oder Flaschenbierhandlung, was neben anderen Übelständen auch diese Zahnverderbnis mit erklären hilft. Und dabei ist Wildbad nicht einmal eine Industriestadt, sollte also eigentlich bessere Gesundheitsverhältnisse haben und hat sie auch tatsächlich in anderer Hinsicht, zumal es durch seine gesunde Luft, gutes Trinkwasser u. dgl. vor andern Orten viel voraus hat. Aber — und das möchte ich hiermit besonders unterstreichen — diese Zahnseuche beschränkt sich nicht auf das Städtchen Wildbad selbst, wo man zum Teil die verweichlichenden Einflüsse des Kurlebens dafür anschuldigen kann, sie hat in ebenso hohem Grade auch auf die Einwohner seiner rein ländlichen Filialen und der andern Dörfer des oberhalb liegenden Schwarzwaldtals (Enztal) übergegriffen. Diese sind von dem Hang nach verfeinertem Lebensgenuß und dem erschlaffenden Luxus der Städter sonst noch nicht sehr angesteckt, sind vielmehr in Sonnenschein und Tannenwaldluft, auf Wiese und Acker und Dorfstraße aufgewachsen und leben im großen und ganzen noch einfach und rauh. Und doch herrscht auch bei dieser sonst noch körperlich kräftigeren Landbevölkerung schon dieselbe ungeheure Zahnverderbnis samt ihren Folgen wie in dem 10 km und mehr entfernten Badeorte, und sie nimmt nach meinen Beobachtungen insbesondere bei der Kinderwelt, nicht bloß der Stadt, sondern auch der Dörfer, erschreckend, ja rasend zu.

Gerade aus den besten Jahrgängen, um das 20. Lebensjahr herum, kenne ich eine Reihe von sonst noch ganz kräftigen, aus kerngesunden Familien stammenden jungen Männern, angehenden Vaterlandsverteidigern, die, obwohl sie gesunde Holzhauerarbeit treiben, doch schon von der Entartung ergriffen sind, infolge ungenügender Kaufähigkeit z. B. schon an erheblichen Magenbeschwer-

den leiden, weil ihnen die meisten Mahl- und Backenzähne früh schlecht geworden sind oder schon ganz fehlen. In Wildbad gar kenne ich einen zurzeit seiner Dienstpflicht genügenden, allerdings etwas schmalbrüstigen jungen Burschen, der im ganzen Mund nur noch fünf Zähne besitzt und sich als Soldat schon mit künstlichem Gebiß behelfen muß. Sein Vater ist noch ein stämmiger, breitschultriger Mann, seine jüngeren Geschwister aber sind, je jünger, desto elender, magerer und blutleerer — und das sind keine bloßen Ausnahmefälle. Gibt es doch hier genug junge Leute von 14 und weniger Jahren, die schon einzelne falsche Zähne, ja ganze künstliche Gebisse nötig haben.

Dieser starke Zahnverfall, der übrigens allgemein beobachtet werden kann, ist nun aber, wie gesagt, nur ein einzelnes Zeichen, ein Symptom einer allgemeinen Volksentartung, wenn auch vielleicht das krasseste, verhältnismäßig am meisten in die Augen fallende, mehr als z. B. die Bleichsucht der jungen Mädchen; auch von dieser wußte man früher oben im Tal kaum etwas, während man jetzt genug solcher Fälle sehen kann. Bei diesen beiden Degenerationskrankheiten ist ja auch ein innerer Zusammenhang vielfach nicht zu verkennen, zumal die jungen Mädchen meist an beiden zugleich leiden; indessen auch bei den jungen Burschen fällt mir — ich kenne als fast einziger Arzt im Tale oben die Bevölkerung genau — neuerdings oft eine große Magerkeit und Bläße auf, die sicher wie die Bleichsucht der weiblichen Jugend und wie die Zahnfäule zum Teil eine ähnliche Ursache hat, dieselbe, die auch bei manchen anderen Entartungserscheinungen angeschuldigt werden muß. — — —

Und nun frage ich:

Sind das noch Feldsoldaten, sind das noch Leute, die man im blutigen Ernstfall brauchen kann? Die alten Veteranen von 1870, von denen ich noch eine ganze Reihe von der Praxis her kenne, und die älteren Leute überhaupt unter den Holzhauern und Kleinlandwirten, hier und im Tal oberhalb, sie sind alle zusammen verhältnismäßig noch rüstiger, breitschultriger, derber und haben zum Teil jetzt noch festere Gebisse als unsere heutige schmächtige Jugend, die doch auch wehrfähig sein, einmal ihren Mann stellen und vor allem später selbst ein neues wehrhaftes Geschlecht hervorzubringen imstande sein soll. Ich kenne einzelne Familien, in denen ich diese fortschreitende Entartung der Gebisse und die damit innig zusammenhängende allgemeine Körperverschlechterung drei Generationen hindurch, von den Großeltern über die Eltern bis zu den Enkelkindern, genau zu verfolgen Gelegenheit hatte. Wie mag es erst in den Industriezentren und Großstädten aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehen, wenn solche traurigen Verhältnisse schon herrschen in einem weltentlegenen Schwarzwaldtal, das früher in seinen stämmigen Flößern und Holzhauern reichlich Militärtaugliche lieferte, das auch jetzt noch mehr Tüchtige liefert als die benachbarten Industrieorte!

Ich glaube, auf diese unleugbaren Übelstände, die sicher nicht bloß hierzulande bestehen, sollten unsere Kriegsminister, sollte namentlich auch unser Kaiser mehr als seither aufmerksam gemacht werden, und sie sollten ihnen ein Anlaß sein, nach den Ursachen zu forschen, energische Gegenmaßregeln gegen diese immer mehr zunehmende Rasseverschlechterung zu ergreifen und so den sichtlichen Rückgang unserer Volkskraft aufzuhalten zu suchen. Denn sonst muß je länger je mehr unsere Wehrfähigkeit unbedingt eine ganz gewaltige Einbuße erleiden.

Welches sind nun aber die Ursachen unserer Entartung, welches die Mittel, um sie zurückzudämmen?

Das Ganze ist, um es kurz zu sagen, zum guten Teil eine Ernährungsfrage, eine „Brotfrage". Diese aber wäre ganz einfach zu lösen mit einer allgemeinen Ernährungsreform, mit einer allgemein einsetzenden, von oben herab durch gutes Beispiel tüchtig zu fördernden, schon in der Volksschule beginnenden, noch mehr aber in den Fortbildungs- und höheren Schulen gepflegten, sich über das ganze Volk ausdehnenden großzügigen Aufklärung und Belehrung über die heutigen Ernährungstorheiten, namentlich über die viel zu sehr verfeinerten, mineralstoffarmen, modernen, fabrikmäßig hergestellten Nahrungsmittel.

Unsere Vorfahren nährten sich — ich weiß das zum Teil noch von meiner auf dem Lande verbrachten Jugendzeit her — vor allem von Milch, Hafergrütze und dgl., von Obst und Gemüse, und in erster Linie von einem kräftigen derben, kleiehaltigen, deshalb mineralstoff(nährsalz)reichen und dadurch viel gehaltvolleren und kräftigeren ausgebackenen Schwarzbrot. Heutzutage aber genießt vielfach die große Masse des Volkes in den kleinen Städten und auch auf dem Lande, vollends in Industriegegenden, nicht mehr die ursprünglichen, unveränderten, vollwertigen Nahrungsmittel, sondern nur wertlose oder nur halbwertige Surrogate und verkünsteltes Zeug. Das Volk lebt nicht mehr von reiner Milch, sondern von einer dünnen Milchkaffeebrühe; nicht mehr von der kräftigen Milchhafergrütze und ähnlichen nahrhaften Breien unserer Altvordern (um solche groben Mehle noch zu bekommen, muß man sie oft von weither beziehen), sondern von Weißbrot, das wie die meisten fabrikmäßig hergestellten Weißmehlspeisen, Makkaroni, Suppennudeln u. dgl. nur den vierten Teil der Mineralsalze des Vollkornbrots enthält; es genießt nicht mehr soviel von dem fruchtzucker-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haltigen, nährsalzreichen Obst, von Früchten in frischem, gedörrtem oder gekochtem Zustand, sondern es schleckt Schokolade und anderes, kunstzuckerhaltiges, zähneverderbendes und blutverschlechterndes Zeug und trinkt den kraftlosen, vergorenen Obstmost, der ebenso alkoholhaltig und nährstoffarm ist wie der „edle Gerstensaft" Bier; es beißt sich nicht mehr mit schmackhaftem, derbem Vollkornschwarzbrot aus Roggen, Gerste usw. feste Zähne zurecht, sondern verdirbt und verweichlicht sie, wie schon gesagt, mit fadem, kraftlosem, pappigem Weißbrot; und, was das allerschlimmste und vollends volkswirtschaftlich verwerflichste ist: aus unserem einheimischen Brotgetreide, das zur Ernährung unseres Volkes, wenn auch nicht ganz, so doch annähernd hinreichen würde, stellt man Schnaps her, braut man Gerstenbier, Weizenbier und wie sie alle heißen, die alkoholischen, keine Kraft gebenden, sondern nur unsere Volksgesundheit und unsern Volkswohlstand untergrabenden Rauschgetränke, und dafür — welch blutiger Hohn auf unser intelligentes, fortgeschrittenes, sogar die Lüfte eroberndes Jahrhundert — kauft man um sein gutes Geld, um uns Brot backen zu können, Brotgetreide im Ausland. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, wie unsere gebildeten, höheren Kreise, wie unsere Regierungen in Unwissenheit und Gedankenlosigkeit auf unsere Finanzen, auf unsere Volkskraft und Volksgesundheit hineinsündigen lassen.

Diese Zusammenhänge, unsere verkehrte Ernährungsweise durch die meist halbwertigen Erzeugnisse der Nahrungsmittelindustrie einerseits, der Niedergang unserer Volkskraft, der sich in Zahnfäule, Blutarmut, Schwächlichkeit u. a. mehr äußert, andererseits stoßen einem mit den örtlichen und allgemeinen Verhältnissen auch nur eine Spur vertrauten Ärzte so oft auf, müssen ihm so klar werden, daß er, wenn er überhaupt ein Herz für sein Volk hat, nicht anders kann, als diese Zusammenhänge laut ins Land hinausrufen, um unsere gebildeten Kreise, unsere Behörden und Volksvertretungen, unsere Regierungen und namentlich auch unsere Heeresverwaltungen auf diese folgenschweren Mißstände aufmerksam zu machen. Denn wohin soll das noch führen? Gab es früher gesunde, kräftige Frauen mit zehn, fünfzehn und noch mehr Kindern, denen man ihre gewesene Mutterschaft im sechzigsten, siebzigsten Lebensjahr kaum mehr anmerkte, so rüstig hatten sie sich erhalten, so sind heutzutage unsere jungen Mütter im Volk vor der Ehe noch frische, hübsche Geschöpfe gewesen, nach einer bis zwei Geburten schon zahnlos, hohlwangig, blutarm, mit einem Wort ausgemergelt und verfallen, halbgreisenhaft, noch ehe die Kinder halberwachsen sind, und das meist, ohne daß sie etwa die Kinder lange gestillt haben. Wo soll da ein kräftiger wehrfähiger Nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wuchs noch herkommen, wenn schon die Mütter so früh altern? Kein Wunder, wenn auch die Geburtenziffer rasch sinkt.

Nur auf dem Boden einer solchen verkehrten Ernährung ist es denn auch möglich, daß alle andern an unseres Volkes Mark zehrenden Entartungsursachen auf einmal einen solch rasend fortschreitenden, verderblichen Einfluß ausüben. Alkoholismus, frühzeitiges und unmäßiges Rauchen, zumal der durch die Reklame des Tabakkapitals immer mehr einreißende Unfug des Zigarettenrauchens der kaum der Volksschule entwachsenen Knaben, der Mißbrauch all der andern Genußgifte, Kaffee, Tee usw., weiter Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten und andere mehr — all diese an den Wurzeln unserer Volkskraft nagenden Übel sind ja für sich allein schon riesig unheilvoll, aber sie alle kämen nicht entfernt so zur Geltung, könnten bei weitem nicht so sehr ihre verderbliche Wirkung auf unsern Volkskörper entfalten, wenn nicht dieser von vornherein, von Jugend auf geschwächt und in seiner Weiterentwicklung gehemmt würde durch die großen Fehler unserer derzeitigen Ernährung. Erst durch deren Mängel wurde die Widerstandsfähigkeit und Zähigkeit des menschlichen Organismus so herabgesetzt, daß nun alle jene Volksgifte und Volksseuchen ihre zersetzende, fäulniserregende Wirkung viel gesteigerter ausüben können, als sie es an einem ungeschwächten, kraftstrotzenden, jugendfrischen Körper zu tun vermöchten.

Ein heißer Kampf ist daher notwendig gegen alle jene Genußgifte, vor allem gegen Alkohol und Tabak, ein Kampf gegen jene Krankheiten, die wie ein fressendes Geschwür am Körper unserer Nation, unserer Jugend zumal, sich festgesetzt haben, in erster Linie aber Aufklärung, großzügige Aufklärung aller Volkskreise über die entnervenden Folgen unserer heutigen weichlichen und weichlich machenden Lebens- und Ernährungsweise.

Das Verdienst, die wichtigsten hierher gehörigen Tatsachen und Forschungsergebnisse zusammengetragen zu haben, gebührt dem Zahnarzt Dr. A. Kunert in Breslau*). Nicht bloß auf seine Spezialwissenschaft über Zahnentwicklung und Zahnverderbnis, wodurch er ja allerdings in erster Linie auf diese Frage geführt werden mußte, hat er sich dabei beschränkt, sondern er hat mit weitschauendem Blick erkannt, daß diese Dinge eine allgemeine, umfassende Bedeutung haben für die Entwicklung des ganzen Körpers, für die Kraft der ganzen Nation. Und mit unendlichem Aufwand an Zeit und Arbeit, mit ungeheuren persönlichen finanziellen Opfern — er hat die erste Auflage einer von ihm verfaßten Aufklärungsschrift in einer

*) Siehe auch „Vortrupp" 1913 Nr. 20, Seite 636 unten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menge von 40000 Stück unentgeltlich über ganz Deutschland verbreitet — hat er in selbstlosester Uneigennützigkeit für diese gute Sache gewirkt, hat er trotz des geringen Verständnisses der weitesten, leider auch ärztlichen und zahnärztlichen Kreise, weiter gearbeitet, hat sich nicht abschrecken lassen und eine zweite und dritte Auflage seiner epochemachenden, nur 50 Pfennige kostenden und dadurch jedermann zugänglichen Schrift erscheinen lassen.

Ihr Titel lautet: „Unsere heutige falsche Ernährung als letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis und die im ganzen schlechtere Entwicklung unserer Jugend" (Selbstverlag des Verfassers). In äußerst lichtvoller, klar durchdachter Weise rückt Kunert darin allen diesen Fragen auf den Leib, mit zwingender Logik und zwingenden wissenschaftlichen Gründen legt er sie klar, um zum Schluß in markigen Worten als den Weg aus dem Jammertal unserer Volksentartung die Rückkehr zu unserer Väter derber, einfacher, mineralsalz- und besonders eisen- und kalkreicher Kost zu empfehlen.

Auf diese Schrift von Kunert, die jedem Laien in die Hand gegeben werden kann, nachdrücklichst hinzuweisen, halte ich für eine sehr ernste Pflicht. Möge jeder, der für seiner Kinder Zukunft sorgen, ihnen eine zähe und ausdauernde Kraft und Gesundheit gewährleisten will, möge jeder, der für seines Volkes Wohl ein Herz hat und weitblickend in die künftigen Jahre und Jahrzehnte sieht, sie lesen und beherzigen und ihre Ratschläge in die Praxis umsetzen. Denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um unseres Volkes Kraft, um unsere Zukunft als Nation. Wollen wir vor dem Ansturm des noch urkräftigen, noch mächtig sich vermehrenden und deshalb gewaltig nach Ausdehnung gegen Westen strebenden Slaventums nicht erliegen, so müssen wir heraus aus Luxus und Üppigkeit zur Einfachheit, aus verweichlichender Schlemmerei und Feinschmeckerei zurück zur alten einfachen Hausmannskost unserer Väter und Großväter. **Dr. med. Hiller.**

## Deutschösterreich und die Reichsdeutschen.

Vor nicht langer Zeit wurde in reichsdeutschen und österreichischen Zeitungen und Zeitschriften öfter der Wert oder Unwert des Bündnisses zwischen dem Deutschen Reich und der Habsburgermonarchie erwogen. Aus den verschiedensten Beweggründen. Da waren österreichische Patrioten seltsamerweise damit unzufrieden, daß Deutschland der österreichischen Regierung nicht mehr Mut zum Losschlagen in der letzten Krise eingeflößt habe: man übertrug also heimische Verstimmungen auf äußere politische Beziehungen. Andere österreichische

Kreise begannen, aus weniger patriotischen Gründen, erst schüchtern, dann in der Art einer zielbewußten Börsenpresse für „bessere Beziehungen" zu Frankreich und dem französischen Geldmarkte zu werben. Ernster war, was an manchen reichsdeutschen Stellen vorgebracht wurde: man wies auf die innere Zerrissenheit der Monarchie, auf den wachsenden Einfluß der Slawen und anderer deutschfeindlicher Mächte hin und riet dem Reiche, festere als so morsche Stützen zu suchen. Solchen Warnungen gegenüber betonten dann wieder andere die starken Lebenskräfte des Habsburgerreiches, die eine innere Neugestaltung herbeiführen und den Staat bündnisfähig erhalten würden.

So wenig Einfluß zunächst solche Äußerungen auf die großen politischen Beziehungen haben: als Anzeichen sind sie gewiß wichtig. Nicht als Anzeichen für eine Lockerung des Bündnisses, aber dafür, daß man die Aufgaben, die mit ihm verknüpft sind, tiefer zu erfassen beginnt. Dazu wird es allerdings höchste Zeit. Das zeigen gerade die Verteidiger des Bündnisses aus reichsdeutschen nationalen Kreisen.

Wenn diese, zumeist Freunde der Deutschösterreicher, nicht nur aus weltpolitischen, auch aus höchst anerkennenswerten deutschvölkischen Gründen eine Erneuerung der Donaumonarchie aus sich selbst heraus zuversichtlich wünschen und erwarten, so begehen sie einen Fehler, der schwer zu vermeiden ist, ohne daß man die österreichischen Zustände aus genauer eigener Anschauung kennt. Die meisten Reichsdeutschen, die überhaupt Teilnahme für die Fragen des Südostens hegen, mißkennen, wie auch viele Deutschösterreicher selbst noch bis vor kurzem taten, das Wesen des „nationalen Kampfes", der Hauptursache von Österreichs innerer und äußerer Schwäche. Man hat lange nur „Sprachen"-kämpfe, vor allem an der Sprachgrenze, Streitigkeiten um den Sprachgebrauch in Ämtern, einen Kampf um Rechtsansprüche und Ehrenfragen, um den „deutschen Besitzstand" ausgefochten und nicht erkannt, daß man sich bei alledem nur mit den äußeren Anzeichen einer tiefer wirkenden Entwicklung beschäftigte. Jetzt noch ist man geneigt, die Wirkungen eines Ausgleichs zu überschätzen: als ob durch Abmachungen zwischen den Politikern wirtschaftliche, soziale und kulturelle Änderungen im Gesamtzustand der Völker je ausreichend erfaßt und geregelt werden könnten. Allmählich erst beginnt man zu verstehen, daß sich hier an der Südostgrenze des Deutschtums dieselben Wandlungen vollziehen, die im gesamten Deutschtum wirksam sind und seine innere Kraft bedrohen. Alle jene Schäden, die den Volkskräften im Reich erwachsen und gegen die unsre neuerwachte Reformarbeit, auch die des „Vortrupp", ankämpft: Landflucht und Rassenverschlechterung, Kindersterblichkeit

und Geburtenrückgang, Boden- und Wohnungsnot, zügelloser Kapitalismus und mangelnde genossenschaftliche Erziehung, Zerstörung der alten Gemeinschaften und des Verantwortungsgefühls: alle diese inneren Feinde des Deutschtums sind auch in Deutschösterreich am Werke und die tiefere Ursache, warum seine äußeren Feinde vorwärtsschreiten. Der „nationale Kampf" muß mindestens ebensosehr nach innen wie nach außen gerichtet sein, wenn er nicht immer wieder Mißerfolge zeitigen soll. Nicht um die „Außenposten" des Deutschtums, die in jedem Jahre fallen, nicht um die kleinen Verschiebungen an der Sprachgrenze handelt es sich: wer an diesen Stellen Entscheidungen sich vollziehen sieht, dem kann freilich der Reichsdeutsche von seinem weiteren Gesichtsfelde her vorwerfen, daß er den nationalen Kampf überschätze. Das Wesentliche an diesem ist vielmehr: daß das Deutschtum dem Slawentum, besonders den Tschechen gegenüber seine Kolonisations-, seine Kulturkraft nicht mehr im alten Maße besitzt; und zwar nicht nur deshalb, weil das Slawentum stärker, unzweifelhaft auch deshalb, weil das Deutschtum innerlich schwächer geworden ist.

Um den ganzen Umkreis der Fragen, die im „nationalen Kampf" zusammenwirken, einigermaßen zu überschauen, muß man das Wachsen einer tschechischen Minderheit im deutschen Sprachgebiet verfolgen. Zunächst: tschechische Einwanderer in deutsche Gegenden gab es auch in allen früheren Zeiten. Aber sie kamen vereinzelt, mußten sich, um vorwärts zu kommen, assimilieren und waren in der zweiten oder dritten Generation Deutsche. Jetzt kommen sie in Massen; einmal, weil sie in ihrem eigenen Wohngebiet, das zumeist in den Händen von Großgrundbesitzern ist, sich nicht ausreichend ernähren können, dann weil die deutsche fortgeschrittenere Volkswirtschaft Lücken aufweist, in die sie eindringen können. Diese Lücken sind dieselben, die im Reiche beklagt werden: es fehlt an landwirtschaftlichen Arbeitern und an kleinen Handwerkern. Dazu zieht die Industrie den vielfach anspruchsloseren slawischen Arbeiter heran. Die Einwanderer können also in einer größeren Zahl als früher auf deutschem Boden festen Fuß fassen; eine Wanderbewegung, die zum Teil dem allgemeinen Zug vom Lande zur Industrie und in die Stadt entspricht, also auch im Reiche, nur mit anderen Anzeichen wirkt, bildet die erste Ursache slawischer Erstarkung.

Zum zweiten: die Einwanderung geschieht nicht mehr zufällig, sondern planvoll. Den Arbeitern und Handwerkern folgt die Intelligenz nach, die national erzogen ist und die Minderheiten alsbald organisiert. Zur volkswirtschaftlichen kommt die soziale und kulturelle Entwicklung: der Slawe bedarf der deutschen Gesellschaft und Bildung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht mehr in dem Maße wie früher, um vorwärts zu kommen — um so mehr als die deutsche soziale Organisation und die deutsche Bildung schärfere, entwickeltere Gegensätze aufweist und daher, zumal auf die unteren Schichten, weniger Werbekraft ausübt als die slawische. Die tschechischen Sozialdemokraten sind national, die deutschen „international" gesinnt*).

Diese beginnende Entwicklung der Slawen zur wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Unabhängigkeit ist also zum größten Teil ermöglicht durch den zivilisatorischen Vorsprung der Deutschen, der dank allgemein deutscher Organisationsfehler nicht zu völkischer Kraft verwertet wird. Das ist der eine, der innere Grund, warum diese Entwicklung an den Südostgrenzen des Deutschtums alle Deutschen angeht: sie zeigt ein altes deutsches Übel: Mangel an völkischer Organisation bei großen wirtschaftlichen und kolonisatorischen Leistungen; ein Übel, das den Deutschen schon so unendlich viel Schaden gebracht hat. Sie zeigt ferner ein Abnehmen der alten deutschen Kolonisationskraft, die nicht aus besonderen Schwächen und der isolierten Lage der Deutschösterreicher allein, die aus gesamtdeutschen Schwächen erwächst.

Aber hierzu kommen noch wichtige äußere politische Gründe, die den Reichsdeutschen zum Aufmerken zwingen sollten. So sehr jene Kolonisationskraft der Deutschen schon gegen früher vermindert sein mag: sie bildet noch immer eine der Hauptquellen slawischen Fortschritts. Ohne die Deutschen, aus eigner Kraft (abgesehen von der Unterstützung einer seit Jahrzehnten schwachen Regierung) wären die Slawen auch heute noch nicht imstande, zu vollwertigen, der Selbstverwaltung fähigen europäischen Kulturvölkern heranzureifen. Deutschböhmen zahlt für Tschechischböhmen einen großen Teil der Steuern mit, der Bezirk Gablonz allein bringt soviel Steuern wie ganz Dalmatien, die bosnischen Bahnen werden mit Geldern gebaut, die dringend für den Bau von österreichischen Lokalbahnen nötig wären, und Galizien verschlingt Unsummen, die zum besten Teil immer wieder aus deutscher Arbeit stammen. Abgesehen aber selbst von diesen wirtschaftlichen Beiträgen zur kaum erst begonnenen Kolonisation slawischer Länder: die Armee, die Verwaltung, die vorzüglichsten Werkzeuge des Staates sind ohne deutsche Mehrleistungen den anderen Völkern gegenüber nicht denkbar. Schon weil die Slawen,

*) Am übersichtlichsten und gerechtesten hat wohl bisher F. Jesser diese Zusammenhänge geschildert in der 1. Flugschrift der „Deutschen Arbeit", betitelt: „Wesen und Werden der nationalen Frage". Verlag Deutsche Arbeit, Prag I, Palais Clam Gallas 25 h.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie die Ereignisse während des Balkankrieges zeigten, keine zuverlässige Staatsgesinnung aufbringen und von allen Völkern Österreichs am wenigsten für den Bestand des Staates zu opfern bereit sind. Auf allen Gebieten — kurze Andeutungen müssen hier genügen — zeigt sich das Gleiche: die Deutschen sind in Österreich immer noch die Kolonisatoren und Kulturvermittler und damit die, welche dem Staate jenen geschichtlichen Sinn geben, ohne den kein Staatsgebilde sich dauernd erhalten kann. Denke man sich die verschiedenen slawischen Völker Österreichs nur einen Augenblick der deutschen Mit- und Mittelarbeit beraubt, und man wird sogleich erkennen, was für ein unmögliches Neben- und Gegeneinander dieses Sprachen- und Völkergemisch bilden würde.

Nun sehe man ganz klar die Lage: auf der einen Seite die Slawen, die untereinander wieder unendlich verschieden geartet und verschieden weit entwickelt, doch alle dem einen Ziele zustreben: Vernichtung des deutschen Kultureinflusses, „Gleichberechtigung" mit den Deutschen, volle Selbständigkeit; auf der anderen Seite die Deutschen, die, ob sie wollen oder nicht, vielfach längst gegen ihre eigene Neigung, ihre Mittler- und zum Teil Führerrolle gegenüber dem Völkerchaos aufrechterhalten müssen — wenn sie nicht den Staat, in dem sie nun einmal leben, und damit ihre eigene wirtschaftliche und Kulturarbeit dem Untergang oder schweren Krisen preisgeben wollen. Es ist klar, daß eine solche Kolonisationsaufgabe gegenüber Völkern, die zur Selbstverwaltung aus inneren und äußeren Gründen noch nicht reif sind, nur zu lösen war, solange zwei Bedingungen gegeben waren: unbedingte völkisch-organisatorische Überlegenheit, die die geforderte Kulturarbeit auf allen Gebieten leisten konnte, und entsprechende Macht im Staate, die die geleistete Kulturarbeit zu zentralisieren und zu schützen vermochte. Solange also geistig, wirtschaftlich, sozial die Zugehörigkeit der Deutschösterreicher zu einem großen Kulturvolke voll genützt wurde, und solange die leitenden Kräfte im Staat die Aufgaben der Deutschen in Österreich so förderten, wie es der ureigenste Vorteil der Monarchie erforderte. In beiden Richtungen haben die Deutschen eine so schwere Einbuße erlitten, und zwar unter dem Zwang notwendiger Entwicklungen von dem Augenblick an, da Österreich aus einer deutschen Vormacht zur Hausmacht der Habsburger wurde — daß sie in kurzem nicht mehr fähig sein werden, die ihnen in Österreich gestellten Kolonisationsaufgaben zu erfüllen.

Die Folgen davon können auch dem völkisch-unempfindlichsten Reichsdeutschen nicht gleichgültig sein. Wer weiß, wieviel von der Blüte des deutschen Reiches dem glücklichen Umstand zu verdanken ist, daß elf Millionen Deutsche vierzig Jahre hindurch wenig anderen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nationalen Aufgaben leben durften als der Übermittlung deutscher Kultur nach dem Osten! Vierzig Jahre lang hat man sie mit dieser von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwierigeren Arbeit so gut wie allein gelassen, die Kolonisationskraft des deutschen Volkes wurde über das zukunftsreiche Wasser geleitet, und bei einer Leistung, die die Deutschösterreicher für das gesamte Deutschtum vollbrachten, förderte sie nicht einmal das rein theoretische Verständnis und die rein moralische Billigung einer Nation, die in beispiellosem „Aufschwung" schwelgte.

Nicht um der Deutschösterreicher willen, um ihrer selbst willen haben die Reichsdeutschen die Pflicht, endlich den Ernst der Lage im Südosten gebührend einzuschätzen und den Zusammenhang, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so unnatürlich zerrissen wurde, den bewußt zeitweise fast nur noch wirtschaftliche Beziehungen förderten, wieder geistig, kulturell, moralisch inniger zu gestalten. Vierzig Jahre lang hat man den Staat und seine Wirksamkeit maßlos überschätzt, politische Grenzen gelten heute noch vielen soviel wie völkische, Staat und Volk werden noch immer nur von wenigen Fortgeschrittenen klar geschieden. Allmählich erst beginnt man zu begreifen, daß hier, in diesem Kultus des Staates als Selbstzwecks, eine der trübsten und ergiebigsten Quellen der „Reichsverdrossenheit" fließt, jener gefährlichen deutschen Krankheit, die uns so viel kostbarste Kraft raubt. Nach den Eingangsworten unserer deutschen Reichsverfassung ist das Reich gegründet worden nicht nur „zum Schutze des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechtes", sondern auch „zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes": aus der klaren Erkenntnis heraus, daß kein Staatswesen wahrhaft innerlich blühen und die Liebe seiner Bürger sich dauernd erhalten kann, das ohne Sendung und Aufgabe über sich selbst hinaus leben will; wie kein wahrhafter und wahrhaftiger Nationalismus gedeihen kann ohne Kolonisationswillen und das Bewußtsein einer Sendung. Kolonisationsaufgaben von unermeßlicher Bedeutung sind im Südosten gegeben, Deutschösterreich ist die Brücke zu ihnen: tatenlos sieht das Deutschtum zu, wie diese Brücke von unberechenbaren Feinden unterminiert wird. Wenn nicht bald die deutsche Kolonisationsarbeit im Südosten vom Reiche aus durch alle die gewaltigen deutschen Kräfte, die jetzt in andere Richtungen zielen oder brach liegen, gefördert wird: durch deutsche Geistesarbeit, Wissenschaft, Intelligenz wie durch deutsches Kapital und deutsche Macht — dann wird in nicht allzulanger Zeit das Bündnis, das Bismarck gewiß nicht ohne diesen Inhalt dachte, in der Tat seinen eigentlichen Sinn verlieren.

Hermann Ullmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Das Kind und seine Lebensbedingungen.

Erste Lebensbedingung des Kindes ist die Mutter. Mutter und Kind gehören zusammen.

Manchem mag es wunderbar erscheinen, daß ich so Selbstverständliches sage. Wenn man aber bedenkt, daß es in Deutschland rund 1 Million uneheliche Kinder unter 14 Jahren gibt und 1/4 Million etwa sich in Armenpflege befindet, dann erhellt, daß Unzählige dieser Kinder nicht bei der Mutter bleiben. Wenn wir an das Heer von Arbeiterinnen, namentlich in der Industrie, denken, unter denen auch viele Mütter sind, dann werden wir wieder sagen müssen, auch da sind Mutter und Kind viel zu wenig zusammen, und denken wir an die feinsten gesellschaftlichen Schichten, wo die Mutter nur allzuoft in erster Linie Dame der Gesellschaft ist, dann tritt es uns noch einmal entgegen: „Kind und Mutter sind leider nicht immer so untrennbar vereint, wie sie sein sollten." Ob nicht überhaupt unsere Zeit in die Richtung getrieben ist, daß die Mütter es oft fehlen lassen an der Sorgfalt, Geduld und Liebe, die sie ihren Kindern zuwenden sollten?

Den Anlaß zu diesen Ausführungen haben aber nicht allgemeine Erwägungen gegeben, sondern ganz bestimmte Eindrücke, die ich im letzten Sommer auf einem Kinderfürsorgekursus empfangen, der uns Teilnehmer von Hildesheim über Hannover und Hamburg nach Kopenhagen und Malmö führte.

Wir waren in Hamburg und besuchten unter den vielen Anstalten der gerade in diesem Staat ausgezeichnet organisierten Kinder- und Jugendfürsorge das Waisenhaus, das jetzt eigentlich weniger Waisenhaus als Aufnahmeheim für allerlei Kinder- und Jugendelend ist. In einem Saale lagen die kleinen Säuglinge, eine ganze Menge kleinster Menschenkinder auf einem Fleck versammelt, fürsorgliche Schwestern waren um sie bemüht. Es griff einem ans Herz: all dies unschuldige, liebliche Leben, das da zusammen war, und mir kam zuerst garnicht der Gedanke, daß das viel Elend sei. Sie lachten einen ja an, die kleinen Kinder, wenn man sie anlachte, und sie lagen alle in so sauberen weißen Betten, und man war so liebevoll um sie bemüht. Nachher mußte es doch das Herz schwer machen, die waren alle getrennt von ihrer Mutter. Ähnliche Bilder sahen wir öfters.

In Schweden war es dann, in Malmö, ganz zum Schluß, da sahen wir ein anderes Bild. Außerhalb der schnell emporgewachsenen Industriestadt, unscheinbar im Vergleich zu all den musterhaft ausgestatteten neuen Kinderbewahranstalten, lag ein lauschiger alter Bauernhof. Aus alter Vergangenheit war da ein ganz Neues geworden, und das Neue hatte sich gleichsam in den Schutz des Alten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hineingeschoben. Die vielen Winkel und Räume waren zu neuer Bestimmung umgewandelt, und das Neue war alles so sauber und praktisch, aber das Alte legte sich wie ein entzückender Zauber aufs Ganze. Es waren lauter kleine Zufluchtsstätten geworden für junge Mütter mit ihren Kindern.

Hier waren also Mutter und Kind zusammengehalten, die das Leben sonst wohl auseinandergerissen hätte. Hier wollte man den Müttern Ruhe geben, daß sie das erste Lachen ihrer Kinder erleben konnten, um es ihnen innerlich unmöglich zu machen, ihr Kind wieder zu vergessen. Von hier aus wollte man, wo es irgend ging, ihnen, den sonst Alleinstehenden, Stellungen schaffen, in denen sie ihr Kind bei sich behalten konnten. Der junge Geistliche, der dieser Anstalt vorstand, war sich voll bewußt, damit wenig begangene Wege zu betreten, so eifrig und hingebend warb er für seine Gedanken. Ich vergesse es nicht, wie er mich als Dolmetscher beiseite nahm, mit mir im alten Garten auf und ab ging und mir erklärte, worauf es ihm ankäme, damit ich es dann weitersagen sollte.

Für mich war es einer der tiefsten Eindrücke, die ich mitgenommen habe, eine ernste Mahnung, „Mutter und Kind müssen zusammenbleiben". Das muß der erste Gesichtspunkt für alle Kinderfürsorge werden, daß man mit der Fürsorge die Mutter mit umfaßt. Das ist wichtiger noch als der andere Grundsatz, der ziemlich allgemeine Geltung hat, daß man die eigentlichen Fürsorgekinder, also die, die zu ihrer Erziehung aus dem Familienkreise herausgenommen werden, doch wieder so bald wie möglich in einen Familienkreis bringt.

Wo man eine Mutter für die Heiligkeit ihrer Mutterpflicht erwärmt, da sorgt man gleichzeitig für das Kind und vielleicht für manche Kinder, die ihr später geschenkt werden. An keinem Punkte ist die Gesundheit und der sittliche Wert unseres Volkes mehr bedroht als dort, wo die Frage aufsteigt, was das Kind der Mutter ist. Es gibt schon Mädchen und Frauen genug, die nicht Mutter werden möchten, und Mütter, denen ihre Kinder mehr Plage als Freude sind.

Und doch, wenn wir umgekehrt fragen, was die Mutter für das Kind ist, es ist einfach unberechenbar, unsagbar. Sie ist auch lange nach der Geburt des Kindes der Naturquell seines Lebens, körperlich und seelisch. An der Mutterbrust wächst die Liebe zwischen Mutter und Kind wie aus einem Naturboden. Wenn man dieses Nähren des Kindes mit einem andern Worte „stillen" nennt, so ist das wohl fortgesetzt das Tiefste und Schönste, was eine Mutter dem Kinde ist, daß es immer wieder still wird bei ihr, ob vom Spiel oder von der Not des Lebens, ob bei ihrem Plaudern oder bei der stillen Andacht des Abendgebets, ob durch kluge sanfte Worte oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch einen Kuß, immer wieder still, daß in der Stille das Kind wächst und erstarkt für die Unruhe des Lebens.

Daß der Vater neben der Mutter stehe und teilhabe an dem Werden der Kinder, ist eigentlich selbstverständlich, aber in Wirklichkeit leider immer weniger der Fall. Oft sind die Verhältnisse so, daß er wenig zu Hause ist, oft respektiert er auch selbst nicht genügend den Wert der Stille, will Zerstreuung und reißt Mutter und Kind mit in die Unruhe hinein.

Ich möchte den Gedanken weiterspinnen und wüßte nicht, was dem Kinde neben Mutter und Vater zum Leben mehr nottäte als das Heim, das von der Familie ja eigentlich untrennbar ist. Das Heim ist schon Welt, aber es ist eine stille, eine überschaubare Welt, eine Welt, in der das Kind wirklich zu Hause werden kann. Es weiß darin aber auch ganz anders Bescheid als die Erwachsenen, nimmt ganz anders von ihm Besitz. Jeder Winkel birgt ihm ein Erlebnis, jede Treppenstufe erzählt von überwundenen Hindernissen. Alles hat es mit seinen Händen betastet, hat sich versteckt, wo man nur ein Versteck finden konnte, ist die Dielen entlang gekrochen und über die Schwellen, hat im Spiel so manches in seiner Phantasie umgestaltet, was für uns nur sehr nüchterne Bedeutung hatte, und alles mit seinem Kindersinn belebt. Es ist wirklich eine Welt, und wenn sie klein ist für uns, fürs Kind ist sie nicht so klein, denn es hat sie erst erobern müssen, es ganz allein. Wir Eltern greifen wohl öfter ein, aber das Spiel der Kinder sollten wir nicht zu leiten suchen, brauchen es auch nur selten anzuregen. Es ist besser, wenn wir es lassen.

Auch das sollte selbstverständlich sein, daß das Heim zu den Lebensbedingungen der Kinder gehört, aber es ist doch wertvoll, sich dessen ganz klar bewußt zu werden, was Eltern und Heim für ein Kind zu bedeuten haben. Man fängt an zu begreifen, daß das unseres Volkes tiefstes Lebensbedürfnis ist, daß es im rechten Heime wohnen kann und die Kinder in den Heimen, aber bisher und noch jetzt hat man sicher mehr Energie und Geldmittel darauf gewandt, Krippen und Bewahranstalten, Kindergärten und Kinderheime zu begründen, die alle Hilfe in der Not sind, aber doch nie uns zu dem Glauben führen dürfen, als sei das irgendwie ein vollgültiger Ersatz für das Heim. Es ist immer eine Not, ob es auch Hilfe ist, wenn Eltern ihre Kinder einer Anstalt oder etwas Ähnlichem anvertrauen sollen, ob sie es nun empfinden oder nicht. Für die Kinder ist es eine Not.

Wenn Missionare ihre Kinder in Anstalten der Heimat schicken, ist es eine Not für sie, aber wohl mehr noch für die Kinder, obwohl aufs beste für sie gesorgt wird. Eine Missionarsfrau, die mir bekannt ist, kehrte in die Heimat zurück und blieb hier. Die Kinder, die hier in einer Anstalt für Missionarskinder untergebracht waren, kamen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt zur Mutter, besuchten aber vorher mehrere Freundinnen der Mutter. Im Briefkränzchen, das diesen Kreis von Freundinnen vom Zimmerschen Töchterheim her verbindet, kommt es zu einer Unterhaltung über diese Kinder, und bei aller Freude an den Kindern, die man äußert, wird gesagt, es hängt ihnen an, daß es Anstaltskinder sind. Wie hängt das an, wie spürt man das? Die spürten es daran, daß sie schwer zugänglich waren, wohl auch schlecht selbst etwas anzufangen wußten.

Das ist es — Anstaltsleben, wo es das Leben des Kindes beherrscht, macht unselbständig, auch leicht verschlossen, veranlaßt manches Kind dazu, seine Herzensangelegenheiten für sich zu behalten. Der Mutter öffnet sich das Herz. Ehe das Kind schlafen geht, wird noch manches gesagt, was es bei Tage für sich behielt. Wie selten gibt es solche Stunden und solches Vertrauen in einer Anstalt? Wo ist die Zeit dazu? Die leichteren, freieren, liebenswürdigeren Naturen drängen sich da vor, die schwereren, tieferen, unbeholfeneren bleiben im Hintergrund. Man gewann auch davon manchmal einen Eindruck, wenn wir in die verschiedenen Anstalten hineinsahen.

Und unselbständig? — Ja, die Gefahr liegt stark vor. Allerdings, das war eigentlich zum Beneiden, wie an vielen Stellen für allerhand Ausbildung in Holz und Pappe und Eisenarbeiten und Modellieren gesorgt war. Ich mußte doch zuerst denken: „So etwas lernen deine Kinder nicht, aber dann fiel mir ein, daß meine Kinder, ohne zu lernen, aus eigenem Trieb Kornfelder anlegen und Scheunen bauen, um die Ernte einzubringen, Dreschmaschinen machen und Dampfpflug spielen, Boote aushöhlen und aus kleinen Planken Schiffskörper zu zimmern suchen, Baumschulen anlegen und Teiche graben, und ich sagte mir, das ist doch wertvoller, weil es die Selbständigkeit herausfordert.

Wir sind schon auf ein drittes Gebiet übergegangen, das ich den Kindern als einen Teil ihrer Welt wünschen möchte, damit sie sich recht frei und kräftig entfalten können. Ich möchte recht vielen Kindern wünschen, daß sie in ländlicher Umgebung aufwachsen können. Wir sagten von der Welt des Heims, daß sie klein sei, aber doch eine Welt, die erobert werden muß. Stehen bleiben kann aber auch das Kind bei dieser Eroberung nicht. Wenn es leidliches Wetter ist, will es durchaus hinaus mit einem viel stärkeren Drange als er in dem Erwachsenen liegt. Diese Welt ist doch noch reicher, voll Lebens und unbegrenzter Fülle. Gott sei Dank, kann auch da ein Kind mit wenig viel anfangen, aber das Kind ist auch durchaus in der Lage, das Große in sich aufzunehmen und lernt es wachsend immer mehr. Stark wirkt in dieser Welt der Natur so vieles, was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unmittelbar, ohne Vermittlung die Seele des Kindes ergreift als höhere Macht. Es ist nicht so wichtig, daß solche Eindrücke dem Kinde klar zum Bewußtsein kommen. Es ist wichtiger, daß es überhaupt starke Eindrücke empfängt.

Im verflossenen Jubiläumsjahr stieß ich wiederholt in Festaufsätzen auf die Worte Arndts in seinem Katechismus für den deutschen Kriegsmann: „Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland."

Ist es nicht ein Jammer, wenn ein Mensch das liest und muß sich sagen, „so kennst du das eigentlich nicht", aber ist der Jammer nicht tausendfältig in unserm Volk? Kann das Stadtkind das recht wissen? In den seltensten Fällen wird es das tief empfinden. Es ist das wirklich ein Jammer, denn die Stadt mit allen ihren sonstigen Vorzügen kann das nie ersetzen, kommt nicht so an das innerste Empfinden des Menschen wie auf dem Lande die tausenderlei Natureindrücke, unter denen wir täglich leben.

Das hat nicht nur Stimmungswert, es ist ganz einfach der tiefere Sinn des Lebens, auch das Geheimnis des Lebens, das vielleicht nur als Frage oder Ahnen unsere Seele berührt, aber doch die Seele berührt und Ehrfurcht weckt und Sehnsucht nach allem Leben. Das Land ist die Produktionsstätte der Lebensmittel. Auch die Menschen wachsen da am besten, das steht mir außer allem Zweifel.

Das Mißverhältnis von Stadt und Land in diesen Tagen ist nicht nur eine soziale Not, es ist einfach eine Lebensnot, eine Gefahr, daß die natürlichsten Quellen des Lebens uns verstopft werden.

Aber ich werde doch die Augen davor nicht verschließen wollen, daß das Kind nicht nur in Stille und Freiheit, in erst kleiner, dann weiter Welt aufwachsen soll, daß es doch gebildet werden muß? Nein, die bewußte Erziehung der Eltern, die Bildungsarbeit der Schule kann in keiner Weise entbehrt werden und ist für uns ein großes Gut, aber weil auch die beste Schule ohne eine gewisse Vergewaltigung des Kindes kaum denkbar ist, so wünsche ich allerdings, daß das Kind der Schule sich nicht wehrlos ausgeliefert fühlt, daß es seine eigene Welt hat, von der wir sprachen, die Kraft der Selbständigkeit nicht einbüßt und immer wieder in der Stille und Tiefe dieser Welt seinen Rückhalt findet, bei der Mutter, den Eltern, im Heim und in der stets neu schaffenden Natur.

J. Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Zur Reform des Einjährigendienstes.

In der Reichstagssitzung vom 6. Februar 1914 wurde auch einmal wieder die Frage der Berechtigung zum Einjährigendienst besprochen. Dabei sagte der Abg. Marx (Ztr.): „Wir wollen die Berechtigung zum Einjährigendienst gerne erweitern, aber mit der nötigen Vorsicht. Man darf z. B. nicht vergessen, daß man durch eine weitere Hebung der Mittelschule die Volksschule herabdrückt. Die Volksschule ist aber der Kernpunkt unseres ganzen Bildungswesens."

Wer die ungeheure Überschätzung kennt, die der Deutsche dem Wissen und der auf dem Wissen begründeten Bildung entgegenbringt, der wundert sich nicht darüber, daß auch bei der Frage der Erweiterung des Einjährigenvorrechts einem deutschen Reichstagsabgeordneten keine andere Gedankenverknüpfung auftaucht, als: „Vergrößerung des Schulsacks".

Und doch sollten gerade in einem Volk, das so viel auf das Wissen hält, viel mehr Leute wissen, daß unter der einseitigen Pflege unseres Gehirns, vielmehr des Teils unseres Gehirns, der der Aufspeicherung von Wissensstoff dient, neben vielem anderen ganz besonders die Wehrhaftigkeit unserer Jungmannschaft leidet. Je üppiger unsere Gehirnscheuer und unser Sitzfleisch zunimmt, um so weniger gedeiht die Schärfe unserer Sinne, die Kraft unserer Muskeln, die Leistungsfähigkeit unseres Herzens und unserer Lunge, die sichere Beherrschung unserer Persönlichkeit und die Tatkraft unseres Nervensystems.

Es ist höchste Zeit, daß alle Wissenden sich zusammenscharen und immer wieder laut rufen: Was unserer Jugend im Hinblick auf die Wehrhaftigkeit nottut, ist nicht eine noch weitergehende Mästung des Gedächtnisses, sondern die Heranbildung von Persönlichkeiten, bei denen alle ihnen von Gott verliehenen Organe und Fähigkeiten zu einem harmonischen, körperlich-, seelisch- und geistiggesunden Ganzen entwickelt und ausgebildet werden müssen!

Besonders wehre man sich mit Hand und Fuß gegen die Bestrebungen unserer vom Bildungsschwindel besessenen Anbeter des Molochs „Scholastikus", in unsere Volksschule — die von dem Abg. Marx ganz richtig als der Kernpunkt unseres ganzen Bildungswesens bezeichnet worden ist — irgendeine Fremdsprache einzuführen. In dieser Beziehung begrüße ich den „Bremserlaß" des württembergischen Kultusministeriums mit großer Freude, und ich hoffe, daß mit der Zeit auch aus den in Württemberg „Mittelschulen" genannten gehobenen Volksschulen der Unterricht im Französischen durch wertvollere Unterrichtsfächer ersetzt werden möge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch ich halte es aus Gründen, die ich hier nicht weiter darlegen will und kann, für sehr notwendig, die Berechtigung zum Einjährigendienst wesentlich zu erweitern. Für den naturgemäßesten Weg zu diesem Ziel würde ich den folgenden halten:

1. Der bisherige Berechtigungsschein wird nur als Anwartschaft darauf erklärt, daß sein Inhaber Aussicht hat, nach einjährigem Waffendienst entlassen zu werden, falls es sich nach der „Einjährigenanwärter-Ausbildung" erweist, daß er in allen soldatischen Fertigkeiten mehr leistet als der Durchschnitt der übrigen Mannschaft.

In diesem Falle erhält er die Einjährigenschnüre und hat noch größere Anwartschaft, nach einem Jahr entlassen zu werden — falls er sich auch im Rest des Jahres gut führt und sich würdig und tüchtig genug erweist zum Eintritt in das Unteroffizierkorps.

Zeigt es sich am Ende der Einjährigenanwärter-Ausbildung, daß er kein tüchtigerer Soldat ist, als der Durchschnitt der übrigen Mannschaft, oder daß er sich nicht so führt, wie es sich für einen künftigen Unteroffizier oder gar Offizier geziemt, so wird er unter die Zweijährigen eingereiht.

2. Da durch die vorgeschlagene „Siebung" der geistig und körperlich tüchtigen Einjährigenanwärter ungeeignete Menschen viel leichter und sicherer ausgeschieden werden können, als durch die bisherige Einjährigenprüfung, so kann diese letztere ohne Bedenken so gestaltet werden, daß ein erheblich größerer Kreis von Bewerbern Aussicht hat, den „Einjährigen-Anwärterschein" zu bekommen.

Insbesondere sollte auch allen einigermaßen geeigneten Fachschulen (auch den Ackerbauschulen u. dgl.) die Berechtigung verliehen werden, diesen Anwärterschein auszustellen.

Aber auch die bei den Lehrlings- oder Gesellenprüfungen festzustellenden tüchtigen Leistungen im Beruf sollten mit dem Anwärterschein belohnt werden.

3. Selbstverständlich hat eine solche Erweiterung des Einjährigendienstes zur Voraussetzung, daß man von der bisherigen Annahme abgeht, Einjährig-Freiwillige seien an sich schon als Anwärter für den Reserveoffiziersdienst zu betrachten.

Für diese Anwartschaft käme künftighin erst die Zeit nach der Einjährigen-Anwärterausbildung in Betracht.

4. Die Erweiterung des Einjährigendienstes hat aber weiterhin zur selbstverständlichen Voraussetzung den nachdrücklichen und rücksichtslosen Kampf gegen den Luxus in den Kreisen der Einjährigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Offiziere. Spartanische Lebensweise muß immer mehr zum Vorbild für diese Kreise werden, zum Vorteil der Betreffenden selbst wie auch zum Vorteil der deutschen Volkskraft und des deutschen Volksvermögens. (Bei dem letzteren Punkt muß ich ganz besonders nachdrücklich betonen, daß ich es für einen ungeheuren Trugschluß halte, zu meinen, die Ausübung des Luxus befördere das Gedeihen des Handels und des Handwerks. Dem Gewinn auf der einen Seite stehen auf der anderen Seite Verluste gegenüber, deren Größe weit unterschätzt wird.)

5. Was heute schon ausnahmsweise möglich ist: die Verpflegung eines nichtbegüterten Einjährigen auf Staatskosten in der Kaserne, sollte von nun an die Regel bilden, von der sich nur die zu Gefreiten beförderten Einjährigen auf Antrag befreien lassen können. Dadurch würde vor allem dieser Einrichtung der Stachel der Geringschätzung genommen, der ihr heute noch anhaftet. Sie würde aber auch einen weiteren Sporn bilden, daß die Einjährigenanwärter schon vor ihrer Einberufung unter die Waffe sich alle Mühe geben, ihren Körper tüchtig, stark und gewandt zu machen und sich in der Anwärterzeit einer möglichst guten Führung zu befleißigen. Sie würde ferner manchem sonst sehr tüchtigen, aber armen jungen Manne die Möglichkeit gewähren, bei allseitiger Anspannung seiner Kräfte mit einem Jahr vom Heeresdienst loszukommen. Sie würde weiterhin der Kaserne die Kräfte der höheren Bildung zuführen und vielleicht manchen in einflußreicher Stellung stehenden Vater eines zukünftigen Einjährigen dazu bringen, mit ganz anderem Nachdruck an der Hebung der Kultur unseres Volkes und an der Verbesserung des Kasernenlebens mitzuarbeiten als bisher. — Das lange und nahe Zusammenleben der verschiedensten Volkskreise in der Kaserne würde aber schließlich auch viel zur Überbrückung der sozialen Gegensätze beitragen, deren Vorhandensein man besonders bei dem Fall Zabern einmal wieder so deutlich gesehen und beklagt hat.

Da die Heeresleitung darauf ausgehen muß, die fähigsten Soldaten möglichst zu Unteroffizieren heranzubilden, so ist die Bereitwilligkeit der nach einem Jahr zu entlassenden Tüchtigsten, noch ein Jahr als Unteroffizier zu dienen, durch bessere Besoldung und anderweitige Vergünstigungen zu erhöhen.

Die ganze hier aufgerollte Frage ist sehr ernst und bedeutungsvoll. Mögen alle Berufenen an ihrer Lösung mitarbeiten!

**Dr. med. Fäustle.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Anmerkungen über das Kino.

Über und über ist das gute Europa mit Kinotheatern bedeckt, und es läßt sich diesen fragwürdigen Zustand gefallen, wie sich etwa ein Hund ohne Murren mit seinen Flöhen abfindet. Es kratzt sich manchmal ein bißchen, aber im allgemeinen hält es brav still.

*

Vor dem Kinotheater läuft nicht etwa ein putzig gekleideter Ausrufer herum und lädt mit heftigen Armbewegungen zum Besuche der Vorstellung ein: „Immer hereinspaziert, meine Herrschaften!" — nein, vor dem Kinotheater steht steif und stolz ein Mann mit Dreimaster und Marschallstab, der auf die sich massenhaft durch die Gnadenpforte zwängenden Menschlein äußerst gleichgültig und fast ein wenig verächtlich herabsieht.

*

Im Reich der Bücher herrscht eine schlotternde Angst. Die Dramen, Romane und Novellen möchten Tarnkappen haben, um sich vor den alles durchbohrenden Blicken des Raubritters Kino zu verbergen. Sie flüchten sich bis in die äußersten Winkel, aber der Kino findet sie doch und — nimmt ihnen die Eingeweide aus. Er „adaptiert" sie, wie er sagt.

*

In den Stubalpen haust ein Raubtier, das aus einer Menagerie ausgebrochen ist und der Bauernschreck genannt wird. Der Raubritter Kino ist der Bücherschreck!

*

Die Minderwertigkeit des Kinobetriebes geht am überzeugendsten daraus hervor, daß die „Dramen", die der Film reproduziert, sich ähnlich sind wie ein Ei dem andern. Ich habe kürzlich Hugo („Die Elenden"), Zola („Germinal") und Bulwer („Die letzten Tage von Pompeji") im Kino gesehen und befinde mich in dem Glauben, dreimal, philosophisch ausgedrückt, an derselben Stelle in den Strom der „Literatur" gestiegen zu sein. Das Kino gibt nichts als den rohen Stoff und wirkt in seiner anspruchsvollen Primitivität auf gebildete Menschen durchaus lächerlich.

*

Anfangs haben die Dichter die Hände erhoben und laut und feierlich erklärt, daß das Kino ihr Todfeind sei. Aber schnell ist ihr Idealismus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft. Sie lassen jetzt ihre Werke verfilmen und in ihre Taschen schmunzelnd schnödes Sündengeld gleiten. Sie verfertigen sogar besondere Kinodramen und merken, wie es scheint, garnicht, daß sie ihr eigenes Haus verunreinigen, die armen Schächer!

*

Das Kino gleicht dem Hut des Landvogts auf der Stange. Jeder, der vorübergeht, muß ihm, laut Befehl, Reverenz beweisen. Und die meisten bücken sich wahrhaftig, weil sie gedankenlos oder feige sind, vor dem windigen Popanz!

*

Aber es gibt auch Leute, die wie Tell sagen: „Was kümmert uns der Hut!"

Das Kino hat das (unfreiwillige) Verdienst, daß es die solenne Kläglichkeit der in tausend und abertausend Teile zersplitterten Gegenwartskultur erschreckend sinnfällig vor Augen führt und dadurch alle diejenigen, die sich für ihr Volk und ihre Zeit sozusagen verantwortlich fühlen, zu einem Feldzug wider den immer anmaßlicher sich gebärdenden Ungeschmack mobil macht.

Das (mechanische) Kino ist insbesondere darnach angetan, den Blick für die moralische Bedeutung und die ästhetischen Aufgaben des (lebendigen) Theaters zu schärfen.

*

Am Schluß einer Kinovorführung vor geladenen Gästen schritt der Direktor elastisch und heiter auf mich zu und goß einen Phrasenschwall über mich aus, der ungefähr besagte: „In Kino veritas!"

Und unwillkürlich antwortete ich: „In Anbetracht des Umstandes, daß Sie mit t a u b s t u m m e n Schauspielern zu arbeiten hatten, wirklich ganz außerordentlich, wirklich ..."

*

Von all den ergötzlichen Flohnamen, die der Meister Fischart ersonnen hat, paßt auf das Kino am besten: Kneiffielind. Wobei „sie" bedeutet: Die große Masse fast aller Volksschichten.

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Herren und Frau'n am Hofe der Gleichgültigkeit halten es nicht für der Mühe wert, die Kinoflöhe zu knicken und wegzujucken. Aber einige hoffnungsvolle junge Menschen mögen dem argen Treiben nicht länger müßig zusehen und rüsten sich mit Eifer zu einer frischen und fröhlichen Flohhatz!

Hans Harbeck.

# Was andre sagen

**Flensburger Zeitspiegel** (Herausgeber: Jonny John, Flensburg). Jg. 1913, Nr. 17.

„Zu hoch". Von Jonny John.

„Jeder, der sich Geistesschätze gesammelt hat und in ihrem Genusse glücklich ist, fühlt das Bedürfnis, sie andern nutzbar zu machen, auch andern Zutritt zu der großen Schatzkammer zu verschaffen, in der die Kunst und Wissenschaft aller Zeiten und Völker ein unerschöpfliches Gut angehäuft haben. Aber jeder, der seine Freunde und Kollegen zum Lesen einer Dichtung, zur Beschäftigung mit Literatur und Kunst überhaupt anregen wollte, jeder, der in der Volksbildung tätig ist, hat schon einmal die Antwort gehört: „Nein, das ist mir zu hoch!" Ich habe diese Worte traurig und entsagungsvoll, verbissen und verdrossen, gleichgültig und leichtsinnig erklingen hören. Aber immer hatte ich dasselbe Bild dabei vor Augen: arbeitsmüde, gehetzte Menschen, die den Strahl liebender Fürsorge nicht gewohnt sind und nicht entbehren. Eine große Herde auf weiter, magerer Grasebene in einem tiefen Tal, wo keine Sonne ist. Da wandeln sie tief gesenkten Hauptes und grasen. Einige hören den Ruf: „Kommt doch herauf auf diese warmen, hellen Höhen, hier ist reine Luft, hier sind Quellen und Blumen, hier ist Sonnenschein und Freude. Nur diesen garnicht steilen Abhang steigt hinan, ein wenig Mühe, und ihr seid oben." Sie blinzeln apathisch zur Höhe, sie erkennen den Glanz, sie ahnen die Freude der Sonnengipfel, sie sehen auch hier und da ein Junges gewandt und sicher die Steigung emporklettern; sie aber schütteln den Kopf, lassen ihn schwer wieder auf den harten Futterboden niedersinken und murmeln: „Das ist uns zu hoch!"

. . . . . .

Doch wir wollen nicht in Gleichnissen reden, sondern nüchtern ein paar Tatsachen erörtern. Der Verzweiflungsruf „zu hoch!" tönt durch die weitesten Kreise des Volkes. . . . . .

Was bedeutet das? Es bedeutet, daß das Volk ewig in geistiger Armut verharren will. Es bedeutet Mangel an Strebsamkeit. Dasselbe Volk, das nach mehr politischen Rechten strebt, das — mit Recht — die Unterschiede im materiellen Besitze schmerzlich empfindet und emsig an der Besserung seiner materiellen Lage arbeitet, dasselbe Volk empfindet wohl Unterschiede in geistigem Besitz, aber hier verlangt es keinen Ausgleich. Daß einer mehr Geld hat als der andre, schafft Erbittrung; daß ein Teil der Nation in geistigen Genüssen schwelgt, macht die Mehrheit nicht neidisch; hier fordern sie nicht das, was ihnen fehlt. Zur Erwerbung eines großen Vermögens oder Einkommens gehört sicher auch Geist, und mancher Besitzlose, dem der Sinn danach steht, erreicht es auch, sofern er seine Kräfte entfalten kann — das also ist ihm nicht „zu hoch". Aber das Verständnis eines Stückes von Shakespeare oder Schiller ist

demselben Mann „zu hoch", als daß er sich jemals darum bemühte. Ich denke hier selbstverständlich nicht nur an Arbeiter, sondern es schweben mir Fälle vor, wo sehr bemittelte Kaufleute mit diesem „zu hoch" ihrem Geiste ein Armutszeugnis ausstellten. . . . . Ein Bedürfnis werden muß es: das auch denken zu können, was ein großer Mann gedacht hat. Das allgemeine Ehrgefühl muß so geschärft werden, daß sich der vor Scham nicht mehr blicken lassen darf, der dem Geistes- und Phantasieflug des Dichters und Künstlers nicht folgen kann und der nicht alle Kräfte und ein unabläßiges Streben dran setzt, dies zu erreichen.

Und weiter bedarf es nichts. Daß Goethe so populär wird wie die „Berliner Range", Shakespeare so wie der letzte Sensationsfilm, dazu bedarf es keiner besseren Schulen, dazu braucht nicht jeder Einzelne regelrecht „studiert" zu haben — nur das innere Streben und Drängen danach braucht geweckt zu werden, es muß das da sein, was man den „kategorischen Imperativ" nennt. Alles andere, Bildungsmittel, gute Bücher sind da, und leicht wird noch unendlich viel mehr geschaffen werden können, wenn nur die Nachfrage bestünde.

. . . . . .

Und wenn man wirklich ein Buch oder ein Dichtwerk nicht versteht — es beiseite zu schieben und zu sagen: „es ist mir zu hoch", wäre grundverkehrt. Ich erinnere an ein Wort von Goethe: „Wir lernen nur aus Büchern, die wir nicht verstehen. Verfasser von Büchern, die wir verstehen, könnten von uns lernen!" Wie fein ist das. Lernen kann man doch nur, was man nicht weiß. Also, was man nicht „versteht". Sehr logisch, nicht wahr? Ich verstehe nicht, was mir neu ist. Also wenn ein Dichter oder ein Schriftsteller etwas Neues bringt, so muß ich ihn verstehen lernen. Und gerade dieses Verstehenlernen, die Übung des Gehirns, bildet einen großen Teil des Genusses, den die Beschäftigung mit guten Büchern bereitet. Der Gebildete, das heißt: der Erfahrene, weiß ganz genau, daß er das Werk, das er sich vornimmt, noch nicht verstehen wird, ja, er wählt sich gerade solche aus; er weiß auch, daß er in das Werk hineinwachsen, daß er mit dem Werke wachsen wird. Der noch Ungebildete, daß heißt Unerfahrene, weiß es nicht; er meint, ein Werk des Geistes müsse einem gleich eingehen wie Baumöl; und wenn das nicht geschieht, erschrickt er, schrickt zurück und sagt abwehrend: „das ist mir zu hoch".

Natürlich ist die Zeit, in der man ein neues Buch verstehen und genießen lernt, bei verschiedenen Menschen sehr verschieden. Der Gebildete, das heißt: der Geübte, findet sich rascher hinein, begreift mitunter sofort, weil Teile von Gedanken drin sind, die er schon aus anderen Werken kennt; der Ungeübte reift ganz natürlicherweise langsamer an das Buch oder einen Aufsatz heran. Aber heranreifen an das Verständnis wird er sicher. Daß einem normalen Verstande etwas nicht „zu hoch" ist, was ein anderer Verstand ausgebrütet hat, das läßt sich schon gehirnanatomisch beweisen.

Und noch eins. Den Ungeübten wird ein Kriminalroman immer mehr fesseln als etwa Homers Odyssee. Ganz natürlich. Aber von dem Kriminalroman wird nichts in ihm übrig bleiben, wenn er ihn gelesen hat. Dagegen — die Beobachtung kann jeder an sich machen — gewinnt Homer für den Anfänger erst Farbe und Leben, wenn er das Buch weggelegt hat. Gewiß hat der Anfänger Mühe, Homer oder das Nibelungenlied zu lesen. Er soll sich die Mühe ruhig machen. Sie belohnt sich wie keine. Dies nachträgliche Lebendigwerden der gelesenen Geschichten ist etwas ganz Wunderbares; mit magischer Gewalt ziehts einem zu dem Buch zurück, und bald ist man so weit, daß sich einem die Wunder schon beim ersten Lesen erschließen. Solches Lesen ist wie Turnen: tut zuerst weh, gibt aber nachher das Gefühl des Wohlseins und der Kraft.

Darum fort mit dem Ruf „zu hoch!" Es ist das Geständnis verzweifelnder Schwäche. Wir aber sind eine starke Rasse, die noch viel in der Welt zu tun hat . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Neue Tatsachen zur Rassenhygiene.** Seit langem schon harrte auf dem Gebiete der Rassenhygiene die Frage der Entscheidung, ob und inwieweit das als minderwertig anzusprechende Menschenmaterial eine Belastung der vollwertigen Menschen der Gesellschaft und des Staates darstellt. Kurz gesagt: Was kosten die schlechten Rassenelemente den Staat und die Gesellschaft?

Daß unter den heutigen Verhältnissen die Summe der aufzuwendenden Mittel nicht klein sein würde, war von vornherein anzunehmen und wurde wohl auch von niemandem bestritten. Nur die Höhe der Summe war unbekannt. Schätzungen blieben bei dem Fehlen von Unterlagen so gut wie wertlos. Die angeschnittene Frage drängte daher nach wissenschaftlicher Bearbeitung, die Wichtigkeit war zu groß. Das hat unter anderen auch die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene erkannt; sie stellte deshalb die obige Frage als Preisaufgabe. Der Hamburger Jens, dem der Preis zufiel, hat uns nun zum erstenmal den wirklichen Betrag der jährlichen Kosten erkennen lassen, die Hamburg und seinen Bewohnern durch die Unterstützung der Minderwertigen entstanden sind.

Nicht untersucht sind dabei die Ursachen der Minderwertigkeit, auch natürlich nicht, wie weit die einzelne Schädigung ihre Kreise zieht. Dies im Zusammenhang zu entscheiden, bleibt weiterer Forschung vorbehalten, soweit es nicht schon auf einzelnen Gebieten hier und da berechnet wurde. Leider konnte auch nicht untersucht werden und ist auch unter den heutigen Verhältnissen noch nicht festzustellen, wie sich die Dinge bei der Frage nach der angeborenen oder ererbten Minderwertigkeit gestalten.

Teilt man die Ausgaben ein in solche, die auf Grund der Reichsversicherungsgesetze gemacht werden, sowie in sonstige Ausgaben des Hamburgischen Staates für Erziehungswesen, Armenfürsorge, Waisen-, Kranken-, Irrenpflege usw. und in Ausgaben auf Grund der privaten Wohltätigkeit unter Abzug der in diesen drei Abteilungen auch für Vollwertige mit enthaltenen Beträge, so ergibt sich in gesamt die ungeheure Summe von jährlich 31,6 Millionen Mark, die für Minderwertige ausgegeben wird. Es bestehen in Hamburg — alles unter dem angedeuteten Gesichtswinkel betrachtet — 700 Stiftungen mit einem Gesamtkapital von fast 75½ Millionen Mark, einem jährlichen Ausgabefonds von 5800000 Mark und einem Besitz von 174 Grundstücken. Die Reichsversicherungsgesetze allein stellen für Minderwertige Hamburgs jährlich den Betrag von 16 Millionen Mark, die sonstigen staatlichen Einrichtungen den Betrag von 10 Millionen Mark bereit. Im Ganzen also eine jährliche Ausgabe von 31,6 Millionen Mark. Hinzukommen noch etwa 200 Grundstücke, von denen mehrere kleine Gemeinwesen für sich bilden, für die Zwecke der unmittelbaren oder vorbeugenden Fürsorge. Der für die gesamte Minderwertigenfürsorge erforderliche Aufwand beträgt damit — für das Jahr 1906 berechnet — etwa ebensoviel wie durch die direkte Einkommensteuer des Staates Hamburg zusammengekommen ist. Auf den Kopf der Bevölkerung Hamburgs verteilt, kommen jährlich 35—36 Mark.

Die Zahlen sprechen wohl für sich und lassen den ungeheuren Umfang der Kosten für Minderwertige erkennen. Wenn nun auch in Hamburg die private Wohltätigkeit stets sehr groß gewesen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein mag, so dürften sich für das gesamte Reich kaum andere Verhältnisse ergeben. Beinahe soviel, wie die ganze Einkommensteuer beträgt, wird für die Unterstützung der Minderwertigen verbraucht, fürwahr eine Tatsache von einschneidender Bedeutung!

Ein weiteres, längst als solches erkanntes, aber bisher noch nicht gelöstes Problem rassehygienischer Natur stellt die Frage dar, die auch in einem Preisausschreiben behandelt ist: Bringt das materielle und soziale Aufsteigen den Familien Gefahren in rassehygienischer Beziehung?

Auch hier ist an die Stelle einzelner Beobachtung, Ansichten und Meinungen zum erstenmal ein Tatsachenmaterial zusammengetragen worden, das beweiskräftig ist. Dr. Teilhaber hat diese Frage an der Entwicklung der Judenheit Berlins studiert. Die jüdische Bevölkerung einer Stadt wie Berlin bietet in der Tat ein sehr geeignetes Material für die Entscheidung der Frage. Einmal ist das jüdische Volk eins von den wenigen, deren Lebensenergie die Jahrhunderte und Jahrtausende in oft unendlichen Kämpfen überdauert hat. Dann aber zeigen die großstädtischen Verhältnisse Berlins alle Erscheinungen in kürzerer Zeit und in augenfälligerer Weise. Es ist also zu erwarten, daß die Ergebnisse so gut wie einwandfrei sind.

Die Zahl der Berliner Juden ist in den letzten hundert Jahren von 3000 auf 150000 gestiegen, wobei als feststehend anzusehen ist, daß Zu- und Abwanderung eine gewisse Rolle spielen. Betrachtet man nun die Ziffern über den jüdischen Nachwuchs für die letzten 30 Jahre, so zeigt sich, daß die Höhe in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts überschritten ist und die Zahl jetzt ständig sinkt. Dabei haben sich die eheschließenden jüdischen Personen mehr als um das Doppelte vermehrt, oder anders ausgedrückt: in den letzten 35 Jahren ist die jüdische Bevölkerung um 102%, die eheschließende um 100% gewachsen, die Anzahl der Geborenen dagegen ist um 11,1% gefallen. Unter 100 Juden ist ein Viertel ehelos und ein Viertel kinderlos. Von der knappen Hälfte der Bevölkerung, die sich vermehrt hat, haben fast zwei Drittel nur ein und zwei Kinder, und nur ein Drittel mehr als diese, wie es einer gesunden Bevölkerungsvermehrung entspricht. Ohne die Zuwanderung ausländischer Juden wäre der Zuwachs an jüdischen Kindern noch geringer. Es hat sich nämlich gezeigt, daß 48% der mehrgeborenen Kinder von ausländischen Juden abstammt. Sehr lehrreich und ganz gegen die Ansicht sprechend, daß etwa die große Zahl der eingewanderten armen Juden den Geburtenrückgang verschuldet habe, ist die Tatsache, daß Akademiker und Arbeiter unter den Eheschließenden dieselbe Zahl aufweisen, in der Zahl der Kinder jedoch sehr voneinander abweichen: Bei den Arbeitern übertraf die Anzahl der Kinder die der Akademiker bei weitem, ein Beweis wieder dafür, daß das Proletariat die Art erhält.

Es ergibt sich also die an und für sich auffallende Tatsache, daß bei einer verhältnismäßig leicht zu beobachtenden Menschenklasse wie bei den Berliner Juden trotz großer Zuwanderung kinderreicher, armer Familien aus dem Osten und Abwanderung kinderarmer, reicher Familien in die westlichen Vororte der durchschnittliche Wohlstand erheblich gewachsen, die Kinderzahl dagegen ganz unzulänglich zur Erhaltung der Art geworden ist. Es findet sich also eine Abnahme der Fruchtbarkeit bei der Berliner Judenheit, die mit dem Steigen des Wohlstandes Hand in Hand geht. Somit ist der Schluß berechtigt: Unter unseren heutigen sozialen Verhältnissen bringt das materielle und soziale Aufsteigen (der dringende Wunsch nach ökonomischen Mitteln und gesellschaftlicher Stellung) den beteiligten Familien schwerste Gefahren in rassenhygienischer Bedeutung.

Zwei Tatsachen von unschätzbarem Werte hat uns also die neuere Forschung in den beiden erwähnten Arbeiten niedergelegt. Aufgabe der nächsten Zukunft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird es sein, die gefundenen Ergebnisse nachzuprüfen und aus einem größeren Menschenmaterial weitere neuere Schlüsse zu ziehen. **Dr. Schütz.**

**„Je 3000 Mark".** Vor etwa einem halben Jahre (im zweiten Augustheft des „Vortrupp") habe ich über den Kinderhandel berichtet und mich vor allem bemüht, nachzuweisen, daß der Kinderhandel nicht etwas Überwundenes ist, — wie das die Behörden darzustellen belieben und sogar die Kongresse, die das Schlagwort Kinderschutz oder Mädchenhandel auf allen Drucksachen stehen haben oder hatten.

In London tagte im vorigen Jahre der 5. Internationale Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Er nahm eine Resolution des deutschen Nationalkomitees an, alle öffentlichen Häuser zu schließen. Die Aufforderung Pfarrer Bruns', dem Kinderhandel mehr Aufmerksamkeit zu schenken, überhörte man!

In Brüssel tagte beinahe gleichzeitig ein internationaler Kinderschutz-Kongreß. Man streifte ganz kurz den Kinderhandel. Aber weiter kam es auch hier nicht.

Es gibt ja soviel Kinderelend; da kann das bischen Kinderhandel ruhig so nebenbei abgetan werden; würden sich mehr Leute als etwa diese unbequeme Schwester Arendt oder dieser darauf versessene Pfarrer Bruns damit beschäftigen, dann würden die alten Kinderrettungsvereine wohl gar pekuniäre Schädigungen erleiden!

Indessen erschienen in den verbreitetsten Tageszeitungen Anzeigen, in denen eine Frau aus Ilmenau unter verschiedenen Decknamen „ein bildhübsches Mädchen von 14 Jahren, ein bildhübsches Mädchen von 5 Jahren und einen bildhübschen Bubi von einem Jahre für je 3000 Mark" zu eigen anbietet. Genau wie der Pferdehändler seine prima Hengste, der Viehhändler seine Zuchtbullen, und so.

Natürlich stellte die Mutter die Sache als harmlos hin, und andere Leute entschuldigten sie mit ihrem geringen Bildungsgrad. Die Polizeibehörde ist der Ansicht, daß eine „strafrechtlich verfolgbare Handlung" nicht vorliege: das körperliche und moralische Wohl der Kinder erscheine zwar gefährdet; für eine bessere Erziehung sei Sorge zu tragen. Das Ganze bekommt einen blauen Aktendeckel und ist damit erledigt.

Man beruhigt sich: ein seltener Fall. Und die Reichsregierung hatte mit ihrer Antwort an den Abgeordneten Werner wieder mal recht!

Oder doch nicht?

Der Kinderrettungs-Verein, geleitet von Pastor Wilhelm Pfeiffer in Berlin NW. 6, Charitestraße 2, versandte im Juni ein Rundschreiben, noch vorsichtig und tastend, aber doch zugebend. Es heißt darin:

> Neuerdings ist dem Kinderrettungs-Verein eine Vermittlerin bekannt geworden, die gegen Zahlung eines ausreichenden Pflegegeldes Kinder zu sich nahm, um sie dann gegen einen geringen sogenannten Erziehungsbeitrag an andere Leute weiterzugeben, zu „verschenken".

Es heißt darin weiter:

> Es ist festgestellt worden, daß Berliner Hebammen in den Jahren 1908—1911 neun neugeborene uneheliche Kinder einem Ehepaar in Belgien gegen Abfindungen von 500—1500 Mark in Pflege gegeben haben. . . . . Von diesen neun Kindern sind vier gestorben. Der Erste Staatsanwalt von Berlin erfuhr davon und erhob gegen den Ehemann Anklage wegen Tötung dieser Kinder, die aber wegen Mangel an Beweisen wieder eingestellt wurde. Den Angehörigen der Kinder gegenüber hatte das Ehepaar durch ihre Briefe immer den Anschein erweckt, als handle es sich nur um dieses eine Kind, das sie adoptieren wollten. . . . . Eine Erklärung für die Annahme der Kinder findet man nur in dem durch sie bereits erlangten und vielleicht auch noch erhofften Geldgewinn.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man wird sich auch hier beruhigen: seltene Fälle. Und man wird nur für den Augenblick stutzen, wenn man liest, was einer der besten Sachkenner, Professor Klumker, der „Frankfurter Zeitung" (Jg. 58, Nr. 205 vom 26. Juli 1913, Erstes Morgenblatt) schrieb:

> Die Lage des unehelichen Kindes ist im Deutschen Reiche ungünstiger als in allen anstoßenden Ländern mit Ausnahme Rußlands. Selbst in Frankreich ist seine Gesamtlage so viel besser, daß es für das einzelne Kind ein Vorteil ist, sein Vaterland zu vertauschen.

Und:

> Eine große Stiftung, um den Schutz der unehelichen Kinder im Deutschen Reiche . . . . . zu fördern, wäre die beste Bekämpfung des Kinderhandels, zugleich ein wahrhafter Fortschritt ersten Ranges in der Säuglingsfürsorge.

Man stiftete im Jubeljahre 1913 so viel. Man dachte dabei auch erfreulich oft an unsere Jugend. An die „bildhübschen" Kinder, die für 3000 Mark, für mehr oder für weniger abgegeben werden; die untergehen, wir wissen nicht wie und wo; die hungern und betteln müssen; die in den Palästen mit der lockenden roten Laterne dem „guten Kunden" verschachert werden — an die hat man bei allen Stiftungen nicht gedacht. **Dr. Karl Wilker.**

**Alkohol und Heer.** Die Zeiten der Landsknechtstage sind vorüber. Soldat sein, Krieger sein ist nicht mehr allein wie in früheren Zeiten eine Sache des persönlichen Mutes und der Kraft, sondern mehr denn je eine Sache, die hohe Intelligenz, schnellstes Denken und schnellstes Handeln erfordert; gleichzeitig aber ein Beruf, der den moralischen Menschen vor den schwersten Konflikt der Pflichten stellt: sein Vaterland zu verteidigen, indem er die angreifenden Feinde von ihm abwehrt, und gleichzeitig die Pflicht der Humanität des Christentums gegen seinen Nächsten, der eben dieser Feind sein kann, zu erfüllen.

Es wäre Wahnsinn und Verbrechen zu gleicher Zeit, heute noch wie in früheren Jahrhunderten durch Branntwein oder andere berauschende Getränke angefeuerte Kriegerhorden gegeneinander zu führen. Wahnsinn, weil eine inbezug auf ihre Gehirntätigkeit vergiftete Soldateska sicher bald dem mörderischen Feuer der Gegner zum Opfer fallen würde; ein Verbrechen, weil eine derartig verwilderte Schar nach einem etwaigen Siege kaum imstande sein dürfte, in die Grenzen der Menschlichkeit zurückzukehren. Es ist seltsam, daß gleichzeitig mit der Verfeinerung der Strategie, wie sie die fast ans Wunderbare grenzende und doch so grauenhafte Verbesserung unserer heutigen Kriegswaffen erforderte, sich auch die Kenntnis von der Schädlichkeit selbst schon geringer Mengen der berauschenden Getränke auf unsere menschliche Gehirntätigkeit entwickelt hat.

Wir haben von Professor Kraepelin und seinen Schülern erfahren, daß die Wirkung von einem Glase Bier oder Wein nach einer kurzen Reizwirkung bereits eine deutliche Verlangsamung unserer Gehirntätigkeit hinterläßt, ein Liter Bier oder Wein sich in der Verlangsamung unserer geistigen Tätigkeit noch deutlich am folgenden Tage bemerkbar macht. Da wird es jedem Kenner moderner militärischer Verhältnisse einleuchten, daß es sowohl bei den kriegerischen Übungen im Frieden, ganz besonders aber bei der Tätigkeit der Soldaten im Kriege, geradezu als große, an Landesverrat grenzende Pflichtvergessenheit betrachtet werden muß, wenn irgendeiner unserer Vaterlandsverteidiger im Zeitalter der Elektrizität, des Telephons und Telegraphen, der Flugmaschinen und Luftschiffe, der Maschinengewehre und Scheinwerfer, der Riesenmechanismen unserer modernen Kriegsschiffe, bei der Schnelligkeit unserer Torpedoboote und der Heimtücke der Unterseeboote seine Gehirntätigkeit künstlich durch den Genuß alkoholischer Getränke auch nur um ein Geringes verzögert. Der Offizier, der durch den Genuß berauschender Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tränke am Abend vor der Schlacht seine Gehirntätigkeit für die Zeit des Kampfes auch nur um eine Sekunde verlangsamt in Hinsicht auf das Erfassen der Situation, auf die Schnelligkeit seiner Befehle, auf die Anpassung an veränderte Gefechtslagen, würde unverantwortlich handeln. Das Gleiche gilt auch vom Untergebenen, der künstlich seine Gehirntätigkeit durch alkoholische Getränke verlangsamt oder seine Nerventätigkeit oder Muskelkraft, und damit seine Kriegsfertigkeit geschwächt und herabgesetzt hat für die Ausführung der empfangenen Befehle und die Ertragung der durch den heutigen Krieg erforderten ungeheuren Strapazen.

Diese Tatsache betonte auch der Kaiser in seiner Rede, die er am 21. November 1910 bei Einweihung der Marineschule in Mürwick an die Fähnriche der Marine hielt. In voller Würdigung der modernen medizinischen Kenntnisse von der Wirkung des Alkoholgenusses auf unser Gehirn und unsere Nerven vertrat er den eben bezeichneten Standpunkt. Die Kaiserrede gibt in ausgezeichneter Kürze das wieder, was der Soldat von heute unbedingt über die Alkoholfrage wissen muß.

Mit den Kundgebungen des Kaisers auf diesem Gebiete steht die Bekämpfung des Alkohols im Heere durch die höchsten Militärbehörden im vollen Einklange. Sie hat im Laufe der letzten 10—15 Jahre sehr erfreuliche Fortschritte gemacht. Schon Wilhelm I. hatte die Branntweinrationen in Geldlöhnung umgewandelt. Längst ist es in der Preußischen, wie in der Bayrischen Armee verboten, berauschende Getränke auf dem Marsche mitzunehmen; bei vielen Regimentern, besonders Bayrischen, werden in den Kasernen bereits alkoholfreie Erfrischungsgetränke hergestellt, die mit Vorliebe von den Soldaten genossen werden. Im Januar 1911 hat das Sächsische Kriegsministerium ein Flugblatt gegen den Alkoholmißbrauch in der Armee zur weitesten Verbreitung unter Offiziere und Mannschaften gelangen lassen. Eine Reihe unserer ersten Militärärzte lassen sich die Bekämpfung der Trinksitten im Heere auf das äußerste angelegen sein.

Um so befremdlicher wirkt es daher, daß immer noch, wie in vergangenen Zeiten, die Trinksitten für unerläßlich erachtet werden bei großen patriotischen Festen, insbesondere bei Kaisers Geburtstag. Von welch verhängnisvoller Bedeutung aber gerade eine derartige Alkoholausschweifung bei den vielen kräftigen jungen Leuten ist, mag man aus der einen Tatsache ersehen, daß sechs an den drei Eingängen der Straßburger Bordellstraßen aufgestellte Zähler feststellten, daß am Abend von Kaisers Geburtstag im Jahre 1911 binnen einer Stunde 450 junge Soldaten die Dirnenhäuser besuchten; vier Stunden lang etwa hielt der Zustrom an, das macht etwa 1800 Soldaten (10% der Besatzung), die in dieser Weise des Kaisers Geburtstag gefeiert haben! Vielleicht gibt diese eine Notiz Aufschluß über die erschreckend hohen Zahlen der Geschlechtskrankheiten in unserer Armee.

Die Zahl der militärischen Vergehen und Verbrechen, von denen Graf Haeseler sagt, daß nach seiner Erfahrung bei weitem die Mehrzahl auf den Alkohol zurückzuführen sei, mag als ein weiteres Kapital der traurigen Folgen der noch vorhandenen Trinksitten in unserer Armee hier nur angedeutet werden.

Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, in der die Erkenntnis von der Schädlichkeit der berauschenden Getränke, die längst ein Allgemeingut unserer militärischen Behörden sowohl, wie unserer Militärärzte geworden ist, in die Tat umgesetzt wird, und die Trinksitten, die heute noch zum Teil in unserem Heere gang und gäbe sind, zum alten Eisen geworfen werden wie Panzerhemden und Vorderlader, als Überreste einer vergangenen Zeit!*)

**Dr. med. Georg Bonne.**

---

*) Daß es an organisierter Nüchternheitswerbearbeit in unserem Heere und der Marine schon jetzt nicht fehlt, beweist

**Der Fremdenlegionssoldat und die Raubtiere.** Der in der letzten Nummer des „Vortrupp" von Walther Kluge veröffentlichte Aufsatz „Reklame für die Fremdenlegion" gibt mir Veranlassung, über die Raubtiergefahren, denen der Fremdenlegionssoldat angeblich ausgesetzt sein soll, das Folgende mitzuteilen:

Wenn irgend etwas unwahr ist an den von Kluge sehr mit Recht gegeißelten Darstellungen des Lebens der Fremdenlegionäre, so ist es die Behauptung, diese unglücklichen Sklaven bekämen Gelegenheit, Abenteuer mit Löwen, Schakalen und Hyänen zu bestehen, oder gar Kämpfe mit diesen sogenannten Raubtieren auszufechten. So etwas ist schon deshalb unmöglich, weil diese Tiere in den Gebieten, in denen die Legionäre Fronarbeit tun müssen, kaum noch leben. Nur Schakale kommen da vielleicht oft, Hyänen selten, Löwen ganz gewiß nicht mehr vor. Nun sind aber Schakale keine Tiere, mit denen ein Mensch kämpfen könnte; es sind scheue, kleine Füchse, die eifrig in der Steppe umherlaufen und sich kleine Tiere als Nahrung suchen. Mit den Hyänen finden sie sich auch bei gefallenem Wild ein und verzehren es, bevor es ganz in Verwesung übergeht. Auch die Hyäne ist kein ebenbürtiger Gegner des Menschen. Ich habe viele Hyänen in der Steppe beobachtet und danach kaum glauben wollen, daß sie mitunter auch den Menschen angreifen sollen. Sie erschienen mir scheu und harmlos und ich habe an diesen Tieren nur immer die feinen Sinne bewundert, mit denen sie imstande sind, ihren Beruf als eilige Sanitätspolizei zuverlässig auszuüben. Dann habe ich sie auch beklagt, weil ich beobachtete, wie hilflos sie in die tückischen Schlageisen der Menschen tappen, wenn der Hunger sie einem Aas zutreibt. Aber heldenhafte Kämpfe mit ihnen gibt es nicht; die gibt es selbst mit Löwen nur in sehr seltenen Fällen. Auch diese Tiere alle sind längst auf die Güte des Menschen angewiesen und müssen, wenn sie ihr Leben erhalten wollen, hoffen, daß der Mensch seine übermächtigen Waffen nicht gegen sie richte. Es sollte jetzt endlich nicht mehr als Heldentat gelten, die schönen Tiere zu töten, die leider, weil sie Raubtiere heißen, von Menschen gehaßt werden. Wo noch Löwen leben, wird ihr Abschuß von Unternehmern teuer an hochgestellte und reiche Leute verkauft. Jedes Muttersöhnchen kann deshalb heute für Geld einen Löwen schießen und es wird garantiert, daß dabei kein Unfall vorkommt. Wo aber der Löwe noch vorkommt, möchte ihn jetzt kaum ein Europäer ausgerottet wissen, nicht nur, weil die Filmindustrie wertvolle Aufnahmen macht, wenn er, durchs Rückgrat geschossen und in die Enge getrieben, verzweifelt die Zähne zeigt, sondern auch, weil er auf den Pflanzungen die Wildschweine vernichtet, die zur Landplage werden, wo die Löwen fehlen. In Britisch-Ostafrika berät man bereits, wie die Löwen zu schützen seien. Also, fort mit allen Lügen von Abenteuern, die nur Lockmittel für die Jugend sein sollen. Wo man es nachprüfen kann, steckt ein Schwindel dahinter. Der junge Mensch, der die Menschheit vom Drachen befreien will, erkenne die wirklichen

---

die zunehmender Erfolge sich erfreuende Tätigkeit der folgenden Vereine:

1. Vereinigung abstinenter Offiziere der Kaiserl. Marine. Vorsitzender: Korvettenkapitän Hinkeldeyn, Helgoland.
2. Vereinigung abstinenter Offiziere der Armee (dazu gehören auch Sanitätsoffiziere und obere Militärbeamte). Schriftführer: Leutn. d. Res. G. Wolff, Mülhausen i. Els., Elsässer Straße 12.
3. Marine-Guttempler-Vereinigungen. Leiter: Kapitänleutn. Goethe, Cuxhaven, Grüner Weg 31.
4. Abstinente Militär-Abteilung, Mülhausen i. Els. Soldatenheim, Mülhausen i. Els.
5. Abstinente Kameradschaft (ein abstinenter Kriegerverein). 1. Vors.: L. Vogler, Hamburg 31, Rellingerstraße 57, II.

Feinde der Menschheit und wenn er sich entschließt, ein Kämpfer gegen diese Feinde zu werden, dann wird ihm wirklich ein Leben voller Inhalt und reich an Abenteuern zuteil.

Hans Paasche.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Thomsen, Geh. Justizrat Emil:** Das unzüchtige Bild in der Rechtsprechung des Reichsgerichts. Ferdinand Enke, Stuttgart.

**Burckhardt, Dr. R.:** Die christliche Nüchternheitsbewegung der Gegenwart — eine Schicksalsstunde für unsre Kirche. M. 0,50. C. Bertelsmann, Gütersloh.

**Dannmeier, H.:** Kind und Alkohol. M. 0,10. Deutschlands Großloge II des J. O. G. T., Hamburg 30.

**Neuner, Ludwig:** Krieg und Frieden. Betrachtungen in Gesprächen. M. 0,80. Thüringische Verlagsanstalt Hildburghausen.

**Doell, Dr. Matthäus:** Sexual-Pädagogik und Elternhaus. M. 0,60. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

**Broda, Prof. Dr. R.:** Die Rolle der Gewalt in den Konflikten des modernen Lebens. M. 1. — Georg Reimer, Berlin.

**Haiser, Dr. Franz:** Der aristokratische Imperativ. M. 1. — Politisch-anthropologischer Verlag, Berlin-Steglitz.

**Hoeniger:** Die Kriegsakademie in den Befreiungskriegen. M. 0,50. R. Eisenschmidt, Berlin.

**Simons, Gustav:** Die große Schulreform — eine politische Machtfrage. M. 0,20. Verlag des Deutschen Kulturbundes für Politik, Berlin-Oranienburg.

**Nix, Josef:** Der Göttinger Fahrende Schüler, M. 0.35. H. Lange, Göttingen.

**Huber, Friedrich:** Deutschlands Knechtschaft und der Freiheitskrieg von 1813—14. M. 0,60. Selbstverlag d. Verfassers in Bühl i. B.

**Volkskalender 1914:** Auf, frisch ans Werk! M. 0,40. Neuland-Verlag, Hamburg 30.

**Hoeniger, R.:** Das Deutschtum im Ausland (Aus Natur und Geisteswelt.) M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

— Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. M. 1,—. B. G. Teubner, Leipzig.

**Nolte, Gustav:** Bodenständiger Unterricht. M. 2,40. Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig.

**Nippold, Prof. Dr. Ottfried:** Der deutsche Chauvinismus. M. 1. W. Kohlhammer, Leipzig.

**Eberlein, G.:** Volksliederbuch für die deutsche Jugend. M. 1,80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Grube, A. W.:** Charakterbilder aus der Geschichte und Sage. Neu bearbeitet von Gotthold Klee u. Wilhelm Pfeiffer. 2 Bde. geb. M. 10.—. Friedrich Brandstetter, Leipzig.

**Scharffenberg, Johan:** Alkoholen och Samhället. A. B. Svenska Nykterhetsförlaget, Stockholm.

**Schultze, Dr. Ernst:** Kulturfragen der Gegenwart. M. 3.— W. Kohlhammer, Stuttgart.

**Lehmann, Henni:** Das Kunststudium der Frauen. M. 1.—. Alexander Koch, Darmstadt.

**Zum Kampfe gegen die Fleischnot.** Verhandlungen des Kongresses über Volksernährung am 27. März 1913 in Berlin. Heinrich Zitelmann, Berlin.

**Album der großen Zeit 1813—1815 in Wort und Bild.** M. 0,50. Verlag Gebr. Stollwerck A.-G., Köln-Berlin.

**Dold, Privatdozent, Dr. med. Hermann:** Tuberkulose und Alkoholismus. Neutraler Guttempler-Verlag, Heidelberg.

**Hirschstein, Dr. med. Ludwig:** Nervosität eine Säurevergiftung. Leopold Voß, Leipzig u. Hamburg.

**Hering, E.** (unter Mithilfe von Berta Wachsmann): E. Weilshäuser, ill. Vegetarisches Kochbuch. Th. Grieben's Verlag, Leipzig.

**Vaterländisch sozialer Volkskalender:** 100 Stück M. 7.—. Evangelisch-sozialer Preßverband für die Prov. Sachsen e. V.

**Röhle, Reinhard:** Vikar Körner und die Wandervögel. M. 1.—, geb. M. 2.—. Otto Janke, Berlin.

**Flex, Walter:** Zwölf Bismarcks (7 Novellen). Otto Janke, Berlin.

— Klaus v. Bismarck, eine Kanzlertragödie. Otto Janke, Berlin.

**Trüb, Hans:** Fahrtenlieder der Schweizer Wandervögel. Fr. 2.—. A. Trüb & Co. Aarau.

**Meyer, Frau Dr. Emanuele E. M.:** Vom Mädchen zur Frau. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—. v. Strecker & Schröder, Stuttgart.

**Wagener, Dr. Clemens:** Natur und Heimat. M. 1,20. Volksvereins-Verlag, G. m. b. H. M.-Gladbach.

**Schär, Dr. med. Otto:** Im Kampfe um bessere Nerven und größere Leistungsfähigkeit. Geh. M. 1,75; geb. M. 2,25. Holze & Pahl, Dresden.

— Schlafstörungen. Geh. M. 1,25; geb. M. 1,75. Holze & Pahl, Dresden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 7 1. April 1914

## Vereinigung.

Unsern Lesern bringen wir zur Kenntnis, daß die „Volkskultur" vom 1. April d. J. an mit dem „Vortrupp" verschmolzen worden ist. Die „Volkskultur", die bisher im Verlage von Franz Schneider in Schöneberg-Berlin erschien und von Dr. Reinhard Strecker, Bad Nauheim, geleitet wurde, hat für die Gesundung unsres Volkes Schulter an Schulter mit uns gekämpft.

Jetzt begrüßen wir den Leiter, die Mitarbeiter und Leser der „Volskultur" als Mitkämpfer im engeren Kreise und dürfen wohl hoffen, daß die seitherigen Freunde unsrer Bundesgenossin dem nunmehr vereinten Schaffen der Mitarbeiter beider Zeitschriften ihre Anteilnahme und Förderung nicht versagen werden. Das Vertrauen, auf das wir rechnen, wird den Erfolg, den Sieg aller Bestrebungen zur Volksgesundung, gewährleisten.

Die alten Leser und Freunde des „Vortrupp" aber werden gleich uns die Erweiterung unsres Mitarbeiterkreises um eine Reihe sehr wertvoller Kräfte und somit das Wachsen unsres Einflusses mit besondrer Freude begrüßen. Gewiß wird die Liebe, mit der sie bisher in dankenswerter Weise für unsre Sache warben, durch die Vereinigung aller helfenden und fördernden Kräfte noch verstärkt werden und dazu beitragen, daß der „Vortrupp", der jetzt schon mit einer Zehntausendmannschaft auf dem Marsche ist, in nicht zu ferner Zeit das Land erreiche, das den kommenden Geschlechtern verheißen ward.

**Die Herausgeber und der Verlag des „Vortrupp".**



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Volksbildung.

Wie eine alte schöne Münze ist das Wort Bildung durch langen Gebrauch abgegriffen und unansehnlich geworden. Wohl weiß der Kenner noch den Wert zu schätzen. Aber was ist „Bildung" im Munde der Gedankenlosen? Wer die Einjährigen- oder gar eine noch höhere Berechtigung schwarz auf weiß besitzt, wer über die neuesten Operettenschlager, Tänze und Zeitungssensationen etwas parlieren kann, wer sich eine gute Stube und einen Bücherschrank mit einigen nie gelesenen Goldschnittbänden leisten kann, der zählt sich voll Stolz zu den „Gebildeten". Das ist die Bildung als Standesetikett, von tausend äußeren Zufälligkeiten mehr abhängig als gerade von dem, was das Wort seinem ursprünglichen Sinne nach sagen sollte.

Neben dieser Art von Bildung steht die einseitige: der verzärtelte Ästhet, der bei frivoler Gleichgültigkeit gegen Rechte und Schicksale aller andern jedes eigene Gefühlchen zum Weltereignis aufbauscht; der armselige Spezialist, dem außerhalb seines engen Interessenkreises die ganze übrige Schöpfung versinkt; der Sportsmensch, der die höchsten Zwecke des Daseins in Muskeltraining und Rekordjagd findet.

Sehen wir den einfachen Arbeiter daneben, wie er mit ernster Entschlossenheit die Riesenkräfte gefährlicher Maschinen leitet; oder den derben Bauern, der mit unermüdlicher Ausdauer seine Furchen in die fruchtbare Erde zieht, um lebendigen Samen hineinzustreuen; oder den geduldigen Handwerker, der an irgendeinem Gerät oder Kleidungsstück den Zwecken unsres Lebens dient. Hier wird überall Leben gefördert, Wertvolles gestaltet. Es sind Menschen, die selbst bilden. Könnten sie das, wenn sie nicht auch selbst Bildung hätten? Eine Bildung der Seele und des Leibes, die sie zu nutzbaren Gliedern des großen Organismus Menschheit macht? Also eine lebens- und zweckvolle Bildung! Den Menschen macht der Zweck, für den er lebt. Man sollte deshalb nie von Bildung sprechen, ohne zu fragen, wozu! Ohne zu fragen, wem diese Bildung diene, was sie für Lebenswerte schaffe, mögen diese nun auf den nächsten Stufen unsrer Daseinsbedingungen oder auf den höchsten der allumfassenden Menschheitsideale liegen. Nun erst bekommen Worte wie Unbildung, Halbbildung und Mißbildung ihren Sinn, nun erst jede Art von Bildung, schließlich auch die einseitige, ihren rechten Platz. Wobei freilich für die Bildung als Mittel äußerer Standesunterscheidung überhaupt kein Platz bleibt. Wir müssen zu etwas gebildet sein, wenn unsre Bildung ein wirklicher Wert sein soll, zu Vielem oder Wenigem, je nach dem Maß unsrer Kräfte, aber jedenfalls zu irgend etwas. „Werde ein Organ!" So formuliert Goethe den kategorischen Imperativ.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun wird auch klar, warum Bildung eine Forderung an jeden Menschen ist, und zwar eine sittliche Forderung. Der Ungebildete ist der Zwecklose. Und es ist mancher zwecklos in der Welt, der sich selbst in eingebildeter Bildung hoch über Andere erhaben dünkt. Das Wort Volksbildung sollte eigentlich der Ausdruck für die Allgemeinheit dieser Pflicht zur Bildung sein; der Ausdruck für diese Pflicht, daß jedermann einen Zweck in der Welt haben müsse, daß jeder sich seinem Zweck anpassen, seinen Zweck begreifen müsse:

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

In diesem Sinne gibt es für jeden Beruf, für jede Stufe der Gesellschaftsordnung echte Bildung, nicht bloß äußerliche, nicht bloß berufstechnische Bildung, sondern eine Bildung des inneren Verhältnisses des Menschen zu seiner Arbeit. Solche Bildung müßte das Ziel aller Volksbildungsarbeit sein.

Die meisten Menschen denken freilich bei dem Wort Volksbildung an etwas ganz anderes. Es bekommt nur gar zu oft einen almosenhaften Beigeschmack. Den wird es nicht los, trotz mancher schönen Rede, die bei festlicher Gelegenheit über Volksbildung gehalten wird. Die Philisterseelen — und ach, wie viele sind ihrer gerade auch unter den sogenannten „Gebildeten" — sehen in Volksbibliotheken, Volksvorträgen, Volkskonzerten und dgl. nichts weiter als die Mitteilung einiger Bildungsbrosamen, die von den Tischen der bildungsbegüterten Kreise für die Masse der Unbegüterten abfallen. Sie begrüßen es, daß es immer wieder Idealisten gibt, die sich der Arbeit solcher Mitteilung unterziehen. Der gebildete Philister hält sich selbst natürlich für zu gut zu solcher Arbeit. Ihn dünkt die eigne Bildung für das Volk zu hoch. Schließlich ist er auch zu klug dazu, in unsrer realpolitischen modernen Welt seine kostbare Zeit an schlecht bezahlte Dinge zu verwenden. Aber jene Idealisten, die er als etwas weltfremd und dumm mit wohlwollender Herablassung über die Schultern ansieht, die mögen ja solche Arbeit tun. Kann man doch dann bei Gelegenheit immer wieder darauf hinweisen, wieviel heutigentags fürs Volk geschieht und daß eigentlich keiner mehr Grund habe, sich zu beklagen.

Und diese Art von Philistern ist bei aller beleidigenden Herablassung immerhin noch wohlwollend. Es gibt genug andere, die der Volksbildung geradezu mißtrauisch und feindselig gegenüberstehen. Wozu braucht das Volk die Bildung? Es kommt ja doch bei all diesen Bestrebungen höchstens eine schädliche Halbbildung heraus.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es können doch nicht alle Leute gebildet sein. Das Volk wird auch leicht auf Mißverständnisse gebracht, es wird unzufrieden mit seiner Lage, es übt unreife Kritik an staatlichen und kirchlichen Autoritäten. Es ist bequemer, wenn das Volk nicht zu viel Bildung besitzt. Was die moderne allgemeine Volksschule leistet, ist gerade genug, oder, für einige ganz Schlimme, sogar schon zu viel.

Diese Gegner der Volksbildung werden einen rechten Schreck bekommen, wenn man ihnen sagt, daß allerdings die Bildung unzufrieden machen soll; daß es sogar ein wesentliches Kennzeichen aller echten Bildung ist, Unzufriedenheit zu wecken. Unzufriedenheit nämlich mit sich selbst, Unzufriedenheit mit der eigenen, sei es körperlich, sittlich oder geistig mangelhaften Verfassung. Eben deshalb ist der satte Bildungsphilister in Wahrheit zu wenig gebildet. Nur wer das Bedürfnis hat, an sich selbst mit aller Kraft weiter zu arbeiten, wer an dem Kunstwerk seines Lebens mit heiliger Künstlerfreude bildet bis in sein letztes Stündlein hinein, um es als harmonisches Bild der Mit- und Nachwelt zu hinterlassen: nur der weiß, was Bildung heißt, was Bildung für hohe Aufgaben, aber auch für Seligkeiten in sich schließt. Denn Bildung ist mehr ununterbrochene Tätigkeit als Zustand. Und zu jener Tätigkeit hat jeder Anlaß und bietet jeder Posten in der Welt Gelegenheit. Deshalb ist jede Volksbildungsveranstaltung verfehlt, die nicht solch edle Unzufriedenheit erweckt, die nicht Fragen hervorruft und Aufgaben stellt, die nicht den Hunger weckt nach mehr, und das Geistige im Menschen in nachhaltige Unruhe versetzt. Nur aus der Unruhe geht Leben hervor.

Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß aus dieser geistigen Unruhe auch materielles Streben erwacht; daß aus ihr glühendes Verlangen hervorbricht, die eigne äußere Lage zu verbessern, um zu jenen inneren Gütern einen breiteren Zugang zu gewinnen. Aber diese Art von sozialem Aufwärtsstreben wird niemand schelten wollen, selbst dann nicht, wenn sie manchem Bildungsphilister die Behauptung seiner Vorrechtsstellung erschwert. Der wahrhaft Gebildete kann sich über das Aufstreben neuer geistiger Kräfte nur freuen und wird von ihnen keine Abschwächung, sondern nur eine Verstärkung der Resonanz seines eigenen Wirkens erwarten.

Das andere soziale Aufwärtsstreben bloß aus äußeren Motiven, aus Gier nach Geld und Genuß, das zu verurteilen, hat nicht gerade jeder Bildungsphilister ein besonderes moralisches Recht. Immerhin soll es mit jenem edleren Streben keineswegs auf eine Linie gestellt werden. Es gilt aber eben das letztere zu stärken, um dem ersteren ein Gegengewicht zu schaffen. Was wir an Volksbildung zu wenig tun, rächt sich in vermehrtem Materialismus. Und geht nicht gerade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der „kluge" Bildungsphilister mit dem Beispiel einer materialistischen Lebensführung voraus? Geistige Kräfte gegen ihn mobil machen, heißt ihn selbst vor der materialistischen Versumpfung retten. Zur geistigen Auseinandersetzung genötigt, wird auch seine Bildung sich betätigen müssen und dadurch vor dem Einrosten bewahrt.

Es gibt aber nicht nur Unzufriedenheit aus Bildung, es gibt auch eine besondere Zufriedenheit des Gebildeten. Ein gutes Buch, eine schöne Wanderung, ein lehrreicher Vortrag, das sind billige, gesunde und reiche Freuden. Hier erschließt sich ein Weg zu Harmonie und Glück, den viele nur aus Unkenntnis nicht finden. Ihnen darauf helfen, heißt ihrem Leben Inhalt und Form geben. Starke geistige Interessen helfen erfahrungsgemäß über viele Ärgernisse und Schmerzen hinweg, oft sogar über die allergrößten. Wo der Querulant nicht los kommt von der ewig erneuten Aufregung über wirklich oder vermeintlich ihm getanes Unrecht, wird der Gebildete jederzeit die Entschlußkraft haben, auch selbst mit schwereren materiellen Verlusten sich abzufinden, um die kostbare Zeit seines Lebens für höhere Interessen frei zu halten. Bildung adelt jede Arbeit, jeden Beruf. Sie lehrt seinen besonderen Zweck im Ganzen aller Zwecke begreifen; sie kann dem Arbeiter und dem Bauern so gut wie dem Forscher und dem Künstler einen beglückenden Sinn seines Lebens enthüllen. Geistiger Hunger kann zwar den materiellen nicht stillen, aber er kann ihn auf ein Minimum herabdrücken. Die Bildung des Volkes ist keine Gefahr, sondern die Rettung aus einer großen Gefahr. Es kann garnicht Bildung und geistiges Leben genug in unserm Volke aufgerührt werden. Die materiellen Werte drängen sich mit ihrer plumpen Gewalt auch dem Dümmsten schließlich auf, die geistigen aber bedürfen unserer stetigen Anstrengung, nicht nur, um überhaupt gewonnen, sondern auch schon um bloß erhalten zu werden. Sie schwinden rasch wie ein Lufthauch, noch flüchtiger als dieser, und ein Volk, das in materialistischem Lebensgenuß versinkt, kann die Kraft zur Wahrung seines geistigen Erbes, seine moralische Kraft, und damit seine Eigenart über Nacht verlieren. Materielle Kultur, alle technischen Fortschritte in der äußeren Erleichterung unsres Lebens retten unser Wesen nicht. Materiell genießen kann jeder, auch schon das Tier. Das ist keine Eigenart. Erst im Geistigen entfaltet sich menschliche Würde. Sie erst hebt ein Wesen gegen das andre ab, auch ein Volk gegen das andre.

Was ist überhaupt ein Volk? Die große ungebildete handarbeitende Masse im Gegensatz zu den „gebildeten" Kreisen und der „guten" Gesellschaft, so klingt es im Munde des wohlhäbigen Spießbürgers. Die ganze Nation, vom Kaiser herab bis zum letzten Tagelöhner,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so klingt es an Tagen hoher festlicher Begeisterung. In Wahrheit aber ist das Volk weder das eine noch das andere, weder dieses Ideal noch jenes Zerrbild. In dem Wort Volk liegt vielmehr eine Aufgabe. Wir sind es noch nicht, sondern wir sollen es noch werden. Der äußere Rahmen des Staates muß erfüllt werden von einem einheitlichen Ganzen, wenn er wirklich in allen Fährden und Nöten soll standhalten können. Sonst wäre er nichts als ein Reifen um einen zerbrochenen Krug. Der einzelne Mensch muß aus einem Bündel von Trieben und Anlagen in zielbewußter Arbeit sich selbst zur Persönlichkeit schaffen. So muß auch die Volkspersönlichkeit geschaffen werden. Es müssen große gemeinsame Werte, gemeinsame Kulturideale, gemeinsame beglückende Erlebnisse in allen Gliedern eines Volkes wach werden, um es zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen. Diese innere gewußte und gewollte Einheit kann nicht die bloß äußerliche Staatsautorität schaffen, auch nicht die Rassenverwandtschaft, ja nicht einmal die Sprachgemeinschaft. Wichtige Beihilfen sind das zur Herstellung der inneren Zusammengehörigkeit. Aber schon aus rein praktischen Gründen kann kein moderner Staat auf die Möglichkeit und das Recht verzichten, sich auch stammes- und sprachfremde Elemente einzuschmelzen. Was mit jenen Bindemitteln und stellenweise über sie hinaus geschaffen werden muß, das ist die Einheit eines eigenartigen zielbewußten Kulturwillens. Vor uns und über uns liegen die Zielpunkte unsres Handelns, nicht hinter uns und unter uns. Nicht atavistische Regungen, sondern vernunftgemäße Ideale müssen uns den Weg in die Zukunft weisen. Volksbildung heißt Volkserschaffung. Es soll durch sie die organische Einheit hergestellt werden, in deren geistigen Adern überall das gleiche Blut wichtiger gemeinsamer Geistesinteressen fließt.

Die praktischen Schwierigkeiten auf diesem Wege sind gewaltig. Aber das kann uns nur bedeuten, um so entschlossener an ihrer Überwindung zu arbeiten. Je steiler die Interessen der Parteien gegeneinander ansteigen, um so höher müssen wir das kulturelle Niveau suchen, das sie schließlich doch einmal alle umfassen kann. Zuletzt wird die geistig und sittlich durchgebildete Volkspersönlichkeit auch den vornehmsten Beitrag zu der noch höheren Einheit einer Kulturmenschheit bedeuten.

**Dr. Reinhard Strecker.**

## Konfirmation.

Ich nehme an, daß ich mich in dieser Zeitschrift an manche Leser wende, denen die kirchliche Konfirmation zum Ärgernis geworden an der Kirche zunächst, vielleicht auch am Christentum. Ich kannte nicht wenige der Art.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch darf ich bei allen, die sich der Marschrichtung des Vortrupps anschließen, erwarten, daß sie Verständnis für den Wunsch haben, daß das Herz fest werde. Seitdem Popert auf dem Hohen Meißner die Losung ausgegeben, daß man die Freiheit wolle, die nicht gedacht werden kann ohne festes Gesetz und festen Befehl, kann es ja kaum anders sein.

Ob nicht dieser Wille zur Freiheit bei festem Gesetz, wo er tief genug begründet ist, ein Verständnis dessen in sich schließt, was die Kirche mit der Konfirmation wollte? Mag dann die kirchliche Form abgelehnt oder reformiert werden, wenn man nur die Sache will.

Wenn ich dies Verstehen herausfordern möchte, dann wünsche ich keine Abstriche zu machen an den Schwierigkeiten, die sich dabei in den Weg legen, oder Ärgernisse zu entfernen, indem ich etwa versichere, daß alles nicht so ernst genommen zu werden braucht. Nein, ich denke an das alte Bibelwort: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade", und sehe dann sehr deutlich, welche Hindernisse so ein Wort modernem Denken bietet, und empfinde doch stark, daß sein Gehalt von uns verstanden werden muß.

Und nun lassen wir zunächst jeden Versuch, uns in Gedankengänge hineinzufinden, die manchem vielleicht fremd geworden sind, denken wir einfach an unsere Jugend und an das Leben und was wir unserer Jugend vom Leben wünschen und uns selbst, wenn wir noch jung sind und jung empfinden.

Jugend wünschen wir uns umströmt und durchströmt vom Leben. Wir wollen nicht ängstlich sein, dürfen es nicht, als sei da etwas, was uns nicht umfluten dürfe, wir müssen auch jede Illusion fahren lassen, als könnten wir so sicher wandeln, daß nicht auch trübe Fluten uns umspülten. Das Herz und alle unsere Sinne seien weit offen, dem Leben zu begegnen!

Lohnt es sich? Unermeßlich! Das Leben wäre arm, wenn es nicht ständig sich nährte von dem, was auf uns eindringt. Ist es nicht voller Gefahr? Sicher! Denn wie leicht wird nicht unser Leben hineingerissen in einen Strudel, der uns verschlingt, gleitet hinab auf einer Bahn, die schließlich im Abgrund endet! Soll man deswegen das Leben bedächtiger anfassen, allem aus dem Wege gehen, was nicht als unbedingt gefahrlos sich bewährt hat, vorsichtig tappen, wo man vorwärtsstürmen möchte, dämpfen, was warm in uns schlägt, zügeln, was ins Leben hinaus will?

Ich wagte es nicht der Jugend zu empfehlen, selbst wenn ich an den Wert solcher Lebensregel glaubte, aber ich glaube nicht daran, denn sie brächte uns um alle tieferen Lebenswerte, sie tötete jede starke Lebensregung. Wo gewann man je, wenn man nicht kämpfen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wollte, wo kämpfte man, ohne Gefahren gegenüberzustehen! Gott sei Dank, daß die Jugend einen starken Lebensdrang hat, aber warum ist er so selten nachhaltig, warum bleiben so Wenige jung und voll Tatkraft? Ist das eine törichte Frage, weil es doch selbstverständlich sei, daß Jugendsinn verrauche und das bedächtige Mannesalter folge? Nun, ich habe Greise gekannt, die noch jugendlich waren, und Menschen, die alle Zeit ihres Lebens sich eines Kindes Sinn bewahrten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß der Mensch reift mit fortschreitendem Alter, es soll so sein, aber es ist nicht selbstverständlich, daß man seine Kindheit und seine Jugend einfach verliert.

Es hängt schließlich alles davon ab, daß man seinen Lebensdrang in eine Spur einsetzt, in der man weiter wachsen kann, dann verliert man nicht, sondern gewinnt. Was da aber wachsen soll, das sind wir, und was wir als Einsatz ins Leben zu geben haben, ist unser eigenes Leben.

Und was ist denn unser eigenes Leben und wie setzt man es ein? Man spricht in unsern Tagen mehr davon, daß man ein Recht habe sich auszuleben, als daß man die Pflicht habe sich einzusetzen, doch ist es zu billig, solche Worte zu gebrauchen, ohne zu sagen, was man sich dabei denkt.

Muß man nicht sein Leben ausleben, um es einzusetzen? Ist dieser Drang sich auszuleben nicht ebensogut die Sehnsucht des Starken und Wahrhaftigen wie die Losung des Leichtfertigen? Sich ausleben und das Leben einsetzen, nehmen wir ruhig beide Parolen, so selten sie sonst zusammenklingen, miteinander in unsern Willen auf, aber machen wir uns das noch einmal klar, „also unser Leben ausgeben, einsetzen". Es hilft alles nichts, wir kommen um die Frage nicht herum: „Was ist unser Leben?". Auch die Jugend kommt darum nicht herum, soll es nicht und kann es nicht. Und wenn es nur eine Frage bleibt und ewig ein Geheimnis; das Leben ist zu flach, das nicht mit dieser Frage zu tun hat, dies Geheimnis nicht in sich hütet. Es darf das Bewußtsein des eigenen „Selbst" nicht fehlen, wenn man sich dem Leben öffnen will.

Redet noch so viel von der Jugend, die dem Leben offen steht, deren Herz weit ist und warm, deren Auge kühn in die Weite sieht, deren Seele voll ist von schönen Träumen und edlem Wollen — denkt an das Titelbild des Vortrupp — das Bild ist doch nur die halbe Wirklichkeit, wenn ihr vergeßt, daß es auch gerade der Jugend eigen ist, sinnend vor dem eigenen Leben zu stehen und ratlos oft, wie es mit dem vollen Leben um uns zu verflechten ist, ohne daß man es verliert, daß kein Alter tiefer ringt um den Sinn des Lebens und leichter erzittert vor seinen Wirren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wieviel Jugendleben kam vor lauter Jugendnot nur schwer zur hellen Freude und offenbarte doch gerade in dieser Not, die ganz unabhängig von irgendwelcher religiösen Beeinflussung wie eine Naturgewalt das Menschenherz ergreifen kann, so viel tiefen Menschenadel, daß man gar nicht wünschen kann, sie bleibe der Jugend fern.

Jugend ist noch nicht eingeschworen auf die Losungen des Tages. Erfolg, Macht, Geld sind noch nicht die Sterne, die sie bezaubern, sie glaubt noch, daß es Anderes gibt, das heller leuchtet und sucht es mit banger Seele. Es ist noch ein Licht in der eigenen Seele, das kann sich von diesen Mächten nicht nähren, das sucht besseren Halt und reicheres Leben.

Man spürt es deutlich, daß es sein Leben an der rechten Stelle zu verankern gilt und möchte doch sein Leben nicht festlegen auf einen Punkt und ihm den Spielraum einengen. Ist es ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, so doch nie, daß es erstarre, und will man fest werden, so will man sich doch den Weg nach vorwärts, nach oben frei halten.

Ich will noch weiter gehen und sagen: Man hat nie die ganze Spannung eines Jugendlebens ausgemessen, wenn man nur das kannte, seinen hohen Flug und sein Suchen nach Halt, sein Sichstrecken nach dem weiten Leben und sein Ausschauen nach festem Ziel; man muß auch das kennen, die tiefe Einsamkeit, in die man sich versetzt fühlt, das Alleinsein als „Muß", ob man sich auch zehnmal nach Austausch, nach Gemeinschaft sehnt. Man ist oft auf sich selbst angewiesen, schon weil man sich selbst garnicht mitteilen kann, sich selbst garnicht kennt. Auf sich selbst angewiesen sein und sich selbst nicht kennen, wie schwer ist das? Redet nur ruhig vom leichten Sinn der Jugend, sie hat ihn — gewiß —, aber ihr kennt Jugend nicht, wenn ihr nicht gleichzeitig wißt, wie sie oft zu ringen hat. Das alte Wort vom Sturm und Drang der Jugend hat sein Recht, aber täuschen wir uns nicht, wenn dieser Sturm und Drang keinen andern Ausweg findet, als im äußeren Abenteuer des Lebens, dann ist das Beste des Lebens nur zu oft nachher verpufft, dann hat man sich im üblen Sinne ausgelebt oder verlebt, ein trauriger Abstieg!

Und was gibt es denn Anderes, was herausführt aus Not und Drang und Einsamkeit? Nun, es scheint nahe genug zu liegen. Es bieten sich genug Führer an, die einem allerhand gangbare Wege zeigen und in vielfacher Weise zurechthelfen. Immerhin, es ist nicht leicht, die rechten zu finden, und wenn wir sie finden, — soll das der ganze Ertrag unserer Jugendzeit sein, daß wir die rechten Führer fanden? Weist denn nicht die Not und die Einsamkeit des eigenen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebens darauf hin, daß wir einen eigenen Wert haben, ist es nicht kümmerlich, nichts weiter als ein Abklatsch so und so vieler Anderer zu sein?

Sind wir nun nicht dem Verstehen näher, daß in der Einsamkeit, gerade in der Einsamkeit der Mensch geschmiedet werden muß, wenn er ein Vollmensch sein will, daß man sich vor ihr nicht fürchten darf und dem, was in der Einsamkeit an unsere Seele herantritt.

Es ist schwer, dem Namen zu geben, was da an die Menschenseele herantritt. Es ist auch so verschieden, aber wo man alles hinter sich gelassen und es still um einen ist, da ist es immer wie eine Berührung mit einer anderen Welt, nennt sie Ewigkeit, All, Gott! Auch die Bibel spricht nicht viel deutlicher davon. Jesus selbst redet von dem Gott, der im Verborgenen ist und nennt ihn doch Vater. Wunderbar, daß das so schwer in klare Gedanken zu fassen sein kann und doch dem Leben solche Größe und Festigkeit, solche Weihe und Weite geben kann; aber die Erfahrung so vieler Menschenkinder stimmt darin überein, ganz Großer, deren Titanengeist von hier aus in feste Bahn kam, ganz Schlichter, die darin ihre Größe hatten, ganz Elender, die von hier aus wieder den Aufstieg ihres Lebens gewannen.

Was ist nun unser Leben? Es ist ein Keim, der verkümmert, wenn er nicht die letzte Lebensquelle sucht, es ist eine Strahlenbrechung des Lichts aus der Ewigkeit, wenn wir es in unsre Seele fallen lassen.

Wir dürfen für die Jugend nicht weniger wünschen, als diese Weihe aus der Welt des Verborgenen, diese Berührung mit Gott, diese Verankerung in der Ewigkeit, dann kann das Herz fest werden und wird doch nicht starr, dann wird man marschieren im Menschheitstrupp, aber wird selbst etwas sein und seinen Einsatz leisten. Dann erträgt man festes Gesetz und festen Befehl, weil man innerlich frei ist, und liebt es, wo es Lebensgesetz ist. Sollte man dann nicht auch reif sein für das Verständnis des altmodischen Wortes „welches geschieht durch Gnade"?

Warum jauchzt denn die Jugend dem Leben entgegen und darf es tun, wenn sie es nicht empfindet, als überschütte es sie mit Reichtum? Warum empfindet jeder unverbildete Mensch immer wieder auf den Höhepunkten seines Lebens dieses Jauchzen über das Leben, das so reich ist und sich uns anbietet mit seiner unbegreiflichen Fülle? Ist das nicht ein Ausdruck dafür, daß das Leben Gabe ist, und ist das Wort „Gnade" uns so fremd geworden, daß wir diesen schlichten Sinn darin nicht mehr finden? Als das Wort Gnade den Menschen als Heil verkündet wurde, da war es zugleich die Zertrümmerung einer engen, starr gewordenen Weltanschauung, in der Gott die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rolle des Richters zufiel, da fiel dieser neue Glaube zusammen mit dem Glauben an den Sieg des Lebens über den Tod.

Wir haben diesen neuen Glauben noch lange nicht ausgeschöpft. Die Geschichte unseres Volkes verjüngte sich schon einmal aus dem Ringen um diesen Glauben, indem es ihn weitete und verinnerlichte.

Soll es sich nicht noch einmal daran verjüngen?

Die elementare Kraft, mit der unser Volk, unsere Jugend wieder die verschütteten Zugänge zur Mutter Natur freizulegen, sie nicht mehr nur mit dem Wissen, nein mit suchender Seele durch eigenes Erleben zu fassen sucht, könnte sie uns nicht auch etwas wie eine Verjüngung unseres Gottes-, unseres Christenglaubens bringen, spürt man das nicht schon? Möchte man diese Befreiung nicht wie eine neue Gabe aus der Hand des Gottes nehmen, „der da war, ehe die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen", um auch hier den Zusammenklang zu suchen mit dem, was schon öfters und noch erst kürzlich in diesen Blättern laut geworden?

Darum denkt, wie ihr wollt, über das kirchliche Gewand der Konfirmation, aber weist sie nicht ab, erkennt ihren Sinn und sorgt im rechten Geist dafür, daß das Herz der Jugend fest werde!

J. Schmidt.

## Einsteigen — Ausweisung.

Schon manchmal ist durch die Zeitungen*) die Notiz gegangen, daß eine höhere Schule habe ein „bedauerliches Machtwort sprechen und einige der ihr anvertrauten Schüler von sich habe stoßen" müssen, weil „sie ins Konferenzzimmer eingestiegen waren, um ihre dort liegenden schriftlichen Arbeiten zu verbessern."

Es ist gewiß ein nicht allzu häufiger Fall, daß Schüler zu einem solchen Mittel greifen. Aber er kommt vor.

Ja, werden viele sagen, Gott sei Dank sind diese Fälle selten; sie sind ja haarsträubend. Wie nur Schüler dazu kommen, so etwas zu tun! Das können wir garnicht begreifen!

So? Ist das wirklich nicht zu verstehen?

Nun, so will ich einmal daran erinnern, was von einer solchen Arbeit abhängen kann: Die Versetzung, der Abgang, ein ganzes Jahr der Ausbildung, dazu Ärger und Verdruß, und schließlich im Elternhaus Trauer und Schmerz. Ist das nicht viel, sehr viel? Ist

*) Um Ostern v. J. war in vielen Blättern die Meldung zu lesen: Vor Quartalsschluß wurden in D. vier Schüler aus der Schule ausgewiesen, weil sie ins Konferenzzimmer eingestiegen waren, um ihre dort liegenden schriftlichen Arbeiten zu verbessern.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu verstehen, daß die Schüler ein so starkes Interesse an einem guten Ausfall ihrer Arbeiten haben und am Ende zu einem solchen Mittel kommen?

Jawohl, werden die andern sagen, zugegeben, daß von der Arbeit viel abhängt, es ist aber trotzdem nicht zu entschuldigen, daß die Schüler ein so verwerfliches Mittel anwenden.

Mag sein, daß es ein starkes Mittel ist! Nicht zu entschuldigen, meint ihr? Aber doch mindestens sehr gut zu verstehen. Ich will euch zur Beurteilung dieser Sachlage eine Frage stellen, die ihr beantworten sollt: ohne Umschweife, wahrheitsgetreu, indem ihr euch auf Herz und Nieren prüft, indem ihr rückhaltlos alle verborgenen Winkel eures Herzens durchforscht. Also: Wer ist unter euch, unter allen denen, die jemals eine Schule besuchten, der niemals in seinem ganzen Schulleben den Versuch einer Täuschung oder Hintergehung des Lehrers gemacht hat? Wer hat nie vorgesagt, nie vom Nachbar abgeguckt oder ihm geholfen, wer nie sich einen „Mogelzettel" gemacht, wer nie ein Lehrbuch benutzt, wo er nicht sollte, wer niemals beim Übersetzen oder Präparieren eine „Klatsche" oder eine „Schwarte" verwendet, die die Übersetzung enthielt? Wer hat nie in seinem ganzen Schulleben ein solches „unlauteres" Mittel angewendet? Fragt euch eindringlich! Und sagt nicht: Einmal ist keinmal.

Das Einsteigen ist aber doch nur die höchste Steigerungsstufe aller dieser Mittel!

Es wird wohl so sein, daß wir alle sprechen müssen, auch die, die jetzt selbst auf dem Katheder stehen: „Wir sind allzumal Sünder!"

„Sünder", die „unlautere" Mittel anwenden!

Sind wir's denn wirklich?

Nein, wir sind's nicht! Denn als wir diese Mittel anwandten, wehrten wir uns nur gegen unsere Lehrer, in denen wir unsere Feinde sahen. Unsere Moral als Schüler war eine andere als die schulmeisterlicher Pedanten. Unsere Lehrer waren für uns Spione, die uns durchforschten, wo sie nur eine Blöße finden könnten, wo nur ein Löchlein in unserm Wissen wäre, und das ihre war doch auch nur Stückwerk. Es war der gesunde Schülersinn, der uns anspornte, allerlei Mittel zu suchen, unsre Blöße zu verstecken und zu decken, um uns nicht bloßzustellen, weil uns das gefährlich werden konnte. Und dagegen mußten wir uns wehren. Darum wehrte sich jeder. Ich möchte den sehen, der's nicht tat!

Aber gerade, weil diese „Sünde" so allgemein ist, sollte man nach der Ursache suchen. Und die liegt in der ganz und gar falschen Auffassung vom Wesen der Schule und vom Schulwissen, liegt in

der falschen Organisation der Schule, in der Prüfungs- und Zensierungsart. Die fordert ja geradezu zu solchen Mitteln heraus.

Solange der oder jener Fehler ein Staatsverbrechen ist, solange eine schlechte Arbeit ein Schicksal entscheiden kann, solange pedantische Zensierung und eine peinliche Sitzordnung falschen Ehrgeiz entfesseln, solange eine fehlende Geschichtszahl, eine vergessene Vokabel und ähnliche solche Kleinigkeiten einen sittlichen Makel bedeuten, solange am präsenten Lexikonwissen festgehalten wird, das jeder vernünftige Mensch wieder vergißt und für das er, wenn er's braucht, ins Nachschlagewerk guckt, solange alles das die Schulseligkeit ausmacht, solange werden die Schüler die „unlauteren" Mittel anwenden. Ja, wenn das Mittel dann eben bei Allzu-Eifrigen und Allzu-Gefährdeten etwas stark ausfällt, eben bis zum „Einsteigen", dann sollte man sich doch fragen, wo der tiefere Grund zu dieser Tat liegt.

Und wenn man dem nachspürt, dann muß man einsehen lernen, daß sich die Schüler aus einem gesunden Gefühl heraus gegen eine Schulinquisition wehren, deren Schäden sie stark am eigenen Leibe verspüren.

Wir brauchen keine Prüfungsarbeiten, die so viel oder noch mehr gelten wie eine Jahresarbeit. Wir brauchen keine bis ins Einzelne differenzierten Zensuren, die so wie so nicht stimmen. Wir brauchen keine Sitzordnung. Wir brauchen keine solchen Lehrer, die jeder Lücke beim Schüler nachspüren mit einer Spürnase, um die sie ein Jagdhund beneiden könnte.

Die Schule muß die Kräfte der Schüler stärken. Sie muß dem Schüler Mittel und Wege zeigen, sich zurechtzufinden, zu den Dingen Stellung zu nehmen und sie zu beurteilen. Der Lehrer muß Freund, Berater, Mitarbeiter, aber nicht Großinquisitor sein. Und für die Beurteilung eines Schülers darf nur dessen Gesamthaltung ausschlaggebend sein, sein Verhalten der Arbeit gegenüber, seine geistige Regsamkeit. Freilich, wir brauchen großzügige Beurteiler der Jugend. Sollte es deren nicht genug geben können?

Der Lehrer, der den Schüler schuhriegelt, und die Prüfung, die dazu benutzt wird, nach Lücken zu spüren an der Hand von verzwickten Themen und Fragestellungen, das sind die tieferen Ursachen des „Einsteigens" und der dadurch erfolgten „Ausweisung". Fallen sie, dann fallen auch die Folgeerscheinungen, deren stärkste das Einsteigen ja nur ist, das sich nicht im Wesen, sondern nur im Stärkegrade von allen den anderen „Täuschungsmitteln" unterscheidet. Eine Ausweisung „wegen Einsteigen zwecks Verbesserung von Prüfungsarbeiten" ist eine so starke Kritik des Schulsystems und der Schularbeit, daß man schon, um sich nicht bloßzustellen, auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diese Sühne verzichten sollte. Solche Erlebnisse im Schulleben fordern gebieterisch eine Reformierung des Schulbetriebes.

Und wenn diese eingetreten ist, dann wird für das Schulleben nur noch eine Ausweisung übrigbleiben, allerdings eine, die, wenn es nur einsichtige Eltern gäbe, nie vollzogen zu werden brauchte, weil diese als gute Kenner und die besten Freunde ihrer Kinder längst zuvorgekommen wären, weil sie dann vielleicht ihre Kinder nie in eine solche Schule gebracht haben würden. Das wäre die Ausweisung wegen mangelnder körperlicher und geistiger Befähigung. Und dann handelten die Lehrer nur als gute Freunde ihrer Schüler, jener armen schwachen Menschenkinder, die sie nicht überanstrengen, nicht peinigen, nicht körperlich und geistig zugrunde richten wollen. Aber eine Ausweisung wegen „Einsteigens" wäre dann ein Ding der Unmöglichkeit.

Dann wäre die Zeit der Schule vorbei, wo es dem Schüler die größte Freude war, dem Lehrer ein Schnippchen geschlagen zu haben. Und diese Zeit muß überwunden werden.

**Walther Kluge.**

## Die studentische Ehre.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß in einer deutschen Universitätsstadt bei einer nächtlichen Schlägerei unter Studenten einer von ihnen derart verletzt wurde, daß er am folgenden Tage starb; eine Woche später wurde in einer anderen Musenstadt bei ähnlichem Anlaß ein Studierender auf der Straße erstochen. Die Öffentlichkeit, besonders die Presse hat sich damals natürlich mit diesen beiden ungeheuerlichen Vorfällen eingehend beschäftigt und je nach ihrem Parteistandpunkt die Schuld den politischen Gegnern zuzuschieben gesucht. Demgegenüber erscheint es bei einer akademischen Betrachtung über die Bedeutung solcher traurigen Ereignisse angezeigt, der behördlichen Untersuchung die Feststellung des Tatbestandes und der unmittelbaren Ursachen zu überlassen und sich auf die Frage zu beschränken: Wie ist es überhaupt möglich, daß es unter Studierenden deutscher Hochschulen zu Szenen kommen konnte, wie man sie sonst etwa als das Zeichen der Unkultiviertheit ausländischer Arbeiter brandmarkt?

Es wäre unwissenschaftlich, ohne weiteres nach mittelbaren Ursachen zu suchen, ohne die Möglichkeit zu erörtern, daß hier vereinzelte unglückliche Zufälle vorliegen. Aber leider sind, wie Jeder weiß, der studentische Verhältnisse kennt, nächtliche Zusammenstöße unter Studierenden oder von Studierenden mit „Philistern" nichts allzu Seltenes. Und daß solch ein nächtlicher

Zusammenstoß mit Tätlichkeiten endigt, kommt ebenfalls öfters vor. In die Öffentlichkeit dringt im allgemeinen wenig hiervon, da solche Angelegenheiten mit einer milden Polizei- oder Karzerstrafe oder einer Forderung zum Zweikampf abgetan zu werden pflegen. In der Regel ist der Ausgangspunkt eine mehr oder weniger harmlose Anulkerei, bisweilen auch eine bewußte Herausforderung, studentisch „Ramschen" genannt; fast nie fehlt die alkoholische Grundlage*). Es ist bezeichnend für die Rolle, die der Alkohol — trotz aller erfreulichen Fortschritte des neuzeitlichen Studententums — immer noch im akademischen Leben spielt, daß die Korporationserziehung, die wesentlich auf Schliff und gesellschaftlich tadelloses Benehmen abzielt, so und so oft ihm gegenüber versagt, selbst in den in dieser Beziehung besonders peinlichen Korps, wie seinerzeit die skandalösen Vorfälle in Bonn gezeigt haben. Doch fordert die Gerechtigkeit die Feststellung, daß es auch unter den Nichtinkorporierten nicht an Leuten fehlt, die die akademische Freiheit in solcher Weise mißbrauchen und herabwürdigen.

Es sei dahingestellt, ob Trunkenheit ein mildernder Umstand ist; jedenfalls bedeutet sie keine Rechtfertigung. Man wird sich daher der Schlußfolgerung nicht entziehen können, daß es der deutschen Studentenschaft noch an einem klaren, allgemein gültigen und gebieterisch auftretenden Begriff dafür fehlt, wo die Grenzen studentischer Fröhlichkeit und Ungebundenheit liegen, die Selbstachtung und Ehrgefühl zu überschreiten verbieten sollten, oder, schärfer ausgedrückt, daß eine zeitgemäße, allgemein anerkannte und wirksame Auffassung der studentischen Ehre nicht vorhanden ist**).

Erörterungen über das Wesen der Ehre im allgemeinen und der Standesehre im besonderen pflegen auszugehen von einer Unterscheidung zwischen innerer Ehre und äußerer Ehre. Nun ist es ja unzweifelhaft richtig, daß ein Mensch in seinem Inneren ein Gefühl für seine eigene Ehrenhaftigkeit oder Unehrenhaftigkeit tragen kann, das von der Achtung oder Mißachtnng, die ihm entgegengebracht wird, unabhängig ist, und das mit seinem eigenen Benehmen sogar im scheinbaren Widerspruch stehen kann. Aber von dieser sogenannten inneren Ehre sprechen heißt philosophieren

*) Charakteristisch ist, daß in dem einen der eingangs genannten Fälle die Polizei den betreffenden schwer verletzten Studenten, bei dem sich Erbrechen als Symptom einer Gehirnerschütterung zeigte, für betrunken hielt, und, „wie es in solchen Fällen Vorschrift ist", in das Arrestlokal sperrte.

**) Es liegt mir selbstverständlich fern, damit dem Gros unsrer Studentenschaft die persönliche Ehrenhaftigkeit absprechen zu wollen. Der Nachdruck liegt auf den Adjektiven: Zeitgemäß, allgemein anerkannt und allgemein wirksam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohne praktische Konsequenzen, auf die es doch gerade ankommt. Zudem bestimmen bei dem Durchschnittsmenschen, d. h. bei der Mehrzahl der Menschen, die äußeren Einflüsse und Umstände sein Fühlen durchaus.

Innere Ehre und äußere Ehre verhalten sich also etwa wie Sittlichkeit und Sitte, ja, die Ehre ist ein Teil dieser inneren und äußeren Lebensform, auch wie diese abhängig vom allgemeinen Stand der Kultur und verschieden in verschiedenen Zeiten und Völkern. Dem Raubritter galt der Erwerb nicht für schimpflich, dem er seinen Namen verdankte. Die Ehre des Hindus niedrigster Kaste wird befleckt, wenn er mit einem Weißen aus dem gleichen Becher trinkt. Für eine spärlich bekleidete Hottentottenfrau wäre es unanständig, sich Fremden ohne — Kopftuch zu zeigen. Von Japan wissen Reisende zu berichten, daß es bis zum Eindringen der europäischen Kultur nicht für unehrenhaft galt, ja, bei Minderbemittelten gang und gäbe war, daß die Tochter des Hauses durch käufliche Preisgabe zu dem Einkommen der Familie beitrug.

Mit allem geschriebenen und ungeschriebenen Gesetz teilt auch der Ehrenkodex das Verhängnis, sich „wie eine ewige Krankheit" fortzuerben, d. h. nur zögernd und nachhinkend sich neuen Anforderungen und Verhältnissen entsprechend umzugestalten.

Die Unzulänglichkeiten und Atavismen des studentischen Ehrbegriffs oder vielmehr der vielfältigen Anschauungen über studentische Ehre, wie sie in den verschiedenen studentischen Kreisen und Gruppen herrschen, klar herauszuarbeiten und erschöpfend darzustellen, wäre ein dankbarer Vorwurf. Verdienstlicher aber scheint es, die Richtlinien zu ziehen, nach denen ein zeitgemäßer und einheitlicher studentischer Ehrbegriff aufgebaut werden müßte.

Unbedingte Voraussetzung eines solchen Begriffs müßte sein: Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung. Es ergibt sich dies einerseits aus dem Geist der Hochschule, wie er in der Freiheit von Lehre und Forschung sich ausprägt, der die Unterdrückung jeder ehrlich erworbenen und verteidigten Meinung mißbilligen müßte; andererseits aus dem Charakter des studentischen Standes, der kein Beruf an sich ist, wie etwa der Offiziersstand (der seine Sonderanschauungen damit rechtfertigen könnte, daß doch niemand zur Offizierslaufbahn gezwungen ist), sondern ein Übergangszustand, durch den jeder höhere Beamte, Geistliche, Lehrer usw. hindurch muß. Wie weit man aber in unsrer Studentenschaft von der Achtung, ja auch nur der Duldung jeder ehrlichen Überzeugung entfernt ist, zeigt sich vor allem in Mensurzwang und Verrufswesen. Auch auf dem Gebiete

religiöser und nationaler Anschauungen macht sich oft häßliche Unduldsamkeit breit. Man denke nur an den Feldzug gegen die katholischen Verbindungen 1905 oder an die wiederholten schamlosen Verdächtigungen der freistudentischen Bewegung, der gewisse Erbpächter „nationaler" Gesinnung und Einsicht gar zu gern politische Ziele unterschieben möchten.

Der Geist wissenschaftlicher Klarheit und Wahrheit fordert weiter, daß auch auf dem Gebiete der Ehranschauungen mit altersgrauen Gespenstern aufgeräumt werde. Laternenausdrehen, Karzerstrafen, Gläubigerprellen u. dgl. mag früher einmal zu den Eigenschaften eines echten Burschen gehört haben. Heute sind es künstlich herausgeputzte Popanze, die in ein Raritätenkabinett gehörten.

Eine dritte und letzte wesentliche Grundlage studentischer Ehranschauung müßte das Gefühl der sozialen Verantwortlichkeit sein. Der Student ist es der Nation schuldig, als Bürger seinen Platz voll auszufüllen, doppelt schuldig im Hinblick darauf, daß er bis zum Ende seiner Studienzeit aus öffentlichen Mitteln viele Tausende von Mark als Zuschuß bezieht. Er sollte aber auch ohnedies sich darüber klar sein, daß jeder Versuch zur Hebung der Volkssitten, alles Predigen gegen Genußsucht, Alkoholismus und Ausschweifung jeder Art seine Wirkung auf die große Masse einbüßen muß, wenn man mit Fingern auf die Herren Studierenden weisen kann, die es nicht besser treiben.

Daß es an einem der heutigen Stellung der Studentenschaft entsprechenden einheitlichen Ehrbegriff fehlt, liegt zum guten Teil daran, daß die Studentenschaft selbst keine innere und äußere Einheit besitzt. Die Zeiten traurigster deutscher Kleinstaaterei pflanzen sich hier noch fort. Wie es einst einen fürstlich reußischen und bischöflich mainzischen Patriotismus gab, hinter dem ein deutsches Gemeinschaftsbewußtsein verschwand oder doch an zweiter Stelle kam, so ist heute noch der Student in erster Linie Angehöriger eines verehrlichen S. C., D. C., C. C., L. C., V. C. usw., und allgemeinstudentische Angelegenheiten und Ziele werden entweder in solchem verengerten Gesichtskreis, häufiger aber noch garnicht gesehen. Eine zunächst äußerliche Einigung der Studentenschaft wird sich wohl auch nur erreichen lassen, indem man die vorhandenen Gruppen nach dem Beispiel der Einigung des Reichs bundesstaatlich zusammenfaßt. Die Unvollkommenheit des jetzigen Zustandes zeigt aber ihre schlimmen Folgen in jeder wichtigen studentischen Frage, wie wir es eben an der Frage der studentischen Ehre nachgewiesen haben. Einigungsbestrebungen in der deutschen Studentenschaft fördern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sei es die Gründung allgemeiner Studentenausschüsse, sei es den vorläufigen Zusammenschluß ihres größeren Teiles, der Nichtinkorporierten, heißt daher, sich um die deutsche Studentenschaft ein Verdienst erwerben.

Dr. Paul Roth.

## Der Garten ruft zur Arbeit.

Sobald der Schnee zerronnen und der Frost aus dem Boden entwichen ist, ruft uns der Garten zur Arbeit. Wohl dem, den trotz der so eng gebauten Städte heute noch ein Garten zur Arbeit ruft! Wie viele Großstadtmenschen müssen ihre Gartensehnsucht, solange sie leben, in ihrem Herzen mit sich herumtragen! Höchstens dürfen sie durch öffentliche Parkanlagen vorschriftsmäßig auf den Wegen spazieren gehen, aber es fehlt ihnen jede innere Beziehung zu dem Gartengebilde, das sie umgibt!

Früher war es einmal anders gewesen, da hatte jeder einen Garten für sich und seine Familie. Heute ist es nur wenigen Stadtbewohnern vergönnt, noch einen Garten als Eigentum zu besitzen, aber mancher wird es doch erreicht haben, sich einen solchen wenigstens durch Miete oder Pacht auf eine Anzahl von Jahren hinaus zur Stätte gesunder körperlicher Arbeit und geistiger Erfrischung zu machen.

Wer seinen Garten etwa nur als Schmuck seines Hauses betrachtet, wer ihn vom Gärtner anlegen und pflegen läßt, wer nur ab und zu ein Viertelstündchen in ihm „spazieren eilt", der wird allerdings nicht viel Gartensorgen, aber auch keine rechten Gartenfreuden erhalten. Darum soll man seinen Garten sich nie zu groß anschaffen, oder, wenn man in der glücklichen Lage ist, einen großen Garten sich zu leisten, in diesem sich ein kleines Stück als „Arbeitsgarten" einrichten, wo man seine Bäume und Sträucher und Blumen selber hegt und pflegt, sein Obst und sein Gemüse selber zieht. Sehr viele legen ihren Garten zu groß an, und wenn er ihnen dann mit der Zeit, nachdem die erste Gartenfreude verflogen, bei der Instandhaltung zu viel Arbeit oder zu viel Geldkosten verursacht, dann wird der Garten meistens vernachlässigt. Die in ihn zuerst hineingesteckten Werte gehen dann verloren, und aus der ersten Freude am Garten entsteht eine Gleichgültigkeit, die dem Gemüt seines Besitzers nur Schaden bringt. Am besten ist, wenn man nach dem Motto „Klein, aber mein" sich einen Garten anschafft, gerade so groß, daß man ihn allein oder zusammen mit seinen Familienmitgliedern stets gut bearbeiten und pflegen kann. Rechnet man für die Zeit, welche hauptsächlich dem Garten dienen soll, täglich zwei Stunden persönliche Arbeit, so kann der Durchschnittsmensch unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fähr 100—120 qm Garten tadellos instand halten. Sollen sich mehr Familienmitglieder an der Gartenarbeit beteiligen, so kann man mit Leichtigkeit die Größe des Gartens danach berechnen, daß man die zweistündige Arbeitszeit des Mannes mit einer Kraft, die der Frau mit einer halben und die eines größeren Kindes mit einer Viertelkraft abschätzt.

Wer von seinem Garten Früchte für den Mund, Blumen für die Augen, Schatten und sonstiges Gutes für den ganzen Körper wünscht, der muß dem Garten zuvor etwas gegeben haben. Manch neuer Gartenbesitzer glaubt noch in seiner Einfalt, sein Garten sei ein Tischleindeckdich, das ohne sein Zutun jedes Jahr von neuem ihm gute Früchte, schöne Blumen, dichten Schatten gewährt. Das ist ein grober Irrtum, der sich bald rächt. Wer seinem Garten nichts bietet, wer ihn nicht richtig bearbeitet, wer nicht für gute Nahrung seiner Pflanzen sorgt und sie nicht pflegt, der wird auch nichts von seinem Garten ernten, keine Freude an ihm haben. Die Arbeiten im Garten müssen stets zur richtigen Zeit erledigt werden, sonst nützen sie meistens nichts mehr und sind nur schwer nachzuholen.

Was im Herbst und Winter im Garten versäumt wurde, muß man im Frühjahr schnellstens nachholen. Darum dünge man jetzt auch noch schleunigst, wenn man im Herbst oder im Winter es versäumt hat, schweren Boden mit Pferdedünger, leichten mit Kuhdünger. Doch bringe man den Dünger nicht nahe an die Wurzeln der Pflanzen, sondern so, daß er von den feinen Wurzeln erst im Laufe des Sommers erreicht werden wird. Man kann im allgemeinen alles düngen, nur nicht mit frischem Dünger das Land für Wurzelgemüse. Im allgemeinen fehlt es unsern Gärten stark an Nahrung. Für die Anwendung der künstlichen Dünger Kainit und Thomasschlacke ist es jetzt schon zu spät; denn sie wirken langsam. Doch kann man jetzt mit Hornmehl, Kalisalz und Superphosphat und im Sommer mit Chilisalpeter und anderen künstlichen Düngemitteln noch manches erreichen.

Wie und wann man die einzelnen Gartenarbeiten im Frühjahr am besten erledigt, das steht ja in manchem Gartenkalender und läßt sich nicht in kurzen Worten sagen.

Aber bestimmte Fehler gibt es, die beinahe beständig wiederkehren und die der Erörterung hier wohl wert sind. Befolgt man diese Ratschläge, dann wird man manches im Garten für die Zukunft leicht haben, manche Freude in ihm mehr genießen und mancher Gartensorgen im Sommer enthoben sein.

Alle die Pflanzen, die unter Winterschutz lagen, darf man in den ersten warmen Frühlingstagen von ihrer schützenden Winterdecke noch nicht entblößen. Denn dann kommen regelmäßig noch die Spätfröste, die manche Gartenhoffnung wieder zerstören. Man lasse ruhig die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflanzen so lange wie möglich im Winterschlaf liegen. Sie werden dann später um so kräftiger und um so freudiger dem Frühling entgegenwachsen, während sie, jetzt ihrer warmen Decke enthüllt, frieren und sich dann oft nicht wieder von diesem Schrecken erholen. Besonders soll man auch Obstspaliere, die an warmen Südlagen stehen und sonst früh treiben, wie Pfirsiche und Aprikosen, so lange wie es irgendwie geht, zurückhalten. Man sorge dafür, daß der Boden an ihren Füßen so lange wie möglich mit Rohr oder mit Schnee bedeckt bleibt, damit sie nicht unnütz durch die ersten warmen Sonnenstrahlen angeregt werden, zu treiben; denn sonst werden ihre kaum entschlüpften Blüten wieder durch Nachtfröste zerstört, und an eine Ernte von Früchten ist dann nicht mehr zu denken.

Im allgemeinen wird an den Bäumen und Sträuchern unserer Gärten viel zu viel herumgeschnipselt. Der Gehölzschnitt will verstanden sein; wer ihn nicht kennt, lasse die Finger davon. Hauptsächlich sollten nur die Zweige, die zu eng stehen und sich gegeneinander reiben, abgeschnitten werden, damit Licht und Luft in das Geäst des Strauches und Baumes dringen können, damit die Früchte reifen, die Blätter sich entwickeln und Ungeziefer sich nicht in den Winkeln festsetzen kann. Besonders am Zwergobst wird von unkundiger Hand viel zu viel geschnitten. Dagegen schneidet man mit Vorteil bei denjenigen Pflanzen, die erst im Herbst und Frühjahr neu in den Garten gesetzt werden, alle im vergangenen Jahre gewachsenen Triebe stärker zurück, weil es der neu gepflanzten Pflanze nicht möglich ist, genügende Saftmengen bis in die äußersten Spitzen ihrer Triebe zu senden, und weil dadurch oft mindestens ein Eintrocknen vieler Zweige, oft aber auch sogar ein Eingehen der gesamten Pflanze verursacht wird.

Neugepflanzte Bäume und Sträucher, die nicht anwachsen wollen und in der Zeit, wo die übrigen Pflanzen treiben, wenig oder gar kein Leben erkennen lassen, nimmt man am besten kurzer Hand noch einmal aus ihrem neuen Standort heraus, legt sie an irgend einer Stelle des Gartens in einen entsprechend tiefen Graben, den man zu diesem Zwecke auswirft. Dann deckt man die hineingelegte Pflanze ganz und gar mit der vorher herausgeworfenen Erde wieder zu, so daß sie ganz von ihr bedeckt ist, schüttet in reichlicher Weise Wasser in diesen Graben und läßt die Pflanze 1—2 Tage mit dieser feuchten Erde gänzlich zugedeckt liegen. Dann nimmt man sie wieder heraus, schneidet die etwa zerbrochenen Wurzeln wieder glatt nach, taucht die gesamten Wurzeln in einen Lehmbrei und pflanzt dann den Baum oder den Strauch noch einmal an seinen Standort. Auf diese Weise wird man den Pflanzen meistens das Leben gerettet haben. Besonders empfehlenswert ist dieses Verfahren auch bei hochstämmigen Rosen, die so oft, wenn sie frisch gepflanzt sind, im Frühjahr nicht anwachsen wollen. Diese neu

gepflanzten Bäume, Sträucher und Blütenstauden verlangen überhaupt eine besonders gute Pflege. Man muß sie so oft wie möglich beobachten, um zu erkennen, ob sie auch wirklich weiter wachsen, und um ihnen ihre Wünsche gleichsam von den Augen abzulesen.

In den letzten Jahren war es, besonders in Norddeutschland, fast immer der Fall, daß auf die letzten Frosttage des Frühjahrs mit ziemlich niedrigen Temperaturen, plötzlich sehr warme Frühlingstage folgten. Warmer Frühlingsregen, nach dem alles sonst grünt und sprießt, blieb aber in den letzten Jahren in Nord- und Mitteldeutschland fast stets aus, und die Pflanzen lechzten vergebens nach ihm. Dann muß der Gartenbesitzer in diesen heißen Frühlingstagen das seinige tun, um eine solche Trockenheit in seinem Garten sich nicht erst festsetzen zu lassen. Er muß den fehlenden Regen den Pflanzen nach Möglichkeit zu ersetzen suchen. Wer im Frühling dafür sorgt, daß seine Pflanzen beim Austrieb genügend Feuchtigkeit erhalten, der wird ihnen und seinem ganzen Garten schon zum großen Teile die richtige Grundlage für die ganze Sommerentwicklung gegeben haben. Wer in den heißen Frühlingstagen seine Obstbäume und seine Beerensträucher genügend stark unter Wasser setzt, der wird sich auch während des Sommers über die reiche Fruchtbarkeit dieser Obstbäume und Sträucher mehr zu freuen haben, als derjenige, welcher im Frühjahr das Wasser zu sparen denkt. Wenn die Pflanzen im Frühjahr sich mit Mühe und Not in die heißen Tage hineinquälen müssen, dann setzen sie schon den größten Teil der ihnen vom Winter her innewohnenden Reservekraft zu.

Man gieße in den heißen Frühlingstagen möglichst am Vormittag, damit der Garten bis zum Abend wieder abgetrocknet ist. Eine besonders starke Bewässerung verlangen die Nadelhölzer; denn diese haben meistens schon im Frühjahr nicht genügend Wasser erhalten. Sie brauchen viel mehr als alle Laubgehölze, weil sie auch während des Winters infolge ihrer immergrünen Nadeln dauernd eine Wasserverdunstung stattfinden lassen. Hecken aller Art müssen stets stark bewässert werden. Denn infolge ihrer engen Pflanzung bilden ihre Wurzeln einen dichten Filz. Sie können deswegen sehr viel Wasser gebrauchen und nehmen andererseits, wenn die Wurzelballen einmal trocken geworden sind, nur sehr schwer wieder genug Wasser in sich auf. Man werfe deswegen möglichst auf beiden Seiten an den alten Hecken entlang Gräben aus, und fülle diese Gräben mehrere Male hintereinander bis an den Rand mit Wasser. Erst dann werfe man die Gräben wieder zu. Praktisch ist es immerhin, muldenartige Vertiefungen auf beiden Seiten dieser alten Hecken stets zu erhalten, damit bei jeder Gelegenheit Wasser in diesen Mulden sich sammeln und zu den Hecken gelangen kann.

Neues Gras wird im Frühjahr meistens zu früh ausgesät. In Norddeutschland sät man neuen Rasen vorteilhaft nicht vor dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

20. April aus, weil seine Samenkörner, wenn der Boden noch zu kalt und die Witterung noch zu schlecht ist, leicht verfaulen. Falls er wirklich aufgeht, erhält er infolge der Nachtfröste große gelbe Stellen.

Bei der Einteilung seines Gartens denke man daran, daß die Pflanzen zuerst zwar noch wenig Raum beanspruchen, daß sie aber bei guter Pflege bald stark wachsen werden. Sie können dann aber nichts bringen, wenn nicht jede Pflanze für sich im Garten so viel Raum erhält, daß sie sich voll und ganz ihrer Eigenart nach entwickeln kann. In den meisten Gärten wird von Anfang an viel zu viel hineingepflanzt. Wurde dieser Fehler begangen, dann hat man später meistens nicht den Mut, einen Teil der zu dicht stehenden Pflanzen zugunsten der noch übrig bleibenden herauszunehmen. In einem zu eng gepflanzten Garten tragen die Pflanzen nicht nur nicht, sondern auch Ungeziefer und Pflanzenkrankheiten werden sich viel stärker dort festsetzen und schwerer vertreiben lassen. Auch die Gemüsebeete werden meistens zu dicht gepflanzt und geben deswegen keinen guten Ertrag.

Der Gartenbesitzer, der es mit seinem Garten gut meint, wird auch in den Frühjahrsmonaten daran denken, schon rechtzeitig der Belästigung durch Ungeziefer und Pflanzenkrankheiten vorzubeugen. Gegen allerhand Ungeziefer an den Bäumen und Sträuchern spritzt man, sobald das Frühjahr wärmer geworden ist, ordentlich Wasser zwischen die Zweige und unter die Blätter und in die Winkel der Äste hinein. Dann kann sich dort das Ungeziefer garnicht erst so fest setzen, und wird durch den mechanischen Druck des Wassers auf den Boden geschleudert, wo man es zusammenkehrt und tötet. Gegen die Pflanzenkrankheiten nützen zwar die vielen Mittel, die sich schon so oft in dem Garten bewährt haben. Aber vor allem denke man daran, daß genau wie bei uns Menschen, die gut ernährte Pflanze einer Krankheit nicht so viel Angriffspunkte darbietet wie die schlecht ernährte, und daß man aus diesem Grunde die oben genannten Winke gut beachten muß.

Welche Gemüse man im Frühjahr aussäen soll, wie und zu welcher Zeit, sagen uns die vielen Gartenkalender in genügender Weise.

Das sind die wichtigsten Winke, die der Gartenbesitzer im Frühjahr gebraucht. Nun aber nimm mit Freude die jetzt wieder beginnenden Gartensorgen auf und forme sie dir zu Gartenfreuden um! Jetzt munter hinaus in den Garten, der Garten ruft zur Arbeit!

Ludwig Lesser.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Alt und Neu

Unter „Alt und Neu" geben wir zu geeigneter Zeit Stücke aus den Werken alter und neuer Dichter und Schriftsteller. Wir bevorzugen dabei selbstverständlich solche Werke, die nicht nur künstlerischen oder literarischen Wert haben, sondern von denen auch ihr Inhalt erweist, daß sie zu dem Gesunden gehören, was in unserm Land und Volk (oder anderswo) wächst und wird. **Vortrupp.**

## Eine Wandervogelpredigt.

Eine ganze Wandervogelpredigt ist es zwar nun nicht, von der wir im Folgenden einen Auszug bringen. Sie enthält noch vieles andere. Wir entnehmen das folgende Stück aber aus dieser Predigt, weil sie den Weg zeigt, den die Kirche gehen muß, um gerade dieser großen Bewegung gerecht zu werden und die Kräfte zu verstehen, aus denen diese Bewegung erwachsen ist, ja erwachsen mußte.

Der diese Predigt einst gehalten, weilt heute nicht mehr unter den Lebenden. Vor mehr denn Jahresfrist ist er von uns gegangen. Einen Namen hat sich der Prediger, Julius Burggraf in Bremen, aber schon lange gemacht, und zwar durch seinen glänzenden Versuch, den Schatz unserer deutschen Dichter mit dem Geist des Evangeliums zu verbinden und in seinen Dichterpredigten zu verschmelzen. Solche Dichterpredigten hielt Burggraf in seiner Ansgarikirche zu Bremen. Es sind also nicht Literaturgebilde, sondern wirkliche Predigten, gefaßt freilich in einer an der Formenschönheit unserer besten Dichter geläuterten Sprache.

1905 erschienen die nunmehr in 2. Auflage vorliegenden Schillerpredigten erstmals, mittlerweile kamen die Carolathpredigten heraus, und auf seinen 60. Geburtstag, den er freilich nicht mehr erleben sollte, auf den 31. August 1913, gab ein Freund des Verewigten die Goethepredigten heraus. Diesen Goethepredigten ist das Predigtstück entnommen, daß wir unsern Lesern mitteilen wollen*). Die Schiller- und Goethepredigten sind bei Töpelmann in Gießen, die Carolathpredigten bei Fritz Eckardt in Leipzig verlegt.

Der hier im Auszug vorliegenden Predigt lagen drei Bibelworte zugrunde, Amos 8, 11 und Jesaja 60, 1, sowie Jesaja 52, 7; daneben der Eingangsmonolog im Studierzimmer aus Faust 1. Teil. — Doch nun soll der Prediger selbst des Wort haben!

**Bruno Goldschmit.**

*) Julius Burggraf, Goethepredigten. Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn.

— Jahrzehnte sind dahin. Ich schritt im Mondenscheine über eine Kuppe des Schwarzwaldes. Vor mir her zog unter Saitenspiel ein Wandervogel aus Straßburg. Eine klangvolle Jünglingsstimme ließ sich vernehmen. Innig bewegt hörte das Herz den Sehnsuchtsruf des Faust:

Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden!

Hernach fuhren wir eine Strecke auf der Bahn zusammen, frische junge Menschen mit leuchtenden Augen, mit rosigen Wangen voll ernsten Sinnes, aber voll muntern Wesens, so recht aus dem Seelenbade der Bergesnatur erstiegen und gestärkt zu neuem Idealismus. Mit dem Goetherezitator kam ich ins Gespräch. Ich fragte ihn, ob er auch die nahe bei jener Fauststelle stehende, schon von Goethe ausgegebene Wandervogel-Losung kenne? Und erfreut nahm er sie auf, als ich sie ihm nannte:

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!

Damit bewegte sich unsere Unterhaltung um den Fluchtgedanken. So faßte auch er diese mächtig durch die deutsche Welt gehende Jugendbewegung auf; eine Flucht vor der erdrückenden und entnervenden Wirkung unserer Kultur, vor der letzteren aber ganz besonders. Das jugendliche Leben rette sich unter der zersetzenden Hast des modernen Lebens und unter der Wucht der auf allen Berufsgebieten immer mehr steigenden Anforderungen des Lernens und Wissens zu den stärkenden Quellen der Natur, um in seiner Seelenkraft leistungsfähig zu bleiben.

Aber der junge Mann wußte von einer noch viel notwendigeren Flucht zu reden. Er sprach von der drohenden Verödung des heranwachsenden Geschlechtes, und daß sie, Jünglinge wie Jungfrauen, es in diesem verflachenden Treiben ringsum nicht länger aushielten, in geistloser Geselligkeit und der alle Ideale ertötenden anspruchsvollen Genußsucht des Zeitalters, daß sie ihre Seele herausreißen wollten aus der Gefahr der Verkrüppelung. Er sprach in erregten Worten von der Verwüstung des Alkohols und der sittlichen Ausschweifung unter seinen Altersgenossen, und daß man in ihren Reihen ein Entsetzen habe vor der vergiftenden Gemeinheit und vor der verfeinerten Rohheit des Empfindens, die mehr und mehr über die junge Welt komme: daß sie ihre und möglichst vieler Jugendkraft vor dem Verderben bewahren wollten. Ich gab ihm recht in seiner Beurteilung der Kulturschäden der Gegenwart und in seinem hohen Glauben an den von ihnen gesuchten Gesundbrunnen. Es seien allerdings weite Kreise

unserer Jugend heute aufs schwerste gefährdet, und es sei ein Verdienst, daß man die Gefährten aus Versuchung und Umstrickung herauszuziehen bemüht wäre.

Wir kamen darin überein, daß die Rückkehr zu dem schlichten und reinen Idealismus, wo dieser getrübt sei, nur auf dem Wege einer religiösen Befreiung und einer sittlichen Erneuerung gefunden werden könne, daß das aber für das deutsche Gemüt erst einmal eine Herzensverjüngung an der Natur voraussetze. Erst müsse die Jugend draußen wieder ihre Verbildung los werden und die weit einreißende Greisenhaftigkeit ihres Empfindens abschütteln, erst müsse sie wieder fähig werden, einen Geist frischen Lebens durch ihre Seele strömen zu lassen und unter den Eindrücken des Schönen und Großen in der Natur zu erglühen: erst dann werde sie imstande sein, geistige Mächte zu ihrer innern Aufrichtung und Belebung in sich aufzunehmen und sich mit erlöstem Sinn wieder am Heiligen begeistern zu können.

Im Laufe dieser Unterhaltung kam die Berufsstellung des älteren Mannes zum Vorschein. Mein junger Freund fragte mich, ob denn die Kirche diesem Naturdrange in so weiten Schichten der Jugend, da die Wanderzüge ja doch auch eine Flucht vor ihren Gottesdiensten in sich schlössen, nicht zürne?

Da hatte ich ihm allerdings zu bekennen, daß wir als Wirkung dieser sonntäglichen Ausflüge, um so mehr, da diese in die auf die Konfirmation sich vorbereitende Kinderwelt störend und vom Gottesdienst zurückhaltend eingriffen, das Heranwachsen eines völlig entkirchlichten jungen Geschlechtes befürchten müßten. Aber die hier zutage tretende Reaktion gegen die Kulturentartung der Gegenwart sei doch etwas so durchaus Notwendiges und Gottgewolltes, daß von einem Widerstande unsrerseits gar nicht die Rede sein dürfe. Es müsse vielmehr die Kirche sich nach der neuen Gestalt des Lebens einzurichten beginnen. Da in großen Städten mit ihren zahlreichen Andachtsstätten ohnehin viel zu viel Sonntagsgottesdienste stattfänden, so ließe sich wohl der Gedanke erwägen, daß die eine Hälfte der Stadtkirchen ihren Gottesdienst in Zukunft auf den Sonnabend verlege, — und zwar nicht als Nebengottesdienst, sondern als volle Feier — die andere ihn am Sonntagvormittag halte, und das in abwechselnder Folge. Ich zweifelte nicht, daß es dahin schließlich kommen, und daß die neue Sitte sich bald einbürgern, auch erfreuliche Früchte tragen werde.

Meine Freunde! Weit über den Wandervogel in der Jugendwelt hinaus wird das Bedürfnis, möglichst den ganzen Sonntag der Erholung in der Natur zu widmen, in der städtischen Bevölkerung immer mehr zunehmen. Warum sollte die Kirche sich nicht entschließen können, den Sonntag als eigentlichen Kirchentag preiszugeben und zur Sabbathfeier zurückzukehren? Sie wird es um so eher

wagen dürfen, da die Bewegung, schon den Sonnabendnachmittag von der Arbeit ganz oder wenigstens früh frei zu machen, im Wachsen ist. Es ist keine Frage, an dem Niedergang des kirchlichen Lebens trägt die Kirche die Hauptschuld durch ihren Mangel an jenem elastischen Wesen, das sich dem Volksleben rechtzeitig anzubequemen versteht. Sie hat damit schon in anderer Beziehung viel Unersetzliches verloren. Möge sie hier zur Neugestaltung übergehen, ehe die Entfremdung vom Gottesdienste weiter einreißt und es zu spät sein könnte.

Und hier handelt es sich um Rücksichtnahme auf einen Geisteszug der Zeit, der so ganz und gar unser Bundesgenosse ist. Wie stark er auch zunächst die religiösen Gemeindeinteressen beeinträchtigt, es ist dieser Zug an das Herz der Natur doch ein heiliger Geist der Läuterung und der Vertiefung der Seelen und der Errettung unseres Geschlechtes.

Rings um uns wachsen die Bierpaläste wie wucherndes Unkraut aus dem Boden der Städte heraus. Man braucht kein organisierter Abstinent zu sein und kann das doch aufs tiefste bedauern. Ihre Schilder reden den Toren einen Durst ein, den man zumeist gar nicht hat und die Flut ihrer Fässer ersäuft Verstand und Herzensfrische und Gesundheit und Tatkraft. Da sitzen die armen Menschen und verblöden sich im endlosen Hintrinken bis in die Nacht hinein ihr bißchen Verstand. Die Seele wird stumpf gegen alle Ideale, die Liebe gegen Weib und Kind verliert ihren zärtlichen Charakter, und das Leben verarmt an Reiz und Freude. Aber da draußen geht die Seelenkraft dir auf. Da ist Herzenserquickung und Lebensbereicherung. Da ist Weihe der Liebe und Berührung mit einer Jugend, die kein Alter kennt. Gesegnet der Durst, der dort seine Stillung sucht. O, er nehme zu und greife immer weiter um sich. Es ist ein Durst, den uns der Herr ins Land geschickt hat!

Rings um uns reihen sich die Stätten der Vergnügungssucht, so viel Tand und Gepränge und meist innerlich so leer, nichts bietend, was bleibt, nur dazu da, den Massen das Geld aus der Tasche zu locken. Zwischendurch so viel Plätze wilder Belustigung, wo das Blut erhitzt und die Vernunft betäubt und vielleicht ein Unglück für das ganze Leben geschmiedet wird; und Höhlen des Lasters, die das Herz veröden und Ehen zerstören und ganzen Generationen den Todeskeim bereiten. Da kommen uns nun von den Bergen, aus den Wäldern, von unserer Heimat schönen Wasserzügen her die Füße der Boten, die Frieden und Heil verkünden. Es sind die Geister der alten Deutschen, die die Kinder unserer Zeit bei der Hand nehmen und sie dahin ziehen, wo einst die Väter ihren Göttern die Altäre bauten. Es sind die Geister des deutschen Christus, die unserm nach Leben und Genüge lechzenden Geschlechte zurufen: Mache dich auf und werde Licht, lichte, frohe Wanderlust hin zu jener Herrlichkeit des Höchsten, wo Winde und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bäume die Orgel spielen und die Vögel die Vorsänger sind, wo der Herr, der da Geist ist, in deinem Boote dir seine Schiffspredigt hält; o folge uns und bade dir deine Seele gesund in stiller reiner Gottesnatur. —

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land
Und fühle junges, heil'ges Lebensglück!

# Was andre sagen

Der Säemann (Schriftleiter: Carl Götze, Hamburg, Dr. E. Neuendorff, Mülheim [Ruhr] und Dr. G. Anschütz, Hamburg. Jahrg. 1914. Heft 2.

„Elternhaus und Schule. Die Ergebnisse einer Umfrage, die vom Bunde für Schulreform in Hamburg mit Genehmigung der Oberschulbehörde an sämtliche staatlichen Schulen ergangen ist, beweisen, daß seit 1900 etwa Wege gesucht werden, die bestehenden „Gegensätze" zwischen Schule und Haus zu „überbrücken".

Zunächst in den Volksschulen, wo etwa 40 v. H. der Schulen Elternabende eingerichtet haben, wo über Fragen der Erziehung und des Unterrichts, über Wohlfahrtseinrichtungen usw. Vorträge mit gemeinsamer Erörterung stattfinden. An 22 v. H. der Volksschulen gibt es statt dessen sog. Unterhaltungsabende für Schüler, woran auch die Eltern teilnehmen. In einigen Schulen haben die Klassenlehrer für die Eltern ihrer Schulklasse solche gemeinsame Zusammenkünfte eingerichtet (7 v. H.), oft dürfen auch die Schüler daran teilnehmen. Neuerdings sind in Verbindung mit der Volksschule auch Elternvereine oder Elterngemeinschaften begründet worden (von 8 Schulen). In anderen Schulen ist versucht worden, mit Hilfe der Eltern für die bedürftigen Kinder der Schule Ferienkolonien oder eine Organisation zu schaffen, die den unentgeltlichen Ferienaufenthalt auf dem Lande vermittelt. Manche Schule hat von sich aus das Spiel und Wandern organisiert, einige (6 von 182) auch für Schulentlassene. An einer Schule besteht eine Spiel- und Wandervereinigung, die auch die Eltern zur Mitgliedschaft zuläßt. In 16 von 182 Schulen werden Vorlese- und Leseabende veranstaltet, woran auch Eltern teilnehmen. An den Schulfeiern beteiligen sich die Eltern in der Regel, bei 32 Schulen aber nur vereinzelt.

Für die höheren Schulen ist die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß fast alle (19 von 20) das Spielen und Wandern von sich aus organisiert haben, daß an 10 Schulen unter Teilnahme der Eltern Unterhaltungsabende stattfinden, daß dagegen für keine Schule eine Elternvereinigung besteht. Elternabende gibt es an einigen Schulen, andere planen diese Einrichtung. An den Schulfesten nehmen die Eltern teil, in 4 Schulen sehr zahlreich.

Vor kurzem hat die Oberschulbehörde für die einzelnen Volksschulen Schulpflegschaften begründet, die auf dem Gebiete der Jugendfürsorge helfend eingreifen sollen, denen aber auch die Pflege der Beziehungen zwischen Schule und Haus anheimgestellt wird. Der Schulpflegschaft sollen außer dem Rektor und einem vom Lehrerkollegium gewählten Vertreter auch bürgerliche Mitglieder angehören."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Schloß Mainberg.** Als ich an einem sonnigen Frühjahrsmorgen auf grünem Rasen lag und in aller Stille ein Buch eines mir bisher völlig unbekannten Menschen las — es war ein Band der Blätter zur Pflege persönlichen Lebens von Dr. Johannes Müller — da wurde es mir ganz eigentümlich zu Mute; ich kann meine Hochstimmung von damals — es war im Jahre 1908 — nicht gut in Worten ausdrücken, jedenfalls war ich plötzlich wie aus einem Traume erwacht, ich fühlte Kräfte sich regen, die ich in dieser Stärke nie gekannt, und ich war entschlossen nach Schloß Mainberg zu Dr. Johannes Müller zu wandern.

Das alte, ehrwürdige Schloß mit dem weiten Blick über die fruchtbare Mainebene löste in meinem Wandervogelgemüte überfrohe Gefühle aus. Und als ich nun schaute, wie mit so einfachen Mitteln das Innere des Schlosses für die vielen Gäste künstlerisch hergerichtet war, da spürte ich schon, daß ich hier leicht heimisch werden könnte.

Zu einem zwanglosen Gemeinschaftsleben fand ich hier viele Suchende vereint, Männer und Frauen, namentlich auch viel jugendfrohes Volk. So wie wir Wandervögel untereinander verkehren, harmlos und herzlich, mit unbedingtem gegenseitigem Vertrauen, so verkehrten hier die Menschen aller Gesellschaftskreise. Dieses ideale Gemeinschaftsleben läßt hier jeden Menschen aufatmen, auch ruhige, schüchterne Menschen gehen hier aus sich heraus und können Lebensversuche machen, bis sie gekräftigt frohen Mutes in ihren Beruf zurückkehren. Lebensfreude strömte mir entgegen, ein trübseliges, verneinendes Leben kann hier nicht die Oberhand bekommen. Dr. Müller bejaht, wie selten ein Mensch, das Leben. Das Leben ist das, was wir daraus machen, das ist seine Erfahrung, und jeder Gast kann es spüren, worauf alles im Leben ankommt: Wir müssen das Leben, dieses große Abenteuer, unserer Anlage und unseren Fähigkeiten entsprechend froh gestalten.

Auf Spaziergängen tritt Dr. Müller jedem Einzelnen persönlich nahe. Wie fein, daß er keine Sprechstunden abhält, sondern daß er mit jedem ein Stück Weges geht. Diese kurzen Unterhaltungen vergißt wohl niemand. Als ich Dr. Müller fragte: „Wie könnte man Ihr Wirken kurz kennzeichnen?" sagte er: „Ich will eine neue Art Leben." Und wie tief wurden wir Schloßgäste von den freien Vorträgen Dr. Müllers erfaßt. Ich behaupte, jeder Empfängliche, von Vorurteilen Freie, kann durch diese fesselnden Vorträge Lebensanstöße bekommen, die entscheidend werden für den Lebenskampf. Das Problem des Lebens, also etwas rein Praktisches, keine Theorie und kein „System" steht für Dr. Johannes Müller im Mittelpunkt seines ganzen Lebenswerkes.

Warum ist Dr. Johannes Müller so wenig bekannt? — Er rührt nicht die Werbetrommel und sucht keine „Anhänger" — diese vergleicht er mit Nullen, die einer Zahl folgen und nur durch diese ihren Wert erhalten. Trotzdem finden sich jeden Sommer so viele Suchende, die aus Nöten herauskommen wollen oder sich neue Kraft zum Lebenskampf wünschen, in Schloß Mainberg ein, daß die stolze ehrwürdige Burg die Gäste kaum mehr zu fassen vermag — wir Jüngsten hatten deswegen schon Heulager bezogen. Daher wird Mainberg im Jahre 1915 von einem neuen Schlosse abgelöst werden, das jetzt am Fuße der Wettersteinwand gebaut wird. Dr. Müller hat für die Neugründung einen präch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen Ort gewählt: die Elmau bei Mittenwald in Oberbayern. Als er nach einem geeigneten Platze Ausschau hielt, wurde ihm geschrieben, er solle doch das neue Mainberg in Norwegen begründen, Deutschland sei so in Luxus und Oberflächlichkeit verkommen, daß davon nicht mehr viel zu erwarten sei. Müller antwortete schlicht, aber mit glühendem Herzen: „Lieber will ich mit Deutschland untergehen als mit Norwegen auferstehen." Und im Vortrage sagte er dann, daß es für ihn unausdenkbar sei, sich von seinem Volke zu lösen. „Wir können die innere Einheit mit unserem Volke nicht entbehren."

Wir stehen also vor der Tatsache, daß hier im Stillen ein Mensch für unsere Volksgesundheit arbeitet, indem er die Menschen auf sich selbst zu stellen versucht. Dieser Mann erkennt natürlich auch, daß die Jugend am meisten Verständnis für das Große hat, das ihm vorschwebt: eine Neugestaltung des Lebens von Innen heraus. So kam es, daß er gelegentlich die Jugend, und zwar die akademische Jugend auf Schloß Mainberg versammelte. Auch in diesem Jahre, zu Ostern, wird eine „Akademische Woche" stattfinden. Ich denke, Dr. Müllers Aufruf, den ich hier mitteile, wird in Vortruppkreisen weiten Widerhall finden:

„Zur 4. Akademischen Woche auf Schloß Mainberg vom 16.—22. April lade ich hierdurch alle Hochschulstudierenden herzlich ein.

Die Akademische Woche bietet keine Lehrkurse in irgendwelchem Fach und soll nicht die Hochschulen nach Seiten wissenschaftlicher Erkenntnis und theoretischer Verarbeitung ihrer Ergebnisse, sondern nach Seiten des Lebens und persönlicher Kultur ergänzen. Willkommen sind alle, die über den Problemen ihrer Studien nicht das Problem, das sie selbst sind, vergessen, die über aller Weisheit des Wissens nicht das tiefe Erstaunen über das Geheimnis des Daseins verloren haben und von den Fragen und Nöten beunruhigt werden, die daraus stammen, die über allen Berufszielen ihr persönliches Leben und Werden als die wichtigste und auch für ihren späteren Beruf entscheidende Aufgabe betrachten.

Die Grundlage der Akademischen Woche bilden eine Reihe Vorträge von mir. Während 1912 die Kunst zu leben und das Wissen vom Leben als Kern der Lebensvollmacht behandelt wurde, im Frühjahr 1913 das Verhältnis der Weltanschauung und Lebensführung nach allen Seiten beleuchtet und die Richtlinien für das empirische Forschen nach der Wahrheit, die nicht Theorie, sondern Leben ist, gezeigt wurde und im Herbst 1913 das Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses im modernen Menschen und die Versuche, es zu befriedigen, dargestellt wurden, soll diesmal eine Reihe praktischer Schwierigkeiten und Nöte, deren Behandlung gewünscht wurde, zur Erörterung kommen: Die Schwierigkeit fruchtbaren Studiums, die Not der Selbstbehauptung in den geistigen Strömungen der Gegenwart (wie wird man innerlich selbständig?), die materielle Not und der Kampf ums Dasein, die sexuelle Not und das gemeinschaftliche Leben mit dem anderen Geschlecht. Die Vorträge wechseln mit Aussprachen darüber. —

Die Pensionspreise sind in dieser Zeit für die Studierenden auf die Hälfte herabgesetzt: 3—5 Mk. (je nach Güte der Zimmer), worin alles eingeschlossen ist, sodaß keinerlei Nebenausgaben dazu treten. Diese Ermäßigung gilt nicht nur für die Akademische Woche selbst, sondern auch für die Tage nachher, und es ist jedem zu raten, der es kann, einige Tage länger zu bleiben. Man wird dann um so mehr heimtragen. Die Anmeldungen mit Angabe des Pensionspreises, den man zahlen kann, werden an die Schloßverwaltung Mainberg bei Schonungen (Unterfranken) erbeten." —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die letzten Akademischen Wochen haben den Teilnehmern reichen Gewinn gebracht, die alten Freunde werden wiederkommen, aber es gilt, neue Freunde auf Schloß Mainberg zu locken, damit die Schar der ernst Ringenden größer werde. Wir können keinen Kämpfer entbehren. **Arno Steglich.**

**Jugend!** In manchen Augenblicken beneide ich die heutige Jugend. Und ich habe Grund für diesen Neid. Ich beneide sie so, daß ich — der ich doch noch garnicht so sehr alt bin, sondern eben doch noch in den „besten Jahren" stehe — noch einmal jung sein möchte. Jung sein mit dieser Jugend.

Um was ich diese Jugend beneide?

Um ihre Wanderfröhlichkeit! Wer sie so gesehen hat, das deutsche Land durchstreifen, der muß seine helle Freude an ihr haben. An dem Gesang aus heller Kehle. An ihrem Wagemut und ihrer Unternehmungslust. An ihrem Frohsinn. Und an ihrer Anspruchslosigkeit und Einfachheit. Da ists möglich, mit wenig Geld hinein ins deutsche Land zu fahren, die Herrlichkeiten deutscher Gaue zu bewundern, das deutsche Volk durch deutsche Gastfreundschaft kennen zu lernen. Das gab es zu unserer Zeit nicht. Wir wußten wenigstens nichts davon. Wohl sind die und die in die deutschen Gebirge gereist und haben uns dann von den geschauten Herrlichkeiten berichtet. Und auch davon, was das alles gekostet hat. Denn die Geldfrage spielte wohl eine Rolle. Das war für mich, den armen Jungen, denn doch nichts. So mußte ich daheim bleiben. Freilich, eins ist mir ans Herz gewachsen, eins habe ich kennen gelernt, in allen Stimmungen, zu jeder Jahres- und Tageszeit: meine Heimat, meine schöne engere Heimat, aus deren übervollen Mutterbrüsten ich noch heute oftmals mir eigenartige Kraft sauge. Die Heimat, die ich liebe. Aber das weite deutsche Land, das habe ich nicht kennen gelernt in dieser Zeit meiner Jugend durchs Wandern mit offenen Augen und offenem Herzen.

Und darum muß ich heut die Jugend beneiden. Möchte noch einmal jung sein mit ihr und wandern.

Um was ich diese Jugend noch beneide?

Um ihr Leben! Das ist doch so einzigartig reizvoll und schön. Da liegt etwas drin von zauberischer Romantik. Im Lagern am Quell und im Wald. Im Singen im stillen Dorf. Im Tanz auf blumiger Aue. Im einfachen selbstbereiteten Mahl. In dem Verträumen der Nacht unter blauem Himmel. Im harten Lager auf der Tenne. In dieser körperstählenden kraftgebenden Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Das gab es zu unsrer Zeit auch nicht. Ach, unsre Freizeit war ein Hasten zur Kneipe und Kartenspielen. Das war ganz gewiß eine Empörung gegen ein straffes Klosterleben, das war ein absichtliches Übertreten uns gegebener Gebote, weil alles sich in uns aufbäumte gegen eine unverstandene und — unnötige engherzige Zucht. Da war jeder froh, des verhaßten Zwangs ledig zu sein. Ich weiß, wie oft ich jene, die Sonntag für Sonntag im Galopp nach der nächsten „sicheren Kneipe" rannten, um dort unentdeckt die Stunden zu verbringen, beneidet habe. Wie ich den Wunsch hatte, dabei zu sein. Denn ich konnte nur selten mit. Ich hab drum auch nie das rechte kommentmäßige Trinken gelernt. Aber wenn ich mitkonnte, das war auch mir eine Befreiung. Nicht, daß mirs wohlgetan hätte! Ein anderes Leben hätte mir sicher mehr zugesagt.

Und darum muß ich heut die Jugend beneiden. Möchte noch einmal jung sein mit ihr und nach ihrer Art leben.

Um was ich diese Jugend noch beneide?

Um die freie Art ihres Denkens! Das ist eine Art, an der man seine Freude haben kann. Da denkt und urteilt man selbst, jugendlich aber freimütig, mit offenem Blick. Man zollt freudig Beifall, aber man gibt auch sein Mißfallen kund, klar und verständlich. Das gab es zu unserer Zeit nicht. Da mußte man still sein. Wenn man sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da als fast Zwanzigjähriger erlaubte, auch eine Meinung zu haben, dann war man frech. Man wollte Kriecher und Duckmäuser. Und man hat sie erzogen, wenn sich auch in dem oder jenem der Widerspruch regte. Wir wenigen, die wir ihn zum Ausdruck brachten, wir waren gehaßt. Wir wurden verschüchtert. Wir hätten nicht gewagt, was ein junger Mensch einstmals mir gegenüber tat und was mir eine herzliche Freude bereitete, daß er sich für eine kurze Ansprache bei mir bedankte. Für ein solches Wort hätte man uns — das ist meine Überzeugung — geknechtet. Und ich hab diese Knechtung ganz besonders gefühlt, ich, der ich vaterlos und nur — geduldet war.

Und weil sie freimütig sein kann, darum muß ich heut die Jugend beneiden. Möchte noch einmal jung sein mit ihr und frei sein!

Ich beneide die Jugend um meinetwillen. Ich möchte das von ihr haben, was sie zu geben imstande ist. Ist das nicht eine verwerfliche Eigenliebe? Denn ich wills ja nur um meinetwillen. So ist's Ichsucht? Und doch auch um der Jugend und um unsrer und ihrer Zukunft willen will ich's. Die Jugend soll das, was sie hat, dem Alten geben, damit das Alter das Wollen der Jugend erkenne und es unterstütze, die Bahn frei mache für die Jugend, kämpfe für die Freiheit der Jugend. Daß eine andere Jugend erstehe als die, die wir in unsrer Zeit darstellten. Wenn wir nach diesem Ideal Jungen und Mädels erzögen, wie man uns erzogen hat, dann müßte einem bange sein um die Zukunft. So war es gut, daß sich in uns der Widerspruch regte. Und auch in der späteren Jugend. Und so entsteht eine Jugend, mit der jung zu sein dem älteren Freund eine Freude sein muß.

Freilich, ob die Jugend versteht, daß man sich nach ihr sehnt? Daß man mit ihr jung sein möchte? Ob sie's versteht, daß man sie beneidet? Ob sie versteht, warum man sie sucht?

Ich beneide sie. Aber aus dem Neid kommt die Freude. Und aus dieser Freude die Hoffnung auf eine stolze Zukunft. Und daraus entspringt für uns Ältere das Gelöbnis:

Lasset uns die Jugend erziehen:
zu echter deutscher Wanderfröhlichkeit,
zu einem einfachen stählenden Leben,
zu einer freien und geraden Geistesart!

**Klg.**

**Unsere Waldschulen auf klassischem Boden.** Daß der Gedanke der „Waldschule", seitdem er im Jahre 1904 zuerst von Charlottenburg verwirklicht wurde, einen förmlichen Siegeszug durch Deutschland angetreten hat, ist bekannt. Aber nicht auf Deutschland allein hat dieser Siegeszug sich beschränkt. Auch England, Frankreich, die Schweiz sind dem glücklichen Gedanken an verschiedenen Stellen nahegetreten, an andern Stellen haben sie ihn schon zur Ausführung gebracht.

Besonders anziehend erscheint es, daß wir uns jetzt die Waldschulen auch auf den klassischen Boden der antiken Kultur, nach Italien und Griechenland, verpflanzt denken können. Seit dem Sommer 1912 besitzt Rom solche Schulen, nur daß sie dort Freiluftschulen heißen, weil ja Wald nicht da ist. Sie haben sich so vollkommen bewährt, daß sie immer weiter ausgebaut werden, aber nicht alle gleich, sondern nach drei verschiedenen Systemen.

Das einfachste und billigste ist, daß die Schüler in ihren bisherigen Schulgebäuden bleiben, bei nicht gutem Wetter auch in den gewöhnlichen Klassenräumen, daß sie aber bei geeignetem Wetter teils auf den Terrassendächern der Schulgebäude, teils im Garten, teils auf dem Schulhofe Unterricht haben.

Nach dem zweiten System wird Schule gehalten in besonders dafür erbauten Baracken, die wohl überdacht sind, aber ringsum offen, und doch so angelegt, daß sie bei ungünstigem Wetter durch Rollwände nach allen oder einigen Seiten geschlossen werden können.

Die dritte und vollendetste Art ist eine Art Wanderschule. Jeder Schüler, jede Schülerin erhält einen zusammenklappbaren Sitz mit angefügtem Pult, den der Besitzer über dem Tornister auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rücken schnallt, und dann wandert der Lehrer mit seiner Klasse jeden Tag an einen andern Ort, um dort Schule zu halten, einmal in den Park einer römischen Villa, ein andermal weiter hinaus, bis irgendeine schattenspendende Ruine zum Niederlassen einlädt, worauf im Handumdrehen die Schule aufgeschlagen ist, ein drittes Mal noch weiter hinaus in die Campagna, wo das gastliche Dach eines oder des andern Gutshofes der Klasse Aufnahme gewährt. Jedenfalls sind die entzückten Schüler immer in frischer Luft und in anregender Umgebung — nach den Erfahrungen mit unsern Schulkindern sollte man freilich meinen, es sei etwas zu anregend und ablenkend.

Die Schulautoritäten Roms sind aber mit den Lehrerfolgen nach allen drei Systemen sehr zufrieden, die Ärzte und die Eltern ebenso mit den gesundheitlichen Wirkungen dieser Einrichtung und die Schulkinder am allermeisten; denn so viel Abwechslung haben sie bei dem alten Schulsystem im Leben nicht gehabt wie jetzt.

Daß auch die griechischen Kinder der gleichen Wohltaten teilhaftig werden sollen, verdanken sie einer energischen Landsmännin, der Schulleiterin Frau Varonaki, die in Charlottenburg und München unsre Waldschulen studiert hatte und sich außerordentlich dafür erwärmte. Sie schrieb Aufsatz über Aufsatz darüber, veröffentlichte sie in griechischen Zeitschriften und vertrat den Grundsatz, daß auch ihr Vaterland solche „Schulen im Freien" haben müsse, aber nicht nur für schwächliche, wie in Deutschland, sondern für alle Kinder. Ist doch Griechenland mit einem so milden Klima gesegnet, daß der Schulunterricht fast jahraus, jahrein in freier Natur abgehalten werden kann.

Der Unterrichtsminister wurde denn auch von den beredten Aufsätzen der begeisterten Frau so rückhaltlos mit fortgerissen wie die gebildeten Kreise des Volkes fast durchgehends. Er war mit einer Schulreform nach dieser Richtung hin durchaus einverstanden. Demnach wird in Zukunft die griechische Jugend ihre Schuljahre in frischer Luft zubringen, von Gartenanlagen umgeben, und, was vielleicht das bemerkenswerteste daran ist, es wird ein Teil ihres Unterrichts sein, diese Anlagen selbst bepflanzen und pflegen zu lernen. Der Minister will der Lehrerschaft Kurse im Gartenbau erteilen lassen. **Clara Düsterhoff.**

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Strecker, Dr. K.:** Erziehung zur Gemeinschaft. Brosch M. 1.—, geb. M. 1,80. Eduard Roether. Darmstadt.

— Zur Frauenbewegung Brosch. M. 0,40. Eduard Roether Darmstadt.

— Sonntagsbetrachtungen über Schillers Gedichte. M. 2.—. Emil Roth, Gießen.

— Religion und Politik bei Goethe. M. 2.—. Emil Roth, Gießen.

— Das Deutschtum im Ausland und die Schule. Brosch. M. 1.—. Emil Roth, Gießen.

— Kants Ethik. M. 1,60. Emil Roth, Gießen.

— Die Humboldtianer. M. 1,60. Emil Roth, Gießen.

**Simon, Dr. Hans O.:** Der Deutschen Jugend Sportbuch M. 3.—. B. G. Teubner, Leipzig.

**S. J.:** Der Fall Jacobsohn. Das Erlebnis eines Theaterkritikers. M. 0,50. Verlag der Schaubühne, Charlottenburg.

**Silberhorn, C.:** Atmungs- und Haltungsübungen nebst einem Anhange von Spielen für Knaben und Mädchen in Jugend-Vereinigungen. M. 1.—, geb. M. 1,50. Verlag der Ärztlichen Rundschau. Otto Gmelin, München.

**Seckendorff, Freiherr C. von:** Deutsche Jugenderziehung und Pfadfinderbewegung. Verlag der Ärztlichen Rundschau. Otto Gmelin-München.

**Geerke, H. P.:** Napoleon, Vom Leutnant zum Kaiser. In Pergamentband M. 1,30. Johannes M. Meulenhoff Verlag, Leipzig.

**Berger, Prof. Dr. Karl:** Freiheit, Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor 100 Jahren. In Pergamentband M. 1,50. Johannes M. Meulenhoff Verlag, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 8 16. April 1914

## Die Langsamkeit als Kulturgefahr.

Ein altes Sprichwort sagt, daß man mit dem Zudecken des Brunnens nicht warten solle, bis ein Kind hineingefallen sei. In vielen Kulturfragen sind wir jedoch dieser Gefahr zu langen Wartens ausgesetzt. Bei der vielfältigen Verzweigung des modernen Lebens, bei der ungeheuren Schnelligkeit der Entwicklung, bei der Macht namentlich, mit der die egoistischen Kräfte auf allen Gebieten (insbesondere im Wirtschaftsleben) vorwärtsdrängen, bleiben die ausgleichenden, unheilverhütenden Bestrebungen nicht selten an Schnelligkeit hinter den rücksichtslosen, nur auf den eigenen Vorteil bedachten Mächten zurück. Wollen wir aber unsere Kultur gesund erhalten, so ist es zweifellos notwendig, Vorkehrungen dafür zu treffen, daß die Kräfte der Reform mindestens ebenso schnellfüßig sind wie die der Kulturzerstörung.

Heute ist dies zweifellos nicht der Fall. Ich führe ein sehr bezeichnendes Beispiel an, das vielleicht als besonders kraß erscheint, dem aber gleichartige zur Seite gestellt werden könnten: die Wohnungsfrage. Seit Jahrzehnten wissen wir, daß die neuzeitliche großstädtische Entwicklung neben mancherlei anderen Schäden, die sie gleichzeitig mit ihren unleugbaren Vorteilen heraufgeführt, vor allem Wohnungsverhältnisse geschaffen hat, unter denen ein sehr großer Teil aller großstädtischen Bewohner leidet. Die Frage ist nicht, ob eben diese Menschen oder ihre Vorfahren auf dem Lande oder in Kleinstädten größere Wohnräume zur Verfügung gehabt haben — sondern, ob die ihnen jetzt zur Verfügung stehenden Wohnungen allen Anforderungen, die man vom gesundheitlichen und ethischen Standpunkte an sie stellen muß, genügen. Allenthalben wird zugegeben, daß dies nicht der Fall ist. Seit drei Jahrzehnten sind darüber buchstäblich Tausende von Reden gehalten und ganze Bibliotheken zusammengeschrieben worden. Niemand, der die Verhältnisse auch nur von fern kennt, kann daran zweifeln, daß hier eine soziale Frage vorliegt, an deren Besserung sich zwar bereits eine Unzahl von Reformbestrebungen versucht hat, für die bereits Millionen ausgegeben worden sind — und die doch, trotz unleugbarer Fortschritte, keineswegs gelöst ist, vielmehr



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit noch weit größerer Gewalt zum Himmel schreit als vor einem Menschenalter.

Nach einem Zeitraum von 26 Jahren ist man einstweilen bei der Reichsregierung in dieser Frage, die sich mehr und mehr zu einer unerträglichen Not weiter Volkskreise ausgewachsen hat, bei „Erwägungen" angelangt! Von allen Seiten ist die Notwendigkeit der Reform betont und unterstrichen worden. Alle politischen Parteien sind sich darüber einig. Auch fast alle Hausbesitzer, soweit sie nicht dem übelsten Baulöwentum zuzuzählen sind, erkennen die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung an. In diesem Vierteljahrhundert ist die großstädtische Bevölkerung im Deutschen Reiche um mehrere Millionen Köpfe gewachsen; und nicht nur das: auch der Anteil der großstädtischen Bevölkerung an der Gesamtzahl der Bewohner des Deutschen Reiches ist mit Riesenschritten in die Höhe gegangen — von 7% im Jahre 1880 auf mehr als 20% im Jahre 1910! Jahr für Jahr mauern wir einige Hunderttausend Menschen mehr in die steinernen Schluchten der Großstädte ein. Das große Reformwerk aber, das den Schäden dieser Entwicklung die Spitze bieten könnte, ist noch immer nicht begonnen; ja es ist noch nicht einmal in bestimmten Umrissen am Horizont zu erblicken — vielmehr sind die maßgebenden Kreise heute genau wie vor 26 Jahren bei „Erwägungen" darüber angelangt, wie man dem Problem vielleicht unter Umständen zu Leibe gehen könnte!

Diese schneckenartige Langsamkeit muß die allerärgsten Folgen nach sich ziehen. Überschätzen kann man diese in ihrer Bedeutung kaum. Gerade auf einem Gebiete wie dem des Bauwesens liegt es auf der Hand, daß alles, was wir jetzt trotz unserer Überzeugung von der Verderblichkeit mancher seiner Teile schaffen lassen, nicht nur den Menschen der Gegenwart schädlich sein muß, sondern auch auf die Entwicklung der Zukunft — mindestens jahrzehntelang — die schlimmsten Einwirkungen üben muß. Zwar sind die Mietskasernen, zu deren Reform wir jene Gesetzgebung brauchen, gewiß nicht für die Ewigkeit gebaut. Aber ein paar Jahrzehnte werden sie, wenn auch mit vielen kostspieligen Reparaturen, doch stehen. Selbst wenn sie indessen nur 10 Jahre stehen blieben, würde doch die unwürdige und ungesunde Lage, in die sie viele ihrer Bewohner bringen, hinreichen, um zu schleunigster Durchführung des Entschlusses zu zwingen, diese Schäden durch gründliche Reformmaßnahmen zu heilen.

Unsere deutsche Beamtenschaft ist über den Vorwurf, den man in ähnlichen Fällen in Nordamerika erhebt, sie verzögere aus nicht ganz uninteressierter Rücksichtnahme auf die Kreise der Hausbesitzer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die notwendige Reform, erhaben. Politische Korruption hat es bei uns, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, seit dem Bestehen des Deutschen Reiches nicht gegeben und in den meisten deutschen Einzelstaaten schon lange Zeit vorher nicht. Mit Stolz können wir jedem Ausländer gegenüber behaupten, daß unsere Beamtenschaft mit reinen Händen dasteht, und wir können insbesondere Friedrich dem Großen nicht dankbar genug sein, daß er durch seine Energie und unter dem Einfluß der hohen Auffassung, die er von der Tätigkeit des Regierens hatte, eine Beamtenschaft ins Leben rief und einschulte, wie sie in gleicher Tüchtigkeit damals in keinem anderen Lande der Welt zu finden war. Noch jetzt spüren wir die Wirkungen dieser unübertroffenen Beamtenerziehung.

Aber die Ehrlichkeit des Beamtenkörpers genügt heutigen Tages durchaus nicht, um die schwierigen Aufgaben zu erfüllen, die ihm gesetzt sind. Schon vor einem Jahrhundert reichte sie dafür kaum mehr aus. Denn als Friedrich der Große die Augen schloß, als damit die Sonne erloschen war, um die alles staatliche Leben in Preußen gekreist, die alle Bewegungen und Handlungen der Beamtenschaft bestimmt hatte, fehlte nun an allen Ecken und Enden die unentbehrliche Initiative. In den Jahren der Erniedrigung Preußens fanden sich zum Glück die trefflichsten Geister zusammen und schufen, von dem sittlichen Feuergeist jener Jahre getrieben, ein glänzendes Reformwerk. Daß dieses so tiefgreifende Folgen haben konnte, war einmal der sittlichen Begeisterung zuzuschreiben, die alle diese Männer erfüllte und die in der ethischen Grundstimmung der Nation im Zeitalter der Befreiungskriege ein lebhaftes Echo fand — ferner aber der überaus wichtigen Tatsache, daß man ihrer Initiative, ganz im Gegensatz zu den bisherigen Gepflogenheiten, den weitesten Spielraum lassen mußte.

Denn Initiative — oder sagen wir deutsch: Selbständigkeit im Handeln — gestützt auf planmäßiges und energisches Denken, ist nun einmal die Zauberkraft, die kein Staat entbehren kann, der nicht seine wichtigsten Interessen vernachlässigt und zerstört sehen will. Auf militärischem Gebiet ist man von der Richtigkeit dieses Satzes so sehr überzeugt, daß in jedem Staate, der auf seine Armee Gewicht legt, dahin gestrebt wird, die Männer der kräftigsten Initiative an die Spitze zu stellen, alle anderen Gesichtspunkte aber für die Besetzung insbesondere der höheren Offiziersposten zurückzudrängen. Die Geschichte hat tausendfach bewiesen, daß ein noch so großes Heer, wenn es nicht von befähigten und energischen Männern geführt wird, selbst gegenüber kleineren Armeen nichts ausrichten kann, daß dagegen die Schlagkraft jeder Truppe unendlich



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verstärkt wird, wenn man verstanden hat, alle ihre Glieder mit dem Geist der Initiative zu durchdringen.

Was so für das militärische Gebiet anerkannt wird, hat mindestens in demselben Maße auch für die Fragen der Kultur Geltung. Es genügt nicht, daß etwas geschieht — es muß auch richtig und zur rechten Zeit geschehen. Was nützt es, wenn eine Reformmaßregel gegen eine soziale oder kulturelle Not einige Jahrzehnte zu spät kommt? Wichtige Lebenskräfte der Nation können in der Zwischenzeit durch das ungestörte Fortwuchern des Übels so geschwächt worden sein, daß dieser Schaden nie wieder ganz gutzumachen ist.

Wenn wir die soziale Geschichte der modernen Völker betrachten, so springen uns zahlreiche Beispiele dafür in die Augen. England, dessen Reformbewegung erst vom Jahre 1832 an zum Durchbruch kam, während man ihr in den regierenden Kreisen bis dahin den schroffsten Widerstand entgegengesetzt hatte, mußte schwer darunter leiden. Denn die ersten — völlig unzureichenden — Fabrikgesetze, die vor dem Jahre 1832 erlassen wurden, um die allzuoffen sich kundgebenden Schäden der modernen Industrieentwicklung zu heilen, vermochten nichts oder nur blutwenig zu ändern. Infolgedessen entstand in jenen Jahrzehnten ungeregelter Entwicklung ein Proletariat von so unwürdigen Daseinsverhältnissen, daß England noch heute schwer daran zu tragen hat. Die Menschen, welche damals durch rücksichtslose Ausbeutung der Fabrikherren, die noch kaum eine gesetzliche Schranke fand, besonders durch eine schreckliche Aussaugung der Kinderkraft, sowohl der körperlichen Widerstandsfähigkeit wie der moralischen Selbstachtung beraubt wurden, sind für alle kommenden Jahrzehnte ein schweres Hemmnis der kulturellen Entwicklung geworden. Waren sie doch unter jene Stufe des menschlichen Daseins herabgesunken, unter der eine moralische Wiederaufrichtung erfahrungsgemäß fast zu den Dingen der Unmöglichkeit gehört. Die nach Hunderttausenden von Köpfen zählende großstädtische Armenbevölkerung in Großbritannien, die scheinbar durch kein Mittel der Reform, so eifrig man diese auch in den letzten Jahrzehnten versucht hat, wieder emporgehoben werden kann, ist ein schrecklicher Beweis für die Schäden, die durch den Mangel rechtzeitiger Initiative in der Gesetzgebung naturnotwendig entstehen.

Was also not tut, sind Energie und Selbständigkeit. Wir können diese Eigenschaften heute in unseren Regierungsämtern am allerwenigsten entbehren — und vermissen sie doch zuweilen recht schmerzlich. Es hat sich im Laufe der Zeit in Deutschland, besonders in Preußen, ein Typus des geheimrätlichen Beamtentums herausgebildet, mit dem schon Bismarck in beständigem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und erbittertem Kampfe lag und der heute nicht gar selten schweren Schaden anrichtet. Geht doch die Entwicklung aller äußeren Lebensverhältnisse, zum Guten wie zum Schlechten, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts. Kommt man aus Bedenken und Erwägungen und Fehlern nicht heraus, um die alten und neuen Übel zu heilen, so werden wir die wichtigsten Reformgesetze entweder überhaupt nicht oder Jahrzehnte zu spät erhalten.

Man sage nicht, das Schicksal etwa des Preußischen Wohnungsgesetz-Entwurfes im Sommer 1904 zeige, daß die Regierung allen Grund habe, vorsichtig zu sein. Vielmehr wäre weit besser gewesen, wenn sie den ersten Entwurf ein halbes Menschenalter früher ausgearbeitet und damals bereits ihre Erfahrungen über die Gründe gesammelt hätte, aus denen die Öffentlichkeit Kritik übte. Der Kritik wird naturgemäß jeder Gesetzentwurf ausgesetzt sein, häufig einer nicht ganz sachlichen Parteikritik. Das darf aber durchaus kein Grund sein, einen notwendigen Gesetzentwurf zu spät auszuarbeiten oder ihn lässig zu behandeln. Das Verantwortungsgefühl der betreffenden Beamten muß so hoch entwickelt werden, daß es unnötige Verzögerungen — geschweige denn eine so haarsträubende Hinausschiebung wie die des Wohnungsgesetz-Entwurfes — unter keinen Umständen zuläßt.

Auch sollte man sich über jene Bedenken hinwegsetzen, die von der Meinung ausgehen, jedes Reformgesetz müsse nach allen Seiten hin so fein durchdacht und durchgearbeitet sein, daß es sogleich jahrzehntelang in Kraft bleiben könne. Gewiß wäre dies wünschenswert. Aber gerade für die wichtigsten Reformgesetze scheint es unmöglich zu sein. Ergibt sich doch in der Regel bei der Durchführung von Gesetzen, die schwere Kulturübel heilen sollen, daß irgendwelche Punkte übersehen oder in ihrer Bedeutung falsch eingeschätzt wurden, so daß eine Änderung schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit notwendig wird. In der Sozialgesetzgebung des Deutschen Reiches haben wir dies wiederholt erlebt; wir haben daher zahlreiche Novellen zur Gewerbeordnung erlassen müssen. Hätten unsere sozialen Gesetze ihrem Zweck etwa besser entsprochen, wenn man mit ihrer Einführung 20 Jahre länger gewartet hätte, um alle neuesten Beobachtungen und Erfahrungen dafür nutzbar zu machen? Sicherlich nicht.

Man muß den Mut haben, auch einmal einen Fehler zu machen — wenigstens dort, wo es unvermeidlich erscheint, ohne Fehler überhaupt etwas Brauchbares zu leisten. Besser als die tausenderlei Bedenken, die zu einer Hinausschiebung wichtigster Reformmaßnahmen auf ewige Zukunft führen, ist ein entschlossenes Vorgehen auf die Gefahr hin, nach einiger Zeit etwas an einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuen Gesetze als Irrtum oder als unzulänglich erkennen zu müssen. Keine neue Wissenschaft läßt sich ins Leben rufen, keine große reformatorische Tat schaffen, ohne daß Fehler gemacht werden. Es kommt nur darauf an, daß diese im Verhältnis zu dem Nutzen, den die Entschlossenheit und der Mut der Neuschöpfung bringen, so klein wie irgend möglich sind. Hat eine Batterie einen weitabliegenden Punkt zu beschießen, dessen Entfernung sie nicht genau kennt, so macht sie zunächst Probeschüsse. Ein paar gehen mit Notwendigkeit fehl — dann aber hat man sich eingeschossen, und nun kann das Ziel getroffen werden.

Je kenntnisreicher Offiziere und Mannschaften der Batterie sind, desto weniger Fehlschüsse werden nötig. So wird auch jedes Gesetzgebungswerk, jede Verwaltungsmaßnahme zur Abstellung eines kulturellen Übels um so schneller zum Ziele führen, je gründlicher die Kenntnisse derjenigen sind, die sie entwerfen.

Bei der ungeheuren Verzweigung aller modernen Verhältnisse wird allerdings in vielen Fällen nicht zu erwarten sein, daß einer der Beamten des Ministeriums, das sich mit der Sache zu beschäftigen hat, Fachmann auf dem betreffenden engeren Gebiete ist. Denn wenn auch einzelne Geheimräte und Ministerialdirektoren nebst ihren Chefs — ich erinnere insbesondere an den Grafen Posadowsky — eine geradezu erstaunliche Vielseitigkeit und Wissensfülle erringen, so liegt es doch eben im Wesen vieler Reformfragen, daß sie auf Gebieten emporwachsen, die gewissermaßen vollständig Neuland sind, für die also in den schon bestehenden öffentlichen Organen ein Spezialist noch nicht vorhanden ist.

Häufig erstehen solche Spezialisten zunächst außerhalb der Regierungsämter, besonders an der Spitze gemeinnütziger Unternehmungen. Die Begabung der Menschen ist so außerordentlich verschieden, ihre Interessen — die ja mit der Begabung meist eng zusammenhängen — weichen so stark voneinander ab, daß kaum ein Neuland des wirtschaftlichen, kulturellen oder sozialen Lebens entstehen kann, ohne daß dort sogleich ein Fachmann oder mehrere zu Hause wären. Sie walten dort, als ob sie und ihre Vorfahren seit Menschengedenken sich mit nichts anderem beschäftigt hätten denn mit dieser doch ganz neuen Sache. Für die Kulturentwicklung ist es ein Segen, daß so für viele neue Kulturfragen sogleich auch sachverständige und reformbegeisterte Männer vorhanden zu sein pflegen.

Wie aber lassen sich ihre Kenntnisse und ihr Instinkt für die Allgemeinheit nutzbar machen? Läßt man sie seitab stehen und zieht sie bei den Beratungen und Maßnahmen der öffentlichen Körperschaften nicht zu — die durch ihre Macht und ihre Finanzkraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

viel erreichen können, nach welcher Seite sie sich auch entscheiden — so geschieht wieder einmal das, woran die Kulturgeschichte zum Schaden der Menschheit überreich ist: ein Talent oder ein Genie, das infolge seiner besonderen Begabung zur Lösung einer bestimmten Frage mehr beitragen könnte als Dutzende von anderen noch so wohlmeinenden und kenntnisreichen Menschen, wird ausgeschaltet, wo es fast unentbehrlich ist. Dieser Fall tritt auch heute durchaus nicht selten ein. Er ist um so häufiger in den Ländern, wo die regierenden Kreise sich daran gewöhnt haben, alle Vorschläge und Pläne für gesetzgeberische und Verwaltungs-Maßnahmen wenn irgend möglich nur aus dem engeren Kreise der Bureaukratie hervorgehen zu lassen. Dem Außenstehenden tritt dann entweder der deutliche Wunsch entgegen, von diesen heiligen Gefilden fernzubleiben, oder eine peinigende Mischung von Höflichkeit und Nichtachtung. Was er zu sagen hätte, was er leisten könnte, bleibt alsdann ungesagt und ungetan, während sich an der Lösung des Problems Männer versuchen, die trotz aller ihrer Fähigkeiten als Beamte und Fachleute doch gegenüber den neuen Problemen blutige Dilettanten sein können.

Das sind dann eben die Fälle, in denen die Regierung über Beratungen, Erwägungen und Zweifel nicht hinauskommt oder in denen sie so lange zögert, bis die günstigste Gelegenheit zur Heilung des Übels längst versäumt ist. Zöge man dagegen zu den Beratungen über die Frage alle diejenigen außerhalb der Bureaukratie stehenden Männer und Frauen zu, die etwas Wichtiges zu sagen wissen, so würde man viel schneller vorwärtskommen. Je weniger engherzig man mit der Heranziehung solcher Außenseiter ist, desto mehr ist man imstande, eine glückliche Auswahl aus den Gedanken und Vorschlägen zu treffen, die einem bestimmten Übel begegnen wollen. Es gibt bekanntlich eine ganze Anzahl von Menschen, die groß sind im Plänemachen und die nichts anderes können als Pläne machen. Bei der Ausführung würden sie versagen — aber ihr Hirn erzeugt einen Gedanken nach dem anderen, und sie entwickeln eine überraschende Fruchtbarkeit im Hervorbringen von Vorschlägen, wie man verfahren könnte, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Solche beständig mit Ideen schwanger gehenden Leute können bei Beratungen unschätzbar sein. Zieht man sie zu Vorberatungen hinzu, um sie alsdann bei der Ausarbeitung der eigentlichen Entwürfe auszuschalten und vielleicht nur noch einmal ihre Meinung zu hören, bevor der Entwurf an die Öffentlichkeit tritt, so wird man von ihrer Seite gewiß mancher Kritik ausgesetzt sein, ist doch aber imstande, alles das, was sie Brauchbares zu sagen hatten, rechtzeitig kennen zu lernen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neben diesen Plänemachern gibt es Andere, die jedes Wort mit Bedacht abwägen und die so tief in eine Sache eingedrungen sind, daß ihre Vorschläge besondere Beachtung verdienen. Vielfach spielen solche Menschen in der großen Öffentlichkeit keine Rolle; aber danach allein darf man nie und nirgends die Bedeutung eines Mannes abschätzen. Vielfach wohnt diese gerade den Stillen, Zurückgezogenen inne, die sich viel Arbeit und noch mehr Gedanken machen. Versteht eine Regierung, sie zu Beratungen über die Bekämpfung eines Kulturübels heranzuziehen und ihre Zunge zu lösen, so genießt sie den wichtigen Vorteil, daß ihr die Erfahrung und Ergebnisse eines ganzen arbeitsreichen Lebens in wenigen Sätzen dargeboten werden, und daß sie über diese Schätze nunmehr verfügen kann, während sie sonst überhaupt nicht oder erst nach Veröffentlichung des betreffenden Entwurfes einen Teil davon kennen lernen würde — also zu spät, um den rechten Nutzen daraus zu ziehen.

Erfolgreiche Kulturpolitik läßt sich ferner treiben, indem der Staat gemeinnützige Unternehmungen und Gesellschaften mit seinem Einfluß oder mit Geld unterstützt.

Es ist merkwürdig, daß die Regierungen von dieser Möglichkeit, bewußte Kulturpolitik zu treiben, erst in recht bescheidenem Umfange Gebrauch machen. Was eine reichlichere Unterstützung solcher Unternehmungen verhindert, sind wohl zwei Gründe.

Einmal läßt sich in manchen Fällen nicht mit voller Klarheit durchschauen, ob der betreffende Verein wirklich ein gemeinnütziges Unternehmen ist — oder ob er ins Leben gerufen wurde oder doch dazu benutzt wird, um dem Geschäftsführer oder Vorsitzenden eine Einnahmequelle zu schaffen. In einigen wenigen Fällen liegen in dieser Beziehung die Dinge recht bedenklich. Merkwürdigerweise werden gerade solche Ausnahmefälle in der Regel am spätesten als solche erkannt. Ich verweise etwa auf die Unterschlagungen, die in der „Deutschen Kanzlei" und in den mit ihr in Verbindung stehenden Vereinen und Unternehmungen im Sommer 1912 aufgedeckt wurden. — In zahlreichen anderen Fällen liegt zwar der bestimmte Wunsch des Geschäftsführers vor, sich ein genügendes Einkommen aus dem von ihm geführten gemeinnützigen Unternehmen zu verschaffen — aber gegen diesen Wunsch läßt sich vernünftigerweise kaum etwas einwenden. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Es ist, abgesehen von ganz besonderen Fällen, grundfalsch, daß jemand, der seine ganze Arbeitszeit oder doch den besten Teil seiner Kraft für einen gemeinnützigen Zweck hergibt, dafür ohne genügende Entschädigung bleibt. Meist sind auch die Gehälter oder die in anderen Formen gezahlten Beträge, die die Geschäftsführer solcher Unternehmungen beziehen, sehr viel niedriger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als die Summen, die derselbe Mann in einem Privatunternehmen beziehen würde. Erwünscht ist in allen solchen Fällen nur unbedingte Klarheit darüber, was der Geschäftsführer oder Vorsitzende erhält. Dann läßt sich von der Regierung, die ihre eigenen Beamten doch selbstverständlich auch besolden muß, kein stichhaltiger Grund dagegen einwenden, einen Verein zu unterstützen, der seinen Geschäftsführer besoldet.

Der zweite Grund liegt in der Annahme mancher Regierungsorgane, durch den Staat seien nur solche Dinge zu unterstützen, die die Macht des Staates selbst vermehren. Kleine und große Geister haben diesen Grundsatz empfohlen und angewendet. Für die kulturelle Entwicklung kann er überaus verderblich werden. Denn nicht nur das gemeinnützige Leben, vielmehr überhaupt die Fähigkeit, mit einem neu auftauchenden Kulturproblem schnell fertig zu werden oder doch rechtzeitig passende Maßnahmen zu seiner Bekämpfung zu treffen, pflegt am weitesten entwickelt überall dort zu sein, wo man nicht auf die Initiative des Staates angewiesen bleibt, wo aber im entscheidenden Augenblicke seine Hilfe nicht versagt wird. England und die Vereinigten Staaten sind gute Beispiele dafür. In kleinerem Maßstabe gilt dies für die deutschen Hansestädte. In kultureller Beziehung marschieren diese sonst vielfach nicht an der Spitze; von diesem Gesichtspunkt aus aber besitzen sie ein vortreffliches System. Entsteht die Überzeugung, daß ein bestimmtes Kulturübel durch irgendwelchen Eingriff der Öffentlichkeit geheilt werden könnte und müßte, so hält sich der Staat zunächst davon sorgfältig fern, schon um an den unvermeidlichen Mißerfolgen der ersten Zeit nicht teilnehmen zu müssen. Aber er verfolgt mit Aufmerksamkeit und mit Interesse die Unternehmungen, die von privater Seite zur Bekämpfung dieses Übels ins Leben gerufen werden. Sobald sich zeigt, daß diese erfolgreich sind, daß sie aber mit den durch öffentliche Sammlungen aufzubringenden Mitteln nicht gelöst werden können, tritt alsdann der Staat ohne Zögern und in weitherziger Weise mit seinen Mitteln und mit seinem Einfluß ein. Er erklärt nicht etwa, daß das neue Unternehmen, das sich als notwendig herausgestellt und bereits bewährt hat, alsbald in seine Hände zu überliefern sei oder daß in den Ausschuß, der es leitet, so und so viele staatliche Vertreter aufzunehmen seien, denen die entscheidenden Stimmen zufallen müßten. Sondern er gibt ohne weitere Bedingung Geld für das Unternehmen her. Und erst dann, wenn die von ihm gespendeten Summen die von privater Seite aufgebrachten zehnfach oder hundertfach übersteigen und wenn die neue Einrichtung allmählich so groß geworden ist, daß nun von allen Seiten der Wunsch geäußert wird, der Staat



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möge es übernehmen, — erst dann pflegt er sich dazu bereit zu erklären.

Verfolgt ein Staat umgekehrt die wenig weitherzige Politik, sich um gemeinnützige Unternehmungen nur dann zu kümmern, wenn er selbst den entscheidenden Einfluß darin hat, und bis zu diesem Zeitpunkte nur ein gewisses höfliches aber nicht tiefgehendes Interesse an den Tag zu legen, gewissermaßen eine Art wohlwollender Neutralität zu bewahren, so kann er die Möglichkeit, ein neues Kulturübel mit Erfolg zu bekämpfen, ganz erheblich schwächen. Die kulturelle Entwicklung kann dadurch in nicht wieder gutzumachender Weise geschädigt werden. Ob dies durch den Vorteil aufgewogen wird, den eine gewisse Richtung der Staatstheorie darin sieht, daß die Macht des Staates möglichst verstärkt wird, möchte ich sehr bezweifeln. Überhaupt scheint mir die Theorie, daß der Staat an sich als das höchste Ziel menschlichen Strebens anzusehen sei — eine Theorie, die durch ihre scheinbare Großartigkeit so manchen Geist gefangen nimmt — überaus anfechtbar zu sein. Das Höchste kann uns nicht ein seelenloses Gebilde werden, das nur auf die Macht und auf nichts anderes hinstrebt, sondern nur eine Verkörperung der Allgemeinheit, die sich sittliche Ziele setzt.

Gäbe der Staat für gemeinnützige Unternehmungen, wo sie einem Kulturübel abhelfen, dessen man durch staatliche Unternehmungen noch nicht Herr geworden ist, reichliche Summen her — die übrigens von den meisten Parlamenten leicht und mit besonderer Freude bewilligt werden würden — so käme man dem Ziele, in wichtigen Kulturfragen nicht unnötig Zeit zu versäumen, sehr viel näher. Denn noch ein anderer Grund spricht für die Notwendigkeit solcher Forderung: Männer, die sich um solche Dinge abmühen, haben in der Regel schon genug andere Sorgen um ihre Sache. Müssen sie, wie dies häufig der Fall ist, einen allzugroßen Teil ihrer Kraft für die Herbeischaffung der notwendigen Mittel verwenden, so ist dies — volkswirtschaftlich betrachtet — ein Raub an dem eigentlichen Zweck der Bewegung, der sie dienen möchten. Regierungsbeamte, die die Sorge der Beschaffung der nötigen Mittel nur aus Beratungen mit dem Finanzministerium kennen, machen sich in der Regel keine Vorstellung davon, wie drückend es ist, wenn man seine Kraft wieder und wieder dafür einsetzen muß, für eine bitter notwendige Kulturbewegung das Geld in Markstücken zusammenzubetteln.

Auch spielen im Vereinsleben allenthalben persönliche Beweggründe, Antipathien, Streitigkeiten eine größere Rolle, als dies in amtlichen Betrieben der Fall ist, wo sie von einer übergeordneten Stelle niedergehalten werden können; oder vielmehr: sie können in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Schicksal der Vereinsbestrebungen viel schärfer eingreifen als in die Tätigkeit von Regierungsämtern. Wer längere Zeit auf gemeinnützigem Gebiet mit voller Kraft tätig gewesen ist, weiß ein Lied davon zu singen. Daher kommt es ja, daß viele wichtige Kulturbewegungen niemand finden, der sich ihnen länger als einige wenige Jahre mit voller Kraft widmete. Wie ungeheuer notwendig wäre augenblicklich z. B. eine Reform des Kinematographen! Mit Aussicht auf Erfolg läßt sie sich aber nur unternehmen, wenn sich ihr jemand mit seiner ganzen Zeit und seiner ganzen Kraft widmete. Wo ist er zu finden? Bisher ist die Bewegung über Aufsätze, Bücher, Vorträge, Tagungen nicht hinausgekommen.

Unser gemeinnütziges Leben ist durchaus nicht überreich an Männern, die gewillt sind, sich selbst für eine Idee in die Schanze zu schlagen. Gar mancher mag ursprünglich die Absicht dazu gehabt und im kleinen Kreise den Anfang gemacht haben. Auf die Dauer sind es jedoch nicht Viele, die es vermögen, die Nadelstiche des Neides, die Keulenhiebe des Hasses, die Dolchstiche hämischer Beurteilung auszuhalten, wenn sie noch dazu ein karges Gehalt und eine ungesicherte Lebensstellung in Kauf nehmen sollen.

Und doch hätten wir allen Grund, Vorsorge dafür zu treffen, daß sich der kleine Stamm der Kulturpioniere, die auf gemeinnützigem Gebiet arbeiten, genügend rekrutiert. Ihr Nachwuchs ist viel zu klein. Männer, die einen hellen Blick und ausgesprochene Tatkraft besitzen, gehen mit Vorliebe ins Wirtschaftsleben, oder sie werden Offiziere in Heer oder Flotte. Der Glanz dieser Stellungen oder ihre hohe Besoldung, verbunden mit einer wenigstens im Wirtschaftsleben sehr ausgebildeten Selbständigkeit des Handelns und Entscheidens, macht ihnen solche Tätigkeit weit anziehender als die gar keinen Glanz und sehr wenig Belohnung bietende Tätigkeit im gemeinnützigen Leben. Gewiß ist das soziale und kulturelle Verantwortungsgefühl in Tausenden ernster Männer und Frauen so ausgebildet, daß sie bestrebt sind, wenigstens einen Teil ihrer Kraft der Allgemeinheit zu opfern. Geschieht dies aber nur mit beschränkter Zeit und noch dazu mit Unterbrechungen, so läßt sich darauf eine Tätigkeit größeren Umfanges nicht aufbauen. Was uns fehlt, sind vor allen Dingen Persönlichkeiten, die sowohl leiten und Richtung geben können, als auch den Willen und die Fähigkeit haben, selbst auszuführen. Es genügt nicht, Ideen und sogenannte Selbständigkeit zu haben. Denn Ideen und Vorschläge hat jeder kluge Mensch zehnmal mehr als er ausführen kann. Und Selbständigkeit der Ausführung sollte nicht, wie dies zuweilen geschieht, mit Eigensinn oder Nachlässigkeit verwechselt



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Es kommt gerade bei gemeinnützigen Bestrebungen vielfach darauf an, daß ihre Ausführung in ganz exakter und sehr wohl überlegter Weise geschieht, weil sonst die geringen Mittel, die zur Verfügung stehen, für einen zu teuren Apparat oder für nicht wohl genug durchdachte Pläne verbraucht werden. Für seine eigene Selbständigkeit Spielraum fordern sollte nur der, der in diesem Berufe von der Pike auf gedient und sich dadurch mit allen Einzelheiten, auch mit den scheinbar nebensächlichsten und unwichtigsten, vertraut gemacht hat.

Ohne solche Schulung läßt sich auch die Vereinfachung der Verwaltung und Geschäftsführung nicht erzielen, die in jedem größerwerdenden Betriebe von Zeit zu Zeit erfolgen muß. Es liegt im Wesen sich ausdehnender Unternehmungen, daß der Anbau neuer Abteilungen, die Ausführung von scheinbaren Nebensächlichkeiten, kurzum die Organisierung aller der mannigfachen Notwendigkeiten, die sich erst im Laufe der Zeit ergeben, und an die man im Anfang kaum denken konnte, nicht sparsam und nicht zweckmäßig genug geschieht, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine ordnende, vereinfachende, glättende Hand darüber waltet. Sehr klar haben dies alle solche Betriebe erfahren, in denen man glaubte, daß Geldausgaben keine große Rolle spielten: etwa in sehr großen wirtschaftlichen Unternehmungen oder in manchen Staatsbetrieben. Wo der Staat selbst als Wirtschaftsunternehmer auftritt, das Ergebnis seiner Tätigkeit aber dauernd durch Gewinnberechnungen kontrolliert, läßt sich diese Gefahr vermeiden; das Preußische Eisenbahnwesen ist ein treffliches Beispiel. Aber die Genauigkeit, Sparsamkeit und Schnelligkeit, die hier fast in jedem Betriebszweige herrschen, sind nicht in allen Regierungsämtern zu finden. Ganz im Gegenteil schließen diese sich wichtigen technischen und organisatorischen Verbesserungen vielfach nur langsam auf. Die Schreibmaschine mit ihren großen Vorzügen — die sich nicht nur in der Schnelligkeit, auch in der Genauigkeit und Leserlichkeit der Buchstaben und in der leichten Herstellbarkeit von Abschriften äußern — ist in die meisten staatlichen und städtischen Verwaltungen mindestens um ein Jahrzehnt zu spät eingedrungen. Man ließ sich von ihrer Einführung durch Bedenken abhalten, die sämtlich nicht auf der Zweckmäßigkeit und Billigkeit der Schreibmaschinenarbeit beruhten, sondern auf Gründen, die ganz anderen Gebieten entnommen waren. Erst widerstrebend hat man sich dazu entschlossen, diese Neuerung in die umhegten, jeder Beseitigung des Gewohnten abholden Schreibstuben des Staatsbeamtentums eindringen zu lassen.

Und so geht es häufig. Technische und organisatorische Fortschritte sollten aber gerade in offiziellen Betrieben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sofort Anwendung finden, sobald sie die Kinderkrankheiten überwunden haben. Die Allgemeinheit, in deren Interesse diese Betriebe geschaffen wurden, hat ein Recht darauf, dies zu verlangen. Wird ihre Einführung verzögert, so kostet dies den Steuerzahlern nicht nur Geld; vor allem wird der Gang der Maschinerie jener Betriebe dadurch abermals verlangsamt. Jedes Bureau, das sich vergrößert und nochmals vergrößert, verliert an Schnelligkeit des Geschäftsganges. Die Schlagkraft der Entscheidung wird durch die Verbreiterung der Außenfläche wesentlich vermindert. Sobald ein solcher Betrieb sich nicht mehr von einem Menschen übersehen läßt, ist es z. B. unmöglich, die einlaufende Post mit der früheren Schnelligkeit und Sicherheit den einzelnen Abteilungen zuzuweisen. Jetzt dauert dies viel länger; häufig muß erst verbucht werden, in welche Abteilungen die verschiedenen Briefe gehen; ebenso ist die Rückfrage nach anderen Abteilungen hin, die etwas zu der Einzelsache zu sagen haben könnten, erschwert; und nachdem die Entscheidungen getroffen sind, wird auch die Absendung der Antwort aus denselben Gründen etwas verzögert. So klein die Verzögerung an der einzelnen Stelle sein mag, im ganzen fällt sie doch erheblich ins Gewicht. Daher der schleppende Geschäftsgang mancher Behörden, über den sich das Publikum nicht genug wundern kann.

Es gibt aber öffentliche Ämter, die solche Verzögerung nicht dulden dürfen, wenn nicht wichtige Lebensfragen, die die Öffentlichkeit ihnen in die Hand gelegt hat, darunter leiden sollen. Am schärfsten tritt dies vielleicht im Rechtswesen zutage. Ein Gericht, das einem böswilligen Schuldner gegenüber nicht schnell das Urteil fällt, versäumt eine seiner wichtigsten Pflichten: eine langsame Rechtsprechung ist in solchem Falle fast gleichbedeutend mit gar keiner Rechtsprechung. Das Gleiche gilt für Beleidigungsklagen: ist die Ehre eines Mannes angegriffen, so kann es ihm nichts nützen, wenn der erste Termin vor Gericht erst nach zweieinhalb Jahren stattfindet — wie dies im Deutschen Reiche auch heute (nicht etwa nur im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation) möglich ist.

Eben dieses gilt von allen den Kulturunternehmungen, mit denen wir Schäden unseres sozialen und öffentlichen Lebens abdämmen könnten. Schreitet man zu solcher Arbeit erst, nachdem viele Jahre über Beratungen hingegangen sind, so kann es sich ereignen, daß der Fluß, um dessen Regulierung es sich handelt, inzwischen viele Ufer verheert und weite Landschaften verwüstet hat. Schnelligkeit ist ein wichtiger Teil der kulturellen Vorsicht. Wer bei einem Schadenfeuer ein paar Stunden ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

streichen läßt, bevor er sich zu Rettungsarbeiten entschließt, der findet, daß seine Arbeit nicht mehr gebraucht wird.

Alle Einrichtungen in unserem öffentlichen Leben sollten darauf zugeschnitten werden, den kulturellen Problemen, die unsere schnelllebige Zeit mit atemraubender Geschwindigkeit emportreibt, ohne jede Zeitversäumnis die Spitze zu bieten. Sowohl die öffentliche Meinung wie unsere Regierungsämter und städtischen Behörden sollten in ihrem Verantwortlichkeitsgefühl in dieser Beziehung so überaus feinfühlig werden, daß sie auch dem kleinsten Kulturübel nicht gestatten, groß zu werden, bevor man zu seiner Beseitigung einschreitet. Es sollte ihnen ergehen wie der Prinzessin, die nicht einschlafen konnte, wenn in ihrem Bett unter zwanzig Matrazen auch nur eine Erbse lag.

**Dr. Ernst Schultze.**

## Unsere Industrie und die Bekämpfung des Alkoholismus.

Deutschland ist in den Jahrzehnten seit der neuen Gründung des Reichs immer mehr aus einem Ackerbau-Staat zu einem Industrie-Staat geworden. Das bedeutet, daß alljährlich Hunderttausende deutscher Männer, die sonst auf dem Lande leben und in der Bearbeitung des Ackers ihr Brot finden würden, nunmehr in Scharen Tag für Tag in die Fabriken ziehen, um dort unter dem Gerassel der Maschinen und den Dämpfen und Dünsten der Fabriken, vor der Glut der Hochöfen oder in dem Dunkel der Bergwerksschächte das Tägliche zu verdienen; Hunderttausende, die, anstatt ihr Tagewerk unter dem freien Himmel zu vollbringen, in den Mauern der Städte ihr Dasein vollenden.

Die Betätigung in der Industrie und das Leben in den Städten, deren Wachsen eben durch das Wachsen der Industrie bedingt wird, zehrt die Menschen bei weitem früher auf, als das Leben und Arbeiten auf dem Lande. Diese Tatsache legt der Industrie, die freilich die Hauptquelle des Reichtums des heutigen Deutschlands ist, die große ernste Aufgabe auf, nach Menschenmöglichkeit dafür zu sorgen, daß die gesundheitsgefährlichen und rassenverschlechternden Faktoren, die das Arbeiten in den Fabriken und das Leben in den Städten mit sich bringt, gemildert werden.

Es ist eine der größten Errungenschaften unserer Zeit, gleichzeitig mit dem Entstehen der großen Industrien die Arbeiterversicherungen so ausgebaut zu haben, wie sie jetzt mit den Renten- und Krankenkassen und Unfallverhütungsvorschriften, man kann

wohl sagen, mustergültig für die ganze Welt dastehen. Aber es ist den letzten Jahrzehnten vorbehalten gewesen, auf einem Gebiete im Reiche der Industrien ebenfalls bahnbrechend voranzugehen: das ist die Bekämpfung des Alkohols unter dem handarbeitenden Volke.

Es ist nun im höchsten Maße interessant, folgendes zu beobachten: Die rein praktische Erfahrung der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer über die Unzulänglichkeit des Alkoholgenusses unter den Arbeitern — zumal bei den geistigen Anforderungen, die die heutige Zeit angesichts der Kompliziertheit der Maschinen und der Schnelligkeit, mit der die Arbeit erledigt werden muß — deckt sich vollständig mit dem Ergebnis der wissenschaftlichen Forschungen über die Hemmung unsrer geistigen Funktionen durch den Genuß an sich geringer Mengen berauschender Getränke.

Es kommt in der heutigen Zeit nicht in Betracht, daß es noch viele Menschen gibt, die bei einem mäßigen Alkoholgenuß ein hohes Alter erreichen, selbst bei körperlich guter Gesundheit und bei mehr oder minder großer geistiger Tätigkeit. Dieser Tatsache steht eine andere, durch Männer wie die Professoren Kraepelin, Aschaffenburg, Fick, Bunge und viele andere namhafte Gelehrte wissenschaftlich durchaus einwandfrei erhärtete Tatsache gegenüber: Schon durch den Genuß von ganz geringen Mengen berauschender Getränke, d. h., so viel wie in einem Glase Bier, Wein oder Schnaps enthalten ist, wird die Denktätigkeit, die Beobachtungsfähigkeit, sowohl wie die Entschlußfähigkeit, deutlich herabgesetzt, und zwar in schnellsteigendem Verhältnis zu der Menge des genossenen Alkohols.

Nun ist es klar, daß ein Kranführer an einem großen elektrischen Riesenkran, der die gewaltigen Lasten in unsere transatlantischen Riesendampfer hebt, eine andere geistige Arbeit zu leisten hat, als ein Kranführer vergangener Zeit, der mit den Händen die Winden hochzog; daß ein Weber an einem elektrisch betriebenen Webstuhl ganz anders aufpassen, unendlich viel schneller denken und handeln muß, als ein Handweber vergangener Tage, daß ein Lokomotivführer bei der Schnelligkeit der heutigen D-Züge oder der Chauffeur eines Autos eine ganz andere Geistesgegenwart in jeder Sekunde seiner Berufstätigkeit aufweisen muß, als ein Lokomotivführer oder ein Rosselenker vergangener Jahrzehnte, als die Züge mit der Schnelligkeit einer heutigen Sekundärbahn fuhren, und als es noch keine Autos auf den Landstraßen gab. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um den Riesenunterschied darzutun zwischen dem Betriebe der Industrie und des Verkehrs in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts und demjenigen von heute.

Was Wunder, daß es den großen Industriellen längst klar geworden ist, daß ihre Arbeiter wesentlich mehr zu leisten vermögen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weit weniger Unfällen ausgesetzt sind, wenn sie nüchtern sind, als wenn berauschende Getränke, auch in noch so geringen Mengen, während der Arbeitszeit genossen werden. Es hätte kaum der Statistik bedurft, um dieses auch noch zahlenmäßig festzulegen. Es sollen hier nur wenige Ziffern genannt werden, um das soeben Gesagte anschaulich zu machen. Die Erkrankungsziffer bei der Stuttgarter Ortskrankenkasse betrug auf je 100 Mitglieder im Jahre 1901

| | | |
|---|---|---|
| bei den | Handlungsgehilfen . . . . | 34,1 % |
| „ „ | Bäckern . . . . . | 35,1 % |
| „ „ | Schneidern . . . . . | 39,6 % |
| „ „ | Metzgern . . . . . | 43,5 % |
| „ „ | Bauarbeitern . . . . . | 62,5 % |
| „ „ | Bierbrauern . . . . | 71,1 % |

bei der Münchener Ortskrankenkasse

| | | |
|---|---|---|
| bei den | Bäckern . . . . . | 67 % |
| „ „ | Metzgern . . . . . | 70 % |
| „ „ | Brauern . . . . . | 128 % |

Wie sehr die Betriebsunfälle bei den einzelnen Industrien durch den Alkohol beeinflußt werden, mögen folgende kurze Ziffern zeigen:

In der Züricher Baugewerks-Krankenkasse kamen 1906 auf den Montag 22,0% Unfälle, auf die anderen Wochentage nur 15,7% Unfälle, auf den Montag also 41,3% mehr.

Nach Professor Guttstadt in Berlin entfielen in sämtlichen Berufsgenossenschaften Deutschlands auf 1000 versicherte Personen 43 Verletzte, in der Brauereiberufsgenossenschaft aber 109! In Oberschlesien in dem so gefährlichen Bergwerks- und Hüttenbetriebe 90, im Brauereibetriebe 119! Also 16% mehr als im Bergwerksbetriebe.

Infolge der Erkenntnis dieser Tatsache haben unsere Industrien seit Jahren in steigendem Maße eine Reihe von Mitteln ergriffen, um den Genuß der berauschenden Getränke unter den Arbeitern einzudämmen oder ganz zu beseitigen. So hat man die Auszahlung der Lohn- und Krankengelder auf einen anderen Wochentag als auf den Sonnabend verlegt, um den Mißbrauch der berauschenden Getränke am Sonnabend und dem darauf folgenden Sonntag zu verhüten, eine Maßnahme, die sich vielfach, z. B. in Landshut i. B. gut bewährt hat.

Es haben bereits zahlreiche Brauereien, voran die Brauerei in Heilbronn, die Einrichtung getroffen, den Arbeitern anstatt des Freibieres, das meistens 3—5 Liter für den Tag beträgt, eine Lohnerhöhung zu gewähren von durchschnittlich 75 Pf. für 5 Liter Bier. Die Arbeiter haben dann immer noch die Freiheit, Bier zu trinken, müssen aber 15 Pf. für den Liter zahlen. Es ist nun charakteristisch, daß die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meisten das bare Geld dem Bier vorziehen, das sie sonst aus Gewohnheit hineingegossen haben. So verdienen sie jetzt zum Vorteil ihrer Familie 150—200 Mark mehr und erhalten dabei ihre Gesundheit. Die Wormser Brauereien zahlen ihren Brauern, Küfern, Mälzern, Fahrern, Maschinisten jetzt 5 Mark wöchentlich mehr als bisher, an jugendliche Arbeiter bis zu 2 Mark herab. Es ist in höchstem Maße wünschenswert, daß alle Brauereien das für die Gesundheit und Tüchtigkeit ihrer Arbeiter so gefährliche Freibier abschaffen, um dafür Lohnzulagen zu gewähren. In weitaus den meisten Brauereibetrieben würden die Direktionen einem lang gehegten Wunsche der Arbeiter damit entgegenkommen, nach den gemachten Erfahrungen gleichzeitig ihren eigenen Betrieben zum Nutzen. — In einer Brauerei des Regierungsbezirks Schleswig stellte sich nach dem Bericht der Gewerbeaufsicht für 1911 heraus, daß die Arbeiter nach Ablösung des Haustrunkes mit einem sehr mäßigen Biergenuß auskamen und ihre Zuverlässigkeit in der Arbeit ganz erheblich gewachsen war.

Zahlreich sind die Maßnahmen von städtischen Behörden sowohl wie einzelnen Industrien, ganz besonders der Eisenbahn-Verwaltungen, durch Darbietung billiger, guter, warmer Kost und erfrischender alkoholfreier Getränke die Arbeiter vom Trunk abzuhalten.

Vorbildlich in der Gründung von Volksrestaurants mit zweckmäßiger Massenverpflegung ist die Stadt Zürich, wo bereits 1893 eine Anzahl opferwilliger und organisatorisch hochbegabter Frauen acht große Lokale dieser Art ins Leben riefen, in denen in vorzüglicher Zubereitung und reichlichen Mengen für geringes Geld den arbeitenden Kreisen nahrhafte Speisen und erfrischende Getränke gereicht werden. In andern Städten — zum Teil auch von großen Industrien — sind für die unverheirateten Arbeiter Ledigenheime geschaffen, um die jungen Leute von dem Besuch der Wirtschaften und dem hiermit verknüpften Alkoholismus fernzuhalten.

In Berlin ist durch die Tätigkeit der dortigen Frauenvereine ein großartiges System von Milchversorgung für die Industriearbeiter geschaffen durch Stiftung von Milchhäuschen und Beschaffung guter und preiswerter Milch auf den industriellen Arbeitsplätzen. Der überraschend gesteigerte Verbrauch dieses Getränks zeigt, wieviel gesunder Sinn in unserem arbeitenden Volke vorhanden ist, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben wird, diesen Sinn zu betätigen.

In anderen Städten sind von den Frauenvereinen und anderen sozial tätigen Gewerkschaften sogenannte Kaffeewagen, Kaffehallen und Wärmehallen ins Leben gerufen worden. In vielen Industrien sind ausgezeichnete Wärmegelegenheiten für die von den Arbeitern mitgebrachten Speisen und Getränke in den Fabriken selbst geschaffen worden. Um ein Beispiel von vielen herauszugreifen, ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weise ich auf die mustergültigen Anlagen dieser Art bei der großen Schiffswerft von Blohm und Voß in Hamburg, sowie auf diejenigen der Kupfer- und Metallgießerei von Georg Niemeyer in Hamburg. In manchen Betrieben sind eigene Limonadenfabriken gegründet worden, die ausgezeichnete Fruchtlimonaden an die Arbeiter zu erstaunlich billigen Preisen abgeben. Mustergültiges in dieser Beziehung hat ein süddeutscher Strafanstalts-Direktor zum Besten seiner Angestellten und der Gefangenen der Anstalt geschaffen. Der Schweizerische Frauenverein gegen den Alkoholismus in Genf hat für die Feuerwehrmannschaften eine rollende Kantine eingerichtet, die im Brandfalle mit den Spritzen ausrückt. Auf dem Wege zur Brandstelle wird ein warmes, erfrischendes Getränk hergestellt, das den Feuerwehrmannschaften an Stelle des üblichen heißen Weines geboten wird. Die Gewerkschaft Konstantin der Große bei Bochum hat auf ihren sämtlichen Schachtanlagen Ausschankstellen für Milch und Mineralwasser errichtet. Die große Beliebtheit dieser Einrichtung erhellt daraus, daß im Jahre 1911 abgegeben wurden: 69 773 Liter Milch und 76 644 Flaschen Mineralwasser.

Die im Regierungsbezirk Lüneburg sich befindenden Zementfabriken — in denen durch die staubige Arbeit die Neigung zum Alkoholgenuß stark begünstigt wird — sind zu einer zum Teil unentgeltlichen Lieferung von alkoholfreien Erfrischungen, besonders Limonaden und Kaffee, sowie zu einer unberechneten Abgabe von Zitronensäure und anderen Trinkwasserzusätzen übergegangen, wodurch der Verbrauch des Lagerbieres bedeutend verringert und der an alkoholfreien Erfrischungen ganz erheblich gesteigert wurde. Die gleichen Erfahrungen haben die Zementfabriken in Württemberg mit der unentgeltlichen Darreichung von Tee und Kaffee zum Besten ihrer Arbeiter und gleichzeitig zum Besten ihrer eigenen Betriebe gemacht. Die Kruppschen Werke in Essen haben bereits vom 1. November 1910 an in ihrer Gußstahlfabrik das Einbringen und Trinken von Bier — mit Ausnahme des in den Speisesälen der Feuerarbeiter mittags abgegebenen — gänzlich untersagt, ohne daß sich hierbei Schwierigkeiten ergeben haben.

Es sei aber an dieser Stelle noch kurz darauf hingewiesen, daß das schwächste Mittel zur Verhütung des Trunkes der Arbeiter das einfache Verbot des Trinkens auf den Arbeitsplätzen bedeutet. Zu der Darreichung — entweder der kostenlosen oder derjenigen zum Selbstkostenpreise — von alkoholfreien Erfrischungsgetränken muß sich vor allem die Aufklärungsarbeit unter den Arbeitern gesellen. Es ist widersinnig, von Männern, an die die heutige Industrie zum Teil die allerhöchsten geistigen Anforderungen stellt und stellen muß, zu verlangen, daß sie sich einem Verbot beugen, dessen Sinn und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zweckmäßigkeit sie nicht erkennen und erkennen können. Hier besteht eine große, heilige und gleichzeitig für die Weiterentwicklung unserer deutschen Industrie höchst bedeutungsvolle Aufgabe darin, durch geeignete Persönlichkeiten, sei es durch Ärzte, die in der Alkoholfrage bewandert sind oder durch andere Personen, die das Vertrauen der Arbeiter genießen, und die sich die genügende Kenntnis von der Schädlichkeit der berauschenden Getränke durch eigenes Studium erworben haben, die Arbeitermassen über das unzeitgemäße Festhalten an den Trinksitten, die wahrlich nicht mehr in das Zeitalter der Maschinen und der Elektrizität passen, aufzuklären.

Es muß aus Gründen der Gerechtigkeit hervorgehoben werden, daß der heutigen Gewerkschaftsbewegung ein ganz erhebliches Verdienst in bezug auf die Aufklärungsarbeit über die Schädlichkeit der berauschenden Getränke für das handarbeitende Volk zuzuschreiben ist. Es ist im höchsten Grade bemerkenswert, daß die Gewerkschaftsbewegung bereits eine ganze Bibliothek solcher aufklärenden Schriften geschaffen hat*).

Eine dieser Schriften (Wissell, Gewerkschaftsbewegung und Alkohol) sagt auf Seite 31:

> Die Gewerkschaftsbewegung soll also einen bewußten Kampf gegen den Alkohol führen. Sie soll zunächst so, wie sie es schon begonnen, nur noch weit nachdrücklicher und intensiver, aufklärend und belehrend wirken: in erster Linie durch das Beispiel der völligen Abstinenz ihrer Leiter und Führer.
>
> . . . . . .
>
> Die Gewerkschaftsbewegung soll ferner ihren Einfluß gebrauchen, daß solche Leute in die Generalversammlungen, die Vorstände der Krankenkassen, in die Vertretung der Versicherten bei den Landesversicherungs-Anstalten gewählt werden, die Verständnis für die Aufgaben dieser Korporationen auch auf dem Gebiete der Alkoholbekämpfung — Schaffung von Trinkerheilstätten, hygienischen Auskunftsstellen usw. auf sozialer Basis — haben.
>
> Sie hat weiterhin sich selbst in ihren Versammlungen und Veranstaltungen freizumachen von dem Zwange zum Alkoholgenuß. Mag auch die bei dem Wirt dann zu zahlende Miete hoch sein: was der einzelne Arbeiter erspart und gewinnt, ist weit mehr, als er dafür an barem Gelde dahinzugeben hat. Sie soll namentlich die Gewerkschaftshäuser unabhängig zu machen suchen von der Alkoholindustrie, den Brauereien usw.

---

*) Ich nenne hier nur das Referat von Emanuel Wurm über „Alkoholfrage und Sozialdemokratie" auf dem sozialdemokratischen Parteitag zu Essen 1907, den Vortrag von John Burns, 1904, „Arbeit und Trunk"; von kleineren Schriften: „Die arbeitende Frau und der Alkohol" von Frau Dr. phil. Wegscheider-Ziegler, „Alkoholismus und Tuberkulose" von Dr. med. B. Stubenvoll, München; vor allem die kleine Schrift von Arbeitersekretär R. Wissell: „Gewerkschaftsbewegung und Alkoholfrage".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man mag über die politische Seite dieser Schriften denken wie man will. Zum Besten der Volksgesundheit und damit gleichzeitig der Industrie werden sie, als Stimmen, die aus den Kreisen des arbeitenden Volkes selbst hervorgegangen sind, von diesen am meisten gehört werden. Auch der politisch völlig neutrale, nur an der Veredelung des Menschen arbeitende, Guttemplerorden hat eine Reihe von Flugblättern, die insbesondere für die Aufklärungsarbeit unter dem handarbeitenden Volke verfaßt und von dem Orden verbreitet sind, herausgegeben.*)

Dieser Kampf der deutschen Industrie gegen die Trinkunsitten der Arbeiter, den sie gleichzeitig zu ihrem eigenen Besten führt und zum Besten unsres Volkes, ist nur ein Glied in der Reihe der großen Aufgaben, welche die Industrie zur Erhaltung und Förderung unserer Nation zu erfüllen hat. Zweifelsohne schafft die Industrie, wie schon eingangs erwähnt wurde, unserer Nation die Reichtümer, die ihr dazu verhelfen, ihren Platz unter den Völkern der Erde zu behaupten. Aber bei den großen Reichtümern, die ihr selbst dabei zufließen und den großen Gefahren, die sie andererseits unserm Volke bringt, muß sie der Aufgabe, unser Volk gesund erhalten zu helfen, auf das Gewissenhafteste nachkommen: nur so wird sie sich selbst auf die Dauer erhalten können.

Wir wissen heute, daß der Alkoholismus, d. h. das Festhalten an der durch vielfältige Überlieferung vererbten Trinksitte der Deutschen, gleichzeitig eine der Hauptquellen der verheerend in unserem Volke wirkenden Geschlechtskrankheiten und auch der Tuberkulose bildet. Will man unser deutsches Volk von diesen beiden Würgengeln befreien, muß man es vor allem von seinem Alkoholismus befreien, wobei es sich, das sei zum Schluß noch einmal wiederholt, nicht darum handelt, ob Fürsten oder Knechten dieses oder jenes berauschende Getränk schmeckt oder bekommt, und ob es ihnen nach ihrer Ansicht nicht schadet. Bei der Bekämpfung unserer Trinksitte handelt es sich um die Bekämpfung einer Sitte, die eine namenlose Gefahr für unsere gesamte Nation in sich birgt; mit anderen Worten: die Schädlichkeit des Alkohols, des Giftes der berauschenden Getränke, kommt nicht so sehr als individuelles Gift in Betracht, sondern vielmehr als soziales Gift.

Will und muß aber die deutsche Industrie zu ihrem Teil an der Bekämpfung des Alkoholismus des deutschen Volkes mitarbeiten,

*) Ich nenne nur das Flugblatt Nr. 18 „Industrie und Alkohol" und Nr. 19 „Arbeiter und Alkohol", die von der Geschäftsstelle des Internationalen Guttemplerordens in Hamburg zu beziehen sind und sich vortrefflich für die Aufklärungsarbeit eignen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so muß sie gleichzeitig an zwei anderen großen Aufgaben sich beteiligen, die mit zur Befreiung unseres Volkes vom Trunk gehören.

Die eine Aufgabe ist die Lösung der Arbeiterwohnungsfrage, die die Industrie je nach ihrer Lage — entweder im Vereine mit den betreffenden Stadt- oder Landgemeinden, in denen sie ihren Wohnsitz hat, — lösen muß, oder — freilich ohne jeden politischen Hintergedanken, der die Wirkung des schönen Werkes nur zerstören würde, — durch Schaffung eigener Arbeiteransiedelungen, wie sie bereits von zahlreichen Industrien im ganzen Deutschen Reiche, und besonders vorbildlich in England und Amerika, geschaffen worden sind.

Die andere große Aufgabe, die die Industrie im Interesse der Gesunderhaltung unseres Volkes zu lösen hat, ist die Beschaffung guten, reichlichen Trinkwassers. Um dies auf die Dauer bewerkstelligen zu können, ist es, da die Versorgung großer Bevölkerungsmengen mit einwandfreiem Grundwasser auf die Dauer kaum möglich ist, und um gleichzeitig den Sinn für Reinlichkeit zu fördern, durchaus notwendig, daß sich die Industrie nach Maßgabe der modernen Technik und Wissenschaft bestrebt, die deutschen Flüsse rein zu halten, die sie bis jetzt größtenteils als billigen Abfluß für die ungereinigten industriellen und städtischen Abwässer zu betrachten geneigt ist.

Erst wenn die Industrie gelernt hat, diese dreifache große Aufgabe der Gesunderhaltung unseres Volkes, unserer Nation, unserer Rasse zu begreifen und in die Tat umzusetzen, erst dann wird sie ihre volle Daseinsberechtigung errungen haben und nicht mehr, wie sie es heute noch vielfach tut, nur zur Bereicherung Weniger dienen, um hierdurch Unzufriedenheit und Verbitterung in die weitesten Kreise unseres Volkes hineinzutragen, gleichzeitig seine Proletarisierung und Degeneration auf das Verhängnisvollste fördernd. Dann, aber nur dann wird sie für unser schnellwachsendes Volk dauernd neue Lebensbedingungen und Land schaffen, weit hinaus über die Grenzen unseres heutigen Vaterlandes, und eins der lebenswichtigsten Organe für unsere Nation bilden!

**Dr. med. Georg Bonne.*)**

---

*) Wir glauben, es ist für unsre Leser wissenswert, daß der Verfasser die Dinge, um die es sich in diesem Aufsatze handelt, nicht nur theoretisch zu erörtern pflegt, sondern sich — seit einem Vierteljahrhundert schon, als Guttempler, als Vorsitzender und Begründer eines Arbeiterbauvereins und als Vorstandsmitglied des internationalen Vereins zur Reinhaltung der Flüsse — auch praktisch und mit beachtenswertem Erfolge darum bemüht. Übrigens ist er, mit uns, der Ansicht, daß diese Bestrebungen, die man — der Überlieferung folgend — als ideale zu bezeichnen pflegt, im Grunde genommen die allerrealsten im Leben der Menschen und der Völker sind. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Schenk' deinen Kindern eine stille Stunde!

Wenn aus den Ecken der Stube die Abendschatten herwachsen und die Umrisse verwischen, sitze ich ein halbes Stündchen in der Sofaecke. Warm lehnt der Bube sich an mich. Der Mutter Hände liegen still im Schoß. — Die Wirklichkeit der Dinge taucht unter. Aber es ist, als ständen Seelen da. Mit leisem Finger rühren sie an unser Herz. Unsere Seele lauscht. Jeder lebt in seiner Welt. Und dennoch schlingt sich ein geheimes Band um uns. Unmerklich wachsen wir zusammen.

Im stillen Ordnen und Betasten der Tageseindrücke findet die junge Seele manches Rätsel, das ihr bisher verborgen blieb. Der kleine Geist ringt mit ihm. Und endlich holt er bei mir Rat. Leise fragt sein Wort: „Vater, wie ist es eigentlich mit dem Kaiser? Wie wird der Kaiser? Und warum braucht man einen Kaiser?"

Sanft, leise kommt die Antwort wie aus Tiefen. Die Seelen sprechen miteinander. Weit hole ich aus. Breit und anschaulich wird meine Schilderung. In dem Dämmer wächst langsam ein großes Bild vor der Kindesseele auf vom Häuptlingswesen, von der Führung im Kriege der alten Urvölker, von der Herzogswahl der alten Deutschen, vom Heimzuge jener Helden nach errungenem Siege. Ich rede von dem Tüchtigsten im Friedenswerk, zeige das Verlangen der Anderen nach einem Klugen, Starken als Sammelpunkt und Stütze für Alle, rede von der Kaisersehnsucht unseres Volkes und dann von einzelnen augenfälligen Taten des Herrschers. Meine Seele spricht mit Wärme. Ich fühle, wie mein Kind in diesen Bildern lebt, wie es wartet, hofft und jubelt mit den Menschen. Ich fühle, wie die Antwort ihm Klarheit in die Seele gießt, sie reicher und stärker macht und still erschauern läßt im Nehmen all der Wunder. Nicht das Wissen ist die Hauptsache. Wichtiger ist der Zauber, der die Seele trägt, wenn sie in die Geheimnisse untertaucht, der sie mit der alten Zeit und ihrem Leben verknüpft, der sie das Sehnen und Ringen all der Geschlechter mitleben und miterfehnen läßt; wichtiger ist der heilige, stille Hauch, der aus dem Ewigen kommt, das über allem Dasein liegt.

Eine Weile schweigt die kleine Seele. Sie läßt das große, neue Lied in sich vertönen. Dann drückt der weiche Leib sich enger an mich. Ein Seufzer bricht sich Bahn, der sagt: „Das war schön!"

Ein andermal erzählt der Junge offen, wie sie auf dem Nachhausewege aus der Schule einen Betrunkenen gehänselt haben. Da fahre ich nicht strafend auf und zerstöre nicht das köstliche Vertrauen. Ruhig höre ich mir alles an und lausche mit allen Sinnen meiner Seele in das Innere des Kindes, um auch den geheimsten Winkel zu erforschen. Und dann greife ich ein: Mit ruhigen Worten gebe ich eine anschau-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche Schilderung von der Ursache zu solcher Trunkenheit. Eine ergreifende Geschichte erzähle ich, wie der Mann vielleicht durch Unglück, oder durch einen Fehltritt innerlich zerfiel, wie das Leben in ihm sich aber an das Dasein anklammerte, wie es hungrig blieb nach Freude und Glück, und wie er so auf den Trunk verfiel, der ihm Sinne und Seele krank und schwach macht. Ich erzähle, wie der Mann täglich gegen sich kämpft und doch fällt und sich selbst verflucht und bejammert. Ich rede davon, wie Gewohnheit, Vererbung, böses Gewissen, Leichtsinn, falscher Glaube über den Wert des Alkohols, böses Beispiel die Menschen oft dazu bringen, sich selbst mit dem Gifte den Leib zu verderben, dem Verstand die Klarheit zu nehmen und so oft Unheil anzurichten. Nicht Verachtung und Schimpf lasse ich in meinen Worten mitklingen, sondern Bedauern und Mitleid. Ich moralisiere und predige auch nicht mit Imperativen. Meine Auseinandersetzung genügt. Die Macht der vorgeführten Tatsachen, die Wahrheit der Wirklichkeit packen mächtig erschütternd in die kleine Seele. Nun wird der Junge den Betrunkenen beim nächsten Male mit anderen Augen sehen. Und eine große Wehr gegen Trunksucht habe ich in dem Herzen des Kleinen aufgerichtet, die aus Überzeugung und starkem Gefühl besteht. Und die ist gewaltig in die Seele hineingewachsen, ist ihr zu einem starken Erlebnis geworden, hat sie erschüttert und den Leidensweg mitgehen lassen. Und das alles in einem Augenblick der Stille, wo das Innere ganz an dieser Sache hing, wo alle Tore offen standen und der kleine Mensch mit seinem ganzen Wesen das Neue, Wunderbare, Erschreckende in sich sog.

Man könnte es wunderbar nennen, wie die kleine Seele sich selbst zum Rätsel wird und auch das scheinbar Abgetane immer wieder in stillen Stunden mit neuen Fragen betastet.

„Ich war neulich furchtbar wütend auf Max Berger", berichtet der Sechsjährige in einer „stillen Stunde". „Bald hätte ich ihm mit dem Federkasten auf den Kopf geschlagen. Ich zitterte richtig und der Kopf war mir ganz wirr, und vor den Augen zuckte und flimmerte es. Und auf einmal sah ich nichts mehr. Und dann war mir richtig bitter im Munde." Eine kleine Pause trat ein, als überlege der Junge das Ganze. Dann holte er sich Rat: „Wie kommt das nur, Vater?"

Ja, man kann Angst bekommen, wenn man das wahre Gesicht der Kindesseele sieht. Man hält es nicht für möglich, was da schon hinter geheimen Falten im Innern verborgen liegt. Denn man hat ja meistens seine eigene Jugend vergessen. Und doch ist alles Entsetzen und Verwundern umsonst. Allein ein ruhiges Eingehen und wahrheitsgemäßes Besprechen treffen das Richtige. Auch in diesem Falle bleibe ich der Freund meines Kindes. Ich poltere nicht rauh drauf los, stempele den Jungen nicht zum Verbrecher, bin nicht im geringsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„sprachlos". Auch hier spricht meine Seele wieder ruhig und warm zu seiner. In einfacher Weise zeige ich die körperlichen Vorgänge solcher Anwandlungen und ihre Gewalt über den Menschen. Ich male die Gefahr des Nachgebens solcher Reize, das Unheil, das der Zornesausbruch da und dort angerichtet hat. Ich schildere den Kampf um die Beherrschung, um den Sieg über das rebellische Blut, ich erzähle von dem erhabenen Gefühl, wenn der Sieg gelang. Meine Worte haben nichts Verächtliches gegen die Schwachen, nichts Prahlendes über die Sieger an sich. Ruhig fließen sie hin wie die Rede eines Freundes, wie kristallklare Wahrheit ohne Schminke. Wärme durchstrahlt sie. Mein Inneres lebt in ihnen, mein Herz zittert mit. Wie die milde heilende Mutterhand streichen sie über die Seele meines Kindes hin, wie der sichere, aber ruhige Arm des Freundes leiten sie die junge Seele von dem Abgrunde fort, öffnen ihre Augen, lenken ihren Blick auf höhere Güter und geben ihr Kraft und Selbstachtung. Wie eine Knospe sich der Sonne öffnet und in leisem Erzittern den belebenden Lichtzauber trinkt, so nimmt die Seele des Jungen die Worte wie einen Wundertrank in sich auf, der sie durchsonnt und mit heilenden Schauern überflutet. Der kleine Mann staunt und lauscht und erbebt. Seine Augen werden groß. Sein Inneres erweitert sich. Eine neue Welt geht vor ihm auf. Er schaut hinter einem Vorhang hervor in ein großes, unbekanntes Gebiet, von dem sich soeben ein Stückchen in wunderbarem Zauber offenbart.

Aber nicht nur das ist der Erfolg der „stillen Stunde". Vor allem lerne ich mein Kind erst in solchem Beisammensein richtig kennen und kann es dementsprechend bewachen und leiten. Und ganz von selbst sieht es in mir seinen besten Freund und Führer, der ihm Tiefen aufdeckt, Geheimnisse enthüllt und sein Leben vor allen Gefahren bewahrt. Das Vertrauen wächst zur Unerschütterlichkeit. Ich bin dem Kinde die letzte Zuflucht. Dadurch aber, sowie durch die ruhige, freundliche Art, durch den warmen Ton und den ganzen Zauber der „stillen Stunde" vollzieht sich das Wichtigste, nämlich das Zusammenwachsen unserer Seelen. Das aber ist von weittragendster Bedeutung für eine erfolgreiche Erziehung und für ein gesundes, bleibendes Verhältnis zwischen Kind und Eltern.

Die meisten Eltern kennen ihre Kinder nur äußerlich. Sie bemühen sich kaum, in die Seelen hinabzusteigen. Ihnen geht nicht nur das Verständnis ab, sondern sie haben auch vor lauter Familiensorgen keine Zeit für das Teuerste ihres Lebens. Aber so viel Zeit sollte jeder haben, um in der Dämmerung oder am Sonntagvormittag oder sonst wann eine „stille Stunde" für seine Kinder zu erübrigen. Welch eine Reife und Sicherheit und welch unschätzbaren Reichtum gibt er dadurch den jungen Menschen mit auf den Lebensweg. Und welch ein Segensstrom würde von diesen wenigen Minuten ausgehen! **Paul Rogal.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Reigentänze.

Hinter unserer Stadt liegt der Tannenwald. Fünf Wege kreuzen sich am „Stern" — das gibt einen schönen freien Platz mitten unter den Bäumen. Ein Brünnlein fließt dort, und ein Holzgeländer wahrt vor dem steilen Abfall eines Steinbruches. Da sieht man über ein grünes Tal weit hinaus auf Felder und Wälder; ganz, ganz hinten in Nebel und Dunst liegt der Schwarzwälder Blauen.

Da singen und springen an ihren freien Nachmittagen unsere Wandervögel, Buben und Mädel. An den Händen haben sie sich gefaßt und tanzen im Reigen. Schwer stapfen die Buben, daß der Waldboden dröhnt; ihre Jacken haben sie ausgezogen und weit unter die Tannen geschleudert. Zierlich und fein machen die Mädchen ihre Schritte, aber auch ihre Augen leuchten, und manch dicker Zopf hat sich gelöst. Mitten darin aber steht einer an einen Baum gelehnt und spielt auf der Geige dazu:

Wir knüpfen, wir knüpfen
Vertraulich fest ein Band, ja Band,
Wir knüpfen, wir knüpfen
Vertraulich fest ein Band.

* * *

Reigentänze — alte, uralte Volkstänze — — klingts nicht wie Märchen in unserer Zeit des Tango und der Schiebetänze?

Lange waren sie verschollen; kein Mensch schwang sich mehr nach den vergessenen Weisen. Aber nun sind sie wieder zu Ehren gebracht. Wo Wandervögel beisammen sind, da tanzen sie wieder im Reihen — auf blumiger Wiese, im dunkeln Tannenwald und, wenn es sein muß, auch mal zur Abwechslung mitten auf staubiger Landstraße:

Wir woll'n spielen Vio-, Vio-, Violin,
Wir woll'n spielen Baß, Viol und Flöt.

Auch dieses neue Leben ist vom Norden ausgegangen: aus Schweden und Norwegen hörten wir wohl zum erstenmal davon. Schlagen wir in den wissenschaftlichen Büchern nach, so finden wir, daß schon in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts nordische Studenten durch die Dörfer zogen und alte Tänze und Reigen aufstöberten. Bei uns kam man erst viel später dahinter, aber schließlich war es doch nur eine Frage der Zeit. Der Wandervogel hatte ja schon das Volkslied entdeckt: nicht das tote in Bibliotheken und Archiven, nein, auch das frische lebendige im Mund des Volkes. Von den Bauernbuben im Odenwald, von den schwäbischen Musketieren, von den Kunden der Landstraße lernten sie ihre Lieder, und im Zupfgeigenhansl und den vielen Liederblättern der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Gruppen und Gaue trugen sie kostbare Schätze zusammen. Da blieb auch das alte vergrabene Gut der Reigentänze nicht lange unentdeckt.

Aber es ist noch garnicht lange her: knapp drei Jahre. Da hörte man von einer Gruppe irgendwo, in Marburg, Leipzig oder Hamburg: Die tanzen! — Nanu? Tanzende Wandervögel? Tatsächlich, es war so: Reigen hatten sie getanzt, alte Volkstänze, die sie irgendwie gefunden oder ausgegraben.

Recht schwer fiel es einem erst, sich diese tanzenden Horden vorzustellen. Reigen? Einen rechten Begriff hatte man von dem Worte auch garnicht. Das war wohl so eine Art Ringel-Reihen, wie sie die Kinder auf der Straße und im Schulhof spielen?

Bis man dann mal zufällig bei irgendeiner fremden Ortsgruppe zum Sonnwendfeuer oder am Maifest zu Gast war. „Was, du kannst nicht tanzen?" hieß es da bald, „na, denn paß auf! Erst machst du so — dann so — dann so — und schließlich so! Verstanden?" Und nun ging's los:

Und heut ist der erste Mai,
Und heut ist der erste Mai, juchhei,
Und heut ist der erste Mai —
Und heut ist der erste Mai — —

Das war noch ganz einfach: man ging mit seinem Mädel lustig hinter den Andern im Kreis herum, hatte sich bei den Händen gefaßt und schlenkerte hübsch im Takt die Arme — die Einen taten es kräftig-derb, die Andern zierlich-fein: je nach Neigung und Laune. Und auf einmal:

Leb wohl, fahr wohl, mein lieber Freund,
Wir werden noch einmal vereint,
Wir sehn uns noch einmal
Im hellen Sonnenstrahl — —

Da ließ man sein Mädel los, das machte Kehrt und zog in entgegengesetzter Richtung ab. Nun marschierten zwei „konzentrische Kreise" von Buben und Mädeln aneinander vorbei und sangen dazu. Und als das Liedlein aus war, da nahm man das nächstbeste Mägdelein, drehte es um, und die Sache fing von vorne an:

Und heut ist der erste Mai! — —

So hatte man auf einmal Reigen tanzen gelernt; es war viel einfacher, als man gedacht. Stolz zog man heim, zur eigenen Gruppe, und brachte ihr gleich die neuerworbene Kunst bei. Da gab's erst ein bißchen Ulk und Gelächter, aber bald tanzte alles lustig mit: „Und heut ist der erste Mai."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Garnicht lange dauerte es, da ging's den Reigen gerade so, wie den Liedern im Zupfgeigenhansl. Die hörte der Eine vom Andern und trug sie weiter: wenn sich im Thüringer Wald die Danziger mit den Straßburgern treffen, da braucht einer nur das Lied von den drei Grafen, vom Burebübli oder den „He, Kunerad!" anzustimmen — gleich singen's alle mit. So ist's auch mit den Reigen: man gibt sich die Hände und tanzt sie mit. Kennt man den einen oder den andern Tanz nicht, so guckt man erst ein Weilchen abseits zu. Bald kann man ihn auch, und dann springt man munter mit in den Reihen hinein.

Es gibt natürlich auch schon Bücher darüber, ganze Reigen-Sammlungen. In unserer Ortsgruppen-Bücherei haben wir auch ein paar davon: es stehen sehr hübsche Sachen darin und bei jedem Tanz ganz genau, wie man es machen soll. „Die Paare haben sich gefaßt und bewegen sich vorwärts in langsamen, leichten Gehschritten, die schon nach den ersten Takten Hopsa werden, freudig, als gingen sie in den Mai." Auch Noten, Begleitungen und Bilder sind dabei.

Aber das ist nur graue Theorie. In Wirklichkeit lernen wir unsere Reigen ganz anders. Das geht von Mund zu Mund — von Hand zu Hand. Die „Lustigen Musikanten" haben wir an Fastnacht den Lörrachern abgesehen, den Schuhmachertanz lernten wir auf dem letzten Gautag in Lützelstein, und den „Schwälmer" brachten ein paar Buben mit heim, die mal mit den Freiburgern tippelten. So kriegen's die Einen von den Andern.

Es gibt auch sehr gebildete Ortsgruppen. Denen ihre Reigen anzusehen, ist ein ästhetischer Genuß, und da darf nur mittanzen, wer die Sache ganz gründlich versteht, und jede Bewegung muß harmonisch und graziös sein. Wieder anderswo, da schleppen die Mädchen im Rucksack ein besonderes Tanzkleid mit: eine alte Bauerntracht oder ein stilvolles buntleinenes Eigenkleid.

Alles das ist sehr schön, besonders zum Anschauen. Aber es geht auch ohne solche Hochkultur. Man macht ganz einfach seine Sprünge und tobt sich aus, wenn's mal auch ein bißchen durcheinander geht. Die alten Volkslieder werden ja auch in jedem Dorf ein bißchen anders gesungen, und das ist ja gerade das Schöne an ihnen.

So springen und tanzen die Wandervogelbuben und die Wandervogelmädchen in ihren kurzen Hosen und in ihren kurzen Röcken draußen im Freien. Manchmal schüttelt wohl ein alter Herr, der grade des Weges seinen Nachmittags-Spaziergang macht, bedenklich den Kopf: es geht ihm gar zu bunt zu. Aber das macht nichts. Der alte Herr wird uns unser Toben nachsehen und wir ihm sein Kopfschütteln. Es sind noch ungewohnte Formen, in denen sich unsere neue Jugendlust äußert — da gibt's freilich noch viel Unausgeglichenes, noch viel Gärung. Aber unsere Reigen da hinten im Tannenwald sind trotzdem immer noch viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr wert, als die feinsten Tanzstundenbälle. Denn es ist nicht bloß das Tanzen — es steckt auch ein bißchen mehr dahinter.

Das Band, das wir geknüpfet,
Das niemand lösen kann,
Im Tode nur, im Tode,
Da löst sich dieses Band, ja Band.
Im Tode nur, im Tode,
Da löst sich dieses Band!

Otto Bojarzin.

# Was andre sagen

**Flensburger Zeitspiegel** (Herausgeber: Jonny John, Flensburg). Jg. 1914, Nr. 5.

Im Mahlzeitalter. Von Jonny John.

„Darum haben unsere Väter ihre Knochen zu Markte getragen. Darum haben sie auf hartem, feuchtem Boden kampiert. Darum die Entbehrungen der furchtbaren Kriege erduldet. Damit sich die Nachkommen in der Erinnerung daran gütlich tun. Der erste und der letzte Mann standen bei Gevers ee, bei Gravelotte, Sedan usw. Schulter an Schulter, um dem deutschen Namen wieder Achtung zu erkämpfen, um ein neues Deutsches Reich zu schaffen. Der heutige Deutsche feiert die Vergangenheit, indem er sich den Magen überladet. Nach den Wundmälern kommen die Denkmäler, nach den Denkmälern die Denkmähler.

Das Auge quillt über vor Rührung, wenn es die alten Männer vorüberziehen sieht, die eine wirklich große Zeit erlebten, Männer, an denen das Zittern des Vaterlandes einen festen Halt fand. Und das Auge möchte überquellen vor Zorn, wenn sich unsre erbärmliche Zeit, die nur aus Essen und Verdauen besteht, so gebärdet, als sei sie jener Zeit der Taten verwandt. Ich drucke hier die Speisekarte eines solchen Gedenkfestessens ab, das fünfzehn Mark für jeden Teilnehmer kostete:

Schwedische Platte
Burgeff grün
Suppe von Edelpilzen
Sherry
Pökelzunge mit Grünkohl
1907er Citran
1910er Rißbacher
Hummer
1909er Rüdesheimer
Schloßberg
Poularde
Eingekochte Früchte
Kupferberg-Rießling
Eis
Käseplatte
Mokka und Liköre

In der Zeit, die man braucht, das alles zu essen und zu trinken, kann eine Schlacht geschlagen werden, die das Schicksal von Nationen entscheidet. Die Vergangenheit erzog die Männer zu Lanzen fürs Vaterland. Die Gegenwart macht die Männer mit ihren Rundbäuchen zu wandelnden Schanzen. Sie werden zu Kanonenfutter gemästet. Denn zu was ist eine Generation von hoch angesehenen Bäuchen anders gut als zur

Deckung für eine Schützenlinie? Jene Zeit war eine Heldenzeit; unsre Zeit ist nur eine Mahlzeit. . . . . .

Man mißverstehe mich nicht. Ehre und Ehrfurcht dem Geist von 1813, 1848, 1864, 1866 und 1870! Ich kenne ihn nicht aus Büchern und Reden, sondern aus Erzählungen eigener Vorfahren, die seit 1848 mitkämpften. Gerade dieser Geist ist es, der sich in diesen Zeilen gegen die volks- und rassengefährdende Verfressenheit unsrer Zeit empört. Halten wir ein; der Feind könnte uns eines Tags beim Rauschausschlafen überfallen und uns die aufgelaufenen Bäuche mit dem Schwert operieren."

# Rund um uns

**Alkoholgegner im Heere.** Die Enthaltsamkeitsbewegung macht, wie schon Dr. Bonne in seinem Aufsatz „Alkohol und Heer" in Nr. 6 des „Vortrupp" (S. 189f.) ausgeführt hat, jetzt auch in der deutschen Armee Fortschritte. Von dem jüngsten dieser Fortschritte können wir heute berichten:

Am 8. März d. J. wurde in Metz mit Genehmigung des Generalkommandos des XVI. Armeekorps eine abstinente Militärabteilung ins Leben gerufen, zu der sich 3 Offiziere, 1 oberer Militärbeamter, 32 Unteroffiziere und 126 Mann gemeldet hatten. In dem Soldatenheim der Garnison, dem Kaiser-Wilhelm-Hause, versammelte sich der junge Verein, begrüßt vom Einberufer, Herrn Oberst v. d. Heyde, der auf die Zwecke und Ziele der Vereinigung hinwies. Es wurden ein Vorstand gewählt und Satzungen aufgestellt; ferner beschloß man, daß sich die abstinente Militärabteilung jeden Sonntag um $3^1/_2$ Uhr nachmittags im Kaiser-Wilhelm-Hause vereinigen und daß durch Vorträge aller Art, Spiele und Gesänge für Unterhaltung gesorgt werden soll.

Ähnliche abstinente Militärabteilungen bestehen bereits seit einiger Zeit in Mülhausen i. Els. (vgl. „Vortrupp" Nr. 6, S. 191) und beim III. Bataillon des Infanterie-Regiments 113 in Freiburg in Baden. —

Soweit der knappe Bericht, der uns aus Metz zuging. — Was abstinente Militärabteilungen für die Schlagfertigkeit unsres Heeres bedeuten können, läßt sich mit wenigen Worten nicht leicht darstellen. Man vergegenwärtige sich, daß von gleich kräftigen, gleich veranlagten und in gleicher Weise ausgebildeten Soldaten zweifellos derjenige der leistungsfähigste ist, auf dessen Nüchternheit, dessen ungeschwächte Körper- und Geisteskraft zu jeder Stunde gerechnet werden darf. Ein Heer, das ausschließlich aus solch jederzeit schlagfertigen Mannschaften bestünde, wäre im Kampfe gegen Armeen, in denen noch die Trinksitte herrscht, schlechthin unbesiegbar. Unter den Männern, die etwas von militärischen Dingen verstehen, gibt es manche, die der Gründung abstinenter Militärabteilungen eine größere Bedeutung beimessen, als der Erfindung noch so fein ausgesonnener Kriegsmaschinen. Sie meinen, daß auch im Kriege von heute und morgen immer noch der Mensch über die Waffe siegen wird.

Wenn übrigens jeder einzelne Mann einer abstinenten Militärabteilung sich der besonderen Verantwortung bewußt ist, die er der Sache der Alkoholbekämpfung gegenüber trägt, hält er natürlich im Dienst wie außer Dienst ganz besonders auf sich und kann auf diese Weise dazu beitragen, daß die Leistungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der ganzen Truppe, der er angehört, auf eine höhere Stufe gehoben werden.

Es ist also im Interesse der Schlagfertigkeit unsres Heeres die Gründung abstinenter Militärabteilungen mit besonderer Freude zu begrüßen. Hoffentlich werden sich zu den bestehenden bald neue gesellen. Ihr günstiger Einfluß wird gewiß bei nicht wenigen Kameraden über die Dienstzeit hinaus währen, wird auf jeden Fall mehr und mehr verhindern, daß sich von unsrer waffenfähigen Jugend so Mancher gerade in der Zeit, die ihm Willensstärke und Halt fürs ganze Leben geben soll, den Keim der Willenslosigkeit, des Alkoholismus, erwirbt und sein Leben als verkörperte Mittelmäßigkeit hinbringt oder gar in Schande und Not endet.

Die Kunde, die diesmal aus Metz zu uns drang, sollte uns aus jeder Garnison kommen; je eher, je besser für unser Heer und unser ganzes Volk.

Vortrupp.

**Die erste Berliner Wohnungsinspektorin.** Seit Beginn dieses Jahres besitzt Berlin in der Person von Fräulein Dr. phil. Elisabeth Zisseler die erste städtische Wohnungsinspektorin. Die Reichshauptstadt ist dabei dem Beispiele andrer Städte gefolgt; in Halle an der Saale ist schon seit drei Jahren eine solche städtische Beamtin, Fräulein Dr. Rose Otto, beruflich angestellt, wie Fräulein Dr. Maria Kröhne für die Landgemeinden des Kreises Worms; ehrenamtlich sind Frauen bereits ebensolange tätig in Bielefeld, Charlottenburg, Mannheim, Offenbach und an anderen Orten.

Worin bestehen die Obliegenheiten einer Wohnungsinspektorin und der Wohnungsinspektion überhaupt?

Die Organe der großstädtischen Armen- und Waisenpflege, männliche sowohl wie weibliche, kirchliche wie kommunale und humanitäre, auch die Polizei, soweit sie von Amtswegen in die Wohnungen der ärmeren Bevölkerung Einlaß fand, haben übereinstimmend seit mehreren Jahrzehnten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die schweren Mängel und Schäden dieser Wohnungen hinzulenken versucht. Das Zusammendrängen so vieler Menschen auf engem Raume, wie die Landflucht und der Zug nach den Städten es mit sich brachte, das Steigen der Bodenpreise, der Grundstückswucher und die Bauspekulation, die damit Hand in Hand gingen, haben in den Mittelpunkten dieser Menschenzusammenflüsse, den Großstädten, Wohnungsverhältnisse herausgebildet, die jeder Beschreibung spotten. Wer nicht tief in den Geldbeutel greifen kann, der ist genötigt, seine Ansprüche an Behaglichkeit, Abgeschlossenheit der Familie, vor allem auch an die wesentlichen Bedingungen der Gesundheitspflege: Luft, Licht, Sonne, viel Wasser, trockne Wände, Nachtruhe u. dgl. m. aufs äußerste hinabzuschrauben. Eine unverhältnismäßig hohe Kindersterblichkeit, überhandnehmende Tuberkulose, schwere sittliche Schädigungen waren und sind die unausbleiblichen Folgen des Wohnungselends in den Großstädten.

Unter diesen Umständen forderten seit langer Zeit alle Einsichtigen und wahren Menschenfreunde immer dringender eine gründliche Wohnungsreform. Dazu gehört in erster Linie eine planmäßige Wohnungsaufsicht, wofür sich ihrer Natur, Beanlagung und Hauptbeschäftigung nach die Frau, deren eigentliches Wirkungsfeld ja das Haus ist, besonders gut eignet. Sie entdeckt oft mit einem Blick Schäden, die beim Manne eine gründliche Untersuchung fordern, ja, die vor ihm ohne große Mühe versteckt werden können. Wo die Wohnungsinspektion in die rechten Hände kommt, da führt sie zur Wohnungsfürsorge und Wohnungspflege. Auf diesem Wege gelangt man zu einer gesunden Wohnungsreform.

Dazu ist aber ein stärkeres Hineinziehen gebildeter, erfahrener Frauen unentbehrlich. Was ist eine Inspektorin für das große Berlin? Was bedeutet auch in Leipzig eine Inspektorin neben fünf Inspektoren? Selbst die ehrenamtliche Verwendung von Frauen kann auf

diesem wichtigen und weitausgedehnten Gebiete wenig Frucht schaffen. Es erfordert viele vollbeschäftigte Kräfte mit amtlicher Vollmacht. Denn die Mieter sind so wenig wie die Hauswirte geneigt, sich aus ihrem hergebrachten Schlendrian aufrütteln zu lassen, wenn nicht das Muß des Gesetzes dahintersteht, und selbst dann suchen sie ihm noch auf alle Weise ein Schnippchen zu schlagen. Die Mieter sehen ja in der Mehrzahl der Fälle garnicht ein, daß Alles, was gefordert wird, zu ihrem eigenen Besten ist. Sie halten es für eine ungerechte, lästige Bevormundung, und sich ihr zu entziehen, gilt ihnen vielfach als Notwehr.

Daher muß das Verlangen nach mehr weiblicher Wohnungsinspektion aufrecht erhalten werden. Der über alle einschlägigen Verhältnisse unterrichteten Inspektorin mit redlichem Willen und einem erbarmenden Herzen erschließt sich hier ein schönes Feld gemeinnütziger Tätigkeit. In ihrer Hand liegt es auch, erziehlich auf die einfache Arbeiterfrau zu wirken, daß sie ihre verbesserte und hygienisch einwandfrei gemachte Wohnung zu einer Stätte des Friedens, der Freundlichkeit und Sauberkeit macht, die den Mann anheimelt, wenn er müde von der Arbeit kommt, und die ihn festhält, wenn gefährliche Freunde ihn mit ins Wirtshaus schleppen wollen. Kann man sich ein einflußreicheres Wirken für die Wohlfahrt des Volkes denken?

**Clara Düsterhoff.**

**Eine bunte Strecke.** In Nr. 14 des Vortrupp von 1913 hat Hans Paasche die zunehmende Verrohung der Ausdrucksweise in Jägerkreisen in dem Aufsatz „Die Visitenkarte" gebührend gebrandmarkt.*) Ich möchte heute ein anderes anschauliches Beispiel niedriger hängen. In einer verbreiteten Jägerzeitung fand ich wörtlich folgende Mitteilung:

„In einem Karpfenteich von ungefähr zehn Morgen wurden im Anfang des Sommers zwei Tellereisen zum Schutz der Karpfen gegen Reiher gelegt und mit Plötzen beködert. In diesen Eisen haben sich gefangen: fünf Reiher, zweien davon war der Schnabel glatt abgeschlagen*), dann in einem Eisen zusammen zwei junge Enten, ferner ein weißer und leider auch ein schwarzer Storch, dann eine Gabelweihe, ein Schreiadler, ein Seeadler*), und zuletzt ein Fuchs. Eine recht bunte Strecke"*).

Hört man nicht deutlich die behagliche Freude der Zeitungsleitung über die Vortrefflichkeit des Tellereisens, das all dies fertig brachte? Erfolge, die offenbar auch den mit vollem Namen genannten Eigentümer drängten, sie aller Welt voll Stolz kundzugeben. Mir schauderte. Ich sah diese wilden und stolzen Vögel voll Freiheit und Kraft in unermeßlichen Höhen über Wälder und Seen, über Länder und Meere königlichen Fluges dahinziehen. Fern aus den Wolken klang ihr heiserer Schrei, ein Siegerjauchzen, noch immer allen Unterjochungskünsten der kleinen Menschen da unten entronnen zu sein. Wie lebten und webten sie doch im Alltag, in Dichtung, Märchen und Sage der Vorfahren, wie spornten sie deren Gedanken zum Höhenflug, die herrlichen, freien Segler der Lüfte! Der Reiher, das Edelwild fürstlicher Beize, gewürdigt, in Kriemhilds bangen Traum verwebt zu sein und in die größte Dichtung deutscher Zunge, den Faust! Der gewaltige Seeadler, der dem kühnen Eroberungszuge der Wikinge voranflog, ein königlicher Bote! Wo sind ihre zahllosen Scharen geblieben, die einst den freien Himmel belebten? Wir wissen, daß ihrer sehr wenige geworden sind im Vaterland; daß nur ein ganz Glücklicher von uns in Sonntagsstunden draußen in freier Weite noch ihren Flug hat sehen dürfen, ihren Schrei

*) Man vergleiche auch Paasches Aufsatz „Die Federmode" in Nr. 5 (1914) des „Vortrupp".

*) Von mir gesperrt. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus einsamen Höhen vernahm. Jetzt wissen wir, wo auch die Letzten von ihnen bleiben und wie sie zugrundegehen werden. Vergeblich das heiße Herzensmühen all derer, die Kindern und Enkeln letzte, kümmerliche Reste einer wilden, gewaltigen Urzeit bewahren wollen; sie kämpfen ohnmächtig an gegen Stumpfheit und kleinlichsten Eigennutz. Die nach uns kommen, werden aus Büchern und Bälgen die traurige Wahrheit erkennen, daß ihre Väter die edlen, machtvollen Zeugen der Vorzeit mit Stumpf und Stiel vernichtet und ausgetilgt haben. Warum sie das taten? Je nun, es stand Wichtiges auf dem Spiel: es wären sonst einige dieser stumpfen glotzäugigen Fische etwas weniger fett, der nimmersatte Beutel ihrer Eigentümer wäre nicht ganz so randvoll geworden! Da durfte nicht gezaudert werden: es wurden Fallen ausgelegt, häßliche kalte Eisen, und der Erfolg entsprach ganz der listigen Erwartung. Hungrig von weiten, wilden Flügen kamen sie herangerauscht und stürzten sich voll Lust auf das Mahl. Da faßte sie hart und unerbittlich das grausame Eisen. Ein Kampf des Entsetzens, ein verzweifeltes Wehren der starken Glieder, der sieggewohnten Flügel. Umsonst; das tückische Eisen hielt fest, erstickte, erdrosselte sie und zerbrach ihre edelgebauten Leiber. Doch wohl ihnen noch, sie kämpften den kurzen starken Todeskampf des Helden, der hinterlistiger Gewalt erliegt. Andern aber schlug das Eisen den Schnabel ab, daß sie in langen qualvollen Zuckungen elend am Hunger zugrundegehen mußten. Weithin auf den Fluten trieben die zerquetschten, verstümmelten und geschändeten Leiber: die trägen, fetten Karpfen waren gerettet!

Eine glatte, feige Arbeit; die Jägerzeitung aber berichtet fröhlichen Herzens den deutschen Jägern von einer „bunten Strecke"!

**Allmenröder.**

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Ujersgaard, Gjerlöv J.:** Physiognomik. M. 1,50. Fritz Eckardt Verlag, Leipzig.

**Heusch, C.:** Die Alkoholfrage im Heere. M. 0,75. Deutschlands Großloge II des J. O. G. T., Hamburg 30.

**Gesundbrunnen 1914,** Kalender des Dürerbundes Geh. M. 0,60; geb. M. 1,—. Georg D. W. Callwey München.

**Fischer, Prof. A.:** Mehr Praxis als Reform unserer Bildung. M. 1,35. Julius Klinkhardt, Leipzig.

**Bertholet, Dr. med. Eduard:** (Übersetzung mit Ergänzung von **Dr. med. Alfred Pfleiderer**): Die Wirkung des chronischen Alkoholismus auf die Organe des Menschen, insbesondere auf die Geschlechtsdrüsen. Mk. 3,—. Mimir-Verlag, Stuttgart.

**Schöll, Friedrich:** Die praktischen Aufgaben der Alkoholbekämpfung auf dem Lande. M. 0,20. Mimir-Verlag, Stuttgart.

**Krauß, Karl:** Ist Rauchen eine Lebenshemmung? M. 0,50. Jugendbund-Buchhandlung, Friedrichshagen b. Berlin.

**Hammer, Walter:** Nietzsche als Erzieher. M. 2,—. Dr. Hugo Vollrath Verlag, Leipzig.

**Simons, Gustav:** Das Gesamtbild deutscher Erneuerungsbestrebungen. M. 1,—. Selbstverlag, Oranienburg-Eden.

**Despois-Gennerich, J.:** An unserer Unterelbe. Marsch- und Geestnovellen. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Carl Reißner, Dresden.

**Hansen, Theodor:** Hamburg und die zollpolitische Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert. M. 3,—. C. Boysen. Hamburg.

**Südel, Wilhelm:** Erste Ernte. Gedichte. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

**Lambrechts-Brüssel, Dr. jur. Hector:** Warenhäuser und Konsumvereine vom sozialen Standpunkte betrachtet. Verlag des Verbandes der Rabattsparvereine Deutschlands, e. V., Bremen.

**Rheinsch, Erika:** Die Laute. Gedichte. M. 3,—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

**Das Schicksal einer Frau.** In Gedichten. M. 2,—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

**Bock, Alfred:** Die harte Scholle. Ausgewählte Romane und Novellen. M. 4,—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Carpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 9 1. Mai 1914

## Marburg.

### (Ein Stück freideutscher Entwicklung.)

In der ersten Hälfte des März hat zu Marburg ein Vertretertag der „Freideutschen Jugend"*) stattgefunden. Er hat eine Entschließung gefaßt, die so lautet:

> Die Freideutsche Jugend ist eine Gemeinschaft von Jugendbünden, deren gemeinsame Grundlage es ist, von der Jugend geschaffen und getragen zu sein, und deren gemeinsames Ziel es ist, die Vermittlung der von den Älteren erworbenen und überlieferten Werte zu ergänzen und eine Entwicklung der eignen Kräfte durch eigene Verantwortlichkeit mit innerer Wahrhaftigkeit anzustreben. Jede Parteinahme in wirtschaftlicher, konfessioneller und politischer Beziehung lehnt sie ab. Die den einzelnen Verbänden eigentümlichen Wege und Ziele werden durch den Zusammenschluß nicht berührt. In dem den Jugendbünden eigentümlichen Streben nach Selbsterziehung sucht sich die Freideutsche Jugend durch Veranstaltung von Vertretertagen in gemeinsamer Arbeit und Feier zu erhalten und zu bestärken.

Der Vorsitzende der Marburger Tagung, Herr B. Lemke, hat uns freundlicherweise angeboten, seine Auffassung über dies Ergebnis der Marburger Tagung im „Vortrupp" darzulegen.

Wir geben Herrn Lemke das Wort:

Am 7. und 8. März tagte in Marburg/L. die erste ordentliche Vertreterversammlung der Freideutschen Jugend, die den ausgesprochenen Zweck hatte, das Programm und die Zusammensetzung des Verbandes zu überprüfen.

*) Von der „Freideutschen Jugend" ist im „Vortrupp" in der zweiten Hälfte des Jahres 1913 oft die Rede gewesen. Wir stellen, weil das manchem Leser willkommen sein wird, die betreffenden Stellen hier zusammen: Vortrupp 1913, Nr. 18, S. 574—75; Nr. 19, S. 577—598; S. 599—601; Nr. 21, S. 641—643; S. 643—649; S. 671; Nr. 22, S. 673—707; Nr. 23, S. 716—721; Nr. 24, S. 760—64. Mitteilungen des Deutschen Vortruppbundes 1913: Nr. 8 u. 9, S. 37—39; Nr. 12, S. 58, S. 60. Vortrupp 1914: Nr. 1, S. 32.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Welche Gründe lagen dazu vor?

Als zuerst der Gedanke auftauchte, ein Fest der Jugend, abseits der Großstadt, fern von dem Getümmel der Vielen zu feiern, da lag es denen, die der Anregung nachgingen, noch fern, die Eingeladenen zu einem festen Bund vereinigen zu wollen. Erst während der Vorbereitungen zur Feier entstand dieser Wunsch und beschäftigte sich ein kleiner Kreis mit der Frage: auf welcher Grundlage können wir dem entstehenden Bunde Bestand sichern? Eine Antwort auf diese Frage versuchte man in den Verhandlungen auf dem Hanstein zu finden. Aber die Nachwirkung des ersten Planes, nur ein Fest zu feiern, nur sich erst einmal kennen zu lernen, machte sich nun fühlbar: man hatte, ohne erst lange zu untersuchen, wen und wozu man einlud, eine Gesellschaft zusammengebeten, die in mancher Hinsicht sich nicht vertrug. Das sollte sich bald zeigen: an dem Vorabend der Feier platzten die Gegensätze scharf genug aufeinander und fast wäre die erhoffte Festfreudigkeit dabei erloschen. Aber die folgenden Tage stellten an die Aufnahmefähigkeit der Teilnehmer so viele und andersartige Anforderungen, daß man die Frage nach der Ursache der Unstimmigkeit zunächst zurückstellte und sich völlig dem Genusse des Festes hingab.

Aber diese Frage mußte wiederkommen und es galt, sich auf ihr Erscheinen zu rüsten. Schon auf dem Hanstein bildete sich eine Unterscheidung vor, bestimmt, das Vielerlei der Meinungen in zwei Gruppen zu sondern, sozusagen die Streitenden in zwei Schlachtordnungen aufzustellen. Man erkannte nämlich, daß die eine Gruppe einen besonderen Zweck (Abstinenz, Bodenreform, Schulreform usf.) als gemeinsames Ziel aufstellen wollte, während die andere nach einer formalen Einheit suchte, in der die verschiedenen Strömungen ihren Eigenwert behalten und doch in einem bestimmten Hinblick als geeint erscheinen konnten. Diese Auffassung ist dann genauer gefaßt und dem Vertretertag als Grundlage für die Prüfung der Zusammensetzung vorgelegt worden.

Ich habe hier weder die Aufgabe noch das Bedürfnis zu untersuchen, ob und welche Gründe von Zu- oder Abneigung bei Einzelnen vorhanden waren, ich glaube aber behaupten zu können, daß die Vertreter sich darin einig waren, daß keine derartigen Gründe bestimmend werden durften für die ernste Frage, die ihre Lösung von ihnen verlangte. Der Maßstab aber, an dem die Bündnisfähigkeit der Verbände gemessen wurde und der zur Lostrennung der Altersverbände führte, soll hier untersucht und erläutert werden.

Es haben sich in unserer Zeit als neuer Typ herausgebildet und sich unterschieden von Vereinen alten Stils die Erziehungsgemeinschaften. Es verdiente eine eigne Untersuchung, diesen Organismen nachzugehen bis dort, wo sie an die Grundfesten menschlichen Lebens geknüpft sind, wie jene andre Form der gemeinschaftlichen Arbeit, der Zweckverein. Hier soll indes nur die Aufgabe gestellt werden, sie ihrem Inhalt nach zu beschreiben und gegeneinander abzugrenzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fangen wir mit der Zweckgemeinschaft an. Wozu verbindet man sich denn hier? Doch um etwas zu erstreben, was man allein nicht, oder nicht so gut erreichen kann; etwa um seinen Lebensunterhalt zu suchen, oder auch, um Kunstwerke aufzuführen. Mehr oder minder liegt es auch hier im Interesse der Gemeinschaft, ihre Mitglieder zu diesem Endzweck möglichst geschickt zu machen, sie also in gewisser Richtung auszubilden. Aber dies geschieht nur, damit ein oder mehrere vorgesetzte Zwecke immer besser ausgeführt werden können. Allenfalls bemüht man sich auch, andere für die Gemeinschaft zu gewinnen — also scheinbar eine außerhalb des Zwecks liegende Aufgabe —: aber auch sie sollen ja nur wieder den eigentlichen Zweck fördern helfen. Und wenn der nun erreicht ist? Dann ist es gut, dann kann man auseinander gehn. Anders die Gemeinschaft, die sich von vornherein eine un—endliche Aufgabe setzt. Freilich ist damit nicht der Gesangverein gemeint, der nur deshalb nicht zu Ende kommt, weil er eben nicht alle Lieder singen kann. Er ist in jedem Augenblick d o ch fertig. Das gerade unterscheidet ihn von einer Erziehungsgemeinschaft, die in jedem Moment, in jeder Festsetzung nur den Anlaß sehen kann, diese selbst wieder abzubauen und tiefer zu fundieren. Die Erziehungsgemeinschaft lebt von der Erkenntnis, daß jede Errungenschaft letztlich doch nur provisorisch ist.

Wenn das aber der Fall ist, warum tut diese es dennoch? Weil sie jedem Tun noch einen zweiten Sinn zuschreibt, einen, der auf das innere Selbst der Handelnden geht. Hierfür hat die äußere Zwecksetzung nur den Sinn eines Gleichnisses, das dem Wissenden einen verborgenen Sinn enthält: den der Spiegelung der inneren Entwicklung. Auf diese, als den Sinn des Lebens läuft alles hinaus.

Diesen Unterschied dokumentiert die Erziehungsgemeinschaft durch ihren Grundsatz der Absichtslosigkeit (Neutralität). Dies bedeutet durchaus nicht, wie es manchmal aufgefaßt wird, Tatenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das reale Leben. Es ist nur eine Vorstufe dazu, eine Zeit, in der man sich vorbereitet, ehe man sich entscheidet. Die Entscheidung wird erst hinter die Urteilsbildung verlegt, es ist vielleicht nicht überflüssig, das zu betonen.

Darum braucht das Leben in einer solchen Erziehungsgemeinschaft keineswegs in erschlaffendem Genuß zu verlaufen, eine Befürchtung, die angesichts der strengen sittlichen Forderung der Selbsterziehung wohl nicht aufrecht erhalten werden kann. Auch gibt es genug Bestrebungen theoretischer und ästhetischer nicht nur, sondern auch praktischer Art, die die Anspannung des ganzen Menschen verlangen und deren Wirkungen doch hauptsächlich sich auf das „Innen" richten. Zum Beispiel handwerkliche Arbeit, die Studenten nicht des Gelderwerbs wegen tun, die aber geeignet ist, ihnen ein Verständnis ganzer Stände des Erwerbslebens zu eröffnen.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun entsteht — besonders bei Außenstehenden — leicht die Besorgnis: wie aber findet man nun den Übergang zu dem Leben, wo es sich doch um mehr als „sich bilden" handelt, wo man den Menschen nach dem Maße seiner Leistungen braucht und bewertet? Und ist es nicht auch höchst gefährlich, sich so „egoistisch" auf sich zu richten und garnichts für das Allgemeine zu tun? — Ich will zunächst auf den letzten Zweifel eingehen. Wenn jeder vor seiner Tür kehren wollte, so würde es bald sauber im Städtchen sein, meint ein Sprichwort. Zugegeben, daß es eine Menge Menschen gibt, die sich nicht selbst helfen können: ist das ein Grund, die, die es können, deshalb weil sie es tun, egoistisch zu schelten? Es ist aber auch garnicht so gemeint, als ob man Andern nicht helfen wollte. Aber erst dann, wenn man es auch wirklich kann. Denn, wie zu helfen ist, ist doch Sache der Einsicht und womit zu helfen ist, auch meist (im vorliegenden Fall sicher) das Beibringen einer Einsicht, und die muß erst gewonnen werden. Hierzu gebe man also Zeit und Ruhe, wenigstens den schon Wachenden, und verwende lieber seine Zeit dazu, das ungezählte Heer der behaglich Schlummernden aufzurütteln.

Die Köpfe und Herzen aber, die in den Erziehungsgemeinschaften ausgebildet werden, kommen eines Tages von selbst, um sich in den Dienst der guten Sache zu stellen. — Und damit ist auch die erste der Befürchtungen widerlegt: als fände die Erziehungsgemeinschaft nicht den Anschluß an das Leben: eben über den Weg der Zweckgemeinschaft findet sie ihn. Ihre Mitglieder, die ihr entwachsen, nicht die Organisation selbst, können eintreten, einmünden in Zweckvereine, damit bringen sie denen neue Anregung und befreien andrerseits die Erziehungsgemeinschaft von der Gefahr, daß sich der Betätigungsdrang ihrer Mitglieder nach innen wendet. Eine im Wandervogel schon längst empfundene Schwierigkeit. (Siehe Nr. 2 und 4 des diesjährigen Jahrganges der Zeitschrift „Wandervogel".)

Das sind die Gründe, die innerhalb der „Freideutschen Jugend" zu einer Abgrenzung der Erziehungs- gegen die Zweckverbände geführt haben. Es kann keine Rede davon sein, daß damit ein Beurteilen oder gar Verurteilen der ausgetretenen Verbände geschehen ist. Die Freideutsche Jugend lehnt, wie ihr neu geschaffenes Programm sagt, jede Parteinahme in wirtschaftlicher, politischer und konfessioneller Hinsicht ab. Nicht aus Furcht oder ähnlichen Gründen, sondern weil sie Erziehungsgemeinschaft sein will in dem oben beschriebenen Sinn.

Darum mußte sie eine reinliche Scheidung durchführen. Das sahen die Verbände auch ein. Der Dürerbund hatte, aus dem Gefühl heraus, daß die Jugend „unter sich" bleiben müsse, sich nie formell gebunden. Der „Deusche Vortrupp-Bund" und der „Bund deutscher Volkserzieher" lösten ihr Verhältnis in ruhiger und würdiger Weise auf. Auch der Bund für freie Schulgemeinden (Leitg. Wyneken) konnte sich der Wucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der vorgebrachten Gründe nicht entziehen. Er reichte am Schluß der Verhandlung seine Austrittserklärung ein*).

Damit ist der Weg für die Jugend frei. Innerlich gefestigt, wird sie den drohenden äußeren Gefahren ruhig entgegenblicken können. Denn: die Jugend, als solche, hat keinen Feind.

B. Lemke.

---

Wir fügen hinzu:

Was in Marburg formell erreicht ist, ist unbedingt erfreulich: Es ist gut und sachdienlich, daß zwischen der „Freideutschen Jugend" und den ihr sachlich nahestehenden „Altersverbänden", zu denen ja auch der „Deutsche Vortrupp-Bund" gehört, die klare organisatorische Trennung nunmehr wieder hergestellt ist. Denn der Zustand, daß „Altersverbände" (nämlich Verbände, die keine reinen Jugendverbände sind: Jugend genug umfassen ja auch sie) Mitglieder einer reinen Jugendgemeinschaft waren, war ein Unding: Mit dem Charakter der reinen Jugendgemeinschaft war dieser Zustand unvereinbar, und die „Altersverbände" brachte er in eine unangemessene Lage.

Soweit der „Deutsche Vortrupp-Bund" in diese Lage gekommen war, hatte das ja allerdings einen bestimmten, in den Ursprüngen der „Freideutschen Jugend" verankerten, Grund: Die jungen Akademiker, die den Plan des Oktoberfestes auf dem Hohen Meißner zuerst gefaßt hatten, hatten den Geschäftsführer des „Deutschen Vortrupp-Bundes" weitgehend als ihren Berater zugezogen und hatten ihn besonders damit betraut, die eingehenden Geldbeträge zu sammeln. So war die enge organisatorische Verbindung zwischen der „Freideutschen Jugend" und dem „Deutschen Vortrupp-Bunde" geworden. Für die Vorbereitung der Oktobertagung hatte sie gute Dienste geleistet; seit dem Abschlusse dieser Vorbereitung war sie für beide Teile höchst unbequem. Als vorläufiger Notbau war sie nützlich und ent-

---

*) Wer sich genauer mit den Verhandlungen beschäftigen will, sei auf das demnächst im Druck erscheinende Protokoll der Marburger Tagung verwiesen.
B. L.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schuldbar gewesen, auf die Dauer erschien sie uns für die gemeinsamen Interessen nur hinderlich und daher unhaltbar. Schon Anfang Februar, als Hans Paasche und ich im Engadin zusammen waren, hatten wir deshalb fest beschlossen, daß sie aufhören müsse. Nur erlaubten es damals die Zeitumstände nicht, diesen Beschluß sogleich auszuführen, weil gerade in jenen Tagen die (wunderlichen) Angriffe auf die „Freideutsche Jugend" im bayrischen Landtage erfolgten; eine Trennung in jenem Augenblick hätte Dritten leicht den Eindruck machen können, als ließen wir die „Freideutsche Jugend" sozusagen vor dem Feinde im Stich. Um so angenehmer war es uns, daß der Verlauf des Marburger Vertretertages gezeigt hat, wie die Erkenntnis, daß eine organisatorische Trennung von den „Altersverbänden" notwendig sei, auch bei der „Freideutschen Jugend" selbst vorhanden war: So hat diese Trennung zum Vorteil aller beteiligten Verbände stattfinden können, ohne daß das sachliche Zusammenarbeiten dadurch gefährdet worden ist.

Denn was insbesondere den „Vortrupp" angeht, so ändert die Tatsache, daß wir jene Trennung vorgenommen haben, nichts daran, daß wir nach wie vor Freunde der „Freideutschen Jugend" sind. Sie hat — zum ersten Male außerhalb der organisierten Abstinenzbewegung — ein Massenfest gefeiert, das den Forderungen der Rassenhygiene genügte, und hat auf dem Hohen Meißner beschlossen, alle ihre künftigen Feste ebenso zu feiern. Das gibt ihr einen Platz bei dem „Gesunden was in unserm Land und Volk wächst und wird". Wir können sie von jetzt ab mit um so freierem Herzen unterstützen, als die unzweckmäßige Gebundenheit, die unsre bisherige Mitgliedschaft in der „Freideutschen Jugend" naturgemäß in sich schloß, jetzt fortfällt: So können wir fortan Anerkennung aussprechen, ohne uns gewissermaßen selbst mitzuloben, und können Kritik üben, ohne damit Zwietracht zu säen.

* * *

Das sachliche Ergebnis von Marburg stellt sich uns so dar:

Vor allem muß das Eine klar begriffen werden: Die „Freideutsche Jugend" hat Marburg verlassen als ein Gebilde, das von Dem, als was sie ursprünglich gedacht war, durchaus verschieden ist:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Bild der „Freideutschen Jugend", das ihren ersten Gründern vorschwebte, erkennt man, wenn man den ersten Aufruf liest, der unter Anderm in den „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" vom 16. August 1913 (auf S. 83) abgedruckt ist. Dieser Aufruf wollte die deutsche Jugend sammeln im „Gelöbnis der Tat". Er verlangte von ihr, daß sie sich „neue Ziele stecken" sollte. Er wendete sich an „alle, für die das ‚Vorwärts' unsres Blücher gilt". Er verglich die „Freideutsche Jugend" mit der alten, der echten, Deutschen Burschenschaft. Und er stellte gleich in seinem ersten Satze die ganze Bewegung unter das Zeichen der Taten von 1813. — Daraufhin durfte man die „Freideutsche Jugend", die sich auf dem Hohen Meißner sammelte, mit Recht als eine Tatgemeinschaft ansprechen, wie wir es zu Beginn des Leitaufsatzes „Freideutsche Zukunft" getan haben*).

Diesen Boden hat die „Freideutsche Jugend" (in Verfolg einer Marschrichtung, die schon in der Entschließung der Oktobertagung angedeutet war) nunmehr in Marburg durchaus und mit bewußter Entschiedenheit verlassen. Die „Freideutsche Jugend", wie sie sich jetzt entwickelt hat, will — das hat uns der zweifellos berufenste Ausleger ihres Willens, nämlich der Vorsitzende Lemke der Marburger Tagung selbst, ja soeben in seinem Aufsatze gesagt — ganz ausdrücklich nichts andres mehr sein, als eine Erziehungsgemeinschaft. Die aber wird, wie jener Aufsatz klar zeigt, durchaus aufgefaßt als das schlichte Gegenteil Dessen, was wir „Tatgemeinschaft" genannt haben, und was Lemke mit vielleicht noch klarerem Ausdrucke „Zweckgemeinschaft" nennt.

Die ersten Gründer hatten „neue Ziele" verlangt — Marburg fordert das schlichte Gegenteil: den „Grundsatz der Absichtslosigkeit". Die ersten Gründer wollten die „Freideutsche Jugend" sammeln im „Gelöbnis der Tat" — Marburg beschränkt diese Jugend auf das schlichte Gegenteil der Tat: auf die reine „Urteilsbildung"; hinsichtlich ihres „Betätigungsdranges" verweist Marburg die Mitglieder der „Freideutschen Jugend" ausdrücklich auf die Zeit hinter dieser Urteilsbildung und auf andre Gemeinschaften, nämlich Zweckgemeinschaften, in die sie später „einmünden" sollen — also auf eine Zeit und auf eine Genossenschaft, die durchaus jenseits der „Freideutschen Jugend" selbst liegen. So-

*) Vortrupp 1913, Nr. 18, S. 577, Absatz 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lange jemand deren Mitglied ist, hat alles Tun, hat jede „äußere Zwecksetzung" für ihn nur den Sinn der „Spiegelung der inneren Entwicklung". Und in strenger Folgerichtigkeit hat Marburg den Charakter der Tatgemeinschaft soweit ausgerottet, daß auch die Gemeinbürgschaft sämtlicher der „Freideutschen Jugend" angeschlossener Verbände — einer der wesentlichen Punkte der Oktoberbeschlüsse — jetzt beseitigt worden ist: der Satz jener Oktoberbeschlüsse „Für diese innere Freiheit tritt sie [die freideutsche Jugend] unter allen Umständen geschlossen ein" hat in die Marburger Beschlüsse keine Aufnahme mehr gefunden*).

* * *

Wie lautet unser Urteil über diese Entwicklung?

Sprächen wir nur vom besondern Standpunkte des „Vortrupp" und vollends des „Deutschen Vortruppbundes" aus, so hätten wir lediglich zu sagen: „Unsre eigne Arbeit wird dadurch ungemein erleichtert."

Denn blieb die „Freideutsche Jugend" eine Tatgemeinschaft, die ihre Daseinsberechtigung dadurch erweisen wollte, daß sie Taten versuchte, wie ihre ersten Gründer sie ihr zugewiesen hatten, — Taten, die einen Vergleich aushalten konnten mit denen der alten Burschenschafter vom Wartburgfeste und mit denen der jugendlichen Freiheitskämpfer von 1813 — so lag unserer Überzeugung nach der einzige Pfad, an dem in unsern Tagen solche Taten wuchsen, in der Richtung, die unser Aufsatz „Freideutsche Zukunft" in Nr. 19 vom 1. Oktober 1913 gezeigt hat. Wir dürfen in dieser Beziehung wiederholen, was im „Vortrupp" schon einmal (Jahrgang 1913, S. 720) gesagt worden ist: In der Wechselrede auf der Burg Hanstein am Vorabend des Meißnerfestes hat niemand auch nur versucht, andere (geschweige denn bessere) „neue Ziele" zu zeigen, als die in jenem Aufsatze von uns aufgestellten. Nun sind ja aber, wie das selbstverständlich ist, diese

*) Die sachliche Wichtigkeit gerade dieser Abweichung von den Oktoberbeschlüssen erhellt auch daraus, daß der ganz kurze Bericht, den der Bundesleiter des „Wandervogel, E. V." im Märzheft der Bundeszeitschrift „Wandervogel" über Marburg gibt, ausdrücklich erwähnt, der angeführte Satz der Oktoberbeschlüsse sei in Marburg gestrichen worden. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziele — von denen wir auch bei dieser Gelegenheit ganz unzweideutig wiederholen, daß sie unsrer Überzeugung nach die Ziele sind, auf die es überhaupt ankommt, wenn man eine gesunde deutsche Zukunft will — eben bereits das Programm des „Vortrupp" und des „Deutschen Vortrupp-Bundes". Hätte sich neben der Tatgemeinschaft „Deutscher Vortrupp-Bund" noch eine zweite Tatgemeinschaft mit ganz dem gleichen Programm gebildet, so hätte das für uns mannigfache Gefahren bedeutet: schädliche Zersplitterung, denn manche auf die Tat gerichtete Kraft wäre uns entzogen worden, die jetzt ohne weiteres zu uns stößt — und unnötige Belastung, denn ständige taktische Vereinbarungen mit einer solchen Schwesterorganisation wären nötig gewesen und hätten Zeit, Arbeitskraft und Armfreiheit unsrer Führer belastet und gebunden. Dem Ziele aber, das ein Zusammenfassen der Kräfte und ein Vermeiden jeder entbehrlichen Belastung fordert, wäre damit nicht gedient worden. Solche Erwägungen durften uns seinerzeit nicht abhalten, der „Freideutschen Jugend", so lange sie Tatgemeinschaft sein wollte, zu sagen, um was für Taten es sich für den, der Taten tun wollte, unsrer Überzeugung nach in unsern Tagen allein handeln könne. Wir haben das ehrlich getan und dürfen nun ebenso ehrlich aussprechen, daß die „Freideutsche Jugend" als reine Erziehungsgemeinschaft (deren Mitglieder ja, wie Lemke ausführt, später in Tatgemeinschaften „einmünden" sollen) für uns etwas wesentlich Bequemeres ist. Wir haben daher allen Grund zu wünschen, daß die „Freideutsche Jugend" auch mit dem neuen Grundgedanken lebensfähig sein möge.

* * *

Wird sie lebensfähig sein?

Dafür scheint zu sprechen, daß es ihr in einer Richtung möglicherweise jetzt leichter sein wird, als bisher, sich Blutszufuhr zu verschaffen: Die Tatgemeinschaft, als die die „Freideutsche Jugend" den Verfassern jenes ersten Aufrufes vorgeschwebt hatte, konnte, wie wir schon einmal ausgeführt haben (Jahrgang 1913, S. 721), nur die Altersklasse umfassen, der auch die Burschenschafter des Wartburgfestes und

die jugendlichen Kämpfer von 1813 angehört haben: also nur die jungen Menschen, die die Reifestufe der Wehrhaftigkeit bereits erreicht hatten. Eine reine Erziehungsgemeinschaft aber, wie die „Freideutsche Jugend" es jetzt sein will, kann auch jüngere Altersklassen, das bedeutet: auch die Schüler, umfassen*).

Und damit ist die Möglichkeit, daß sich insbesondere die Wandervogelorganisationen der „Freideutschen Jugend" offiziell anschließen werden, wenigstens näher gerückt. Die eigentliche Masse der Wandervögel besteht ja aus Schülern, also aus Jugendlichen, die die Reifestufe der Wehrhaftigkeit noch nicht erreicht haben. So kam für die Tatgemeinschaft, die die „Freideutsche Jugend" ursprünglich sein wollte, nur die „Führerschaft" der Wandervögel ernsthaft in Betracht; für den offiziellen Anschluß der gesamten Wandervögel an die „Freideutsche Jugend", wie Marburg sie jetzt gestaltet hat, dürfte dagegen ein grundsätzliches Hindernis nicht mehr bestehen.

Aber diesem Gewinne, den die „Freideutsche Jugend" aus den Marburger Beschlüssen möglicherweise einmal**) ziehen wird, stehen Verluste gegenüber, die leider mindestens wahrscheinlich sein dürften.

Wer es ehrlich mit ihr meint, darf vor allem drei Dinge nicht verschweigen:

Erstens, daß es garnicht ausgemacht ist, ob für eine Organisation, die nur noch eine „formale Einheit" ist, das Leben überhaupt einen Bedarf hat: das bedeutet, ob die Einzelverbände, die in diesem formalen Gebilde „in einem bestimmten Hinblick als geeint erscheinen können", auf die Dauer genügendes Interesse an diesem Gebilde nehmen werden, und ob sich auf die Dauer Personen finden werden, denen es Befriedigung gewährt, die notwendigen Geschäfte dieser formalen Einheit zu besorgen. Gewiß, auch jetzt noch bleibt ja der „Freideutschen Jugend" die eine große, greifbare und wert-

---

*) Wir sind hinsichtlich dieser notwendigen Scheidung der Altersklassen in der Jugend völlig einer Meinung mit Professor Dr. Paul Natorp, dessen Ausführungen auf S. 14/15 seines Vortrages „Hoffnungen und Gefahren unsrer Jugendbewegung" (Jena 1914 bei Eugen Diederichs) diesen Punkt mustergültig erörtern. D. Verf.

**) Bis jetzt ist auch dieser Gewinn noch nicht eingetreten: am Ostersonntag hat vielmehr die größte Wandervogel-Organisation, der „Wandervogel, E. V.", es ausdrücklich abgelehnt, sich als Bund der „Freideutschen Jugend" anzuschließen. D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

volle Aufgabe, vorbildliche Massenfeste zu veranstalten. Und vielleicht wird ihr die Notwendigkeit noch eine zweite praktische Aufgabe stellen: wenn es gelten sollte, die segensreiche klare Absage an das Parteiwesen, das in den Marburger Beschlüssen enthalten ist, zu verteidigen gegen das Streben aller heute bestehenden politischen Parteien, jeden einzelnen Menschen in ihre Maschine zu spannen. — Wäre nicht die „Freideutsche Jugend" wenigstens in diesen beiden Richtungen immer noch eine (teils wirkliche, teils mögliche) Tatgemeinschaft geblieben, so wären die genannten Zweifel noch viel größer, als sie es ohnehin sind.

Zweitens: Eine Jugenderziehung, die ihr Wesen darin erblickt, daß sie „in jeder Festsetzung nur den Anlaß sehen kann, diese selbst wieder abzubauen und tiefer zu fundieren", die „von der Erkenntnis lebt, daß jede Errungenschaft letztlich doch nur provisorisch ist" — eine solche Jugenderziehung ist in der größten Gefahr, junge Skeptiker zu erziehen, einen recht bedenklichen Typus, der auch später zum „Einmünden" in eine Tatgemeinschaft weder Willen noch Fähigkeit mehr besitzt. Solche Erziehungsgrundsätze verkennen unsrer Überzeugung nach den Unterschied, der zwischen dem Geiste eines Kant oder Goethe (auf der Stufe ihrer höchsten Reife) und dem eines Studenten, eines Handlungsgehilfen oder gar eines Schülers besteht: Kritische Theorien, die jenen feinste Arbeitswerkzeuge sein können, wirken auf die Gehirne dieser meist wie Sprengpulver; die Jugend von 1813 und die vom Wartburgfest ist nicht durch die Schule der Kritik gegangen, sondern durch die Schule der Begeisterung.

Und dann ist drittens noch zu fragen: Wird nicht ein noch so großer Zuwachs an Schülern, den die „Freideutsche Jugend" jetzt möglicherweise erhalten kann, mehr als wettgemacht, wenn sie durch die neue Entwicklung an Werbekraft verliert gegenüber der Jugend, die die Reifestufe der Wehrhaftigkeit erlangt hat? Und dieser Verlust, an Werbekraft, fürchte ich, ist da: Denn die Werbekraft des „freideutschen" Gedankens gegenüber dieser Altersklasse hat nach meiner Überzeugung darauf beruht, daß diese Altersklasse die „Freideutsche Jugend" nach dem ersten Aufruf beurteilt und Taten von ihr erwartet hat. (Die beiden kleinen Aufsätze „Von der anderen Seite" und „Zur studentischen Lebensreform" im Abschnitt „Rund um uns" dieser Vortruppnummer sind mir, wie ich diese Aufsätze verstehe, ein neuer Beweis dafür.): Echte Jugend, wenn sie die Reifestufe der



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wehrhaftigkeit erreicht hat, dürstet eben aus ihrer Jugendkraft heraus nach Taten für Volk, Vaterland und Menschheit*).

* * *

So meinen wir im Endergebnis von der Marburger Tagung der „Freideutschen Jugend" dies: Formell hat die Tagung einen großen Fortschritt gebracht, denn die organisatorische Trennung von den „Altersverbänden" war notwendig und gut. Das sachliche Ergebnis ist gerade für uns vom „Vortrupp" bequem, für Werbekraft und Lebensfähigkeit der Gemeinschaft „Freideutsche Jugend" birgt es schwere Gefahren.

Hermann Popert.

# Im Kampf um Heide und Moor.

## V.

### Zurück zum Boden.

Wir erzählten in früheren Aufsätzen davon, wie Heide und Moor unterliegen werde im Kampf mit den Menschen. Es gibt wenig, was dem Menschen standhält, wenn er es überwinden will. Es ist aber auch selten, daß der Mensch etwas überwindet und besiegt, ohne gleichzeitig viel Wertvolles zu vernichten. Noch bis in unsere Tage wirkt der Eindruck nach, den es auf eine frühere Zeit gemacht, als die siegreichen Vandalen Rom verwüsteten und vor den Kunstschätzen Roms nicht Halt machten. Sind wir aber nicht viel größere Vandalen, wenn wir, die wir uns einbilden, den Geistesschatz aller vergangenen Zeiten mit Verständnis und Ehrfurcht zu hüten, oft so erschreckend wenig Ehrfurcht zeigen vor dem, was mehr ist als alle Kunstschätze und alle Geistesschöpfung der Menschen, weil es die schaffende Natur selbst ist. Vandalismus schlimmster Art ist es, wenn wir jede stille Schönheit, jede erhabene Größe, jedes Leben in der Natur stören oder gar vernichten, wenn es uns nur eine Möglich-

*) Man lese doch einmal, was Paul de Lagarde über dies Bedürfnis der Jugend zu sagen hat. (Siehe das Sammelwerk „Deutscher Glaube, Deutsches Vaterland, Deutsche Bildung" [Jena 1913 bei Eugen Diederichs] S. 105, Absatz 3 am Ende.) D. Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit des Geldgewinnens bietet. Es gibt für solchen Vandalismus leider Beispiele genug, und wenn die Bewegung für Heimatschutz und Naturschutz dem jetzt Einhalt zu gebieten sucht, so ist die Macht doch zweifellos noch völlig auf der Seite, die Geld will und Ehrfurcht nicht besitzt.

Sind wir nicht in Gefahr mit unserem Kampf um Heide und Moor in dieselbe Spur zu geraten, zu vernichten um einiger wirtschaftlicher Vorteile willen? Können wir wirklich damit unser Gewissen beruhigen, daß wir der Heide eine Freistatt im Lüneburger Naturschutzpark gegeben und vielleicht noch an einigen anderen Stellen liegen lassen, was wir nicht gebrauchen können?

So sehr die Frage uns am Herzen liegen mag, sie ist geradezu klein gegenüber der viel größeren, ob der Boden, nicht nur Heide und Moor, uns überhaupt noch etwas fürs Leben ist und was.

Vandalen — ja, wenn wir es wären, dann wären wir noch jung, träten selbst auf wie eine Naturkraft, die vielleicht Schönes mit Morschem niederreißt, aber Leben bringt, die Menschen zum Siege führt, nicht Geld.

Auch Geld hat Naturkraft in sich. Das ist sein Naturgesetz, daß es rollen will und im Rollen zur Lawine wird, die alles in ihren Strudel mit hineinreißt, auch die Menschen, die das Geld verdienen.

Seit den Tagen der Nibelungen und noch weiter zurück haben Mensch und Geld einen Bund zu schließen gesucht zu vermehrter Kraft, und bisher ging es noch immer über die Kraft der Menschen hinaus.

Zweifellos ist das auch jetzt, ist die Gefahr, gegen die wir uns am meisten zu wehren haben. Das ist aber das Verderben in seiner neuen Gestalt, wie es in diesem Umfang und in dieser Ausprägung noch nie dagewesen ist, daß das Geld die Menschen zusammengetrieben hat zu engem Wohnen, weil da am meisten verdient werden konnte, wo die Menschen am dichtesten zusammen waren. So ist es gekommen, daß die Menschen fast ersticken in der Enge, daß sie einfach nicht Platz genug haben zum Leben, selbst wenn sie Geld haben, daß sie sich aus der Enge und Freudlosigkeit ihres Lebensraums heraussehnen nach Licht und Luft und Platz, ein eigenes Leben führen zu können.

Es müßte möglich sein, mit demselben Geld, das die Menschen so in die Enge geführt hat, daß sie kein volles Leben mehr leben können, sich dieses zurückzuerobern.

*Werden Mensch und Geld diesen Bund schließen und der Mensch so der Herr des Geldes werden? Es wäre vielleicht zum ersten Male in der Weltgeschichte, aber darauf sind wir überhaupt angewiesen, daß wir uns neue Anfänge, neue Jugend erkämpfen, daß wir den Schein zerreißen,*

den man unserm Volk vorhalten will, als sei es altgewordenund bestimmtzu sterbenund seinen Platz an andere Völker abzugeben. Zurück zum Bodenund zu dem Leben, daß aus der Berührung mit dem Boden erwächst, das ist die Lösung, die uns allein neue Jugend verbürgt. Es ist ausgeschlossen, daß sie auf anderem Wege zu erhalten ist.

Deshalb muß es unsere ganze Aufmerksamkeit fesseln, wenn jetzt ein ganzes Stück Vaterland seiner Erschließung harrt, die Heiden und Moore Deutschlands. Die größeren Fragen sind aber diese: „Was ist der Boden dem deutschen Volk, was ist er für sein Leben?" Die Frage erschöpft sich nicht mit der Frage, was er an Brot und Nahrungsmitteln bringt, so wichtig sie ist, — durchaus nicht. Nicht nur der Leib unseres Volkes, auch seine Seele braucht den Boden zu seinem Leben.

Nicht in einem Ausgleich von Stadt und Land wird die bessere Zukunft uns erblühen, auch nicht in einem Kampf zwischen Land und Stadt, in dem etwa die Stadt zu unterliegen hätte, kann das Heil gesucht werden. Stadt und Land hat jedes seine Art und jedes seine Not und seine Aufgaben. Die Not der Stadt ist größer, daß sie die steinernen Mauern sprenge, aber sie muß diese Aufgabe selbst in die Hand nehmen, kann ihr nicht einfach durch Landflucht aus dem Wege gehen.

Das Land wiederum sieht seine lebenshungrige und arbeitstüchtige Jugend zur Stadt abwandern und darf nicht erwarten, daß von der Stadt her ihm ein Rückstrom werde, sondern muß künftige Geschlechter festhalten, daß sie auf ihrer Heimatscholle bleiben.

Die Stadt ist anders als das Land und muß es bleiben. Sie muß ihren Freiheitskampf auf ihrem eigenen Gebiet ausfechten. Sie kann ihr Gebiet erweitern, große Parkflächen hineinschieben in die Stadtviertel, durch schnelle Bahnen ihre Peripherie erweitern, das eigene Heim mit eigenem Garten pflegen, einen Gürtel von Wäldern, Weideflächen und Heiden um sich herum legen, sie kann ihre hygienischen Vorkehrungen immer mehr verbessern, kann vielleicht einige Industrien von sich abschieben, aber Stadt kann nicht zu Land werden und soll es nicht werden. Die Stadt ist die Stätte der organisierten Menschheit oder die Zentrale organisierter Menschenarbeit und Menschengeistes. Es läßt sich nicht leugnen, die Städte sind die Mittelpunkte, von denen ein Land wirtschaftlich und zum guten Teil auch geistig beherrscht wird; es sind auch die Brennpunkte, in denen die Menschheitsprobleme zuerst auftauchen und in Angriff genommen werden. Es ist Größe in der Art, wie hier Menschenarbeit und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschengeist zusammengefaßt wird, aber der einzelne Mensch ist hier furchtbar im Gedränge, und er lebt vielfach nur als Glied des Ganzen. Er soll als Glied des Ganzen leben, aber er soll auch seine eigene Welt haben und in ihr leben. Das ist die Aufgabe der Stadt, ihm das zu ermöglichen, und die wird nicht gelöst, ohne mehr Boden zum Wohnen, mehr Boden, daß die Lunge der Stadt sich weiten kann, mehr freie Natur um das Weichbild der Stadt, daß der Blick nicht von lauter Menschen gehindert werde, der Natur selbst ins Auge zu schauen.

Wer unter vielen Menschen lebt, bedarf der Gelegenheit, wo er keine Menschen sieht, wo er die Gewalt der Naturkräfte walten spürt. Nie wird der Städter so mit dem Boden verwachsen wie der Landbewohner, aber er kann ihm Leib und Seele verjüngen und ihn, der vielleicht freier umschaut über Länder und Menschen, doch festbinden an eigenes Land und eigenes Volk.

Ganz anders ist es mit dem Land und seinen Bewohnern. Was ist der Boden dem Landmann? Vielleicht nur Existenzgrundlage, nur Mittel zum Gelderwerb. Vielleicht meint er dann sogar ganz modern zu empfinden, frei zu sein von jeder Sentimentalität, am besten ausgerüstet zum Lebenskampf; aber wurzeln tut er dann nicht im Boden. Wurzeln tut man erst da, wo auch die Seele mitlebt. Das ist sehr wenig sentimental, ist einfach reale Lebenswirklichkeit, und die innere Gebundenheit des Menschen an seinen Boden ist nicht Behinderung oder Beengung, sondern Tiefe und Festigung des Lebens. Wo sie nicht mehr ist oder nicht mehr wachsen will, da wird keine äußere Bindung an den Boden dauernd möglich sein. Gott sei dank, daß sie noch da ist und immer neu sich erzeugt.

Der Landbewohner, der wirklich in seinem Boden wurzelt, der liebt ihn, weil er sich Mühe mit ihm gegeben. Er liebt ihn ehrfürchtig, weil er von ihm sich abhängig weiß trotz aller fortschreitenden Kenntnisse, ihn sich nutzbar zu machen. Er liebt ihn, weil darin seine Lebensarbeit steckt und die seiner Väter, und weil er die Zukunft seiner Kinder von ihm erwartet. Er liebt ihn, weil der Boden selbst ewig sich verjüngend, auch ihn, den Landbewohner, in diesen ewigen Wechsel von Wachsen und Vergehen hineinstellt. Er liebt ihn als den verschwiegenen Zeugen seines ganzen Lebens, seiner Arbeit, seiner Pläne, seiner Freuden und Nöte. Er liebt ihn still und keusch und stark. Er gibt dem selten Worte, denn sie sind miteinander vertraut, niemand weiß es wie sehr. Wer das kennt, der kann all das Gerede, als müsse das Landleben erträglicher gestaltet werden durch bequemere Vermittlung der Vorzüge des Stadtlebens, überhaupt nicht ernst nehmen. Wenn das Land sein Selbstbewußtsein aufgibt zugunsten der Stadt, dann verliert es sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst. Es wird nie anders sein als daß der Städter stärker umrauscht ist vom Strome seiner Zeit, aber ebenso wird es immer so sein, daß der Landbewohner den Quellen des Lebens näher steht, und wenn er sie kennt, leichter daraus schöpfen kann. Es wird immer so sein, daß viel starke Menschenkraft sich dahin stellen wird, wo die Menschen und die Aufgaben sich drängen, aber es muß auch so bleiben, daß das Land die Wiege junger starker Menschengeschlechter ist und ihr Wachsen schützt, daß sie in Freiheit fest und tief wurzeln.

Empfindet man es vielleicht als Ketzerei zu behaupten, daß das Land die Wiege der Freiheit sei, so meine ich, diese Ketzerei muß sich durchringen. So ist es gewesen, so muß es werden. Es ist ja Torheit, Freiheit messen zu wollen nach den Rechten, die einem zugebilligt, und der Möglichkeit, die einem geboten werde. Freiheit muß gemessen werden nach dem Lebensraum, den man tatsächlich hat.

Man denke ruhig an die starke Gebundenheit altbäuerlicher Bevölkerung durch Sitte und Herkommen oder an die patriarchalische Art des Dienstbodenverhältnisses, wo sie noch besteht! Das sind nicht die schwersten Hindernisse der Freiheit. Sitte ist stärkerer Freiheitsschutz als Gesetz, und wo einmal ein rechter Bauer patriarchalischen Schlages waltet als primus inter pares auf seinem Hofe, er selbst der Herrscher, aber seine Leute wie seinesgleichen, zusammengebunden durch gleiche Arbeit und gleichen Lebenskreis, da ist oft mehr Freiheit als in einer Gemeinschaft von noch so freiheitlicher Verfassung.

Diese Art kann sich erhalten, auch wo man es gelernt, sich freier in der Welt umzuschauen, wenn nur die Liebe zur Scholle blieb. Ich sehe das tagtäglich im Bauernstand Nordschleswigs. Daran ändert nichts, daß auch die glättenden Einflüsse des Zeitgeistes hier sich geltend machen.

Die Aufgabe ist nicht gelöst, aber sie liegt vor der Schwelle unserer Zeit, daß das Land sich selbst begreift und nicht von Anleihen der Stadt glaubt leben zu müssen. Das Land seinem Nachwuchs und seinen Nachwuchs dem Lande zu erhalten, das ist die Aufgabe.

Der Stand der Bauern und Landarbeiter muß noch einmal mit Kolonistengeist erfüllt werden, dem die Welt nicht zu weit, aber das Vaterland auch nicht zu eng geworden. Der Geist der Selbständigkeit und Freiheit, der die Menschen wachsen läßt nach ihrer Art, muß vom Boden her seine Kraft nehmen, daß der städtische Geist der Organisation ein Menschenmaterial vorfindet, das sich nicht einfach verbrauchen läßt zum Zwecke der Gütererzeugung.

J. Schmidt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der englische Schatzkanzler über deutsche und englische Sozialpolitik.

Dem sechsten Bande der von Prof. Sieper herausgegebenen „Kultur des modernen England"*), der soeben erschienen ist und eine zusammenfassende Darstellung der neueren englischen sozialen Gesetzgebung aus der Feder Dr. H. A. Walters enthält, hat der englische Schatzkanzler Lloyd George ein Geleitwort beigegeben, das über die zukünftigen Wege der englischen Sozialpolitik bemerkenswerte Äußerungen enthält. Wir entnehmen mit Prof. Siepers und Lloyd Georges ausdrücklicher Genehmigung dem inhaltreichen Schriftstücke Folgendes:

In der Hauptsache bestand die frühere britische Gesetzgebung aus einer Summe von Linderungsmaßnahmen. Einige dieser Maßnahmen erwiesen sich als wirksam für den augenblicklichen Zweck; von anderen läßt sich nur sagen, daß sie gut gemeint, aber hoffnungslos schlecht im Prinzip waren; aber alle — oder fast alle — waren unzulänglich aus dem einfachen Grunde, weil sie eben nur Linderungsmittel waren und sonst nichts.

Früher haben wir versucht, tiefsitzende, soziale Übelstände durch Hausmittel zu heilen, die nie tiefer unter die Oberfläche eindrangen, während doch von jeher die einzige Hoffnung auf dauernde Besserung in durchgreifender Behandlung lag. Mit Maßnahmen beschäftigt, die bloß darauf hinzielten, die Wirkungen der Krankheit zu beseitigen, kümmerten wir uns nicht genügend um die Ursachen.

Ich kann den grundlegenden Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Prinzip sozialer Reformen nicht besser beleuchten als durch Gegenüberstellung des Armengesetzes (Poor Law) und des Staatlichen Versicherungsgesetzes (National Insurance Act) mit einer doppelten Fürsorge für die Dauer der Krankheit und Arbeitslosigkeit. Das erstere geht darauf hin, die Not des Augenblicks zu lindern, und es erfüllt seinen Zweck mehr oder minder wirksam; aber es verringert die Armut nicht und kann sie nicht verringern. Das Versicherungsgesetz ist bestrebt, die augenblickliche Not zu lindern, aber auch die Hauptquellen der Verarmung — wie Krankheit, Invalidität und Arbeitsmangel — zu beseitigen, und wird dies im Laufe der Zeit in immer wachsendem Maße tun.

Die gegenwärtige Regierung hat sich bemüht, im Gegensatz zu derjenigen Methode der Sozialpolitik, die nur zu lindern sucht, die vorbeugende Absicht besonders zu betonen. Auf diese Weise ist unsere soziale Gesetzgebung in eine neue Richtung gelenkt worden, und diese Richtung wird zweifellos für diese Gesetzgebung auf lange Zeit hinaus bestimmend sein.

Nicht zu spät vielleicht, aber sicher auch nicht zu früh, beginnen wir jetzt, gesunde kaufmännische Grundsätze auf das Leben und die Unternehmungen

*) Verlag R. Oldenbourg, Berlin und München.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Nation anzuwenden. Wir glichen dem kurzsichtigen Kaufmann, der in seiner Gier, große, augenfällige Gewinne zu zeigen, sein Geschäft zugrunde richtet, statt es mit Kapital hinreichend zu festigen. Kein kaufmännisches Unternehmen, und wäre es noch so groß und sein Ruf noch so bedeutend, könnte dauernd mit solchen Grundsätzen erfolgreich weitergeführt werden. Einer der wichtigsten Zweige des nationalen Lebens, den man aus Mangel an Kapital nicht nur bei uns, sondern in allen Ländern hat verschmachten lassen, ist die Gesundheit und Kraft der arbeitenden Klassen. Wir stecken jetzt mehr Kapital in diesen Zweig des nationalen Geschäftes — mit vollen Händen und voll Vertrauen, denn wir wissen, daß es mit der Zeit hohe Zinsen tragen wird, nicht nur durch den zunehmenden Wohlstand und die wachsende Zufriedenheit der Arbeiter, sondern auch durch größeren materiellen Gewinn für das ganze Volk.

Sie in Deutschland haben dasselbe getan durch Ihr Versicherungsgesetz, und die Tatsache, daß Sie den Wirkungskreis dieses Gesetzes heuer ausdehnen, ist ein Beweis dafür, daß sich Ihre frühere Kapitalsanlage als gewinnbringend erwiesen hat. Ich habe oft Gelegenheit gefunden, anzuerkennen, wie sehr nicht nur mein eigenes Vaterland, sondern die ganze zivilisierte Welt Deutschland zu Dank verpflichtet ist für den Mut, mit dem es schon vor einem Menschenalter ein damals neues und unbebautes Versuchsfeld betrat.

Bei uns war die Frage der sozialen Versicherung verwickelt infolge einer Menge von Umständen, die nicht im gleichen Grad in Betracht kamen für Länder, in denen die Initiative des Staates das Feld für persönliche und private Tätigkeit einschränkte, und daher haben wir lange damit zurückgehalten. Wenn ich mir indes Dr. Walters Meinung zu eigen machen darf, so ist diese Zurückhaltung nicht unvorteilhaft gewesen. Bei der gesetzlichen Regelung dieser Frage haben wir uns tatsächlich die Erfahrungen anderer Länder zunutze machen und den besonderen Überlieferungen und Eigentümlichkeiten des englischen Volkes voll und ganz gerecht werden können.

Durch solche und andere gesetzlichen Maßnahmen zugunsten der arbeitenden Klassen wird nach unserer Überzeugung dem Wohl und den eigensten Interessen der Gesamtheit in gleicher Weise gedient sein. Keine Haltung könnte kurzsichtiger sein oder in ihrem Einfluß auf die Sozialpolitik lähmender empfunden werden, als die eines Mannes, der zurückschreckt vor den augenblicklichen Kosten der großen sozialen Reformen, welche auf eine Mehrung der Kraft und Leistungsfähigkeit jener Millionen hinzielen, durch die der materielle Wohlstand des Landes hervorgebracht wird.

Ich möchte diesen Punkt gern erläutern durch Hinweis auf das Lohnamts-Gesetz (Trade Boards Act) von 1909. Zweck dieser Maßnahme ist es, Mindestraten für die sogenannten Schwitzgewerbe („sweated trades") festzusetzen. Das Gesetz ist beinahe ebenso beachtenswert um dessentwillen, was es nicht getan hat, als wegen dessen, was es getan hat. Als es ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebracht wurde, versicherten uns die schwarzseherischen Propheten, die bestrebt sind, jeden sozialen Fortschritt zu verhindern, es würde die Gewerbe zugrunde richten, durch die Hunderttausende von Leuten ihren Lebensunterhalt verdienen. Die Freunde der Vorlage teilten diese Befürchtung auch nicht einen Augenblick. Sie behaupteten einerseits, daß Gewerbe, die nicht auf moralisch gesunder Grundlage betrieben werden und den Arbeitern einen menschenwürdigen Lohn gewähren, als parasitisch zu betrachten seien und überhaupt keine Daseinsberechtigung hätten. Andererseits wiesen sie auf die unbestreitbare Tatsache hin, daß Hungerlöhne immer und überall unfruchtbare Arbeit mit sich bringen und sogar vom Standpunkt des Arbeitgebers aus ein schlechtes Geschäft sind.

Aber die Frage war auch noch vom nationalen Standpunkt aus zu betrachten. Kein Volk, dessen Wohlfahrt von seiner industriellen Leistungsfähigkeit abhängt, kann in weiterem Umfange so elende Arbeitsbedingungen dulden wie die, welche das Lohnamts-Gesetz notwendig machten. Denn welchen Wert hat es, die Lage der arbeitenden Klassen durch Fabrikgesetze, Versicherung und andere gesetzliche Maßnahmen zu heben, wenn sie doch gleichzeitig auf der ganzen Linie dem schweren Druck einer Masse unterbezahlter Arbeit ausgesetzt ist, die ganz und gar außerhalb des Einflusses der Organisation steht? Infolge ihrer Schwäche ist eine Hebung und bei ihrem wirtschaftlichen Tiefstand ein weiteres Fallen unmöglich, und trotzdem übt jener Druck wegen seiner Schwere und Ausdehnung einen schädigenden Einfluß auf den allgemeinen Stand der Löhne und die Lebenshaltung der ganzen arbeitenden Klasse aus.

Vier Jahre nach der Verwirklichung des gefürchteten Gesetzes sind wir in der Lage, über seine Wirkung zu urteilen. Heute genießen 150 000 bis 200 000 Arbeiter beiderlei Geschlechts die Vorteile der Ämter, welche für ihre Gewerbe errichtet sind. Für die Gewerbe, in denen jene Arbeiter tätig sind, wurden Mindestlohnraten auf dem Wege der Übereinkunft durch die vertretenden Körperschaften, bestehend aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern, aufgestellt. Die Folge ist, daß die Arbeiter größeren Verdienst haben und daß ihre Lebenshaltung gehoben wurde, während anderseits die Arbeitgeber durch bessere Arbeitsleistungen und größeren Ertrag entschädigt wurden, so daß sie heute zu den besten Freunden des Gesetzes gehören. Während der letzten Session hat das Parlament die Ausdehnung des Gesetzes auf weitere Gewerbe genehmigt, und wenn diese Ausdehnung in Kraft tritt, werden schätzungsweise 300 000 bis 400 000 Personen die Wirkung der Lohnämter genießen.

Indem ich dies Buch willkommen heiße, weil es unseren Freunden, den Deutschen, helfen wird, besser zu verstehen, was für soziale Reform in unserem Lande auf so mannigfache Art und Weise getan wird, wage ich zugleich zu hoffen, daß es zur Verbreitung einer höheren und staatsmännischeren Auffassung der sozialen Reform, die ja eine Sache von vorwiegend

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

internationalem Interesse ist, beitragen wird. Die allgemeine Annahme dieser Auffassung ist dringend zu wünschen. Ich möchte sogar weiter gehen und behaupten, daß sie wesentlich ist, wenn die soziale Reformbewegung nicht mit trägen, unsicheren Schritten, wie dies früher nur zu häufig der Fall war, sondern mit Kraft, Entschlossenheit und Vertrauen vorwärts schreiten soll.

Für jedes Land ergeben sich zwar besondere, ihm eigene, schwere Aufgaben, die Resultante aus vielen Faktoren — aus Überlieferung, Rasse, Einrichtungen, Temperament und nicht zum mindesten aus der Tatsache, daß man den sozialen Übelständen, sowie sie sich zeigten, nicht schnell und entschlossen zu Leibe ging. Die allgemeinen Verhältnisse und Bedürfnisse der modernen Gesellschaft sind jedoch insoweit ähnlich, daß alle Völker voneinander lernen und sich helfen können bei der großen Aufgabe, die sozialen Verhältnisse in Einklang zu bringen mit den ethischen Forderungen der Zeit.

Für Kulturvölker wenigstens können diese Forderungen nicht länger örtlicher und partikularistischer Natur sein. Die Tatsache ihrer ausgedehnten und sich immer mehr ausdehnenden wechselseitigen Beziehungen, ihre gemeinsamen kaufmännischen Interessen und intellektuellen Ziele, und nicht zum wenigsten die wachsende Solidarität der Arbeit, deren geistiger Horizont nicht mehr durch Land, Rasse oder auch Religion beschränkt wird — diese Erwägungen allein schon zwingen die moderne Staatskunst immer mehr dazu, die Probleme der Gesellschaft als international und universal ihrem Charakter und ihrer Bedeutung nach zu betrachten. Zur Teilnahme an der Lösung dieser Probleme sind alle Völker aus Pflicht gegen sich selbst und aus Verbindlichkeit gegen ihre gemeinsame Kultur verpflichtet. Deutschland und Britannien haben, jedes auf seine Weise, auf dem fruchtbaren Feld des sozialen Experiments in der Vergangenheit beachtenswerte Erfolge erzielt. Mögen sie auf demselben Gebiet auch in Zukunft mehr und mehr Gelegenheit finden zu ehrenvollem Wettkampf, zum Segen für sie selbst und für die ganze Menschheit! **D. Lloyd George.**

## Eine Vergessene.

Unser Ältester huldigt in den letzten Monaten einer gefährlichen Leidenschaft: ihn packte die Schreib- und Malwut. Kein Schwarz- noch Buntstift, kein Fetzen Papier ist vor ihm sicher. Immer wieder verschwinden auf geheimnisvolle Weise von Vaters und Mutters Schreibtisch die nötigen Schreibutensilien und finden sich in einem für die ursprünglichen Besitzer meist sehr niederschmetternden Zustand in Uwes Schürzentasche oder zwischen einem Sammelsurium von Bausteinen, kopflosen Soldaten und allerlei rätselhaften Trümmern wieder. Doch das Unleidlichste an diesem Betätigungsdrang unseres Sohnes ist der riesenhafte

Verbrauch von Manuskriptpapier, wobei er in der Beschaffung dieses Materiales eine verblüffende Skrupellosigkeit und eine erhabene Souveränität bekundet. Nicht nur, daß er zur ungelegensten Zeit durch eine Spalte der Stubentür seinen Strubbelkopf hereinschiebt und mit unwiderstehlichem Ausdruck bettelt: „Mudder, ich muß doch 'n Stück Papier haben, nich?" — er läßt auch bei günstiger Veranlassung unsere Abreißkalender in seinen Besitz übergehen und versieht sämtliche Blätter nicht nur auf der Rückseite mit seinen Krakelfüßen. Oder er füllt unsere Notizbücher mit allen möglichen Eintragungen, korrigiert mit Vorliebe mein Haushaltungsbuch mit Rotstift durch, ja zuweilen nimmt er, wenn ihm gerade nichts anderes zur Hand liegt, auch wohl mit einem gedruckten Buch vorlieb. Dabei kommt allerdings der Verfasser meistens schlecht weg, so man nach den kritischen Kreuz- und Querstrichen, die sich später am Rande und im Text wiederfinden, urteilen darf. Völlig fassungslos aber stand ich seinem letzten Attentat gegenüber: wir erwarteten Besuch, alles war bereit und geordnet, ich begab mich noch einmal zur Nachschau ins Eßzimmer — da fahre ich entsetzt zurück: Ringsum sind die hellfarbigen Tapeten von der Fußleiste ab bis zu einer gewissen Höhe hinauf (und unser Dreijähriger ist nicht klein!) mit schrecklich ausdrucksvollen schwarzen, roten und blauen Linien „verziert". Wenig tröstete mich in diesem Augenblick die blitzartig auftauchende Erinnerung an eine ähnliche Untat meiner eigenen Kinderzeit und die melancholische Überlegung, daß dies da vor mir gewissermaßen eine Art Gerechtigkeit sei. Ich habe nämlich auch einmal kurz vor einem festlichen Besuch unser Eßzimmer derart geschmückt, allerdings mehr plastisch: zu schönstem Muster geordnet bedeckten ringsum zerkaute und sorgfältig festgeklebte Salatkartoffeln, die ich in der Küche ohne Aufsicht angetroffen hatte, die Wände, sehr zum Entzücken der kurz darauf eintreffenden Gäste.

Als nun aber mein Junge mir gegenüber so Schicksal spielte, war ich empört und stimmte meinem Mann lebhaft zu, der kategorisch erklärte: „So kann das nicht mehr weitergehen — der Junge kriegt keinen Bleistift mehr in die Finger!" Irgendeiner von uns kam dann auf die glückliche Idee: Er muß eine Schiefertafel haben! Und einen Griffel dazu, so kann er „schreiben" und „malen" nach Herzenslust, ist aber durch das Material an seine Domäne gebunden und kann damit anderswo keinen Unfug anrichten. Das war ein Ausweg! Und voll Feuereifer begaben wir uns an die Ausführung unseres Planes.

Auf einem Spaziergang betraten wir selbstsicher den Laden einer Papierhandlung und forderten mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt eine Schiefertafel nebst Griffel.

Der Mann sah uns halb erstaunt, halb mitleidig an, und schüttelte den Kopf: „Die führe ich garnicht!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Aber in Ihrem Schaufenster hängt doch ein Plakat: Sämtliche Schulutensilien sind hier zu haben," wagten wir etwas entrüstet zu bemerken.

In einem Ton, der nur unschwer seine Geringschätzung verbarg, belehrte uns der Mann:

„Schiefertafeln werden hier aber schon lange nicht mehr in den Schulen gebraucht! Nein, auch in den Volksschulen nicht!

„Was denn?"

„Na, Hefte! Nur Hefte: Schreib-, Aufsatz-, Diktat-, Zeichen- und Rechenhefte — für jedes Unterrichtsfach ein Heft! Was sollen die Kinder da noch mit einer Tafel? Die ist schädlich für die Augen und gibt nur 'ne schwere Hand, sagen die Lehrer! — Sie sind wohl vom Lande? Da haben die Schulen das ja wohl noch!"

Leider konnten wir dem Mann darauf nicht bejahend antworten, aber daß er mit seiner mitleidigen Geringschätzung unseres unzeitgemäßen Wunsches nicht so unrecht hatte, mußten wir beim weiteren Verfolg dieser Angelegenheit noch deutlich spüren. Im Grunde ist ja auch ein Städter, der sich der großstädtischen Zivilisation nicht mit Haut und Haar verschreibt, sondern immer wieder versucht, seine kleine individualistische Extrawurst doch noch serviert zu bekommen, eine Erscheinung, die Geschäftsleute, Droschkenkutscher und Piepenbrinks nur mit Kopfschütteln passieren lassen können. So ein Unglückswurm versucht fortwährend, zwei Welten miteinander zu verquicken, zwei Welten, die mit gleichpoliger Elektrizität geladen sind und sich infolgedessen abstoßen müssen.

Uns lächelte freilich nach wochenlangem vergeblichen Suchen doch noch das Glück — irgendwo entdeckte ein freundlicher Mann in seinem Lager noch eine verstaubte Schiefertafel, allerdings mit ganz unnötigen roten Linien versehen — aber wir waren mittlerweile in unseren Ansprüchen sehr bescheiden geworden und zogen unseres Besitzes froh mit unserem Schatz nach Hause.

Ganz wie wir's uns gedacht hatten, nahm Uwe die neue Erwerbung auf — mit vollem Verständnis für alle Vorzüge des neuen Materials. Besonders entzückt ihn das leichte Aus-der-Welt-schaffen der mißratenen Kunstprodukte! Herrlich: man fährt mit dem Schwamm darüber und —: „Mutter, nun hab ich schon wieder mal eine ganz neue Tafel!" Unbeschwert durch vorwurfsvoll einen anstarrende frühere Versuche kann man ganz von neuem wieder schaffen, immer wieder getragen vom Taumel erster seliger Zuversicht. Uwe „malt" mit leuchtenden Augen und redet dabei ununterbrochen. Teilweise sind das durchaus notwendige Erklärungen seiner manchmal gar zu futuristischen Kunstwerke, teilweise gibt er verbindende Gedankengänge zu den einzelnen Szenenbildern einer „Geschichte".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während ich seinen Plaudereien von Wolf und Hirsch und Rotkäppchen und Prinzen lausche, werden in mir die Erinnerungen an all die glücklichen Stunden meiner eigenen Kinderzeit wach, die ich der Beschäftigung mit meiner Tafel zu danken habe.

Ich sehe mich vierjährig zum erstenmal davor sitzen und mit ungeübter Hand und großer Wichtigkeit auf den von der Mutter gezogenen Linien ein „i" nach dem anderen malen. Bald aber wurde mir die neue Schreibkunst gräßlich langweilig — es gingen auch gar zu viele „i"s auf eine Seite. Es war nämlich noch nicht im Jahrhundert des Kindes, und so hatte ich selbstverständlich meine Unlust zu unterdrücken und eine Seite bis zum letzten Plätzchen voll zu schreiben. Aber dann! Kaum hatte Mutter einen kritischen Blick über meine Tafel gleiten lassen, fuhr auch schon mein Schwamm darüber hin, fröhliche Rache an der langweiligen Gesellschaft übend.

Und jetzt „malte" ich: genau solch Gerippe, wie alle Kinder es zuerst machen — rechts und links davon noch solch anatomisches Wunder in verkleinerter Ausgabe — und: „Mutter, sieh doch — das bist du, und das sind wir Kinder!" Na, wer das nicht sehen konnte, mußte doch blind sein!

Später, als meine „Kunst" sich unter ständigem Selbstsuchen ohne jede Anleitung etwas mehr entwickelt hatte, hat mir meine Schiefertafel unvergeßliche Dienste geleistet, die ich ihr noch heute danke. Die schönsten Geschichten ließen sich darauf malen. Einige sind mir noch besonders lebhaft im Gedächtnis — darunter jene Fabelwesen, halb Fuchs, halb Pferd, die an den Vorderpfoten zierliche Menschenhände trugen und in unterirdischen Höhlen ein wundervoll gemütliches Dasein führten. Wie oft habe ich auf meiner Tafel in großen „Bildern" bis ins Kleinste hinein ihr Leben und Treiben geschildert und den ganzen Zauber ihres rätselhaften, durch mich entdeckten Wesens mit der Wonne des Schöpfers ausgekostet!

Lange Jahre hindurch trug ich als Kind immer den brennenden Wunsch in mir herum, einmal eine warme Sommernacht im Freien zubringen zu dürfen. Wahrscheinlich habe ich diesen Wunsch aber niemals laut geäußert, er wäre mir selbstverständlich auch nicht erfüllt worden.

Wie gut hatten es da aber die Kinder, die in dem schönen Haus mit dem großen Garten wohnten, das ich auf meiner Tafel zeichnete! Wahrhaftig, die durften ohne weiteres, wenn es ihnen so in den Sinn kam, eine Nacht über draußen bleiben!

Wie oft fuhr mein Schwamm wieder löschend über die Tafel hin, um Platz für ein neues Bild zu schaffen — so unendlich viele Abenteuer erlebten meine Freunde in dieser Nacht, bis sie sich schließlich gegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Morgen (rechts oben in der Ecke ging schon strahlend die Sonne auf!) im duftenden Heudiemen zum Schlafen niederlegten.

Heute nach dreißig Jahren kann ich mir noch deutlich den Glanz des Mondlichts, das Flimmern der Sterne, die raunenden Geheimnisse dieser Nacht und den Duft des Heus vorstellen, und es will mir manchmal nicht in den Sinn, daß dieses einzig schöne Erlebnis nur über meine Schiefertafel geschritten ist!

Unsere Tafel hatte damals auch noch in der Schule Heimatrecht — wie oft benutzten wir sie nicht zur nachträglichen Veranschaulichung des Unterrichtsstoffes. Nicht immer auf Veranlassung und mit Billigung des Lehrers — denn damals nahmen wir unsere „künstlerische Erziehung" zum größten Teil noch selbst in die Hand. Das hatte für uns wenigstens den Vorteil, daß es niemandem einfiel, unsere Kunstproducte auf österlichen Ausstellungen bewundernden Müttern und begeisterten Tanten vorzuführen. Hin und wieder traf ein streng kritisierender, manchmal auch verständnisloser Blick unser Kunstwerk — und dann hieß es: Schwamm drüber! Dabei die richtige Selbsteinschätzung zu bewahren, konnte uns also nicht allzu schwer fallen. Traf aber die übliche Verständnislosigkeit mal auf ein wirkliches Talent, so hatte das eben dabei Hörner und Zähne zu erweisen — bestand es schon diese erste Kraftprobe nicht, war's schließlich weiter nicht schade darum. Dann mochte es getrost bei der Schiefertafel bleiben!

Du, mein Junge, wirst es sicher einmal weiter bringen. Die Schule wird deine liebe Schiefertafel vornehm lächelnd zurückweisen und dir dafür zerbrechliche Kohle und Zeichenpapier in deine ungeschickten Fäuste legen. Du wirst mit Pastell-, Aquarell- und Ölfarben umgehen lernen, du wirst skizzieren und die Gesetze der Perspektive ergründen, wahrscheinlich wirst du auch modellieren und dich als Bildhauer versuchen . . . ach, mein Junge, wie schwer wirst du es haben, Ehrfurcht zu bewahren, Ehrfurcht und Hunger. Ehrfurcht vor der echten Kunst und dem wirklichen Können und Hunger nach beidem!

Sieh, ich will ganz bescheiden und froh sein, wenn du später nur nicht Gemälde zentimeterweise kopierst! — Du lachst, du Schlingel? Ach, Junge, die „Klavierseuche" in unserm guten Deutschland hat schon längst eine Nebenbuhlerin in der „Malseuche" — und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird ihr in kurzem die allgemeine „Schriftstellerseuche" folgen. Ihr habt doch alle Ohren zu hören, und zu laut predigt man euch: Jedes Kind ein Künstler! — und bringt eure kindlichen Kunstwerke, ohne euch einer böswilligen Jury auszusetzen, auf Ausstellungen und in Sammelmappen unter! Oder: Jedes Kind ist ein Poet! — und dann werden deine braven Jungsaufsätze öffentlich verlesen (du darfst sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vielleicht sogar selbst vortragen) oder man läßt sie — so leicht wird heute das Leben dem Poeten — sogar drucken!

Junge, mein Junge, wie findest du dich durch diesen Wust hindurch? Mir ist etwas bange um dich . . . höre, was ich dir ernsthaft rate: vergiß deine alte Schiefertafel und ihre schwarzgraue Ehrlichkeit nicht! Und vor allen Dingen nicht ihr: „Schwamm drüber!"

**Ingeborg Andresen.**

# Was andre sagen

**Wandervogel.** (Schriftleiter: Rudolf Sievers, Braunschweig.) Jg. 9, Heft 2.

Eine Erinnerung. Von Fritz Koch.

„. . . . . .

Es ist beschämend, daß wir (Wandervögel) bei unseren Festen uns die unserer Ahnen so wenig zum Vorbild nehmen, daß bei uns kaum die volkstümlichen Ball- und Laufspiele, geschweige denn turnerische Wettkämpfe stattfinden; daß wir Tänzen und Liedern und der Faulenzerei den Vorzug geben vor den ritterlichen Übungen. Wo soll denn das hinaus, wenn unsere junge Mannschaft vor Schlemmen und Sentimentalitätsrausch am Echten den Geschmack verliert? Deshalb taugen unsere Führer so schlecht zur Erfüllung der Aufgabe, die wahrlich des Edelkerns der deutschen Jugend würdig ist, zum Dienst in der öffentlichen Jugendpflege: Der Geschmack der einfachen Jungen ist nicht so verbildet wie der moderner Wandervögel. Ich fürchte, daß mancher Ortsgruppe überhaupt der Nachwuchs ausbleibt, weil die noch außenstehenden Jungen das merkwürdige Treiben der Wandervögel nicht verstehen: Was kümmern die sentimentale Lieder, Baustile usw.; austoben wollen sie sich. Die Natur ist ihnen nicht eine Gelegenheit ästhetischen Genießens, sondern ein einziger großer Tummelplatz.

Ich glaube nicht, daß ich mit meiner Meinung allein stehe. Aber was ist zu tun? . . . . Manchesmal, wenn ich einsam über unsere Berge streifte, habe ich mir aus den Steinhaufen die besten Segler herausgesucht zum Werfen rechts und links, manchesmal eine geeignete Platte als Diskus benutzt. Neuerdings begleitet mich auch mein guter selbstgefertigter Speer; alles dies aber sind erst noch Anfänge und Versuche; ehe etwas Rechtes daraus wird, müssen viele mitgeholfen haben.

Aber, sagt ihr, wir wollen doch kein Turn- oder Sportsverein werden! Darauf antworte ich dies: Zunächst müssen wir uns den ganz unberechtigten Hochmut abgewöhnen, mit dem wir gewöhnlich über andere Vereine reden. Vielmehr alle Achtung, wenn Leute so viel Pflichtgefühl und Energie haben, daß sie ihren Körper gesund und kräftig erhalten wollen. Ferner, merkt ihr denn nicht, daß die Übungen und Spiele einen viel höheren Wert und edleren Sinn bekommen, wenn wir sie da draußen auf der grünen Heide betreiben? Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sich mir immer die Plätze fest eingeprägt haben, wo ich mich mal recht getummelt habe. Ist auch ganz natürlich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man fühlt ja ordentlich wie die Augen sich hervordrängen, wenn man das Ziel für den Wurf sucht. — Und schließlich: Wir sind ja nicht bloß ein Wanderverein geblieben, sondern mehr und mehr Gesinnungsgemeinschaft geworden und haben doch nichts anderes im Sinn, als tüchtige Menschen an Leib und Seele zu werden. Wem von uns ist aber das wohl schon recht zum Bewußtsein gekommen, wie weit wir von diesem Ziel noch entfernt sind, wieviel näher ihm schon mancher Germanen- und Griechenjüngling gewesen ist, der gewiß nicht nur sich geübt hat, weil er als Krieger Kraft und Behendigkeit brauchte, sondern viel mehr deshalb, weil Leibestüchtigkeit eben die eine Hälfte wahrer Menschenbildung ist? Demgegenüber müssen wir uns leider gestehen, daß wir uns auf ganz falscher Fährte befunden haben, die wir als Endziel aller Kultur uns womöglich ein Schlaraffenland setzten, ein Land des Schlemmens in Kultur.

Um so mehr haben wir daher die Pflicht, an dieser Arbeit mitzuschaffen, die bisher von uns ganz vernachlässigt ist. Wer irgend schon an diesem Gedanken gearbeitet hat, teile hier seine Erfahrungen mit. Womöglich entdecken wir noch ebensoviele schöne Spiele und Übungen, wie wir Tänze und Lieder schön gefunden haben. Der Bereich der Möglichkeiten in der freien Natur ist ja unendlich viel weiter als der auf dem Turnplatze. Natürlich gilt es auch, Landheime mit Turn- und Spielgärten auszurüsten und das für den Fahrtenbetrieb Geeignete festzustellen. ..."

**Kunstwart und Kulturwart** (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz). 27. Jg., Heft 12.

Neue Aufgaben für die deutsche Jugend. Von Georg Schmidt.

„ . . . . . .

Ich habe einen Vorschlag. Wir deutschen jungen Männer, Studenten und höhere Schüler wollen, statt in den Sommerferien im Seebad zu faulenzen und zu flirten, oder auf der Wanderung übers Land uns selbst und die Natur zu genießen, wir wollen dem Bauern helfen, dem die Leutenot immer schwerer zu schaffen macht.

Der Vorschlag ist nicht so unausführbar, wie manchem scheinen mag. Er ist auch nicht ganz neu. Er ist aber gerade in diesem Jahre zu wiederholen, um die vielen Schwätzer ein wenig einzuschüchtern. Der Vorschlag ist ausführbar. Ich weiß von mancher Wandervogelhorde, die im Sommer, wenn Gewitter drohte, selbst mit Hand anlegte, daß die Garben nur so auf den Wagen flogen. Von Jena aus waren jetzt auch schon in den beiden letzten Jahren je sechs bis zehn Mann in dem Orte unsres Landheims, um dort den Bauern einige Wochen zu helfen. Ich könnte noch mehr Fälle anführen, wo bereits von „Städtern" längere Zeit auf dem Lande gearbeitet wurde.

Freilich, so ganz angenehm und dekorativ ist diese Arbeit nicht, wie die, staatserhaltende Reden auf Völkerfreiheit und Vaterlandsliebe zu halten. Zunächst tut einem das Kreuz brav weh, und man denkt daran, „das" bald wieder aufzustecken. Du, sporttreibende und turnende Stadtjugend, kannst da zeigen, ob deine Körperpflege die vielgerühmten Eigenschaften entwickelt.

Die Vorteile, die sich aus solcher Erntearbeit-Einquartierung ergeben, sind recht bedeutend. Die Berührung der Volksschichten wirkt beiden Teilen förderlich. Der Student lernt den Anschauungskreis und die Lebensbedingungen des Bauern kennen. Die körperliche Beschäftigung in Sonnenglut und Wind und Wetter kann ihm nur dienlich sein, er wird zum Beispiel in den feinen Schichten später aufräumen mit der Vorstellung, als wäre das ganze Leben des Landmanns ein naives Idyll. Was ernste, heilige Arbeit ist, werden ihm seine schwieligen Hände sagen, und er wird Ingrimm fühlen über jene Leute von der „Gesellschaft", für die der „Bauer" nur ein Maskeradetyp ist, den sie selbst bei ihrem „Interesse" für das „Volk" darzustellen sich bemühen, wenn gerade

schäfernde Tändelei Mode ist. Der Bauer wird von dem an geistiger Bildung höherstehenden Hilfsarbeiter auch manches lernen, denn es werden gewiß nicht die Schlechtesten sein, die persönliche Mühen nicht scheuen, um durch eine Umwertung in der Einschätzung der Landarbeit der Volksgemeinschaft einen Dienst zu leisten. Die Jugend, die sich hier freiwillig zur Arbeit stellt, kann manches wettmachen, was die Großstadt mit ihren Touristenheeren an Unkultur und Scheinbildung aufs Land schwemmt.

. . . . . ."

# Rund um uns

**Zur studentischen Lebensreform.** Eine der beachtenswertesten und für die Zukunft bedeutungsvollsten Folgen des Freideutschen Jugendtages scheint mir der Einfluß zu sein, den die dort gepflegten Lebensformen auch auf ältere studentische Körperschaften auszuüben beginnen*).

Im Kyffhäuserverband der „Vereine Deutscher Studenten" ist durch das Meißnerfest offenbar eine Entwicklung mächtig gefördert worden, die schon längst im Gange war, nun aber deutlich und scharf ihren Ausdruck sucht. Wer die „Vereine Deutscher Studenten" und ihr inneres Leben kennt, hätte sich wundern müssen, wenn nicht die Gedanken des Meißnerfestes in ihnen starkes Mitleben und tätige Teilnahme erregt hätten. Nach Natorps Vortrag in der Comeniusgesellschaft in Berlin ist es ausgesprochen und anerkannt worden, daß auch in den „Vereinen Deutscher Studenten" eine Erziehungsarbeit geleistet worden ist, die jetzt der Entwicklung der freideutschen Gedanken mitdient. Besondere Verantwortlichkeit gegenüber dem Volksganzen war hier immer der Hauptinhalt aller nationalen Gesinnung, Erziehung zu daraus erwachsenden Aufgaben, zum Teil auch in der praktischen sozialen Tätigkeit, vor allem in der Jugendpflege, eine Hauptforderung im Kyffhäuserverband. So kann es nicht wundern, wenn klarsehende Angehörige der „Vereine Deutscher Studenten" jetzt ausdrücklich fordern, es mögen die Formen des Vereinslebens den Anforderungen gemäß gestaltet werden, die in der freideutschen Jugend und im Wandervogelnachwuchs als wahrhaft national empfunden werden. Dr. Reimers von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt führt diese Forderungen in Nr. 21 der „Akademischen Blätter" näher aus: Alkoholfreiheit, Reform der Kneipen, Wanderungen an deren Stelle, Wandervogelgeselligkeit, Einfachheit, Heime im Freien statt allzu prunkhafter Korporationshäuser. In manchen „Vereinen Deutscher Studenten" ist der Geist, der in solchen Forderungen sich kundtut, den neuen Aufgaben angepaßt schon am Werke, eine große Anzahl der „Alten Herren" fördert diese Entwicklung. Gelingt es, den ganzen Verband so zu beeinflussen, wozu ja, sofern der alte Geist noch in ihm lebt, alle Aussicht ist: dann ist ein guter Schritt vorwärts getan in der Neugestaltung unseres akademischen Lebens. Ein frohes Zeichen der Zeit! **Ullmann.**

*) Dafür ist auch der nächstfolgende Aufsatz ein deutlicher Beweis.
**Vortrupp.**

**Von der anderen Seite. (Die Stellung der Schwarzburgbund-Verbindung „Nicaria" in Tübingen zur freideutschen Jugend.)** Das Erlebnis des I. freideutschen Jugendtages hat in mir, einem Mitgliede der Tübinger Studenten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verbindung „Nicaria", den Plan zur Veröffentlichung der nachstehenden Ausführungen angeregt, der die Zustimmung meiner Bundesbrüder fand.

Es ist an der Zeit, daß im „Vortrupp" einmal ein klares Wort darüber gesprochen wird, daß auch innerhalb der Farbenstudentenschaft manches Gesunde wächst und wird, das für die Zukunft des Deutschtums tüchtige Arbeit leistet. Die freideutsche Jugend hat Gesinnungsgefährten auch über den auf dem Hohen Meißner vereinigten Kreis hinaus. Diese Botschaft ist wohl wert, weithin verkündet zu werden. Ich bin nämlich nicht der Meinung, daß wir, d. h. die Verbindung „Nicaria" im Schwarzburgbund*), die einzigen seien: möge energische Selbstbesinnung noch bei möglichst vielen akademischen Verbänden zu gleicher Erkenntnis führen, damit der freideutsche Gedanke innerhalb der deutschen Jugend die Bedeutung erhalte, die ihm im Interesse unserer Zukunft gebührt!

Das Verhältnis der Verbindung „Nicaria" zur freideutschen Jugend wird am klarsten durch eine Darlegung dessen, was wir sind und wollen. Da gilt es zunächst das Mißverständnis abzuwehren, als sei unser Farbenstudententum nur ein schwächlicher Kompromiß, ein „Farbenstudententum mit mildernden Umständen". Trifft das zu, so sind wir Schwächlinge und haben nicht das Recht, zur freideutschen Jugend zu reden. Demgegenüber muß gezeigt werden, daß wir eine besondere Form des Farbenstudententums darstellen, die einen bestimmten Gedanken folgerichtig zu verwirklichen strebt. Der Gedanke, der in außerstudentischen Kreisen noch hier und da spukt, als sei die Farbenstudentenschaft eine unterschiedslose Masse, muß aufgegeben werden. Solange man vom „Farbenstudententum mit mildernden Umständen" spricht, erkennt man im Grunde nur eine Form des Farbenstudententums als berechtigt an, deren reinste Ausprägung das Korps darstellt. Es ist aber nicht richtig, einerseits alles, was Student ist und Farbe trägt, zur Farbenstudentenschaft zu rechnen, anderseits den Inhalt dieses Begriffes einer besonderen Form dieses größeren Ganzen zu entnehmen und darnach die anderen Formen einzureihen. Auf diesem Wege kann man unmöglich zu einer gerechten Würdigung unserer Art kommen.

Ich sagte oben, daß wir von einem besonderen Gedanken ausgehen. Dieser Gedanke ist die Durchführung christlicher Sittlichkeit im Studentenleben. So weit wir diesen Gedanken verwirklichen, sind wir durchaus berechtigt und scheuen den Vergleich mit keiner anderen Form des Farbenstudententums. Nur insofern wir uns vor der Durchführung dieses Gedankens bewußt und grundsätzlich drücken, sind wir „Farbenstudenten mit mildernden Umständen".

Man kann uns einwenden: „Ist der Gedanke, auf dem ihr euch gründet, auch klar?" Wir meinen über den Umfang der Glaubenssätze, deren Anerkennung zur Zugehörigkeit zum Christentum notwendig ist, kann Streit bestehen, über den Grundgedanken christlicher Sittlichkeit nicht. Der lautet: Wille zur Selbstüberwindung aus Liebe zum Nächsten. Nicht das Behagen des Einzelnen, sondern das Gewissen, das die Förderung des Nächsten als Gesetz anerkennt, bestimmt die Lebensführung. Wie der Einzelne diesen Standpunkt begründet, ist ihm anheimgestellt; irgendwelche Verpflichtung auf ein christliches Dogma besteht nicht.

Von dieser Grundlage aus haben wir die Stellung unserer Mitglieder zu drei den Studenten am nächsten berührenden Fragen festgelegt: zur sexuellen Frage im Sinne der Keuschheit, zur Alkoholfrage im Sinne der Mäßigkeit, zur Duellfrage im Sinne der Duellverwerfung.

Alle drei Forderungen bedeuten eine Reform des Studentenlebens. Bei der Stellungnahme zur sexuellen und zur

*) Der „Schwarzburgbund" ist zurzeit an 12 deutschen Hochschulen vertreten; die älteste Kartellverbindung — „Uttenrutthia" in Erlangen — wurde 1836 gegründet. Die „Nicaria" in Tübingen besteht seit 1893.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkoholfrage führte der sittliche Grundgedanke zu rassenhygienischen Forderungen, ehe noch der Begriff der Rassenhygiene bekannt war. Daß der Mäßigkeitsstandpunkt mehr und mehr dem der Abstinenz weicht, sei ebenfalls erwähnt. Hier erweist sich nach meiner Ansicht abermals die Richtigkeit unsres Grundgedankens: Wir haben einfach kein Recht und keine Mittel, uns der Abstinenz zu verschließen, wenn sich diese als der ethisch höhere Standpunkt erweist. Diese drei Forderungen, deren jede eine „Enthaltung" in sich schließt, verlangen naturgemäß eine Ergänzung in der Forderung nach eifriger körperlicher Betätigung. Durch Turnen (wöchentlich drei Stunden), Reiten, Fechten, Rudern und vor allem durch Wandern suchen wir ihr zu genügen. Gesundheit des Körpers und der Seele ist das Ideal. Soweit in praktischen Forderungen mit der freideutschen Jugend Übereinstimmung erzielt werden muß und kann, soweit ist sie, glaube ich, vorhanden.

Aber nun erhebt sich die entscheidende Frage: Wie steht es bei uns mit der „freideutschen Gesinnung"? Gemeinschaften unserer Art, die auf sittlicher Grundlage ruhen, haben oft mit einem Schreckensgespenst zu kämpfen: mit jener „Tugendhaftigkeit", die nach innen als Engherzigkeit und Philisterei, nach außen als Anmaßung und Überhebung erscheint. Solche Gesinnung ist weder frei noch deutsch. Aber davon wissen wir uns frei: Wir sind uns wohl bewußt, die Sittlichkeit nicht gepachtet zu haben, und suchen uns einen offenen Sinn für alles Gute auch in den andern studentischen Gemeinschaften zu bewahren. Und unsere drei „Prinzipien", so sehr sie uns nach außen hin kennzeichnen, treten im Verbindungsleben nicht hervor. Sie sind die selbstverständliche Voraussetzung, auf denen sich das Verbindungsleben erst aufbaut. Sein Grundzug ist Einfachheit und Wahrhaftigkeit. Das ist die Luft, in der ein sittlicher Charakter erwachsen kann. Wir wollen, um mit Nietzsches Worten zu reden, weder „Ehrentölpel" noch „Tugendgänse" sein.

Daraus ergibt sich unsere Stellung zum Freideutschtum klar. Wir sehen in ihm eine Gesinnung, die, von der Größe der Idee der Wahrhaftigkeit durchdrungen, in Echtheit und Einfachheit ihr Leben führen will, den reinen Sinn für Freude und Schönheit sich in der Natur zurückgewinnt und für alles Schlechte und Schädliche im deutschen Volke, in welcher Gestalt es ihr auch entgegentritt, eine scharfe Witterung und einen entschlossenen Kampfeswillen dagegen hat. Solcher freideutschen Gesinnung stimmen wir rückhaltlos zu, erkennen gern an, daß wir von ihrer Kraft und Klarheit lernen können, und sind bestrebt, sie im eignen Kreise mehr und mehr zu verwirklichen.

Eine kurze Auseinandersetzung mit der „Freischar"*) über die wesentlichen Punkte, in denen wir uns von ihr unterscheiden, wird unsere Art noch deutlicher werden lassen. Es handelt sich in der Hauptsache um zweierlei: 1. Die Erziehung geschieht bei uns in dem hergebrachten Rahmen von Bursch zu Fuchs, ist also nicht reine Selbsterziehung. 2. Wir verpflichten unsere Mitglieder nicht nur auf eine allgemeine, ethische Grundlage, sondern stellen in einigen Punkten bestimmte Gebote auf.

Verstößt das nicht gegen die „Freiheit"? Dazu ist zu bemerken: 1. Es steht in keinem Widerspruch zur Freiheit, wenn tatsächlich vorhandene Unterschiede in Wissen, Charakterbildung und vor allem Erfahrung in rechtlichen Formen ihren Ausdruck finden. Daß dieses Verhältnis der Über- und Unterordnung nicht in Tyrannei ausartet und die freie Entwicklung des Einzelnen hemmt, dafür ist gesorgt.

2. Es ist klar, daß bei Menschen, die sich auf eine gemeinsame sittliche Grundlage gestellt haben, gewisse Entscheidungen in 999 von 1000 Fällen gleich ausfallen müssen. Kommen Vergehen vor,

*) Über diese neuzeitliche Studentenverbindung vgl. „Vortrupp" Jg. 1912 S. 21 ff., 525 ff. und Jg. 1913 S. 249 ff.
**Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so werden sie nicht schematisch, sondern unter Berücksichtigung der besonderen Umstände beurteilt. Für größere Gemeinschaften — unsere stärksten Kartellverbindungen zählen 50—60 Mann — bedeutet eine solche Festlegung eine wesentliche Erleichterung der Erziehung. Daß aber diese Stellungnahme von einem jeden selbständig begründet werde, wird in unserer Fuchsenerziehung bewußt angestrebt. Selbsterziehung ist auch uns das Ideal.

„Von der anderen Seite" lautet die Überschrift dieses Aufsatzes. Das bedeutet, daß unser Ausgangspunkt ein anderer ist als der der neuzeitlichen studentischen Bewegung. Auch die Formen unseres geselligen Lebens sind vielfach andere und mögen einem Freideutschen vielleicht manchmal noch rückständig erscheinen. Daß aber diese Verschiedenheiten kein unübersteigbares Hindernis der Verständigung bilden, weil das Gemeinsame doch noch stärker ist, haben diese Ausführungen hoffentlich gezeigt. „Von der anderen Seite" — das kennzeichnet aber auch den gegenwärtigen Zustand, daß die Farbenstudentenschaft mit der freideutschen Jugend noch nicht auf einer Seite steht. Möge die Erkenntnis des eignen Wesens und Wollens hüben und drüben, je rascher desto besser, die Kluft überbrücken helfen und den freideutschen Gedanken in der gesamten Studentenschaft wirksam werden lassen — zum Heil des deutschen Vaterlandes!

**Paul Gerke.**

**Dr. Götz und Prof. Hartmann.** Studienrat Prof. Dr. Hartmann in Leipzig, der Begründer und Vorsitzende des Vereins abstinenter Philologen, hatte im vorigen Jahre in einer Alkoholgegnerzeitschrift einen Aufsatz veröffentlicht, der sich in durchaus sachlicher Weise mit der deutschen Turnerschaft beschäftigte und hervorhob, daß die Turnsache noch immer in viel zu enger Verquickung mit dem Alkohol auftrete. Er stützte sich dabei auf Beobachtungen, die er bei Gelegenheit des letzten Deutschen Turnfestes in Leipzig gemacht hatte. Darauf brachte die Deutsche Turnzeitung aus der Feder des Geh. Rats Dr. Götz, des Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, eine Erwiderung, die offensichtliche Beleidigungen enthielt. In einem späteren Aufsatze in derselben Zeitschrift griff Dr. Götz Herrn Prof. Hartmann noch einmal an, ebenfalls in beleidigender Form. Infolgedessen sah sich Prof. Hartmann gezwungen, Dr. Götz wegen Beleidigung zu verklagen.

Über den Ausgang dieses Rechtsstreites, der vor einigen Wochen vor dem Schöffengericht zu Leipzig seine Erledigung fand, sind nun seltsamerweise mehrfach Berichte veröffentlicht worden, die den Tatbestand verschleiern und Prof. Hartmann als den Unterlegenen hinzustellen suchen.

Im Interesse nicht nur des verdienten Vorkämpfers der Abstinenzbewegung, sondern auch um der Alkoholgegnersache selbst willen, um die es sich letzten Endes hier handelt, legen wir Wert darauf, festzustellen, daß der Rechtsstreit mit einem völligen Siege Prof. Hartmanns geendet hat. Dr. Götz wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, nachdem das Gericht festgestellt hatte, daß der Angeklagte sich der Beleidigungen durchaus bewußt gewesen, und daß ein Teil der beleidigenden Angriffe überhaupt jeder Grundlage entbehrte.

Im Gegensatz zu verschiedenen Zeitungsberichten, die den Sachverhalt besonders entstellt haben, muß auch hervorgehoben werden, daß Herr Prof. Hartmann seinem Gegner mit Rücksicht auf dessen hohes Alter in jeder Weise entgegengekommen ist. Die Schlichtung des Streites auf gütlichem Wege scheiterte an dem Widerstande des Geh. Rats Dr. Götz.

**Vortrupp.**

**„Anständig" und „besser".** Der „Sohn anständiger Eltern, der als Laufbursche", und die „besseren Herren, die für einen Kegelklub" gesucht werden, wem wären sie nicht schon öfter in den Anzeigenspalten der Zeitungen begegnet?

Die Ausdrücke anständig und besser haben sich eingebürgert. Man

verbindet mit ihnen bestimmte, oder eigentlich ziemlich unbestimmte, nicht klar umgrenzte Begriffe, gebraucht sie wie andere Ausdrücke auch, — aber zum Nachdenken über das Unrecht, das man damit begeht, kommt kaum jemand. Wer von den anständigen und achtbaren Eltern spricht, hat offenbar gar keine Empfindung für die Kränkung, die er dadurch all den übrigen Leuten der sogenannten unteren Volksschichten zufügt. Er zieht eine Grenze für die Wohlanständigkeit und die allgemeine Achtung, er stellt ganze Reihen von Familien unter diese Grenze und erklärt sie damit für unanständig und nicht achtungswert. Freilich gedankenlos; aber ist solche Gedankenlosigkeit eine Entschuldigung für die Zurücksetzung, Geringschätzung, ja Verächtlichmachung, die er tatsächlich ausspricht? Auf seine Worte soll jeder Mensch von gesunden Sinnen achten. Sehen übrigens nicht gerade manche von d e n Leuten, die die Tochter anständiger Eltern als Kindermädchen suchen, sehr peinlich darauf, ob auch das Hochwohlgeboren auf ihren Briefen nicht fehle? Aber auf den Sinn und — den Unsinn dieses „anständig" achten viele leider nicht. Sie merken gar nicht, daß sie Tausende von Volksgenossen kränken n u r u m i h r e r A r m u t w i l l e n (denn das ist der letzte Grund für das Vorenthalten der Wertschätzung); sie merken gar nicht, daß sie in manchen Fällen sogar die von ihnen als anständig und achtbar angesprochenen Leute beleidigen, indem sie ihre Kinder gerade noch für gut genug zu Laufjungen und Stundenmädchen halten; sie merken endlich ihre eigene Überhebung nicht. Nur nicht zu tun haben mit Leuten, die nicht anständig und achtbar sind!

Aus dem besseren Herrn für den Kegelklub schaut der Teufel der Überhebung noch deutlicher heraus. So nötig und wertvoll es ist, auf seinen Umgang zu achten, — das Suchen nach Herren, die „wie wir bessere" sind, schreit allzulaut: Eigendünkel! Daß der geschätzte Vorzug des Besserseins je nach der eigenen Stellung immer bei einer anderen Rangstufe anfängt, mag man als komische Würze der Sache ansehen; sie wird aber von den Austeilern dieser Wertschätzung ebensowenig empfunden wie der bei weitem vorherrschende Geschmack nach Dünkelhaftigkeit und nach Geringschätzung der „Tieferstehenden". Die gebildete Dame schreibt ohne Bedenken die Anzeige: „Gesucht wird ein Mädchen, das in besseren Häusern gedient hat." Ihre soziale und ethische Feinfühligkeit darob anzuzweifeln, würde sie gleichwohl sehr übel nehmen. Und was die Gebildeten vormachen, ahmen die Ungebildeten nach: die Stellenvermittlerin sucht — mit schauderhafter Sprachverhunzung — „Hausmädchen f ü r b e s s e r".

Kurz und gut: die Worte a n s t ä n d i g und b e s s e r in den hier gekennzeichneten Verbindungen bergen, abgesehen von dem schlechten Licht, in dem sie die Sprecher und Schreiber selbst zeigen, ein Unrecht gegen andere, auch anständige und ordentliche Leute. Auf der einen Seite wünscht man die Milderung der schroffen Gegensätze zwischen den einzelnen Klassen, strebt ernsthaft danach, gewisse Volksschichten wirtschaftlich und geistig zu heben, und auf der anderen fügt man unüberlegt durch solche oft wiederholten Nadelstiche denselben Volksschichten Kränkungen zu, die die Abstände nur erweitern und den Leuten obendrein gerade d i e Verhältnisse vorwerfen, aus denen man sie herausheben will.

**Paul Hundt.**

## Neue Bücher und Schriften

**Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.**

**Ehret, Arnold:** K r a n k e M e n s c h e n. Ehret-Verlag, München.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Asmussen, Georg:** Leibeigene. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—. Carl Reißner, Dresden.

**Thule. Altnordische Dichtung und Prosa.** VI. Band: Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5.50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Hammer, Walter:** Ernährungsreform, eine wirtschaftliche Notwendigkeit, das Radikalmittel im Kampf gegen die Fleischnot. M. 0,20. Dr. Hugo Vollrath Verlag, Leipzig.

**Schönenberger, Dr. med. Franz und Siegert, W.:** Was unsere Söhne wissen müssen. M. 0,90. Was unsere Töchter wissen sollten. M. 0.90. Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW.

**Wehrmann, Johannes:** Menschen ohne Heimat. M. 5.—. Deutschlands Großloge I. des IOGT., Hamburg 30.

**Deutsches Weihnachtsbuch:** M. 0,25. Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg.

**Hayler, Guy:** Prohibition Advance in all Lands. International Prohibition Confederation, London.

**Ostwald, Wilhelm:** Gegen den Monismus. M. 0,50. Verlag Unesma G. m. b. H., Leipzig.

**Erich, Gotthard:** Zum Problem der Jugendpflege in Deutschland und im Auslande. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig.

**Volkskunstbund:** Deutsche Treue. Ein deutscher Volkskalender auf das Jahr 1914. Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart.

**Volkskunstbund:** Deutsche Jugend. Ein Kalender für die deutsche Jugend auf das Jahr 1914. Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart.

**Ließ, Hermann:** Das fünfzehnte Jahr in deutschen Landerziehungsheimen. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig.

**Steckel, Dr. Wilhelm:** Das liebe Ich. M. 3.—. Otto Salle, Berlin W 57.

**Fischer, Dr. med. Alfons:** Ein sozialhygienischer Gesetzentwurf aus dem Jahre 1800, ein Vorbild für die Gegenwart. M. 1,—. Julius Springer, Berlin.

**Seeberg, D.:** Bruderkrieg. M. 5,—. C. L. Krüger, G. m. b. H., Dortmund.

**Bayer, Maximilian:** Scherls Jungdeutschland-Buch. M. 4,—. August Scherl, Berlin.

**Winterstein, Dr. Franz:** Kämpfe von heute und gestern. (Zwei Lustspiele an einem Abend.) M. 0,50. A. Hasert und Gen. Leipzig-Borsdorf.

**Winterstein, Dr. Franz:** Die Deutsch-Völkischen. Ein deutscher Schauspiel-Abend in zwei Lebensbildern aus Böhmen. M. 0,50. Deutsch-Völkischer Verlag, Dresden-Niedersedlitz.

**Mannström, Oscar:** Bilder und Blätter aus der Geschichte der schwedischen Nüchternheitsbewegung. Mäßigkeitsverlag Berlin W 15.

**Bandits, Sophus:** Der alte Hauptmann. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

**Böttcher, Maximilian:** Vaterland. (Schauspiel aus Preußens Nacht und Not.) Verlag des Vaterländischen Schriftenverbandes, Berlin.

**Lemonnier, Camille:** Ein Dorfwinkel. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Steffen, Gustav F.:** Die Irrwege sozialer Erkenntnis. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Schönborn, E.:** Die Pflege des Kindes vor und nach der Geburt. M. 0,30. Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin.

**Trinius, August:** In die blaue Ferne. M. 3,50. Otto Spamer, Leipzig.

**Page, Otto:** Evangelische Jugendpflege. M. 4,— (geb. M. 4,60). Alfred Töpelmann, (vorm. J. Ricker), Gießen.

**Köhler, Carl u. Riemann, Ludwig:** Die Spinnstube. 30 schöne, lebende rheinische Volkslieder für zweistimmigen Gesang. Fredebeul & Koenen, Essen a. Ruhr.

**Hancke, Elisabeth:** Moderne Amazonen. Verlag der Buchhandlung Fr. Zillessen, Berlin C 19.

**Deutsches Fußball-Jahrbuch 1913,** herausgegeben vom Deutschen Fußball-Bund. M. 1,25. Selbstverlag des D. F. B., Dortmund, Neuer Graben 75.

**Morawitz, Karl:** Fünfzig Jahre Geschichte einer Wiener Bank. M. 1,25. Hugo Heller & Co., Leipzig.

**Briegleb, Wilhelm:** Aus dem Jahre 1913. Königsberg-Breslau-Leipzig. Ein vaterländ. Festspiel. M. 0,40. Selbstverlag d. Verf, Gr. Umstadt i. Odw.

**Sträter, Klara:** R. Wagners Ring des Nibelungen. In Altersmundart nacherzählt. M. 1,25. Hauslehrer-Verlag. Berlin-Lichterfelde.

**Chotzky, Dr. Heinr.:** Aus gottsuchender Zeit. Ein Andachtsbuch für neuzeitlich denkende Menschen. Pappband M. 3.20; Leinenband M. 4,20; eleg. Halblederband M. 5 80. Strecker & Schröder, Stuttgart.

**Kuhl, H. u. Refredik A.;** mit einem Geleitwort von Hofrat Dr. C. Spielmann: Aufwärts zur sonnigen Höhe des Glückes. P. Plaum, Hofbuchdruckerei, Wiesbaden.

**Dirks, Theodor:** Van Jadestrand un Werserkant. Erzählungen und Gedichte. M. 0,50. Für den „Quickborn" in Hamburg herausgegeben von Georg Ruseler. Alfred Janssen. Hamburg.

**Schönenberger, Dr. med. Fr.:** Abreißkalender mit ärztlichen Ratschlägen. M. 0,50. Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW.

**Hellmut, Dr. B.:** Glaube, Vernunft, Naturalismus und Naturwissenschaft. M. 0,30. B. Winkler's Verlag, Erdenglück, Post Frauendorf. (Bez. Lzg.)

**Victor, J. K.:** Wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete. M. 2,—. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin SW.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20, Tarpenbeckstraße 78.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 10 16. Mai 1914

## Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatze „Marburg" in Nr. 9 von 1914 ist auf Seite 267, Zeile 4 von oben, hinter dem Komma irrtümlich und sinnstörend das Wort „das" gedruckt, anstatt des Wortes „die". Das betreffende Satzbruchstück lautet also richtig so: „wenn es gelten sollte, die segensreiche klare Absage an das Parteiwesen, die in den Marburger Beschlüssen enthalten ist . . . . ."

Hermann Popert.

## Warum sollen wir Idealisten sein?

Die Leute, die unsre Zeit pessimistisch betrachten, sind sehr zahlreich. Wer irgendwo an irgend einem gemeinnützigen Werk steht, an der Lösung irgend einer idealen Aufgabe mittut, der kennt auch die Pessimisten, die diesen Werken und Aufgaben mißtrauisch, zweifelnd, oft sogar feindselig im Wege stehen. Es hat zu allen Zeiten Pessimisten gegeben, auch in solchen Zeiten, die wir heute als große und glänzende bewundern. Es ist darum schwer zu sagen, ob unsre Zeit pessimistischer gestimmt sei als andere, als beispielsweise die Zeit vor hundert Jahren, die ein Fichte selbst als das „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit" bezeichnete, über deren Vielleserei, Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht er klagte, und in der Kant, von der Annahme des radikalen Bösen ausgehend, zu einer recht ungünstigen Einschätzung der Menschennatur kam, für die er sich mehr Gutes von zwingenden Einflüssen der Not als von ihrer eigenen klaren Einsicht und von ihrem guten Willen erhoffte. Die Zeit, deren Modephilosophen Schopenhauer und Hartmann waren, muß jedenfalls auch an Mißstimmung und Hoffnungslosigkeit reich gewesen sein. Danach dürfen wir uns vielleicht nicht einmal sonderlich beklagen.

Immerhin sind die Pessimisten auch heutzutage zahlreich genug, um eine Gefahr zu bedeuten. Denn der Pessimismus ist stets eine Gefahr. Selbst unfruchtbar, lähmt er die Freudigkeit der Schaffenden. Selbst hoffnungslos, erschwert er auch anderen Glauben und Hoffen. Entweder spricht die große Müdigkeit aus ihm: „Alles ist eitel; es nutzt ja doch alles nichts. Die Menschen werden nicht besser." Oder er schlägt die frivole Tonart an: „Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir tot. Jeder ist sich selbst der



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nächste; soll ich meines Bruders Hüter sein? Das Leben ist ein Kampf um den Futterplatz, da muß jeder zusehn, wie er nur ja sein gut Teil abbekomme." Dieser letztere Pessimismus richtet sich ausschließlich gegen den Glauben an sittliche Ideale. Er kann im übrigen sich sogar einen ganz optimistischen Anstrich geben, da nämlich, wo sein Träger zufällig zu denen gehört, die im Daseinskampfe obenauf sind. Um das Schicksal der Andern grämt er sich eben nicht. Die erstere Form des Pessimismus kann immer noch etwas Edleres an sich haben. Wir brauchen nur an Schiller zu erinnern, wie er sich nach der bitteren Enttäuschung durch die französische Revolution in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung" resigniert von der Welt zurückzieht und in der Glocke von den „Ewig-Blinden" spricht, denen des „Lichtes Himmelsfackel" nie entzündet werden dürfe. Trotzdem schrieb er später einen „Wilhelm Tell". Die andere Form des Pessimismus kommt sich dagegen als die wahrhaft kluge Lebensbeherrschung vor. Ihre Vertreter fühlen sich als Realpolitiker, die über Utopisten und Ideologen höhnisch oder mitleidig lächeln und sich wohl auch auf Nietzsche und den viel mißbrauchten „Übermenschen" berufen, selbst wenn sie von dessen Vornehmheit wenig an sich haben und seine inneren Widersprüche, die Keime seiner Weiterbildung, erst recht nicht durchschauen. Dieser Pessimismus ist trotz seines fröhlicheren Aussehens noch gefährlicher als der andere, weil er noch unmittelbarer an die Wurzel aller Menschenwürde rührt, an das sittliche Verpflichtungsgefühl, das nun einmal ohne den Glauben an den Sieg des Guten nicht lebensfähig bleibt. Mit ihm fehlt der Glaube an die Menschheit — man rechnet sich diesen Mangel wohl gar als vermeintliche bessere Menschenkenntnis an — und es fehlt der Glaube an Gott. Dem Leugner sittlicher Ziele der Weltgeschichte wird diese, um mit Kant zu reden, zu einem „Narrenspiel", zwecklos, unsinnig, unselig. Wo nichts als rohe Kraft entscheidet, sinkt das Recht zu einer verächtlichen Schwäche herab. Die Geschichte war immer, heißt es da, ein wüster Kampf, in welchem die Starken über die Schwachen triumphierten — worüber sich zur Not noch reden ließe — und die Geschichte wird auch immer ein solcher wüster Kampf bleiben — womit dann die sittliche Bankrotterklärung der Menschheit und der Schöpfung ausgesprochen ist.

Dieses Entweder-Oder gilt es klar herauszustellen. Nicht alle Pessimisten tun das. Sie gehen dieser letzten Entscheidung gern aus dem Wege. Aber darum ist es doch nicht anders: entweder hat die Welt einen sittlichen Sinn, oder sie ist ein fürchterlicher Unsinn. Ein Drittes gibt es nicht. Wenn sie nicht das zweckvolle Werk einer göttlichen Macht sein soll, dann müßte sie schon ein Satansspielzeug sein. Denn ohne den Glauben an einen Zweck all ihrer Mühen und Kämpfe wären diese entsetzlich. So gilt es denn zu wählen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Grund wissenschaftlich eindeutiger Erkenntnisse kann diese Wahl nicht getroffen werden. Goethes vielbedeutendes Wort, daß wir Sterbliche unter Geheimnissen wandeln, wird stets in Geltung bleiben. So handelt sich's also um eine persönliche Willensentscheidung. Wie Fichte sagt: „Was für eine Philosophie man wähle, das hängt davon ab, was man für ein Mensch sei." Und er ging hin und wählte die Philosophie der Freiheit, den Glauben an höchste und letzte Pflichten der Menschen und Völker, den Glauben an den schließlichen Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit in Gott. Eine andere Wertung der Welt als die sittliche ist eben nicht möglich. Wollte man es mit dem ästhetischen Gesichtspunkt versuchen, und von einem ewigen Trauerspiele reden, das für übermenschliche Geister ein Genuß wäre, oder wollte man vom Standpunkte des Ringkampfes aus urteilen, wo die starken Muskeln den Beifall machen, so würde das gewiß nicht ausreichen, die Welt mit allen ihren Härten und Mängeln auch nur in den Augen eines bescheidenen Durchschnittsgeistes zu entschuldigen. Freude an der Welt ist nur möglich, wo wir uns im Zusammenhang mit einem sittlichen Kern in ihr fühlen.

Der Pessimist glaubt, auf einen solchen Kern und auf einen solchen Zusammenhang verzichten zu müssen. Er urteilt dabei meist von einzelnen oft recht eng und einseitig gesammelten Erfahrungen aus. Er hat nicht immer die Übung, bei seinem Tun und Denken auch das Ganze zu überschlagen. Dann erschrickt er wohl, wenn man ihn bis zu den letzten Folgerungen seines Denkens hinführt. Wenn man ihm zeigt, welche Schicksalsfrage für sein eigenes Leben und für das Leben der ganzen Unendlichkeit er zu verneinen im Begriff steht. Freilich gibt es auch Naturen, die sich vor dieser radikalen Verneinung nicht fürchten; die sich mit grausamer Lust in jene satanische Auffassung der Welt einwühlen; die mit Schopenhauer und Hartmann im ganzen Weltprozeß nichts anderes als eine Entgleisung des Absoluten, als eine Verirrung des Weltwillens sehen. Widerlegen läßt sich, wie gesagt, dieser Pessimismus nicht. Nur vergesse man nie, daß er sich auch nicht beweisen läßt. Inkonsequenzen aber kann man ihm unschwer nachweisen, wo er der letzten Konsequenz auszuweichen versucht; wo er noch irgendwie einen Raum für Weltzwecke und Schaffensfreude behalten möchte.

Nun wissen wir, um was es sich handelt. Nicht um ein wissenschaftliches Problem, dessen theoretische Lösung wir in Geduld abwarten, oder an dem wir uns mit Faust vergeblich den Kopf zergrübeln müßten. Vielmehr gilt es die praktische Entscheidung, wie wir leben wollen: im Engen oder im Weiten, in Trostlosigkeit oder in Hoffnung, in Amüsement oder in Schöpferfreude, in Unrecht oder Recht — der Gläubige wird kurz sagen: ohne Gott oder mit Gott.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wirke für das Gute, und das Verzweifeln wird von selbst aufhören. Es wird Licht in dir werden, und die Besten werden deine Weggenossen sein. Das ist der Beweis des Geistes und der Kraft, von dem Paulus im ersten Korintherbriefe spricht. Und auf die Tat als die Quelle des Glaubens weist Jesus selbst hin: „So jemand will den Willen des tun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei." (Joh. 7, 17.) „Wag's einmal darauf hin", fügt Fichte hinzu.

Mit Gott oder ohne Gott: Mit dieser Entscheidung gilt es Ernst zu machen. Von ihr hängt unser Lebensschicksal dem innersten Wesen nach ab. Alles äußere Erlebnis ist daneben zufällig; nicht gerade bedeutungslos, aber jedenfalls nicht das Entscheidende für unsern Wert. Glück und Unglück, Reichtum und Armut, Gesundheit und Krankheit, Freundschaft und Feindschaft: für einen Idealisten ist das alles, sagt Fichte, Material seiner Pflicht. Wo der Pessimist gierig oder resigniert zusammenrechnet, wie viel er von allen diesen Erlebnissen der Lust und wie viele er der Unlust aufs Konto setzen darf, um von dem Ausfall dieser Bilanz dann die Wertung seines Lebens abhängig zu machen, da ist der Idealist von den äußeren Fügungen unabhängig, und das umso mehr, je großartiger sein Idealismus ist. Der Wert seines Lebens liegt ihm allein darin, wie er mit seinen Schicksalen fertig wird, was er aus ihnen, fröhlichen wie traurigen, glücklichen wie unglücklichen, macht. So wird der schwindsüchtige Glasschleifer Spinoza keinen satten Epikuräer beneiden, der christliche Märtyrer mit keinem Cäsar tauschen, und selbst in größtem Schmerz gibt es noch einen Stolz, größer zu sein als er. Es ist die Zucht des großen Leidens, die alle Erhöhungen des Menschen schafft, meint Nietzsche, und es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können. So kommt das Leid zu einem ganz neuen Verhältnis neben der Lust. Und keins von beiden hat den letzten Sinn in sich selbst, sondern steht zu einem höheren Sinn in dienender Beziehung. Daß es in der Welt bei allen Grausamkeiten die Möglichkeit des Guten gibt, das gilt dem Idealisten als die entscheidende Tatsache. Sie beweist theoretisch nichts, aber praktisch bestimmt sie unsere Wahl.

Nicht als ob jeder, der sich für den Idealismus entschieden hat, damit nun ohne weiteres gleich all seiner höchsten Leistungen fähig wäre. Aber er trägt doch das Wollen dazu in sich, an dem er sich selbst immer wieder aufrichtet, und wäre er gleich siebenzigmal siebenmal gefallen. Er fühlt eine große Verantwortung, einen inneren sittlichen Beruf in sich — wichtiger und schöner als alle Berufsberechtigungen unserer höheren und höchsten Schulen. Das macht ihn stolz und stark. Der Pessimist wartet darauf, daß einmal wieder „der große Mann" kommen soll, der Bismarck, oder Napoleon, oder Luther oder wer nun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonst als Inbegriff seiner Ideale gelten kann. Der Idealist weiß, daß es auf jeden Einzelnen ankommt und daß selbst der größte „Wundermann Gottes", um mit Luther zu sprechen, nichts ausrichten kann, wenn er nicht Menschen findet, die ihn verstehen und die helfen. Die Sanktion seines Wirkens aber erhält der Idealist trotz manchen Mißerfolgs, an dem seine und der anderen Menschlichkeit schuld ist, durch jeden Erfolg des Guten. Der Pessimist sieht davon nichts, weil er eben daran nicht mitarbeitet.

Man sieht klar: der Idealismus hat mit guter oder schlechter Menschenkenntnis, als ob er von den Schwächen und Gemeinheiten der Welt zu wenig wisse, nichts zu tun. Idealisten wie Kant oder Plato sind sogar recht scharfe und stellenweise recht pessimistische Menschenbeurteiler gewesen. Nur macht der Idealist davon, wie gut oder wie schlecht er die Menschen vorfindet, seine Wertung des Daseins nicht abhängig, ebenso wenig, wie er dieses nach der Anzahl seiner Vergnügungen beurteilt. Und wenn er den Willen zum Guten in niemandem fände, als in sich selbst, so würde ihm sogar das als Anhalt genügen. Das kleinste Samenkorn kann zum Baume wachsen, indeß Berge versinken. Die Stärke der Bösen von heute beweist nicht das Geringste für die Schwäche des Guten von morgen. Wo ein Gefühl ist für das Seinsollende, da mag das Seiende als mehr oder weniger gefügig beurteilt werden, die Herrschaft aber wird ihm keinesfalls zugesprochen werden. Wie sich der Pessimist als Sklave aller Dinge fühlen muß, weil er ja von ihnen, von seinem Erfolg oder Mißerfolg an ihnen, den Wert seines Daseins abhängig macht, so ist der Idealist ihr Herr. Er kann selbst und gerade dann am herrlichsten über sie triumphieren, wenn er ihnen sein leiblich Teil zum Opfer dahingibt. Die Menschheit blickt nicht ohne Grund zu allen Märtyrern mit dankbarer Ehrfurcht empor. Woraus natürlich nicht etwa folgt, daß Märtyrertum zum Wesen des Idealismus gehöre. Der Idealist sucht es ebenso wenig, wie das Vergnügen. Er sucht das Gute und nimmt hin, was ihm auf dem Wege zu diesem begegnet.

Es gibt Leute, die sich des Martyriums wegen vor dem Idealismus fürchten. Auf seinem Wege, meinen sie, könne keiner „sein Glück machen". Aber was heißt denn Glück? Man werfe doch einmal einen Blick auf die Welt der Materialisten und Pessimisten, auf den wüsten Kampf aller gegen alle, auf die übelriechende, stumpfsinnige Alkohol- und Tabakatmosphäre, auf die grausamen Nöte sexueller Ausschweifungen, auf die zwecklosen Verheerungen der Wett- und Spielleidenschaft, auf die tötliche Langeweile des Spießbürgerdaseins, auf die Halt- und Trostlosigkeit all dieser inhaltsarmen Seelen bei jedem Unglück und bei jeder Todesnähe — ist denn das wirklich eine Welt, über die man die Überschrift „Glück"

setzen möchte? Ist nicht grade in ihr der Boden für Klatsch und Langeweile, oder für Verbrechen und Katastrophen schrecklichster Art? Und bricht nicht in ihr selbst oft die Sehnsucht durch nach einem reineren, freieren Sein? Ein Gewebe aus Lust und Leid, aus hellen und dunkeln Tagen, aus Arbeiten und Festen, aus Siegen und Niederlagen ist jedes Menschenleben. Nicht nur, daß es sinnlos eintönig wäre ohne diesen Wechsel — es wäre ohne ihn überhaupt nicht denkbar, weshalb sich Spieler und Alkoholisten in ihrer hohlen Scheinwelt die Abwechslungen und Aufregungen suchen, die ihnen ihr wirkliches Dasein nicht bietet. Im Gewebe ihres Lebens aber ist keine Kunst, und an irgend einer Stelle reißt es so zwecklos ab, wie es gelebt wurde. Glücklichen Stunden des Idealisten fehlt der erhöhende Abglanz ewiger Weltharmonie so wenig wie seinen schwersten Stunden der Zusammenhang mit dem innersten, göttlichen Zug der ganzen Weltgeschichte. Das mag nicht das sein, was Pöbelgeschmack unter „Glück" versteht. Weniger ist es gewiß nicht. Und erst von hier aus empfängt auch die möglichst reiche Entfaltung des eignen Ich die sittliche Abgrenzung wie die sittliche Weihe.

Der Idealist ist der bessere Menschenkenner. Der Blick für das Kleinliche und Erbärmliche der Menschennatur ist ihm nicht fremd, denn welchem Sterblichen könnte das Menschlich-allzu-Menschliche überhaupt ganz fremd bleiben? Wohl aber gibt es Pessimisten und Materialisten, denen die Möglichkeit eines höheren Menschseins tatsächlich ewig fremd bleibt. Daher so viele unbeholfene Mißgriffe und plumpe Ungeschicklichkeiten beschränkter Regierungen gegen die Weisen und Propheten der Menschheit. Jene kannten eben nur das Tier im Menschen, das sie mit Zuckerbrot und Peitsche abzurichten verstanden. Damit aber machen sie sich selbst zum Gespött vor der Nachwelt, wenn sie auch vor große Geister mit diesen kleinen Mitteln und mit ihrem törichten Dünkel treten. Mit dem Idealismus dagegen ist eine weise pädagogische Behandlung der Menschen auch in all ihrer Schwäche sehr wohl vereinbar. Er braucht keineswegs, wie die Pessimisten meinen, Utopismus und flacher Optimismus zu sein. Er ist ein Optimismus, der aus der Tiefe stammt. Seine Wurzeln reichen noch weiter in den Weltgrund hinein, als die des Pessimismus, denn den letzteren nimmt er als realistische Anerkennung der Weltschlechtigkeit in seine Weltbetrachtung als untergeordneten Teil gänzlich mit herein.

Der größte Idealismus wird oft aus tiefster eigener oder fremder Not geboren. Gerade die schlimmsten Dinge fordern seinen leidenschaftlichsten Widerstand heraus. Er beugt sich vor keinem Übel. Kants Lieblingsspruch war der Vers des Vergil: „Gib auch dem Schlimmsten nicht nach, sondern kämpf' umso tapfrer dagegen." Das ist der Wahlspruch alles echten Idealismus. Er sieht in aller Not nur ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedürfnis nach Hilfe. Muß man an die Männer von 1813 erst noch erinnern, um hiermit verstanden zu werden? Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten, man muß sie nur nicht in Wundern erwarten, sondern als die Tat seiner Werkzeuge, als das Wunderwerk des Idealismus. Was sich stolz „Realpolitik" nennt, ist oft nichts besseres, als ein armseliges Aus-der-Hand-in-den-Mund-leben. Wer Großes schaffen will, braucht große Maßstäbe, und größere als die sittlichen gibt es nicht. Das hat selbst ein Napoleon zu seinem Schaden verkannt. Kleinere Geister werden ohne diese Maßstäbe im Urteil der Weltgeschichte noch kläglicher abschneiden. Denn die ganze Weltgeschichte ist eine Ermutigung des Idealismus. Der sittliche Mensch ist dem unsittlichen an Lebensaussicht und Schöpferkraft weit überlegen. Für die Völker im ganzen gelten keine andern Regeln. Der Staatsmann, der sich nicht zugleich als ein Erzieher seines Volkes zum Idealismus berufen fühlt, verfehlt seinen hohen Zweck. Der Idealismus ist die weitschauendste Realpolitik. In kurzsichtigen Augenblicksmanövern liegt niemals die Gewähr dauernder Erfolge. Die unentwickelten Verhältnisse der Kulturstaaten zueinander pflegen dagegen ins Feld geführt zu werden. Aber was beweisen sie anderes, als daß auch sie auf die Dauer in ihrer jetzigen Unvernunft und heillosen Kraftverschwendung unhaltbar sind? Mag es drum immer ein Naturgesetz sein, daß der Starke Herr werde über den Schwachen, so tut das dem Sittengesetz nicht den mindesten Abtrag, nach dem vielmehr eben deshalb das Recht stark und das Unrecht schwach gemacht werden soll. Das aber kann menschlicher Wille und menschliche Vernunft leisten.

Manchem wird der echte Idealismus freilich dadurch verleidet, daß es auch einen falschen gibt, der sich am Markt des Lebens breit macht. Wo zu viele Feste gefeiert werden, da kann man unmöglich jedes einzelne mehr ernst nehmen. Und wo der Idealismus als vorschriftsmäßige Gesinnung mit Zwang gemacht werden soll, da kann er unmöglich bei Allen echt sein. Aber auch hier sind wir Idealisten viel zu gute Menschenkenner, als daß man uns durch schöne Phrasen und leere Formen täuschen könnte. Wir kennen einander und wissen, auf wen sich ernstlich zählen läßt.

Und unsere Zeit hat uns nötig. Technik und Industrie haben unser Interesse lange genug an die Materie gefesselt. Darüber drohte unsre Innerlichkeit verloren zu gehen. Besinnen wir uns wieder auf sie. Finden wir wieder den Mut, der großen entscheidenden Doppelfrage, dem Entweder-Oder des Menschenlebens ins Auge zu sehen. Wo auch die geistige Bewegungsfreiheit nichts weiter sein will, als ein Produkt der Verhältnisse, da muß nach dem Gesetz der Trägheit Verfall eintreten, wie nach dem Gesetz der Schwere der Sturz des Fliegers, der die Hand vom Steuer zöge und sich gemächlich den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Luftströmungen überlassen wollte. Gewiß könnte er ohne diese Luftströmungen nicht fliegen. Aber deshalb haben doch nicht sie ihn zum Flieger gemacht, sondern erst der todverachtende Wille. Und der reicht letzten Endes so tief in die äußersten Zusammenhänge der ewigen Welt hinein, daß sich an ihm alles kleinlich-spießbürgerliche Rechnen mit Vorteils- und Nachteilsmotiven zu schanden rechnet.

Seien wir nicht mehr so ängstlich! Längst ist auf den Kathedern unserer hohen Schulen der Idealismus der Weltanschauung wieder eingezogen. Aber noch trauen wir uns nicht an das Volk damit heran. Die Kirchengläubigen fürchten sich vor dem Unglauben der Andern, und die Andern fürchten sich vor dem Zwang der Kirche. Muß denn aber in dieser der Zwang herrschen? Und draußen blüht ja längst neuer mutiger Glaube! Drum sollten wir uns weniger voreinander fürchten und mehr miteinander arbeiten. Dann werden wir in der gemeinsamen Arbeit an den gleichen sittlichen Idealen auch sehr bald den gemeinsamen religiösen Quellgrund unsrer Freudigkeit fühlen, selbst wenn wir ihn nicht alle mit den gleichen Worten ausdrücken. Wir brauchen wieder eine starke idealistische Bewegung, wenn wir nicht zwischen Bürokratie und Klassenkampf erdrückt werden wollen. Wir brauchen sie als eine Religion nicht der Weltflucht und Askese, sondern als Religion des Weltverstehens und der Schaffensfreude. Wir brauchen und wir haben diese neue idealistische Anschauung auch unsrer modernen Welt. Hunderttausende sind es müde, in stumpfer Gelassenheit abzuwarten, wohin sie von toten materiellen Verhältnissen getrieben werden. Wer nur irgend sein Haupt über die nächste drängende materielle Not erheben kann, der rette seine Menschenwürde durch das mutige Bekenntnis zum Idealismus. Es gibt Aufgaben, zu denen der Wille nötig ist! Deshalb laßt uns wollen! Und deshalb sollen wir Idealisten sein!

**Dr. Reinhard Strecker.**

## Wilhelm Schwaner und sein Volkserzieher.

Wilhelm Schwaner, der Herausgeber des „Volkserziehers", feierte im November vorigen Jahres seinen fünfzigjährigen Geburtstag. Für diesen Tag war ursprünglich Gotthard Erichs Aufsatz bestimmt. Aber gerade damals brauchte der „Vortrupp" fast jede seiner Seiten, um die vielen aus Anlaß des freideutschen Jugendtages gegen ihn gerichteten Angriffe abwehren zu können. So mußte der Aufsatz einstweilen zurückgestellt werden. Im Gegensatz aber zu so vielen Jubiläums- und Geburtstagsaufsätzen, wie sie heute in der Mode sind, hat nach unserer Meinung dieser Aufsatz nichts von seiner Gegenwartskraft eingebüßt. Die Lebensarbeit eines Wilhelm Schwaner zu betrachten, scheint uns zu jeder Stunde von Nutzen und Wert zu sein.

**Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von etwas, das in der Stille wirkt, das alles großtuerische und marktschreierische Anreißen meidet, soll hier einiges gesagt werden. Wenn in unsern Tagen voller Augen- und Ohrenlärm etwas wirklich in der Stille geschieht, so will das schon allerlei heißen. Und wenn dies Etwas im besten Sinne des Wortes schaffend am Werke ist, in seiner steten, stillen Arbeit tüchtige, gesunde Innen- und Außenwerte wirkt, — muß da nicht ein werkspornendes, gesundes Ziel als innerer Kraftquell, eine ehrlich-schaffende, innerlich tüchtige Persönlichkeit als bewegende Kraft dahinter stehen? Ohne diese beiden Dinge ist Kulturarbeit einfach nicht denkbar. Vor allem keine deutsche Kulturarbeit, — sie steht und fällt mit diesen beiden Notwendigkeiten. Wenn wir vorwärts wollen zu einer gesunden deutschen Kultur, dann brauchen wir dies beides: klare Ziele, gerade Persönlichkeiten, die uns in freier Selbstentwicklung, in freigewollter Selbsterziehung die Wege zu den Zielen führen. Gar manche Führer gehen nicht so sehr an unklaren Zielen, als an allmählicher innerer Adernverkalkung, an Herzverengung zugrunde. Sie werden zu Schulmeistern im üblen Sinne. Volkserziehung ist nur möglich durch gesunde Selbsterziehung. Die aber ist nicht anders denkbar als durch Zutrauen zum guten Kern im Andern, als durch die gute Freiheit, die nicht gedacht werden kann ohne festen Befehl, ohne strenges Gesetz. Das allein gibt die „Totalität des Charakters, die bei dem Volke gefunden werden muß, welches fähig und würdig sein soll, den Staat der Not mit dem Staate der Freiheit zu vertauschen". Und das auch führt uns zu der festesten Wurzel unsres Deutschseins, zur innerlich erlebten und darum wahren Religion, wie sie Lagarde erfaßt: „Religion ist unbedingt Gegenwart; Hoffnung auf die Zukunft nur insofern, als der Umgang mit dem Ewigen jedem, der ihn übt, unumstößliche Gewißheit gibt, daß auch er selbst ewig ist."

In diesem Schiller- und in diesem Lagarde-Wort, den Leitsprüchen auf dem Titelblatt des „Volkserziehers", liegen die Pole der Arbeit Schwaners, liegt der Schlüssel zum Verständnis seines unentwegten Wirkens für eine unverfälschte, heimatlich-deutsche Geistes- und Sinnenkultur. Wilhelm Schwaner, der aus dem Lehrerstande hervorgegangen, wollte, als er vor fast zwanzig Jahren seine Zeitschrift: „Der Volkserzieher" gründete, diesen aus dem Wirken Moritz von Egidys herausgewachsenen Begriff den Erziehern unsres Volksnachwuchses lebendig machen. Wie aber der Volkserzieherberuf nicht in die Schranken eines einzelnen Standes gebannt werden kann, so erweiterte sich Schwaners Wirken zu erzieherischer Kulturarbeit schlechthin. Der „Volkserzieher" wurde zum „Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben". Zu einer



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zeit, da der Lehrerstand vorwiegend seine Kräfte im Kampfe um seine materielle Sicherung anspannen mußte, da in seine Reihen Strömungen hineingetragen wurden, die diesen völkisch so wichtigen Stand in ein uferloses Meer von Schwarmgedanken aller Art zu treiben drohten, waren es Schwaner und seine Gemeinde, die immer und immer wieder eine auf innere Echtheit und Wahrheit aufgebaute Innenkultur, die aufs Gute und Tüchtige gerichtete Selbsterziehung forderten. Daß Schwaner diese Kulturarbeit gegen alle kosmopolitischen, ästhetisierenden Bestrebungen bewußt und zielklar auf ein tatfrohes Deutschtum einstellte, das ist sein besonderes Verdienst.

Totalität des Charakters, religiöses Tatleben im Lagardeschen Sinne: sie bilden auch den Kern seiner sonstigen Werke: des „Gottsuchens der Völker", seines neuesten Bekenntnisbuches „Unterm Hakenkreuz", seiner Monatszeitschrift „Upland" und vor Allem seiner Germanenbibel. — Mancher hat sich gestoßen an dem Namen „Germanenbibel", mancher zumal, dem Schwaner in seiner fest zupackenden, oft recht derben Upländerart schon früher auf Hieb und Stich gestanden hatte. Die Germanenbibel ist ein hellsprudelnder Quell, geschöpft „aus heiligen Schriften germanischer Völker": „Jeder soll sich und seine Art darin finden; alle, die über dem Völkischen das Menschliche nicht vergessen und über dem Internationalen nicht das Nationale". Und das Hakenkreuzbuch fügt dem hinzu: „Suchet, findet und bauet Euch selber! Nur so könnt Ihr rechte Volkserzieher sein. Selbsterzieher und Volkserzieher dürfen keine Gegensätze bleiben, sondern müssen sich mit ihren Inhalten zu decken trachten."

Das sind keine Redensarten bei dem jetzt Fünfzigjährigen. Bei ihm nicht und nicht bei den Tausenden von Volkserziehern drinnen und draußen, die, von ihm aufgerüttelt, an der Gestaltung einer deutschen Kultur arbeiten und in ihm ihren Führer erblicken. Scharf umrissene, gerade Persönlichkeiten sind nie ohne Kanten und Ecken. Aber gerade die braucht der Deutsche bei seinen Führern, um sich festhaken zu können in seinem Ja-sagen und in seinem Nein-sagen.

**Gotthard Erich.**

## Frühlingswaldlauf.

Das ist des deutschen Waldes Kraft,
Daß er kein Siechtum leidet
Und alles, was gebrestenhaft,
Aus Leib und Seele scheidet.

Viktor v. Scheffel.

Wer weiß, ob die reine Freude an Kraft und körperlicher Betätigung in dem zurzeit schaffenden Geschlecht wieder geweckt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann! Ihm scheint die Fähigkeit, eine Sache ohne sichtbaren Gewinn, um ideeller Werte willen, gar noch im Gegensatz zur herrschenden Anschauung durchzusetzen, abhanden gekommen zu sein. Aber wann haben die „Älteren, Gesetzteren" anders gehandelt? Noch immer war die Jugend, unseres Volkes heiliger Frühling, Bannerträger einer neuen Zeit. So ist's auch heute, wo sich wieder einmal eine Wiedergeburt unseres Volkes ankündigt. Eben Beginnende, Werdende laufen Sturm gegen eine „Kultur", die kein Daseinsrecht mehr besitzt, weil sie nicht mehr schöpferisch ist, die in der Gegenwart die Zukunft vergißt, die Vergangenheit mißachtet, obwohl sie diese allzuoft im Munde führt. —

. . . . Man hat allmählich einsehen gelernt, daß die Industrialisierung Deutschlands seine Volkskraft stark heruntersetzt. Die Nerven- und Infektionskrankheiten, die Unterernährung und Blutarmut unserer Kinder, die vielen körperlichen Gebrechen der Jungmänner, die die Vaterlandswacht bilden sollen, reden mit rücksichtsloser Deutlichkeit. Doch die gewonnene Einsicht verhalf noch nicht zur Umkehr, weil Gutachten, wohlwollendes Interesse u. Ä. eben keine Taten gebären können. Frischfrohes Jungvolk erst hat den Weg gefunden, der Deutschland wieder aufwärts führen soll, auf dem unser Vaterland den neuen Geist der Gegenwart einatmen kann, jenen Geist, der sich als Ideal wieder „den freien deutschen Sinn in einem schönen, erzogenen Körper" erobern will.

Und so vielgestaltig sich diese Renaissance unseres Volkes anbahnt, in einem einen sich alle Strömungen: in der Liebe zur Scholle, zur schönen deutschen Erde, in dem heißen Willen, vorwärts zu kommen, zu wachsen in deutscher Art.

„Neuer Geist der Gegenwart! Kann man schon schildern, aus welchen Tiefen, von welchen Höhen er kam? Erlebt ihn nicht jeder von uns? So mag sich auch jeder selbst fragen, warum er ein anderer ist."

Seltsam, daß auch der Sport, jene viel angefeindete, viel verkannte kampffrohe Leibeszucht unserer Tage, in dem Vortrupp einherschreiten will, der das ersehnte Neuland erobert! Ist er nicht mehr ein Helfer beim Niedergang völkischer Kultur? . . . Was der Sport nun wirklich darstellt, das braucht eigentlich nicht mehr nachgewiesen zu werden; denn er ist gerade dabei, in breitester Öffentlichkeit zu zeigen, wie und in welcher Richtung er schafft. In zwei Jahren wird nämlich Deutschland die neuzeitlichen olympischen Spiele abhalten, Gastgeber aller Völker sein, die im Deutschen Stadion bei Berlin um den Ruhm ringen wollen, die körperlich besten Menschen zu den ihren zu zählen. Diese alle 4 Jahre stattfindenden internationalen olympischen Spiele stellen an sich schon eine großartige Kundgebung moderner Leibeszucht dar; sie erhalten aber



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch die Tatsache, daß sie diesmal in Deutschland stattfinden, für uns eine besondere Bedeutung. Es gilt darzutun, die deutsche Jugend ist kampffroh und leibestüchtig; der Deutsche ist nicht mehr „der von riesigem Erfolg beglückte Emporkömmling, ein vom Trinken dick gewordener, schwerfälliger, schlecht angezogener Herr, der mit lauter Stimme sich bemerkbar macht und nichts mehr verrät vom Volke der Dichter und Denker!" Es muß auch in der Körperkultur wieder heißen: Deutschland in der Welt voran!

Um sich für das große Jahr des Kampfes zu rüsten, ruft nun der deutsche Sport die Jugend unseres Volkes auf, sein Evangelium von dem feurigen, willens- und opferstarken Geist im gestählten, schönen Leib überall hinzutragen, damit das Fest der Völker im Jahre 1916 von deutschem Geist beseelt und durch deutsches Können gekrönt wird.

Und so ist der Frühlingswaldlauf*) der Sportvereine in den Lenztagen des Märzes mehr als ein fröhlicher Lauf gesunder Menschenkinder über Stock und Stein durch deutschen Wald gewesen; er war gleichsam auch ein Ostergruß an das deutsche Vaterland. Frühling soll's ja nicht nur draußen sein, in der Natur, wo es maienmächtig grünt und blüht. Jenes geheimnisvolle, heilige Steigen der Säfte muß auch den Menschen erheben, ihn adeln zur Tat, die wir brauchen. Noch sind uns zwei Jahre Zeit gegeben. In denen gilts unabläßig zu arbeiten, hier aufzuklären und Verständnis auszulösen, dort gesunde Jünglinge für den Sport zu begeistern, damit die besten von ihnen dann die Auserwählten anderer Nationen im harten Wettkampfe niederzwingen.

Mit seinem edelsten Gut hat der Sport seine Werbearbeit begonnen. Am letzten Märzsonntag ließ er seine Waldläuferscharen, ich möchte sagen, eine Art Paradelauf machen. Es war an vielen Orten erst ein Anfang! Aber wenn die Trupps hier nur einige Zehnerreihen zählten, so wuchsen sie dort, wo der Waldlauf sich längst Heimatrecht erworben hat, zu Hunderten an; ja der Vorort dieser prächtigen Leibesübung, des Reiches Hauptstadt, brachte es gar auf mehr als 2000. Und wer einer von den wenigen war, die den geheimnisvoll-schönen Lauf in deutschen Landen begannen heimisch zu machen, der empfand einen berechtigten Stolz, daß in ein paar Jahren die Waldläufergemeinde bereits nach vielen Tausenden zählt.

Die Liebe zum Walde steckt den Deutschen eben tief im Blute. Mären und Sang künden es. Gerade dem Stadtvolk ist es Bedürfnis, einmal zum Jungbrunnen der Natur zu gelangen und den Durst nach Reinheit, ungeformter Schöpfungstat zu stillen. Und wertvoller als jedes Lustwandeln ist für den Gesunden das Wald-

*) Den Waldlaufsport hat Alfred Rahn einmal in einer früheren Nummer des Vortrupp (Jg. 1912, Nr. 12) geschildert. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

laufen am Sonntagvormittag, oder, von seltsam eigener Schönheit, in dunklen Abendstunden. Nur ein wenig Wagemut und Selbstüberwindung kostet es, um den Entschluß auszuführen, auch einmal im Wald auf verschwiegenen Pfaden, die sich hier am einsamen Moor, an dunklen, sagenumwobenen Gewässern vorbeischlängeln, dort über Fels und Geröll, bergauf und steilab führen, durch eine unbekannte gesegnete Welt zu laufen. Fremd, allzufremd ist den Städtern diese weite, schöne Waldeinsamkeit schon geworden. Wir haben uns einschließen lassen in steinerne Mauern, wo Körper und Geist in zermürbender Arbeit verkümmern müssen und ungesunder Sinnengenuß die Entartung beschleunigen hilft. Aber wir Waldläufer sind der Vortrupp einer neuen Zeit! Gewiß, wir werden ebensowenig wie irgendeine andere Reformbewegung alle Probleme lösen können; auch wir spinnen nur einen Faden am großen Menschheitskleide. Aber es dünkt uns nicht wenig zu sein, daß der Waldlauf deutschen Jungen wieder das gibt, wonach sie lange hungern mußten: Erdgeruch, Freiheit, wagende Kraft! Nichts klagt unsere gesamte Erziehungskunst, die nicht etwa an den Schulpforten aufhört, so an, wie ihre Weltfremdheit. Die macht leider nicht nur in Lehrstoff und Lehrmethode sich breit, sondern, viel schlimmer zu werten, auch in der Kinderzucht. Eines Jean Paul Weisheit, daß ein Jüngling gewagt werden muß, hat sich unsere Zeit erst wieder neu zu erobern. Bisher unterdrückte man bei den Heranwachsenden die in ihnen schlummernde Freude an Kampf und Kraft, an Wagemut. Sogar die Leibeszucht der Schule hat diesen Irrpfad betreten; das beweist ihr turnerischer Grundsatz der „möglichsten Gleichmäßigkeit in den Leistungen". Erst der Sport hat der Jugend ihr Recht auf Freiheit und Kampf wiedergegeben. Darum läuft sie ihm in hellen Haufen zu, darum ist es für den Waldlauf nie unwesentlich gewesen, daß er führt zum Wagen und Gewinnen.

Kampf ist der Waldlauf, Kampf gegen die eigene Trägheit und Schwäche, Kampf gegen Hindernisse und Weggefährten — also edelster Kampf.

Und den braucht die Jugend und verlangt sie!

Zu keiner Zeit jedoch wird die Kampflust so froh wach, wie beim Lenzbeginn. Wenn es wie ein starkes Aufatmen durch Feld und Wald geht, wenn „der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter weht", dann steht auch der Sturmwind auf, der uns in der Seele das heilige Feuer der Begeisterung anfacht, dann hallt auch aus dem Wald streitlustiger Kampfruf. Vorbei sind für uns die Tage, wo wir durch den Schneedom der nimmerkahlen Kiefern liefen; weit hinter uns liegt die Erinnerung an die Tage, da die Regentropfen un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufhörlich vom grauverhangenen Himmel herniederrannen, in seltsamer Melodie auf die kahlen Äste und nackten Steine klatschten oder der Dornschuh klirrende Eisschollen unsichtbarer Pfützen zertrat. Vorbei ist diese Welt ... verklungen, bis sie der ewige Wechsel der Zeit wieder bringt.

Zur Osterzeit laufen wir nicht mehr abends als „Flüchtlinge" aus der „Straßen quetschender Enge" in den Wald, sondern als herzhafte Kämpfer für eine neue, gesunde, streitfrohe Lebensauffassung tragen wir unser Heiligtum in das Volk hinein! Das ist der tiefere Sinn des „Frühlingwaldlaufs". Er tritt gewiß nicht immer schlackenfrei zutage. Dafür ist die Waldläufergemeinde schon viel zu groß geworden. Aber etwas von diesem Edelsinn spürt auch der letzte in der Schar, vielleicht nur unbewußt. Dafür sorgt schon das leider immer noch bestehende Vorurteil, das Leute in sportgerechter Kleidung gleich für vernarrt und Zeichen der naturgemäßen Überanstrengung sofort für Krankheitssymptome hält. Der Kampf gegen diese abgestandene Weisheit von der Übertreibung, mit dieser greisenhaften Fürsorge und altersschwachen Moral ist noch lange nicht ausgekämpft. Gottlob geht er nicht allein um unserer selbst, sondern um unseres Volkes willen. Das ist ja gerade der hohe Wert des Waldlaufs, daß er begonnen wird aus der Freude am Wettlauf, um eines recht greifbaren Genusses willen, daß er aber führt zur geläuterten Lebensführung. Wie er das schafft? Nun, durch das Unnennbare, Niederzwingende und Erhebende, was geheimnisvoll in der Natur schlummert und sich dem ihr näher kommenden Menschen offenbart als das Reine und Schöne — Göttliche. Wer darf den Wald so schauen? Nur der, der ihn sich e r o b e r t, als Waldläufer, als Wanderer eigener Art, der zum Genuß, zur Gabe der Natur seine Kraft legt und sich das „Geschenk des Himmels" erst verdient. Und daraus entspringt dann das Herrschergefühl: „Der Wald ist mein!" ist mein, weil ich ihn liebe durch Taten!

Das ist der Sinn des Waldlaufliedes, das da heißt:

„Der Wald ist unser, der Wald ist mein!
Am schönsten ist er im Mondenschein,
Wenn Nebelgrau in den Tiefen liegt.
Das Auge späht und der Dornschuh fliegt
Über die Erde, so winterkalt.
So lieb ich den Wald!

Und wenn sich die Wolke zur Erde neigt,
Dann steht der Wald wie ein Tempel und schweigt.
Dann huschen wir sachte und leiser und lauschen
Der Mären, die Regen und Bäume tauschen,
Dem heiligen Liede, so weise und alt.
So lieb ich den Wald!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Doch hat uns der Winter den Schnee gesandt,
Dann tragen die Wälder ihr Festtagsgewand:
Den weißen Mantel auf Krone und Grund.
Wir laufen durchs Wunder und werden gesund;
Im Flockengewirbel der Schritt verhallt —
So lieb ich den Wald!

Bald stürmen wir tausend, den Kampf auf der Stirn,
Wenn sich die Reihen verschlingen, entwirr'n,
Bergauf und bergunter in sausender Fahrt,
Fiebernde Sinne, der Wille so hart,
Und in den Frühling der Kampfruf schallt! —
So lieb ich den Wald!" Wilhelm Malessa.

. . . Vorbei ist nun auch der Kampf der Tausende, die zur Frühlingszeit durch den Wald jauchzten, um zu werben und zu singen; vorbei aber ist noch lange nicht das Fortwirken ihres Tuns. Das wird andauern und sich gewaltiger als je kund tun, wenn die Welt von Neuem Auferstehung feiert. Alfred Rahn.

# Sport und Ernährung.

## Tatsachen und Wissenschaft zur Berücksichtigung für das Training auf 1916.

### I.

Deutschland rüstet sich für das nächste große Olympia 1916 in Berlin. Der Reichstag bewilligt einen Reichszuschuß zu den Unkosten, die für eine würdige Veranstaltung und für eine angemessene Aufnahme der vielen Sportsleute aus all den Ländern recht ansehnlich sein werden. Ärztliche Fachblätter bringen über Zusammenhänge von Sport und Ernährung, Training und Leistungsfähigkeit usw. jetzt wesentlich mehr Abhandlungen als früher. In Sportzeitschriften ergreifen langjährige Praktiker das Wort zur Frage des besten Trainings für das kommende große Sportereignis. Man berief den bekannten Amerikaner Kränzlein, der eine Reihe der leistungsfähigsten Sportsleute von Weltruf ausgebildet hat, z. B. Craig, den Sieger auf dem letzten Olympia (Stockholm) im 100 m- und 200 m-Lauf, nach Deutschland, um durch ihn und seine Schüler, die Sportlehrer, überall die Besten auszusuchen und sachgemäß für 1916 vorzubereiten. Carl Diem, der schon früher als Vorsitzender der „Deutschen Sportbehörde für Athletik" so viel Wertvolles leistete zur Verbreitung des sportlichen Gedankens, hält in sehr vielen deutschen Städten Vorträge, um den Grundgedanken aller olympischen Völkerwettkämpfe, die Ertüchtigung des Volkes durch vernünftige Körperschulung, in allen Kreisen recht populär zu machen. Seit einigen Jahren werden in einzelnen deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Regimentern sportliche Sonderabteilungen ausgebildet, die nach englischem Vorbild das Fußballspiel oder den Schneeschuhlauf und leichtathletische Übungen aller Art betreiben.

Das sind alles sehr erfreuliche Zeichen, auch für die Zukunft unseres Volkes. Wir wollen das nächste Mal nicht nur besser abschneiden als in Stockholm, sondern auch eine Mannschaft ins Feld schicken, die sich sehen lassen kann vor den Völkern in Gesundheit, Gestalt und guter Verfassung, dem alten Olympia entsprechend, dessen Athleten anders anzuschauen waren als manche unserer Rekordwundertiere. Wir müssen hier deutsch gründlich sein, bevor es zu spät ist, und das Erdachte gründlich betreiben. Höchst wichtig ist die Ernährungsfrage für den Sportsmann ganz allgemein und besonders im Training. Gehen wir mit strengem Willen zur Tatsache hier auf einige in den Erörterungen über Training und Leistungsfähigkeit immer wieder auftauchende Gesichtspunkte, Behauptungen und Erfahrungen näher ein!

Das Gebiet der Ernährung im Training muß sehr umstritten sein, denn man ist in den Fachkreisen der Physiologen und Ärzte darüber auch in keiner Weise einig. Noch liegen die Zeiten nicht weit zurück, da für Gesunde und Kranke eine recht „kräftige", möglichst eiweißreiche Kost, die eher das Voitsche Maß von 116 g Eiweiß für den Tag übertreffen als nicht erreichen sollte, ein starres Dogma war. Männer der Wissenschaft, die vom Sport im Grunde nichts wußten als das, was ergographische Ermüdungsexperimente im Laboratorium, Stoffwechseluntersuchungen an Versuchstieren und Messungen des Stickstoffumsatzes ihnen zeigten, schrieben — nicht selten stark beeinflußt von der Modeanschauung der Zeit und ihrer eigenen Menschenschaft — Abhandlungen über Ernährung beim Sport, die allen Erfahrungen der gut beobachtenden Sportpraktiker widersprachen. Das ganze Gebiet der Wissenschaft vom Sport ist ja auch so weitverzweigt und erfordert für den sich gründlich damit beschäftigenden Arzt und Laien so viel Vertiefung, daß allzuleicht nicht nur über Ernährung beim Sport, sondern auch über die vielen anderen Einzelfragen ein Urteil vom grünen Tisch statt vom grünen Rasen aus gefällt wird. So ist auch zu verstehen, daß der Berliner Physiologe R. du Bois-Reymond („Arzt und Sport") sagt:

> „Ohne dem ärztlichen Stand zu nahe zu treten, darf zugegeben werden, daß das Urteil eines sachverständigen Laien über Sport und dessen Übertreibung mehr wert ist als das eines sachunkundigen Arztes. Es ist aber kein Grund, daß der Arzt in bezug auf Leibesübungen nicht ebenso sachverständig sein sollte wie der Laie, wenn er dem höchsten Ziel seiner Wissenschaft zustrebt, nämlich nicht nur Kranke zu heilen, sondern auch die Gesunden vor Schaden zu bewahren."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man denke hier auch an die im letzten Jahrzehnt erfolgte Umwandlung der Anschauungen über Alkohol und Leistungsfähigkeit. Vor nicht allzulanger Zeit noch wurden die Wassertrinker verlacht und die ohne Fleisch lebenden Streiter im Sportkampf als Fanatiker und Sonderlinge verspottet. Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr E. von Leyden, der hochangesehene Berliner Kliniker, schrieb vor einigen Jahren über „Ernährung beim Sport" (Hygiene des Sportes, 2 Bde., Grethlein u. Co., Leipzig):

„. . . . . immer aber soll sich der Sporttreibende vor Augen halten, daß er beim Genuß des Alkohols Mäßigkeit bewahren muß. . . . Von den einzelnen Alkoholarten ist der Wein immer noch am allermeisten zu empfehlen, da er die Lebensgeister am besten zu wecken versteht, besonders Champagner, dessen belebende Wirkung in Erschöpfungszuständen der Arzt oft genug am Krankenbett zu beobachten Gelegenheit hat. . . . Die Ersatzmittel des Alkohols, die sogenannten alkoholfreien Getränke, haben keinen besonderen Wert. Sie dienen meistens nur für diejenigen Menschen als Ersatz für den Alkohol, welche nur schwer auf ihn verzichten können."

Die Zeiten, in denen man dem Alkohol eine Rolle im Training einräumte, schwinden allmählich still dahin, und in ein paar Jahren wird man die Abstinenz im Training als ebenso selbstverständlich wie früher die Zufuhr von Wein und Bier betrachten. Für die Abstinenz im Training noch besonders einzutreten erübrigt sich, da die besten Sportsleute und Sachverständigen immer und immer wieder ihre Wichtigkeit betonen. Anders liegt die Sache bezüglich Ernährung und Vegetarismus.

Lassen wir zunächst einen Universitätsprofessor sprechen, der seit Jahren über das Gebiet schreibt. Herr Prof. Dr Albu (Berlin) behandelt in Fachzeitschriften und gelegentlich in Unterhaltungszeitschriften die sportliche Ernährungsfrage und kritisiert offenbar besonders gern die Vegetarier und ihre Siege. In der „Zeitschrift für klinische Medizin", 78. Band, Heft 1 und 2, 1913 meint er in den „Beiträgen zur pathologischen Physiologie des Sports":

„Die erhöhten Anforderungen an die Nahrungszufuhr, welche der enorm gesteigerte Kraftverbrauch bei der maximalen Muskelarbeit des Wettgehsportes notwendig macht, läßt es fast unmöglich oder wenigstens als sehr unzweckmäßig erscheinen, diesen außerordentlichen Mehrbedarf durch vegetabilische Nahrungsmittel allein zu decken, selbst wenn man dabei die konzentriertesten unter ihnen, die Körner- und Hülsenfrüchte, hauptsächlich verwenden sollte. . . . Die Eiweißarmut der vegetarischen Kost [ist eine freiwillige: die eiweißreichsten Nahrungsmittel, Eier und gewisse Käse, Nußspeisen usw. stehen auch dem Vegetarier zur Verfügung. D. Verf.] ist gerade im Hinblick auf den gewaltigen Kraftverbrauch der Sportsarbeit ein erheblicher Nachteil, ja sie stellt sogar die Erhaltung des Eiweißbestandes der Muskulatur in Frage . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was Albu hier sagt, ist, als persönliche Ansicht gewertet, ebenso achtenswert wie das von anderen Gelehrten gleicher oder grundverschiedener Anschauung Vorgebrachte, aber was er zur wissenschaftlichen Begründung der Tatsache der auffallend zahlreichen Siege von vegetarischen Sportsleuten sagt, kann meines Erachtens einer objektiven Kritik nicht standhalten. Schon 1908 schrieb Albu in Nr. 18 der „Woche" (vgl. auch „Berl. klin. Wochenschrift" Nr. 12, 1908):

> „Von einer so eiweißarmen Nahrung ist nur ein Schritt zu der vegetarischen Kost, der in neuerer Zeit eine Überlegenheit für Sportleistungen mit großer Emphase nachgerühmt worden ist. Die Veranlassung dazu sind die wiederholten Siege von Vegetariern im Distanzmarsch gewesen. Ihre Ursache liegt aber für den Sachkenner in ganz anderen Momenten als in der Art der Ernährung. Zunächst pflegen die Vegetarier den Gehsport als Spezialität, so daß sie bei derartigen Veranstaltungen stets die überwiegende Mehrheit unter den Konkurrenten bilden. Wo das nicht der Fall ist, pflegen sich auch Fleischesser unter den Siegern zu befinden, wie z. B. bei dem 50 Kilometer-Gepäckmarsch rund um Berlin und dem 100 Kilometer-Wettmarsch durch Holstein im vorigen Jahre. Auf anderen Gebieten des Sports haben sich die Vegetarier noch niemals erstklassig erwiesen, z. B. nicht bei den großen Radwettfahrten. Zweitens spielt bei den Sportsiegen der Vegetarier eine große Rolle ihre Alkoholabstinenz, die ihnen den meisten Fleischessern gegenüber erhebliche Vorzüge gewährt. In der Hauptsache aber sind sie auf den Enthusiasmus zurückzuführen, mit dem sich Vegetarier aus Interesse für die von ihnen vertretene Sache auch den äußeren Anstrengungen hinzugeben pflegen. Übrigens beweist die schlechte körperliche Verfassung und die beträchtliche Schädigung der inneren Organe, besonders Herz und Nieren, mit der die Sieger bei solchen Rennen regelmäßig ankommen, zu welch bedenklichen Folgen ein solch unsinniger Wettsport ausarten kann, was auch für jeden anderen derartig übertriebenen Wettsport gilt!"

Obgleich auf Grund von Tatsachen tabellarisch und vergleichend diese Behauptungen Albus schon 1908 als falsch zurückgewiesen wurden, sagt er, ohne irgendwie auf jene Entgegnung einzugehen, 1913:

> „Wenn das auf dem Sportplatz der Dresdener Hygieneausstellung 1911 in Tausenden von Exemplaren verbreitete Flugblatt „Herr Professor Albu und die großen Sportssiege der Vegetarier" demgegenüber eine Anzahl hervorragender vegetarischer Sportsleute namhaft macht, so will diese verschwindend kleine Zahl doch nichts bedeuten im Hinblick auf die große Menge der sportlichen Matadore, die nicht Vegetarier sind."*)

Ja er sagt weiter:

> „Jene Ausnahmen werden eben durch die früher oder später angenommene vegetarische Lebensweise an der Entfaltung ihrer angeborenen Muskelkraft nicht behindert, das ist noch das Günstigste, was man über den Vegetarismus dieser Sportsleute sagen kann."

---

*) Das erwähnte Flugblatt erschien im Verlag der Veget. Warte, Frankfurt a.M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst wollen wir die immer wiederkehrende Behauptung von der überwiegenden Mehrheit vegetarischer Teilnehmer an Wettmärschen prüfen. Außer den Dauermärschen (Märsche über mehr als 100 km) sind die Militärgepäckmärsche, seit 1905 in vielen Teilen unseres Reiches veranstaltet, die anstrengendsten Wettmärsche. Die vorgeschriebene feldmarschmäßige Ausrüstung schwankte im Gewicht je nach der Veranstaltung zwischen 20 und 31 kg. Die alljährlich in Berlin vom Sportklub „Komet" ausgeschriebenen Gepäckmärsche sind die bedeutendsten (50 km Marschstrecke). Beim letzten Berliner Marsch, Herbst 1913, waren unter 102 Teilnehmern 12 Vegetarier, das Verhältnis also etwa 8 : 1. Der Durchschnitt von 5 Gepäckmärschen in Berlin, über die sichere Ermittelungen gemacht werden konnten, ergibt beispielsweise 91 % Nichtvegetarier und 9 % Vegetarier. Trotz dieser auffallend geringen Beteiligung von Vegetariern an den Berliner Gepäckmärschen waren bei den seit 1905 veranstalteten Gepäckmärschen in Berlin (1906 beim „Patrouillenmarsch" waren in den zwei siegenden Patrouillen vier Vegetarier) die Ersten ausnahmslos Vegetarier! Bezeichnet man die 6 oder 7 Ersten (Preisträger) bei jedem Gehen als Sieger, so waren unter diesen 49 Siegern in 8 Märschen 25 Vegetarier, also über 50 %. Daß unter den Preisträgern auch Nichtvegetarier sind, „es pflegen sich auch Fleischesser unter den Siegern zu befinden", kann (wie im 1905er Marsch) seinen Grund darin haben, daß nur 2 oder 3 Vegetarier sich beteiligen, während die 6 Ersten als Sieger bezeichnet werden. Auch die Dresdener Gepäckmärsche ergaben folgende bemerkenswerte Zahlen: 1909 unter den 106 Gehern 4 Vegetarier, 1912 unter 69 Gehern 9 Vegetarier. Der Dresdener Gepäckmarsch 1911, anläßlich der Hygieneausstellung, den Albu in seiner Arbeit 1913 besonders bespricht, ohne zu erwähnen, daß die 4 Sieger Vegetarier sind, vereinte 332 Geher, darunter fast 200 ausgewählte Soldaten und insgesamt — — 6 Vegetarier! 81 Teilnehmer kamen innerhalb der vorgeschriebenen Zeit durchs Ziel, unter diesen als die Ersten 4 von den 6 Vegetariern! Wie die Berliner Märsche, wurden alle Dresdener Gepäckmärsche von Vegetariern gewonnen.

Ähnliche Zahlen weisen die Gepäckmärsche in Plauen, Magdeburg, Düsseldorf, Hamburg, Hannover auf, auch die Jenaer Märsche, bei denen trotz weit überwiegender Beteiligung von Nichtvegetariern 1912 die 6 Ersten, 1913 die 5 Ersten Vegetarier waren. Der von Albu zitierte 50 km-Gepäckmarsch „rund um Berlin" fand nie statt. Vielleicht ist der ziemlich bekannt gewordene Dauermarsch „Rund um Berlin" gemeint, der, wie ausnahmslos alle deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Distanzmärsche seit 1902, von Vegetariern gewonnen wurde. Da ihn Albu heranzieht, dürfte sein Ergebnis an dieser Stelle besonders interessieren: Marschstrecke 216,3 km, von 6 Teilnehmern im Tag-Nachtmarsch, zum Teil ohne Pause, bewältigt. Die Zahl der Vegetarier am Start war die gleiche wie die der Gemischtesser (Verhältnis 1 : 1), am Ziel langten 5 Vegetarier an, unter Belegung des 1., 2., 3., 4. und 6. Platzes, der einzige von 14 Nichtvegetariern eintreffende Gemischtesser kam, 7 Stunden hinter dem siegenden Vegetarier, als Fünfter an. Ohne auf eine Reihe anderer Wettmärsche, auf 100 km-Märsche, die in dieser Richtung statistisch geprüft sind, näher einzugehen, steht fest, daß durchschnittlich weit mehr Nichtvegetarier als Vegetarier sich bei den Märschen beteiligten, aber gerade im umgekehrten Verhältnis siegten.

Ferner: die körperliche Verfassung der Vegetarier war zum mindesten nicht schlechter als die ihrer Konkurrenten. Gelegentlich stellte man eine der Leistungswertung ähnliche Verfassungswertung der Sieger durch ärztliche Untersuchung vor und nach der Anstrengung auf, so 1906 (100 km-Gehen) in Frankfurt a. M., wobei die von 15 teilnehmenden Vegetariern ankommenden 13 Vegetarier 103 Verfassungspunkte, die unter 18 teilnehmenden Nichtvegetariern ankommenden 7 Nichtvegetarier 27 Punkte erhielten. Interessant ist noch, daß unter den 8 Siegern 7 Vegetarier waren, und in der Reihe der in bester Verfassung Ankommenden hielten die Vegetarier die 5 ersten Plätze inne. Die Verfassungskommission bestand aus 3 nicht vegetarisch lebenden oder gesinnten Frankfurter Ärzten. Bei den Märschen München, Kiel, Karlsruhe 1908, Jena 1912 wurden trotz überwiegender Mehrbeteiligung von Nichtvegetariern die Preise für beste Verfassung Vegetariern ärztlicherseits zuerkannt.

Kurz muß ich noch eingehen auf „jene Ausnahmen, die durch die früher oder später angenommene vegetarische Lebensweise an der Entfaltung ihrer angeborenen Muskelkraft nicht behindert werden". Daß einer der stärksten Männer der Erde, Lionel Strongfort, daß der gefürchtete englische Boxmeister Welsch, daß eine der kräftigsten und leistungsfähigsten Frauen auf dem Sportgebiet, die Meisterspringerin und -schwimmerin Annette Kellermann, Vegetarier sind, ist wohl zur Genüge bekannt. Der berühmte Allround-Athlet Emerich Rath, 1912 der Schwergewichtsmeisterboxer von Deutschland, der infolge viel größerer Leistungsfähigkeit bei vegetarischer Lebensweise 1900 Vegetarier wurde und blieb, vollbrachte als Teilnehmer von über 100 erstklassigen sportlichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anstaltungen hervorragende Leistungen im Laufen, Rudern, Ringen, Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen und war noch nebenbei ein tüchtiger Fußballspieler. Trotz seiner 31 Jahre und der verhältnismäßig kurzen Zeit, die er bei seinem Kaufmannsberuf trainieren kann, siegte er im Februar 1914 im ersten Armeegepäckmarsch auf Schneeschuhen, veranstaltet vom österreichischen Skikommando in Joachimstal und vom Wintersportverein Abertham. In der vollen feldmarschmäßigen Ausrüstung des österreichischen Alpenjägers bei einer Konkurrenz von 56 Läufern, darunter 50 Soldaten, durchlief er in ausgezeichneter Verfassung die 25 km als Erster in 2 St. 46 Min. Die Behauptung „Auf anderen Gebieten des Sports haben sich die Vegetarier noch niemals erstklassig erwiesen, z. B. nicht bei den großen Radwettfahrten" steht im scharfen Gegensatz hierzu, besonders aber zu folgenden Tatsachen: Corsan, Meisterschwimmer von Kanada, Gandy, Meisterschwimmer von England, Miles, englischer Tennismeister, John Barcley, Meisterläufer von Schottland, Astorga, Dauerreiter Argentiniens, Voigt, der Sieger im Fünfmeilenlauf (Olympia 1908 in London), Harwood, Meister im Schwergewichtsstemmen von Nordengland, die deutschen Leichtathletiker Lichtenberger-Pforzheim, Walter Otto, Eiselt-Chemnitz, der Schwimmer und Kürspringer Kohle-Leipzig sind Vegetarier, zum Teil seit vielen Jahren, außerdem noch eine Reihe anderer bekannter Sportsleute.

Von einer großen Zahl von Sportsleuten ist bekannt, daß sie rein oder vorwiegend vegetarisch trainieren, der neue deutsche Marathonsieger Lüdecke-Mittweida ist fast gänzlich Vegetarier, von dem bekannten Finnen Hannes Kolehmainen melden die Zeitungen, daß er nur selten Fleisch genießt, wie denn wohl überhaupt die Trainingernährung der Mehrzahl der hervorragenden Sportsleute näher bei der vegetarischen als bei der Großstadtgemischtkost ist, was die Beurteilung der Leistungsfähigkeit unter dem Ernährungsgesichtspunkt natürlich sehr erschwert. Der Berliner Athletik-Sport-Club „Vegetarier" mit seinen zahlreichen streng vegetarisch lebenden Sportsleuten, vor allem mit seinen so oft siegreichen drei Brüdern Bendick, Kurt Nippe und Emerich Rath, die Meistergeher Wilhelm Schmidt und Deleiter, die Geher von Ruf wie Wilmsmeyer, Wilhelm Albert, Weißgärber, Reiche, Worthy und viele andere Geher und tüchtige Athletiker bürgen durch ihre Leistungen, ihre Erfahrung und die Beschaffenheit ihrer Muskulatur dafür, daß die fleischlose Ernährung mehr kann, als nur „nicht hindern an der Entfaltung der angeborenen Muskelkraft". Ja, eine Reihe körperlich ziemlich elender und kranker Menschen haben sich durch eine vernünftig eingeleitete Reform ihrer Lebensweise, bei der sie der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vegetarischen Ernährung eine große Rolle zuschreiben, erholt und sind so gesundet, daß sie heute in der Reihe der leistungsfähigsten Sportsleute stehen. Lionel Strongfort, der bekannte Berufsathlet, der über sich als „lebende Brücke" ein Auto mit 6 Personen fahren läßt, erzählt, daß er als Knabe zart und schwächlich war und erst unter der vegetarischen Ernährung zu Kraft und Gesundheit kam. Doch ich muß noch einige Meister des Fahrrades nennen: der Sieger im Sechstagerennen Miller (Amerika), Dupuy (Frankreich), Briault Pulling und Koffet (England) sind seit langem Vegetarier. Olley z. B. bestritt innerhalb einer sechsmonatlichen Saison 18 Dauerrennen und 37 Fliegerrennen. Er ist Rekordmann auf 1379 km, die er auf der Landstraße in 92 St. 45 Min. mit nur sechsstündiger Schlafpause durchfuhr; dabei war er am Ziel, wie in der Sportpresse besonders betont wurde, auffallend frisch. Robl nennt ihn in „Training des Stehers" (Grethlein, Leipzig) einen der besten englischen Rennfahrer. Im großen Ganzen muß man sagen, daß sich die Vegetarier wohl aus gesundheitlichen Gründen mehr zu den anderen Sportarten als gerade zum Radrennfahren hingezogen fühlen, doch die vegetarischen Rennfahrer, die es tatsächlich gibt, sind keine Schwächlinge!

Es spricht mancherlei Gewichtiges dagegen, daß die Erfolge der Vegetarier auf ihrer Abstinenz vom Alkohol allein beruhen. Zu bedenken ist, daß viele Sportsleute der besten Klasse früher lediglich abstinent lebten und im Laufe der Zeit aus Instinkt oder durch Überzeugung Fleischmeider wurden und durch den Erfolg dauernd bei dieser Lebensweise blieben. Außerdem findet sich kaum ein erstklassiger Wettgeher, sei er Vegetarier oder nicht, der nicht zum mindesten im Training den Alkohol meidet. Die abstinente und die allgemein hygienische Lebensweise allein erklären nicht restlos die Erfolge der Vegetarier im Wettbewerb mit abstinenten Gemischtessern, die zum großen Teil dieselben allgemeinen hygienischen Grundsätze verwirklichen. Zu erinnern ist hier auch an die Massenversuche der amerikanischen Professoren Fisher und Chittenden, bei denen unter dauernder Ausschaltung von Alkohol und Tabak nur die Diät wechselte, und die für einen spezifischen Einfluß gerade der Ernährung auf die Leistungsfähigkeit sprechen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt in der nächsten Nummer.)

**Dr. med. Heinrich Otto Meng.**

## Das einzige Kind.

(Auch ein Beitrag zur Frage des Geburtenrückganges.)

Bei der Darlegung der Ursachen des Geburtenrückganges vergaß man stets eins: Wie wirkt diese folgenschwere Zeiterscheinung auf das Kind?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Kreis derer, für die das „einzige" Kind der Ausdruck eines gemeinsamen Willens ist, verträgt aber ein Wort, das von der Liebe zum Glück der Kinder diktiert wird. Darum sei zu ihnen gesprochen. Ihr Handeln, ihr Tun werde ein Eckstein am Bau der Nation. Wie das Beispiel zu den bekannten traurigen Tatsachen geführt hat, so soll durch das Vorbild wieder Wandel geschaffen werden. Und alles um der Kinder willen. Bei der Liebe zum Kinde sei eingesetzt!

Man verstehe uns recht. Wir sprechen nicht von den Armen, die ein einziges Kind mit Sorgen und durchwachten Nächten am Leben erhielten, nicht von denen, die nach langem, vergeblichen Sehnen den einzigen Familienerben in der Wiege sahen, ohne die Hoffnung auf weiteres Elternglück. Nein! Wir wenden uns an die Gesunden, Starken, Fähigen, die fest glauben, ihres Kindes (und ihres Ehebundes!) Glück begründet zu haben, als sie beschlossen: Unser Kind soll den Vorzug haben, das „einzige" Kind zu sein.

Um des Kindes willen! Aus Liebe! — Und plötzlich tauchen die irrigen Bilder auf: Kinderglück, Wohlversorgtheit, Geborgensein. Leichtfertig und obenhin wird geurteilt: Das „einzige" Kind ist gut daran, das teilt nicht Elternliebe und -fürsorge mit anderen, weder in seelischer noch geldlicher Richtung, kurz, es ist glücklich.

Wer tiefer hineinzusehen vermag, der weiß, daß hier vom Glück in der Ausprägung gesprochen wird, die unsere harte, hastende, nervöse Gegenwart dem Begriffe gegeben hat. Glück ist immer der materielle Besitz. Nun läßt sich diese Ansicht schwer widerlegen, wenn man sich nicht überzeugen lassen will. Aber das wird jeder zugeben müssen: Diesen Glauben vom Glück hat nur der, der unter den Fesseln dieser Anschauung steht. Das Kindergemüt faßt solche Gedanken nicht. Und es muß auch erst bis an die Wurzeln seiner Kindlichkeit verdorben werden, wenn es das in ihm ruhende Verlangen nach seinem Glück vergessen sollte.

Im einzelnen. Jeder, der mehrere Kinder hat, weiß, daß Erziehen eine Kunst ist. In der Kunst wird aber nicht jeder Meister. — Was für Unzweckmäßigkeiten stellt man nicht beim Erstgeborenen an! Wie wird es verhätschelt (körperlich und geistig!), wie wird Eigensinn, Trotz, Nachlässigkeit künstlich groß gezogen. Man scheut vor allem die Konsequenz, denn es ist ja das erste, das einzige. Als Folge stellen sich sofort die Sorgen ein. Die Furcht vor Ansteckungen, Erkältungen schwindet nicht mehr. Wird das einzige Kind größer, so unterbleibt manches Richtige, Zweckmäßige aus Sorge um die vielleicht möglichen Gefahren: Schlitten- und Schlittschuhfahren, Rodeln und Fußballwerfen, Tummeln auf Wiesen und beim Sandhaufen, vor allem das Baden im Freien, Schwimmen und Turnen.

Da man aber auch Grund haben will, stolz auf das Kind zu sein, so sucht man Äußerlichkeiten hervor. Die Kleidung wird auffallend gehalten, modisch zugestutzt. Das Bewundern und Staunen der Mitmenschen schwellt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Mutterherz höher. Wer hätte diese Kinder noch nicht gesehen? Saht ihr auch ihre Last, die sie trugen? Hörtet ihr vielleicht auch, wie ich: „Das darfst du nicht! — Tue das nicht! — Laß das! — Du hast das neue Gewand an!"

Was ist das Kind nun, das einzige? Ist es nicht das Spielzeug? Muß es nicht herhalten, das Ansehen der Mutter oder des Vaters zu erhöhen? Würde es nicht viel lieber mit diesem oder jenem Buben am Sandhaufen wühlen, backen oder gar einmal — barfuß laufen? — —

Wie anders dort, wo viele Kinder sind. Da wird ganz anders erzogen. Die Fehler beim ersten Sproß werden bald wett gemacht. Die Erfahrung stellt sich doch ein. Und dann: die Kinder helfen mit. Sie erziehen sich gegenseitig. Sie haben auch dafür ihr Kinderglück, das richtige, wahre. Jeder Zeitraum der Kindheit birgt in sich eine eigenartige, charakteristische Welt. Unbewußt schreiten die kleinen Menschen aus der einen in die andere. Das ist das Alter- und Reiferwerden. Die jüngeren Geschwister halten die Fäden fest, die in die durchschrittenen, verträumteren Zeiten zurückreichen. Sie verlängern die Jugend der Älteren. Wie gern spielt die ältere Schwester mit dem Püppchen der jüngeren und taucht zurück in sonnige Vergessenheiten. Ist das kein Gewinn? Heißt es da nicht richtig: V i e l e Kinder! Das verlängert die Kindlichkeit aller?

Das „einzige" Kind entbehrt dies alles. Sein Umgang ist Vater und Mutter allein, im unglücklichsten Falle das Kindermädchen, das in ihm nur die Last sieht. Gewiß entgeht es in dieser Umgebung manchem Schubs und Stoß, manchem Wettkampf und -streit, der unter Kindern unvermeidbar ist. Aber manch anderes lernt es nicht: mitfreuen, teilen, mitleiden, trösten, helfen, Luftschlösser bauen. Dafür kommt es aus weicheren Händen ins Leben hinaus.

Hier kann das sinnreichste S p i e l z e u g nichts ersetzen. Schon garnicht das moderne, an dem sich die Erwachsenen belustigen: Karikaturen. Was weiß das Kind, was w i r an einem Soldaten, Bauern, Polizisten für charakteristisch zur Verulkung halten.

Aber, wird man sagen, das ehrliche Streben der Eltern, dem Kinde nahe zu kommen, ihm etwas zu sein, gilt das nichts? Ja — dies zur Antwort —, wenn man nur seinen Willen in die Tat umsetzen könnte, wie man beabsichtigte! Das Hineinversetzen in die G e d a n k e n w e l t e i n e s K i n d e s geht meistens über unsere Fähigkeiten hinaus. Sie ist zu eigenartig, erfordert Geduld, völliges Einleben. Vielleicht die Dichter bringen diese Phantasie auf. Man rühmt ja nicht selten von dem echten Dichter, daß er ein reines, wirkliches, tiefes Kindergemüt habe. Aber wir übrigen? Wir gehen meist den entgegengesetzten Weg. Das Kind, das einen Gefährten unbewußt ersehnt, wird gezwungen, sich in u n s e r e Gedankenwelt zu finden. Mit voller Absichtlichkeit wird es seinen kindlichen (wir sagen: knidischen!) Phantasien entrissen. Es wird verständiger gemacht, empor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gezogen. Soll man dieses Bestreben frühreif, altklug zu machen, beim richtigen Namen nennen? Ist es nicht ein Betrügen um die Kindlichkeit, um die Jugend, um den Menschenfrühling? Oder ist das zu hart? Man denke doch einmal zurück: Wie war unsere Jugend?

Was erlebt man heutzutage? Kinder, die keine Kinder mehr sind, werden mit Stolz vorgeführt, wenn sie schon dies und das können. „Ja", so heißt es dann, „wir geben uns auch mit dem Jungen ab. Es ist ja unser Einziger!"

Altkluge, wissende Kinder! Absichtlich so gezogen, eitel geworden, unehrerbietig. —

Gehen wir noch einen Schritt weiter. Das einzige Kind tritt in das Leben hinaus. Zuerst in die Schule. Der wesensverschiedene Geist der Schule umfängt die Menschenblüte. Hier tritt die Tragik in ihrer schärfsten Ausprägung hervor. Schon die Auswahl der Schulart ist charakteristisch. An das „Einzige" k a n n und m u ß etwas gewendet werden. Die Ehre der Familie ist in Gefahr. Nun geht das Kind durch das Joch. Die Schulzeit unserer heutigen Jugend ist ein Dornenweg für jeden, ein Golgathagang aber für die, die jene Fähigkeiten nicht in sich tragen, die unsere Schule verlangt.

Die Eltern empfinden das. Zuerst k l a g t das Kind. Die Elternhände waren dem Einzigen gegenüber weicher. Die Mitschüler sind oft härter gebaut. Überdies verfallen Muttersöhnchen unweigerlich der Verachtung. Also: die Schule ist schuld. — Gewiß gibt es schlechte Schulen, pedantische Lehrer, Erzieher, die eine Kindesseele nicht verstehen. Doch auch auf der andern Seite liegt Schuld. — Schlimmer wird es, wenn man urteilt: das Kind gibt sich keine Mühe. Man muß es also zwingen; später wird es dankbar dafür sein. —

So zerbricht der letzte Rest des Kinderglückes. Mich faßt immer ein Schauer, wenn ich von dem bangen, schweren Schritte eines Kindes lese, das freiwillig zum Reiche der Schatten ging. Wenn aber dabei steht: das einzige Kind, dann möchte ich fragen, fragen ...

Ich will ganz ehrlich sein. Es gibt auch Kinder aus einer kinderreichen Familie, die verzweifeln. Doch ist es im allgemeinen anders. Wo viele Kinder sind, können nicht alle Diplomaten werden. Da langt das Geld und die Grütze nicht. Der Tüchtigste vertritt den Glanz der Familie. Aber er bleibt noch jahrelang auf dem festen Boden der Familie, taucht unter in den Quell der Kindlichkeit. Er findet Halt und Hilfe, ist fester, härter, durchgearbeiteter. Und wenn sein Charakter nicht faulig, dann bleibt das Glück, Geschwister zu haben, auch immer sein Glück. Er schämt sich ihrer nicht.

Noch manches ließe sich sagen. In Eile ist dieses Problem durchschritten, das mancher am eigenen Leibe gespürt hat. Es gibt der Gründe viele gegen den Geburtenrückgang. Hören wir auch auf unsere K i n d e r! Nicht nur Mütter! Nein! auch Brüder und Schwestern wollen wir haben!

So zeigt eure Liebe zu eurem Kinde! E. L. Herrmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

**Neue Züricher Zeitung**, Nr. 320 und 324 vom 3. und 4. März 1914.

Der Käufer als Sozialreformer. Von Dr. Elsbeth Georgi.

„. . . . . Käufersünden, wie diese sogenannten „Weihnachtsgrausamkeiten" werden auch bei anderen Gelegenheiten begangen: vor den Sommerferien; vor den Sonntagen und vor anderen Festen. Pfingsten z. B. ist besonders für die Schneiderin und Modistin eine böse Zeit. Wir Käuferinnen können doch nun einmal dieses liebliche Fest nicht ohne den Schmuck eines neuen Sommerkleides begehen. Die Schneiderin zuckt die Achseln: ich kann es nicht mehr versprechen, wir haben nur noch drei Tage, ich weiß so wie so nicht, wie fertig werden. Aber die Kundin drängt: sie müsse es unbedingt haben, sie habe ja natürlich sonst „gar nichts anzuziehen", und kurz und gut, die Schneiderin gibt nach, verspricht, und wirklich am Pfingstsonntag in der Frühe kommt das kleine Postkind mit der bekannten Schachtel angetrabt. Niemand sieht es dem heiteren Gewändlein an, mit wie müden Schritten die Arbeiterin sich heimgeschleppt hat, als endlich, endlich, lange nach Feierabendzeit, der letzte der vielen hastigen Stiche genäht gewesen ist.

Daß derartige Käufersünden nicht nur vereinzelt vorkommen, bestätigen z. B. auch die Erfahrungen der Gewerbeaufsichtsbeamten.

. . . . . .

Nun ein weiterer fataler Käufertypus, der besonders unter zu wenig beschäftigten, wohlhabenden Frauen vertreten zu sein scheint. Es handelt sich um die sogenannten „Sehleute". Eine solche Käuferin besucht z. B. ein Modengeschäft und verlangt Kleiderstoff; die Tochter bringt ein Stück, zwei Stücke, zwanzig Stücke. Jedes einzelne wird von der Sehfrau auseinandergezerrt, beguckt, befühlt. Muster und Preis würden wohl zusagen — aber sie entschließt sich nicht. Es ist ihr nämlich eigentlich gar nicht so sehr um den Einkauf zu tun; aber es ist doch so vergnüglich und unterhaltsam, sich all die hübschen Sachen zeigen zu lassen. Also mit dem Kleiderstoff wird sie es sich noch überlegen. Aber da sieht sie zufällig ein paar Spitzenkragen. Die könnte man doch eigentlich einmal ansehen. Das Ladenfräulein bringt Kasten auf Kasten. Alles wird durchsucht, probiert, gelobt, — verworfen. Nein, man will es doch lieber bleiben lassen; man ist ja eigentlich noch ganz gut versehen. Aber wie wäre es mit einer Krawatte? Wieder klettert das Ladenfräulein auf die Leiter, wieder schleppt sie Kasten auf Kasten herbei. Sie merkt die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen, sie fürchtet, daß der Chef sie für eine ungeschickte Verkäuferin halten wird, und es fällt ihr immer schwerer, das konventionelle höfliche Lächeln zu bewahren. Aber die schaulustige Kundin merkt gar nichts; und schließlich, nachdem ungefähr das halbe Lager vor ihr ausgebreitet liegt, rauscht sie unverrichteter Dinge wieder zum Laden hinaus, mit unbeirrter, fröhlicher Sicherheit, in ungetrübter Seelenruhe, — offensichtlich ganz ohne einen Begriff davon, daß sie soeben eine kleine soziale Untat verübt hat. Die Kaufmannssprache nennt solche Kunden „Sehleute", weil sie nicht kaufen, sondern nur — ansehen wollen. Man heißt sie auch etwa „Orientalen", weil sie sich bloß — orientieren wollen.

Eine andere Kategorie fataler Käufer sind die säumigen Zahler. Man meint, es sei nicht bloß eine Rechtspflicht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sondern ein ernstes und einfachstes Gebot des Anstandes, seine Schulden pünktlich zu bezahlen. Aber das Publikum setzt sich seinen Lieferanten gegenüber merkwürdig häufig über dieses so selbstverständliche Gebot hinweg. Ausländische Erhebungen hierüber haben ganz bedenkliche Zustände enthüllt. Besonders schlimm scheint es in dieser Beziehung in der Bekleidungs- und Putzbranche zu stehen; aber auch die Bezahlung von Hausrat und Lebensmitteln läßt sehr zu wünschen übrig. Höchstens ein Viertel der Kundschaft zahlte bar, in der Wäscherei und Schneiderei oft nur ein Zehntel. Die übrigen zahlen nach 3, 6, 12 Monaten, auch später. Die Lieferanten aber, aus Furcht, die Kundschaft zu verlieren, wagen es nicht, energisch vorzugehen; kaum daß sie sich entschließen, unaufgefordert eine Rechnung zu schicken, oder gar zu mahnen. Die Nachteile dieses Systems für den Verkäufer liegen auf der Hand: abgesehen von der Erschwerung der Buchführung, erleidet er Zinsverlust, riskiert er Differenzen über ältere Rechnungsposten und direkte Einbuße von Forderungen; für Geschäftsleute mit mäßigem Kapital kommt hierzu die Schwierigkeit, ihre Verpflichtungen gegenüber den eigenen Lieferanten und den Angestellten pünktlich zu erfüllen. Es soll nicht so selten sein, daß kleinere Unternehmer wirtschaftlich ruiniert werden, obgleich der Betrag ihrer ausstehenden Fakturen den Betrag ihrer Passiva reichlich decken würde. . . . . .

* * *

Die Käuferliga [in Deutschland der Käuferbund*)] lehrt uns, zu welchen Zeiten wir kaufen, oder vielmehr wann wir womöglich nicht kaufen sollen, nämlich:

nicht in den letzten Tagen vor den Festen,
nicht am Samstag nachmittag,
nicht nach 1/2 8 Uhr abends,
nicht am Sonntag;

sie verlangt, daß wir keine Bestellung machen, die Nachtarbeit erfordert; daß wir auf die Saisonindustrie Rücksicht nehmen und unsere Aufträge oder unsere Reparaturen tunlichst nicht in der Zeit der Arbeitshäufung ausführen lassen, — damit der Lieferant in der Hochsaison entlastet werde und umgekehrt in der stillen Zeit eher in der Lage sei, sein Personal zu behalten, eine Maßnahme, die übrigens gerade gegenwärtig auch verschiedentlich von den Behörden im Interesse der Verringerung der Arbeitslosigkeit empfohlen wird.

Die französische Liga hat sogar einen Kalender herausgegeben, in welchem Monat für Monat diejenigen Gewerbe verzeichnet sind, die gerade besonders viel oder besonders wenig Arbeit haben. . . .

*) Vgl. „Vortrupp" Jhrg. 1912, S. 713—17 und Jhrg. 1913, S. 740 f.

# Rund um uns

**Die abstinente Marine** — in Amerika! — Ein Federstrich des Marine-Ministers Daniels: und auf keinem Schiff, weder in der Messe noch in den Kammern, darf irgendein alkoholisches Getränk genossen werden*). Doch was sagten wir: Abstinente Marine? Lieber Onkel Sam, nun tu' auch den nächsten Schritt und sorge, daß jeder Matrose und jeder Offizier durch tapfere,

*) Durch die Tagespresse ging nämlich jüngst die folgende Notiz, die wir dem „Hamburgischen Correspondenten" entnehmen:

Washington, den 7. April. In Marinekreisen herrscht Entrüstung über

methodische Aufklärung derart im tiefsten Herzen vom hohen Werte der Abstinenz überzeugt ist, daß er auch beim Sonnabend-Sonntag-Urlaub (week end's leave) in den gräulichen Landspelunken nicht die bekannte, blöde, chemische Begeisterung sich erkauft, die ihm durch Daniels' Federstrich wenigstens während der Woche erspart blieb. Denn jede Reform, die nicht von innen kommt, von innen und außen zugleich, ist eine Halbheit. (Allerdings besser als die Viertelheit, Deutscher!)

Aber eines muß man Onkel Sam lassen: Er ist gründlich, unbekümmert und von wahrhaft goldener Rücksichtslosigkeit gegen all die mäßigen und unmäßigen Alkoholiker.

Überließen sich nun die amerikanischen Marine-Offiziere und Mannschaften vertrauensvoll dem erfrischenden Vorgehen des Marineministers: mancher würde vom Suff kuriert, manche Torheit bliebe unbegangen, manche Krankheit bliebe fern, die Leistungen stiegen; dazu kämen wohl einige Strafen mehr wegen Übertretung des Verbotes (denn schwere Alkoholiker werden Alkoholgetränke einzuschmuggeln suchen), Übertretungen, deren Gewicht reichlich aufgewogen würde durch den Segen der Abstinenz. Aber was lesen wir? Es herrsche „Entrüstung" unter den Seeoffizieren. Angeblich sehen sie in dem Erlaß einen „Eingriff in die persönliche Freiheit". Nun: Für Morphium, Kokain, Opium gibt es ja ähnliche Erlasse oder noch strengere. Wer fühlt da seine „Freiheit" beengt? Es zeugt von großer Sachkenntnis und weitem Blick, daß der amerikanische Marineminister den Alkohol diesen Apothekergiften beifügt. Denn eine einigermaßen alkoholfrei werdende Marine bekäme einen Zuwachs an Schlagfertigkeit, der so leicht durch keine Parlaments-Bewilligung anderer Staaten wettgemacht werden könnte*). Das lehren u. a. die mit reichlichem Quellenmaterial versehenen Schriften „Abstinenz und Marine", „Die militärische Alkoholfrage für die Marine" und „Alkoholfrage und Marine" (Neuland-Verlag Hbg.). Und weiter zeugt es von ungenügender Kenntnis und Willensschulung, daß die Offiziere angeblich nicht „mitmachen" wollen. „Der Marineminister betont, daß sich das Verbot auch auf die Offiziere erstrecke. Es gäbe keinen Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften."

Alle Achtung! Schade, daß die Offiziere dieser Höhe von Dienst- und Pflichtauffassung scheinbar nicht gewachsen sind. Schon lange bin ich nämlich der Meinung, man solle (unbeschadet sonstiger Vorrechte) im Essen und Trinken keinen Unterschied zwischen Offizier und Mannschaft machen. Einheitliche Bordkost, einheitliche Alkoholabstinenz — welcher Gewinn! Unsere Soldatenkost ist bei aller Schlichtheit gut und nahrhaft, und das schlichte Wasser ist dem mehr geistig tätigen Offizier mindestens ebenso wohltätig wie dem körperlich arbeitenden Matrosen. Das Nicht-Einbeziehen der Offiziere in den Danielsschen Erlaß wäre eine scheinbare Benachteiligung für die Mannschaft, eine wirkliche Benachteiligung aber für die Offiziere. Sehr zum Schaden überdies für die Disziplin.

Es ist nun beschämend, was man über das amerikanische Marine-Alkoholverbot in der alkoholfreundlichen deutschen Presse alles lesen muß. Daß man

---

das vom Marineminister ergangene, am 1. Juli in Kraft tretende Verbot des Genusses von alkoholischen Getränken in jeder Form und auf allen Schiffen. Der Marineminister betont, daß sich das Verbot auch auf die Offiziere erstreckt. Es gebe keinen Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften. Die Offiziere wandten sich an den Präsidenten Wilson, aber dieser will sich nicht einmischen, weil dies eine Angelegenheit des Marineministeriums sei.

*) Vgl. den Aufsatz „Alkoholgegner im Heere" in Nr. 8 des „Vortrupp", S. 253.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der sittlichen Höhe des Erlasses gerecht wurde, war ja nicht zu erwarten. Aber der Ton! So liest man in echtem Schmockstil: „Wie Bryan, so sollen auch fortan die Seehelden Onkel Sams Limonaden und bunte Fruchtsäfte genießen und fröhlich den Himbeersafthumpen kreisen lassen" (Flensburger Nachrichten 14. 4. 1914). Diese eine Probe für alles und vieles. Es „zieht" beim deutschen zeitungslesenden Spießer immer, wenn Schmock alkoholische Gebräuche auf harmlosen alkoholfreien „Stoff" anwendet. Der Bierphilister sieht dann im Geiste amerikanische Seeoffiziere (mit allen Attributen „ausgepichter" Seebären) vor den bekannten spinatgrünen und eosinfarbenen Saponin-„Limonaden" sitzen, die man in Deutschland in Bier-Wirtschaften erhält, und die der richtige Abstinent — niemals trinkt. (Diese Limonaden, das müßte eigentlich der Schmock wissen, trinkt nur der jeweils „bierkranke" Spießer.) Aber der Erfolg ist da: Der Leser lacht. Oder wenn er Brauer oder sonstwie Alkoholisierungs-Interessent ist, „entrüstet" er sich und schickt den Zeitungsausschnitt einem alkoholfreundlichen Preßbüro.

Und dies Büro sorgt dafür, daß überall der Erlaß des amerikanischen Marineministers und die „Entrüstung" der amerikanischen Seeoffiziere „in das richtige Licht" gerückt werden.

**O. Wanderer.**

**Im Büro der Berliner städtischen Fürsorgedame.** Bei dem Titel dieser Dame darf man nicht an Fürsorgeerziehung denken — damit hat sie nichts zu schaffen. Ebensowenig mit der Fürsorgeschwester, einer Evangelischen Diakonie-Schwester, die den unglücklichen Geschöpfen unter Kontrolle der Sittenpolizei raten, dienen und womöglich aus dem Sumpf heraushelfen will. Das Amt der Fürsorgedame, die vom deutsch-evangelischen Frauenbunde angestellt ist, ist eine neue Einrichtung, etwa fünf Jahre alt, und stellt eine Art Vermittlungsglied dar zwischen der Polizei und den von ihr aufgegriffenen, namentlich jugendlichen, verdächtigen Elementen, wie sie sich in Berlin und in jeder andern Großstadt massenhaft vorfinden. Würde gegen diese Bedauernswerten die ganze Schärfe des Gesetzes angewendet, so wären sie bald völlig verkommen. Da tritt in der Person der Fürsorgedame das mildversöhnende weibliche Element dazwischen und untersucht, ob nicht durch Güte aus den Eingelieferten noch nützliche, glückliche Staatsbürger zu machen sind, mögen sie im vorliegenden Falle eine Schuld auf sich geladen haben oder nicht. Und, es ist erfreulich zu sagen, in sehr vielen Fällen gelingt es ihr.

Damit die Dame ihren Schutzbefohlenen leicht erreichbar ist, hat ihr die Behörde im Polizeipräsidium selbst ein Zimmer als Büro angewiesen. Die Tür zu diesem Raum des Erbarmens steht während der Bürostunden fast nicht stille. Bald ist es ein Schutzmann, der die soeben Eingelieferten oder die schon seit den Nachtstunden in vorläufiger Haft Untergebrachten ihr zuführt, bald sind es verhärmte Mütter oder Ehefrauen, die für ihre verwahrlosten Kinder, ihre trunksüchtigen Gatten Hilfe bei ihr suchen — oder auch Schutz vor ihnen, was recht oft vorkommt. Die Fürsorgedame hat für jeden ein freundliches Wort, ein teilnehmendes Gesicht; sie versteht es, auch ganz verbissene oder verzweifelte Menschen zu einer Aussprache zu ermutigen, ohne die kein rettendes Eingreifen möglich ist.

Und was bekommt sie da oft zu hören! In was für erschütternde Tragödien des Alltagslebens muß sie da manchmal hineinblicken! Zu den alltäglichen Fällen gehört es z. B., wenn Kinder der Polizei in die Hände fallen, weil sie die Vorübergehenden auf klägliche Weise anflehen, ihnen Blumen, Schnürsenkel, Wachsstreichhölzchen u. dgl. abzukaufen, oder weil sie auf den Höfen Lieder plärren, um Geldstücke zugeworfen zu kriegen, und wenn die Nachforschungen der Fürsorgedame und der ihr beigegebenen Helferin feststellen, daß die Eltern auf der faulen Bärenhaut liegen, von dem Bettelerwerb der schulpflichtigen Kinder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie und sich erhaltend! Beschönigend nennen sie sich dann „Arbeitslose"; sie finden aber dies Schlaraffenleben so bequem, daß sie sich hüten, Arbeit zu suchen. Nur die Drohung, daß ihnen die Kinder abgenommen und in Fürsorgeerziehung gegeben werden, veranlaßt sie in der Regel, die Beschäftigung anzunehmen, die ihnen von der Fürsorgedame bei Armenhilfsvereinen besorgt wird. Daß es sich zuweilen um wirkliche Arbeitslosigkeit handelt, versteht sich von selbst.

Nicht vereinzelt stehen auch die Fälle da, daß jugendliche Durchbrenner aus der Provinz sich nach Berlin durchgebettelt haben und dann hier als Obdachlose von Schutzleuten festgehalten und der Fürsorgedame gebracht werden. Die bringt durch ihr gütiges Zureden die Jungen bald zum Beichten, läßt sich von ihnen die Adressen der Eltern oder des Vormundes, des Lehrherrn, des Brotherrn sagen und setzt sich brieflich mit denen in Verbindung. Wo ihre Anfrage, ob sie die Durchgänger wieder annehmen wollen, verneint wird, was nicht selten geschieht, da ruft sie für sie die Hilfe von allerhand Wohltätigkeitsanstalten und Menschenfreunden an und hat auf diese Weise schon manchen jungen Burschen davor bewahrt, auf die schiefe Ebene zu geraten.

Auch verlorene Töchter hat sie schon mannigfach den Ihrigen zurückgegeben und wieder auf den Weg der Pflicht und Ehrsamkeit geführt, wenn nicht der Hang zum Vergnügen, zum Putz und zum Müßiggang sich schon zu tief eingenistet hatte.

Auch Trinkerfürsorgearbeit bleibt der Fürsorgedame nicht erspart. Das entsetzliche Elend, das täglich in Trinkerfürsorgestellen beobachtet wird, beschäftigt auch sie in nicht geringem Maße. Sie ist glücklich, wenn es ihr gelingt, Alkoholiker in einer Trinkerheilstätte unterzubringen und dadurch vorerst wenigstens unglückliche Frauen und Kinder vor Mißhandlungen und Schlimmerem zu bewahren. Am trostlosesten liegen bekanntlich die Verhältnisse, wo die Frau Trinkerin ist. In einem solchen Fall, bei dem die Fürsorgedame die Untersuchung führte, hatte die Frau Stück für Stück vom Haushalt vertrunken, so daß sich schließlich kaum noch das notwendigste Hausgerät vorfand.

Mit der Gründung dieser so recht der Eigenart einer edlen, warmherzigen Frau entsprechenden Stellung hat das Berliner Polizeipräsidium anerkanntermaßen einen sehr glücklichen Griff getan. Alle Abordnungen auswärtiger städtischer Behörden, die Berlins soziale, polizeiliche und Wohlfahrtseinrichtungen studieren, gehen an dem Büro der Fürsorgedame im Polizeipräsidium gewiß nicht achtlos vorüber. Was hier geleistet wird, ist übrigens mit dem Monatsgehalt von 200 M. für sie und von 100 M. für ihre Gehilfin überaus mäßig belohnt.

**Clara Düsterhoff.**

**Vollkommene Sonntagsruhe.** Wie so oft kämpft kleinliche Selbstsucht wieder einmal gegen einen großen sozialen Gedanken: Eine starke Bewegung hat eingesetzt, um den Handlungsgehilfen das Recht der vollkommenen Sonntagsruhe zu gewähren, und jeder sozial denkende Mensch kann diesem Streben nur aufrichtig den Sieg wünschen. Ja, weiter noch müßte man gehen: vollkommene Sonntagsruhe von Sonnabend nachmittag 2 Uhr bis Montag früh 9 Uhr ist das Ideal, das dem Volkshygieniker vorschwebt. Wir brauchen zur Aufrechthaltung unseres Volkstums gesunde Väter, gesunde Mütter, aber wie kann ein Mann, ein Mädchen gesund bleiben, wenn sie tagtäglich, auch Sonntags mehrere Stunden, hinter dem Treesen stehen müssen. Der Sonntag muß allgemeiner Volkserholungstag sein, da müssen alle hinaus, um die Lungen mit neuem Lebensodem zu füllen, um Geist und Körper zu erfrischen. In unseren Weltstädten aber ist es mit ziemlichen Opfern an Zeit verknüpft, dahin zu gelangen, wo wirklich reine Luft, unbedingte Ruhe eine Wiederbelebung sämtlicher Schaffenskräfte ermöglichen. Selbst wenn der Ladenangestellte nur eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stunde Sonntagsdienst hat, ist seine Erholungszeit zerrissen, es wird ihm unmöglich, seine Freizeit so zu nutzen, wie es nötig ist, um vollwertiger Arbeiter zu bleiben. Angenommen, er hat auch nur von 8 bis 9 Uhr zu bedienen, dann kann er in einer Weltstadt erst zu einer Zeit im Freien sein, wo im Hochsommer schon die Sonnenglut am rüstigen Wandern hindert, wo es im Winter bald zu dunkeln beginnt. Nein, Sonnabends schon muß der Handlungsgehilfe in der Natur sein können, um den taufrischen Sonnenmorgen in seiner heiligen Segenskraft auf sich einwirken lassen zu können.

Ein Wesen, das nie Gelegenheit hat, 24 Stunden hintereinander sein eigener Herr zu sein, über sich selbst nachzudenken, ist ein Sklave, und die so wenig haushälterische Ausnützung seiner Arbeitskraft widerspricht nicht etwa nur seinem eigenen Interesse, sondern auch dem seines Arbeitgebers.

Es ist ja Unsinn, wenn die Selbstsucht der Ladeninhaber behauptet, mit einer Einschränkung des gesamten Umsatzes bis zu 40% rechnen zu müssen, wenn die völlige Sonntagsruhe eingeführt wird. Wenn keiner am Sonntag seinen Laden öffnen darf, wird keiner etwas verkaufen. Da aber das Bedürfnis nicht eingeschränkt wird, werden die Leute eben in der Woche kaufen, und zwar bei ihrem gewöhnlichen Händler. Wenn die kleineren Geschäftsinhaber das nicht einsehen können, mache man einstweilen einmal folgenden Versuch: Man verlange die völlige Sonntagsruhe für alle Angestellten, den Ladenbesitzern aber erlaube man, am Sonntag ihr Geschäft 1 oder 2 Stunden zu öffnen, während der aber nur sie im Geschäft tätig sein dürfen.

Vor allem aber nütze der Kleinhändler die Zeit in der Woche, er warte nicht erst hinter dem Ladentisch, bis die Kundschaft kommt, ihre Einkäufe für den Sonntag zu machen, sondern er suche sie auf und frage sie nach ihren Bedürfnissen für den Sonntag. Ein eisernes Wirtschaftsgesetz unserer Zeit sagt: Wer zuerst kommt, macht das Geschäft, und in den Rahmen dieses ehernen Gesetzes paßt es nicht mehr, geduldig auf den Käufer zu warten.

**Dr. Rolf E. Uderstädt.**

**Die Zuverlässigkeit gewisser Zeitungsberichterstatter** erhellt aus der folgenden Sinnlosigkeit, die sich in dem Berichte der „Deutschen Tageszeitung" vom 14. April dieses Jahres über die Frankfurter Tagung des „Wandervogels" findet.

Der Sachverhalt geht aus dem nachstehenden Briefwechsel zwischen dem Bundesleiter des „Wandervogel E. V.", Herrn Direktor Dr. Neuendorff, und der Schriftleitung des Vortrupp hervor:

Hamburg, 24. April 1914.

Herrn
Direktor Dr. Neuendorff,
Mülheim a. Ruhr.
Leonhard Stinnesstr. 58.

Sehr geehrter Herr Direktor!

In dem Berichte, den die „Deutsche Tageszeitung" am 14. April dieses Jahres über die Frankfurter Tagung des Wandervogels veröffentlicht, findet sich folgender Absatz:

„Hinsichtlich der freideutschen Bewegung wies der Bundesleiter, Oberrealschuldirektor Dr. Neuendorff-Mülheim, auf die Kluft hin, die die Gedankenwelt des „Wandervogels" von der des „Freideutschen Verbandes" trennt, und gab zu bedenken, daß der „Wandervogel" beim Anschluß an die freideutsche Jugend Gefahr liefe, das Odium auf sich zu nehmen, das die Freideutschen durch ihr anfängliches Zusammengehen mit Wyneken, „Anfang" und „Vortrupp" auf sich geladen haben. (Die genannten Vertreter eines „verwaschenen Kosmopolitismus" — so bezeichnete sie Direktor Dr. Neuendorff — sind Anfang März mehr oder minder freiwillig aus dem „Freideutschen Verband" ausgeschieden.)"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dieser Bericht legt Ihnen also unter, die Vertreter des Vortrupp als Vertreter eines „verwaschenen Kosmopolitismus" bezeichnet zu haben. Wir bitten Sie um die Liebenswürdigkeit, uns — wenn möglich umgehend — mitteilen zu wollen, ob Sie sich auf der Tagung in Frankfurt über den Vortrupp geäußert haben, und in welcher Form das etwa geschehen sein mag. Wir nehmen von vornherein als selbstverständlich an, daß der Bericht der „Deutschen Tageszeitung" in dem zitierten Abschnitt den Tatsachen nicht entspricht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Schriftleitung „Der Vortrupp"
gez. Dr. R. Kraut.

Mülheim-Ruhr, den 29. April 1914.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Auf Ihre Anfrage vom 24. April 14 erwidere ich Ihnen ergebenst, daß ich die in dem Bericht angeführten Äußerungen über den Vortrupp bestimmt nicht getan habe. Ich habe in meiner Ansprache über die freideutsche Bewegung den Vortrupp nur einmal erwähnt, als ich in der Einleitung die Entstehung der freideutschen Bewegung kurz andeutete und dabei angab, daß ursprünglich Dürerbund, Vortrupp und Bund Deutscher Volkserzieher der Bewegung angehört hätten, dann aber freiwillig ausgeschieden seien. Mein Ausdruck „Verwaschener Kosmopolitismus" bezog sich natürlich allein auf Wyneken.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. Dr. Neuendorff.

**Lügen.** Sie haben kurze Beine, wie man sagt. Und es ist wahr, sie kommen nicht weit, wenn man es einmal darauf ankommen läßt. Aber man läßt es ja nicht immer darauf ankommen. Man darf, man kann, man will das nicht. Und so sitzen sie denn häufig vergnüglich mitten unter uns, die Kurzbeinigen, werden so alt wie ein Menschenleben oder noch viel, viel älter. Und wir gewöhnen uns an sie.

Als ich noch ein kleiner Junge war, als ich also noch Dinge und Menschen für das nahm, für das sie sich ausgeben, — als ich also noch nicht wußte, wie oft ein Name nur ein Vorwand ist, da ward mir immer wohl um das Herz, wenn ich im Vorübergehen irgendwo das Wort „Herberge zur Heimat" las. H e r b e r g e — an sich schon ein Wort, dem der Kinderglaube aus der Weihnachtslegende her eine besondere Weihe wob und das die tägliche Umgangssprache kaum nannte. Und dann Herberge zur H e i m a t. Eine Herberge, die wie die Heimat ist!!

Es war mir wohl um das Herz, wenn ich das Wort las. Und es war eine Tat für mich, als ich einem reisenden Handwerksburschen einmal den Weg zu solcher Herberge zur Heimat weisen konnte.

Ich nehme Dinge und Menschen nicht mehr für das, für das sie sich ausgeben, ich weiß jetzt, daß ein Name oft nur ein Vorwand und daß jenes Wort eine Lüge ist. Jenes Wort von den Herbergen zur Heimat! Wie sehr sind sie Herberge und wie wenig sind sie Heimat!

**Carl Scheel.**

## Neue Bücher und Schriften

**Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.**

Düsel, Dr. Friedrich: L e b e n s b ü c h e r d e r J u g e n d.
Band 21:
Schade, Maria: G r o ß e F r a u e n. M. 2,50.
Band 22:
Scharrelmann, Wilhelm: G r o ß m u t t e r s H a u s u n d a n d e r e G e s c h i c h t e n M. 2,50.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. K r a u t, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 11 1. Juni 1914

## Geist.

Pfingsten fällt in die Zeit, da sich das Leben der Natur bei uns besonders reich entfaltet. Es liegt uns so nahe, dieses Naturleben mit unseren Pfingstgedanken zu verweben, aber vielleicht tun wir gerade damit der geschichtlichen Erinnerung, die mit diesem Fest verknüpft ist, Gewalt an.

Das wird man ja als geschichtliche Erinnerung stehen lassen müssen, daß über die verzagten, von Furcht und Ratlosigkeit gelähmten Jünger Jesu in wunderbarer Wandlung ein Geist des Mutes und der Hingabe für ihn und sein Werk kam, dessen Zeugnisse in der Bibel gesammelt sind und dessen Wirkungen noch tief in unsere Zeit hineinreichen.

Wir haben einen starken Eindruck davon, wie dieser Geist die Jünger belebte, und ihre Erfahrung immer wieder darin sich ausdrückt, daß Jesus Leben und volle Genüge gebe.

Geist ist Leben, befreiende sieghafte Lebenskraft, das ist von nirgendher mit solcher Macht in der Welt verkündet und bewährt als von Jesus und seinen Jüngern; aber kommt nicht von derselben Seite her der befremdende Gegensatz von Geist und Fleisch, und legt sich der nicht wie ein Frost auf all das quellende Leben, wie ein Schatten auf das helle Licht, das sonst von ihm ausging?

Unleugbar hat sich viel Dunkles und Lebensfremdes gerade unter der Losung des Kampfes vom Geist gegen das Fleisch eingeschlichen, und es will durchaus nicht zur Naturfreude des Pfingstfestes stimmen, aber was wahr ist an diesem Gegensatz, ist nicht dunkel, und was dunkel ist, kommt nicht von Jesus her.

Qualvoll hat gerade der deutsche Geist damit gerungen, des Dunklen Herr zu werden. Luther brach den Bann. In ihm kam zum erstenmal das sieghafte Herrenbewußtsein des Geistes wieder durch, das nicht mehr floh vor der Welt, sondern die Welt als Stoff für den schaffenden Geist betrachtete. Er ließ den Sturm des Geistes in die schwüle Atmosphäre eines Menschengeschlechts hineinwehen, das seiner eigenen Leiblichkeit eigentlich nur mit bösem Gewissen gegenüberstand, und war doch alles andere als ein Prediger der Leichtfertigkeit. Er atmete wieder frei auf in Gottes Welt, aber er atmete wie einer, der im Kampfe steht.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er wollte ihn auch, diesen Kampf zwischen Geist und Fleisch, nur anders als die ganze christliche Welt vor ihm. Der Geist sollte sich als Herr bewähren und hatte doch auch als höchste Lebensäußerung sein Gesetz, hatte sich zu entfalten im Dienst fürs Ganze.

Sollte hier nicht der Punkt sein, wo unsere Zeit das Band zwischen Geist und Welt noch fester müßte knüpfen können?

Wir haben einen unendlich viel tieferen Blick in die Zusammenhänge der Natur tun dürfen als Luther, und überall entdeckten wir Gesetze, die dem Leben die Bahn frei machen, nicht Schranken aufrichten. Klarer als unsere Väter sehen wir Gesetz und Freiheit zusammen als Gestalt und Inhalt alles Lebens. Tiefer muß es uns aufgegangen sein, wie alles Leben unaufhörlich schafft und ordnet, und Geist deshalb nichts ist, wenn er nicht schöpferisch ist.

So rückt uns das tatsächlich näher zusammen, Pfingsten das Fest der blühenden Natur und des stürmischen Geistes, Leben, das sein Gesetz kennt und in Freiheit atmet.

Wer vom Geist redet, als schwebe er erhaben über all der sinnlichen Welt, wer nichts ahnt oder kennt von den Schöpfungswehen, die dieser Lebenskraft nie erspart bleiben, weil sie darum ringt, daß ihr Leben Gestalt gewinne in Mensch und Welt, der weiß nicht, was Geist ist.

Wer sich berauscht an der Errungenschaft der Geistesfreiheit und träumt von einem seligen kampflosen Schauen, vielleicht auch zurückschaut auf Zeiten, wo man Geist in Fesseln zu legen suchte, als Zeiten längst überwundener Barbarei, der mag ruhig weiterträumen, er kennt nicht Welt und Menschen, die immer neue Widerstände auftürmen, die der Geist überwinden muß.

Gewiß, Geist schaut frei und weit um sich und kann den Menschen wie trunken machen über die Ausblicke, die er gewinnt, aber daran bewährt sich erst seine Kraft, ob er diesen Blick in die Weite und Freiheit sich im Alltagsleben bewahrt und danach die Welt zu gestalten sucht, und wäre es nur die Welt eines einzigen, des eigenen Menschenherzens. Wie viele Menschen, ja Geschlechter, ja ganze Zeiten wagten überhaupt nicht, mit den Augen des Geistes um sich zu schauen, oder fühlten sich wie vom bösen Gewissen verfolgt, wenn es sie lockte, dem Geist zu folgen, der in alle Wahrheit leiten will! Wie vielen geht es noch heute so!

Unendlich flach ist es, zu glauben, daß man Geist Raum schafft, wenn man allen Vorurteilen entsagt, Alles versteht, Allem huldigt, was sich als Aufklärung gibt, und etwa glaubt, daß jeder Rest eines Wunderbaren einmal vor der Leuchte menschlichen Geistes verschwinden muß.

Geist sieht die Tiefen alles Seins, hat Ehrfurcht vor diesen Tiefen und weiß, daß unser eigenes Sein auch darin wurzelt. Geist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühlt sich ergriffen von dem, was in der Bibel so gesagt wird, daß zu Gott und durch Gott und in Gott alle Dinge sind, ergriffen von dem, was Menschengeist immer wieder die Einheit suchen lehrt.

Geist ringt um diese Einheit und sucht sie in der Verbindung mit dem, was auch Geist hat. So schließt er die Menschen zusammen, ringt um Wahrheit, überwindet mutig alle Hindernisse, schafft ewig ein Neues, ist selbst ewig junges Leben, sieht die Welt in immer neuen Bildern und drückt ihr seinen Stempel auf. Das aber bleibt das Innerlichste und Höchste am Geiste, daß er vom Quell alles Lebens kommt und wie ein Lebensquell vom Menschen zu Menschen geht und neue Menschen schafft.

Haben wir diesen starken und freien, diesen schöpferischen und mutigen, diesen tiefen und hingebenden Geist, der die Welt wieder neu machen kann, wie jetzt die Natur es geworden? Wir müssen ihn gewinnen, es ist die Kraft, die allein etwas Dauerndes ausrichtet.

J. Schmidt.

## Kinderhandel.*)

Seitdem Schwester Henriette Arendt mit ihren Aufsehen erregenden Veröffentlichungen über den Kinderhandel hervorgetreten ist, will es keine Ruhe mehr geben; auf das lebhafteste wird die Frage hin und her erörtert, ob sie recht hat oder nicht. Voll tiefster Empörung rufen auf der einen Seite besonders Vertreter der Kinder-Rettungsarbeit: es ist alles Übertreibung, Sensation; sie stört unsre ruhige Arbeit, die so viel Segen schon gestiftet hat; sie gräbt uns das Wasser ab. Und die Behörden der Städte, in denen Schwester Arendt Vorträge hält, vor allem aber der Städte, aus denen sie einzelne Fälle von Kinderhandel mitteilt, beginnen eine fast fieberhafte Tätigkeit, um festzustellen, was an ihren Behauptungen ist, und, wenn irgend möglich, nachweisen zu können, daß dieser Fall nichts Verdächtiges enthalte. Auf der anderen Seite sind viele begeistert von der selbstlosen Arbeit der Schwester und sind empört darüber, daß solche Zustände, wie sie sie schildert, in unserm „Jahrhundert des Kindes" in unserm deutschen Vaterlande vorkommen können.

Wer sich die neuesten Veröffentlichungen von Schwester Arendt, vorurteilslos und kühl urteilend ansieht, wer insbesondere auf diesem Gebiete einmal selbst gearbeitet hat, der wird vielleicht in einem einzelnen Falle zu der Überzeugung kommen, daß Schwester Arendt sich hier geirrt hat, daß hier nichts Belastendes für den Angeklagten

*) Wir verweisen auf die von Dr. Karl Wilker veröffentlichten Aufsätze „Handel mit Kindern" („Vortrupp" 1913 S. 484—497) und „Je 3000 Mark" („Vortrupp" 1914, Nr. 6). **Vortrupp.**

vorliegt. Aber dem gegenüber steht die erdrückende Wucht des übrigen Tatsachenmaterials, sodaß man nicht loskommt von dem Gedanken: hier liegen schwere Schäden vor, hier muß eingegriffen werden; wer sich dem widersetzt, muß Gründe dazu haben, die wir lieber nicht genauer bezeichnen. Eins nur sei gesagt für die vielen, die an der Person der Schwester Arendt Anstoß nehmen oder es wenigstens vorgeben: sie ist kein Hinderungsgrund. Schwester Arendt will nur, daß die von ihr begonnene Arbeit weiter getrieben werde; sie hat den ehrlichen Wunsch, ganz zurückzutreten, sobald es als sicher gelten darf, daß ihre Arbeit in dem Sinne fortgesetzt wird, den Kinderhandel aufzudecken, zu bekämpfen und unmöglich zu machen.

Und daß wir dazu kommen werden, dafür mehren sich die Anzeichen.

Im Juliheft 1913 der „Süddeutschen Monatshefte" schrieb Professor Dr. v. Düring:

> „Wer sich also mit dieser Frage beschäftigt, wer sie anfaßt, kann gar nicht besonnen, kritisch, tendenzlos genug vorgehen. Es scheint dies bei der ehemaligen Polizeiassistentin Henriette Arendt in Stuttgart nicht ganz der Fall zu sein. Ihre Mitteilungen, die sie zuletzt in dem Buche: „Kleine weiße Sklaven" (Vita-Verlag) niedergelegt hat, stoßen auch bei sehr erfahrenen, in der sozialen Arbeit stehenden Männern und Frauen auf Mißtrauen, durch das die unbedingt nötige, unaufschiebbare Arbeit zur Abstellung der himmelschreienden Vorkommnisse in der empfindlichsten Weise gehindert wird.
>
> Mehr als die Aufmerksamkeit aller derer, die sich für die Fürsorge interessieren, auf diese Schmach der Menschheit zu lenken, will ich mit diesen Zeilen heute nicht erreichen. Ausdrücklich erkläre ich, daß die Arendtsche Schrift im Tone, in der Abfassung, in der ungenügenden Kritik des vorgebrachten Materials leider genau das Gegenteil von dem zu erreichen droht, was sie bezweckt.
>
> Immerhin enthält das Buch aber unanfechtbares Material genug — wenn nur ein Hundertstel dessen wahr wäre, was darin steht, um jeden Menschen, jeden Mann, jede Frau mit Gewissen zu erschrecken, zu empören. Wie ist es zu glauben, daß derartige Zustände unter uns möglich sind!
>
> Daß Kinderhandel besteht, ist unbestreitbar. Eine unscheinbare kleine, in wenig bekanntem Verlag erschienene Broschüre spricht als Zeichen für die bestehenden Zustände Bände. Durch die Persönlichkeit des Herausgebers ist sie an und für sich beweisender, als Hunderte von Zeitungsartikeln mit schwer kontrollierbaren Einzeltatsachen.
>
> „Die Verheimlichung und Verschleppung von Säuglingen", von Ernst Pütter, Geh. Regierungsrat, Verwaltungsdirektor der Königl. Charité in Berlin (Verlag: Geschäftsstelle des Deutschen Sittlichkeitsvereins, Plötzensee, für den Buchhandel durch H. G. Wallmann, Leipzig. 16 Seiten) heißt die kleine Broschüre."

Im Dezemberheft 1913 derselben Zeitschrift schreibt derselbe Verfasser dagegen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Es ist mir sehr bewußt, daß ich mich hier allein in allem mit fremden Federn schmücke. Besonders bin ich für überzeugendes, aktenmäßig belegtes Material Herrn Pfarrer Bruns in Straßburg i. E. dankbar, der mir die Benutzung in uneigennützigster Weise gestattet hat. Eine Reihe seiner Mitteilungen finden sich in den Schriften der Schwester Henriette Arendt. **Ich halte es für meine Pflicht, nach dem, was ich habe kontrollieren können, für die unbedingte Zuverlässigkeit und Richtigkeit des Materials der Arendt mich zu verbürgen; und da, wo Irrtümer untergelaufen sind, handelt es sich um Nebensächlichkeiten; auf alle Fälle ist an ihrer optima fides auch nicht der geringste Zweifel berechtigt.**

Das Material, dem die überzeugendste Kraft von Tatsächlichkeit, Umfang und Tendenz des Kinderhandels zukommt, wird nicht so sehr durch die gelegentlichen Prozesse und durch die polizeilichen Mitteilungen gewonnen.

Vielmehr haben es sich die selbstlosen Arbeiter in dieser sozialen Frage in der Weise verschafft, daß sie trotz persönlicher Opfer an Zeit, Kraft und Geld, trotz der Gefahr, insultiert zu werden, trotz der Unannehmlichkeit, von den Behörden als lästig empfunden zu werden, den Zeitungsinseraten über Adoption, Kinderunterbringung usw. teils in langwieriger Korrespondenz, teilweise persönlich nachgegangen sind. Wenn man die Einzelheiten dieser Verhandlungen und Wanderungen liest, dann faßt man sich an den Kopf und fragt sich, wie es möglich ist, daß so etwas in unserem wohlgeordneten Staatswesen vorkommen kann.

Noch mehr aber fragt man sich erstaunt, verwundert, empört, wie es möglich ist, daß die Behörden demgegenüber sich in der Frage der Tatsächlichkeit des Kinderhandels so ablehnend und in den Bestrebungen zur Abstellung der Ursachen so gleichgültig verhalten können."

In der 1913 bei Karl Heymann in Berlin erschienenen Schrift „Das Findelhaus, seine geschichtliche Entwicklung und sittliche Bewertung von Dr. Ludwig Ruland" heißt es auf S. 74:

„Aus den Veröffentlichungen der ehemaligen Polizeiassistentin Henriette Arendt, die sich um die Auskundschaftung dieser Verbrecherspezialität verdient gemacht hat, geht hervor, daß gewisse Firmen erbötig sind, jährlich Tausende von Kindern zu liefern."

In einem Briefe vom 17. Februar 1914 eines Verwaltungsbeamten einer der größten süddeutschen Städte an den Verfasser dieses Aufsatzes heißt es:

„Wenn auch für ..... ein Fall von eigentlichem Kinderhandel noch nicht nachgewiesen werden konnte, so will doch keineswegs behauptet werden, daß ein solcher nicht vorkommen könnte. Durchaus anerkannt wird auch, daß seitens der Behörden und charitativen Vereine noch mehr im Interesse der schutzbedürftigen Kinder geschehen könnte. H. Arendt will zweifellos einer sehr guten Sache dienen."

Ein anderer Verwaltungsbeamter einer anderen großen süddeutschen Stadt äußerte sich am 25. Februar 1914 in einer vom Verfasser geleiteten Generalversammlung dem Sinne nach folgendermaßen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Schwester Arendt hat sich unzweifelhaft Verdienste erworben; man muß sie zu Worte kommen lassen, sie gehört haben und sich mit ihr auseinandersetzen."

Und bekannt ist, daß das Wirken von Schwester Arendt in der Schweiz Veranlassung gegeben hat zu eingehenden Nachforschungen, die das Bestehen des Kinderhandels erwiesen haben, worauf Zivilgerichtspräsident Dr. Silbernagel in Basel als Sachverständiger für Kinderschutz die Aufnahme von Bestimmungen gegen den Kinderhandel in das neue schweizerische Strafgesetzbuch vorgeschlagen hat. Die Kommission hat diesem Vorschlage grundsätzlich zugestimmt.

Aus dem allen ergibt sich doch wohl zur Genüge, daß es nicht mehr angängig ist, das, was Henriette Arendt veröffentlicht hat, einfach kritiklos als sensationslüsterne Übertreibung beiseite zu legen, ihr Wirken als unlautern Beweggründen (Selbstbereicherung, Haß und Rache gegen Behörden oder dgl.) entsprungen zu brandmarken. Wir müssen Stellung dazu nehmen; die große Öffentlichkeit darf nicht ruhen, bis die maßgebenden Behörden die Frage einer einwandfreien Lösung nahegebracht haben.

Lassen wir zum Schluß noch einige Ereignisse der letzten Zeit sprechen.

Durch verschiedene Zeitungen ging die Nachricht, daß durch eine Anzeige in einem Frankfurter Blatt „ein Kind diskreter Geburt, beliebigen Alters, sofort von kinderlosem, gutsituiertem Ehepaar gegen einen einmaligen Erziehungsbeitrag von 600 M. an Kindesstatt angenommen wird." Eine Handlungsgehilfin übergab daraufhin ihren 9 Monate alten Knaben einer angeblichen Frau Höninger aus Zürich, in deren Begleitung sich aber noch zwei Kinder befanden, und zahlte 500 Mark. Die Frau verschwand mit den Kindern. In Speyer wurde nach einiger Zeit ein ausgesetztes Kind aufgefunden, das vielleicht der Knabe der Handlungsgehilfin ist; von den beiden anderen Kindern hat man aber nichts mehr gehört.

Hier ist unzweifelhaft die Tatsache des Kinderhandels gegeben: eine Person nimmt ein fremdes Kind an, um damit Geld zu verdienen; auch das andere für den Kinderhandel Bezeichnende fehlt nicht, daß nämlich die betreffende Person sich des Kindes möglichst bald entledigt, d. h. nicht für eine geordnete Erziehung sorgt. Auch das dritte Merkmal scheint vorzuliegen, daß nämlich die Mutter in leichtfertigster Weise ihr Kind abgibt, ohne sich über dessen fernere Zukunft viel Gedanken zu machen.

Noch deutlicher liegt die Sache in dem in den „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 24. Februar 1914 berichteten Fall der Verschleppung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutscher Mädchen durch einen Agenten Bachmann und seinen Neffen Leie nach Rußland. „Er zwang die 14—15jährigen Mädchen auf den Weg des Lasters und vermietete sie an Chambres séparées und andere Lasterhöhlen."

Die „Frankfurter Zeitung" vom 21. Januar 1914 berichtet von der Verurteilung der Münchner Maurersehefrau Schmid zu 9 Jahren Zuchthaus, die ein von ihr in Pflege genommenes 12jähriges Mädchen dem Friseur Doll gegen Entgelt zu unzüchtigem Verkehr zugeführt hatte.

Und welches Aufsehen hat der Kölner Polizeiprozeß erregt, in dem der Zeuge Konrad nach dem Berliner Tageblatt vom 9. Januar 1914 Folgendes ausgesagt hat:

> „Ein minderjähriges Mädchen war von Berlin nach Köln entführt worden, und ich hatte ermittelt, daß sie hier bei einer übel beleumundeten, und der Kuppelei in Verdacht stehenden und deswegen schon bestraften Frau wohnte. Als ich hinkam, erhielt ich die Auskunft, das Mädchen sei bei dem belgischen Konsul Herbert. Als ich zu dem Konsul hinging, sagte er, ich möge weiter nichts machen, er wolle mir auch 1000 Mk. geben, wenn ich keine Anzeige erstatte, denn sonst müßte er sich ja totschießen. Ich meldete den Fall dem Kommissar Dagilow. Dieser sagte: Das gibt es nicht, den laden wir vor. Der Konsul wurde zwar vorgeladen, aber die Sache ist im Sande verlaufen."

Nehmen wir dazu aus dem „Berliner Tageblatt" die Statistik von Max Jungnickel über Kindermißhandlungen, die er vom 1. Januar 1913 bis 1. Januar 1914 aus fast allen deutschen Zeitungen gesammelt hat, wobei er die erschreckende Zahl von 10 546 fand, und die am 30. Januar d. J. erfolgte Verurteilung des Berliner „Kaufmanns" Willi Hodam, der eine Adoptionsvermittlungsstelle eingerichtet und sich wiederholt des Betruges schuldig gemacht hatte, so kann die Tatsache des Kinderhandels bei uns in Deutschland nicht in Abrede gestellt werden.

Sollte es nicht Zeit sein, alle verderbliche und törichte Eifersüchtelei beiseite zu lassen, auch über alle vielleicht geschehenen Mißgriffe von Schwester Arendt hinwegzusehen, und einfach zu sagen: Zweifellos liegen hier schwere von ihr aufgedeckte Schäden vor, und wir müssen alle helfen, daß diese traurigen und unwürdigen Zustände sofort abgestellt werden?!

Dem I. Deutschen Vortrupptage in Leipzig wird deshalb eine an den Reichstag zu richtende Eingabe vorgelegt werden, die folgenden Wortlaut hat:

Einem Hohen Reichstag

beehren sich die Unterzeichneten Folgendes zu unterbreiten:

Immer wieder wird in den Tageszeitungen darüber berichtet, daß Kinder von ihren gesetzlichen Vertretern in leicht-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fertigster Weise anderen Personen überlassen werden und dadurch verwahrlosen oder ganz verkommen. Es läßt sich aus diesen Mitteilungen nicht immer erkennen, ob für die Überlassung oder Annahme der Kinder Geld gezahlt wird, ob also im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Kinderhandel" stattfindet. Auf alle Fälle aber liegen hier schwere Mißstände vor, die besonders in unserer Zeit erhöhter Kinderfürsorge unseres Volkes unwürdig sind.

Gefördert wird dieses Vergeben von Kindern durch die sich immer mehr häufenden Hebammen- und Adoptionsanzeigen in den Tageszeitungen und Zeitschriften. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß manche dieser Anzeigen einwandfrei sein mögen, so steht doch fest, daß das weitaus bei den meisten nicht der Fall ist.

Unsere Bitte geht nun dahin:

Der Hohe Reichstag wolle auf Schaffung eines Gesetzes dringen, welches verbietet:

1. daß jemand ein eheliches oder uneheliches Kind ohne Wissen und Genehmigung des Vormundschaftsgerichtes mit oder ohne Entgelt, Abfindung oder dgl. an andere Personen abgibt;
2. daß in der Presse irgendwelcher Art die Anpreisung von Gelegenheiten zu „diskreter Geburt" erscheine;
3. daß in der Presse irgendwelcher Art Adoptionsanzeigen erscheinen.

Diesem Gesetze müßte als Ergänzung ein anderes dienen, das

1. die Schaffung von Entbindungshäusern vorsieht, die unter Aufsicht der Behörde stehen, und in denen die Frauen und Mädchen, die sich in den Schutz dieser Häuser begeben, auf keine Weise öffentlich bloßgestellt werden (standesamtliche Meldungen sind natürlich nicht zu versäumen); und das
2. private Adoptionsvermittlung verbietet und die Einrichtung amtlicher Vermittlungsstellen fordert.

Pfarrer **Paul Bruns.**

# Sport und Ernährung.

## Tatsachen und Wissenschaft zur Berücksichtigung für das Training auf 1916.

### II.

Die sportlichen Höchstleistungen beruhen nicht auf der Masse und Fülle der Muskeln, sondern auf einer ganz besonderen Beschaffenheit der kleinsten organischen Gewebeeinheiten, der Zelle, die vom Mutter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leib her sich für den erwählten Sportzweig eignen und durch kräftige, planmäßige Anstrengung eingeübt werden muß. Durch die Ernährung wird ihre Struktur unmittelbar nicht wesentlich beeinflußt, ihrer Anspannung bis zum letzten ist nur förderlich die Gesundheit von Herz und Lunge und der leichte Ablauf aller Funktionen, die stark von der Ernährung abhängen. Vegetarismus ist zugleich, wenigstens bei unseren gegenwärtigen Ernährungsverhältnissen, eine Übung der Willenskraft. Die mehr oder minder richtige Ernährung bedeutet also für die sportliche Höchstleistung weniger als die angeborene Beschaffenheit der Zelle, auch weniger als die Übung und innere Energie. Aber nach dem auch hier gültigen Gesetz des Minimums hat sie gerade darum entscheidenden Einfluß: nicht das, was unter den unerläßlichen Bedingungen der Sportsmann am meisten, sondern was er am wenigsten zur Verfügung hat, setzt seinen Leistungen zuletzt die Grenze. Gewiß, es gibt viele Rekordleute, die nicht Vegetarier sind, aber kaum einen, der nicht durch streng vegetarische Lebensweise seine Leistung noch mehr steigern könnte, was jeder vegetarisch lebende Sportsmann bei Vergleich zwischen seinem jetzigen und dem früheren Zustand unterschreiben wird. An diesem Wenn (denn vegetarische Lebensweise verlangt unbedingte Überzeugung) hat mancher Sportsmann seine Grenze, ob er es zugibt oder nicht.

Aber Fanatismus und Überzeugung sind zwei verschiedene Dinge. Fanatismus als Grund des Sieges läßt sich leichter anführen als wissenschaftlich nachweisen. Gewiß bedeutet das Bewußtsein, gleichsam unter den Augen einer ganzen hochgeschätzten Bewegung zu kämpfen, einen wirksameren Ansporn für Kraft und Ausdauer, als bloß Ehrgeiz, Eitelkeit und Gewinnsucht, welche Triebfedern den Sportsmann in ungünstiger Weise immer wieder auf die eigene Person richten. Doch handelt es sich bei den Vegetariern nur in ganz seltenen Ausnahmefällen um einen wirklichen Fanatismus, der, wie bei Geisteskranken und Sektierern, zu erstaunlichen Überspannungen der Leistung weit über das Maß der für das betreffende Individuum sozusagen Mögliche befähigt. Der „Fanatismus" der Vegetarier ist in die Wagschale zu werfen etwa wie das Nationalbewußtsein bei den Kämpfern der internationalen olympischen Spiele. Mit dem Fanatismus, wenn wirklich welcher da wäre, ließe sich vielleicht ein Sieg erklären, aber nicht die Tatsache, daß die siegenden Vegetarier am Ziel außerordentlich häufig recht frisch und munter und nach ärztlicher und allgemein sportlicher Ansicht in sehr guter Verfassung sind. Es gibt jetzt auch bei gewissen Sportsleuten einen antivegetarischen Fanatismus. Hilft er auch? Die Sache würde einen Versuch verlohnen.

Jede Tatsache läßt natürlich eine bestimmte Deutung zu, und man kann die Siege der Vegetarier im Sport als zufällige deuten, wenn



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man es so wünscht; unbedingt notwendig jedoch ist die Beachtung und Anerkennung zahlenmäßig festgelegter Dinge, wie sie eine Übersicht über viele Veranstaltungen ergibt; denn nur auf einer solchen Grundlage kommen wir wissenschaftlich weiter, holen wir mit der Wissenschaft die Praxis ein. Auch als Arzt kann man sehr viel von diesem über das physiologische Experiment an Bedeutung hinausgehende Experiment des sportlichen Lebens lernen. Bei solcher Erwägung wird man an das Bekenntnis des Freiburger Medizinprofessors Determann erinnert. Er sagt in seiner Vorlesung über Vegetarismus („Deutsche Klinik am Eingange des 20. Jahrhunderts in akademischen Vorlesungen", herausgegeben von Klemperer und von Leyden, Berlin und Wien 1911):

> „Noch vor relativ kurzer Zeit wäre die Darstellung der vegetarischen Lebensweise in einem klinischen Lehrbuche kaum angängig gewesen. Wenn auch von vielen Laien und von manchen Ärzten die Nützlichkeit derselben behauptet wurde, so verlangte doch die Schulmedizin wissenschaftliche Beweise für diese Annahme; ohne eine solche erkannte sie den Vegetarismus als vernünftige Therapie bei Kranken und als Lebensweise bei Gesunden nicht an. Auch ich dachte so. Bevor ich Gelegenheit hatte, mich praktisch mit vielen und verschiedenartigen Kranken zu beschäftigen, verwarf ich die vegetarische Lebensweise als physiologisch unhaltbar. In der Praxis mußte sich meine Meinung langsam gewissen Tatsachen anbequemen. Die vegetarische Lebensweise wurde mir von meinen Patienten aufgedrängt. Es ist uns Ärzten ja oft vorgekommen, daß Laien eine neue Heilmethode anfingen, und daß nach anfänglichem Kampfe gegen diese laienhaften Heilversuche auch wir veranlaßt wurden, uns mit dieser Bestrebung zu beschäftigen. Oft wurde nach langem Suchen ein guter Kern in ihr gefunden. So ist es ja der Hydrotherapie und manchen anderen Zweigen der physikalischen Therapie gegangen. Durch schwere Kämpfe hindurch haben einzelne Forscher das Odium auf sich genommen, diesen Zweigen Anerkennung zu verschaffen. Sie haben den Anfang gemacht zu einer wissenschaftlichen Erforschung und so bewirkt, daß die in breiten Massen des Volkes schon längst erkannte Nützlichkeit wissenschaftlich begründet wurde. Wenn ich in den ersten Jahren meiner praktischen Tätigkeit Leute antraf, die wegen irgendwelcher Leiden oder auch als Gesunde nur von Pflanzen lebten, so suchte ich ihnen diese meiner damaligen Ansicht nach unsinnige Gewohnheit auszureden; aber in vielen Fällen gelang mir das nicht. Die betreffenden Leute — und es waren häufig nicht die Unvernünftigsten — waren teilweise so überzeugt von der Nützlichkeit der vegetarischen Kost, daß ich stutzig wurde und mich zunächst empirisch daran machte, nun meinerseits in solchen Fällen, die den von mir beobachteten glichen, die vegetarische Kost in verschiedenen Formen zu verordnen."

In sportlichen Kreisen gingen gerade in den letzten Jahren starke Wandlungen in der Anschauung über Ernährung vor sich. Schon 1907 schrieb der Sportsarzt Dr. Mallwitz, selbst Sportsmann, (im Athletik-Jahrbuch): „Bei jeder Mahlzeit sollte eine Auswahl von Blatt- und Wurzelgemüsen, Feldfrüchten und Knollengewächsen, grünem Salat, frischem oder gedünstetem Obst, Südfrüchten, süßen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mandeln und Nüssen auf den Tisch kommen, Fleisch und Brot aber nur als Zukost dienen." Der bekannte Münchener Sportsmann und Sportslehrer J. Waitzer meint, nachdem er eine ganz fleischlose Ernährung für den Sportsmann abgelehnt hat — seine Gründe hierfür vertragen eine praktische und wissenschaftliche Kritik, wie an anderer Stelle nachgewiesen wurde*), nicht — in einem lesenswerten Aufsatz „Training" (erschienen in vielen Sport- und Tageszeitungen):

> „Wir halten uns deshalb an gemischte Kost mit wenig Fleisch und viel Salat und Gemüse, Vollbrot nach Belieben, abwechselnd mit leichten Mehl- und Eierspeisen. Milchbreie mit Obst, die uns in der Kindheit so gut bekommen sind, bilden auch für den Erwachsenen mit nicht verwöhntem Gaumen eine leicht verdauliche, energiereiche Nahrung. Fett und Zucker haben großen Energiewert; ersteres ist schwerer verdaulich als Zucker, der am besten nicht in chemischer, sondern in natürlicher Form als Fruchtzucker in getrockneten Feigen, Bananen, Datteln genossen wird."

Solche vernünftigen Anschauungen über den Speisezettel des Sportsmanns sind ganz jungen Datums und sehr verheißungsvoll für Training und Leistungen der deutschen Jugend. Es liegt ja für die meisten unserer Sportsleute bei ihrer ganzen Veranlagung kein besonderer Grund vor, dauernd und streng vegetarisch zu leben. Die Frage des Vegetarismus in ihrer Vielgestaltigkeit greift in das persönliche, familiäre und gesellschaftliche Leben des Einzelnen stark ein, sodaß ihre Entscheidung von nicht sportlichen Dingen abhängt oder abhängen kann. Es wäre auch falsch, alles Heil in einer unbedingt festgelegten Ernährungsform zu suchen. Das Ernährungsproblem ist so weitverzweigt und in so innigem Zusammenhang mit den verschiedenen Lebensproblemen, daß die Physiker, Chemiker oder Physiologen als solche nie das entscheidende Schlußwort sprechen können, sondern allein der philosophische Naturforscher. Was Paracelsus einmal sagt: „Es ist ein grob ding an einem Arzt, der sich einen Arzt nennet, und ist der Philosophey leer und kann ihr nit", gilt auch hier. Ein sehr beachtenswertes Werk in dieser Richtung bietet Friedrich Jaskowski in seiner „Philosophie des Vegetarismus" (bei Otto Salle, Berlin 1912), einem durchaus sachlichen und tendenzfreien Buch, auf das hier nur hingewiesen werden kann.

Der Zweck meines Aufsatzes ist dann erreicht, wenn mir gelang zu zeigen: Die Anschauungen über Ernährung beim sportlichen Training sind zurzeit großen Wandlungen unterworfen. Viele Äußerungen dieser Entwicklung deuten auf eine vernünftige Reform hin. Ich halte es nicht für angebracht und berechtigt, die Erfolge der vegetarischen Sportsleute, die ganz zweifellos sind, durch Theorien wie die des

*) „Sportliches Gehen eine wenig kraftfordernde Übung?" Illustrierter Sport Berlin, 31. März 1914.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fanatismus oder ihrer überwiegend starken Beteiligung bei einzelnen Sportwettkämpfen oder ähnliches zu erklären; denn diese Theorien widersprechen den Tatsachen. Ich meine vielmehr, daß man auf Grund einwandfreier Feststellungen, ohne dadurch die vegetarische Ernährung als die allein richtige abstempeln zu wollen, ihr zum mindesten alle die vorzüglichen Eigenschaften zuschreiben darf, die man von einer gesunden sportlichen Ernährung überhaupt verlangt. Die Tatsache, daß eine Reihe hervorragender Sportsleute nicht vegetarisch leben, beweist in keiner Weise, daß die auf Grund der physiologischen Ansichten der alten Schule als wissenschaftlich bezeichnete und durch die Autorität der Physiologen gestützte und den Sportsleuten empfohlene Trainingskost die beste oder wirtschaftlichste wäre. Die Tatsache, daß von Tausenden, die Alkohol und Nikotin dauernd genießen, eine gewisse Zahl körperlich Tüchtiges leisten und ein sehr hohes Alter erreichen, zeugt nicht für die lebensverlängernde Wirkung des Weingeistes und der Tabaksblätter. Ein durch Leibeszucht geschultes Volk wird, auch bei nicht völlig rationeller Lebensführung der Meisten, in seinen Besten ganz bedeutende Leistungen vollbringen können. Wissenschaftliche Versuche und Beobachtungen wie die von Fisher und Chittenden, von Bälz bei japanischen Wagenziehern, von Jaffa an kalifornischen Fruchtessern, von Fletcher und seinen Schülern, von Jotevko-Kipiani, Bircher-Benner und Hindhede, vergleichende Feststellungen bei verschiedenartig ernährten Völkerschaften, Analogien aus dem Tierreich (Fleischfresser, Pflanzen- und Fruchtfresser) und nicht zum geringen Teil die sportlichen Ergebnisse der letzten zehn Jahre weisen mit Deutlichkeit darauf hin, daß die Ernährungs- und Stoffwechselvorgänge von spezifischem, wenn auch nicht allein ausschlaggebendem Einfluß auf die Körperleistung sind. Es spricht viel dafür, daß, während bei kürzeren Sportleistungen Unterschiede in der Ernährung von geringer Bedeutung zu sein scheinen, bei Daueranstrengungen — unter sonst gleichen Bedingungen inbezug auf Körperbeschaffenheit, Training usw. — diejenigen Leute im Vorteil sind, die statt mit einem Höchstmaß von Nahrungsmenge mit einem gewissen Mindestmaß wirtschaften, und die mit etwa der Hälfte bis zwei Drittel der üblichen Eiweißmenge sich begnügen, dies Eiweiß dem laktovegetabilischen Reich entnehmen und für die Muskelkraft die Kohlehydrate des Pflanzenreiches heranziehen.

Je mehr sich die neueren Anschauungen über Ernährung, wie sie von Männern wie Hindhede, Chittenden und ähnlichen Ernährungsrefor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mern vertreten werden, durchsetzen, desto mehr wird man erkennen, daß die auch wirtschaftlich bedingte Verschiebung der Ernährungsverhältnisse zu mehr pflanzlicher Kost hin keinerlei Schaden bringt. Wenn auch da oder dort eine Übertreibung der Bedeutung irgendeiner ernährungsreformerischen Lehrmeinung, etwa der Bedeutung des sehr oftmals wiederholten Kauens eines einzigen Bissens oder der allein gesundmachenden Kraft der Rohkost oder ähnlicher Dinge, hervortritt, kann jeder doch mit einiger Urteilskraft und Zurückhaltung Begabte aus allen diesen Dingen lernen und gewinnen. Keine neue Idee setzt sich durch, wenn nicht Einzelne mit glühender Begeisterung dafür eintreten. Ich schließe mit den einleitenden Worten von Prof. E. von Düring zu seinem erfreulichen Aufsatz „Ernährungsfragen" (Die Woche, 1913, Heft 29):

> „Wissenschaftlich und praktisch sind in den letzten zehn Jahren Erfahrungen in der Ernährungsfrage gewonnen, die erst teilweise Allgemeingut, auch der Ärzte, zu werden beginnen. Ja, man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Anschauungen, die wir älteren Ärzte aus der Zeit unseres Studiums mitbekommen haben und die sich an die Namen von Voit und Pettenkofer knüpfen, selbst von Autoritäten gegenüber den neueren Anschauungen verteidigt und festgehalten werden — zum Schaden besserer Allgemeinerkenntnis.
>
> Und doch werden diese neugewonnenen Anschauungen langsam, aber sicher ihren Weg machen, denn sie sind für die Volksgesundheit, für die Nationalökonomie und sogar für die Ethik von großer Bedeutung.
>
> Für die Volksgesundheit — weil, wenn wir gelernt haben, daß unsere Ernährungsgrundsätze falsch, daß sie Ursache vieler Leiden, besonders nervöser Beschwerden, sind, eine bessere Erkenntnis Platz greifen und ihre Befolgung viele Menschen gesünder machen wird.
>
> Für die Nationalökonomie — weil die Erkenntnis von der Überschätzung der Fleisch-Eiweißernährung, von der Unterschätzung der viel billigeren Kohlehydratnahrung auch dem Minderbemittelten erlaubt, gut, ausreichend und billiger zu leben; weil dann das Wort von der „Fleischteuerung" viel von seiner sozialen Bedeutung verliert.
>
> Für die Ethik — weil bei größerer Gesundheit eine größere individuelle Leistungsfähigkeit, ein größerer Optimismus, eine persönliche Fröhlichkeit und Zufriedenheit eintritt; und ganz besonders, weil die Fleisch-Eiweißfrage eng mit der Alkoholfrage zusammenhängt!"

Mögen unsere deutschen Sportsleute, die sich auf das Olympia 1916 rüsten, klug genug sein, die Erfahrungen der Ernährungsreformer praktisch zu verwerten! Es gibt also auch ein physiologisch-organisches Training. Und mit dem fängt man am besten jetzt schon an. Wer Literatur nötig hat, kann sie sich leicht beschaffen.

**Dr. med. Heinrich Otto Meng.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Jagdfilm.*)

Es ist das Streben des Weidmannes, das Tier, das er erbeuten will, möglichst schnell vom Leben zum Tode zu befördern. Das lebende und sich bewegende Tier kommt also bei der weidmännischen Jagd schnell in den Zustand dauernder Ruhe. Für den Kientopp braucht man bewegte Bilder; daraus ergibt sich, daß die Darstellung einer Jagd, die weidmännisch ausgeübt wird, ein undankbarer Stoff für Filmaufnahmen ist. Da Tierbilder an sich einen großen Reiz haben, wünschen die Lichtbildtheater solche Aufnahmen. Die Tiere der Wildnis aber sind flüchtig, und weil man nur in seltenen Fällen mit einem Kinoaufnahmekasten an ahnungslose und bewegte Tiere der Wildnis hinankommt, muß sich jemand, der den Kinotheatern Tierbilder liefern will und nicht die Ausdauer oder die Geldmittel hat, die nötig sind, um der unberührten Natur etwas abzuringen, bemühen, die Tiere in einen Zustand zu versetzen, der es ihnen unmöglich macht, dem Lichtbilderkasten zu entfliehen, und sie doch nicht ganz bewegungsunfähig macht. Die Tiere der Wildnis können außerdem gefährlich werden (darin liegt ja gerade ein besonderer Reiz für den Zuschauer). Auch deshalb empfiehlt es sich, sie vor der photographischen Aufnahme bis zu einem gewissen Grade kampfunfähig zu machen und ihre Bewegungsfähigkeit zu lähmen. Das Geschick des leistungsfähigen Filmphotographen besteht dann darin, die ermatteten, halbgelähmten oder angebundenen Tiere durch äußere Mittel so sehr anzustacheln, daß sie die Bewegungen machen, die für den Zweck der Aufnahme geeignet sind und von den Zuschauern möglichst für Bewegungen frei herumlaufender Tiere gehalten werden können. Andrerseits hat der geschickte Photograph darauf zu sehen, daß das Tier nicht zu schnell in den Zustand völliger Ermattung kommt und nicht zu schnell verendet. Es muß erst ein Filmstreifen mit möglichst abwechslungsreichen Bildern aufgenommen worden sein.

Gerade jetzt ist es gelungen, diese Aufgaben in durchaus zielbewußter Weise zu lösen. Die Mittel und Wege sind garnicht so schwierig, wie man glauben sollte.

Zuerst die Frage, wie man die Tiere unfähig macht zu fliehen oder anzugreifen. Erstes Mittel: Man schießt sie einfach an, statt sie schnell totzuschießen. Allerdings kann man die Aufnahmen dann nicht mehr Natururkunden nennen. Aber man nennt sie „Jagdfilm". Das hat sogar einen ganz neuen Reiz. Man kann das Anschleichen, den Schuß, das Zusammenbrechen des Wildes darstellen und eine fortlaufende Handlung zusammenstellen, wie das für den Kientopp erwünscht ist. Es gibt

*) Dieser Aufsatz unsres Herausgebers Hans Paasche ist — in etwas andrer Fassung — zuerst in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" vom 24. April d. J. erschienen. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schüsse genug, bei denen das Wild vor Schmerz stehen bleibt, ohne gleich zusammenzubrechen. Sieht man, daß solch ein glücklicher Schuß angebracht ist, dann heißt es: ran mit dem Apparat und die Kurbel gedreht! Aber das todwunde Tier steht zu ruhig, oder es sitzt ermattet im Wundbett. Das wird langweilig im Kientopp. Da heißt es: „Hunde los: ho! ho!" und nun schlägt das deutsche Weidmannsherz höher, wenn die treuen Gefährten anpacken und das krankgeschossene Tier mit scharfen Bissen in die Hinterläufe zwacken, daß es sich umdreht und nach den Angreifern mit den Hörnern stößt. Das ist echte deutsche Weidmannskunst. Die Kurbel gedreht! Noch eine Koppel Hunde los! Das macht sich forsch. Die Hunde „decken das Stück". Aber plötzlich fliegt ein Hund tot heraus. Eine Träne rinnt über das edle deutsche Weidmannsantlitz. Der treue Gefährte im Dienst des Kientopps geopfert! Gerade der beste Hund war es natürlich. Und doch entsteht ein Freudengefühl in dem wackeren Filmweidmann. Gehört es nicht auch zu den Reizen des Stierkampfes, daß Pferde und Menschen verwundet, getötet werden? So ähnliches will auch der Kinobesucher sehen. Das ist neu, das prickelt. Das schafft dem erfindungslustigen Afrikareisenden neuester Art Anerkennung.

Eine gewisse Kunst scheint darin zu stecken, ein wildes Tier so anzuschießen, daß es in seiner letzten Lebensstunde ein gutes Modell für die Filmindustrie abgibt und nicht zu schnell verendet. Aber in den Steppen Afrikas laufen Tiere mancher Arten in solcher Zahl umher, daß man sich nicht zu grämen braucht, wenn einige Schüsse zu stark wirken sollten, sodaß die getroffenen Tiere gleich tot sind und den Zwecken der heutigen Kultur nicht mehr dienstbar gemacht werden können. Am besten ist es, wenn der Weidmann-Photograph auf möglichst viele Tiere schießt. Er wird dann immer einige Verwundungen erzielen, die sich für den Zweck seiner Aufnahmen eignen. Bei gefährlicheren Tieren, wie Löwen, Nashörnern, Elefanten, muß er ziemlich lange warten, damit sie sich stark erschöpfen. Auch hier empfiehlt es sich, erst Hunde vorzuschicken, um an dem Verhalten des Tieres gegen die Hunde zu sehen, wie stark die Ermattung vorgeschritten ist, und sich nicht selbst wirklicher Gefahr auszusetzen. Ein Löwe, der durchs Kreuz geschossen ist, ist völlig kampfunfähig. Wenn man sich ihm, nachdem man genau festgestellt hat, daß er sich nicht vom Platze rühren kann, von vorne nähert, kann man einen sehr wirkungsvollen Filmstreifen herstellen, weil der Löwe aus Schmerz, Wut und Angst die Zähne zeigt und mit dem Vorderkörper einige Bewegungen macht, die für eine Aufnahme genügen. Nashorne und Elefanten sind leider meist flüchtig oder laufen doch, wenn man ihnen begegnet, so schnell, daß an eine Filmaufnahme nicht zu denken ist. Zudem stehen sie meist im dichten Busch, wo überhaupt keine Aufnahme möglich ist. Hier setzt wieder die Kunst des Weidmannes ein. Er fängt die Tiere in Gruben oder mit anderen Mitteln ein und bindet sie an den Hinterfüßen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an. Nun kann er sich's einrichten wie auf einer Schaubühne. Bäume werden gefällt, Äste und Laubwerk sorgfältig beseitigt, wie es zu einer guten Aufnahme nötig ist. Denn, so romantisch der Urwald ist, wo man nicht vorher mit dem Standhauer arbeitet, hängt immer ein Zweig vor dem Objektiv. Der Lichtbildkurbelkasten wird aufgestellt. Dann werden die Tiere gereizt, bis sie mit dem Kopf und dem Vorderteil aus dem Busch herauskommen. Ruck: das Tau hält hinten fest, das Tier hebt und senkt den Kopf hilflos. Eine schöne, aufregende Jagdgeschichte läßt sich dazu erzählen.

Nie aber sollte der Filmweidmann ohne Hunde gehen. Die Hunde bringen immer Leben in die Sache. Entweder hetzen sie die todwunden Tiere umher oder sie zerren noch an den toten Körpern, die ihre Schuldigkeit getan haben, oder, wenn man Glück hat, werden sie von den sonst flüchtigen Tieren im Todeskampf mit den Hörnern gespießt. Das alles ist guter Stoff zum Photographieren. Die Zuschauer im Kinosessel glühen vor Aufregung: Blut! „Da sieht man den Blutfleck an dem Horn!" — „Bis dorthin war der Hund auf das Horn gespießt!" In einem Film, den ich sah, wird ein Elefant gezeigt, der tot in einem Bache liegt. Das Wasser bewegt sich unter dem Leib. „Sieh mal, Blut!" höre ich im Dunkel hinter mir eine erregte Frauenstimme. Und kurz darauf, wie enttäuscht: „Ach, es ist ja ‚nur' Wasser."

Die Tierphotographie, die auf Natururkunden ausgeht, hat sich bis jetzt von Tierquälereien ziemlich freigehalten, und man hat es als Grausamkeit an den Pranger gestellt, wenn Leoparden in Fangeisen photographiert waren und es deutlich war, daß lange Vorbereitungen getroffen wurden, die Falle mit Zweigen zu verblenden, um dem Beschauer ein freilebendes Tier vorzutäuschen. Gewiß sind angeschossene Tiere vor dem Fangschuß photographiert worden, aber man hat den Eindruck oder kann es doch wenigstens annehmen, daß die Todesqual nicht künstlich verlängert wurde. Auch wurden solche Bilder etwas im Hintergrunde gehalten. Die Jagdfilmaufnahmen leben geradezu von der Verlängerung der Todesqualen, vom Hetzen, Ängstigen, Quälen sterbender Geschöpfe.

Der Jagdfilm ist aber auch an sich etwas Unerfreuliches; denn er muß immer „gestellt" werden. Der Schütze soll zugleich Kinoschauspieler sein. Es ist klar, daß jemand, der an die Wildtöterstellungen zu denken hat, mit denen er die Phantasie von Großstadtkindern aufregen will, die ernste Pflicht vernachlässigt, das Wild weidmännisch zu töten.

Es ist seltsam, daß sich bei den Besuchern der Kinos kaum Widerspruch regt, wenn Bilder gezeigt werden, die nur auf Kosten jeder weidmännischen Jagdausübung, ja nur durch handgreifliche Grausamkeiten zustande gebracht sein können. Diese Zuschauer verstehen eben von der Jagd und vom Tierleben nicht viel. Sie stehen den Fragen scheu gegenüber und kommen nicht zu eigenem Urteil. Vielleicht neigen sie auch dazu, Jagd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Schlachten gemeinsam für Handwerke zu halten, die nicht ohne eine gewisse Abhärtung der Gefühle ausgeübt werden können. Ob sie darin recht haben, soll hier nicht untersucht werden; sicher ist, daß die Jäger gut tun, sich dagegen zu verwahren, daß Jagdfilme, also Aufnahmen, die durch die Verlängerung von Todesqualen wilder Tiere zustande kommen, von einem Manne aufgenommen sein könnten, der das Recht hätte, sich zu ihnen zu zählen. Und wenn ein solcher Mann vielleicht noch hervorhebt, es sei deutsche Jagd, was er betreibe, so ist das besonders gefährlich. Denn hier könnte es leicht für eine Eigentümlichkeit deutscher Jägerei angesehen werden, für ganz ungewöhnliche Gleichgültigkeit gegen tierische Leiden noch eine zünftige Entschuldigung zu finden.

Auch deutsche Jäger wagen nicht zu widersprechen, wenn ausländische Jagdfilme gezeigt werden. Sie glauben, in afrikanischen oder antarktischen Jagdfragen nicht fachkundig zu sein, und tadeln deshalb nicht einmal die unverkennbaren Grausamkeiten, für die es unter allen Breitengraden, wo Menschenherzen schlagen, doch nur einen Maßstab gibt und geben kann. Deshalb kann gegen die Jagdfilme nur einer sprechen, der in ausländischer Jagd und Tierphotographie eigene, anerkannte Erfahrungen hat. Das sind nur Wenige. Darunter ich selbst, und deshalb muß ich sprechen. Ich halte mich für sachkundig; denn ich bin der erste gewesen, der mit einer einfachen Kamera auf kurze Entfernung an großes und gefährliches Wild hinanging und photographierte. (Es war im Jahre 1906. Einige der Aufnahmen sind in meinem Werke „Im Morgenlicht" veröffentlicht.) Daraus kann man entnehmen, daß ich die Möglichkeiten, Tiere der Steppe mit der Kamera zu überlisten, beurteilen kann; denn meine Aufnahmen konnte ich nicht ohne genaue Kenntnis des Verhaltens der Tiere machen. Der Laie glaubt vielleicht, wo heute so viele Reisende mit photographischen Apparaten ausgerüstet sind, müßten die mannigfachsten Erfolge der Tierphotographie zutage kommen, und alle Tiere der Wildnis müßten bereits mit der Kamera überlistet worden sein. Dem ist aber durchaus nicht so, und besonders in der Schaffung von Natururkunden wird wenig Neues geleistet. Man muß da das Echte unterscheiden von den vielfachen Täuschungen. (Zahme Tiere in die Steppe gestellt, angeschossene, ausgestopfte oder in Fallen festgehaltene Tiere.) Schillings Fernaufnahmen und seinen automatischen Nachtaufnahmen (1903) und meinen Nahaufnahmen (1906) schließt sich bisher nur ein Fortschritt in der afrikanischen Tierphotographie an: die wirklich wundervollen kinematographischen Aufnahmen ebenfalls in voller Freiheit überlisteter Tiere durch den Amerikaner Rainey (1910). Das Große und Neue an Schillings ersten Bildern war die Überlistung unberührter Tiere, die Schaffung von Natururkunden. Wie eine Erlösung ging es zugleich mit dem Bekanntwerden dieser Bilder durch die naturliebende Menschheit: Mit unblutigen Trophäen kann fortan der taten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lustige Abenteurer aus der Wildnis zurückkehren. Und dieser neue Gedanke trieb auch mich, trieb unter anderen auch Dugmore und Rainey in die afrikanische Wildnis hinaus. Der Jagdfilm ist ein trauriger Rückschritt auf dem eingeschlagenen Wege. Der heilige, tiefe Schauer, der uns beim Anblick wirklicher Natururkunden erfaßt, wird nun im Kientopp abgelöst durch die blutigen Vorgänge in der Steppe.

Und diese Vorgänge, die da geschildert werden, sind unecht. Sie sind weder Natur noch Jagd. Der Jäger, der zu solchen Darstellungen schweigt, richtet sich selbst.

Die Herstellung von Jagdfilmen ist eine Tierfolter zum Zwecke der Volksbelustigung. Wenn die Möglichkeit besteht, mit solchen Bildern Geld zu machen, dann werden fortan unerhörte Grausamkeiten an den Tieren der Wildnis begangen werden.

Grausamkeiten auf Jagd sind ja straffrei und sind auch selten nachzuweisen; aber hier liegt doch der Fall vor, daß jemand mit der Jagd öffentlich Ärger erregt, und in Fällen, in denen der Jägerphotograph selbst die urkundlichen Beweise seiner verwerflichen Handlungsweise gegen Tiere zu bringen wagt, sollte der Staatsanwalt doch einschreiten. Und unsere Gesetze sollten den Errungenschaften der Zeit angepaßt werden und den Teil der jagdlichen Tierquälereien beachten, der neuerdings durch die Kinematographie sich selbst zur Anzeige bringt.

Schließlich sollte der Jagdfilm als solcher verboten werden; denn es muß verrohend wirken, wenn das Töten von Tieren oder Menschen photographiert und im Kino wiedergegeben wird. Sei es ein Stierkampf oder das Schlachten oder Erschießen von Tieren. Da fehlt wirklich nur noch das Hinrichten von Menschen, und wenn man sieht, wie ein Jäger auf eine scharfgehörnte Antilope, die er leicht durch einen Fangschuß töten könnte, so lange Hunde hetzt, bis die Hunde aufgespießt werden, dann darf man bald erwarten, zu hören: „Leider kam mein Negerjunge Ali dem wütenden Tiere zu nahe und wurde getötet. Hier sehen Sie —, und so verlor ich meinen besten und treusten Diener."

Am wenigsten darf es geduldet werden, daß jemand, um spannende Lichtbilder zu liefern, die Todesqual von Geschöpfen künstlich verlängert.

Gewaltige Anstrengungen aller Gebildeten sind nötig, um Mittel und Wege zu finden, daß der Einzug der Kultur in die ferne Wildnis nicht eine schnelle Vernichtung der paradiesischen Tierwelt mit sich bringe. Sollte aber die Vernichtung nicht zu hindern sein, so soll das sterbende Afrika wenigstens nicht den Fluch über Kulturvölker sprechen müssen, weil sie die letzten Reste der herrlichen Großtierwelt zu Tode quälen, um ihre müden Nerven durch den Anblick von Todeszuckungen unschuldiger Geschöpfe aufzupeitschen. Noch lebt das deutsche Weidmannsgewissen, das solche Greuel nicht duldet.

**Hans Paasche.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Von Varietees.

Neben der großen Dampfmühle, die als ein Zeichen des nüchternen Fortschritts über Knicks und Bodenwellen hinaussieht, prahlt der Lichtschein vieler Azetylenflammen. Hochauf aus dem harten Licht ragt ein farbiges Gerüst. Die Taue und Ringe und Trapeze, die es trägt, starren schattenlos erhellt herunter. Dahinter steht ruhig und versöhnend die letzte Abenddämmerung.

Auf den Bänken um das Gerüst hockt ein Gewimmel von Silhouetten. Die Akrobaten können zufrieden sein: trotz der dritten „unwiderruflich letzten" Vorstellung haben sie starken Zulauf gehabt. Aufmerksam still sind die Leute. Der warme Wind rauscht hier durch die Kronen so ungestört, als wäre er hinten im dunklen Knick. Nur die abgeschrieene Stimme des Spaßmachers gröhlt matt in den Nachthimmel hinauf. Von Zeit zu Zeit geht eine Bewegung durch die Zuschauer, ein vielstimmiges Gelächter schallt auf und verfliegt kraftlos in der Weite über ihren Köpfen. Dann wieder Stille und Aufmerksamkeit und Wind und die heisere Stimme.

Der Spaßmacher belustigt sein Publikum mit recht derben Mitteln. Er steckt in einem schmierigen, großkarrierten Sommeranzug, der prall den ungeheuren Kissenbauch umfängt. Sein mehlbepudertes Gesicht sieht in dem harten Azetylenschein kalkig und leblos aus. So sind seine Grimassen wie die einer ergötzlichen mechanischen Puppe. Er geht und springt und stolpert und fällt, als hätte er kranke Glieder. Aber er wirkt komisch damit. Komisch durch den Gegensatz zwischen seinem unbeirrbaren Eifer und der raschen, gewandten Ungeschicklichkeit seiner Bewegungen. Dazu spricht er, ruft er, gröhlt er ein sprudelndes Kauderwelsch von Hoch und Platt und schimpft zur Freude seiner Zuhörer auf die armseligen hölzernen Kollegen vom andern Fache ein, die ihm bei seiner „urkomischen" Posse helfen müssen. Eine literarische Kritik vertragen seine Späße nicht. Zum Teil sind sie gut, wie die lustigen Schnäcke, die im Volke von Mund zu Mund gehen. Mancher liebe alte Bekannte ist darunter. Der Komiker wird auch derbe, sehr derbe mitunter, daß die Mädchen und Frauen kreischen und die Männer sich schütteln vor Lachen. Aber seine Witze sind ehrlich in all ihrer Deutlichkeit und gehen nicht auf einem Pferdefuße. Triumphgelächter und Kreischen und Applaus, als dem Unglückseligen von seinen hilflos sachlichen Partnern der Kissenleib mit schwunghaften Knüppeln bearbeitet wird, daß er zeternd flieht.

Pause. Die Spannung ist gelöst. Vergnügen liegt auf allen Gesichtern. Die Menschen lachen noch einmal in der Erinnerung an das alles. So stark ist die heitere Erregung, daß sie nach außen drängt: „Ne, wo w e r dat gediegen, as d e K i r l ..." „Jo, u n d e n n,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

as de bei'n annern ..." Der Wind kommt vom Felde, drückt die zischenden weißen Gasflammen hin und her, streicht den Frauen die Haarsträhnen in das lustige Gesicht und stäubt den Männern die Asche aus dem Pfeifenkopf. Nur der schmächtige junge Schreiber vom Amt scheint das allgemeine Behagen nicht zu teilen. Ob ihn seine halbflüggen literarischen Interessen daran hindern?

Die Musik setzt ein. Eine schlimme, schlimme Orgel bölkt einen Gassenhauer, der längst ausgelitten hat. Die Zuhörer benehmen sich wie die Großstädter bei ihrer Zwischenaktsmusik. Das Gerede schwirrt umso lauter auf, je lauter die Orgel sich um die Unterhaltung bemüht. Und doch greift leise wieder die Spannung nach den Menschen.

Sonderbar verwandelt erscheint der Clown wieder, um ein geehrtes Publikum auf die Produktionen des Mister Bellow vorzubereiten. Seltsam berührt nun das reingewaschene menschliche Gesicht des Sprechers, seltsam sein anständiger Ernst. Er trägt einen violetten, etwas faltigen Trikot. Mister Bellow, sehr blaßgrün überzogen, ist sein Gefährte bei dem nun folgenden Luftakt an den Tauen, Ringen und Trapezen. Die beiden grüßen mit einer akrobatischen Handbewegung, pünktlich mit dem ersten Akkord der vierschrötigen Orgel. Und dann beginnen sie ihr muskulöses Spiel. Ein müheloses, sauberes Klettern der starken Hände, am Tau empor, Ruck auf Ruck. Ein leichter Schwung ins Schwebereck, ein kurzes Rücken auf der schaukelnden Stange. Und dann arbeiten die beiden hart angeleuchteten dehnbaren Gestalten vor dem völlig dunklen Himmel. Kraft haben sie. Lautlos und wie ohne Anstrengung schwingen sie und biegen sie sich, tadellos gleichzeitig. Die gewichtigen, federnden Glieder widerstreben in keiner Lage der bezwingenden Körperkraft. Mut haben die beiden auch. Ihre schnellen gewagten Griffe und ihr gefährlicher „Todesschwung" — von aufreizendem Trommelwirbel und erlösendem Paukenschlag begleitet — machen den Atem stocken. Als die Akrobaten wieder im Sande stehen, mit dankender Handbewegung, da wissen sie, daß sie ihr Publikum befriedigt haben.

Ihnen folgt der Schlangenmensch mit seinen drollig ekelhaften unglaublichen Verrenkungen. Die Frau des Sprechers — zweifellos sind die beiden die Besitzer der „Arena" — geht inzwischen bei den Zaungästen sammeln und weiß schlagfertig, hier und da mit scharfen Worten, alles mürrische Widerstreben zu überwinden.

Gleich darauf zeigt sie sich als Jongleurin. Im alten schwarzen Trikot tritt sie auf. Was sie leistet, ist sehr unerheblich und langweilig. Aber etwas anderes fesselt an ihr. Die Not der Zirkusleute liegt über ihrem Wesen. Fast unhöflich gleichgiltig ist ihr Gesichtsausdruck. Sie sieht bei der Schlußverneigung über die klatschenden Menschen hinweg. Nicht einmal ein Artistenlächeln gewinnt sie sich ab. Unfreund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich schnell verschwindet sie. Ist das ihre Verachtung für die anständigen Leute, die auf das fahrende Volk herabsehen? Oder fühlt sie das Freudelose, Wertlose ihrer Arbeit? Oder hat doch nur eine kleine Widerwärtigkeit sie in eine ungezogene Verstimmung hineingebracht? Sie hat ihr Kleid wieder übergeworfen. Gleichgiltig nimmt sie ihr unsauberes kleines Kind wieder an die Hand.

Was hat nun diese Belustigung für unsere Landbevölkerung zu bedeuten? Kann sie das Menschentum unserer Landbewohner fördern, kann sie es schädigen? Sehen wir von einem gelegentlichen starken nachteiligen oder vorteilhaften Einflusse auf ein ungewöhnlich veranlagtes Menschenkind ab, lassen wir die saftlose Verneinung ganz strenger Moralfanatiker außer acht, so bleibt ein garnicht unerfreuliches Ergebnis.

Eins ist wichtig: die Landleute bringen ihren ganzen Menschen an diese Belustigung heran. Sie kommen nicht, wie der einseitig „kultivierte" Städter mit einer ganz bestimmten kritischen Einstellung, mit irgend einem „Verständnis" in die Arena. Sie genießen einfach und natürlich, was ihnen geboten wird. Und so atmen sie Freude und Heiterkeit dabei ein. Und darum wirkt diese Abwechselung in dem ländlichen Feierabendleben unmerklich mit bei dem gesunden seelischen Wachsen. Eine Erinnerung, die gelegentlich einen freundlichen kleinen Kräftezuschuß abgeben kann, nimmt man mit von dem Gerüste der Akrobaten. Solange dieses Vergnügen nicht durch rasche Wiederkehr oder durch viel Neues ähnlicher Art zum Amüsement werden kann, ist es wohl wert, daß man einen Abend lang die Wohnzimmerlampe darum verläßt.

Und — das ist nicht gering — die Akrobaten haben den Menschen mit den arbeitsteifen Gelenken einmal wieder gezeigt, was es mit dem menschlichen Körper eigentlich auf sich hat. Soviel beherrschende Kraft, soviel Gewandtheit und Sicherheit und Mut sind das Ansehen wert. Ein wenig wird die Auffassung vom Menschen immer dabei berichtigt. Schade nur, daß nicht alle zu wissen bekommen, wieviel Fleiß und Selbstüberwindung dieses seltsame fahrende Volk brauchte, um die Körper zu solchen Leistungen zu erziehen.

Das Beste ist wohl, daß die Menschen unter freiem Himmel froh gewesen sind. Die gliederbefreiende Behaglichkeit des Feierabends in warmer, reiner Luft, das sorglose Schauen und Hören unter den Bäumen und unter der Weite des Himmels, das Wohlgefallen an dem derben Humor, das alles stärkt für die Arbeit der nächsten Tage. Eins ist fein: hier im Freien ist die Seele rein geblieben. In einem Zelt oder in einem Lokal hätten sich vielleicht doch Geister hervorgewagt, die vor dem Wind und unter den Baumkronen ihren Mund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht auftun mögen. Die natürliche Umgebung bannt sie und hält sie von den Menschen fern, ohne daß die es wissen.

Ganz so einfach wie das Bild einer ländlichen Schaustellung ist das des Großstadtvarietees nicht. Neben dem Zirkus weist die Großstadt zwei Arten von Spezialitätentheatern auf. In der einen wird die breite Masse, etwa wie im Kino, mit ungewählten Mitteln unterhalten. Varietees dieses Schlages trifft man — wandernd oder stehend — auch in kleineren und mittleren Städten. Die andere Art setzt mit ihren bis ans Äußerste gesteigerten Leistungen eine gewisse Entwicklung des großstädtischen Genießens bei ihren Besuchern voraus.

Das mindere Varietee steht dann in der trostlosesten Gegend. Es hat scharfe Konkurrenten rechts und links: Kino an Kino — sicher ein Dutzend in der einen Straße — Bierpaläste mit Damenkapellen und Bockbierarrangements, ein „vornehmes" nächtliches Ballokal, das man eigentlich „gesehen haben muß", ein Operettentheater, das auf den Blitzlichtbildern in seinen Schaukästen die „Künstlerinnen" in verlockend fragwürdigen Kostümen zeigt. Alle diese Vergnügungsstätten bearbeiten mit wüstem Licht und wilden Plakaten und gröhlenden Türhütern die Aufmerksamkeit der Vergnügensuchenden wie mit Faustschlägen und Fußtritten. Und jedes holt sich aus dem Menschengewühl seine Opfer und kommt auf seine Kosten. Je weiter man die Straße hinaufgeht, desto beklemmender und verwirrender greift diese wahnsinnige Verirrung der lebensfrohen Großstädter einen an.

Gedränge an der Kasse. Und dabei war erst gestern Sonntag! Drinnen im Saal Reihe hinter Reihe die Sitze, mit speckigem Plüsch benagelt. Und bei jedem Platze, an der Lehne des Sitzes davor, ein Drahtgestell für das Bierglas. Ganz hinten klappert das Büffetpersonal mit Löffeln und Geschirr.

Die Innenausstattung des Theaters ist gewöhnlich alt und verkommen. An Wänden und Decke hängen verlebte Imitationen. Recht eine Stätte, an der die Geldgier ein armseliges Amüsement verhökert.

Mit Webers Euryanthe-Ouvertüre oder vielleicht auch dem Pariser Einzugsmarsch leitet man, ein wenig verlegen anständig, den Abend ein. Dann geben die beiden zischenden Scheinwerfer an den seitlichen Säulen dem Publikum das Zeichen zum Schweigen. Über die gemalten Quasten und Falten des Vorhanges flackert ein weißes Brennen, sie rollen sich leidenschaftlos in die Höhe. Und Pepi steht geschminkt und beleuchtet vor einer kühnfarbigen und in den Formen sehr freigebigen Hintergrundmalerei, bereit, Weber oder, wer es sei, abzulösen. Pepi ist eine üppige Soubrette in mittleren Jahren. Natürlich trägt sie einen Schlitzrock. Sie behauptet in ihrem ersten Couplet, „ja" das Bummelmädel zu sein. Trotz ihrer ganz anständigen Stimme und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trotz ihres fleißig geübten Temperamentaufgebotes glaubt ihr kein Mensch die haarsträubende Selbstcharakteristik, die sie in ihrem Gesang zum besten gibt. Das Publikum bleibt kalt. Noch kann der Kellner Bier bringen, ohne daß seine Gäste sich im Kunstgenuß beeinträchtigt fühlen. Dazu muß es noch besser kommen.

Und es kommt besser. Nach einem verlebten Instrumentalkünstler mit klagend singenden Glasgefäßen und gellenden Messingröhren, nach drei tüchtigen Trikot-Turnerinnen erscheint Fritz Schulz, ein beleibter Humorist im behaglichen Frack. Er kommt sehr erfolgsicher nach vorn. Den rasenden Beifall am Schluß seines ersten Couplets ist er gewohnt. Nun aber ist Fritz mit seinem Publikum eingespielt. Er tritt, noch während die Hände klatschen, an die Rampe und wirft ein Augenzwinkern in den Zuschauerraum. Und wahrhaftig, dieses Augenzwinkern verspricht nicht zuviel. Es folgen nämlich hündische Gemeinheiten. Mit einer zotenhaften Beschimpfung seiner Eltern leitet er sein neues Lied ein. Er sagt zwar kein einziges unanständiges Wort; er arbeitet nur mit Andeutungen. Aber sein Publikum versteht ihn; es biegt sich vor Lachen. Fritz Schulz geht, mit Beifall übertobt. Immer und immer wieder muß der beliebte Humorist nach vorn und händewinkend und lachend abwehren: mehr Gemeinheiten gibt es nicht. Unsereins aber möchte mittun, wenn etwa ein paar beherzte Männer auf den Gedanken kommen sollten, das Scheusal zu steinigen.

Pause! Mehr Bier als während der Vorstellung, laute Rührigkeit am Büffet, Riesen-Weltreklame auf der Leinwand vor dem Vorhang, dann Musik zum Sammelzeichen für das verstreute Publikum.

Zwei „Tanzkünstler" — er im Frack, sie in einem unsagbar unanständigen X-Strahlenkleid — beweisen, daß der „Original"-Tango und der „Original"-Twostep, trotz aller Behauptungen der Tanzbeinphilister, unsaubere Tänze sind.

Und dann kommt endlich sie. Sie, um derentwillen man in diesem Monat hierhergeht. Die Meisterin der Pantomime. Mit eigener Ausstattung und Beleuchtung und eigener Musik. In den Zeitungen stand unterm Strich eine literarisch zugeschnittene Skizze über sie. Die gab sie für eine vom Leben mißhandelte, feinnervige russische Komtesse aus, die ihr tief schmerzliches Geschick unter einem inneren Zwange Abend für Abend künstlerisch aus sich hinausrasen müßte. Dazu gebraucht die russische Gräfin, wie man sieht, auch ein X-Strahlenkleid. Sie tanzt und mimt anmutig und sieht liebreizend aus. Ob sie aber dann auch unter innerem Zwange im Badetrikot erscheint? Ihr Vater, ganz Schminke und Perücke — auch in allen seinen Bewegungen — läßt ihren hölzernen Buhlen von zwei Schuften ermorden. Sie, nun wieder in ihrem durchsichtigen Mädchenkleide,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entdeckt den Leichnam und führt eine kurze, aber heftige Wahnsinnsszene auf, die mit ihrer Selbsterdrosselung endet. Man fragt sich, warum diese Künstlerpsyche die Mitwelt nicht im Film mit ihren Leiden erschüttert. Das einzig Erfreuliche ist die große Enttäuschung, die durch das Publikum geht.

Nun noch Olivia, die amerikanische Sängerin. Bedürfnislose Menschen, die Beifall klatschen, bloß weil eine Mulattin englische Lieder singt, deren Text fast kein Mensch versteht. Aber Olivia tut ihren fleischigen Mund auch zu deutschen Weisen auf. Sie singt sogar in steyrischer Mundart. Und zum Schluß jodelt sie wahrhaftig. Steyrisch sinnig und luastig. Beinahe macht sie Fritz Schulz die Gunst des Publikums streitig.

Dann Schlußmarsch und Garderobenschlacht.

So etwa sieht das Varietee zweiten Ranges aus. Und das erstklassige Spezialitätentheater weicht von ihm meist nur in kulturell unbedeutenden Dingen ab. Die technische Vollkommenheit der Leistungen, der scheinbar ästhetische Zuschnitt, die ganz seltenen Darbietungen echter Kunst und die Einwirkung auf die angeblich besseren gesellschaftlichen Schichten — nur das unterscheidet in der Regel das „vornehme" Varietee von jenem finstern Orte des Amüsements. Sonst aber kann alles, was in den meisten Fällen dort geschieht, in verfeinerter Form wohl auch hier geschehen. Keine Plattheit ist zu albern, keine Gemeinheit zu schleimig, als daß sie nicht in blendender Aufmachung auch über die große Mehrzahl der elegantesten Varieteebühnen gehen könnte. Vielleicht ist deshalb das Spezialitätentheater ersten Ranges (von den paar rühmenswerten Ausnahmen abgesehen) gefährlicher als das unverstellt grobe Vergnügungsunternehmen. Denn daß man eine fein ausgebildete Form schlechthin für ein Zeichen der Entwicklung unseres Menschentums, schlechthin für Kultur hält, dieser Reinfall bringt uns eben menschlich bergab.

Es wird höchste Zeit, daß die Menschen mit reinlicher Kultur solchen tief verkommenen Varietees den Krieg erklären. Die meisten ihrer Besucher sind biedere Leute, die schon einen Händedruck wert sind und auf die man sich in der einen oder der anderen Not wohl verlassen kann. Die müssen befreit werden von dem niederträchtigen Geist, der sie für ihr Geld verdirbt. Ihnen ist eher zu helfen als jenen selbstbewußten armen Leuten mit der mondänen Einjährigenscheinkultur.

Aufklären heißt es. Von Mensch zu Mensch, durch Vorträge, durch Aufsätze, durch Flugblätter. Wir müssen unserm Volke zeigen, wie ihm solche Varietees in langsamer, lustiger Veränderung der Begriffe den Halt entziehen helfen. Wir müssen es einsehen machen, daß sie eine Pest für unser Volk sind. Wir müssen es auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aussprechen, daß es sogar manche Varieteedirektoren und -„Künstler" gibt, die sich ihrer Wirkungen vollkommen klar sind, die unser Volk ins Elend bringen helfen, und die deshalb zu den Verbrechern gehören. Wir müssen es sagen, daß das reichliche Brot solcher Leute ekelhafter ist als das Brot armer Dirnen. Von den Gesunden unseres Volkes muß der Fluch ausgesprochen werden über solche „Vergnügungsstätten". (Es gibt natürlich anständige Etablissements und Artisten, die wir genau wie in den heutigen Ausführungen so auch stets reinlich auszunehmen haben.)

Wir müssen freilich zuvor hingehen und uns mit eigenen Augen und Ohren überzeugen, was die gewissenlosen Geldmacher übler Varietees unserem Volke vorzusetzen wagen. Und wenn wir da sind, wenn wir die seichten, sumpfigen Giftwellen von der Bühne herniederplätschern und unser urteilsloses Volk umschmeicheln hören, dann wollen wir aufspringen und die Verderber durch ein lautes „Pfui" in ihrem hündischen Werk stören. Wir haben die Pflicht, statt des Beifalls unsere Empörung zu äußern. Dann wollen wir sehen, welche von den Vielen wir durch ein entschiedenes Betragen aus dem Bann der schmutzigen Spaßmacher erlösen können. Wir werden vielleicht nur Wenige losreißen, aber um diese haben wir die Pflicht zu dem Wagnis.

Mut ist dazu nötig und die Fähigkeit, mit Ruhe einem starken Angriff auf die Nerven standzuhalten. Wer die Kraft nicht hat, seine Würde inmitten einer aufgestörten Masse zu wahren, der lasse die Hände davon! Wer aber glaubt, daß der sittliche Mut und das starke Bekenntnis zum ungewöhnlichen Reinen noch auf eine Anzahl verführter Menschen wirken können, der soll unser Volk von der Meinung befreien helfen, daß Schlüpfriges und Geschmackloses seine selbstverständliche geistige Nahrung sei. Der muß helfen, daß jenen Buben ihre Sicherheit verloren gehe.

Die Not unseres Volkes ist groß. Aber wir haben Leute mit starkem, reinem Willen und mit unverwüsteter seelischer Gesundheit. Auf ihnen ruht die unabweisbare Verantwortung für die, die noch zu befreien sind. Wer Krieger ist im Heere des Lichts, der beweise, daß die Zahl der Helden in unserem Volke wieder zunimmt.

Hans Huß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

**Die Volkshochschule.** (Schriftleiter: Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf.) 6. Jahrg. Heft 1.

Väter und Söhne. Von Hesselbacher.

„In einem Kreise älterer Freunde saßen wir Jungen. Es waren Männer, die ein reiches Arbeitsleben hinter sich hatten. Wo sie gestanden waren, hatten sie den Pflug tief geführt, und viel von dem, was unter uns Recht und Gesetz ist, hat den Ursprung aus ihren ernsten, reinen und großen Gedanken gefunden.

Einer deutete auf uns: Da sind die Jungen, die haben andere Ziele als wir. Was wir geschaffen haben, nennen sie veraltet. Sie lachen über das, wofür unser Herz einst gebrannt hat. Wieviel von dem, was wir mit keuchender Brust und rinnendem Schweiß auf der Mittagshöhe unseres Lebens gebaut haben, wird noch stehen, wenn die Sonne unseres Lebens erlischt? Er sagte es lächelnd, aber hinter dem Lächeln lag eine schwere Herzwunde."

„Kennst du nicht das uralte Trauerlied, das nach der Melodie ‚Väter und Söhne' geht? fiel ein zweiter ihm in die Rede. Es war ein ehrwürdiger Greis, dessen Gesicht unter dem weißen Haar wie helle, glückliche Jugend blitzte. „So ist's seit den Jahrtausenden gewesen. Die Alten, die gingen, legten mit bekümmerten Herzen die Sichel in die Hände der Jungen, die kamen, und klagten: ‚Sie zerstören, was wir gesät'. Aber sie vergaßen, daß das Feld von den Jungen nur abgeerntet wird, damit sie's wieder neu einsäen. Und sie sahen nicht, daß der Kreislauf von Saat und Ernte der Kreislauf der Weltgeschichte ist. Darum laß die Jungen jetzt in ihren Lebenstag hineinreiten. Fechten sie anders als wir, so sei getrost darüber, daß sie fechten! Ihr Arm ist stark und ihr Auge hell. Sie werden ein tapferes Werk schaffen! . . . . . ."

**Wandervogel.** Monatsschrift für deutsches Jugendwandern. (Schriftleiter: Rudolf Sievers, Leipzig.) Jg. 8, Heft 3.

Im Krähenwald. Von Hugo Schomburg.

Eine Ruderfahrt war für Sonnabend nachmittag angekündigt. „So was gibt's ja gar nicht im Wandervogel!" hatte ein Altkluger dazu bemerkt, der von solchen Neuerungen eine Verwässerung des Wandervogelgeistes befürchtete. Es ging trotzdem und war gar nicht übel. Die beiden Boote waren bald klar, und mit flottem Schlage ging's über die blanke Fläche dahin. Erst beim Drägerwerk hatten wir Grund etwas zu verschnaufen, weil da gerade ein Taucher mit Sauerstoffatmung übte. Bald lag auch das Gaswerk hinter uns; wir waren im Freien und konnten rückschauend einen Blick auf die Stadt mit den goldenen Türmen werfen. Vom Elbe-Trave-Kanal bogen wir in die Trave ein und sahen bei Genin das wohlbekannte Storchnest auf dem Scheunendache wieder. Adebar selbst schritt würdevoll in ehrerbietiger Entfernung von seiner Gemahlin durch die Wiese, wie ein Gutsbesitzer durch seine Kornfelder. . . . . Endlich waren wir am Ziele. Die Boote schnell in einer Bucht befestigt, und dann mit großen Sätzen über die sumpfige Weide und Gräben in den Wald hinein!

Schon von weitem hatten wir viele Saatkrähen darüber hin- und herflattern sehen. Jetzt, wo wir in ihre Siedlung eindrangen, umschwirrten sie in Scharen die Baumwipfel, unabläßig ihre heiseren Angstrufe ausstoßend. Sie mußten uns ja für ihre Todfeinde halten, nach den Erfahrungen, die sie mit den Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemacht hatten. Statt aber zu fliehen und ihr eigenes Leben in Sicherheit zu bringen, umkreisten sie die Horste, ihre Brut, die wenigen Jungen, die ihnen geblieben waren, zu beschützen gegen mörderische Hagelkörner. Hunderte der ungefügen Reisigklumpen hingen da oben in den Buchenkronen, in manchen ein halb Dutzend und mehr eng zusammen, und unten der Boden war weiß bespritzt mit Kalk. An diesem Zusammenhorsten in Siedlungen ist immer die Saatkrähe zu erkennen, die Rabenkrähe nistet einzeln. Aber warum war's denn so totenstill da oben in den Nestern? Waren die Jungen schon alle ausgeflogen trotz der frühen Jahreszeit? Die Antwort war leicht gefunden. Da lag eine junge Krähe tot, mit zerschossenem Schenkel zwischen dem Waldmeister, wenige Schritte weiter zwei Alte, vielleicht die Eltern, ebenso kläglich; unter einem andern Stamm eine ganze Nestgemeinschaft halbflügger Tierchen mit ihren bläulichen Federspulen. In wenigen Minuten zählten wir mühelos 150 Leichen, darunter eine Dohle. Die verluderten, vermoderten hier alle. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie einzuroden. Wir waren anscheinend gerade nach dem Festtage gekommen, dem großen Krähenschießen. Dazu wird alljährlich ein schöner Frühlingssonntag ausersehen. Ein Kriegerverein übernimmt vielleicht die Leitung des Tages, und dann strömt alles, was einen Schießprügel tragen kann, hinaus zu der edlen Knallerei. Kinder dürfen dabei Nachrichter spielen und die angeschossenen, herumzappelnden Tiere totschlagen. In manchen Gegenden verlohnt es sich sogar, die Jagdbeute auf einem Wagen zu sammeln und als Geflügel zu verkaufen. Hier war wohl die Fleischnot nicht so groß gewesen, sonst hätte man die Leichen nicht liegen lassen, daß sie mit ihrem Verwesungsgeruch die Luft verpesteten. Daß man während der Schießerei auch gut gelebt hatte, darauf deuteten die zahlreichen Bierflaschen, Zigarrenschachteln und Papierreste hin. Sogar in den kleinen Tümpeln lagen die verendeten Tiere. Hatten sie das auf den Feldern ausgelegte Gift gefressen, dann die brennenden Schmerzen mit ein paar kühlen Zügen lindern wollen und waren dabei todesmatt ins Wasser gesunken?

So war der ganze Wald ein Bild des Jammers, ein beschämendes Leichenfeld. Ja, haben wir denn nicht das Recht, nein die Pflicht, uns der Saatkrähen durch solche Massenschlächtereien zu entledigen? O sicher! Es würden ja schließlich ungezählte Millionen von Saatkrähen eine Hungersnot heraufbeschwören. Der Mensch muß also regelnd eingreifen und alle sogenannten schädlichen Tiere niederhalten, damit ihrer nicht zu viele werden. Schön gesagt! Wer aber bestimmt, welche Arten schädlich sind? Wer die Natur beobachtet, kann mühelos von jedem beliebigen Tiere nachweisen, daß es nützlich oder schädlich ist, je nach dem es für seine Absichten paßt. Die Schädlichkeit der Saatkrähe ist z. B. gar nicht so sonnenklar. In dieser Zeitschrift hat meines Wissens schon einmal ein Wandervogel darauf hingewiesen, daß die Saatkrähe mit Vorliebe solche Pflänzchen herauszieht, die vom Saatschnellkäfer oder Drahtwurm angefressen sind und daß sie die Hauptvertilgerin dieses gefürchteten Schädlings ist. Nun mag aber zugegeben werden, daß sich die Krähen zu stark vermehrt haben, daß ein Krähenwald kein angenehmer Aufenthalt ist. Aber wer trägt die Schuld an dieser auffallenden Vermehrung? Der Mensch, oder sagen wir lieber die Brieftaubenzüchter, die durch hohe Schußprämien den Wanderfalken, den einen Feind der Krähe, fast ausgerottet haben, und die Jäger, die dem Uhu, dem andern Krähenräuber, kein Plätzchen zur Fortpflanzung gönnten. Sogar der Staat hat diesen Prämienunfug begünstigt, obwohl sich jetzt herausstellt, daß die Brieftaubenzucht seit der Entwicklung der Funkensprache gar keinen praktischen Wert mehr hat und zum reinen Sport herabgesunken ist. Die Folge war die unglaubliche Vermehrung der Krähen. Und so bringt der Mensch durch seinen einseitigen Schädlichkeitsbegriff, durch

Ausrottung gewisser Tierarten die Natur in die heilloseste Verwirrung. An manchen Orten treten die Stare, weil die Oberaufsicht der Raubvögel fehlt, so massenweise auf, daß sie zu „schädlichen" Vögeln geworden sind. Die Fischereipächter werden nicht eher ruhen, bis der letzte Reiher, der letzte Otter niedergeknallt ist. Wie lange noch werden Marder und Hermelin den Pelzhändler bereichern! Im kleinen spielen sich dieselben Vorgänge oft noch schlimmer ab. Zuerst nimmt man den Singvögeln die Nistplätze und wundert sich nachher über die Mückenplage, die Verwüstungen des Eichenwicklers und der Nonne; man schlägt die Wiesel tot, wo man sie findet, und ist ratlos, woher die Mäusescharen kommen. Der Mäusebussard ist gesetzlich geschützt (?) und tut trotzdem seine Pflicht nicht! Und so hat man auf Wanderungen immer wieder Gelegenheit, darüber nachzudenken, warum der Mensch durch planmäßige und doch willkürliche Eingriffe, wenigen Erwerbsgruppen zuliebe, das Gleichgewicht in der Natur zum Wanken bringt. Man wird sich auch die Frage vorlegen: Muß es durchaus öder und öder um uns werden, oder können wir noch retten? Wofür sich die Jugend entscheidet, das wird sich durchsetzen.

**Hamburgischer Correspondent.** Nr. 155, Morgenausgabe vom 26. März 1914.

Um Schwedens Wehrkraft.

„. . . . . .

Von mehreren bedeutenden Ärzten, und mitunterzeichnet von 1060 weiteren Ärzten, ist König Gustav ein Schreiben überreicht worden. Die Unterzeichner und die letzteren machen zusammen 75% des Ärztekorps Schwedens aus. In dem Schreiben heißt es:

Als die Frage einer erhöhten Wehrpflicht dem Reichstag von 1901 vorlag, fand die schwedische Ärztegesellschaft sich zu der Überlegung veranlaßt, ob eine derartige Ausdehnung der Wehrpflicht auf den Gesundheitszustand der Einberufenen einwirken würde. Die Gesellschaft behandelte diese wichtige Frage in vier verschiedenen Versammlungen. Alle Beteiligten waren überzeugt, daß eine längere Wehrpflicht durch die mit dem Militärdienst verbundenen Übungen im Turnen und körperlichen Trainieren, durch ausgedehntes Freiluftleben, durch Übung in Disziplin und Selbstkontrolle, Gewöhnung an Ordnung und Anstand, Vervollkommnung der Raschheit und Entschlossenheit sowie durch vermehrte Gesittung und Reinlichkeit der heranwachsenden männlichen Jugend und damit unserem ganzen Volk einen Zuschuß von Kraft und sowohl geistiger wie körperlicher Gesundheit schenken würde, deren wohltätige Wirkungen in künftigen Generationen wahrgenommen und von diesen geerbt werden würden. Unterzeichnete, die alle legitimierte schwedische Ärzte sind, die meisten Praxis ausübend und folglich in stetem und intimem Kontakt mit der Masse unseres Volkes, und die infolgedessen genügend qualifiziert sind, den hygienischen Wert der Waffenübungen zu beurteilen, fühlen sich verpflichtet, da nun die Frage einer Verlängerung der Ausbildungszeit der Wehrpflichtigen auf der Tagesordnung steht, vor der Regierung und dem Reichstag als ihre Überzeugung auszusprechen, daß eine solche Verlängerung der Dienstzeit, weit davon, wie von gewisser Seite behauptet wird, den Wehrpflichtigen zu schaden, in der Weise, wie sie hier dargelegt wurde, die physische und geistige Kraft und Ausdauer entwickeln und stärken wird, wie das die Wehrpflichtübungen schon in ihrer jetzigen Form beweisen. Ebenso erlauben wir uns, als unsere Meinung auszusprechen, daß rationell geleitete Winterübungen nicht nur aus hygienischen Gesichtspunkten unabweisbar notwendig sind, um unsere Wehrpflichtigen abzuhärten, so daß sie den Strapazen gewachsen sind, die ihnen während eines Winterfeldzuges in unseren nördlichen Gegenden begegnen würden, sondern daß sie auch in hohem Grad zur Vermehrung der Kraft und Widerstandsfähigkeit für den großen ernsten Kampf beitragen würden, den wir alle zu kämpfen haben, den Kampf der Arbeit und des Lebens.

. . . . . ."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Der erste Deutsche Vortrupptag.** Auf die zweite Hälfte der Pfingstwoche dieses Jahres ist der Deutsche Vortrupptag angesetzt. Es ist das erstemal, daß sich die Freunde des Vortrupp zu einer besondren Tagung versammeln, um in gemeinsamer Beratung die Dinge fördern zu helfen, für die der Vortrupp kämpft.

Schon seit Wochen befindet sich in den Händen unsrer Leser eine Übersicht über alles das, was uns auf dieser Tagung beschäftigen wird. Es soll sich, zu einem Teile wenigstens, darum handeln, Gedanken in die Tat umzusetzen, oder doch ihrer Verwirklichung näher zu bringen, die bisher wiederholt in unsrer Zeitschrift Gegenstand der Erörterung gewesen sind. In dieser Hinsicht wird also der Vortrupptag die Arbeit der einzelnen Vortruppgruppen, die sich ja mit gutem Grunde Tatgemeinschaften nennen, ergänzen.

Wenn die Leitung des Vortruppbundes beschlossen hat, grade in der Frage des Kinderhandels und in einer Naturschutzangelegenheit über die theoretische Erörterung hinauszugehen, und die Teilnehmer der Tagung veranlassen will, in diesen beiden Fragen auf die Schaffung gesetzlicher Maßnahmen hinzuwirken, so geschieht das nicht, weil die Leitung etwa diese Dinge unter allen Umständen für die wichtigsten unter den Vortruppangelegenheiten hält. Es gibt eine Reihe von Fragen, die ihr mindestens ebenso bedeutend erscheinen, oder die wohl gar noch mehr nach einer Lösung drängen. Aber grade die beiden genannten Fragen dürften im Augenblick weitere Kreise besonders fesseln, und es erweist sich daher als zweckmäßig, bei Gelegenheit des Vortrupptages auf diese Dinge näher einzugehen und praktische Maßnahmen in Vorschlag zu bringen.

Daß im übrigen der Vortrupptag — wie fast jede Tagung einer größeren Gemeinschaft — die Aufgabe hat, die eine oder andre Bestrebung besonders hervorzuheben, oder den Versuch machen wird, auf diesem oder jenem Gebiete Richtlinien für kommende Arbeit zu geben, versteht sich von selbst. Es werden von diesen Beratungen vielleicht die, welche sich auf die Erziehungs- und Unterrichtsfragen erstrecken, für Viele von besondrem Interesse sein.

Aber weder jene auf unmittelbare praktische Maßnahmen hinzielenden Verhandlungen, noch die mehr oder minder eingehende Erörterung einzelner Teile des großen Vortruppgebietes wird — so wichtig und weitwirkend die Beratungen vielleicht auch werden mögen — in der Hauptsache den Wert und die Bedeutung des Vortrupptages ausmachen. Den Hauptwert der Veranstaltung erblicken wir in einer ganz andren Eigenschaft, und wenn wir den wesentlichen Zweck des Vortrupptages kennzeichnen wollen, so wird nicht die Aufzählung einzelner Programmpunkte ausreichen und nicht die Inhaltsangabe des einen oder andern Vortrages. Was der Vortrupptag soll und will, das ist in erster Linie eine Ergänzung derjenigen Arbeit, die der Vortrupp mit seinen regelmäßig erscheinenden Heften zu leisten sucht. Zweifellos reicht ja das geschriebene Wort weiter als das gesprochene, und wer in der Welt wirken will, wird sich des tausend- und abertausendfach vervielfältigten Wortes bedienen müssen, aber letzten Endes kommen wir doch ohne die Kraft, ohne die Wärme des gesprochenen Wortes nicht aus. Von ihm muß der tote Buchstabe neuen Glanz, neues Leben borgen. Wer niemals an Jahresversammlungen oder ähnlichen Tagungen solcher Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teilgenommen hat, die einem großen Ziele zustreben, wer nicht aus eigener Anschauung weiß, welch eine über alle Hindernisse hinwegtragende Kraft auf diesen Zusammenkünften die Gleichgesinnten erfüllt, der wird sich schwerlich eine Vorstellung machen können von der Macht und Bedeutung des gesprochenen Wortes und vor allem von dessen Fähigkeit, die Verbindung, die das beschriebene oder bedruckte Blatt das ganze Jahr über herstellen muß, zu festigen und ihr dauernde Kraft zu verleihen.

Es sind in allererster Linie die unmeßbaren Werte, welche die Bedeutung dieser Tagungen ausmachen: die lebensvolle Erneuerung, das Miteinander und Füreinander, wie es die lebendige Rede am Deutlichsten zum Ausdruck bringt. So wird es auch mit dem Vortrupptage sein. Zweieinhalb Jahre hindurch hat der Vortrupp jetzt für alles das wirken dürfen, was der Erstarkung und Veredelung unsres Volkes dient. Er hat sich durch diese Arbeit und bei der Arbeit fast auf allen Wegen Freunde erworben, die nun schon mehr als zehntausend zählen und weiter wirken und weiter werben, um unsern Gedanken zum Siege zu verhelfen. Was die Einzelnen verbindet, sind die Gedanken und Wünsche, die in unsern Veröffentlichungen mannigfachen Ausdruck fanden. Wenn aber unsre Gedanken Taten zeugen und unsre Wünsche sich erfüllen sollen, müssen wir dafür Sorge tragen, daß sie an Wärme und Kraft nichts einbüßen, daß das in alle Welt gehende gedruckte Wort aufs Neue vom Lebenssafte des gesprochenen Wortes empfange, daß von Aug' zu Aug' der Funke zünde, von Hand zu Hand der machtvolle Strom weitergeleitet werde, und daß von den Pfingsttagen, die uns zusammenführen, neues Leben und neues Blühen ausgehe. Das soll unsre Arbeit durchdringen und soll uns die Zuversicht und Stärke geben, ohne die kein Sieg ist.

Wir grüßen die Freunde zu neuem Schaffen.

**Vortrupp.**

**Kant und die Abstinenz.** Es ist ein neuer Ton, ein unsrer Zeit ziemlich fremder Ton, wenn die Abstinenz mit dem kategorischen Imperativ zusammengebracht wird. Aber vielleicht gerade deswegen, weil uns dieser Ton so fremd geworden, ist er uns einmal wieder so dringend nötig. Ist es doch der Ton des sittlichen Verpflichtungsgefühls, und den hat noch kein Zeitalter ungestraft überhört. Mancher aber, der sich an allen tausend individuellen und Zweckmäßigkeitsgründen für die Abstinenz schon etwas müde gehört hat, wird für diesen frischen neuen Ton doppelt dankbar und empfänglich sein.

„Was haben die Abstinenten den Gebildeten zu sagen?" so nennt Rechtsanwalt Adolf Bartning, Hamburg einen Vortrag, den er vor einigen Jahren in einer Festversammlung des Guttemplerordens gehalten hat und dann im Druck erscheinen ließ (Verlag von Deutschlands Großlage II des J. O. G. T., Hamburg 30; Preis 15 Pf.). Der Verfasser will in allerdeutlichster Form betonen, daß von wahrer Sittlichkeit der Selbstaufopferungsgedanke unablöslich ist; daß das individuelle Wohlergehen unmöglich als bestes Prinzip anerkannt werden darf. Er will über der „flachen ephemeren Zweckmäßigkeit" wieder die „großen ewigen Prinzipien" zur Geltung bringen. Das Ideal der „inneren Freiheit" soll nicht im Sumpf des satten Spießbürgerbehagens untersinken.

Vortrefflich kennzeichnet Bartning den Geist unserer modernen Zeit, die nicht mehr aus dem Ganzen zu leben wagt; die sich in Augenblicksgenüssen über alle ernsthaften Probleme des Menschendaseins hinwegzutäuschen sucht. Es herrscht „das Verlangen, um jeden Preis den Wert des Augenblicks auf Kosten der Zukunft zu steigern". Man „macht Schulden bei sich selbst". „Man zerreißt sein Leben in Fetzen, um die eine Hälfte als wertlos wegzuwerfen und sich an der andern töricht zu freuen." Da ist denn der Alkohol natürlich der willige, bequeme Diener, der diese Auflösung der Lebenseinheit und mit ihr die Zerstörung der Persönlichkeit des Menschen nur allzu kräftig fördert. Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sinnen wir uns wieder darauf, daß wir auch „Bürger einer anderen übersinnlichen Welt" sind, daß „dies Leben kein Fest und noch viel weniger ein ästhetisches Phänomen ist, sondern eine Aufgabe." Mag die Zeit vor hundert Jahren in ihrem Idealismus etwas „übersichtig" gewesen sein. Noch größer wäre doch der Fehler, völlig ideenlos sein zu wollen. An seiner Ideenlosigkeit ging der bloße Praktiker Napoleon zugrunde.

In diesem großen Zusammenhange also wird die Abstinenz zur Pflicht. Nur sie kann „allgemeines Gesetz für die Menschheit werden", weil nur sie die „Einheitlichkeit und Planmäßigkeit" des Daseins gewährleistet. Vom Ausgang des Kampfes gegen den Alkohol hängt in diesem sittlichen Sinne unsre Zukunft ab, und jener Ausgang hängt wiederum ab von der Haltung der Gebildeten. „Man kann nicht dem Arbeiter mit der einen Hand die Schnapsflasche entwinden, solange man selbst in der andern das Champagnerglas hält". Darum: „Man erziehe sich selbst, und die anderen werden schon nachfolgen. Das ist die Aufgabe, die heute unsern Gebildeten gestellt ist; an ihr mögen sie zeigen, wieviel Kraft, wieviel Tüchtigkeit, wieviel Selbstverleugnung noch in ihnen steckt."

Die Wissenschaft kennt den Ruf „zurück zu Kant!" schon lange. Nun fragt es sich, ob auch das praktische Leben der Zeit ihn vernehmen wird. Man möchte deshalb der Forderung Bartnings an die Gebildeten als geistige Führer der Nation das lauteste Echo wünschen. Denn, wie es in der Bibel heißt: „So aber das Salz dumm wird, womit soll man dann salzen?"

**Dr. Reinhard Strecker.**

**346th Hamburg Town Lottery.** Dear Sir! I hereby beg to invite you usw. — so beginnt das Auskunftsblatt eines Lotteriespielunternehmers, eines englischen augenscheinlich, wie die Sprache zeigt. Das Wort „Hamburg" darf uns dabei nicht irreführen. Denn, wie uns der Atlas lehrt, gibt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Nordamerika und in Südafrika eine Stadt dieses Namens.

Oder täuschen wir uns doch? Der Unternehmer gibt nämlich auf dem Auskunftsblatte auch seine Anschrift an, und da finden wir hinter dem Stadtnamen zwar nicht — Deutschland angegeben, wohl aber — Germany.

Ja, unser deutsches Hamburg ist gemeint. Es ist das Auskunftsblatt eines deutschen Bankgeschäfts — Verzeihung: Banking Business!

Wenn ein deutsches Handelshaus im Auslande Geschäfte zu machen wünscht und sich bei seinen Angeboten der Sprache des betreffenden Landes bedient, so ist darüber weiter nichts zu sagen. Allenfalls bliebe zu untersuchen, ob nicht in manchen Fällen die Anwendung der deutschen Sprache zu dem gleichen geschäftlichen Erfolg führt. In dem vorliegenden Falle aber handelt es sich um einen ganz bedauerlichen Mangel an Nationalgefühl. Denn dieses englische Auskunftsblatt ist an Deutsche, die in einer deutschen Kolonie leben, versandt worden. Aus Tsingtau hat es uns ein Vortruppleser geschickt.

Wollten wir das Bankgeschäft wegen seiner weitgehenden Vorliebe für die englische Sprache zur Rede stellen, würde es möglicherweise eine Reihe von Gründen für sein Verhalten anführen und wahrscheinlich auch den, daß im eiligen Geschäftsbetriebe nicht jede Drucksache genau geprüft und die Sendungen in unsre Kolonien von denen, die ins Ausland gehen, nicht immer sorgfältig getrennt werden könnten. Und der Unterton dieser Begründung würde sein: Wer wird sich um einer solchen Kleinigkeit willen aufregen!

Nein, bitte! Es ist keine Kleinigkeit. Und es sollte niemandem die Verleugnung seiner Muttersprache als Kleinigkeit erscheinen. Das zu bedenken, tut grade uns Deutschen not, denen die Kenntnis fremder Sprachen doch vielleicht etwas zu viel Freude bereitet, mehr Freude jedenfalls, als unserm Na-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tionalgefühl gut ist. Es ist darum dringend zu wünschen, daß unsre deutschen Kaufleute bei ihrem Briefwechsel recht sorgfältig acht geben, ob es wirklich nicht ohne Benutzung einer fremden Sprache geht. Und die, welche drüben jenseits der Meere und Landweiten leben und denen von gedankenlosen Geschäftsleuten zugemutet, auch nur einen Augenblick ihre Zugehörigkeit zum deutschen Volke zu verleugnen, sollten sich tapfer dagegen wehren, wie es unser Vortruppleser in Kiautschau getan hat.

Also im vorliegenden Falle: Unsern Landsleuten im Reiche wie in den Kolonien wünschen wir, wenn sie zu Wohlstand gelangen, daß dies durch eigene Kraft, auf Grund besondrer Tüchtigkeit geschehe, nicht mit Hilfe des großen Loses. Aber w e n n schon ein Los n i c h t verschmäht wird, dann keins von einer „Town Lottery". **Vortrupp.**

**Die spekulierenden Dualaneger.** Ein Kulturdokument ist die im Reichstage verteilte Denkschrift der Regierung über die Enteignung und Verlegung der Eingeborenen von Duala. Schon immer ist es ein dankbarer Stoff für den Satiriker gewesen, die Begegnung der Kultur und der Unkultur etwas näher zu beleuchten und dabei der ersteren ihr etwas pharisäerhaftes Selbstgefühl mehr oder weniger gründlich zu zerpflücken. Wenn man dem „armen Wilden" neben Kultur und Christentum auch Schnaps und Pulver brachte, vielleicht auch noch Laster und Krankheiten dazu, so mußte das freilich grimmen Spott herausfordern. Es trug aber auch die Rache in sich selbst. Denn nur zu oft wandten die Wilden, was sie von den Kulturvölkern gelernt und empfangen hatten, dann wieder gegen diese selbst an.

Nun erfüllt sich dies Gesetz auch auf demjenigen Gebiete, auf dem die modernen Nationen sich so ganz besonders überlegen und bevorzugt dünken: auf dem wirtschaftlichen! Die Neger in Kamerun entwickeln plötzlich einen verblüffenden Sinn für die Einträglichkeit der modernen Bodenspekulation. Sie wollen ihr Land, das für den Ausbau der Küstenstadt Duala unentbehrlich ist, nicht herausrücken. Sie rechnen sich aus, welche schönen Preise sie damit erzielen könnten, wenn sie die landhungrigen Weißen erst noch ein Weilchen zappeln lassen. Und nun muß die Reichsregierung zusehn, wie sie mit diesen kaufmännisch allzu gebildeten Schwarzen fertig wird.

Das Schauspiel entbehrt nicht des Humors. Die Schwarzen rücken an den deutschen Reichstag. Sie kommen mit einer großen Petition und mit langen lamentabeln Ergüssen, wie es nur irgendein Interessentenverband innerhalb der deutschen Reichsgrenzen tun könnte, dem eine drohende Steuer oder sonstige Beschwer in die Glieder gefahren ist. Auch um einen Rechtsanwalt zu bezahlen reichen die Mittel der Schwarzen. Und nun hören wir von der Ungesundheit der neuen Wohnplätze, von der Erschwerung des Fischfangs, von der unzureichenden Entschädigung für das aufgegebene Gelände, von Unkorrektheiten der Kolonialverwaltung und dergl. mehr.

Fast macht das alles den Eindruck einer übertreibenden Karikatur einheimischer Vorkommnisse. Wäre es nicht die Denkschrift der Regierung selbst, die sich hier ernsthaft mit der Negerpetition Punkt für Punkt auseinandersetzt, so möchte man an die Erfindung eines politischen Spaßvogels glauben. Die Sache hat aber leider auch ihre sehr ernsthaften Kehrseiten. Der Autorität der weißen Bevölkerung in der Kolonie kann es unmöglich dienlich sein, wenn die Schwarzen darin geübt werden, sich ihr gegenüber fast mehr als gleichberechtigt zu fühlen. Hätten wir nur ein etwas besseres moralisches Recht, die selbstsüchtigen Dualas in ihre Schranken zurückzuweisen! Solange aber die Bodenspekulation und die nackte Interessenpolitik bei uns zu Lande selbst in schönster Blüte steht, wird auch der Duala immer wieder sagen können — zwar nicht: wir Wilde sind doch bessre Menschen, aber doch — „Wir Wilde sind halt auch Menschen wie ihr!" **Str.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 12 16. Juni 1914

## Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen.*)

### I.

### Die deutsche höhere Schule in ihrem Verhältnis zu den Anforderungen und Strömungen der Gegenwart.

Wollen wir uns das Wesen und die treibenden Kräfte der Schulreform recht klar machen, so können wir nicht umhin, die Stellung der höheren Schule innerhalb unsrer in den letzten Jahrzehnten stark veränderten Lebens- und Kulturverhältnisse zu betrachten. Daß bei dem schnellen Wechsel die deutsche höhere Schule das heranwachsende Geschlecht zu selbsttätiger, neues Leben schaffender Kulturarbeit anleitete, war kaum zu erwarten. Wenn sie aber mit der allerdings rastlos vorwärtsstürmenden Zeit Schritt zu behalten oft genug nicht einmal ernstlich versuchte, so war das ein entschiedenes Versäumnis. Unter den ungezählten Klagen, die infolgedessen laut wurden (und es scheint das Ende vorderhand unabsehbar), nehmen diejenigen einen besonders breiten Raum ein, die sich gegen den Schematismus, das Unpraktische und Weltfremde in Lehrstoffen und Lehrmethoden richten.

Durch diese und ähnliche Beschwerden und Notrufe klingt, wie es scheint, mit zunehmender Stärke ein dumpfer Unterton hindurch: die alte Zeit ist hin, und mit ihr die vielen Gefühlswerte, die nun einmal einen wesentlichen Bestandteil jeglichen Menschenlebens ausmachen. Die neue Zeit aber hat uns vorerst mehr Staunen und Überraschen gebracht, mehr Auge, Ohr und — Nerven in Bewegung gesetzt, als Herz und Gemüt. Dem Einen kommt es öfter und deutlicher zum Bewußtsein als dem Andern, aber schließlich fühlen wir wohl alle, daß ein Leben ohne persönliche Wertungen kaum noch lebenswert erscheint, mögen auch noch so viele professorale Tiraden von „voraussetzungsloser Forschung“ und „objektiver Wissenschaftlichkeit“ sich über uns ergossen haben. Wir empfinden auch, daß diejenigen Wissenschaften und Lehrformen,

*) Es werden in diesem Aufsatz in erster Linie preußische Verhältnisse berücksichtigt, um so mehr, weil die preußische Schulreform für die übrigen deutschen Bundesstaaten vielfach richtunggebend gewesen ist.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die sich ausschließlich oder ganz vorwiegend an den überlegenden, nicht auch an den wollenden und fühlenden Menschen richten, einen zu breiten Raum im Schulleben einnahmen.

Und so könnte man leicht zu dem Ergebnis kommen, unsere Zeit kranke an einem tiefgehenden inneren Zwiespalt: „auf der einen Seite leidenschaftliche Begeisterung für die Werke, die unsere äußere Kultur so glänzend gestaltet haben, auf der andern jedoch ein tiefes Verlangen nach den dauernden Werken lebenspendender Innerlichkeit"*). Wer nicht an der Oberfläche haften bleibt, dem löst sich dieser scheinbare innere Widerspruch dahin auf, daß der Drang nach dem Schöpferischen eines der wesentlichsten Merkmale unsrer Zeit ist, und nur seine verschiedenartigen Äußerungen verschleiern häufig den Tatbestand.

Nahe verwandte Gedanken finden wir, zugleich mit Nutzanwendung auf grundlegende pädagogische Fragen, deutlich ausgesprochen von einem der führenden Geister unsrer Zeit auf philosophischem Gebiete:

> „. . .
> Viel zu sehr neigen namentlich wir Deutschen dahin, für eine innere Belebung eine gelehrte Beschäftigung einzusetzen und statt einer geistigen Substanz viel schulgerechtes Wissen zu bieten. So hat es guten Grund, wenn das klassische Altertum unsre Jugend nicht sowohl begeistert als ermüdet, aber die Schuld dessen liegt nicht am Altertum, sondern sie liegt an uns selbst und der Art, wie wir es im Unterricht ohne eine Verwandlung in eigenen Besitz mit kühler Gelehrsamkeit behandeln. Denn wie könnte zum ganzen Menschen wirken, was nicht vom ganzen Menschen kommt?"**)

Ein solches Urteil über den altsprachlichen Unterricht ließe sich — wir betonen es — natürlich mit entsprechenden Abänderungen, auf verschiedene andere Lehrfächer ausdehnen. Kämpft die Schulwelt von heute nicht noch dazu gegen das zähllebige Ungeheuer, den „entnervenden Historismus", von dem es heißt: „Bilder statt der Dinge, Wissen statt Überzeugung, Gelehrsamkeit statt persönlichen Lebens, das ist hier das Endergebnis."***)

In ähnlichem Sinne äußert sich zu dieser Frage auch ein Schulmann von dem anerkannten Rufe Kerschensteiners:

> „In einem Kampfe sollten sich alle pädagogischen und politischen Parteien einigen können, im Kampfe wider das Buchwissen, wider den Intellektualismus. Ich halte ihn für den gefährlichsten Feind

*) P. Oldendorff, Höhere Schule und Geisteskultur mit Beziehung auf die Lehrerbildung. Pädagog. Magazin, 493. Heft, S. 9. Langensalza 1911.

**) Eucken, Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. S. 285. Leipzig 1907.

***) Eucken, Probleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. 3. Aufl. S. 60f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aller staatsbürgerlichen Erziehung, ja aller wahren Bildung überhaupt, einen Feind, der uns überdies in allen Schulgattungen fest im Nacken sitzt. Vor hundert Jahren schon haben Goethe und Fichte den Kampf wider ihn gekämpft, Goethe in Wilhelm Meister und Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation. Weder die pädagogische Provinz Goethes, noch die kleineren Wirtschaftsstaaten Fichtes sind durchführbar. Aber ihre großen Gedanken sind es."*)

Einstweilen freilich bedeuten solche Äußerungen nicht viel mehr als ferne „Ideale". Noch ringen wir nach einer tieferen Kultur, nach einer Kultur, die dieses Ehrennamens wahrhaft würdig ist. Noch ist der Vorsprung, den einseitige Sachkultur vor der Kultur der Persönlichkeit hat, allzu groß. Daher auch mangelt es an einheitlichem Reformwillen bei Eltern und Lehrern, bei Behörden und Universitäten. Ja, unsere philosophischen Fakultäten lassen in der weit überwiegenden Mehrheit ihrer Mitglieder jede Spur guten Willens und selbst des bloßen Verständnisses für die Tragweite dieser brennenden Kulturfrage vermissen.

Diese mangelnde Einheitlichkeit beginnt bereits bei einer der grundlegenden Fragen, von deren Beantwortung die Gestaltung des gesamten höheren Unterrichts die natürliche Folge ist. Die großen Linien ihrer geschichtlichen Entwicklung zeichnet A. Matthias**):

„Das Bildungsideal unsers Volkes litt unstreitig bis weit in das vorige Jahrhundert hinein unter der Herrschaft gymnasialer Bildung. . . . Die führenden Stände, vor allem das akademisch sich fühlende Beamtentum, denen sich aus den Erwerbsständen gern akademisch angehauchte oder akademisch lackierte Gebildete anschlossen, sahen auf die nicht akademisch gebildeten und nicht gymnasialen Kreise mit einiger Verachtung herab; ja dem Erwerbssinn wie dem Streben nach Erwerb wurde eine levis macula (leichter Makel) angeheftet; die erwerbenden Stände wurden den wissenschaftlichen und amtlichen Berufen gegenüber als minderwertig angesehen und auf die ganze reale Bildung vielfach diese ganze Anschauung übertragen. Gegen diese durchaus unberechtigte Auffassung der Personen und Verhältnisse richtet sich die Anerkennung der Gleichberechtigung (der drei Hauptgattungen höherer Schulen)."

Diese Worte sind um so bedeutsamer, als sie von einem klassischen Philologen herstammen, der sie nach Beendigung einer ungewöhnlich glänzenden Laufbahn niederschrieb. (Ähnlich lautende Urteile hervorragender Schulmänner, die sich auf Einzelfragen beziehen, werden wir in einem späteren Aufsatze bringen.) Den Nagel

*) Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. 3. Aufl. S. 101. Leipzig u. Berlin 1912.

**) Erlebtes und Zukunftsfragen aus Schulverwaltung, Unterricht und Erziehung. Ein Buch für Freunde deutscher Bildung von Adolf Matthias. (S. 30f.) Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1913.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den Kopf trifft unsres Erachtens Dr. Gertrud Bäumer, wenn sie die vorjährigen Jahrhunderterinnerungen vom pädagogischen Standpunkte betrachtet*):

„Wenn man in dem Werk der Stein, Fichte, Humboldt, Schleiermacher diesen (volkserzieherischen) großen geistigen Zug fühlt, der Kultur, Wirtschaft und Staat von einem klar erfaßten Bildungsideal aus zu gestalten versucht, dann kommt einem zum Bewußtsein, daß es seitdem eine ‚große' Pädagogik (in dem Sinne, wie man von ‚großer' Kunst spricht) nicht mehr gegeben hat. Alles was nachher war, empfängt zum Teil noch sein befruchtendes Wasser von jenen Höhen — und ist zum andern Teil mehr Arbeit für den Tagesbedarf, Anpassung an äußere Anforderungen, Durchbildung der Praxis, der Organisation usw. Die Pädagogik entfaltet sich ungemein in die Breite, die Schulen, die pädagogischen Kongresse, Vereine, Bücher, Zeitschriften (es gibt in Deutschland zwischen ein- und fünfhundert!) mehren sich unübersehbar. Aber dieser Vielseitigkeit fehlt — im Sinne der klassischen Zeit — die ‚Idee', die klare Vorstellung eines Wozu?, das der pädagogischen Arbeit Ziel und Richtung bestimmt. Es gibt heute in unserm ganzen, technisch so unaussprechlich verbesserten Erziehungs- und Schulsystem wenige Stellen, an denen die Jugend bewußt zu einem Ideal hin erzogen wird — ich meine jetzt nicht durch den einzelnen Lehrer in diesem oder jenem Kollegium, sondern durch eine Schule als Ganzes."

In der Tat, sehen wir uns unter diesem Gesichtswinkel einmal die Forderungen an, die seit langem immer und wieder erhoben werden, so fehlt nicht nur der große Zug, der einheitliche Reformwille, die „Idee"; wir müssen leider sagen, daß es vielleicht keine Forderung gibt, der nicht schon irgendwo in der Öffentlichkeit (meist aber recht häufig) genau die gegenteilige mit mehr oder minder Berechtigung entgegengehalten worden wäre. Hier eine kleine Blütenlese; zu ihr Stellung zu nehmen, muß dem Leser überlassen bleiben:

Unsere Zeit fordert von dem Gebildeten, daß er auf vielen Sätteln gerecht sei; die höhere Schule muß dazu in jeder Hinsicht mindestens die Grundlage legen.

Unsere Zeit fordert auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und des privaten Lebens tüchtige Spezialisten, die imstande sind, sich ganz einer Sache zu widmen und darin das Äußerste zu leisten. Die höhere Schule muß daher den Schüler anleiten, seine Kräfte möglichst nach einer einzigen Richtung (oder ganz wenigen) zusammenzuraffen.

---

*) „Die pädagogische Sendung des Landerziehungsheims" in der Zeitschrift „Die Hilfe", 1913, Nr. 40, S. 634.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schon im Interesse der Volksgesundheit muß die höhere Schule die körperliche Ausbildung ihrer Schüler als eine ihrer wichtigsten Aufgaben pflegen. Von den englischen und amerikanischen Schulen könnten wir in dieser Beziehung viel lernen.

Die Anforderungen an die Zielleistungen wie an den ganzen Zuschnitt der wissenschaftlichen Arbeit dürfen im Interesse der Erhaltung des akademischen Unterrichts auf seiner anerkannten Höhe nicht herabgesetzt werden. Körperlich anstrengende Übungen aber tragen nicht — jedenfalls nicht in dem früher meist angenommenen Maße — zu größerer geistiger Spannkraft und vermehrter Regsamkeit bei.

Will die höhere Schule eine wahrhaft erzieherische Wirkung erreichen, so müssen Lehrer und Schüler einander auch menschlich näher kommen. Übergroße Schülerzahl, mechanisches Drillen und Pauken, Vernachlässigung der Gemütsbildung ist vom Übel („Individuelle Erziehung").

Es ist nicht Schuld des Einzelnen, wenn sich in den Kreisen der an höheren Schulen Unterrichtenden die Auffassung vom Lehrer als Staatsbeamten („Erziehungsbeamten") immer mehr verbreitet. Als solcher hat er selbstverständlich alle einschlägigen Vorschriften in seiner Amtsführung genau zu beachten. Wie aber unter den gegebenen Verhältnissen die angedeuteten Mängel gänzlich vermieden werden könnten, ist eine bisher ungelöste Frage.

Nun wissen wir sehr wohl, daß solche scheinbar unvereinbaren Grundsätze bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin größere oder geringere Zugeständnisse nicht geradezu ausschließen. Wir zweifeln auch nicht, daß mancher Leser einen goldenen Mittelweg kennt, ja, selbst einen Ausweg, der pädagogisches Neuland bedeutet. Anders aber gestalten sich diese Gedanken, sobald nun die Zeit drängt, sie in die Wirklichkeit umzusetzen. Da hat man denn nur allzuleicht den Eindruck, als gälte es nicht ein hohes, gemeinsames Ziel, neben dem die kleineren Dinge auch wirklich klein erschienen; nein, man wird unwillkürlich an die Tätigkeit derer erinnert, die von Berufswegen auf friedlichem Wege die oft entgegengesetzten politischen Ziele verschiedener Staaten miteinander in Einklang zu bringen haben.

Aus der Unzahl von Beispielen wählen wir die vor kurzem viel erörterte Frage der „Kurzstunde" (d. h. der Lehrstunde von 45 Minuten Dauer*). Die Wichtigkeit dieser scheinbar recht be-

*) Das Folgende stützt sich auf einen Leitaufsatz „Zur Frage der Kurzstunde" von Dir. Dr. Weimer (Deutsches Philologen-Blatt vom 15. Oktober 1913). — Da

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langlosen Verkürzung wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß dadurch innerhalb eines Jahrzehnts (1901 bis 1911) die Unterrichtszeit an den höheren Lehranstalten Preußens um beinahe 1/6 des früher üblichen Maßes verkürzt wurde. „Das bedeutet für den zwölfjährigen Entwicklungsgang eines normalen Schülers von der untersten Vorschulklasse bis zum Ende der Oberprima eine Verminderung der reinen Unterrichtszeit um mehr als zwei Schuljahre, das Schuljahr zu 41 Wochen mit je 30 Wochenstunden gerechnet." (Weimer a. a. O.) Gleichzeitig aber trat nicht etwa eine Einschränkung der Lehraufgaben ein, sondern fast in allen Fächern und in allen drei Hauptgattungen höherer Schulen eine Vermehrung, die allerdings hauptsächlich die Oberklassen betraf. Wir verkennen durchaus nicht die Vorzüge der Kurzstunde, so die Zeit- und Kraftersparnis durch die zeitliche Zusammenlegung des Unterrichts, ferner die längeren Pausen. Mancher wird auch auf die modernen Unterrichtsmethoden hinweisen, die angeblich schneller zum Ziele führen als die alten. Wenn aber die Lehrpläne von 1901 für den naturwissenschaftlichen Unterricht möglichste Anschaulichkeit und ausgiebige Versuche vorschreiben, muß man gleich wieder die erwartete Zeitersparnis in Zweifel ziehen. Und nun gar derselbe Unterricht im Sinne der „Arbeitsschule"!? Auch im neusprachlichen Unterricht bedeutet die neue (sog. „direkte Methode") im ganzen sicher keine Zeitersparnis — womit über ihren Wert oder Unwert natürlich nichts ausgemacht werden soll; nur daß sie Schüler und Lehrer gleicherweise im höchsten Maße anstrengt, darüber ist man sich in Fachkreisen wohl allgemein einig. Aber selbst unter der Voraussetzung, daß mit der Kurzstunde genau dasselbe geleistet wird wie früher in 50 oder 55 Minuten, kann das Grundproblem der Kurzstunde nicht als gelöst betrachtet werden. „Denn es kommt nicht darauf an, daß wir mit der uns gestellten Aufgabe fertig werden, sondern wie wir damit fertig werden. Die Antwort auf diese Frage enthüllt erst die Notlage, in der wir uns zurzeit befinden". (Weimer a. a. O.) Tatsächlich gerät die Kurzstunde täglich in Widerstreit mit berechtigten pädagogischen Forderungen der Gegenwart. Man denke nur an die Fragen der Schüler, diesen ausgezeichneten Gradmesser jugendlichen Verständnisses, diese untrüglichen Zeichen wirklich vorhandener geistiger Teilnahme! Müssen sie nicht endlich ganz verstummen, wenn der Lehrer doch nie Zeit findet, ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen? Wird

dieser Aufsatz „aus der Erwägung entstand, daß es der Unterrichtsverwaltung erwünscht ist, wenn Männer der Praxis in sachlicher Weise ihre Erfahrungen und Bedenken zum Ausdruck bringen", dürfte er sich für unsern Zweck besonders eignen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des geistlosen Paukens und Drillens weniger werden? Werden die so wünschenswerten Ruhepunkte im Unterricht, die Zusammenfassungen und Vertiefungen nicht immer seltener werden? Ein berufener Beurteiler, der unlängst verstorbene Wilhelm Münch, äußert sich über diese Seite der Kurzstunde wie folgt. „Eine allzu volle Inanspruchnahme der jungen Geister, eine allzu unbedingt erforderte Aufmerksamkeit, ein ununterbrochen flottes Tempo, alle diese Seiten des virtuosen Unterrichts wirken mit der Zeit ermüdend, und wenn sämtliche Stunden eine gleiche Energie der Lernenden beanspruchen, so liegt ein Zustand der Ermattung oder Abstumpfung um so näher*)."

Nur zu berechtigt erscheint denn auch Weimers Befürchtung, „daß die alten Klagen über Überbürdung und wachsende Nervosität der Schüler auch in Zukunft nicht aufhören, sondern eher zunehmen werden". Und dabei ist die Frage der Kurzstunde erst wirklich ernst genommen worden, nachdem, lange vorher (1883) die Wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen ihr Gutachten dahin abgegeben hatte: selbst einem Schüler der Oberklassen dürfte nicht mehr als 8 Stunden Gesamtarbeitszeit täglich zugemutet werden, solle der jugendliche Körper keine Schädigung erfahren!!

Womit denn der medizinisch-pädagogische Kreislauf jugendlichen Kräftevorrats, vorläufig wenigstens, beendet wäre . . . .

Noch haben wir dreier Hemmnisse nicht gedacht, dreier Unsterne, die über dem Himmel der deutschen höheren Schule unheimlich leuchten: die uns Deutschen eigene Unselbständigkeit und Pedanterie in Erziehungs- und Bildungsfragen; das herkömmliche Schielen nach dem Auslande und seinen Vorbildern; endlich, nicht am wenigsten, das Berechtigungswesen in seinem ganzen Umfange.

Mit welcher Aussicht auf Erfolg wird man unseren höheren Schulen wohl ein Mehr an Charakterbildung und Willensstählung als „unabweisbares Bedürfnis" zurufen, solange noch — wie doch zweifellos — Matthias' Worte zu Recht bestehen**):

> „Pedanterie steckt uns tief im Wesen. Unter Pedanterie verstehe ich Formelklauberei, Methodenkarikatur, Systemfuchserei, Beschränktheit bei Verwirklichung großer Ideen und Abgeschmacktheit in ihrer Formgebung, vor allem aber Ängstlichkeit, wo es sich um großen Gewinn und große Ziele handelt, und Sklaverei konventioneller Lebensregeln, die sich im Entwicklungsgang der Kultur als unbrauchbar, überlebt oder gar als schädlich erwiesen haben. Pedanterie ist aber eine Haupteigenschaft aller Schul- und Erziehungsphilister . . .

*) Münch, Eltern, Lehrer und Schulen der Gegenwart, S. 47.
**) Matthias a. a. O., S. 292 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

> Diese dem deutschen Wesen angeborene Pedanterie trägt ungemein viel zu unfreier und ängstlicher Erziehung in Haus und Schule bei. In der Schule kommt noch hinzu, daß die staatliche Omnipotenz, die sie beherrscht, doch auch viel Unfreies, viel Gebundenes und der Erziehung zu Freiheits- und Selbstgefühl Hemmendes in unsre Erziehung bringt. Das hängt mit dem Wesen des Staates eng zusammen."

Das dem Deutschen anscheinend nicht auszutreibende krampfhafte Suchen nach ausländischen Vorbildern — heutzutage besonders nach englischen und amerikanischen — müssen wir bei allem Brauchbaren, das wir für uns aus ihnen entnehmen können, im ganzen ebenfalls als ein Hemmnis einer stetigen und sicheren Weiterentwicklung unsrer höheren Schulen bezeichnen. Zugegeben, daß die englische und amerikanische Jugend durch die ausgiebige Pflege von Sport und Spiel, abgesehen von dem gesundheitlichen Vorteil, den schönsten Grund zur Charakterbildung, zur Selbständigkeit und Willensstärke, legt. Auch daß die „Wahrhaftigkeit und die Freiheit des Charakters bei den deutschen Schulverhältnissen nicht selten zu Schaden kommt", ist nicht wohl zu bezweifeln. Aber in der Regel wird mit der Anpreisung solcher ausländischer Allheilmittel doch allzu kritiklos und unvorsichtig verfahren; oft genug sicherlich in einer Weise, die man eher als Verschleierung denn als Klärung des wahren Tatbestandes bezeichnen muß. Solche gewiß gut gemeinten Ratschläge verfehlen in der Regel ihre Wirkung beim deutschen Publikum nicht; denn das Gute kommt natürlich „weit her"; und wenn Universitätsprofessoren das „Gute" möglichst gleich mit Haut und Haaren bei uns eingeführt sehen möchten, so bedeutet das für das Volk der Professoren und Doktoren nur einen Reiz mehr. Wer aber nicht „wie die Lerche an ihren Liedern" in die Luft steigt, wird zunächst bedenken, daß unsere Knaben und Mädchen keine Engländer und Engländerinnen sind; daß, wie die Dinge wahrscheinlich noch auf lange Zeit hinaus liegen, der englische Staat (und ähnlich die Nordamerikaner) ein (im Verhältnis zu dem unsrigen) kaum nennenswertes Interesse an einer gleichmäßigen wissenschaftlichen Vorbildung höherer und mittlerer Beamten hat, ganz zu schweigen von dem Einjährigenzeugnis. Und würde sich z. B. der Deutsche sobald zu der in England üblichen Internats-Erziehung allgemein verstehen? — Sind die deutschen höheren Schulen entwicklungsfähig, so werden sie sich zunächst darauf zu besinnen haben, deutsche Erziehung und Bildung zu vermitteln, d. h. nicht, wie in England nur zu oft geschieht, das Ideal einer Standeserziehung, im besten Falle das des „Gentleman" vor der Jugend aufrichten. Hoffen wir aber mit Richard Wagner, der Deutsche werde auch in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zukunft gelehrt werden, eine Sache — in unserem Falle also Bildung und Erziehung — um ihrer selbst willen zu erarbeiten, so wissen wir nicht, ob uns in diesem Punkte irgendeine Schule weniger vorbildlich sein könnte, als gerade die englische. Als unverdächtiger und urteilsfähiger Zeuge darf wohl der berühmte englische Physiker Prof. F. J. Thomsen (nachmals Lord Kelvin) gelten: „Ich glaube," urteilt er, „es würde der Nation weit nützlicher sein, wenn unsere höheren Schulen Stätten wären, wohin unsere Jungen während der Ferien gingen, und daß sie sich während der Schulzeit zu Hause aufhielten und etwas lernten*)."

Ungleich schwerer als die ewig ungeheilte deutsche „Auslandskrankheit" wuchtet auf unsern höheren Schulen die Berechtigungsfrage. Ursprünglich eine Wohltat für die Gymnasien, denen durch die Einführung der für das Studium verbindlichen Reifeprüfung, mehr als zuvor der Fall gewesen, das rechte Wirkungsfeld eröffnet wurde, drohen die Berechtigungen nachgerade zu einem Schrecken für alle Beteiligten zu werden. Noch vor wenigen Jahrzehnten war das Reifezeugnis des humanistischen Gymnasiums so gut wie ausschließlicher Besitz der im althergebrachten Sinne „gelehrten Berufe". Es folgten die Architekten und Ingenieure, die Chemiker, die Tierärzte und Zahnärzte; auch unter dem jungen Offiziersersatz wird das Reifezeugnis immer häufiger. Entsprechend steigerten sich die Anforderungen, die von den verschiedensten mittleren Beamtenlaufbahnen und den praktischen Berufen an die Schulzeugnisse gestellt werden. Daß durch solche Maßregeln in erster Linie und hauptsächlich eine Verminderung der Anwärter der einzelnen Berufe erreicht werden sollte, dürfte kaum ernsthaft bezweifelt werden; ging aber ein Beruf in dieser Richtung voran, so mußten, aus naheliegenden Gründen, die andern bald notgedrungen folgen.

Und so vollzieht sich denn vor unsern Augen das scheinbar so widersinnige Schauspiel, daß unsre höheren Schulen, diese Zielscheibe furchtbarster Anklagen und erbitterter allseitiger Angriffe, in einem früheren Zeiten schlechthin unbekannten Umfange zum langjährigen Aufenthaltsort unsrer „höheren" Jugend werden. Unsrer Jugend, die doch „das Liebste ist, was wir haben". Unsrer Jugend, die je länger desto mehr ihre Berechtigungen „ersitzt".

Unter den zahlreichen Berechtigungen soll hier nur noch auf die praktisch wichtigste, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen

*) Dr. G. Wendt, England, seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 4. Aufl. S. 287. Leipzig 1912. — Daselbst auch viel Lesenswertes über englische Schulverhältnisse.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dienst, kurz eingegangen werden. Während unter Politikern die Meinungen vom Wert oder Unwert des „Einjährigen" durchaus geteilt sind, können sich die meisten militärischen Sachverständigen mit dem Vorrecht und den Bedingungen, an die es geknüpft ist, nicht einverstanden erklären. Für die höheren Schulen aber bedeuten die allzuzahlreichen Nur-Einjährigen mit ihrem „Schein" einen unendlichen Ballast.

„Dieser (mit Mühe und Not den ‚Schein' ersitzende) Einjährige", sagt der durch seine Schriften zur Hochschulpädagogik bekannte Dr. Schmidkunz sehr treffend, „ist die Schranke, an der sich all unser Bestreben zu pädagogisch Besserem totläuft."

Hand in Hand mit der wachsenden Zahl der „Einjährigen" geht die Überfüllung der höheren Schulen. Die „Elefantenschulen", d. h. Anstalten mit über 500 Schülern, haben sich nach Angabe des Kalenders für das höhere Schulwesen Preußens („Kunze-Kalender") allein im Schuljahr 1912/13 um 3 vermehrt und finden sich gegenwärtig in Preußen 137 mal, wovon auf die Rheinprovinz allein 34 entfallen. Rechnet man die Vorschulen hinzu, so zählen 2 Schulen (die Siemens-Oberrealschule in Charlottenburg und das Kaiser-Friedrich-Realgymnasium in Neukölln) jedes sogar über 1000 Schüler! — Individuelle Erziehung?? — Das alles, obwohl schon vor längeren Jahren von der Delegierten-Versammlung der Philologenvereine u. a. diese These aufgestellt wurde: „Die Schülerzahl der Oberklassen darf 25, die der Mittelklassen 30, die der Unterklassen 40 in der Regel nicht übersteigen. Unter einem Direktor dürfen nicht mehr als 500 Schüler stehen." — Die wirtschaftliche Seite der Frage darf natürlich nicht außer acht gelassen werden; es muß jedoch bezweifelt werden, ob wirklich alle „Elefantenschulen" und alle im angedeuteten Sinne überfüllten Klassen diesen ihren Charakter stets unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten verdanken.

Die höheren Mädchenschulen ihrerseits haben seit der Neuordnung zwar auch mehr Berechtigungen als früher, doch machen sich diese gegenwärtig noch nicht in dem Maße störend bemerkbar, wie vor allem die Einjährigen-Berechtigung der Knabenschulen. Die in Preußen sog. „Lyzeen" sind dafür in anderer Hinsicht gegenüber den höheren Knabenschulen ungünstiger gestellt: die Lyzeen und verwandten Lehranstalten leiden an einem inneren Zwiespalt, von außerordentlicher Tragweite: der Vermittlung einer möglichst in sich abgeschlossenen Bildung einerseits, der Vorbereitung auf einen Beruf andrerseits.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die eingreifendste Neuerung bei der Mädchenschulreform war aber die Bahnung eines Weges, auf dem unsre Töchter die Reife zur Universität erreichen konnten. Nach umfassenden Vorbereitungen fand man einen Weg, der in gewissem Grade die Eigenart des Geschlechts berücksichtigte, vor allem aber neue Errungenschaften der Pädagogik und der speziellen Methodik ausnutzte, an denen die Reformlehrpläne für die Knaben bis dahin noch vorübergegangen waren. Die Durchführung dieser wohldurchdachten Pläne zur Aus- und Umgestaltung des höheren Mädchenschulwesens hätte epochemachend wirken können für unser Unterrichtswesen überhaupt; sie hätte zu einem schönen Triumph der damals besonders lebhaft einsetzenden Frauenbewegung werden können*), wenn — die Frauen selbst modern genug gewesen wären, sich von dem Boden altersgrauer Traditionen zu lösen und mutig sich auf einen Pfad zu wagen, der noch nicht von andern ausgetreten war. So modern zeigten sich aber gerade die Frauen nicht. Ihnen galt die äußere Form mehr als der Inhalt**). Sie wollten von einem neuen, speziell für die weibliche Jugend geschaffenen Typ der höheren Schule nichts wissen, weil bei dessen Einführung noch immer von übelwollenden Ignoranten die volle Gleichwertigkeit mit den Knabenschulen hätte angezweifelt werden können. Helene Lange, eine der Hauptvorkämpferinnen in der Frauenbewegung, kam zu dem unglaublichen Trugschluß: weil die Wissenschaft eine einheitliche, gleiche und nicht nach Geschlechtern gesonderte ist, so könne es auch nur einen rechten Weg zu den Pforten dieser Wissenschaft geben. Nicht einen neuen Typ wünschte man, sondern eine buchstäbliche und vollständige Gleichheit des weiblichen und männlichen Bildungsganges."***)

Tatsache ist, daß es zu einem „etwas schwächlichen Kompromiß kam, dessen Ergebnis dann die Studienanstalt von 1908 war".

Ein weiteres Hemmnis, dessen Vorhandensein unsres Erachtens selbst in Lehrerkreisen oft viel zu sehr unterschätzt oder überhaupt nicht beachtet wird, erblicken wir in den mangelnden theoretischen Grundlagen und Voraussetzungen des höheren Unterrichts. Wer daran noch irgend zweifeln konnte, den dürften die Verhandlungen des letzten (3.) „Deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde" eines Besseren belehrt haben. Diese erstreckten sich zwar hauptsächlich auf Fragen allgemeinen Charakters, z. B. die gemeinsame Erziehung der Geschlechter („Koedukation"), bei deren Entscheidung die junge Wissenschaft der experimentellen Psychologie ein Wort mitzureden hat. Daß aber auch verschiedene Unterrichtsfächer, und damit auch die ganzen Fachlehrpläne, unter dem Mangel an gesicherten wissenschaftlichen Voraussetzungen leiden, hoffen wir in einem zweiten Aufsatze an einem Beispiel zu zeigen.

*) Im Original gesperrt.
**) Von mir gesperrt.
***) „Die höheren Mädchenschulen", 1913.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Endlich darf der Dilettantismus in der Schulreformfrage nicht unerwähnt bleiben. Wer sich bemüht, die Frage der stillen Mitarbeit nichtfachmännischer Kreise an diesem allgemein interessierenden Problem unbefangen zu prüfen, wird sagen müssen, daß die höhere Schule auch von Fernerstehenden manch wertvolle Anregung wird verwerten können. Wer aber mit derartigen neuen Vorschlägen an die Öffentlichkeit tritt, hat in dieser Sache so gut wie in jeder anderen die Pflicht, sich zunächst die erforderliche Sachkenntnis anzueignen. Das bedeutet vor allem: man wolle die Erinnerungen an eigene Schuljahre (sie liegen mitunter ein Menschenalter zurück!) nicht unbesehen auf die Gegenwart übertragen. Und wenn man Schäden entdeckt, so wolle man nicht bei dem Einzelfall stehen bleiben, sondern nach Möglichkeit prüfen, welche Stelle im Schulorganismus sich als krank und untüchtig erwiesen hat, wo also die heilende Hand anzulegen sei! Damit sich nicht täglich die Zahl derer vermehre, auf die mit Recht Paul Heyses Wort gemünzt ist:

„Dilettanten beneid ich von Herzen,
Ihnen ist großes Heil verliehn:
Kinder gebären sie ohne Schmerzen,
Und brauchen hernach sie nicht zu erziehn."

Dr. Hans Offe.

## Das Londoner Browning-Settlement.

In einem der verkommensten, schmutzigsten und daher ungesundesten Arbeiterviertel der Siebenmillionenstadt, in dem südlich gelegenen Walworth, gründete i. J. 1894 Herbert F. Stead mit Hilfe seiner Gattin und einiger Freunde das „Robert Browning Settlement", eine großangelegte Wohlfahrtseinrichtung für die Ärmsten der Armen.

Wenn man bedenkt, das Walworth zu den übervölkertsten Bezirken Londons gehört, wo auf einer englischen Quadratmeile hundertzwanzigtausend menschliche Geschöpfe zusammengepfercht hausen, so muß man den Entschluß Steads, sich in dieser Pesthöhle einzusiedeln, um auf die durch Elend und Not verkommenen Mitbrüder erziehlich einzuwirken, geradezu als heldenmütig bezeichnen. Er fühlte den mächtigen Drang, zu zeigen, was das wahre, echte Christentum von seinen Anhängern erheischt. Auch war er von der Überzeugung durchdrungen, daß der Kampf der Religion, des Fortschritts und der brüderlichen Liebe in den Großstädten auszufechten sei, deren Armenviertel man als ewigen Vorwurf gegen die Zivilisation betrachten müsse. Die Umgestaltung von Walworth zu einem menschenwürdigen Aufenthaltsort wurde von Stead und

seinen treuen Helfern mit Mut, Selbstverleugnung und unerschütterlichem Glauben angestrebt. Zahllose Hindernisse und Schwierigkeiten mußten bewältigt, allerlei Vorurteile und Anfechtungen überwunden, Zeit, Geld und Gesundheit aufs Spiel gesetzt werden; ja, man mußte selbst dem Tode in seinen grausigsten Formen kühn ins Antlitz blicken, ehe es gelang, das bewundernswerte Werk in seinem jetzigen Umfang zu schaffen. Nach vieljähriger anstrengender und gefahrvoller Arbeit können diese Wohltäter der Ärmsten der Armen Londons mit Stolz und Befriedigung auf die Umwandlung blicken, die in dem berüchtigtsten aller Londoner Stadtviertel vor sich ging. Was sie in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet, grenzt fast an ein Wunder. Wer Walworth in seiner schlimmsten Zeit gekannt hat und es jetzt wiedersieht, traut seinen Augen kaum.

Die Browning-Niederlassung unterscheidet sich von allen ähnlichen Einrichtungen dadurch, daß sie, wie Stead sich ausdrückt, hauptsächlich auf „Nachbarlichkeit" beruht. Nach seiner Ansicht ist die sittliche und soziale Wiedergeburt der berüchtigten Bezirke unserer Großstädte nur dadurch zu erzielen, daß die Gebildeteren sich nicht scheuen, ihre Zelte dort aufzuschlagen und freundnachbarlich mit den Armen zu verkehren, da bekanntlich das gute Beispiel ebenso ansteckend wirkt wie das böse. Sein Hauptaugenmerk richtete sich also von Anfang darauf, das eingewurzelte Mißtrauen, das die Armen gegen die Wohlhabenderen hegen, langsam aber sicher zu zerstören und sie durch freundliches Entgegenkommen und aufmunternde Worte an die Niederlassung zu gewöhnen. Stead und seine Helfer bemühten sich, den Bewohnern von Walworth auf der Grundlage eines gemeinsamen Menschentums zu begegnen. Menschen verkehrten mit Menschen, und so erwachte in den geknechteten Naturen allmählich wieder das Selbstbewußtsein.

Das jetzt so stattliche „Robert Browning Settlement", das aus einer ganzen Reihe von Häusern besteht, begann seine segensreiche Tätigkeit in einer alten Kapelle. Die stammte noch aus den bewegten Zeiten der französischen Revolution, als Walworth noch zu den vornehmen und reichen Stadtteilen zählte. Viele bedeutende Männer Englands gehörten zu den Besuchern der kleinen Kirche, so auch die Eltern des berühmten Dichters Robert Browning. Dieser wurde dort getauft, und in Erinnerung an ihn erhielt die Niederlassung, die in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ungeahnte Ausdehnung, Vielseitigkeit und Volkstümlichkeit erlangt hat, ihren Namen.

Wie bereits ersichtlich, bestand und besteht ihr Hauptzweck darin, die Ärmsten der Armen aus ihrem tierischen Zustand zu befreien, sie zu einem menschenwürdigen Dasein zu erziehen und Sonnenschein in ihr trauriges Leben zu bringen. Heute gibt es kaum ein Bedürfnis zwischen Wiege und Grab, dem die Niederlassung nicht Rechnung trüge. Unendlich schwer hielt es, den lebendigen Verkehr mit den Bewohnern des übervölkerten Stadt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teils herzustellen. Um die Männer zu gewinnen, führte man zuerst einen „Pleasant Sunday Afternoon service" (= „Angenehmer Sonntag-Nachmittagsdienst") ein, bei dem allgemeine Tagesfragen erörtert wurden. Für Frauen richtete man für die Dienstage einen ähnlichen „Pleasant Tuesday Afternoon" ein. Aus diesen zwanglosen Zusammenkünften gingen bald viele andere Vereinigungen hervor, wie: eine Sparbank, ein Bekleidungsklub, ein Konsumverein, eine Mutterschaftsgesellschaft, die für die Pflege armer entbundener Frauen sorgt, und noch viele ähnliche Gruppen; die neueste ist der 1911 gegründete „Schuhausschuß" zur Versorgung der ärmsten Schulkinder mit Fußbekleidung.

Die nächste Aufgabe der Niederlassung bestand darin, das Leben derer, die in den elendesten Straßen hausten, ein wenig zu erheitern. Gute Musik und Schattenbilder spielen dabei eine große Rolle. Den ganzen Winter hindurch werden an den Samstagabenden Volkskonzerte und Theatervorstellungen veranstaltet, die sich, da sie unentgeltlich sind, eines ebenso lebhaften Zuspruches erfreuen wie die von Lichtbildern begleiteten Vorlesungen, die eine Art Anschauungsunterricht bilden und auf die Zuhörer erziehlich wirken. Sodann schritt man an die Verschönerung von Walworth, das auch nicht das kleinste Erholungsplätzchen besaß. Der zur Kapelle gehörige Friedhof wurde in einen schönen, schattigen Garten mit prächtigen Blumenanlagen umgewandelt, der heute als der „schönste Punkt von Walworth" gilt.

Später entstand eine Bewegung, die sich die Aufgabe stellte, aus den kahlen Hinterhöfen Nutz- und Ziergärten zu machen. Dieser Gedanke erweckte anfangs große Heiterkeit im Publikum. Gärten in Walworth! Die Rührigkeit der Niederlassung bewies jedoch binnen kürzester Zeit, daß bei gutem Willen und mit Ausdauer nichts unmöglich sei. In den Straßen dieses Stadtviertels stehen heute bereits zahllose Hinterhöfe in schönster Blumenpracht. Ja, es gibt sogar schon alljährlich stark besuchte Blumenausstellungen, in denen nur aus den Walworther Gärten stammende Blattpflanzen, Gemüse, Früchte und Blumen Aufnahme finden. Für die bestgepflegten und hübschesten Hausgärtchen wird jedes Jahr eine große Anzahl von Preisen verteilt.

Von der Erkenntnis ausgehend, daß Reisen den Gesichtskreis erweitern und das Bildungsbedürfnis fördern, ermöglicht das Browning Settlement den Bewohnern von Walworth die Verwirklichung dieses in den kühnsten Träumen kaum geahnten Genusses. Im Jahre 1900 wurde ein Reiseklub gegründet, und eine Gesellschaft von 26 Männern und Frauen besuchte die Pariser Weltausstellung. Kaum einer unter ihnen hatte früher den Kanal gekreuzt. Die erziehliche Wirkung dieser Reise war so auffallend, daß 1901 schon 48 Personen sich zusammentaten, um die Glasgower Ausstellung zu besuchen und neun Tage an der schottischen Westküste zu verbringen. Die Eisenbahnfahrt hin und zurück samt vollständiger Verpflegung und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohnung kam nur auf 40 Schilling für den Teilnehmer! Die internationale Düsseldorfer Ausstellung wurde sogar schon von 74 Mitgliedern des Reiseklubs besucht. 1911 gingen 39 Arbeiter auf eine Woche in die Schweiz, 25 nach Belgien usw.

Außerdem werden alljährlich weit über tausend Männer, Frauen und Kinder auf je eine Woche aufs Land geschickt, um sich zu erholen, mit den Reizen der Natur bekannt zu werden und reine Luft zu atmen. Während der Sommermonate sind auf dem Lande Knaben- und Mädchen-„Lager" errichtet, wohin erholungsbedürftige Kinder geschickt werden. Für Kranke und Krüppel wird in noch viel ausgedehnterem Maße gesorgt. Jährlich werden über 10 000 Kranke und Leidende teils im Krankenhause, teils in ihren Wohnungen behandelt. Allwöchentlich versammeln sich zahlreiche Krüppel beider Geschlechter — zumeist Kinder — in dem als „Krüppelsalon" bekannten, behaglich ausgestatteten Saal, wo sie unter Aufsicht berufener Kräfte allerlei Zerstreuung und Belehrung finden; im Notfall erhalten sie Heilapparate und Pflege. Nicht wenige werden hergestellt, und die Verwaltung verschafft ihnen dann Arbeit. Sechs Anwälte sind dazu angestellt, den der Rechtshilfe bedürfenden Armen von Walworth unentgeltlich mit Rat und Tat beizustehen. Ihre Dienste werden jährlich von über 1000 Personen in Anspruch genommen.

Später wurde einem längst empfundenen Bedürfnis entsprochen und ein großes, schönes Klubhaus, zunächst für Männer, errichtet. An das Klubgebäude schließt sich ein Speisehaus an, in dem nur alkoholfreie Getränke verabreicht werden, da es gleichzeitig als Gegengewicht gegen die in jener Gegend zahllosen Wirtshäuser dienen soll. Klub- und Speisehaus wurden 1902 eröffnet und haben ihre Nützlichkeit glänzend erwiesen. Nach einigen Jahren wurde eine ansehnliche Bücherei angegliedert. Das Speisehaus besteht aus einem geräumigen Gesellschaftssaal, mehreren Lese- und Spielzimmern, einem Billardzimmer mit vier Tischen und einer großen Halle für Versammlungen und Festlichkeiten. Viele Vereine dieses Stadtteils, die früher genötigt waren, ihre Versammlungen in Wirtshäusern abzuhalten, benützen jetzt zu ihren Zusammenkünften das Klubhaus, wo sie außer dem Vorteil gesunder luftiger Räume auch noch den haben, aus dem Browning-Speisehaus zu sehr niedrigen Preisen mit vorzüglichen Mahlzeiten versorgt zu werden.

Das Klubhaus war ursprünglich nur für den „Browning-Klub" und dessen gesellige Unterhaltungen bestimmt, beherbergt jetzt aber sämtliche „Klubs" der Niederlassung. So den „Excelsior"; ihm gehören gegenwärtig 70 Knaben von 14 bis 18 Jahren an, denen allabendlich von $7\frac{1}{2}$ bis 10 Uhr Gelegenheit zu Billard- und anderen harmlosen Spielen, zu Turn- und Sportübungen, zur Erlernung der Buchhaltung, des Kochens, der ersten Unfallhilfe usw. geboten ist; den „Slate Club" (90 Mitglieder) mit billiger Krankenversicherung, Bücherei, Lesezimmer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Debattierabenden, Konzerten, Dachgartenarbeiten usw.; die „Schule für erwachsene Männer" (50 Mitglieder) mit Samstagsnachmittagsausflügen und Sonntagsvormittagsbesprechungen über Tages-, besonders Arbeiterfragen; den allabendlich geöffneten „Mädchenklub" mit seinen 60 Mitgliedern (Gymnastik, Nähen, Putzmacherei, Gesang usw.); den 1912 begründeten „Athletischen Klub für Mädchen" u. a. m.

Zu den wertvollsten Leistungen der Browninganssiedlung gehört die Gründung und Erhaltung der „Bethany Homes" zu Whyteleafe in der Grafschaft Surrey. Es ist dies eine Altersversorgungskolonie in sehr hübscher und gesunder Gegend und im Besitz eines bedeutenden Grundstücks. Das erste Häuschen wurde 1900 von Isabel Faraday, einer Nichte des berühmten Physikers, gespendet, und seither haben andere Wohltäter noch zwanzig Häuser erbauen lassen, deren jedes 250 Pfund Sterlinge gekostet hat und jährlich 27 Pfund Ausgaben verursacht. Arme greise Staatspensionäre (1912: 80), zumeist Ehepaare, führen dort von ihrem winzigen Ruhegehalt ein höchst angenehmes Leben, wie ich aus eigner Anschauung bezeugen kann. Wohnung, Heizung, ärztlichen Beistand und Heilmittel erhalten die Insassen unentgeltlich; ihre Wäsche wird in dem großen, sehenswerten Waschhaus gereinigt und die Verpflegung wird ihnen zu Selbstkostenpreisen geliefert. Eine warmherzige Bürgerin, Miß Burgis, weiht an Ort und Stelle ohne Entgelt ihr Leben der Betreuung der Alten.

Für die Zerstreuung und geistige Entwicklung der Kinder von Walworth wird von der Niederlassung reichlich gesorgt. Es bietet ihnen „glückliche Stunden", „glückliche Abende", „musikalische Unterhaltungen", „Sonnenscheinklubs" und zweimal jährlich — im Mai und im Dezember — besondere Kinderfeste.

Unter den mannigfachen Mitteln, mit denen es den Männern der Niederlassung gelungen ist, den Ton und die Lebensweise des Stadtteils, in dem sich das Browning-Settlement befindet, zu heben, ist entschieden die Rolle, die es in Gemeindeangelegenheiten spielt, das bemerkenswerteste. Von Anfang an war das Augenmerk dieser weitschauenden Helfer auf eine gute Verwaltung gerichtet. Bei allen Gemeindewahlen bemühten und bemühen sie sich, die Wähler auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen und sie dazu anzuhalten, mit Verständnis an die Wahlurne zu schreiten. Die Niederlassung vertritt keine bestimmte Partei, aber sie hält an gewissen Grundsätzen fest, die streng eingehalten werden. Daher kommt es, daß schon seit Jahren im Verwaltungsrat des Walworther Bezirks die richtigen Männer am richtigen Platze stehen und der noch vor kurzem so verrufene Stadtteil jetzt zu den bestverwalteten Londons gehört. Erwähnung verdient auch, daß das Zustandekommen des englischen Altersversorgungsgesetzes großenteils der Leitung des Browning Settlements zu danken war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die segensreiche Tätigkeit dieser Niederlassung erstreckt sich auf alle sozialen, hygienischen, ethischen, erzieherischen und noch viele andere Gebiete. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die Niederlassung weder den Staat, noch eine Universität, Kirche oder Sekte zum Rückenhalter hat; sie wird ausschließlich aus freiwilligen Spenden erhalten; sämtliche Mitarbeiter, Helfer und Helferinnen widmen dieser menschenfreundlichen Unternehmung ihre Zeit und Kraft unentgeltlich. Nur die Bureau-Sekretärin erhält Gehalt.

Schließlich sei erwähnt, daß die Niederlassung seit 1906 eine eigene billige Monatsschrift („Fellowship" = „Kameradschaft") herausgibt, die sich als Werbemittel für die Zwecke und Geldbedürfnisse des großen Unternehmens bewährt.

**Leopold Katscher.**

# Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?

## Festansprache an den ersten Deutschen Vortrupp-Tag zu Leipzig am 5. Juni 1914.

Verehrte Anwesende!

Ich bin gebeten worden, meine Ansprache an den ersten Deutschen Vortrupp-Tag unter Kjartans Wort*) zu stellen „Etwas schaffen, was oben bleibt". So wollen wir denn heute fragen: Wie mag der „Vortrupp" dieses Wort, diese Forderung, erfüllen? Geschaffen hat er ja etwas: Von einer Zeitschrift, die im fünften Halbjahre ihres Bestehens das zehnte Tausend ihrer Bezieher überschritten hat — ohne daß sie jemals der Sensationslust oder andern üblen Instinkten des großen Publikums Einräumungen gemacht hätte — darf das ohne Übertreibung gesagt werden. Was aber ist zu tun, auf daß das so Geschaffene oben bleibe?

---

Zuerst: Liegt überhaupt die Möglichkeit dazu vor?

Das scheint mir so, denn ich glaube, der „Vortrupp" ist im richtigen Augenblick entstanden. Wer, wie ich, an der Unterelbe wohnt, der kennt den Augenblick des Gezeitenwechsels. Ich denke da jetzt besonders an den Augenblick, wo die Flut vom Meere her wieder hereinströmt; der Kun-

---

*) Vortrupp 1914, Nr. 1, Seite 1 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dige sieht das sofort an ganz bestimmten Zeichen. — Von einem solchen Wiedereinsetzen der Flut im geistigen und sittlichen Leben unsres deutschen Volkes sind wir Zeugen gewesen. Ebbe und Tiefebbe genug hatten wir vorher ja erlebt: die Tiefebbe, die gekennzeichnet war durch das Knien vor dem Götzenbilde „Realpolitik", durch die Anbetung der „wirtschaftlichen Interessen" als oberster Gottheit, durch die Verachtung des Idealismus, den man dadurch zu töten hoffte, daß man — dem ersten Napoleon nachplappernd — die Idealisten „Ideologen" schimpfte. Eine der echtesten Sandbänke in dieser Ebbezone ist einmal vor mir aufgetaucht in Gestalt des folgenden Erlebnisses: Als ich noch Mitglied der „Bürgerschaft" war (das ist das Parlament des Staates Hamburg, übrigens ein Parlament, wo sehr viel mehr ernste Arbeit getan und sehr viel weniger geschwätzt wird, als in vielen andern Parlamenten) stieg ein Redner auf die Tribüne des Hauses, ein durchaus einwandfreier und angesehener Mann und Staatsbürger; der sagte zur Empfehlung eines Gesetzesvorschlages im tiefsten Ernst wörtlich dieses: „Meine Herren, Sie können dieses Gesetz „ruhig annehmen; denn wie ich Ihnen soeben nachgewiesen habe, auch „der Preußische Minister So und So hat sich für eine ähnliche Maßregel „ausgesprochen, also ein Mann, der durch seine amtliche Stellung vor dem Verdachte, ein Idealist zu sein, geschützt ist". Solche Sandbänke werden von der Flut, die jetzt wieder heraufströmt, allmählich bedeckt: Zeichen dieser Flut sind unter Anderm Bücher, wie das von Benno Jaroslaw, „Ideal und Geschäft"*), ein Buch, von dem ich den Vortrupp-Lesern noch mehr zu sagen haben werde. — Die Flut läuft stärker und stärker auf, und die Jahre, die diesem Gezeitenwechsel folgen, dürften auf lange hinaus Bedürfnis nach einer Zeitschrift haben, die ihre Laufbahn mit einer Kriegserklärung an die „Realpolitik" begonnen hat**).

Aber auch um deswillen scheint mir die Möglichkeit vorhanden, daß das, was der „Vortrupp" geschaffen hat, oben bleiben wird, weil der Dienst am neu erwachten Idealismus unsres Volkes, den der „Vortrupp" übernommen hat, ein besonders dankbarer sein dürfte, ein Dienst, für den ein besondres Bedürfnis besteht: Die deutschen Lebensreformbewegungen brauchten ein zusammenfassendes Organ. Sie brauchten es einmal, damit den Angehörigen jeder von ihnen eine zusammenfassende Orientierung möglich sei. Und mehr noch brauchten sie es dafür, um jeder einzelnen von ihnen eine stärkere Wirkung nach außen hin zu geben: Was in einem Fachorgan für Bodenreform, für Abstinenz, für Schulverbesserung und so weiter steht, das liest im allgemeinen kein Mensch, der nicht ohnehin die Überzeugung dieses Organs

*) Bei Eugen Diederichs, Jena 1912.
**) Leitaufsatz im Vortrupp Nr. 1 vom 1. Januar 1912.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teilt: Der „Vortrupp" aber kann, das hat er gezeigt, in weite Kreise und in alle Schichten der Deutschen dringen, mögen sie im Reiche, in Österreich, in der Schweiz, oder mögen sie auch im Auslande wohnen.

---

Die Möglichkeit ist also da, daß wir etwas schaffen, was oben bleibt. Wie machen wir sie zur Wirklichkeit?

Wir: damit meine ich einmal Herausgeber, Verleger, Schriftleiter, Geschäftsführer, dann aber auch — und um nichts minder — unsre Leser. Denn ganz gemeinsam und gleichmäßig sind wir alle interessiert daran, daß unsre Arbeit und Wirksamkeit Dauer habe; der lebende Beweis dafür ist der „Deutsche Vortrupp-Bund" mit seinen 160 Ortsgruppen.

* * *

Was zunächst uns angeht, die wir unsre Zeitschrift verfassen, herstellen und verbreiten, so sollen und wollen wir vor allen Dingen die alte Wahrheit nicht vergessen: daß jedes Werk durch dieselben Kräfte erhalten wird, durch die es geschaffen worden ist. Wir sollen und wollen also stets daran denken, zu welchem Zwecke und unter welchem Zeichen der „Vortrupp" gegründet worden ist: als ein Organ des neudeutschen Idealismus, des praktischen Idealismus im Dienste der Lebensreform.

Ein Organ des neudeutschen Idealismus. Das Wesen dieses Idealismus stellt sich mir am klarsten dar in diesen drei Sätzen:

„Der Mensch lebt nicht vom Brote allein". — „Es ist der Geist, der sich den Körper baut". — „Es gibt einen Fortschritt der Menschheit".

„Der Mensch lebt nicht vom Brote allein". Darum ist es von Anfang an eine unsrer Hauptaufgaben gewesen und wird sie bleiben, den Götzendienst der „Realpolitik" zu bekämpfen, und den Aberglauben, daß die wirtschaftlichen Interessen die oberste Gottheit der Welt sein und bleiben müssen. Mit Thomas Carlyle, dem großen Lehrer der germanischen Völker, bekennen wir: „Angebot und Nachfrage ist nicht das einzige Naturgesetz; Barzahlung ist nicht die einzige Verpflichtung der Menschen gegeneinander". Das ist unser Ziel, zu helfen, daß wieder erkannt werde, was wir so oft gesagt haben und nie ermüden werden zu sagen: „Nicht auf die leblose Sache kommt es letzten Endes an, sondern auf den lebendigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Menschen. Weder der Einzelne noch auch das Volk haben letzten Endes „irgendeinen Vorteil davon, wenn sich lediglich die Sachgüter zu Bergen „häufen, der Mensch dabei aber erdrückt wird." Aus diesen Gedanken wächst uns die Predigt von der Pflicht zur Gesundheit, die Predigt von der Rassenhygiene. (Nirgends sehen wir jene Pflicht größer und brennender vor uns, als da, wo sie die Feindschaft gegen die Rauschgifte fordert, die Alkoholabstinenz.) All das weist uns auch unsre Stellung zu den politischen Parteien von heute an. Für was wir die halten und wie wir zu ihnen stehen, haben wir oft genug ausgesprochen, am schärfsten und kürzesten formuliert auf den Seiten 705 bis 707 unsres Jahrganges 1913*). Das soll und muß die Stellung der Herausgeber und der Schriftleitung zu den politischen Parteien von heute bleiben: Vor allem um unsrer Überzeugung willen, daß diese Stellung die richtige ist; dann aber auch um deswillen, weil wir den Vortruppgedanken in dem Augenblick preisgeben würden, wo wir es zuließen, daß der Streit der politischen Parteien von heute sich zersetzend zwischen uns Vortruppleute drängte. Vor acht Monaten sprach ich im „Vortrupp"**) einen Satz aus, und ich wiederhole ihn heute, und füge hinzu, daß ich inzwischen wieder Vieles erlebt habe, was mich in der Überzeugung bestärkt hat, daß der Satz richtig ist. Er lautete so: „So leer die politischen Formeln der Parteien von heute „geworden sind, so grauenhaft verhetzen sie die Menschen untereinander: „Wenn heute von zweien unsrer Mitstreiter der eine ‚konservativ' wird „und der andre ‚fortschrittlich', und wenn beide es dann ernsthaft mit der „Parteiarbeit nehmen — dann haben sie in längstens drei Monaten völlig „vergessen, daß sie Träger eines und desselben großen Ideals sind, und „sie werden sich bekämpfen und bestoßen im Stile der ‚Deutschen Tages„zeitung' und des ‚Berliner Tageblattes'."

Nicht alle unsre Leser und Freunde teilen diesen unsern Standpunkt zu den politischen Parteien von heute; viele unter ihnen rechnen sich noch zu einer von ihnen, und nennen sich je nachdem „Konservative", „Zentrumsmänner", „Nationalliberale", „Fortschrittler" oder „Sozialdemokraten". Jeder von diesen glaubt, daß es möglich sei, die Partei, der er selber angehört, so zu entwickeln, daß sie Trägerin der neuen, notwendigen Ideale werde. Dieser Teil unsrer Freunde weiß, daß Herausgeber und Schriftleitung des „Vortrupp" hier, wie sonst, jede ehrliche Überzeugung achten, auch wenn sie sie, wie in diesem Falle, nicht zu teilen vermögen. Auch diese unsre Freunde sind sicherlich einig mit uns in dem Folgenden: Wo wir es erreichen können, daß der Streit der politischen Parteien von heute, wo er einmal besteht, anständigere Form annehme, als er sie in Deutschland und nun vollends in Österreich heute hat — und wo wir vor allem dazu helfen können, den Aberglauben auszurotten, der Partei-

*) In der Festansprache verlesen.
**) Nr. 19 vom 1. Oktober 1913; S. 588, Zeile 3 von unten ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegner sei als solcher ein schlechter Mensch und, je nach dem, ein Feind des Vaterlandes oder der Freiheit —, da werden wir das sicher tun.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Der „Vortrupp" kann, wie wir mehrfach gesagt haben, seiner Aufgabe nach nicht das Mundstück bestimmter religiöser oder kirchlicher Parteien sein. Wohl aber sind wir der Meinung, daß der „Vortrupp", um seiner selbst und um der Wahrheit willen, Fühlung halten muß mit dem, Gott sei Dank, wiedererwachenden, religiösen Bedürfnis unsrer Zeit. Daß das unser Standpunkt ist, weiß jeder, der uns liest. Denn wer das tut, der kennt die Vortrupp-Aufsätze „Das Geheimnis", „Jesus Christus", „Konfirmation", „Wir reden so oft aneinander vorbei", „Warum sollen wir Idealisten" sein?"*) Von den Philosophen aber brauchen wir — das ist wenigstens meine persönliche Meinung — Kant als Führer. Denn er gibt uns den Pflichtbegriff, auf den sich letzten Endes der Vortruppgedanke baut.

Und wir glauben an den Fortschritt der Menschheit. Den erblicken wir für unsre Zeit vor Allem auch in dem Zusammenschluß der germanischen Völker, (daß wir für die Deutschen Österreichs und Ungarns eintreten, wo wir können, versteht sich von selbst, und wir tun das fast in jeder Nummer). Dieser unsrer festen Überzeugung von der Notwendigkeit und Möglichkeit dieses Zusammenschlusses gibt gerade die Geschichte der Tage, die wir selbst jetzt leben, recht: Die letzten Balkanwirren haben den Engländern gezeigt, daß sie uns Deutsche brauchen, wenn das Slaventum sie nicht erdrücken soll. Dieselbe Gefahr hat in den allerletzten Monaten die Bewegung geboren, die, unter Sven Hedins Führung, die Nordgermanen zum Anschluß an Deutschland drängt. Und immer wieder wollen wir es aussprechen, daß es ein weltgeschichtliches Verdienst unsres Kaisers ist, daß er zur Zeit des Marokkostreites allen Versuchen widerstanden hat, das Deutsche Volk in das Unglück eines Bruderkrieges mit England hineinzutreiben. So sieht der „Fortschritt der Menschheit" aus, an dem wir, unsrer Meinung nach, in unsren Tagen zu arbeiten haben. Sollen wir von unserm ganzen Glauben sprechen, so glauben wir, daß es auch einmal einen noch weiteren Fortschritt, daß es mit andern Worten einmal eine gemeinsame Organisation der Menschheit geben wird Wir aber können und wollen nicht die Arbeit künftiger Jahrtausende tun, sondern die Arbeit von heute. Wo allerdings gemeinsame Kulturarbeit für die Menschheit heute schon getan werden kann, da unterstützen wir sie: Solche Möglichkeit erblicken wir in dem Fördern des Esperanto, als eines Werkzeuges, das Kraft spart beim Verkehr mit Angehörigen fremder Völker**).

---

*) Vortrupp Nr. 9 vom 1. Mai 1913, Nr. 24 vom 16. Dez. 1912, Nr. 7 vom 1. April 1914, Nr. 24 vom 16. Dez. 1913, Nr. 10 vom 16. Mai 1914.

**) Wir wiederholen hierzu die Fußnote zu unserm Aufsatze „Esperanto" in Nr. 2 von 1912 (S. 51): Es wäre ungemein kurzsichtig, das Esperanto vom völkischen Stand-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So sieht unser Idealismus aus. Es ist ein praktischer Idealismus und alles andere eher als Schwarmhaftigkeit: Der „Deutsche Vortrupp-bund" kann garnicht scharf genug betonen, daß er eine Tatgemeinschaft ist (oder eine Zweckgemeinschaft, wie man es jetzt ja auch nennt.) „Vortrupp" und „Deutscher Vortruppbund" wollen etwas in der Welt. Wir ehren Wissen und Wissenschaft, aber wir kennen keinen echteren Vortrupp-Spruch, als Gustav Frenssens prachtvolles Wort „daß Wille zehnmal mehr wert ist, als Wissen".

Für Unklarheiten sind wir nicht zu haben. Was noch ungeklärt ist, gehört in die eigene Brust; dort muß der, der Klarheit sucht, es durchringen, dort oder im vertrauten Gespräche mit andern Ringenden und Suchenden. Nicht aber dürfen sich unklare Dinge, oder nun gar klangvolle Redensarten ohne Inhalt, als etwas Fertiges und Werteschaffendes anspruchsvoll in die Öffentlichkeit stellen — wo das unsrer Meinung nach geschieht, da macht der „Vortrupp" nicht mit. Besonders verwerfen wir allen unklaren Haß und alle unklare Affenliebe.

Zum Beispiel: Wir brauchen niemandem, der uns kennt, erst zu versichern, daß wir aus tiefster Überzeugung heraus und mit klarstem Bekenntnis Schulreformer sind, daß wir insbesondere das herrschende System unsrer Gymnasialerziehung für unbedingt reformbedürftig halten. Aber wir verwerfen mit aller Entschiedenheit die geradezu blödsinnige Hetze gegen „den Oberlehrer", die heute in manchen Kreisen Mode ist.

Und ein zweiter Fall: Bei aller Liebe für unsre deutsche Jugend und bei allem unserm Glauben an diese Jugend, müssen wir uns von Gewissens wegen gegen die Götzendienerei wenden, die heute nur allzu oft mit dem Fetisch „Jugendkultur" getrieben wird: Die Erfahrung hat uns, die wir seit Jahren in den Dingen der Lebensreform praktisch arbeiten, allzu oft gezeigt, daß junge Leute (vor allem junge Akademiker), die um das Alter von zwanzig Jahren herum die allerlautesten Schreihälse für Lebensreform waren, in wenigen Jahren, manchmal nach einem Semester, die allertraurigsten Philister oder Renegaten geworden sind. Das ganze jugendliche Heldentum lebt nicht ganz selten nur solange, als es sich in der bewundernden Zustimmung Gleichgesinnter sonnen kann, ist oft nur entsprungen aus bodenloser Unkenntnis der Kraft der ent-

---

punkte aus zu bekämpfen: Eines der höchsten völkischen Ziele ist darin gegeben, daß sich jeder Volksgenosse die eigene Muttersprache und das gute Schrifttum des eigenen Volkes vollkommen zu eigen mache. Für dieses — wahrhaftig schwer genug zu erreichende — Ziel ist bei jedem Einzelnen, wie bei Schule und Familie, um so mehr Kraft verfügbar, je weniger die Gehirne mit dem Erlernen fremder Sprachen belastet werden. Wer seines Erwerbes wegen mehrsprachig sein muß, der gewinnt unendlich viel Zeit und Kraft für die Pflege der eigenen Muttersprache, wenn er, anstelle einer Reihe von fremden Sprachen, nur eine einzige internationale Hülfssprache zu lernen braucht. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegenstehenden Mächte. Beim ersten ernsthaften Widerstande der wirklichen Welt bricht es dann zusammen — oder auch es ist nicht einmal zäh genug, um den einfachen Zeitablauf auszuhalten. Wie im Kriege alle Begeisterung nichts nützt, wenn die eiserne Disziplin mangelt, so ist auch ein Krieg gegen die Mächte, die unsre deutsche Zukunft bedrohen, nicht möglich, wenn nicht vor allem das Wort vom „festen Gesetz und festen Befehl" in Ehren bleibt. Alles Andre, auch auf dem Gebiete der „Jugendkultur", wird nichts als ein schnell verflackerndes Strohfeuer sein. Es ist durchaus kein Zufall, daß die im allgemeinen brauchbarste und zuverlässigste Jungmannschaft, die zum Beispiel der Abstinenzbewegung zuwächst, aus den Jugendlogen und Wehrlogen des Guttemplerordens stammt. Denn dort wird den jungen Leuten nicht erzählt, wie unbeschreiblich bewunderungswürdig ihre Jugend sei und wie die Welt darauf warte, durch sie erlöst zu werden — sondern sie lernen, was Gehorsam und Pflicht gegen eine große Sache bedeuten. — Zu dem Besten, was bisher über „Jugendkultur" überhaupt gesagt worden ist, gehören für mein Gefühl die Worte Fr. W. Foersters im diesjährigen Maiheft der „Süddeutschen Monatshefte" auf S. 255. Ich halte es für Vortruppflicht, diese Worte (die um so wahrer und überzeugender wirken, als Foerster in demselben Aufsatze „unsre durchaus rückständige Gymnasialpädagogik" so, also bei ihrem richtigen Namen, nennt) bei dieser Gelegenheit weiter zu verbreiten und dem Verfasser dafür zu danken, daß er sie gesprochen hat. Sie lauten:

> ..... Gewiß ist es höchst wünschenswert, daß man die Wünsche und Beschwerden der Jugend ohne autoritäre Nervosität zu Worte kommen läßt, und daß man dem jugendlichen Eigenleben, gerade auch in der Schule, wieder mehr Raum schafft, als ihm bisher gegönnt wurde. Für die Neuordnung unseres Kulturlebens aber, für die Bestimmuug der Erziehungsziele und für die Auswahl der entsprechenden Methoden ist wahrlich nichts unbrauchbarer, als bloßer jugendlicher Idealismus ohne Lebenserfahrung, ohne Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. Wir haben unter unseren erwachsenen Lebensreformern schon genug große Kinder, es hat nur noch gefehlt, daß nun sogar noch prinzipiell die Jugend herbeigerufen wird für etwas, was von jeher — und mit dem tiefsten Rechte — nur dem gereiften Wirklichkeitssinn anvertraut worden ist. Erzogen und über sich selbst hinausgebracht wird die Jugend nur, wenn man ihr den Instinkt für die eigene Unreife schärft, statt ihr die Einbildung einzupflanzen, daß ihre Art von Besserwissen und ihre gänzlich unerprobte Geistigkeit schon zu reformatorischer Kulturarbeit taugte. Der wahre Seelenführer wird der Jugend immer sagen: „So oft ihr in der Welt der Erwachsenen Unvollkommenheiten, Verknöcherungen, Mißbräuche bemerkt, meint nicht, daß ihr schon deshalb, weil ihr das seht und empfindet, besser, fortgeschrittener, geistiger seid als die Alten — beobachtet euch lieber selbst und erkennt, wie alles das, was ihr im Leben in ausgewachsener Größe vor euch seht, Philistertum, Pedanterie, selbstsüchtiger Mißbrauch, Autoritätskrampf, Parteisucht, Genußsucht — wie das alles sich in unerwachsener Form, scheinbar harmlos, schon in eurer eigenen Seele regt, als Bequemlichkeit, Herrschsucht, Sichgehenlassen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blinde Leidenschaft, antisoziale Rechthaberei, unverantwortlicher Leichtsinn usw.... und nur insoweit ihr das alles im kleinsten und an der Hand ganz begrenzter und nächstliegender Aufgaben bearbeitet und überwindet, könnt ihr zu Trägern wirklichen Fortschrittes reifen. Je mehr ihr aber von eurem eigenen Zustande absieht und euch statt dessen pharisäisch mit fremden Defekten beschäftigt und euch nur in schwelgenden Programmen über menschliche Übel und Mängel erhebt, desto sicherer werdet ihr im Bann der gleichen Lebensmächte bleiben, gegen die ihr heute deklamiert!

Der Idealismus der Jugend ist gewiß ein hohes Kulturgut — aber er kann nur bewahrt, gestärkt, gereinigt und für das Leben fruchtbar gemacht werden, wenn wir ihm das Herum-Irrlichterieren, das Phrasenmachen, das weltflüchtige Sichausleben in Allgemeinheiten und vagen Programmen abgewöhnen .....

Aus der gleichen Grundanschauung heraus, der Grundanschauung, daß unser praktischer Idealismus den festen Boden der Tatsachen zu seinem Gedeihen braucht, halten wir vor Allem fest an unserm Deutschen Reich, das uns allen die einzige sichere Möglichkeit bietet für Leben und Entwicklung.

Unser Idealismus steht im Dienste der Lebensreform. Der „Vortrupp" hat deren praktische Ziele zu fördern. Und das bedeutet:

Der „Vortrupp" ist grundsätzlich nicht dazu da, um Ästheten zu erheitern, um zu angenehmen Betrachtungen anzuregen, oder um „Geist" zu entwickeln. Sondern wir sollen und wollen in unsern Aufsätzen Arbeitern für die Lebensreform Werkzeuge und Kämpfern für die Lebensreform Waffen liefern. Wir lehnen also alle Geistreichelei ab. Wie wir schon im Aufsatz „Unsre Tonart"*) gesagt haben: „Die literarischen und ästhe-„tischen Feinschmecker, die ihre Zeitschriften zur Hand nehmen, um dort „eine geistige Pikanterie zu finden, kommen beim „Vortrupp" nicht auf „ihre Rechnung. Das soll so bleiben."

Und wir bekennen uns ausdrücklich zum Grundsatze der Wiederholung. „Wer wirken will, muß wiederholen", das ist eine Erfahrung, die ebenso alt wie richtig ist: Eine Zeitschrift, die praktischen Zwecken dienen will, die bestimmte Wahrheiten zum Geimeingut des Volkes machen möchte, könnte nichts Grundverkehrteres tun, als andauernd nur „neue Anregungen" geben. Ganz im Gegenteil: eine ihrer Hauptaufgaben liegt darin, das von ihr als wahr Erkannte immer und immer wieder zu befestigen. Anders handeln hieße einfach, auf jeden ernsthaften Einfluß auf die Volksmeinung von vornherein verzichten. Wer uns mit Tageszeitungen vergleicht, der wird immer noch finden, daß wir verhältnismäßig wenig wiederholen; aber gerade der wird auch erkennen, daß wir in einer Zeit

*) „Vortrupp" Nr. 12 von 1913, S. 353 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirken müssen, wo „öffentliche Meinung" so gemacht wird, daß den Lesern eines und desselben Organs im allgemeinen überhaupt nur ein einziger „Gedanke" tagtäglich wieder in die Ohren trompetet wird, etwa: „Die Junker sind Volksfeinde" oder „Die Sozialdemokraten verraten das Vaterland". Eine Zeitschrift, die unter solchen Verhältnissen darauf verzichtete, das bewährte Werkzeug der Wiederholung planmäßig anzuwenden, die wäre für das Volkswohl garnichts, aber auch garnichts wert. — Das natürliche Gegengewicht liegt darin, daß unsre Gebiete sich ständig vermehren.

* * *

Und nun unsre Freunde und Leser; wie ich mir deren Mitschaffen denke?

Vor allem so, daß sie bleiben wie sie sind, und weiter am „Vortrupp" handeln wie bisher: Daß sie anerkennen, was der „Vortrupp" sein kann, und was er nicht sein kann, (und, wie eben hinzuzufügen ist, auch nicht sein darf). Daß sie seine Notwendigkeit bejahen so wie er ist, und daß sie, wie sie es bisher getan haben, erkennen, daß keinem Einzelnen alles gefallen kann, was in einer Zeitschrift steht, (so gut es ist, wenn jeder uns mitteilt, wenn ihm etwas nicht gefällt.) Wir sind ihnen dankbar, daß sie bisher so gewesen sind und so gehandelt haben. Mit Freude und Stolz dürfen wir eines feststellen: Der Typus des „närrischen Lesers", unter dem so viele Zeitschriften leiden — deshalb närrisch, weil er sofort abbestellt, wenn ihm dies oder jenes nicht gefällt, womit er dann die Sache schädigt, die er als Ganzes doch bejaht, und zwar wegen eines Unlustgefühls, das jeder Leser einer Zeitschrift infolge von deren Natur gelegentlich unvermeidlich auf sich nehmen muß — dieser Typus des närrischen Lesers hat sich unter den Vortrupplesern geradezu verschwindend selten gefunden. Das kommt sicher daher, daß Vortruppleute keine tatunfähigen und eben daher tatbekrittelnden Schwärmer sind, sondern praktische Idealisten: die wissen, daß alles irdische Tun unvollkommen bleiben muß, und daß daher, wer auf dieser Welt vollkommnes Tun verlangt, auf jede Tat, die möglich ist, verzichten muß. Und auch daher, daß sie deutsche Kameraden sind, die mit Hans Hopfen sprechen:

„Wir wollen den, der Treue hält,
Vor allen andern preisen."

Wie wir denn auch mit inniger Dankbarkeit daran zu gedenken haben, wie oft unsre Leser ganz von selbst, und aus dem Gefühle der Gemeinbürgschaft aller Vortruppleute heraus, Unwahrheiten, Lügen und Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leumdungen bekämpft haben, wo solche (wie gegen jeden, der zum Heile der Volksgenossen und Menschen zu wirken sucht, auch) gegen uns erhoben worden sind.

---

So wollen wir wirken. So wollen wir zusammenwirken. Dann werden wir schaffen, was oben bleibt:

„Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
„Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!"

Hermann Popert.

# Was andre sagen

**Soziale Studentenblätter** (Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Carl Sonnenschein, M.-Gladbach). 6. Jg. Nr. 1/2.

Erwägungen.

„Wir zürnen dir nicht, daß du Auto fährst, sondern daß du das Auto nicht in Werte umsetzest, die dem Ganzen nützen. Wir zürnen dir nicht, daß du nach Blankenberge in die Dünen gehst, sondern daß deine Badereise und deine Erholung nicht Mittel zu neuer Tat werden. Wir zürnen dir nicht ob der Chrysanthemen und Akazien, die hinter dem weißen Staket deiner Künstlervilla blühen, nicht ob des japanischen Teppichs, der in deinem Garten unter den Rohrmöbeln ruht, nicht ob der Lampions und der violetten Stimmung, die über deinen Sommerabenden schwebt, sondern ob des Mangels innern Zusammenhangs zwischen deinem Genuß und deiner Nützlichkeit für Volk und Staat. Wir zürnen dir nicht, weil du dich erholst, weil du jugendlich, weil du hell in den jauchzenden Frühling deiner Sturmzeit lachst und spielst, sondern weil du die innere Rechtfertigung und die volle Wahrheit deines Tuns zur Wirklichkeit deiner Umgebung, zur Jugend, zur Kraft und zur Not deines Volkes nicht gefunden hast und nicht zu finden suchst. Wir zürnen dir wegen deines Sinnes, nicht wegen deiner Tat."

**Die Zukunft.** (Herausgeber: Maximilian Harden, Berlin.) 22. Jg. Nr. 34.

Die politischen Parteien und der Patriotismus. Von Konstantin Brunner.

„. . . . . Ganz unbezweifelbar: die Halsstarrigkeit, womit die Einen dem Fortschritt sich entgegenstemmen, kann so gut sittlich sein wie das Märtyrertum, wodurch die Anderen für ihn wirken. Aber nun sehet die Art, wie unsre Parteien übereinander absprechen, sehet die Frechheit, womit sie sich gegenseitig die Berechtigung als Partei, also als Teil der Nation und des Vaterlandes absprechen! Es ist kaum möglich, die all-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeine Frechheit eines ganzen Landes ärger sich vorzustellen, als wie sie heute unter uns im ganzen Lande wirklich angetroffen wird. Deutschland ist verschändet durch allgemeine, allerfrechste Frechheit von den bösesten Folgen. Keine der drei Parteien scheint Partei sein zu können anders als mit Entehrung von zwei Parteien; nach den Urteilen der Parteien übereinander denkt keine von ihnen vaterländisch und innerhalb der Parteien parteit sichs und verketzert sichs wieder untereinander auf das Gräulichste. Davon müßte jeder Deutsche sagen: Das ist nicht schön in Deutschland! Das ist schief und schlecht bei uns zu Lande und gar zu arges Mißverhältnis zwischen Beschimpfen und Ehren! Jeder Deutsche sollte jedem anderen Deutschen (zunächst denn wenigstens äußerlich, mit Worten) etwas mehr von der Achtung erweisen, die er sich selber erwiesen wünscht, sollte zurückhaltender und geziemender reden und gegen jenen endlich alle Teile der Nation anfressenden Krebs auf Heilung denken. Die politisch Reifen müssen die Menge der politisch Unreifen, Ideelosen und der Idee Unfähigen zunächst ihrer eigenen Parteien, der von Parteipolitik flach und dumpf Geschlagenen, zum Besseren emporrichten und Aufklärung schaffen in die Breite und Tiefe ....."

**Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten** (Herausgeber: Dr. R. Hercod, Pfr. Ed. Blocher, Dr. phil. H. Blocher). Jg. 24. Heft 5.

Alkohol und Ermüdung. [Eine Erwiderung auf den Aufsatz „Zur Kenntnis der essentiellen Ermüdung und ihrer Therapie durch Alkohol" von Charles Widmer in der „Medizin. Klinik" Nr. 7, 1913.] Von Oberstabsarzt Dr. Hellwig.

„..... Um die Vermutung, daß in dem von Widmer mitgeteilten Falle Abstinenzerscheinungen alkoholgewöhnter Soldaten vorlagen, auf ihre Richtigkeit zu prüfen, sollte man mehrtägige Armeegepäckmärsche von einigen hundert Kilometern unter völligem Ausschluß von Alkohol veranstalten. Wenn man dann einen Hauptwert darauf legt, in welcher geistigen Verfassung die Teilnehmer am Ziel ankommen, so wird sich vermutlich die Überlegenheit der Enthaltsamen als noch größer herausstellen als jetzt, wo sie mit Alkoholikern, die Alkohol beliebig genießen dürfen, verglichen werden. Und gerade ein solcher Versuch mit 1—2wöchigem Ausschluß des Alkohols würde großen Wert für die Beurteilung der Kriegsfertigkeit haben. Denn das zeitweilige Fehlen von Alkohol ist eine Probe, die im Kriege sehr oft an die Truppe herantreten kann. Vielleicht wird der gedachte Versuch für alle Welt erkennbar zeigen, daß der oft zitierte Ausspruch: „Was wäre 1870 und 71 aus uns geworden, wenn wir in Frankreich nicht den Wein gefunden hätten!" das allerschärfste Verdammungsurteil über den militärischen Wert der Alkoholgewohnheit darstellt. Denn z. B. in Rußland werden wir jedenfalls keinen Wein finden!"

# Rund um uns

**Frühling.** Es war ein strahlender Apriltag. Wir waren über Land gegangen und ruhten jetzt nach langer Wanderung am Feldrain aus.

Wir saßen auf der schwarzen Erde und ließen uns willig von Sonne und Lenzwind in einen Traum von Sommerwärme wiegen. Da kamen des ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

samen Wegs ein paar Bauersfrauen. Alt, zahnlos und gebückt. Abgearbeitet, mit viel zu hohen Körben auf dem Rücken. Wir sahen schon von weitem, wie sie die Köpfe leise schüttelten, als sie uns da so sitzen sahen. Dann gingen sie mit stillen gleichgültigen Gesichtern an uns vorüber und boten uns scheu einen Morgengruß.

Nur eine, ein altes Weiblein mit runzliger Haut und lieben warmen Augen, blieb einen Augenblick hinter den anderen zurück. Sie sah uns halb belustigt, halb nachsichtig an, wie man Kinder betrachtet, die kindliche Streiche begehen, und sagte voller Geheimnis:

„Eh' daß es nich jewittert hot, eh' kimmt das Gift nich aus där Aerde naus."

— Dann wanderte sie stetig weiter.

Wir aber sprangen auf wie ertappte Sünder. Halb wollten wir dem Gift entkommen — und halb der guten Alten zuliebe. Und dann im Wandern bedachten wir's weiter. Und mir ging es nicht mehr aus dem Kopf — dieses Gift und das geheimnisvolle Weiblein, das so gewisse Kenntnis davon hatte. Von wannen kam ihr die? Grad' ihr. Ja, mußten wir denn nicht die Kräfte unserer Erde besser kennen, die wir in Schulen und Laboratorien ihre Geheimnisse lösten? Konnten wir ihr nicht sagen, warum sie Blitze zucken sieht? Konnten wir sie nicht lehren, wie der Regen zu Schnee wird? Und mehr als das — wußten wir nicht, was sich im Schoße der Erde verbirgt? Bohren wir — aus der Stadt — sie nicht irgendwo an da im Lande und entreißen ihr, was wir zum Leben und Wärmen gebrauchen? Graben wir nicht auch hervor, was uns wundertätige Heilung verschafft mit überglaubhaftem Strahlen? Wissen wir nicht dies alles und könnten s i e lehren? — Und kennen doch nicht das Gift, das sie kennt, vor dem sie sich hütet, und dem wir ohne ihr Mahnwort erliegen.

Und während ich darüber sinne, beginnen neben mir schon die Gefährten wieder ihre Gespräche.

„Vom künstlerischen Standpunkt aus sind diese Farbreflexe — —" — „Betrachten Sie nur den Kontrast der schrägen gelben Sonnenstrahlen und des dunkelsatten Grüns der Tannen — —" — „Sehen Sie das Filigran der winzigen kahlen Zweige!" — Die Worte schwirren. Die Weisheiten erheben sich, und jede Geschmacksrichtung ficht für ihr Recht. Aber es stört mich heute so sehr, dieses Einreihen jedes Erlebens, dieses Zergliedern jedes Gefühls, dieses geschickte Verbinden getrennt empfundener Dinge. Mich ärgert dieses „Zweigfiligran". Weil ein Zweiglein im Walde, in dem es sproßt und zum Licht drängt, ein ewig heiliges Ding ist, dessen Rätsel wir nicht lösen können mit all unserer überhebenden Klugheit, und weil es so respektlos ist, so ohne Achtung, ohne Takt, dabei an die Schaufenster der Städte zu denken, wo Silberschmiede Filigrandinge zeigen.

Und dann die Sonne — die liebe große unerfaßbar gütige Sonne, die aus uns und unserer Erde Frucht und Blühen schafft, mit ihrem leuchtenden Segen, die uns zu Göttern macht, und uns, wenn sie will, das bißchen Hirn aus dem Kopf saugt — die sollen wir bescheiden verehren und mit Andacht malen, wenn wir es vermögen. Aber dies Reden, dies Schildern, dies Auskleidenwollen, dieses Herabziehen zu uns, weil wir nicht hinauf zu glauben vermögen, wie lächerlich und kleinlich ist das alles.

Und diese „Farbreflexe", die wir nicht empfinden, die wir nur noch an Hand der Kunstgeschichte nachbemerken und einreihen können! — Sind wir denn wirklich gar so arm geworden, daß die Natur nicht mehr zu uns spricht?

Und wieder muß ich an die alten Arbeitsfrauen denken, die still und schwerbeladen ihres Weges ziehen — vom Dorf in die Stadt, aus der Stadt wieder heim, unzählige Male im Jahr. Durch den Frühling, den Sommer, durch den Herbst und den Winter, und die den Schnee und Regen fallen sehen, und die die Morgen- und die Abendsonne kennen. — Kennen und lieben und fürchten — kennen und sich zu hüten wissen vor den geheimnisvollen Giften. Warum, warum?

Weil sie mit schüchterner Ergebenheit die Erdgewalten zu sich sprechen lassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und schweigend hören und schweigend viel verstehen. Wir aber reden selbst und reden über alle die gewaltigen Lücken unserer kleinen Weisheit fort und über all die Lücken unseres erdentwachsenen Fühlens.

**Josephine von Sparenberg.**

**„Wandervögel", ein Lustspiel.** Über die Schlager unserer modernen Bühne ereifert man sich im allgemeinen nicht: sie sind Zeichen der Zeit, deren Übelstände in ihren Wurzeln angepackt werden müssen. Von Zeit zu Zeit muß aber die Öffentlichkeit doch einmal wachgerüttelt werden. Das haben Dürerbund, Kunstwart und Vortrupp getan, als sie gegen die „Werningschen Festspiele" und ihre patriotische Mache kämpften. Das müssen sie heute wieder zusammen mit der Jugendwanderbewegung tun, wenn unsere Bühnen den idealen Inhalt des Wandervogels so entstellt wiedergeben, wie es das Bremer Schauspielhaus in Paul Georg Münchs Lustspiel „Wandervögel" getan hat.

Wir können nicht ruhig zusehen, wenn man weiten Volkskreisen im wahrsten Sinne Schund in Form und Inhalt unter dem guten Wandervogelnamen vorsetzt. Da wird allabendlich vielen Menschen glaubhaft gemacht, in diesen drei Akten fröhlichen Saufens und Poussierens lebe Wandervogeltum! Mancher wird begeistert Münchs „Wandervögeln" nacheifern und als „Auch wandervogel" die wirkliche Wandervogelbewegung in Verruf bringen. Die Öffentlichkeit glaubt neues Material über und gegen den Wandervogel in Händen zu haben. Gründe genug, um laut und deutlich zu erklären, was Wandervögel selbst von Münchs Machwerk halten.

Nach den Bremer Aufführungen zu urteilen, hat es den Anschein, als werde Münchs Lustspiel „erfolgreich" über die deutschen Bühnen gehen. Bestimmt weiß ich, daß zurzeit das Hamburger Thalia-Theater, das Frankfurter Neue Theater und das Königsberger Stadttheater Aufführungen vorbereiten. „Wandervögel", ein Zugstück, ein Kassenstück!

Die Bremer Wandervögel haben schon vor der Uraufführung öffentlich dagegen Einspruch erhoben. Der Gauwart Dr. Cornelius schrieb in der Zeitung:

> „Der Verfasser hätte gut daran getan, wenn er den ursprünglichen Titel „Liese Lustig" nicht aus irgend welchem Grunde in „Wandervögel" geändert hätte. Denn wir sind der Meinung, daß durch dieses Stück für die Wandervögel nicht geworben wird, wohl aber durch den neuen Titel „Wandervögel" für die Bühne!"

Auf welcher literarischen Höhe das Stück steht, mag durch folgende dem „Bremer Tageblatt" entnommene Inhaltsangabe angedeutet werden:

> . . . . . Eine kleine Prinzessin mit einem abenteuerlichen Sinn sträubt sich gegen den Plan einer Konvenienz-Ehe mit dem jungen Erbprinzen des Nachbarstaates und nimmt inkognito an der Wanderfahrt nach dem Rhein teil. Unterwegs entdeckt sie ihr Herz, das sie mächtig zu einem jungen, herzigen Wandervogel hinzieht. „Natürlich" ist dieser Jüngling ausgerechnet der junge Erbprinz, der auch auf Abenteuer ausgegangen ist. — Usw., bis sie sich ahnungslos im Schloß wiedersehen und sich „kriegen", wodurch die Wünsche der Herzen und der „Diplomaten" glücklich auch vereint sind. —

Wandervögel tanzen ja bekanntlich gern Volkstänze. Also bringt auch Münch einen „Reigen", und zwar „im Tiroler Tanzschritt — um das Faß herum". Der Reigen wird gleich im Stück selbst von Schwennicke für die „Kaviar-Filmwerke" und die „Olympia-Kammerspiele in Berlin" gefilmt! Jene Stelle im Stücke heißt:

> „Götz und Lotte — (vorn, zum Tanze gefaßt, im Wiegeschritt am Ort, auf das Faß weisend) —:
>
> Drum alleweil lusti!
> Hollajuchhe!
> Hat 'ne herrliche Taille,
> die hölzerne Fee!

Alle — (im Rundtanz singend) —:
Holladrioh! Holladriöh!
Holladrioh! Juchhei! Juchhe!
Klaus und Hilde:
Die Welt froh durchstreift er,
der Freiluftscholar!
Auf Tint und Buch pfeift er
wie a lustiger Star!
Alle — (wie vorher singend, tanzend, pfeifend).
Fritz-Arnulf und Lisette:
Fährt morgen die Post
in der Frühe zur Bahn,
Sitzen wir noch beim Most —
zapfen 's zweite Faß an!"

Diese Probe führt wohl am besten in den „Geist" des Lustspiels ein. Großartig ist übrigens, daß dieselben „Scholaren", wenn sie nicht gerade mit ihrem „Meister Tilbrand" am Rhein sind, sogar ein „Antialkoholprogramm" haben und „Abstinenzler" sind.

Die tiefgründige Behandlung des Problems der gemeinsamen Erziehung mag die folgende Stelle andeuten. „Lotte" meint auf ihrem Strohlager: „Ein Stilleben: Die symbolische Sektflasche und die Hosenträger männlichen Geschlechts!" —

Dieses und Ähnliches mehr meint der Verfasser aber wirklich ernst! Sein „Lustspiel" ist nicht im geringsten satirisch. Er bezeugt Zeile für Zeile eine geradezu naive Verständnislosigkeit seinem Stoffe gegenüber.

Zum Schluß einige Worte, die ein älterer Wandervogel an eine Bremer Zeitung schickte: „Was sind Münchs Wandervögel? Großmäulige Trottel, saft- und kraftlose Phantasten, nichts weiter als dekorative Kulissen für eine billige Verlobungsgeschichte, zu der der Wandervogel seinen Namen hergeben mußte. Der Wandervogel bedankt sich aber bestens dafür, platten Süßholzraspiern und Alkoholikern zum Sprungbrett zu dienen."

**Christian Schneehagen.**

**Alkohol bei Schlangenbissen.** Seit einigen Jahren beschäftige ich mich mit der Frage, ob der allgemein verbreitete Glaube, es gäbe kein wirksameres Mittel gegen die gefährlichen Folgen des Kreuzotterbisses als eine gehörige Menge eines starken geistigen Getränkes, tatsächliche Grundlagen hat oder nur auf Vorurteilen beruht, wie so viele andere dem Alkohol zugeschriebenen Heilwirkungen. Um zu einem wissenschaftlich unanfechtbaren Ergebnisse zu kommen, habe ich die vorliegenden Mitteilungen in ärztlichen und naturwissenschaftlichen Büchern geprüft, habe mit Fachmännern Briefe gewechselt und habe mir über eine ziemlich große Zahl von Kreuzotterbißfällen ärztliche Berichte verschafft. Zwar sind meine Untersuchungen nicht abgeschlossen, vielmehr gedenke ich sie noch einige Jahre fortzusetzen, bis eine sehr große Zahl von einwandfreien Krankengeschichten sichere Schlußfolgerungen gestattet; aber schon der vorliegende Stoff gestattet ziemlich klare Einsicht in die Verhältnisse.

Vor allem steht fest, daß die Gefährlichkeit des Kreuzotterbisses überschätzt wird. Er bedroht fast niemals das Leben; in den drei letzten Jahren ist wenigstens im deutschen Sprachgebiete kein Todesfall infolge Kreuzotterbisses bei Erwachsenen vorgekommen; die drei Todesfälle, die sich ereigneten, betrafen Kinder und Jugendliche. Da ich über weit mehr als hundert Krankengeschichten verfüge, so geht daraus hervor, daß die von manchen Beobachtern angenommene Sterblichkeit von sechs Prozent noch viel zu hoch gegriffen ist, besonders wenn bedacht wird, daß gewiß gerade die leichten Fälle nicht zur Veröffentlichung und zur allgemeinen Kenntnis gelangen. Es werden also fast alle von Kreuzottern Gebissenen wieder gesund.

Ist die nach diesen Beobachtungen als Regel zu betrachtende Genesung einem bestimmten Heilmittel oder einer besonderen Behandlungsart zuzuschreiben? Nein; denn nach den vorliegenden Berichten wurde bald dieses, bald jenes Heilverfahren angewendet, der Verlauf war aber unter allen Umständen günstig. Man kann nur sagen, daß jene Maßregeln, die die Aufnahme des Giftes in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Blutumlauf zu verhüten und seine Ausscheidung aus der Wunde zu befördern geeignet sind, also Abbinden des Gliedes, Einschnitte in die Umgebung der Verletzung, Aussaugen, Ausbrennen u. dgl. am meisten Erfolg versprechen, freilich nur dann, wenn sie sofort nach dem Bisse angewendet werden können, was nur selten der Fall ist. Im späteren Verlaufe der Krankheit wird den Mitteln, die das Herz kräftigen, eine Hauptrolle zugeteilt, weil das Gift das Herz besonders bedroht.

Und wie steht's mit dem Alkohol? Angewendet wurde er meistens, das ist richtig. Aber auch die garnicht so seltenen Fälle, die ohne Alkohol verliefen, heilten genau so schnell und so sicher wie die anderen; und in den Fällen, in denen Kognak oder Schnaps gegeben worden war, gestanden die Ärzte meistens zu, daß der Alkohol keine erkennbare Wirkung auf den Verlauf genommen habe. Nach den beiden tödlich verlaufenen Bissen, die junge Leute betrafen (Mittelschüler), war Alkohol in genügend großer Menge gereicht worden; er vermochte aber das traurige Ende nicht abzuwehren. Die vorliegenden Erfahrungen sprechen also durchaus nicht für die Wirksamkeit des Alkohols bei Schlangenbissen.

Nicht anders liegt es in den Tropen, wo sich diese Heilkraft viel deutlicher bewähren könnte als bei uns, da die tropischen Schlangen ja ungleich gefährlicher sind als die heimischen. Aber die Einheimischen wußten garnichts von dieser bei uns so volkstümlichen Wirksamkeit, erst die Europäer haben sie die Anwendung des Schnapses beim Schlangenbiß gelehrt; wohl aber gab und gibt es eine ganze Reihe anderer Volksmittel gegen den Biß, die wahrscheinlich ebenso wirksam oder unwirksam sind wie der Alkohol. Ein bedeutsames Urteil über alle diese Heilmittel, den Alkohol eingeschlossen, gibt der beste Kenner der Giftschlangen, der Leiter des serologischen Institutes in Sao Paolo in Brasilien, Dr. Brazil, der sich seit vielen Jahren mit diesem Gegenstande beschäftigt. Er hat noch nicht ein einziges Mittel gesehen, das irgendeine heilende Wirkung beim Schlangenbiß entfaltete; und vom Alkohol schreibt er, daß der in zahlreichen Versuchen angewendete Alkohol niemals auch nur die geringste Verzögerung im Fortschreiten der Vergiftung herbeigeführt habe; die Schlußfolgerung, daß der Alkohol bei Schlangenbissen vollständig unwirksam sei, beruhe daher auf zahlreichen Erfahrungen.

Wie ist dann aber der so allgemein verbreitete Glaube an die Heilkraft des Alkohols beim Kreuzotterbisse zu erklären? Warum verordnen ihn die Ärzte, warum wird er in Schulbüchern, Anleitungen zur „Ersten Hilfe", Naturgeschichten angepriesen?

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Aberglaube durch die erheiternde, Unlustgefühle betäubende Wirkung des Alkohols entstanden ist. Der Gebissene ist aufgeregt, ängstlich, jammert, sieht den Tod vor Augen; die Umgebung trägt in der Regel durch übertriebene Furcht dazu bei, seinen Gemütszustand noch zu verschlechtern. Da tut nun der Alkohol Wunder. Je mehr Schnaps der Geängstigte trinkt, desto heiterer und ruhiger wird er, desto weniger bedenklich erscheint ihm der Fall; der Alkohol-Leichtsinn bricht durch, die Schmerzen lassen auch nach, je näher die Betäubung — der Rausch — heranrückt. Endlich schläft der Kranke ein, um gebessert und oft schon außer Gefahr nach einer Reihe von Stunden zu erwachen. Dieser Stimmungswechsel beeinflußt die Angehörigen und den Arzt, die dem Kranken gerne glauben, daß er sich wohler fühlt. Es ist auch ganz begreiflich, daß die schließlich eintretende Heilung, die freilich ohne den Schnaps auch gekommen wäre, dem an sich schon so beliebten, gerne gegebenen und noch lieber genommenen Allerweltsheilmittel zugeschrieben wird, das ja tatsächlich die Leiden rasch gelindert hat. Freilich wäre dieser Erfolg durch eine Morphium-Einspritzung ebenso schnell und sicher zu erzielen gewesen, denn die Wirkung beruht ausschließlich auf der Betäubung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ja, aber warum soll man dann dieses gute Mittel nicht anwenden, selbst wenn sich das alles wirklich so verhält? wird mancher fragen. Ist es denn nicht schon viel wert, wenn man die Stimmung des armen Gebissenen bessert? Wird das nicht die Heilung günstig beeinflussen, und hat die Morphiumeinspritzung Vorteile vor der Schnapsverabreichung? Kann denn der Alkohol schaden?

Gewiß, er kann unter Umständen auch schaden, denn der Alkohol wirkt nicht günstig auf das Herz. Wenn es also wirklich darauf ankommt, daß bei recht schwerer Vergiftung die Kreislaufswerkzeuge besonders widerstandsfähig sind, könnte das Heilmittel großes Unheil anrichten. Dann aber trägt die Empfehlung und Anwendung der geistigen Getränke in solchen Fällen dazu bei, die Vorurteile über ihre Eigenschaften zu bekräftigen und zu stützen. Daß eine Morphiumeinspritzung nur schmerzstillend und betäubend wirkt und niemals „heilen" kann, sieht jeder ein; entfaltet der Alkohol aber ganz gleichsinnige Wirkung, dann wird das sofort dazu benützt, um ihn zu loben und zu preisen, ihn als unentbehrlichen Freund der Menschen in allen Lebenslagen auszurufen. Soziale und sittliche Erwägungen sprechen darum dafür, daß der Alkohol auch hier als falscher Freund entlarvt und verlassen wird, da er ganz offenbar durchaus unwirksam und entbehrlich ist.

**Dr. med. Holitscher.**

**Kunstwart und Dürerbund vor Gericht.** Unter dieser Überschrift haben wir in Nr. 4 des Vortrupp dieses Jahrgangs eine Mitteilung über einen Rechtsstreit gebracht, den Ferdinand Avenarius (und D. W. Callwey, der Verleger des „Kunstwart") gegen die „Allgemeine Buchhändlerzeitung" und die Zeitschriften „Der Bahnhofsbuchhandel" und „Zeit im Bild" ausgefochten hatten. Es handelte sich darum, in gründlichem Beweisverfahren feststellen zu lassen, daß bei Kunstwart und Dürerbund alles sauber zugehe. Wie sich unsre Leser gewiß entsinnen werden, hatte das Gericht damals Avenarius Recht gegeben und seine Prozeßgegner verurteilt.

Neuerdings haben nun auch Avenarius' Gegner selbst ausdrücklich anerkannt, daß er sich im Recht befindet, wie aus folgendem Tatbestand hervorgeht.

Drei der Verurteilten hatten nämlich Berufung eingelegt, und diese sollte nun vor dem Münchener Landgericht erledigt werden. Aber vor dem Eintritt in die Verhandlung erklärte der Vertreter der Beklagten: diese hätten sich nunmehr überzeugt, daß ihre ehrenrührigen Beschuldigungen gegen Avenarius und Callwey auf irrtümlichen Voraussetzungen beruht hätten, sie nähmen ihre Beleidigungen demgemäß mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück, verzichteten auf ihre Widerklagen und erböten sich, die gerichtlichen Kosten einschließlich derer für die Zeugenvernehmungen erster Instanz zu tragen. Da es den Klägern von Anfang an nicht um Bestrafung ihrer Gegner, sondern um Feststellung der Wahrheit zu tun war, so nahmen Avenarius und Callwey diese Erklärungen in Vergleichsform an und zogen ihre Strafanträge zurück.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

Düsel, Dr. Friedrich: Lebensbücher der Jugend:
Band 23:
Wiener, Oskar: Prinz Eugenius der edle Ritter. Ein Heldenleben. M. 2,50.
Verlag von George Westermann, Braunschweig.

Koschützki, Rudolf von: Quelle der Kraft. M. 2,40. Alfred Janssen, Hamburg.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 13 1. Juli 1914

## Glaub' an die Sache, der du dienst.*)

Es ist nötig geworden, diese Mahnung auszusprechen. Von den Nachkommen der Freiheitskämpfer, von den Enkeln derer, die das Deutsche Reich schufen, lassen sich viele irre machen an ihrem Willen zur Tat.

Das können wir Andersgearteten, die wir uns stolz Vortruppleute nennen, nicht dulden. Wir vom Vortrupp wissen, daß das Deutschtum erstarkt, wenn es gelingt, den Deutschen eine gemeinsame große Arbeit zu zeigen, und wenn diese Arbeit treu von der Mehrheit getan wird. Wir wissen auch, daß den Deutschen, die heute wirken, eine große Aufgabe zufällt: die endliche Zusammenfassung deutscher Kultur.

Wir kennen die Fehler, die bisher oft das Schicksal des deutschen Volkes bestimmten: die Unbeständigkeit, die Zersplitterung der Kräfte. Welche staunenswerten Leistungen hat das deutsche Volk vollbracht, wenn es einmal gelang, allen Deutschen ein gemeinsames Ziel zu zeigen. Aber die auffallendsten solcher Leistungen waren meist Kriege, die doch nur erst dazu halfen, Grundlagen zu schaffen, auf denen wirkliche Kultur aufgebaut werden könnte. Unser Streben ist, die Kräfte des Deutschtums zu einer großen Kulturarbeit zusammenzufassen, zu der die Zeit jetzt reif ist.

Ein großes Hemmnis dabei ist die Unzuverlässigkeit, die dadurch entsteht, daß sich Menschen, die einer Sache dienen, plötzlich irre machen lassen und abfallen. Ihre Tatkraft wird immer wieder durch Zweifel und Bedenken gelähmt. Es fehlt ihnen also eine Kraft, die ihnen über Zweifel hinweghilft, eine Kraft, ohne die, das sehen wir, kein stetiges Menschenwerk möglich ist: der feste Glaube an die Sache. Und damit schaden sie sich selbst. Sie verlieren den Freund, werden zum Spott ihres Feindes und werden um den Erfolg ihres Lebens, um ihr Glück, betrogen.

Ein Wanderer, der zweifelt, ob das Ziel seiner Wanderung erstrebenswert sei, vergißt das Vorwärtsgehen oder geht unlustig vorwärts und kommt nicht froh und gekräftigt am Ziele an. Das ist dann keine Wanderung, wie sie sein soll. Und so ist es mit dem Leben derer, denen der Glaube an ihre Sache fehlt. Unsere Mahnung: „Glaub' an die Sache, der du dienst", muß sich heute sogar an einen Teil der Jugend richten,

*) Festansprache an den ersten Deutschen Vortrupp-Tag.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denn auch die Jugend vergißt manchmal, daß der stürmische Wille zur Tat für Vaterland und Menschheit ein heiliges Gut gerade der Jugend ist. Und sie verachtet dann dieses Gut, auf das Vaterland und Mitmenschen Anspruch haben, und gibt sich tatlosem Grübeln oder Träumen hin.

Warum müssen wir einer Sache dienen? Können wir uns nicht damit begnügen, das Vorhandene gut zu finden, gesinnungstreu die vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen und so äußeren Ehren und ausreichender Versorgung entgegenzualtern? Nein, das können wir nicht! Das kann der Philister, das kann der, den verkehrte Erziehung oder die Tretmühle eines aufgezwungenen Berufes so stumpf gemacht haben, daß er die größere Pflicht nicht sieht, schaffend an den Bedürfnissen der Zeit mitzuwirken und die Zukunft vorzubereiten, auch wenn sie der Gegenwart einen Stoß gibt. W i r können es nicht, weil wir zu gesund sind. Der Philister findet das Gute an dem Erreichten gut und feiert die Taten der Väter. Er sieht nicht, was ihm zu tun übrig gelassen wurde. Auch wir stehen auf den Grundmauern, die unsere Väter bauten; aber wir bauen weiter. Wir hören einmal auf, zu loben, und beginnen zu handeln. Wir sehen die Not der Zeit, darum müssen wir Opfer bringen und kämpfen. Schon weil für uns das Leben nicht erträglich wäre ohne Kampf. Wie könnten wir satt sein, wo Tausende hungern, wie Freude empfinden, wo soviel Leid ist; ruhelos wären wir, wenn wir nicht kämpften und entbehrten, um den Sieg kommen zu sehen. Mit einem Wort: wir dienen, weil wir glücklich sein wollen. Wir, das heißt, alle, die so fühlen, wie die Kämpfer im Vortrupp, sind nicht glücklich zu machen mit Narkose, Gaumenreiz, tatscheuem Träumen oder Spintisieren, oder gar niederem Behagen; wir wollen, daß sich der Sieg an unsere Fahnen hefte, wollen teilhaben an dem Erfolg unserer Sache: handeln wollen wir.

Wer aus der Geschichte lernen will, kann aus tausend Beispielen erkennen, daß keine große Kulturarbeit getan wurde ohne den unerschütterlichen Glauben Einzelner an die Sache. Dieser Glaube muß auch heute aufgebracht werden. Das Neue stößt überall auf die falsche Denknotwendigkeit der Masse: „Was wir nie gesehen haben, ist unmöglich, was heute nicht ist, kann und wird niemals sein". Dem muß die Willenskraft entgegengesetzt werden, die unfehlbar festhält an dem als erstrebenswert erkannten Ziel.

Wie ist Christus verhöhnt worden, als er eine Lehre brachte, die von den Menschen verlangte, das Handeln auf Liebe aufzubauen. Wie haben selbst Geistliche gegen die Abschaffung der Sklaverei geeifert: Aus der Bibel haben sie bewiesen, daß die Sklaverei notwendig sei. Wie ist Barnardo jahrelang verlacht worden, als er begann, Findlinge aus der Großstadt aufzulesen und aus ihnen tüchtige Menschen zu machen. Nie wären die großen Werke der Vergangenheit getan, wenn nur Menschen dahinter gestanden hätten, die sich durch Zweifel, Spott und Hohn hätten irre machen lassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es gilt, den Glauben an die Sache zu stärken. Dazu ist nötig, zu wissen, wer es ist, der die Menschen irre macht. Es sind erstens die schon erwähnten Menschen, die unfähig sind, sich Neues, Besseres vorzustellen, die mit dem Urteil des Durchschnittsverstandes Ausgerüsteten. Ihr Wort kann dem, der von seiner Sache durchdrungen ist, nur ein Lächeln des Verständnisses abgewinnen. Er weiß: Niemand außer mir kann beurteilen, ob ich so handeln muß. Läßt er sich dies Bewußtsein rauben, dann ist seine Sache verloren. Wer weiß, wann ihm wieder eine Erkenntnis kommt, auf der er Taten aufbauen kann, die zum Glück führen. Wer weiß, ob dieselbe Erkenntnis so stark in anderen Menschen wächst, wie sie in ihm wuchs. Es gehört eine Entwicklung dazu und eine Fügung, daß ein Mensch zu einer Erkenntnis kommt und zu einer Tat berufen wird. Deshalb kann vernichtete Tatkraft unersetzlicher Verlust sein. Kein Gutachten eines Neunmalklugen kann darüber entscheiden, ob eine Tat, die ein anderer aus Drang zum Guten plant, ratsam sei; nur wer berufen ist zur Tat, kann den Beruf fühlen.

Das schlimmste Wort derer, die uns irre machen wollen, ist dies: Wie kommst denn gerade Du dazu, die Welt verbessern zu wollen? — Der Selbstbewußte, der das hört, weiß: da spricht ein Sklave. Schämen müssen sich Aufrechte über jeden Mitmenschen, der so spricht. Aber heute sind die Sklaven in Deutschland noch nicht selten geworden. Noch sind unter uns Allzuviele, die wähnen: Wozu Du Begabung hast, das darfst Du nicht pflegen, Du sollst Dich gewöhnen, Befehle, die Du nicht verstehst, zu befolgen. Wer nach diesem Muster geschmiedet wird, bleibt liegen in dem armseligen Staub der berüchtigten „Gesinnungstüchtigkeit". Deren Kern aber ist Mangel an Persönlichkeit und echtem, gesunden Selbstbewußtsein. Wo diese „Gesinnungstüchtigkeit" herrscht, da werden die besten Kräfte des deutschen Volkes vernachlässigt zugunsten eines falschen Strebens nach Rang und des elenden Verlangens, Andere treten zu dürfen. Das höchste Ziel dieser bleichen Sklaven ist nie ein Kulturwert, nie etwas Absolutes, nie ein Lebensglück, sondern dies: Alles das zu erreichen, was Leute, die ihn treten, erreicht haben. Weiter sieht er nicht. Und die hastende Unruhe solchen Strebens wird erst gestillt, wenn er es erreicht, seinen Sohn auf eine Stufe zu stellen, von der aus der Sohn die treten kann, die den Vater getreten haben. Täuschen wir uns nicht: so sehen die meisten von denen aus, die uns unsere Tatkraft neiden. Wie sollen die es verstehen, wenn wir ihnen sagen: „Wie wir dazu kommen, die Welt zu bessern? Weil wir erkannt haben, und weil wir leben. Und Leben heißt handeln." Endlich gibt es auch viele Menschen, die uns irre zu machen suchen, weil sie sich unsrer erwehren wollen, wir sind ihnen unbequem mit unserem ungebrochenen Willen. Und sie verstehen uns auch nicht.

Der Glaube an die Sache wird stärker, wenn man weiß, wer sich zuerst irre machen läßt: der, dem es an rechter Zucht fehlt. Wo eine Sache durch-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesetzt werden muß durch gemeinsamen Kampf, Schulter an Schulter mit anderen Menschen, da ist ein Erfolg ohne Zucht und Ordnung nicht denkbar. Gewiß, es soll niemand mitmarschieren, der nicht zu demselben Ziel hin will, wie die Andern. Aber es muß beim Vormarsch der Augenblick kommen, wo die Flaumacher, die Menschen der Bedenken in die Mitte genommen werden, und wo es heißt: „Vorwärts!" Was könnte ein Feldherr mit einem Soldaten anfangen, der, wenn die Entscheidung geschlagen werden soll, sagen wollte: Halt, ich will lieber bei einer andern Waffengattung mitkämpfen, oder mit einem Soldaten, der sagen wollte: Ich habe Zweifel, ob ich wirklich ein Soldat bin, ich will erst mal den und den Philosophen lesen, um mir darüber klar zu werden, oder: es ist nicht sicher, ob alle meine Mitkämpfer hellrotes Blut haben, so wie ich, ich bitte das erst festzustellen; mein Nebenmann ist mir unsympathisch.

Ich scherze nicht, wenn ich erkläre: Alles das habe ich mit Augen gesehen; ich habe noch weit Schlimmeres gesehen: Menschen, die sich einreden ließen, sie müßten sich schämen, wenn sie aus gewonnener Erkenntnis den Entschluß zur Tat herleiteten. Sie müßten sich gar der Begeisterung schämen.

Manchmal waren das sogar junge Menschen. Ich weiß allerdings nicht, ob jemand den Mut hat, so etwas noch Jugend zu nennen. Da hat man sich ja darüber unterhalten, was eigentlich zur Jugend gerechnet werden müsse, was zum Alter. Meiner Meinung nach ist man nicht deshalb unjugendlich, weil man nicht mehr Schüler oder wenigstens Student ist. Sondern unjugendlich ist, wer die Aufgabe der Jugend hat und das Gebahren des Alters annimmt.

Viele werden an einer Sache irre, weil — an der Millionenzahl deutscher „Staatsbürger" gemessen — nur wenige Menschen mitmachen. Aber ist gerade das nicht ein Zeichen, daß die Sache gut ist? Wo mit billigen Phrasen Radau geschlagen werden kann und Partei gegen Partei gehetzt, da machen Viele mit. Wo der Patriotismus wie eine Pflanze im Mistbeet begossen und keine Entsagung gefordert wird, da gröhlt der Stammtischbruder Beifall; von Allem, was die Not des Vaterlandes wirklich heilen könnte, hält sich die große Menge zu Anfang fern. Wer das Wesen der wirklich guten Sache kennt, wird dadurch nur in seinem Eifer bestärkt.

Wenn man bedenkt, daß lange Jahrhunderte die, die es mit Volk und Menschheit wirklich ehrlich meinten, gewohnheitsmäßig gekreuzigt und verbrannt haben, — daß spätere Zeiten sie wenigstens verspottet, totgeschwiegen, ausgestoßen haben, dann fragt man sich, ob es uns Neuerern nicht eigentlich noch viel zu gut geht, wenn wir so heil davonkommen. Denken wir nur an unsere vaterländische Geschichte: Was haben die erdulden müssen, die jetzt als größte Wohltäter des Vaterlandes gefeiert werden. Immerhin, auch heute noch wird manches Martyrium heldenmütig getragen um der Sache willen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist das Wesen der guten Sache, daß sie von denen, die heute Orden und Ehren austeilen, nicht erkannt werden kann. Die Mächte von gestern können keine Münze haben, mit der sie unser Schaffen von heute lohnten. Ihre Menschen können auch nicht mit uns in einer Reihe stehen, denn wir stehen ja schon auf ihren Schultern. Wir wissen, daß es um die Größten, die am meisten für Deutschland geschaffen haben, immer einsam gewesen ist. So können wir, die wir uns bemühen, ihren Bahnen zu folgen, nicht erwarten, auf diesem Wege von vornherein die Begleitung der großen Masse zu haben. Es ist das Wesen der guten Sache, daß man nur unter Opfer und Entsagung ihr Verkünder sein darf.

Wir wollen unser Glück, deshalb kämpfen wir; wir wollen den Sieg, deshalb glauben wir an die Sache. Ist nicht Treue eine Tugend, die wir den Germanen gerne zuschreiben? Bleibt sie auch heute eine Tugend der Deutschen, mit Vertrauen können wir dann in die Zukunft sehen. Das eine sollen wir wissen: Wer im Kampf für eine gute Sache Menschen Treue hielt, der hat viel gewonnen für seine Seele.

Die Frage ist nun: Ist unsere Sache die rechte? Welches ist die rechte Sache, der wir dienen sollen? Antwort: die Aufgabe, die uns in unserer Zeit gegeben ist. Die zu erkennen, lernen wir aus der Not und aus der Hoffnung. Wollen wir aus der Geschichte prüfen, ob es die rechte ist, so müssen wir prüfen, welche Ereignisse noch auf unsere Zeit wirken. Doch wir wissen eins: Nie werden vollkommene Zustände, auch durch uns nicht, herbeigeführt werden; in irgend einer Gestalt steigt das Schlechte immer wieder empor und gibt kommenden Geschlechtern Aufgaben und Lebensinhalt. Wir haben die Wahl, tatenlos zu bleiben oder uns darein zu finden, daß wir eine Sache vernachlässigen, während wir der anderen dienen.

Hinter uns liegt eine Zeit beispielloser wirtschaftlicher Entwicklung. Der Kulturmensch hat erst seinen Geist, dann seinen Körper selbst an die Erschließung der Naturkräfte gekettet, die Maschine ist hoch entwickelt, der Mensch ist tief hinabgestiegen. An Leib und Seele zerstört finden wir ihn jetzt nur allzuoft. Von allen großen Entdeckungen ist wenig genug für den lebendigen Menschen nutzbar gemacht worden. Fast jede Neuerung brachte im Zeitalter der Wirtschaftsbegeisterung auch einen neuen Irrtum, auch eine neue Schädigung für die Menschen mit. In der Steinwüste der Großstadt wurde ihm Licht und Luft genommen, die Nahrung verfälscht, der Geschmack irregeleitet, die Religion zerstört. Mit schlechtem Blut und verödeter Seele finden wir heute unzählige Menschen, vom Mammon verführte, aufgeschwemmte Mißgestalten, frühe Todeskandidaten. Sie sind die Opfer, die unser Volk bringen muß für den wirtschaftlichen Aufschwung vergangener Jahrzehnte.

Darum hat es kaum jemals eine Zeit gegeben, die gebieterischer nach Taten verlangte, als unsere. Und nie mag die Aufgabe, die tatkräftigen Menschen zufiel, erfolgversprechender gewesen sein, als jetzt. Denn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während der Mensch so tief erniedrigt wurde, sind doch in aller Stille die geistigen Waffen geschmiedet worden, die zu seiner Befreiung dienen können. In der Verarmung, in der wir standen, sprachen Lebensreformer aller Zeiten zu uns: Pythagoras, Apollonius von Tyana, Plutarch; Kant, Fichte, Goethe; Baltzer; Lagarde; Bunge, Asmussen. Diese alle, auch die, deren Leib schon begraben ist, sind lebendig unter uns, und schufen uns eine starke Rüstung. Jetzt, hundert Jahre nach der Geburt Eduard Baltzers, ist die Zeit reif zu einer Erlösung des deutschen Geistes durch die Lebensreform. Das reiche Erbe der Menschheit ist in Deutschland wunderlich zerstreut. Uns ward die Mahnung, es zu erwerben, um es zu besitzen. Schon stand ein Heer von nüchternen Soldaten auf, dem Geist und der Schönheit immer nahe durch mannhafte Entsagung. Was kann aus diesem Volke, aus diesem Lande werden, wenn erst die Spuren der Brandfackel des Dreißigjährigen Krieges, die Entartung, die aus den Rauschgiften stieg, und die Bleichsucht, die aus den rauchigen Steinwüsten kam, ganz überwunden sein werden.

Der Weg in solche Zukunft liegt offen. Wer jetzt zweifelt und versagt, weil er die Kraft nicht sammeln kann, Unlustgefühle zu überwinden, der ist der Väter nicht wert, der mag für Untreue und Waschlappigkeit noch eine philosophische Begründung suchen; er hat keinen Anteil an der Zusammenfassung deutscher Kultur, die jetzt kommen muß, wenn nicht ein Untergang drohen soll.

Wir aber wissen, daß wir vor dem Aufstieg stehen. Wir glauben an den Sieg des Guten über das Böse und wollen teilhaben an der Erlösung der Menschheit. Deshalb stellen wir uns in den Dienst unsrer deutschen Aufgaben und glauben an unsere Sache. Und wenn wir unter die Menschen gehen, dann soll man uns ansehen, daß wir geborene Sieger sind.

**Hans Paasche.**

# Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen.

## II.*)

### Lehrziele, Lehrpläne und Lehrstoffe**).

Wir glauben, im ersten Aufsatz verständlich gemacht zu haben, aus welchen Gründen die Reform unsrer höheren Schulen des

*) Der erste Aufsatz des Verfassers über die Hemmnisse der Reform unserer höheren Schulen erschien in Nr. 12 des Vortrupp.

**) Bei der übergroßen Stoffmenge und der Fülle möglicher Gesichtspunkte ist an diesem Ort selbstverständlich keine auch nur einigermaßen erschöpfende Darstellung zu erwarten; es scheint daher gerechtfertigt, wenn wir uns im wesentlichen auf die durch persönliche Vorbildung und unterrichtliche Erfahrung näher liegenden Gebiete beschränken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großen einheitlichen Stiles notwendigerweise entbehrt. Leider müssen wir nunmehr ergänzend hinzufügen, daß die besonderen, von der höheren Schule selbst auszuführenden Aufgaben der Bildung und Erziehung bereits innerhalb der Schulkreise häufig genug den Gegenstand erbitterter Kämpfe bilden. Wieviel Gebildete mag es wohl geben, die, wenn ihnen die Frage: „Was ist Bildung?" vorgelegt würde, dem Sinne nach genau dieselbe Ansicht äußerten! (Vgl. Vortrupp I., S. 561.) Nun, diese Unsicherheit in Sachen des für die praktische Schultätigkeit doch grundlegenden Begriffs der Bildung setzt sich fort bis in die einzelnen Lehrerkollegien; sie macht — wir werden es an ein paar Stichproben zeigen — vor den Kreisen der akademischen Vertreter der Schulwissenschaften nicht halt; und sie dürfte bis in die höchsten Schulbehörden anzutreffen sein. Hinzukommt, daß bei der Entscheidung über die Stoffgestaltung der Lehrpläne liebgewordene, altüberlieferte, nicht immer streng sachlich und unbefangen geprüfte Vorstellungen eine große Rolle spielen.

Im allgemeinen läßt sich die Mehrzahl derartiger Hemmnisse einer Neugestaltung des Unterrichtsbetriebes letzten Endes wohl auf zwei Grundursachen zurückführen: der übermäßigen Betonung rein formal-logischer Verstandesbildung, sowie der Überspannung des Begriffs der Allgemeinbildung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei sogleich bemerkt, daß wir weit entfernt sind, die unbedingte Notwendigkeit straffer Geistesschulung (nach der verschiedensten Richtung) zu leugnen; und daß ohne jede Rücksicht auf die jeweilige Schulform oder den künftigen Beruf der Schüler gewisse Dinge von allgemeinstem Interesse gelehrt werden müssen, erscheint uns nicht minder selbstverständlich.

Aber die einseitige Betonung des logisch-formalen Bildungsideals, so wie es sich vom althumanistischen Gymnasium allmählich, wenn auch in gemilderter Form, auf unser gesamtes höheres Unterrichtswesen übertragen hat, verdiente doch nachgerade eine recht eingehende Prüfung. Die Gegenwart mit ihrer starken Betonung alles „Intellektuellen" scheint aber wenig geeignet, hierin gründlich Wandel zu schaffen, und so dürfte denn dieser Teil des geistigen Erbes Hegels auch noch dem jüngsten Deutschland, und wahrscheinlich nicht minder dem kommenden Geschlecht, ohne wesentliche Abzüge überliefert werden*).

Und nun erst die „allgemeine Bildung". So verschieden wie dieser Begriff von der Allgemeinheit heute gefaßt wird; so angefochten

*) Über diese Seite der Tätigkeit des damaligen Berliner Normalphilosophen vgl. Vortrupp II, S. 434 unten und 435 oben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon sein Dasein und seine Berechtigung ist: unsere Lehrpläne rechnen mit ihm nach wie vor. Ja, es macht den Eindruck, als habe die „allgemeine Bildung", wenn irgendwo, so an der Wiege des jüngsten Kindes der Schulreform, gestanden: die obersten Klassen der höheren Mädchenschulen („Lyzeen"), die eine möglichst abgeschlossene Bildung verhältnismäßig früh ihren Schülerinnen mitgeben, stehen geradezu im Zeichen der „allgemeinen Bildung". Was Wunder, wenn nun eben aus den Kreisen des Lyzeums wiederholt Stimmen laut werden, die von „Bildungsfirnis" und „Erziehung zur Oberflächlichkeit" künden.

> „Wo ist denn der lebendige Mensch, der, wenn er nicht durch die Schule gezwungen wird, frei und aus innerem Triebe das alles in seinem Interessenkreise vereinigt, was der vorgeschriebene Lehrplan zusammenfaßt? Es gibt keinen, und wenn es einen gäbe, es wäre ein unerfreulicher Geselle, einer, auf den Lagardes Wort passen würde: ‚Wenn man mit der allgemeinen Bildung hineindividiert, so geht er ohne Rest auf'"*).

Wer aber führt eigentlich das große Wort bei den endlosen Erörterungen über Wert und Unwert der einzelnen Lehrfächer, über Bildungsideal und Bildungsmöglichkeiten, über Stellung und Bedeutung unseres höheren Schulwesens innerhalb der gegenwärtigen Kultur? Tun es etwa erprobte Führer des Volks, besonders tüchtige Männer der Praxis, Schulräte oder Direktoren, oder gar „nur" Oberlehrer? Weit gefehlt! Auch die Tages- und Zeitschriftenpresse, so eifrig sie solche Fragen erörtern mag, schafft nicht eigentlich die öffentliche Meinung in dieser Sonderfrage.

Nein, frohe Botschaften kommen in deutschen Landen am zweckmäßigsten von den Universitäten. Ein kleines Häuflein Professoren ist es, das sich dem erstaunten Deutschen gelegentlich darüber äußert, in welches Fahrwasser unser gesamtes höheres Unterrichtswesen „naturgemäß" einzulenken habe. Womit nicht gesagt werden soll, daß der betreffende Professor „naturgemäß" in enger Fühlung mit der Unterrichts-Praxis stände oder jemals gestanden hätte(!). Zwar haben pädagogisch veranlagte Hochschullehrer in ihrer Weise für den höheren Unterricht Treffliches geleistet; es sei das gern und dankbar anerkannt. Nachdenklich machen uns aber Meinungsäußerungen wie die folgenden.

Wie ein bekannter Historiker das Wesen einer Nachbarwissenschaft, der Erdkunde, auffaßt, wurde in diesen Blättern früher einmal gezeigt**). Ist solches Mißverständnis auch seltsam, trägt die Methode doch Früchte; bittere zwar nicht, aber weniger noch nahrhafte. — In philologischen Kreisen bricht sich mehr und mehr die

*) P. Cauer in der Vortragssammlung: „Aus Beruf und Leben". Berlin 1912.
**) Vortrupp III, S. 73 f.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erkenntnis Bahn, daß der neusprachliche Unterricht im besonderen Maße der Einführung in die geistige und materielle Kultur des fremden Volkes zu dienen habe. Unterzieht man von diesem Gesichtspunkt aus die Schriften eines bekannten Vertreters der englischen Philologie einer Prüfung, so müßte wenigstens der Außenstehende im Gegenteil zu der Überzeugung kommen, für den neusprachlichen Oberlehrer sei virtuose Sprech- und Schreibfertigkeit im Bunde mit genauester Kenntnis moderner Lautlehre von so überragender Wichtigkeit, daß dahinter etwa vergleichende und historische Grammatik, ja, selbst das ungeheure Gebiet der Literaturwissenschaft zurückzutreten habe. — Da sind klassische Philologen, die nicht müde werden zu erklären, jede nennenswerte Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts führe unsere, ach, so epigonenhafte Kultur der schlechthinnigen Barbarei schnell und sicher in die Arme. (Der Germanist Roethe hat sich wiederholt in die Reihe dieser Unglückskünder gestellt.)

Diese und andere gutgemeinten, aber fachmännisch engherzigen Äußerungen erscheinen beinahe harmlos, wenn wir uns nun zu zwei Vertretern modern-naturwissenschaftlicher „Aufklärung" wenden: dem Chemiker Ostwald und dem Biologen Haeckel. Für Ostwald bedeutet die Naturwissenschaft im allgemeinen und die Chemie im besonderen geradezu das A und O aller schulgerechten Wissenschaft. An den Naturwissenschaften soll nach Ostwald nicht zuletzt auch streng logisches Denken erlernt werden*). Diesem Grundsatze entsprechend werden von den sonstigen Unterrichtsfächern auch die Sprachen in das Prokrustesbett der Logik gespannt; und da sie sich oft als nicht „passend" erweisen — für Ostwald scheint so etwas wie Sprachpsychologie und Sprachgeschichte nicht vorhanden — wird über sie das pädagogische Todesurteil alsbald gesprochen. — Der Biologe Haeckel betrachtet die biologische Wissenschaft als Talisman; mit ihrer Hilfe werden — außer den Welträtseln — die brennendsten Fragen der Gegenwart gelöst, natürlich auch die leidige Schulfrage.

*) Man braucht indes nur einmal Ostwalds „Schule der Chemie" (sie nennt sich „Einführung in die Chemie für jedermann") unter obigem Gesichtspunkt anzusehen, und man wird gestehen müssen, daß man nach der professoralen Versicherung mehr Logik in der Chemie erwartet hätte. Hier nur zwei Beispiele:

Chlor hat das Verbindungsgewicht 35.46, Brom 79.92, Jod 126.92; das Mittel aus den Verbindungsgewichten von Chlor und Jod ist 81.19. Frage: „Warum ist es nicht genau das von Brom?" Antwort: „Auf solche Frage kann man keine Antwort erwarten." (S. 246.) Aber war die Frage nicht ganz logisch?

Natrium verbindet sich mit einem Teil „Chlor", Eisen mit zwei, Aluminium mit drei. Wovon hängt das ab? Antwort: „Das ist eine Eigenschaft der Elemente, die der Schüler zunächst einfach auswendig lernen muß; später wirst du eine Regel darüber erfahren." — —



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und so nahm sich denn Haeckel erst vor nicht langer Zeit wieder in einer Rede der philologischen Wissenschaften an, die, bei Licht besehen, ihrem exaktwissenschaftlichen Gehalt nach (!) eine Art Sonderzweig — physio logischer Forschung darstellen sollen . . .

Es ist gewiß unleugbar, daß die Philologie und ihre Grenzwissenschaften in der Zukunft mehr, als bisher geschehen, gewisse naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse mit Vorteil verwenden werden. Der Philologie darum aber — soweit sie eben wirklich als „Wissenschaft" gelten will — einfach ein bescheidenes Plätzchen unter und neben den „Naturwissenschaften" anzuweisen, ist denn doch eine Ungeheuerlichkeit.

Kühner Adlergedank, Phantasie,
Wirf ein mutlos Anker hie . . .

Aus dem Schillerschen ins Akademisch-Undeutsche übersetzt:

Jene Emanationen differenzierter Forscherpsyche stellen sich subjektiv*) dar als intellektuell-kulturelle Höchstleistungen, ermöglicht auf der Basis weitgehender Spezialisierung; objektiv betrachtet**) bekunden sie eine erhebliche Überschätzung der Verwertungsmöglichkeit fachlichen Wissens zu pädagogischen Zwecken, sowie einen nach den positiven wissenschaftlichen Leistungen ihrer Urheber nicht zu erwartenden, auffälligen Mangel an Selbstkritik.

Es kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen, wenn man in einer so heiß umstrittenen Frage wie der nach dem vergleichsweisen Bildungswert des altsprachlichen und des neusprachlichen Unterrichts Urteile selbst von Philologen hört, bei denen ganz gewiß dieser oder jener Wunsch der Vater des Gedankens war. Von andern Gesichtspunkten zu schweigen: In literarhistorischer Hinsicht zunächst liegt die Sache offenbar so, daß trotz aller der tausend Schriften, die seit den Tagen der Renaissance bis heute über den „Streit der Alten und der Neuen" geschrieben wurden, an ein abschließendes Urteil vorderhand kaum zu denken ist. Es fehlt dazu ganz einfach ein großer Teil der erforderlichen Einzeluntersuchungen. (Das hindert manche Philologen nicht, sich selbst und andere mit Scheinmethoden und Scheintatsachen darüber hinwegzutäuschen.) Die rein sprachliche Seite und ihre pädagogische Bewertung steht aber noch immer im Zeichen der vom Neuhumanismus auf den Schild erhobenen logisch-formalen Sprachbetrachtung, die, obwohl von der Wissenschaft in dieser ihrer Aus-

*) D. h. in den Augen der betr. Professoren und ihrer kritiklosen Anhänger.
**) D. h. vom Standpunkte des unbefangenen Beurteilers.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schließlichkeit längst zu Grabe getragen, in der Gymnasialpädagogik bis in die jüngste Zeit weiterlebt und weiterherrscht. Andrerseits darf nicht verschwiegen werden, daß die nahezu unangefochtene neusprachliche „Reformmethode" den Freunden des humanistischen Gymnasiums durch die übermäßige Betonung der Sprechfertigkeit und Vernachlässigung des bildenden Wertes der Lektüre scharfe Waffen in die Hand gegeben hat.

Sind schon die grundlegenden Voraussetzungen, die Maßstäbe und pädagogischen Gesichtspunkte mannigfach unzutreffend oder unangebracht, müssen die praktischen Ergebnisse dementsprechend zu wünschen übrig lassen. Man mache nur einmal die Probe bei dem ersten besten Gymnasialabiturienten, der 6 Jahre täglich griechischen Unterricht genossen, und frage z. B., ob er von dem „Lebensreformer" und tiefsinnigen Denker Pythagoras irgend etwas außer seinem bekannten Lehrsatz wisse; oder ob er von römischen Lustspieldichtern wie Plautus und Terenz, die in der Literaturgeschichte aller modernen Völker (so auch im Zusammenhang mit den ganz Großen) unzählige Male wiederkehren, mehr als den Namen gehört habe! Solche eindeutigen Tatsachen hindern jedoch die Freunde des humanistischen Gymnasiums nicht, die Phrase von der hohen „Gegenwartsbedeutung der Antike" stetig zu wiederholen; wäre es ihnen wirklich heiliger Ernst mit dieser ihrer Forderung, so müßten die ausgefahrenen Gymnasialgeleise stellenweise recht erheblich verlegt werden.

Als anfechtbar müssen weiterhin Maßstäbe gelten, „die einen übertriebenen Respekt vor vergangenen Zeiten und vor früheren Lehrzielen" bekunden; vor Lehrzielen, „die in der Phantasie sich viel größer zeigen als sie in Wahrheit waren, und die in dieser Vergrößerung Ähnlichkeit haben mit den auf hohen Bergen weidenden Tieren, die im Nebel bekanntlich gewaltige Dimensionen annehmen."

Ja, dieser „übertriebene Respekt" macht uns eigentlich erst verständlich, was des Wesens Kern ist an dem ewigen „Ja—aber", sobald es sich um irgendwie einschneidende Veränderungen des Lehrstoffes handelt. Die Wichtigkeit und selbst Unentbehrlichkeit des Neuen anzuerkennen, ist man gern bereit; ihm zuliebe aber Urväterhausrat von oft recht fragwürdigem Bildungswert zu verabschieden, dazu kann man sich nicht entschließen. Daher leiden auch unsere Lehrpläne fast durchweg unter einer Überfülle an Stoff, zu deren Bewältigung und gründlicher Erledigung bei den herrschenden Verhältnissen nicht selten verzweifelte Anstrengungen erforderlich sind. Wir mögen die Sachlage unter dem Längsschnitt des Jahres- oder Tagespensums betrachten, oder den Querschnitt der bezüg-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Fachaufgaben ins Auge fassen: das Endergebnis ist nahezu dasselbe.

Auf der Oberstufe erreicht die geistige Zersplitterung ihren Höhepunkt. Welchem erwachsenen, gereiften Menschen traut man zu, innerhalb $5^1/_2$ Zeitstunden seinen Denkapparat so oft und so weit umzuschalten, wie es z. B. das Klassenbuch der 1. Klasse eines Lyzeums aus dem Schuljahr 1913/14 angibt*):

1. Stunde Religion: Luthers Thesen im Auszug gelesen.
2. „ Mathematik: Quadratwurzeln.
3. „ Englisch: „Elizabeth and home affairs".
4. „ Erdkunde: Meeresströmungen und Klima.
5. „ Physik: Zweiseitiger Hebel.
6. „ Geschichte: Geographie Griechenlands. Der Balkankrieg.

Und wie wenig innerlich zusammenhängend sind manchmal die Jahrespensen einer Klasse oder eines Faches! Kann man sich z. B. innerhalb eines und desselben Lehrfaches verschiedenartigere Gebiete denken als die, welche etwa in der zweiten Lyzealklasse bei zwei Wochenstunden in Erdkunde zu behandeln sind: das Deutsche Reich. Zusammenhängende Darstellung der mathematischen Erdkunde. Wiederholung der außereuropäischen Erdteile. Grundzüge der Handelsgeographie und Verkehrswege!

Wo bleibt da die vielberufene „Konzentration"??

In Anbetracht der nicht zu leugnenden Fortschritte, die seit etwa einem Menschenalter in höherem und geringerem Grade jedes Fach des höheren Unterrichts gemacht, muß der anscheinend nicht auszurottende, in manchen Fächern weit verbreitete Dilettantismus doppelt auffallen**). Das Schlimmste dabei ist u. E. der Umstand, daß in zahllosen Lehrerkollegien das eines akademisch gebildeten Lehrers eigentlich Unwürdige solchen Dilettierens kaum empfunden wird! Soll man es für möglich halten, daß selbst unter den jüngeren Oberlehrern häufig die Meinung anzutreffen ist, Fächer wie z. B. Deutsch oder Erdkunde, könne jeder Oberlehrer unterrichten! Eine stillschweigende Voraussetzung für die Ausführung der geltenden Bestimmungen ist doch zweifellos die, daß ein nicht zu tief gegriffenes Mindestmaß fachwissenschaftlichen und methodischen Könnens und Wissens beim Lehrer vorhanden sei. Wozu sonst eine so eingehende Prüfung?? Auch Entschuldigungen mit schultechnischen Gründen er-

*) Das oben angeführte Beispiel steht dem Wesen nach in keiner Hinsicht vereinzelt da.

**) Vortrupp I, S. 720 unten bis 722 oben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weisen sich in sehr vielen Fällen als nicht stichhaltig. Es bedarf wohl keiner Auseinandersetzung, daß eine gleichmäßige und einigermaßen im gleichen Sinne betriebene Schulung desto unwahrscheinlicher wird, je mehr die besondere Berufs-Vorbereitung der einzelnen Lehrkräfte voneinander abweicht. Das gilt in erster Linie von den höheren Mädchenschulen mit der so ungleichmäßigen Zusammensetzung ihrer Kollegien; aber auch die höheren Knabenschulen weisen einen von Jahr zu Jahr steigenden Prozentsatz Nichtakademiker auf. Mögen diese in ihrer Weise noch so Hervorragendes leisten: daß der wissenschaftliche Charakter des Unterrichts auf die Dauer nicht ungefährdet bleibt, ist mehr als bloße Vermutung.

Wie steht es ferner mit der Oberaufsicht über den Fachunterricht? Leider kann, wie die Dinge nun einmal liegen, von einem selbständigen Urteil des Direktors mindestens in der Hälfte aller Unterrichtsfächer, die an seiner Anstalt gelehrt werden, kaum noch die Rede sein. Prof. Dr. Hans Morsch, der Verfasser des großen Werkes „Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich" urteilt darüber u. a. wie folgt:

„... Vor dem Aufblühen der neueren Philologie, des modernen Geschichts- und Geographiestudiums, vor dem Aufschwung der Naturwissenschaft und seines Studiums war möglicherweise die direktoriale Aufsicht über die Mehrzahl der Unterrichtsfächer noch etwas durchführbar. Jetzt, über 50 Jahre später, da an eine nur annähernd einheitliche Beherrschung der wissenschaftlichen Unterrichtsfächer absolut nicht mehr zu denken ist*), **hält man immer noch an solchem Phantom fest****) und läßt von Männern Unterrichtsgegenstände revidieren und darüber berichten, an die sie auf der Universität nicht im entferntesten gedacht haben. Was würde man dazu sagen, wenn ein Mathematiker als Superintendent die Predigten seiner untergebenen Pfarrer anhörte! Und doch sind diese Predigten allgemein verständlich und für Laien gemacht. Die Erklärung und Auslegung des Alten und Neuen Testaments aber, wie die des Katechismus, welche von Tertia bis Prima doch auf Grund wissenschaftlicher Bücher und Abhandlungen von Fachmännern gegeben werden, beaufsichtigen Neusprachler, Mathematiker, Historiker als Direktoren! Die Theologen haben nur Theologen als unmittelbare Vorgesetzte, die Richter nur Juristen bis zur höchsten Spitze hinauf, **nur wir Oberlehrer haben häufig, sehr häufig Vorgesetzte, welche unserm Fachwissen ganz fremd gegenüberstehen****). Und die Folge davon? Auf der einen Seite eine oft unangenehme Schaumschlägerei, auf der andern ein stilles Widerstreben und eine innere Widersetzlichkeit gegen solches Scheinwissen der Vorgesetzten, aber das schlimmste: auf vielen Anstalten reißt oft ein Menschenalter hindurch einerseits eine Vernachlässigung, andererseits eine Überspannung der Anforderungen in vielen Fächern ein, die zu den ärg-

*) Im Original gesperrt.
**) Im Original fettgedruckt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sten Mißständen*) führt; natürlich, da der Direktor davon nichts merkt, merkt die Provinzialbehörde erst recht nichts davon**). —

Eine der heutigentags am meisten erörterten Fragen der Unterrichtsgestaltung ist die der freieren, d. h. von Speziallehrplänen oder durch die Verbindlichkeit für alle Schüler möglichst wenig behinderten Art des Unterrichts. Namentlich an die Oberstufe denkt man, wenn von „Bewegungsfreiheit" die Rede ist. Wieweit in diesem Punkte Theorie und Praxis manchmal auseinander gehen, zeigt A. Matthias an einem lehrreichen Beispiel***); es heißt dann weiter:

„... Ich habe im Lande der Pädagogik schon manchen Mann gesehen, der aus Angst vor seiner pädagogischen Courage das Herz in die Hosen sinken ließ, wenn es an die Verwirklichung unterrichtlicher und erzieherischer Ideale ging und wenn es galt, pädagogische Grundsätze gesunder Art auch nach oben hin zu vertreten. Man sollte doch wissen, daß die Götter der Pädagogik nicht nur auf den behördlichen Höhen wohnen, sondern weit mehr in den Schulen selbst ..."

Mit Beschränkung auf die „Bewegungsfreiheit" stimmen wir A. Matthias rückhaltslos bei, wenn er in demselben Zusammenhang äußert:

„Die Reform der Zukunft oder — treffender gesagt — das beständige Besserwerden unserer Schulen hängt von uns Schulmännern selber ab und von der Begeisterung, die wir für die Jugend und ihre besonderen geistigen Bedürfnisse einzusetzen vermögen. Wir müssen beherzigen, daß die frischeste Quelle alles Lebens nicht Reglements und Lehrpläne sind, sondern die Persönlichkeit." †) —

Über Wert oder Unwert der Lehrziele und Lehrstoffe der höheren Mädchenschulen im besonderen endgültig zu urteilen, ist nach einem Jahrfünft der Reform schwer, wenn nicht unmöglich. Die deutliche Absicht einer möglichst genauen Angleichung an die höheren Knabenschulen schaut allenthalben aus den Lehrplänen hervor. Nicht die weibliche Eigenart in erster Linie sollte zu ihrem Rechte kommen, sondern — nach dem Wunsche vieler Beteiligter — die Knabenbildung am liebsten mit Stumpf und Stiel auf das weibliche Geschlecht übertragen werden; nicht so sehr an die Mädchen, für die etwa Neues geschaffen werden sollte, dachten Viele, sondern an das Ziel möglichst weitgehender Gleichberechtigung mit dem Manne, seiner Erziehung und Bildung; weniger an die Person, als an die Sache.

---

*) Im Original gesperrt.
**) H. Morsch a. a. O. Ergänzungsband zur 2. Aufl. S. 53 f.
***) a. a. O. S. 152 f.
†) a. a. O. S. 160.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der laufende (26.) Jahrgang der „Höheren Mädchenschulen" sagt denn auch mit größter Deutlichkeit:

> „Das beständige Vergleichen der höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend mit den höheren Knabenanstalten ist stets bedenklich ... Solange unsere Schule nicht aus diesem Banne herauskommt, solange wird sie einen Kulturwert unzulänglicher Art haben, und wenn noch so glänzende Examina gedeichselt werden. Das aber wird erst anders werden, wenn man an den maßgebenden Stellen zu der Einsicht gelangen wird, von der man hätte ausgehen sollen, daß nämlich Mädchen keine Jungen sind und daß aus einem Weibe niemals ein Mann gemacht werden kann. Alle dahingehenden Versuche sind entweder lächerlich oder barbarisch."

Ein anderes Mal heißt es in derselben Zeitschrift:

> „Wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfang einer Reform des höheren Mädchenschulwesens*). Die bisherige Reform hat weiter nicht viel geleistet, als daß sie das Niveau der höheren Mädchenschulen gehoben hat. Der wichtigere und schwerere Teil muß nun auch ins Auge gefaßt werden, den ich mit der Frage berühre: Entspricht die Reform auch der weiblichen Natur?" —

Mancher wird in diesem Zusammenhange einige Bemerkungen über die gesundheitlichen Voraussetzungen der Schulreform erwartet haben; Lernende wie Lehrende wären in Betracht zu ziehen. Wir überlassen diese Fragen kundigerer Feder. Übrigens sind einige der wichtigsten von ihnen, die teilweise auch für die höheren Schulen von Bedeutung sind, bereits früher im „Vortrupp" eingehend erörtert worden**).

Betreffs des Themas: „Mädchenerziehung und Rassenhygiene" verweisen wir auf den gleichlautenden Aufsatz von E. Krukenberg-Konze***).

* * *

Um unserer kurzen Skizze die echte Naturfarbe zu geben, wird es nötig sein, auf die Hemmnisse einzugehen, die in den Lehrerkollegien, den Schulverwaltungen und den Universitäten liegen. Damit wird sich ein abschließender dritter Aufsatz beschäftigen.

Dr. Hans Offe.

---

*) Im Original gesperrt.
**) Vortrupp II, S. 242—247.
***) Vortrupp I, S. 645—648.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Von slawischer und deutscher Staatsauffassung.

Die letzten Wochen haben den Deutschösterreichern verschiedene Zeugnisse für den inneren Zustand ihres Vaterlandes geliefert, die auch dem Reichsdeutschen nicht vorenthalten werden sollten. Der jungtschechische Abgeordnete Tobolka gab die Briefe heraus, die der verstorbene Finanzminister Kaizl während seiner Amtstätigkeit an seine jungtschechischen Parteifreunde geschrieben hat. Sie handeln fast ausschließlich von der emsigen Tschechisierungsarbeit, die Kaizl als Verwalter seines Ressorts (nicht etwa als Landsmannminister) vom ersten Augenblick seines Amtsantrittes an entfaltet hatte, darin von seinem damaligen Chef, dem heutigen Statthalter Thun nicht gehindert. Was man schon lange in den Ämtern, im Parlament, in eingeweihten Kreisen genau wußte, im Volke spürte, aber nie völlig sicher belegen konnte: hier hat mans endlich schwarz auf weiß. Ein tschechischer österreichischer Beamter in höchster Stellung fühlt sich nicht für den Gesamtstaat verantwortlich, sondern nur für sein Volkstum. Deutsche Politiker und Männer der Wissenschaft haben ohne weiteres den Vorwurf moralischer Minderwertigkeit an diese Auffassung von den Pflichten eines höchsten, mit der Arbeit für den Gesamtstaat betrauten Beamten geknüpft. Wer nur die deutsche Staatsauffassung anerkennt, wie sie uns im Blute steckt, muß in der Tat die Handlungsweise Kaizls als verbrecherisch empfinden. Einen moralischen Makel schlimmster Art bedeutet freilich die Hinterhältigkeit und unausgesetzte Verlogenheit, mit der der tschechische Minister der Krone und seinen Kollegen gegenüber sich gebärdet, als vertrete er in der Tat den Staat, für den er einen gewaltigen Teil Mitverantwortung öffentlich und gesetzmäßig übernommen hat; er, der dem Parteifreunde gegenüber sich über eben diese Kollegen lustig macht. Aber diese persönlichen Charaktermängel eines aus seinem Grabe Geweckten gingen uns ja an sich wenig an, es gibt auch anderswo anrüchige Charaktere in leitenden Stellungen. Man muß tiefer graben, um die ganze Angelegenheit zu verstehen, um Kaizl nicht ungerecht zu beurteilen. Seinem Vorgehen liegt eine von der unseren wesentlich verschiedene Staatsauffassung zugrunde. Von ihr aus gesehen werden alle Vorwürfe moralischer Art belanglos. Kaizl ist kein Sonderfall, er ist ein Typus. Mehr noch: ein Ideal — in einer für uns fremden Welt.

Zunächst einige Proben. Leitsprüche seiner Briefe sind: „Schreibt mir alles, was Ihr wünscht, und bitte, sich nie zu genieren, was ich tun kann, werde ich alles tun... Die Hauptsache, die Personalien, habe ich immer im Sinne... Ich bitte dringend, mir eine Tabelle guter tschechischer Beamter zu schicken. Ich werde euch demnächst

befragen, wen ich von diesen Leuten ins Ministerium berufen soll." Und das unmittelbar nach einer Audienz beim alten Kaiser, in der dieser die Erwartung ausgesprochen hatte, daß sich die Tschechen, da sie doch einen Minister im Kronrat hätten, zurückhaltend benehmen würden. Kaizl versteht sein Österreichertum, das er nicht müde wird zu betonen, eben so: „Wenn ich hier von einem höheren Gesichtspunkte aus diese ganze Staatsmaschine sehe, zerfahren, geschwächt, in Zisleithanien Zerrüttung, in Transleithanien desgleichen, so fühle ich oft erst die Wichtigkeit und den hohen Wert dieses Staates für uns ..." Dabei freut er sich wiederholt, daß die tschechischen Forderungen den ganzen Staat erschüttern. Die Lage ist ganz richtig erkannt, noch immer haben die Tschechen desto mehr gewonnen, je schlimmer es drunter und drüber ging. Der Gesamtstaat als Beuteobjekt — einfach deshalb, weil der Blick nicht über das eigene Volkstum hinweg auf ein umfassenderes Staatsideal schweifen kann. Kaizl fühlt manchmal den inneren Widerspruch, der in einer solchen gegen den Staat gerichteten und doch seinen Bestand voraussetzenden Anschauung liegt. Er zieht gegen seine Volksgenossen los, wenn sie allzu deutlich irredentistische Gelüste zeigen: man kann diesen Staat nach Kräften für seine Sonderzwecke ausnützen, kann Beamte ohne Rücksicht auf ihre Eignung, nur nach ihrer politischen Gesinnung, einsetzen und damit andersgerichtete wertvolle Kräfte lahm legen — aber man darf diesen Staat nicht folgerecht verneinen. Es gilt, gelegentlich „zu beweisen, daß die nichtdeutschen Völker in Österreich fähig sind, zu regieren ..." Das ist freilich schwierig, Kaizl kann nicht leugnen, daß die auswärtige Politik seiner Volksgenossen „geradezu hochverräterisch" ist. Und im Zorn über irgendeinen dummen Streich panslavistischer Gefühlspolitiker ruft er aus: „Die Karbatsche gehört uns, aber nicht die Teilnahme an der Regierung!" Der volksbewußte, aber nicht staatsfähige Politiker scheint manchmal, soweit ihm die ungeheure Kleingeschäftigkeit seiner Parteiagentur Zeit dazu läßt, ernstlich mit jenem Widerspruch zu ringen. Wie er denn, in seiner Sphäre, entschieden ein strebend sich bemühender Mensch ist. Immer wieder drängt sich das Gefühl auf: ob wir überhaupt ein Recht haben, hier nach unseren Maßstäben moralisch zu werten? Ob nicht hier Sittlichkeitsbegriffe, zum Teil unorganisch mit den unseren verknüpft, walten, die aus einem andern Empfinden stammen und uns fremd bleiben müssen?

Dieses Gefühl wird fast zur Gewißheit, wenn wir sehen, daß diese in Form und Gehalt uns durchweg barbarisch anmutenden Berichte über den Mißbrauch eines hohen Amtes vom Herausgeber als Ehrendenkmal gemeint und von einem Teil der tschechischen Öffentlichkeit auch so gewertet sind. Das ist wohl das für uns Beachtenswerteste an der Angelegenheit: Kaizl als Ideal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf der deutschen Seite werden Stimmen laut, die fordern: die Deutschösterreicher müssens genau so machen. Müssen auch nehmen, was sie kriegen, und zuerst an ihr Volkstum, dann noch einmal an ihre Partei in diesem und erst in letzter Linie an den Staat denken. Dagegen fragt sich zunächst: kann das ein Deutscher, der die deutschen Staatsideale und sittlichen Ziele wirklich mit eigner innerer Wahrhaftigkeit erlebt hat, kann er es vor Allem, wenn er an leitende Stellen kommt, Überblick erhält und vor Aufgaben gestellt ist, vor denen jene Ideale unmittelbar lebendig werden? Die Tatsachen sprechen dagegen, und man wird es sich überlegen müssen, allen jenen Deutschen, die an leitender Stelle das Staatswohl zuerst betreuten, Opportunitätswindbeutelei vorzuwerfen. Der Slawe ist zum mindesten nicht weniger Opportunist als andere — so kann der Grund, warum Deutsche für den Staat, Slawen nur für ihr Volk regieren, nicht hier liegen. Anderseits: ohne jedes Verantwortungsgefühl ist der Slawe auch wieder gewiß nicht, gerade Kaizl klagt manchmal in menschlich bewegender Weise über die Last der Verantwortung. Aber: persönlicher Vorteil wie Gemeinschaftsverantwortung, der ganze Mensch mit seinen egoistischen wie seinen altruistischen Trieben ist beim Slawen in seinem Volkstum beschlossen. Darüber, über diesen oft noch primitiv anmutenden, aber innerlich starken Blutzusammenhang reicht das Gemeinschaftsstreben des Slawen selten hinaus. Das deutsche Staatsideal, wie es seit Wilhelm von Humboldt, Fichte, dem Freiherrn von Stein sich entwickelt hat, ist bekanntlich ganz anders begründet und gerichtet. Es geht nicht aus vom nativistischen Zusammenhang — wohl schon deshalb, weil der bei den mannigfaltigen deutschen Blutmischungen kein deutsches Volk, sondern viele Stämme ergeben hätte — sondern von einer sittlich-abstrakten Idee, die bei Fichte sogar sehr streng unabhängig gemacht wird von aller natürlich-biologischen Gemeinschaft. Die ganze deutsche Philosophie ist beherrscht von dieser Anschauung, aber auch alles germanisch geführte Staatsleben überhaupt: in England und den nordischen Staaten zumal ists, als stünden lauter voneinander unabhängige Persönlichkeiten dem Absoluten, der objektiven Staatsidee gegenüber und wären nicht so sehr untereinander als auf dem Umweg über diese verbunden.

Darin liegt die vielberedete staatenbildende Kraft der Germanen, die bekanntlich auch den russischen Staat gebaut hat. Über das Staatswollen des Slawen kann wohl heute noch niemand klar sehen, auch nicht er selber. Die unmittelbare Verbundenheit von Mensch zu Mensch scheint stärker zu sein, damit die Fähigkeit, im Engeren und vor ganz konkreten Aufgaben, zumal wirtschaftlichen, zu organisieren; Staaten in einem größeren Staate zu bilden: wie es den Polen in Preußen, den Tschechen in Österreich gelungen ist; Gemeinschaften,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die eine „fremde" Organisation als Gerüst benützen und mehr auf kulturell-persönlichen, wirtschaftlichen, sozialen Beziehungen beruhen als auf eigentlich politischen Zucht- und Machtmitteln, Über- und Unterordnungen. Das alles gilt nur für eine ganz nahe und undeutlich erkennbare Gegenwart; in die Zukunft weist nichts von alledem mit Sicherheit. Vielleicht schlummern im Schoße dieses eigentümlich demokratischen Volksgemeinschaftsempfindens, das sich einstweilen vorzugsweise, eben weil ihm der Wille zur letzten Selbstverantwortungsfähigkeit fehlt (Kaizl will ja keinen tschechischen oder überhaupt slawischen Staat), nur angelehnt an andere Staaten oder im Gegensatz gegen sie auswirkt, noch ganz neue Möglichkeiten einer demokratischen Staatsgestaltung — wer kanns wissen? Wir können nur eins klar sehen: solange keine neuen festen Formen für slawische staatliche Autonomie sich herausgebildet haben, müssen wir dafür sorgen, daß die bisher in Europa geltenden und bewährten Staatsformen und -ideale nicht geschädigt oder zerstört werden von slawisch-östlicher Formlosigkeit. Darum können wir auch nicht danach streben wollen, die Slawen mit i h r e n Mitteln bekämpfen zu wollen. Das wäre wider den Sinn unseres Daseins als Rasse und Volk und brächte notwendig Niederlagen — wie es ja schon überall in Österreich Schaden zeitigt, wo immer Deutsche sich auf die slawischen Methoden des Kampfes verlassen möchten. So schwer es sein mag: die Überlegenheit der Deutschen muß in dem gesucht werden, was die Slawen allem Anschein nach einstweilen n i c h t vermögen: in der Arbeit für starke, sittliche, das Ganze erfassende Verantwortungsbegriffe.

Mag ein Kaizl sich auch auf sittliche Verantwortlichkeiten berufen, die er seinem Volke in erster Linie schuldet und daher dem Staat vorenthalten müsse: er kommt über den Widerspruch nicht hinaus, daß er die Arbeit für die Ziele seiner Volkheit mit einer Grund- und Urlüge, mit der äußeren Treue zu einem Staate, den er mißbraucht, beginnt; er macht damit jene vielleicht sittlich gemeinten Volkstumszwecke von vornherein unsittlich. Auf diesem Wege können wir Deutschen, auch wenn wir nicht sicher wüßten, daß wir auf ihm Stümper bleiben müßten, nicht folgen: wir verlören damit den letzten Anspruch, den wir als Angehörige eines großen Kulturvolkes haben und aufrecht erhalten müssen, wir gesellten uns damit dem andrängenden Osten zu, den zu überwinden wir die Aufgabe haben. Es bleibt uns keine Wahl: wir müssen für unsere Art, nicht für unseren Bestand an sich allein sorgen, für unsere innere Existenz, mit deren Verlust unsere äußere sinnlos geworden wäre. Was hülfe uns die Herrschaft deutschsprechender Menschen, wenn diese deutsche Sprache nicht mehr deutsche Gedanken prägte?

Fast scheint es, wenn man die Übermacht feindlicher Kräfte in Österreich erwägt, gefährlich, eine solche Enthaltung von unlauteren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Waffen zu fordern. Hat solche Verantwortung für das Staatsganze nicht schon genug deutsch-österreichisches Unheil gezeitigt? Ist man aber je völlig von ihr losgekommen? Alle Auflehnung dagegen, die manchmal wahrlich begreiflich genug war, hat nur Verwirrung der Begriffe, ein Schwanken zwischen Extremen, inneren Zwiespalt hervorgerufen. Zwischen jener Zeit, in der Deutsche unersetzliche Rechte preisgaben, weil sie nicht als Deutsche, sondern als Österreicher fühlten, und heute liegen doch auch staats- und volksbürgerliche Erlebnisse, die nicht mehr verschwinden können. Wir wissen heute, daß wir die Verantwortung für den Gesamtstaat als Deutsche und zu allererst um unserer deutschen Kultur willen tragen wollen. Wir wissen, daß wir damit einer großen deutschen Gesamtkultur dienen, die sich zu einer Weltwirkung anschickt; wir wissen, daß vor solchen Aufgaben unser deutsch-österreichisches Volkstum als vollwertige und nicht abseits geschobene Vertretung des Gesamtdeutschtums gelten kann.

Damit wir unseren Aufgaben gewachsen sind, ist freilich nötig, daß das Gesamtdeutschtum sie kennt und anerkennt, moralisch und praktisch. Dazu gehört auch, daß man sich mit den slawisch-östlichen Gegnern im Reich angelegentlicher beschäftigt, als es einstweilen noch geschieht. **H. Ullmann.**

## Ein Stück deutsches Schrifttum von heute.

„Mein Prinz, ich will diesen Brief in Sekt tauchen und ihn zwingen, ihn zu essen." Poins.
(Shakespeare, König Heinrich der Vierte.)

Daß die Muse des bekannten Romanschriftstellers Fedor von Zobeltitz eine schaumweingeborne ist, haben wir geahnt, noch ehe sein Roman „Friedel halb süß" erschien; bestätigt wurde es durch einen Brief, den er 1911 an die „Sonne, Monatsschrift für Naturfreunde" schrieb, eine von Weininteressenten herausgegebene Zeitschrift, die in ihrer ersten Nummer bekannte: „Frei herausgesagt, wir wollen kämpfen in erster Linie gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung ..." In diesem Briefe erklärte Herr von Zobeltitz, er sei ein Feind aller Saufgelage, und der Suff sei ihm ekelhaft — man sage also nicht, der deutsche Schriftsteller von heute sei ohne hohe ethische Standpunkte — aber:

„Ich liebe den Wein als Anreger und Stimmungsförderer; ein Glas Sekt hilft mir zuweilen auch die Phantasie beflügeln."

Man sieht, wie sich der deutsche Schriftsteller von heute über Goethe hinaus entwickelt hat, der rückständig genug war, zu sagen:

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in . . . Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch der Produktion selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her."

Wie viele andere Dichter, so singt auch Herr Fedor von Zobeltitz das Lob des Weines, aber liegt es nun an den besonderen Zeitumständen, an dem Geschmack des Publikums oder vielleicht auch den Bedürfnissen der Presse: der Lobgesang wird zur Zeitungsplauderei und das begeisterte Lob des Weines zur zielbewußten, überzeugenden Anpreisung des Champagners.

Herr von Zobeltitz hat indessen die Erfahrung machen müssen, daß der Dichter beim Lob des Weines eine gewisse Vorsicht nicht außer acht lassen darf. Er darf nicht zu anschaulich werden, darf in seinem Gedicht keine konkreten Marken nennen, sonst meldet sich sofort die Konkurrenz dieser Marken, die sich zurückgesetzt fühlt, und verlangt, daß ihre Weine ebenfalls, nachdem sie geschönt sind, auch noch poetisch verklärt werden, und daß, wenn das Faßwerk verdichtet ist, auch gleich das Dichtwerk verfaßt wird: Herr Fedor von Zobeltitz hatte nämlich in Nr. 532 des „Berliner Tageblattes" von 1913 einen von ihm gedichteten Artikel „Der Champagner wird teurer" veröffentlicht, der folgende Strophe enthielt:

Es ist gewiß, daß der beste deutsche Schaumwein mit dem besten Champagner noch lange nicht konkurrieren kann.

Das hielt die Firma Kupferberg Gold für eine unerlaubte poetische Freiheit. Und da es sich hier nicht nur um eine der vielen nationalen Angelegenheiten handelte, für die die Reklamechefs der deutschen Weinindustrie überhaupt eine gute Weinzunge haben — sondern da einfach der Ruf des altrenommierten und bestakkreditierten Hauses in der Meinung der Öffentlichkeit gefährdet war, so lag ein doppelter Grund vor, die deutsche Literatur auf ihre nächsten nationalen Pflichten und den deutschen Dichter auf den Stoff aufmerksam zu machen, der am würdigsten ist, seine Phantasie zu beflügeln. So erschien im „Berliner Tageblatt" ein großes Inserat, überschrieben: „Ein Wort an Herrn Fedor von Zobeltitz". Darin heißt es:

Mit großer Aufmerksamkeit haben wir Ihren Artikel „Der Champagner wird teurer" in Nr. 532 des „Berliner Tageblatts" gelesen. Auch Ihr Roman „Friedel halb süß" ist uns bekannt .... Bei Ihrem Interesse für die Sektindustrie glauben wir annehmen zu dürfen, daß Sie auch die Zeitungsanzeigen verfolgen. Sie werden darin gesehen haben ....

Glauben Sie nicht, daß deutscher Geist, deutsche Sauberkeit, deutsche Disziplin und deutsche Ordnung in der Lage sind, manches zu leisten, wovon man sich im Auslande nichts träumen läßt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn Sie wieder einen Artikel über Sekt schreiben, so würden wir es mit Freuden begrüßen, wenn Sie ....

Brechen Sie eine Lanze .... und tragen Sie dazu bei, die ängstliche, klägliche Charakterschwäche und Selbstunterschätzung, die so vielen Deutschen leider im Blute liegt, vertreiben zu helfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Chr. A. Kupferberg & Co., Mainz,
Hoflieferanten. Gegründet 1850.

Hierauf erschien am 24. Januar 1914 in der Scherlschen „Woche" (Nr. 4) ein Aufsatz „Deutscher Sekt" von Fedor von Zobeltitz mit fünfzehn Abbildungen; die Worte der Firma Kupferberg hatten das deutsche Dichterherz gerührt. Herr von Zobeltitz bricht hier eine Lanze für den deutschen Sekt, und sein Aufsatz ist wiederum ein Gedicht. Zunächst ist es interessant, sich einmal Folgendes zu vergegenwärtigen. Herr Fedor von Zobeltitz schrieb

| im November 1913<br>im Berliner Tageblatt: | im Januar 1914<br>in der Woche: |
|---|---|
| Es ist gewiß, daß der beste deutsche Schaumwein mit dem besten Champagner noch lange nicht konkurrieren kann. | Das eine ist zweifellos: die deutsche Sektindustrie hat in den letzten Jahrzehnten so erstaunliche Fortschritte gemacht und ist, trotz schwerer Kämpfe gegen eine anscheinend übermächtige Konkurrenz, noch immer so im Aufblühen begriffen, daß man sich nur von Herzen darüber freuen kann. Und damit ist auch das alte Vorurteil der Konsumenten glücklich überwunden: unser heimischer Schaumwein hat die französische Gefahr nicht mehr zu fürchten. |

Das eine ist also zweifellos: Herrn Fedor von Zobeltitz' Meinung über den deutschen Sekt hat in den Monaten von November bis Januar so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß man sich nur von Herzen darüber freuen kann. Und damit ist auch sein altes Vorurteil vom November 1913 glücklich überwunden: unser heimischer Schaumwein hat die Gefahr nicht mehr zu fürchten, daß Herr von Zobeltitz den französischen Champagner noch fernerhin preist. Möge ihm der deutsche Schaumwein künftig die Phantasie ebenso schnell beflügeln, wie der Appell der deutschen Schaumweinfirma an sein Herz seinen Meinungswechsel beflügelt hat.

Unter den fünfzehn Abbildungen zu Zobeltitz' Aufsatz „Deutscher Sekt" befinden sich acht Porträts von Sektindustriellen — gerührt sehen wir da ein Bildnis: Matheus Müller (1773—1847), wozu dann ein halbseitiges Inserat im Anzeigenteil derselben Nummer der Woche, „Müller Extra", die weitere Erläuterung gibt (dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anzeigenteil bringt auch noch drei weitere halbseitige Annoncen von Sektfirmen, die in Zobeltitz' Artikel im Textteil ausführlich behandelt sind). Andere Porträts sind gleich durch einen Zusatz zum Namen erklärt, z. B.: Adolf Hoehl, Gustav Hoehl, Sektkellerei Gebr. Hoehl, Geisenheim. So lernt das Volk seine großen Männer kennen. Die andern Bilder zeigen industrielle Anlagen des Sektgewerbes, und zwei Bilder führen uns den Bismarckturm (!) und eine Bismarckgedenktafel der Firma Kupferberg vor.

Die Ausführlichkeit, die Gründlichkeit und die kommerzielle Sachlichkeit dieses Aufsatzes des Dichters Fedor von Zobeltitz würde einem Handelskammerbericht zur Zierde gereichen. Eine kurze Stilprobe:

> „Mit ihm trat 1837 Herr Karl Burgeff aus Geisenheim in Verbindung, und nun entstand die Firma Burgeff & Schweickardt, aus der sich bei Eintritt des Herrn H. J. Hummel zwanzig Jahre später die weltberühmt gewordene Hochheimer Aktiengesellschaft Burgeff & Co. entwickelte. Hummel legte den Grundstein für die späteren Erfolge der Firma .... ‚Burgeff' als Marke auf den Schild erhoben .... Siegeslauf von „Burgeff Grün", „Burgeff Extra Cuvée" und „Burgeff Jubiläums-Cuvée".... Heute nimmt die Burgeffsche Kellerstadt einen Raum von 20 000 Quadratmetern ein, und 1907, in dem Jahr, in dem man den Bau des fünf Etagen hohen Zeppelinkellers (!) begann, konnte man ein vierfaches Jubiläum feiern...."

Daneben verrät sich doch zuweilen wieder, daß der Verfasser auch mit der Poesie in langjähriger, angenehmer Verbindung steht:

> „In Schierstein, jener gesegneten Gegend des Rheins, wo um Rauenthal, Marcobrunn, Steinberg, Schloß Johannisberg, Rüdesheim, Aßmannshausen die köstlichsten Trauben reifen, schlug 1865 die Firma Söhnlein & Comp. ihr Lager auf und führte die Marke „Rheingold" ein, die durch Richard Wagner bei Eröffnung der Bayreuther Festspiele ihre Weihe empfing. ‚Rheingold' ist typisch für die Würze der rheinischen Rieslingtraube ...."

„Sie schlug ihr Lager auf" — da weiß man nun allerdings wirklich nicht, ob hier die Ausdrucksweise des Mars oder des Merkur angewendet ist, ob Herrn von Zobeltitz ein Feldlager oder ein wohlassortiertes Lager vorgeschwebt hat.

Daß aber eine Sektmarke „Rheingold" durch Richard Wagner ihre Weihe empfing, ist wieder ein Beweis dafür, daß die deutsche Sektindustrie die großen Männer der Nation durchaus richtig schätzt und ihnen gern die Ehre erweist, ihre neuen Sektmarken durch sie weihen zu lassen. Es ist darum auch nur gerecht, daß außer Herrn Fedor von Zobeltitz auch Richard Wagner einmal zur Propaganda für den Sekt mit herangezogen wird, nachdem die Marke „Rheingold" so viele Jahre für Wagners Nibelungenvorspiel „Rheingold" Reklame gemacht hat, besonders in Kreisen, wo man von Wagners Werk auf anderm Wege nie etwas erfahren hätte, und wo man sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nun doch bei dem Namen Rheingold wenigstens etwas vorstellen kann.

Weiter sagt Fedor v. Zobeltitz:

> Die Firma Kupferberg & Comp. in Mainz wurde 1850 von Christian Adalbert Kupferberg gegründet und gehört gleichfalls zu den führenden deutschen Schaumweinhäusern. Es war ein kluger Gedanke*) des Begründers, von Anbeginn ab die neutralen Etiketten nach französischem Vorbild wie ‚Carte blanche' usw. fallen zu lassen und an ihre Stelle deutsche Markenbenennungen*) zu setzen. So bedeutete z. B. die Bezeichnung „Kupferberg Gold" eine leicht faßliche Verbindung des Firmennamens mit der Markenbezeichnung (Goldstanniol), die sich ohne weiteres dem Gedächtnis einprägte. Unter den verschiedenen Marken des Hauses zeichnet sich vor allem der ....

Es ist immerhin etwas naiv von einem deutschen Dichter, die Ausdrücke Kupferberg Gold (Burgeff Grün, Henkell Trocken usw.) — also das unflektierte Eigenschaftswort hinter dem Hauptwort, die gedankenlose Nachahmung eines unverstandenen Französisch — für deutsch zu halten. Vielleicht kommt noch ein Patriotischer darauf, die nahverwandten Begriffe Moulin rouge oder Chat noir durch die „deutschen" Bezeichnungen „Mühle rot" oder „Katze schwarz" unserm Gefühl näher zu bringen. Die „Schale braun" und das „Rundstück warm" haben wir ja schon neben dem „Café melange" und der „Citrone naturel" in unsern „Grands Cafés". Wenn doch der deutsche Pedant nicht wäre, der sogar dem vom Auslande aufgesackten Schund seine fremde Bezeichnung nehmen will, die uns doch auf Schritt und Tritt den einzigen schwachen Trost geben kann, daß das Ding wenigstens nicht aus unserm Volke ist.

Fast unglaublich klingt das Folgende:

> Dabei mag daran erinnert werden, daß Bismarck 1870, als das Hauptquartier in Mainz aufgeschlagen wurde, im Haus Kupferberg in Quartier lag. Hier empfing er die ersten Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatz und feierte die frohen Ereignisse mehrfach mit seinen Räten von Abeken und von Keudell im Garten des Hauses bei Kupferberg Gold. Diesem Besuch ist auch indirekt der hohe Schutzzoll für französischen Schaumwein zuzuschreiben*), der die rasche Entwicklung der deutschen Sektindustrie lebhaft unterstützte.

Wir können nicht verhindern, daß das Alkoholgewerbe fortwährend große Männer und große Taten der Nation in Gedankenverbindung mit dem Alkohol, dem Mörder der in ihnen lebenden Volkskraft, bringt; aber gibt es kein Mittel, das Andenken des größten deutschen Staatsmannes vor der (nicht vom Alkoholgewerbe, sondern von einem deutschen Schriftsteller in einer deutschen Wochenschrift zur Anpreisung einer Sektfirma geäußerten) Behauptung zu schützen, er habe genossene private Gastfreundschaft mit einem Akte seiner Dienstgewalt

*) Im Original nicht gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

belohnt? Die Phantasie des Herrn Fedor von Zobeltitz scheint hoch über der Überlegung zu schwirren, daß etwas, was das Reklameschild der Firma Kupferberg ziert, eine Trübung auf dem Ehrenschilde Bismarcks sein könnte. —

Man muß sagen, der Verfasser macht seine Sache gründlich wie ein Bücherrevisor. Er steigt nicht nur in die fünf Etagen tiefen Sektkeller, sondern er läßt sich auch — das deutsche Lesepublikum will Klarheit — die ältesten Geschäftsbücher vorlegen:

> Weit zurück reicht die Geschichte des Hauses Deinhard & Comp. in Koblenz. Die Eintragungen im ältesten Hauptbuch*) der Firma begannen schon am 1. Mai 1794. Auch die ältesten Keller ....

Ein Absatz weiter:

> Die Neubauten der Kellereien in Koblenz, die über dreißig Millionen Flaschen Raum bieten, wurden im November 1875 durch die Kaiserin Augusta eingeweiht*); im Herbst 1893 besuchte auch Kaiser Wilhelm II. die Firma.

Also auch eine Kaiserin wird der Ehre gewürdigt, ein so großes nationales Werk einzuweihen. — Wir übergehen das übrige des Artikels, der mit den Illustrationen volle acht Spalten umfaßt; mag ihn jeder in Nr. 4 der „Woche" von diesem Jahre nachlesen und sich daran erbauen. Ein Satz möge uns noch einen vollen Flügelschlag der Phantasie des Herrn von Zobeltitz geben:

> Von dem Riesenlager des Geschäfts kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß das größte Cuvéefaß die Kleinigkeit von 120 000 Liter enthält; ein Mann, der täglich eine Flasche „Müller-Extra" trinkt, müßte also 438 Jahre alt werden, um dies gigantische Faß zu leeren — und dann müßte er auch schon am Tag seiner Geburt mit dem Pokulieren beginnen.

Nun sollen die Abstinenten noch einmal behaupten, der Sektgenuß verkürze die Aussicht auf langes Leben!

Auch den folgenden Satz wollen wir nur im Vorbeigehen genießen:

> Selbst die beste Sektfirma verschmäht in unsern Tagen eine gute Reklame nicht.

Na ja.

Wir wollen uns auch nicht dabei aufhalten, daß in dem Aufsatze des Herrn v. Zobeltitz die deutsche Benennung des Schaumweins hervorgehoben und dabei dann mit beneidenswerter Gelassenheit die Reihe der folgenden deutschen Namen genannt wird: Müller extra, Burgeff extra Cuvée, Hoehl extra dry, Keßler Cabinet usw.

Wir wollen uns nur einmal vor Augen halten, wie herrlich weit wir es gebracht haben: Der deutsche Ehrgeiz sucht etwas darin,

*) Im Original nicht gesperrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein geist- und gemütverdumpfendes Genußmittel, das bis dahin nur vom Auslande zu haben war, im eigenen Lande noch vollkommener herzustellen. Und das Geschäft mit diesem Genußmittel wird zu einer Angelegenheit nicht nur der patriotischen Begeisterung, sondern auch schon der deutschen Literatur gemacht. Herr Fedor von Zobeltitz wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er an der Oberfläche haften bleibe; er wollte in die Tiefe gehen, und also stieg er in den deutschen Schaumweinkeller. Aus seinem Aufsatze ersieht man, welch großartige Anlagen wir in den Sektkellereien haben, die fünf Etagen und mehr in die Tiefe gehen, eine Höhlung, von deren Größe man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man bedenkt, daß sie die sämtlichen Bücher und Schriften des Herrn Fedor von Zobeltitz in sämtlichen gewaltigen Auflagen und in sämtlichen zahllosen Exemplaren verschlingen könnte.

Ich fürchte nur, die Herrlichkeit eines Landes, das so unterkellert ist, könnte eines Tages ruhmlos einstürzen. Jonny John.

# Rund um uns

**Schulvereinigung und Pfadfinderinnenbewegung.** Immer mehr ringt sich die Überzeugung durch, daß Einrichtungen getroffen werden müssen, um den Mädchen gerade so gut wie den Knaben die Wohltat unserer modernen Jugendpflege zuteil werden zu lassen. Es fragt sich nun, wie das am besten geschehen kann. Familie und Schule waren früher die alleinigen Erzieher. Die Hilfe der Familie bei der Jugendpflege in Anspruch zu nehmen, ist in den meisten Fällen nicht möglich. Im Gegenteil, heutzutage muß leider nur zu oft die Jugendpflege die Familienerziehung stark unterstützen, da die Eltern vielfach nicht genug Zeit für ihre Kinder erübrigen können. — Also bleibt als Hauptbeteiligter an der Jugendpflege die Schule, wenn man nicht überhaupt neue Kräfte für die neue Arbeitsleistung heranzuziehen versuchen will. Was ist nun die beste Lösung dieses schwierigen Problems?

Das Naheliegendste ist natürlich, die Schule zum Träger des modernen Jugendpflegegedankens zu machen. Wird dadurch aber nicht der Schule zu viel aufgebürdet? Ferner, liegt nicht ein gewisser Widerspruch schon an sich in der Forderung, daß die Schule auch außerhalb der Schule zu wirken versucht? — Auf alle Fälle hat die Schule tatsächlich vielfach zu versuchen begonnen, selbst Jugendpflege auch außerhalb ihres eigentlichen Gebietes zu leisten. Hierdurch ist die „Schulvereinigung" (vielfach auch „Schulwanderbund" genannt) entstanden. Was vermag nun solch ein Schulverein zu leisten? — Worin besteht seine Eigenart? — Die Führerschaft einer solchen Vereinigung, die einer Schule angeschlossen wird, bilden natürlich Lehrer und Lehrerinnen der betreffenden Anstalt, und die Mitglieder ihre Schülerinnen. Der Schulgeist wird also — allerdings in etwas abgeänderten Formen — auch außerhalb der Schule weiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirken. Es kommt dabei etwas Uneinheitliches heraus, das aber doch nichts wirklich neues Eigenartiges werden kann. Darin liegt die Hauptschwäche dieser ganzen Einrichtung.

Aber weiter. In der Schule steht die Schülerin der Lehrerschaft unter stark veränderten Bedingungen gegenüber, als außerhalb der Schule, bei den Veranstaltungen der Schulvereinigung. Und doch sind es dieselben Schülerinnen, dieselben Lehrer. Durch diese Zwiespältigkeit wird nicht nur die Jugendpflege, sondern leicht auch die Schulleistung leiden. Strenge Schuldisziplin und freiwillige Unterordnung sind zu verschiedene Prinzipien. Wenn beide Richtungen nachher durcheinander gebracht werden, gibt es eine unüberwindliche Unklarheit, die die unangenehmsten Folgen zeitigt. Aber noch eine viel größere Gefahr kann sehr leicht entstehen: durch die Abhängigkeit von der Macht der Schule wird sowohl auf die Lehrerschaft, wie auf die Schülerinnen ein gewisser, wenn auch oft unbeabsichtigter Zwang ausgeübt, sich an den Veranstaltungen der Schulvereinigung zu beteiligen. Die Beteiligung ist nicht mehr ganz freiwillig. Unfreiheit aber vernichtet den Hauptwert der Jugendpflege, denn ihr größtes Ziel ist doch gerade, zu ethischer Freiheit und Selbstverantwortlichkeit zu erziehen.

Aber selbst gesetzt den Fall, man brächte eine völlig ideale Schulvereinigung zustande, wo auch nicht der leiseste Druck von der Schulleitung zu fühlen wäre, ein Nachteil wird nie zu überwinden sein: soziale Erziehung im weitesten Sinne des Wortes kann doch nicht geleistet werden, da die Mitglieder einer Schulvereinigung nicht mit Schülerinnen anderer Schulen und dadurch anderer Gesellschaftsklassen zusammen kommen. Überbrückung sozialer Gegensätze ist jedoch eins der schönsten Ziele, die sich unsere moderne Jugendpflege gesetzt hat. Die jetzige scharfe Abgrenzung der verschiedenen Gesellschaftsklassen in den verschiedenartigen Schulen — ich denke hier nicht nur an die große Kluft zwischen Volksschule und höherer Schule — macht den Versuch einer Überwindung des Trennenden der verschiedenen Gesellschaftsklassen besonders notwendig.

Soziale Erziehung durch praktische Gewöhnung zu veredeln, hat sich die seit einigen Jahren mit großer Macht einsetzende Pfadfinderinnenbewegung als eine ihrer höchsten Aufgaben gestellt. Sie ist überhaupt in vieler Hinsicht ein gutes Beispiel für die neue Lösung der Frage, wie die große, moderne Jugendpflegearbeit zu bewältigen ist. Die einzige Möglichkeit einer praktischen Durchführung der angestrebten Ideale ist: es müssen neue Organisationen außerhalb der Schule geschaffen werden. Jeder Gebildete wird nach Möglichkeit zur Mitarbeit an dieser gewaltigen Aufgabe herangezogen, — daß hier die Lehrerschaft besonders kräftig mitarbeiten muß und es auch bereits getan hat, ist selbstverständlich. Der erste große Vorteil, den diese allgemeine Mitarbeit hat, liegt klar auf der Hand. Es wird so eine viel größere Zahl von Mitarbeitern gewonnen, was schon allein von unschätzbarem Wert ist. Zweitens, durch die Verschiedenartigkeit der Mitarbeit ist von vornherein jede Einseitigkeit ausgeschlossen, die beste Vorbedingung dafür, daß auch wirklich allseitig für das Leben vorbereitet wird, worauf es doch ankommt.

Die Pfadfinderinnenbewegung kann zudem auch die hohe, ethische Forderung erfüllen: bei der Aufnahme von Mitgliedern darf weder nach Stand, noch Konfession, noch politischer Überzeugung der Eltern der Mädchen gefragt werden. Da die Pfadfinderinnenvereinigung ihre Mitglieder nicht im Anschluß an eine bestimmte Schule aufnimmt, überhaupt auch nicht im geringsten an irgendwelche Schuleinteilungen gebunden ist, so kann man es auch ohne zu große Schwierigkeiten erreichen, daß die Gruppen nicht wie die Schulklassen in gleiche Altersgemeinschaften geteilt werden. Das ist erzieherisch von allergrößter Wichtigkeit. Unsere ganze Zeit drängt darauf hin, daß die Lebensführung der Frau sich stetig umgestaltet. Die moderne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frau wird immer mehr an große Lebensgemeinschaften gewöhnt, und die Gefahr zeigt sich, daß eine Abneigung gegen den engeren, kleineren Familienkreis entsteht, der zudem noch eine große Rücksichtnahme auf jüngere und schwächere Mitglieder unbedingt fordert. Eine segensreiche, moderne Jugendpflege für das weibliche Geschlecht muß daher größtes Gewicht darauf legen, daß kleine Erziehungsgruppen mit Mitgliedern von verschiedenem Alter eingerichtet werden. Unsere Schule kann diesen beiden wichtigen Forderungen nicht gerecht werden. Um so mehr muß die Pfadfinderinnenbewegung hier günstige Erziehungsbedingungen schaffen.

Durch die größere Anzahl der Führer und Erzieher werden kleinere Erziehungsgruppen ermöglicht. (Bei den Hamburger Pfadfinderinnen sind nur etwa 10 bis höchstens 20 Mitglieder in einer Gruppe.) Durch die völlige Auswahlfreiheit ist es angängig, in einer Gruppe Mädchen von ganz verschiedenem Alter zusammenzubringen. (Bei den Hamburger Pfadfinderinnen sind die Mitglieder etwa 10 bis 18 Jahre alt.) So bekommen die Gruppen einen Familiencharakter, der dadurch noch erhöht wird, daß neben der Frau auch der Mann — „die Wandereltern" — an der Erziehung teilnimmt. Durch das verschiedene Alter der Mitglieder in den einzelnen Familiengruppen kann sich die schönste weibliche Eigenschaft, die Mütterlichkeit, prächtig entwickeln. Alle Mitglieder lernen von klein auf sich daran gewöhnen, auf jüngere und schwächere Rücksicht zu nehmen und überall hilfreiche Hand zu leisten. Mit einem Worte, die Pfadfinderinnen werden zu einstigen, tüchtigen Familienmitgliedern erzogen. Da die Lehrerschaft in der Pfadfinderinnenbewegung einen hervorragenden Anteil nimmt, so ist auch dafür gesorgt worden, daß die Bewegung auf wertvoller, pädagogischer Grundlage aufgebaut ist, und daß nicht der große Fehler gemacht wurde, außerhalb der Schule ebenfalls Unterricht zu geben, wodurch eine starke Überbürdung die sichere Folge sein würde. Auf schöne Wanderungen, Gartenbau, Gesang und Reigentanz, Spiele und Gruppenveranstaltungen der verschiedensten Art wird besonderes Gewicht gelegt*). So erzieht die Pfadfinderinnenbewegung Hand in Hand mit Familie und Schule die heranwachsende weibliche Jugend körperlich und seelisch zu gesunden, fröhlichen und leistungsfähigen Frauen, und das muß das Ziel der Jugendpflege sein.

**Dr. Ernst Förster.**

**Ein Jugendtag.** Die deutsche Jugend bekundet immer mehr ihren Willen, unser Volk gesund und stark zu machen. Auf die Dauer wird auch das ganze Volk diesem Willen zu Kraft und Gesundheit nicht widerstehen können. Ganz langsam sind in unserm Volke — von unten herauf und noch immer im wesentlichen von den unteren Schichten des Volkes getragen — Menschen erstanden, die es nicht länger mit ansehen mochten, wie der größte Teil des Volkes seine Kraft mit Nichtigkeiten und bloßen Genießereien vergeudete.

Vor 30 Jahren sammelten sich in Deutschlands Norden die ersten Guttemplerlogen. Vor 16 Jahren wurde in ihnen zuerst getrieben, was heute unter dem Schlagwort „Jugendpflege" überall und mit größtem Aufwand von Staatswegen, von Körperschaften und von Einzelpersonen befürwortet, begünstigt und betrieben wird. Das Jugendwerk im Guttemplerorden ist bisher wenig an die große Öffentlichkeit getreten. Es hat zurückhaltend und still gearbeitet wie die Alten auch; schöne Erfolge wurden erzielt, aber man freute sich nur im kleinen Kreise daran.

Dann kam der Wandervogel. Es kamen Vereine mancherlei Art, die aber vom gleichen Geiste beseelt waren. Es kam mit einem Worte: die neue Jugend.

*) Über Ziele und Erfahrungen der Pfadfinderinnenbewegung berichtet der Verfasser eingehend in seiner Schrift „Pfadfinderinnen" im Verlag von Otto Spamer, Leipzig 1914.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und als ein Fest der neuen Jugend muß man auch den Guttempler-Jugendtag bezeichnen, der in den Pfingsttagen nahezu 1000 lebensfrohe und zukunftsfreudige Menschen nach Weißenfels an der Saale zusammengeführt hatte.

Ein Fest der Jugend war's. Aber es waren auch Tage und Stunden ernster Arbeit und ernster Auseinandersetzungen.

Was von der Arbeit zu sagen ist, das zeugt von einem starken Willen unserer Jugend zur Gesundheit: das Rauchen und das Verhalten zum andern Geschlecht standen im Mittelpunkt der Besprechungen.

Mit dem Rauchen wurde man schnell fertig: die Jugend selbst verlangte mit dem ganzen ihr eigenen Ungestüm ein Rauchverbot. Sie wollte nicht abwarten, wollte es nicht auf den guten Willen und den guten Ton des Einzelnen ankommen lassen. Sie wollte mit aller Bestimmtheit, daß an allen Veranstaltungen, Festen, Wanderungen usw. das Rauchen allen Teilnehmern, den Erwachsenen ebenso wie den Jugendlichen, den Gästen ebenso wie den Guttemplern selbst, verboten sein solle. Und einstimmig wurde dieser Antrag zum Beschluß erhoben. (In Weißenfels selbst war er übrigens schon während des ganzen Jugendtages gültig.)

Das Verhältnis zum andern Geschlecht ist eine schwierige Frage — schwierig insbesondere, wenn man bedenkt, aus welchen Kreisen ein großer Teil der jungen Guttempler kommt; wenn man bedenkt, daß sie hundert und tausend Gefahren ausgesetzt waren und sind, und sich nun mit einem Male in einer Gemeinschaft wie Schwestern und Brüder fühlen sollen. Solch schwierige Fragen in großen Versammlungen zu erörtern, ist ein Wagnis! Aber es gelang, dank dem reinen und frischen Geist, der diese neue Jugend beseelt. „Als Freunde und Kameraden wollen wir zueinander stehen. Mit Spiel, Sport, Arbeit wollen wir uns über Anfechtungen hinweghelfen. Und als nüchterne Jugend können wir das." Das war der Kern dessen, was in wirklich schöner Weise von jungen Burschen und Mädchen vorgebracht wurde.

Gegenüber der großen allgemeinen Bedeutung dieser Fragen trat alles andere, was noch besprochen wurde, zurück. Es sind Fragen, die für das Guttempler-Jugendwerk selbst von größter Bedeutung sind, die aber dem Außenstehenden nur sagen könnten: hier gibt es eine Gemeinschaft, in der vermöge straffer Ordnung Zukunftsarbeit geleistet wird. —

Und nun die Feste! Man kann sie nicht schildern, diese Feste der neuen Jugend. Man kann sie nur miterleben. Und wer sie miterlebt hat, der zehrt von seinen Erlebnissen lange, lange Zeiten wie von einem unvergänglichen Schatz.

Feste von ehemals und Feste von heute! — Ehemals steife Festtagsgewänder, die wohl geschont werden mußten und nur über dem Menschen hingen. Heute eine bunte Farbenpracht, an der man sich nicht satt sehen kann. Man jauchzt: Farben, Farben, Farben .... Und immer neue Bilder erlebt man, sei's an den Feuern und beim Lagern, sei's beim Singen, sei's beim Reigentanz. Und das Volk findet ganz langsam und zaghaft sich hin zu diesem neuen Geschlecht. Für Augenblicke steht's noch fremd schauend dabei, vielleicht voll kritischer Gedanken noch. Aber dann wurde doch aus dem Fest der Guttemplerjugend ein wahres Volksfest, das auch der Masse zeigte: eine schönere Zeit bricht an, sie verpönt den Rausch, weil Rausch Krankheit ist, kein edles Leben! Für Augenblicke sahen die Bewohner des Städtchens noch staunend auf diese frischen Buben und Mädchen, die zu einem Tausend etwa durch die alten Straßen zogen, ihre Lieder, des Volkes Lieder, sangen und jubelten und lachten.

Für Augenblicke dachte noch dieser und jener Sportsmann: was wollen denn diese schwachen Abstinenten leisten. Und dann erlebte er es und gestand zaghaft: die Leistungen im Sport gehen über die durchschnittlichen Leistungen hinaus. Dann staunte er: auch die Mädels messen ihre Kräfte im Sport. Und sie zeigten: wir deutschen Mädchen sind nicht die Salon- und Zierpuppen, als die man uns so oft hinstellt; wir sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kräftige deutsche Mädchen, wollen kräftige, gesunde, frohe, deutsche Mütter werden.

Und wenn die Tage zur Neige gingen, dann sammelten sich die Hunderte in großen grüngeschmückten Sälen, hörten begeisterten und begeisternden Worten zu, sangen mitsammen die alten Lieder, sahen Tänze und Spiele. Und erlebten die ganze Schönheit und Gestaltungskraft, die sich ausprägt in der rhythmischen Gymnastik, die ein Jaques-Dalcroze uns gab. Da tat sich vielleicht am allergewaltigsten die Schönheit des menschlichen Körpers kund, die es wiederzufinden galt, die es zu retten, zu erhalten und zu pflegen galt — eine Aufgabe, die von keinem sonst gelöst werden kann als von einer enthaltsamen Jugend.

Was der Jugendtag den Einzelnen gegeben hat, vermag man vielleicht aus meinen Worten herauszulesen. Was er der Gemeinschaft der jungen Guttempler gegeben hat, das ist der Wille zum Sieg und die unerschütterliche Hoffnung an ein Gelingen dessen, wofür diese Jugend alle ihre Kräfte einsetzt!*)

**Karl Wilker.**

**9. Deutscher Esperanto-Kongreß.** In Anwesenheit von Vertretern der staatlichen, militärischen und städtischen Behörden wurde am Pfingstsonntag in der Gutenberghalle des Buchgewerbehauses zu Leipzig der 9. Deutsche Esperanto-Kongreß feierlich eröffnet, zu dem sich über 600 Teilnehmer aus allen Gauen Deutschlands und auch verschiedene ausländische Esperantisten eingefunden hatten. Die außerordentlich hohe Beteiligung, die die diesjährige Tagung des Deutschen Esperanto-Bundes, e. V., zu verzeichnen hat, ist ein Beweis für das gute Fortschreiten der Esperantobewegung in Deutschland. Der Bundesvorsitzende, Oberamtsrichter Reinking, Braunschweig, eröffnete die Versammlung mit herzlichen Begrüßungsworten an die zahlreichen Ehrengäste und Teilnehmer. In seinen Ausführungen betonte er besonders, daß Esperanto trotz seines internationalen Charakters doch nicht als antinational betrachtet werden dürfe, daß der Deutsche Esperanto-Bund bei allem Streben für die Einführung der Esperantosprache ein Verfallen in das sogenannte Weltbürgertum vermeide. An den Deutschen Kaiser und den König von Sachsen wurden Huldigungstelegramme abgesandt. Geh. Reg.-Rat Ebmeyer sprach als Vertreter der Kgl. Kreishauptmannschaft Leipzig seine Befriedigung aus über die vom Vorsitzenden erwähnten Ziele des Bundes und stellte die Unterstützung der staatlichen Behörden in Aussicht. Sehr bemerkenswert waren die längeren, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Polizeidirektors Dr. Wagler, der als Vertreter des Rats und der Polizeidirektion Leipzig sprach. Er hob den ungeheuren Nutzen hervor, den Esperanto als Welthilfssprache im Kampfe der Polizei gegen das internationale Verbrechertum haben könne. Prof. Schauerhammer begrüßte die Versammlung im Namen des Sächs. Esperanto-Institutes in Leipzig, während Landtagsabgeordneter Dr. Steche, Leipzig, als Vorsitzender des Verbandes Sächsischer Industrieller und als Vizepräsident des Hansabundes die Unterstützung der Esperantosache durch diese Vereinigung zusagte. Prof. Dr. Föhr, Direktor des Friedrichs-Polytechnikums in Köthen, erwähnte die guten Ergebnisse, die die Einführung des Esperanto als Pflichtfach für Handelsingenieure an seiner Anstalt ergeben hat. Im Namen ihrer Vereinigung sprachen dann Stettler, Bern, Vizepräsident der Universala Esperanto-Asocio (Esperanto-Weltbund) und Oberpostpraktikant Behrendt, Breslau, Vors. d. Internationalen Vereinigung esperantistischer Post- und und Telegraphenbeamten. Schließlich hielten noch einige ausländische Esperantisten kurze Begrüßungsansprachen.

*) Ein Bericht über den Jugendtag, in dem Bilder das gedruckte Wort ergänzen, wird vorbereitet und um 50 Pf. vom Ausschuß für den Guttempler-Jugendtag in Weißenfels (Saale), Kugelberg 57 zu beziehen sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann ergriff Schulrat Prof. Dr. Rohrbach, Gotha, das Wort zu seinem ausgezeichneten Festvortrage. In glänzenden Ausführungen, die er durch überzeugende und trefflich gewählte Beispiele erläuterte, wies er die besonders von Sprachwissenschaftlern gegen Esperanto erhobenen Vorwürfe zurück und betonte die Notwendigkeit, die Sprache in ihrer jetzigen Form, die für alle Bedürfnisse des modernen Lebens vollkommen genüge, zu verbreiten. Die Esperantisten sollten sich keinesfalls durch etwa neu auftauchende Systeme, die sicher nichts Besseres bieten können, in ihrer Werbetätigkeit hindern lassen. — Die Ausführungen des Redners fanden den ungeteilten, lebhaften Beifall der Versammlung.

Vor der Versammlung wurde am Denkmal des ersten Weltsprachlers Leibniz ein Lorbeerkranz niedergelegt.

Viel Beachtung findet in der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik das Esperantohaus. Es enthält eine gedrängte Darstellung der Entwicklung der Esperantobewegung an der Hand von statistischen Tafeln und Karten, Lehr- und Wörterbüchern in allen Kultursprachen (auch für Blinde), literarischen Werken und zahlreichen Beweisen für die schon jetzt sehr verbreitete praktische Anwendung des Esperanto auf allen Gebieten.

**Herbergen zur Heimat.** Ein Leser des „Vortrupp" bittet uns um Veröffentlichung der nachstehenden Mitteilung. Wir folgen dem Grundsatze „Man höre beide Teile" und erfüllen die Bitte gern. **Vortrupp.**

Der „Vortrupp", den ich sonst mit freudigem Interesse lese, bringt in Nr. 10 unter der Aufschrift „Lügen" eine Äußerung von Karl Scheel über die „Herbergen zur Heimat" die in unmißverständlichen Worten besagt, daß ihr schöner Name nichts weiter als eine über ein Menschenleben alte, festsitzende Lüge sei, eine Lüge, die wie alle Lügen kurze Beine habe und längst ausgetilgt wäre, wenn man es hätte darauf ankommen lassen. Damit hat Herr Scheel über die nahezu 500 Herbergen zur Heimat im deutschen Lande das härteste Urteil gefällt, das überhaupt möglich ist. Denn wenn die Herbergen zur Heimat ihren schönen Namen, der ihren Daseinszweck so schön ausdrückt (nämlich den heimatlosen Wanderern für die Zeit ihres Aufenthaltes eine heimatliche Stätte zu bereiten) die ganzen 60 Jahre ihres Bestehens nur als Aushängeschild benutzt hätten, ohne auch nur den Willen zu haben, ihn in die Tat umzusetzen (denn dann erst könnte man ja von einer Lüge reden), dann hätten sie allerdings keine Daseinsberechtigung. Und es wäre verkehrt, zu ihrer Verteidigung auch nur ein Wort zu verlieren, denn wenn ihr Name schon eine Lüge wäre, dann würde jedes Wort zu ihren Gunsten erst recht als eine Lüge angesehen werden. Die Verteidigung wird auch schon dadurch erschwert, daß sich der Richter nicht einmal die Mühe gibt, sein vernichtendes Urteil zu begründen, so daß man nicht erfährt, was ihm an den Herbergen zur Heimat nicht gefällt, und wo man mit ihrer Verteidigung einsetzen soll.

Aber vielleicht ist Herr Scheel so freundlich, den Vorwurf der Lüge fallen zu lassen und wenigstens die Möglichkeit zuzugeben, daß die Herbergen den guten Willen haben, ihren schönen Namen in die Tat umzusetzen. Ja, wenn er sich genauere Kenntnis von den Herbergen zur Heimat verschaffte, würde er, je länger je mehr, zu der Überzeugung kommen, daß dies ehrliche Streben jederzeit in den Herbergen vorhanden gewesen ist, daß der Segen ihrer Arbeit nicht gefehlt hat, und daß sie sehr viel zur Hebung des gesamten Herbergswesens beigetragen haben.

Der Schmerz darüber, daß so viele deutsche Handwerksgesellen, die, der alten Sitte folgend, mehrere Jahre ihres Lebens auf der Wanderschaft zubrachten, vorzüglich durch das Herbergsleben ihrem Verderben entgegengeführt wurden, hat den Prof. Clemens Theodor Perthes in Bonn veranlaßt, den damaligen mangelhaften Herbergen eine bessere vorbildliche entgegenzustellen. So

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gründete er im Jahre 1854 die erste Herberge zur Heimat. Dieser ersten ist nach und nach eine große Anzahl anderer zur Seite getreten, so daß jetzt ein Netz von fast 500 Herbergen zur Heimat das ganze Deutsche Reich umspannt.

Die Herbergen zur Heimat sind Unternehmungen, die nicht auf die Erzielung von Gewinn gerichtet sind, sondern sich in erster Linie bemühen, den Wanderern für ihre beschränkten Mittel Obdach und Beköstigung, so gut und reichlich es nur möglich ist, zu gewähren, sie vor Verleitung zum Trunk, Spiel und unordentlichem Lebenswandel zu bewahren und die Gefährdeten so bald wie möglich in Arbeit und geordnete Verhältnisse zurückzubringen. Die Hauseltern, die die Herbergen leiten, sind gegen festes Gehalt angestellt und somit persönlich nicht daran interessiert, einen großen Reingewinn zu erzielen. Die Hausväter haben fast alle eine mehrjährige Ausbildung in einer Diakonenanstalt erhalten und sich Jahre hindurch in verschiedenen Arbeitszweigen der inneren Mission bewährt. Sie bieten Gewähr dafür, daß die Grundsätze, nach denen die Herbergen zur Heimat zu leiten sind, auch zur Geltung kommen. In der ersten Zeit wurde nach den damaligen Anschauungen nur der Branntwein von den Herbergen ausgeschlossen, aber ein mäßiger Bierausschank geduldet. Zurzeit werden in den meisten Herbergen, einige kleinere etwa ausgenommen, nur alkoholfreie Getränke verabreicht. Durch die Herbergen zur Heimat werden viele von den Tausenden, die die Landstraßen bevölkern, vor weiterem Sinken bewahrt und wieder zum Aufstieg gebracht.

Freilich bestimmen Gasthaus, Hausordnung und Gastwirt nicht allein den Geist, der darin herrscht, sondern dieser wird auch wesentlich beeinflußt von den Gästen. Und diese Gäste können sich die Herbergen nicht nach Belieben suchen, wenn sie ihrer Bestimmung treu bleiben wollen, sondern sie müssen die Leute aufnehmen, die arm oder mittellos durch das Land ziehen. Der strebsame, lebens- und arbeitsfreudige Handwerksgeselle, der reist, um zu lernen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, ist jetzt fast ganz verschwunden, und an seine Stelle sind Leute getreten, die durch ungünstige Konjunktur in gewissen Industriezweigen, eigene Mangelhaftigkeit oder Schuld zu Wanderarmen wider Willen geworden sind; oder die Abneigung gegen dauernde Arbeit hat das ihrige getan. Dadurch sind aber auch den Herbergen Grenzen gezogen, inwieweit es ihnen möglich ist, die Herbergen wirklich heimatlich und heimisch zu machen in äußerlichen Dingen, denn sie müssen bei ihren Aufwendungen mit den Preisen rechnen, die diese Art Wanderer zu zahlen willens und fähig sind. Daß die Hausväter ein Herz für ihre Gäste haben und sich Mühe geben, mit Freundlichkeit und Rat und Tat ihnen beizustehen, wenn diese sich raten und helfen lassen wollen, wird wohl niemand bestreiten. Daß im Wanderer- und Wandererarmenwesen noch viele ungelöste und schwer zu lösende Probleme verborgen liegen, wird grade von den Herbergen zur Heimat mit aller Deutlichkeit erkannt, und es kann der Sache nur von Nutzen sein, wenn sich möglichst weite Kreise mit diesen Problemen befassen. Besonders brauchen die Herbergen zur Heimat die Kritik nicht zu scheuen, sie werden vielmehr in um so günstigerem Lichte erscheinen, je eingehender man sich mit ihnen beschäftigt.

Sollte einmal die wiedererwachte Natur- und Wanderfreude in unserm Volke wieder frische, fröhliche Wandergesellen nach alter guter Art auf den Weg bringen, so würde man bald merken, wie schnell und vollkommen sich unsre Herbergen diesen willkommenen Gästen anzubequemen vermöchten, wie sie dieser Bewegung als alkoholfreie, billige Volksgasthäuser zu dienen verständen, und ein wie tüchtiges und brauchbares Material wir in unsern Hauseltern haben. Mit Freuden würden die Herbergen auch auf diese neue Weise der Gesundung und Kräftigung unsers Volkes dienen.

**Kurt Fickert,**
Hausvater der Herberge zur Heimat in Wandsbeck.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 14 16. Juli 1914

## „Auf Fichtes Bahnen."

So lautet der Titel des Berichtes über den Ersten Deutschen Vortrupptag. Dieser Bericht, den unser Geschäftsführer Franziskus Hähnel erstattet hat, ist jetzt im Druck erschienen; warum er jenen Titel tragen darf, werde ich am Schlusse dieses Aufsatzes zeigen.

Es ist der Wunsch der Herausgeber und des Schriftleiters, daß womöglich jeder Vortruppleser diesen Bericht kennen lernen möge. Denn sein Inhalt bildet eine durchaus notwendige Ergänzung zum Inhalt unsrer Zeitschrift selbst. Weil wir dieser Meinung sind, haben wir den Verlag bewogen, das ansehnliche Buch, das 98 Seiten im Vortruppformat umfaßt, noch unter dem Preise von 1 M. 50 Pf., zu dem es zunächst angekündigt war, herauszubringen, nämlich für nur eine Mark.

Es war unter uns erwogen worden, ob man nicht auf einen besonderen Bericht in Buchform verzichten und dann den Inhalt des Berichtes auf eine Anzahl von Heften unsrer Zeitschrift verteilen könne. Das war jedoch nicht ausführbar. Denn selbst wenn jedesmal ein halbes Heft zur Verfügung gestellt worden wäre, hätte sich der Bericht durch mehr als sechs Nummern des „Vortrupp" hingezogen. Und der Erfolg wäre doch nur der gewesen, daß Zeitschrift und Bericht dabei gelitten hätten: die Zeitschrift wäre über drei Monate lang ihren eigenen Aufgaben stark entzogen worden, den Bericht aber hätte ein solches Verfahren jeder Geschlossenheit beraubt.

Ich sagte, der Inhalt des Berichtes bilde eine durchaus notwendige Ergänzung zum Inhalt unsrer Zeitschrift selbst:

Das wird wahrscheinlich schon der finden, der in dem Berichte auch nur die Wiedergabe des Vortrages liest, den Pfarrer Bruns auf dem Vortrupptage über „das Kinderelend und seine Bekämpfung" gehalten hat.

Dann aber gibt der Bericht seinem Leser ein klares Bild davon, wie der Vortrupptag unter zwei großen grundsätzlichen Gesichtspunkten gestanden hat.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den ersten davon habe ich in die Worte zu fassen gesucht, die sich in meiner Festansprache finden, und die so lauten:

> „Für Unklarheiten sind wir nicht zu haben. Was noch ungeklärt ist, gehört in die eigene Brust; dort muß der, der Klarheit sucht, es durchringen, dort oder im vertrauten Gespräche mit andern Ringenden und Suchenden. Nicht aber dürfen sich unklare Dinge, oder nun gar klangvolle Redensarten ohne Inhalt, als etwas Fertiges und Werteschaffendes anspruchsvoll in die Öffentlichkeit stellen — wo das unserer Meinung nach geschieht, da macht der ‚Vortrupp' nicht mit."

Daß das wirklich nicht nur meine persönlichen Gedanken sind, sondern daß ich ein Recht hatte, sie im Namen des „Vortrupp" auszusprechen, das wird, glaube ich, schon bewiesen durch den Verlauf der großen Aussprache über die „Jugendbewegung" und besonders über die „Freideutsche Jugend", eine Aussprache, die viele Stunden des zweiten Verhandlungstages füllte. Diese Aussprache gab uns beiden Herausgebern Gelegenheit, meinen Aufsatz „Marburg" (in Nr. 9 dieses Jahrganges) auf Grund von Tatsachen, die uns erst inzwischen bekannt geworden waren, energisch zu ergänzen; Hans Paasche und ich legen den allergrößten Wert darauf, daß jeder Vortruppleser diese unsre Ausführungen in Leipzig kenne. Einen besondern Wert erhielt diese Aussprache noch dadurch, daß in ihr bekannte junge Führer der „Freideutschen Jugend" ihrer Abneigung gegen das, was Fr. W. Foerster „das weltflüchtige Sichausleben in Allgemeinheiten und vagen Programmen" nennt,*) sehr deutlich Ausdruck gaben. Aus der Mitte der Jugend selbst heraus wurde mehrfach der Wunsch laut, diejenige Jugend, die etwas Andres wolle, als vage Programme, nämlich tatfreudige Arbeit im Sinne des Aufsatzes „Freideutsche Zukunft" im Vortrupp Nr. 19 von 1913, möge sich als „Vortrupp-Jugend" besonders organisieren; ob sich der Drang nach Klarheit in dieser Form den Körper schaffen wird, oder in einer andern, steht noch dahin: daß aber dieser Drang nach Klarheit und das Bedürfnis, die hohen Worte, mit denen man zum Hohen Meißner gerufen hat, nicht Phrasen bleiben zu lassen, in einem großen — wahrscheinlich in dem größten — Teile der Jugend wach ist, das hat der zweite Verhandlungstag in Leipzig bewiesen. Darum wünschen wir, daß ein jeder Freund des „Vortrupp" jene Aussprache kenne (bei der wir übrigens unsre große persönliche

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 12 von 1914, S. 376, Absatz 2.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hochachtung vor Gustav Wyneken, bei aller Ablehnung vieler seiner Ziele und Methoden, zu erwünschtem Ausdruck bringen konnten).

Das Bekenntnis zur Klarheit ist in Leipzig aber auch sonst immer wieder mit aller Bestimmtheit und, wo nötig mit aller Schärfe, in Wort und Tat abgelegt worden. So hat die Haltung der großen Versammlung im Kongreßsaale der Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik es mir deutlich gezeigt, daß ich im Sinne aller Versammelten sprach, wenn ich in meiner Festansprache sagte: „Der „Vortrupp" muß dagegen auftreten, daß der gesunde und notwendige Gedanke der Schulreform noch ferner herabgewürdigt wird durch die, einem unklaren Haß entsprungene, blöde und ungerechte Hetze gegen den Stand der Oberlehrer, die heute in manchen Kreisen Mode ist."*) Und weiter: Es ist ja die Pest aller reformatorischen Bewegungen, daß sich unklare Köpfe und Schwarmgeister an sie zu hängen suchen; nichts schadet aber einer guten Sache mehr als die Gemeinschaft mit Schwarmgeistereien. Darum war es ein besonders günstiges Geschick, das es dem Ersten Deutschen Vortrupptage ermöglichte, einige Schwarmgeister, die auf dem Felde des „Vortrupp" ernten wollten, so energisch abzuschütteln, daß sie und ihresgleichen hoffentlich für immer aus unseren Gebieten verschwunden sind. Es ist uns möglich gewesen, dem Berichte zwei Urkunden beizufügen, die die wahre Natur eines dieser Schwarmgeister ganz überraschend beleuchten; so überraschend, daß die Tatsache, daß der Betreffende auf eine größere Anzahl junger Leute im Wandervogel bisher einen geradezu rattenfängerartigen Einfluß ausgeübt hat, ohne Übertreibung besorgniserregend genannt werden muß. Eine der Richtungslinien, die man am letzten Verhandlungstage für die Vortrupp-Arbeit gezeichnet hat, erklärt den Kampf gegen solche Schwarmgeistereien für eine der unmittelbaren Aufgaben des „Vortrupp"; besonders wirksame Waffen für diesen Kampf kann man der (im Bericht wiedergegebenen) Wald-Rede Hans Paasches vom 7. Juni entnehmen.

Nun aber die Hauptsache: das, wovon der Bericht seinen besonderen Namen erhalten hat; der zweite der großen grundsätzlichen Gedanken, unter denen der Vortrupptag gestanden hat.

Wenn ich diesen zweiten großen Leitgedanken des Vortrupptages n e b e n den soeben zuerst von mir behandelten führenden Gesichts-

*) Vgl. „Vortrupp" Nr. 12 von 1914, S. 374, Absatz 3.

punkt der Tagung stelle, also neben die Absage an jede Unklarheit, so ist das genau genommen gar nicht einmal richtig: in Wahrheit ist diese Absage vielmehr auch erst ein Ausfluß des viel umfassenderen Gedankens, von dem jetzt zu reden ist — nur eine selbstverständliche Folgerung aus dem Bekenntnis zu den Ideen Fichtes (und Kants), das der Höhepunkt des Ersten Deutschen Vortrupptages war.

Die Grundlage dieses Bekenntnisses bildete ja Dr. Reinhard Streckers Vortrag „Fichtes sittliche Forderung an die Jugend".

Schon um dieses Vortrages willen sollte der Bericht, der den Vortrag, vermehrt um eine Reihe wertvoller Anmerkungen des Vortragenden, wörtlich enthält, in den Händen aller unserer Leser sein; um dieses Vortrages willen gehört der Bericht als Weihnachts-, Geburtstags-, Konfirmations-Geschenk in die Hände unsrer Söhne und Töchter, wenn sie heranwachsen.

Möge dann die Wirkung die gleiche sein, wie die mündliche Rede Dr. Streckers sie hervorgebracht hat. Jedem Teilnehmer am Vortrupptage wird es unvergeßlich bleiben, wie ein hochverdienter Hochschullehrer, der jene Wirkung mit ansah (und der richtig erkannte, daß die Arbeit für Das, was wir vom Vortrupp „Rassenhygiene" nennen, eben Das ist, was die Forderungen Fichtes und Kants für unsre Zeit praktisch bedeuten) uns sagte:

> „Für mich ist es ein Ereignis, daß ich diese Verbindung des Gedankens der Rassenhygiene mit dem sittlichen Idealismus Kants und Fichtes habe erleben dürfen. Mir ist ein Lebenswunsch dadurch erfüllt, den ich schon seit meiner Studentenzeit hege, daß in Ihnen vom „Vortrupp" wertvolle Teile des deutschen Volkes und besonders auch der deutschen Jugend sich nicht nur wieder zur Ethik Kants und Fichtes bekennen, sondern auch die Forderungen dieser Großen in praktischer Arbeit an den Bedürfnissen unsrer Zeit zu erfüllen streben."

**Hermann Popert.**

## Guttemplerarbeit.

Heute sind die Guttempler fast überall in deutschen Landen bekannt. Wenigstens dem Namen nach. Und ungefähr weiß man auch, was sie wollen. Viel geschmäht, verlacht, verspottet, aber von den Verständigen, den Nachdenkenden, schließlich doch geachtet, haben sie sich durchgesetzt, zäh ihren Weg verfolgend, unabläßig ihr Ziel im Auge, das Ziel: die Befreiung unsres Volkes vom Alkoholismus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heute sind sie bekannt. Aber vor zwölf, fünfzehn Jahren war das noch anders; nicht zu reden von jener Zeit, als die mächtige Organisation, die jetzt über den größten Teil des Reiches erstreckt, gegründet wurde. Das ist nun bald ein Vierteljahrhundert her.

Ein Häuflein von 9 Logen, denen der Ordensgedanke und die Ordensgesetze von Guttemplern dänischer Zunge übermittelt worden waren, schloß sich am 6. Oktober 1889 zu dem Verbande zusammen, der heute unter dem Namen Deutschlands Großloge II des Internationalen Guttemplerordens jedem Kenner unsres Volkslebens, jeder Behörde bekannt ist. Vor 25 Jahren: 194 Mitglieder in 9 Logen. Heute: 1500 Logen mit mehr als 60 000 Mitgliedern, ungerechnet die ebenfalls nach Tausenden zählende Guttemplerjugend; sie bildet besondre Gruppen im Orden. Damals auf einen kleinen Teil Schleswig-Holsteins beschränkt, jetzt über das ganze Reich verbreitet.

Die genannten Zahlen geben nur eine unvollkommene Andeutung von dem, was wirklich erreicht ist. Denn die mittelbare Wirkung, die von der Guttemplerwerbetätigkeit ausgeht, läßt die zahlenmäßig nachweisbaren Erfolge weit hinter sich zurück. Wenn heute in unserm Volke der Glaube an einen wesentlichen Wert der geistigen Getränke stark erschüttert ist, wenn der Gesamtverbrauch an Alkohol im letzten Jahrzehnt zurückgegangen, wenn in breiten Schichten des Volkes der Trunk während der Arbeit verpönt ist, und ein ständig wachsender Teil unsrer Jugend sich überhaupt vom Alkoholgenuß abkehrt, so ist das — mögen im Laufe der Jahre noch so viele Kräfte mitgeholfen haben — letzten Endes auf die stetige, zielbewußte Arbeit der Guttempler zurückzuführen. Es wäre unrecht und töricht, irgendeiner Alkoholgegnervereinigung ihre Verdienste zu schmälern, aber daß die deutsche Abstinenzbewegung ohne den Guttemplerorden undenkbar ist, daß er die Grundlage und seine tätigen Mitglieder fortgesetzt der eigentliche Sauerteig der ganzen Bewegung sind, wird niemand im Ernste bestreiten können.

Das Wesen des Ordens in seinem innersten Kern zu verstehen und die Kräfte, die er entfaltet, richtig zu werten, ist sehr schwer; schwer sogar für Viele, die selbst dem Orden angehören. Man muß sich hüten, nur nach Äußerlichkeiten zu urteilen, man darf nicht darauf allein sehen, wie der Orden hier und da an die Öffentlichkeit tritt, wie er durch Versammlungen zu werben sucht, wie er seine Feste feiert, Umzüge veranstaltet und Einfluß auf die öffentliche Meinung und Behörden zu gewinnen wünscht; es genügt auch nicht ein flüchtiger Blick in die immer zahlreicher werdenden Logenhäuser, die in großen Städten zum Teil recht stattlich sind, in kleineren Orten den bescheideneren Verhältnissen entsprechen.

Wer das Wesen und die Arbeit des Ordens wirklich ergründen will, der müßte von Rechtswegen jedem einzelnen Guttempler bei seiner Werbearbeit nachgehen. Sofern es sich um wirklich tätige Ordensmitglieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

handelt, würde man überall — ob auf dem Lande oder in der Stadt — den gleichen Wesenszug der Arbeitsweise erkennen können.

Auf dem Lande: Abends nach der anstrengenden Berufsarbeit zwei Stunden Wegs zum nächsten Ort, wo die Loge tagt, nachts denselben Weg wieder zurück, so Sommer und Winter, bei jedem Wetter. — Ein Landarbeiter fertigt mit ungelenken Fingern abends spät bei Lampenlicht den Sitzungsbericht an oder schreibt im Auftrage seiner Loge Briefe, die ihm nicht geringere Schwierigkeiten bereiten. — Es ist Erntefest: ein junger redeungewandter, schwerfälliger Mensch muß wegen seiner Abstinenz den Spott und Hohn seiner gesamten Kameraden ertragen und sich zähneknirschend gestehen, daß ihm dieser Übermacht gegenüber seine starken Fäuste nichts nützen. — Ein älterer Mann, den das Leben hart mitgenommen, der durch den Trunk sich und die Familie ins größte Elend gebracht und dann im Orden Rettung gefunden hat, muß nicht nur den Spöttereien, sondern auch der gewaltigen Versuchung des ständig dargebotenen Glases standhalten.

Oft hat eine schweigende Abwehr, die einfache Verweigerung der Trinkkameradschaft, mehr für den Orden geworben, als laute Reden.

In der Stadt: Von morgens bis abends ist der Stadtreisende unterwegs. Es ist 6 Uhr. Es wäre Zeit zum Essen und Ruhen. Aber da sind noch eine ganze Reihe von Leuten zu besuchen — keine Kunden, sondern Männer, die, wie ihm bekannt geworden, vielleicht für den Orden zu gewinnen wären; sie wohnen weit voneinander entfernt. Was tut's! Die Logensitzung, in der über die Werbearbeit zu berichten ist, beginnt erst um 1/2 9 Uhr. Bis dahin werden die Besuche erledigt sein können. Hunger und Müdigkeit sind vergessen. — Auf dem Bau hat es Streit gegeben. Man hat sich über den verfluchten Wassertrinker geärgert, der sich nicht dumm reden lassen wollte. Nun haben ihn acht Fäuste gepackt, daß er sich nicht rühren kann, und ein hämischer Kerl versucht, dem Überwältigten Schnaps in den Mund zu gießen. — Im Hause des angesehenen Kaufherrn ist eine Festgesellschaft versammelt — — aber nein, das braucht nicht ausgeführt zu werden, das lese man in Hermann Poperts „Harringa", und man vergesse dann auch nicht, gleich das 8. Kapitel des „Harringa" mitzulesen, der von der Guttemplerarbeit handelt, wie sie einst in den Jahren des ersten Ringens zu leisten war. Die Zeiten mögen sich ja in mancher Hinsicht geändert haben, aber die Guttemplerarbeit ist ihrem Wesen nach doch die gleiche geblieben. Sind auf der einen Seite Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden worden, haben sich auf der andern neue, vielleicht noch größere, aufgetürmt.

Was veranlaßt den Guttempler, der es mit seiner Pflicht ernst nimmt, das alles zu ertragen und zu leisten? Er könnte es ja viel leichter haben. Am Ende ließe sich ja auch etwas erreichen, wenn man nicht gar so scharf ins Geschirr ginge! — Es geht eine ganz eigene Überlieferung durch den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Orden, eine Überlieferung, die fordert, „alles zu tun, was in unsrer Macht steht", die Trinksitten zu brechen und das Wohl des Ordens zu fördern. Dies Pflichtgebot hat sich fest und unverrückbar in die Gehirne eingedrückt. Und wenn je eine Forderung des Idealismus innerhalb einer Gemeinschaft zum unumstößlichen Gesetz geworden, so ist es dies Gebot, das der Guttemplerorden seinen Angehörigen vorschreibt.

Das ist das ganze Geheimnis seines Erfolges. Man darf es getrost sagen: Die Geschichte des Guttemplerordens ist eine Geschichte rücksichtsloser Pflichterfüllung und stiller Aufopferung. Wohl mögen sich im Laufe der Jahre Hunderte und Tausende in die Reihen der Guttempler gedrängt haben, lediglich aus dem Gefühl der Schwäche heraus, ohne den ernsten Willen, Andern zu dienen, oder in Gedankenlosigkeit, oder gar aus Eigennutz; aber sie waren keine aufbauenden Kräfte und haben dem Orden nichts von dem Gepräge gegeben, das ihn vor andern Organisationen auszeichnet; sie sind Mittreibende, die der Strom der Entwicklung früher oder später an den Strand wirft. In einer Organisation wie der des Guttemplerordens bleibt auf die Dauer nur der, der unerschütterliches Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl besitzt.

Diese strengen Pflichtengesetze — das ist sehr bemerkenswert — sind nicht von Menschen diktiert, denen eine umfassende Geistesbildung eigen war, und die eben vermöge dieser Bildung zu einer so ernsten Auffassung der Ordensarbeit gelangten. Der Guttemplerorden ist in Deutschland von „kleinen Leuten" eingeführt, die unter den schwierigsten Verhältnissen gegen die öffentliche Meinung ankämpfen mußten und schon eine ganze Weile festen Boden unter den Füßen fühlten, als Ärzte, Geistliche und andere Angehörige der gebildeten Stände in ihre Reihen traten. Der schlichte Mann aus dem Volke hat zuerst die Hände gerührt, als es galt, etwas Praktisches gegen die wachsende Alkoholnot zu unternehmen.

Der schlichte Mann aus dem Volke hat den Guttemplerorden begründet. Darin lag und liegt zum Teil noch heute des Ordens Stärke und — seine Schwäche. Es gibt in ganz Deutschland keine Alkoholgegnervereinigung (auch das Blaue Kreuz nehme ich nicht aus), die so fest im Volke, in den weniger bemittelten Schichten des Volkes, wurzelt wie der Guttemplerorden. In diesen Volkskreisen, in denen es die Verhältnisse nicht möglich machen, das Unheil des Trunkes zu verbergen und zu vertuschen, hat der Orden mit seiner planmäßigen Trinkerrettungsarbeit zuerst und am raschesten Segen zu spenden vermocht. Dieser Segen lag so klar zutage, daß man ihn garnicht verkennen konnte. Man muß mit eigenen Augen das Wunder gesehen haben, daß ein der allgemeinen Verachtung verfallener Mann in ziemlich kurzer Zeit durch den plötzlichen und gründlichen Wandel seiner Lebensweise sich die Achtung der Mitmenschen wieder erwarb, daß seine Familie in gleich kurzer Frist aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

äußersten Not in geordnete Verhältnisse gelangte, um ganz verstehen zu können, wie die Guttemplertätigkeit dort, wo man sie noch gar nicht kannte, auf die Menschen wirkte.

An die gebildeten Stände, unter denen es möglich ist, die Schande des Alkoholleidens bis zu einem gewissen Grade zu verbergen, war es natürlich viel schwerer, heranzukommen. Und wenn es gelang aus diesen Ständen einen Kranken aufzunehmen und ihn zu heilen, so war dieser zumeist mit seiner Familie schon völlig zerfallen und von ihr ausgestoßen, so daß sie gar nicht die Wirkung der Ordensarbeit aus unmittelbarer Nähe wahrnehmen konnte. Und während im andern Falle die Familienmitglieder mit dem Erkrankten zusammen in den Orden traten (die sicherste Gewähr für die Heilung), war die Familie des Gebildeten in der Mehrzahl der Fälle nicht für den Orden zu gewinnen.

Im Laufe der Jahre haben sich die Verhältnisse freilich ziemlich geändert. Heute ist die Trinkerrettung schon lange nicht mehr die einzige Aufgabe des Ordens. Viele seiner Mitglieder stehen sogar auf dem Standpunkte, daß im Verhältnis zur Vorbeugungsarbeit, zur Werbung um die Jugend und Heraufführung eines alkoholfreien Zeitalters, die Trinkerrettung nur eine untergeordnete Rolle spielen dürfe. Und zweifellos geht die Entwicklung dahin, daß immer mehr Kräfte des Ordens für die vorbeugende Tätigkeit und für die Verbindung der Guttemplerarbeit mit andrer sozialer Wirksamkeit frei werden. Das „Jugendwerk" des Ordens — das ist die Organisation der Kinder und, was das Wichtigste ist, der Halberwachsenen — nimmt einen immer breiteren Raum in der ganzen Guttemplerbewegung ein. Vielleicht ist es nur eine Frage der Zeit, daß die Gewinnung der Jugend für den Enthaltsamkeitsgedanken und für ein einfaches, natürliches, gesundes Leben den Kern der ganzen Bewegung bilden wird. Einstweilen dringt allerdings die Ordensleitung, die sich natürlich nicht nur für die innere Erstarkung der Bewegung, sondern auch für das zahlenmäßige Anwachsen des Mitgliederbestandes verantwortlich fühlt, darauf, daß man das Eine tue und das Andre nicht lasse, daß man auch fernerhin die Trinkerrettung, als denjenigen Teil der Arbeit, durch den sich der Orden zu Ansehen und Macht emporgearbeitet hat, nicht gering achte und vernachlässige.

Bei solchem Gange der Entwicklung ist es klar, daß sich heute der Gebildete bei weitem nicht mehr in dem Maße von der Guttemplerbewegung fernhält, wie das früher der Fall war. Unter den Gebildeten, die den Beruf in sich fühlen, sozial zu arbeiten, (man denke z. B. an die vielen, gerade in dieser Beziehung so sehr verdienstvoll wirkenden Volksschullehrer!) gilt es sogar mehr und mehr als Selbstverständlichkeit, daß man — unter den heutigen Verhältnissen — die Grundlage aller sozialen Betätigung, den Kampf gegen den Alkoholismus nicht aus den Augen verliere, und sich deshalb der immer noch tatkräftigsten Alkoholgegnerorgani-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sation, dem Guttemplerorden, anschließen müsse. Aber — das liegt eben in der geschichtlichen Entwicklung begründet — in der Minderheit sind die Gebildeten vorläufig immer noch.

Das wird auch deshalb nicht allzu rasch sich ändern, weil nach wie vor die ununterbrochene Werbung von Mann zu Mann als der oberste Werbegrundsatz gilt, und es bei dieser, an sich unübertrefflichen Werbeart natürlich sehr schwer ist, aus einer Volksschicht heraus in eine andre zu dringen*).

In einer gut arbeitenden Loge erwartet man, daß ständig mindestens einzelne, womöglich alle, Mitglieder sich planmäßig um Männer und Frauen ihres Bekanntenkreises bemühen, ihnen den Enthaltsamkeitsgedanken nahe bringen und sie für den Orden zu gewinnen suchen. Jede andre Werbeart — Schriftenverbreitung, Versammlungen, öffentliche Feste und dgl. — hat nur eine vorbereitende Bedeutung.

Daß eine so ausdauernd und planmäßig werbende Organisation trotz aller Hindernisse schließlich doch auf große Teile des Volkes zu wirken vermag, und daß ihr sich selbst so geschlossene Teile unsres Volkes, wie das Heer und die Flotte, geöffnet haben, ist wohl zu verstehen. Aber ebenso erklärlich ist es, daß doch noch immer Feinde und „grundsätzliche" Gegner in großer Zahl bleiben, auf die der Orden allen Anstrengungen zum Trotz keinen Einfluß gewinnt. Nicht nur solche Gegner, die man etwa „natürliche Feinde" aller Enthaltsamkeitsbestrebungen nennen könnte, weil sie durch die Bewegung in ihren Erwerbsinteressen geschädigt werden, oder weil ihre Lebensweise und Lebensauffassung ein Verständnis für jedes große soziale Werk ausschließen. Auch unter denen, die den Wert und die Notwendigkeit der Alkoholbekämpfung ohne weiteres anerkennen, lehnen Manche doch eine ordensmäßige Organisation mit ihren feststehenden überlieferten Gebräuchen ab. Man nimmt vielfach Anstoß daran, daß die Sitzungen der Guttempler nicht öffentlich sind, daß ihre Verhandlungen sich zum Teil an eine für alle Logen gleichermaßen vorgeschriebene Sitzungsrichtschnur binden, und daß diese Vorschriften, die nach einer alten Gewohnheit mißverständlicherweise das „Ritual" genannt werden, einen religiösen Unterton haben.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß es für den Uneingeweihten nicht leicht ist, die Zweckmäßigkeit dieser Gebräuche zu erkennen. Man kann

*) Es soll nicht bestritten werden, daß noch manche andere Gründe das Eindringen des Ordens in den Stand der Gebildeten erschweren; u. a. auch der Umstand, daß der Orden ganz folgerichtig — im Gegensatz zu anderen Abstinenzvereinigungen — von seinen Mitgliedern verlangt, daß sie nicht nur selbst enthaltsam leben, sondern in ihrem Hause auch völlig mit den Trinksitten brechen und daher ihren Gästen grundsätzlich keine geistigen Getränke vorsetzen. Das gesellschaftliche Leben der Gebildeten aber ist so sehr mit der Trinksitte verknüpft, daß dieser gänzliche Bruch mit den Gepflogenheiten des geselligen Verkehrs — bei der, schon von Bismarck beklagten, mangelnden „Civilcourage" so vieler Gebildeten — vielfach von „schwachen Gemütern" als eine zu harte Zumutung empfunden wird.

natürlich auch darüber verschiedener Meinung sein, ob diese Ordenseinrichtungen, die übrigens im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen erfahren haben*), dauernd und unter allen Umständen für eine planmäßige Bekämpfung des Alkoholismus erforderlich oder praktisch sein werden. Es wäre aber töricht, dabei die ungewöhnlichen Erfolge nicht zu berücksichtigen, die der Orden zweifellos gerade seinen besondren — vielleicht hier und da etwas altväterisch anmutenden — Formen verdankt. Denn darüber besteht gar kein Zweifel, daß zum mindesten in den einfacheren Volksschichten sich diese Formen glänzend bewährt haben. Man kann das Gleiche nicht von den mannigfachen Versuchen behaupten, an Stelle der ordensmäßigen Organisation eine andre zu setzen. Gewiß wird auch in den meisten andern deutschen Abstinenzvereinigungen tüchtig gearbeitet, und die Erfolge sind erfreulich. Aber an Geschlossenheit der Organisation haben jene Vereine den Orden nicht erreicht. Jeder andre Verein ist leichter zu gründen als eine Guttemplerloge, aber der feste Zusammenhalt der Loge bietet im allgemeinen die Gewähr für ein längeres Bestehen.

In dem Ritual des Ordens, das in seiner ältesten, jetzt nicht mehr gebräuchlichen, Form von amerikanischen Methodistengeistlichen herrührt, liegt ein tiefer, bedeutender Sinn. Wer unter keinen Umständen eine religiöse Form erträgt, wird diesem Ritual schwerlich gerecht werden können, und man wird sich auf sein Urteil nicht verlassen dürfen. Auch hat derjenige, der nicht die Fähigkeit besitzt, die — hier und da vielleicht etwas starren — Formen des Ordens mit eigenem Geist zu füllen, nicht das Recht, diese Formen zu verspotten und sie als veraltet beiseite zu schieben. Wer weiß, ob nicht die verachtete Form doch imstande ist, ihm Werte zu schaffen, ohne daß er sich dessen klar bewußt wird!

Für die Leiter des Ordens ist es natürlich ganz ungemein schwierig, die Formen, die — wie schon erwähnt — nicht unwandelbar sind, den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen, und alle außerhalb und innerhalb des Ordens auftauchenden Kritiken ihrem wirklichen Werte nach zu würdigen. Wie denn überhaupt die besondren Verhältnisse des Ordens, die Zusammensetzung der Mitglieder aus fast allen Volksschichten und die weitgehende Selbstverwaltung der Unterorganisationen bei den leitenden Persönlichkeiten großen Takt, eine vorzügliche Kenntnis des Volkslebens und Verständnis für manche Eigenart erheischen. Was die Männer leisteten, die in dem vergangenen Vierteljahrhundert die Organisation geleitet, entwickelt und gefördert haben, ist wahrlich nicht gering zu achten, und die strenge Auffassung von Pflicht und Verantwortung, die schon unter allen andern tätigen Ordensmitgliedern üblich ist, muß ihnen

*) Der Guttemplerorden ist vor ungefähr 60 Jahren in Nordamerika gegründet worden und hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit über alle Erdteile verbreitet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erklärlicherweise in besondrem Maße eigen sein. Wer im Guttemplerorden eine führende Stellung einnimmt, weiß, was Arbeit und Opfer bedeuten. —

In diesen Julitagen versammeln sich die Vertreter der Großloge II des Internationalen Guttemplerordens in Flensburg, derselben Stadt, in der einst die Organisation gegründet wurde. Zu diesem Gedenkfeste werden dem Orden sicherlich von vielen Seiten Festgrüße und Glückwünsche dargebracht werden. Man wird wünschen, daß der Orden in der so erfreulichen Entwicklung, die er in Deutschland erfahren, fortschreiten, und daß er auch weiter unserm Volke ein Glückbringer und Krafterneuerer sein möge.

Auch der „Vortrupp" will unter den Glückwünschenden nicht fehlen. Was er den Männern, den Frauen und der Jugend des Ordens zu diesem Feste zu sagen hat, ist das: Bewahrt Euch die alte Stoßkraft, bleibt stark im Idealismus und glaubt an den Sieg!

**Reinhard Kraut.**

## Gartenstadt-Illusionen.

Diese Worte werden niedergeschrieben, um alle Gleichgesinnten zu suchen und zu verbinden. Diese Worte werden ausgehen ohne Illusion über ihre Wirkung, aber notgedrungen. Notgedrungen, weil der Gartenstadtgedanke nur dann sieghaftes Leben werden kann, wenn alle, die ihm Vortrupp sein wollen, sich zu gemeinsamen Taten einen, ohne alle Illusionen, und doch mit stahlhartem Zukunftswillen!

Über die Entwicklung der Gartenstadtbewegung hört man jetzt öfter die Einen oder Andern vermelden, „daß die Gartenstädte in letzter Zeit ja nur so wie Pilze aus der Erde schießen". Das ist falsch und beruht zunächst auf einer wahrhaft babylonischen Begriffsverwirrung, aus der heraus man seelenruhig die schönsten Gegensätze zusammenwirft. Denn eine wirklich bodenreformerische, gemeinnützige oder genossenschaftliche Gartensiedlung ist in allem und jedem der schärfste Gegensatz zu allen äußerlich vielleicht noch so ähnlichen Siedlungen, die aber diese innere Verfassung, diese Seele nicht haben. Der Name „Gartenstadt" ist ein Wort, ein Aushängeschild geworden, so etwa wie sich eine Zeitlang mal jedes Nest, das Fremdenverkehrsgelüste verspürte, „Luftkurort" nannte. Recht deutlich zeigt sich das an folgendem Satz, den ich vor einiger Zeit in dem biederen Lokalblättchen einer mitteldeutschen Stadt fand: „die Gartenstadtbewegung hat im letzten Jahre in unserer Stadt erhebliche Fortschritte gemacht, besonders im westlichen Stadtteil, wo unser neues Schlachthaus ganz im Stile der Gartenstadtbewegung gebaut ist." — !

Man wolle dies durchaus nicht für eine vereinzelte Ausnahme halten. Wenn's so weiter geht, wird in ein paar Jahren die Zahl

solcher „Gartenstädte" Legion sein, auf die ein Vers als Motto paßt, mit dem vor einigen Jahren schon die „Fliegenden Blätter" sich über diesen Unfug lustig machten, und der also hieß:

„Hat irgend eine Gegend wann, drei Häuser ohne Vis-a-Vis,
So nennt man voll Emphase dann, sie eine Villenkolonie.
Und ziert sie gar sogar ein Baum, der auch vielleicht noch Blätter hat,
Und dann und wann gar Blüten treibt, nennt man sie eine Gartenstadt"!

Es ist gewiß ein Unfug, wenn Terraingesellschaften und Baukonsortien irgendwelcher Art für ihre Gründungen, Villenkolonien, Landhaussiedlungen u. dgl. den Namen „Gartenstadt" wählen. Aber dieser Unfug wäre nicht der Rede wert, wenn nicht die große Masse gedankenlos genug wäre, ihn mitzumachen; denn nichts kann natürlich gewissen Leuten, die lediglich verdienen wollen, lieber sein, als wenn die allgemeine Dummheit in volkswirtschaftlichen und rechtlichen Fragen durch solche Verwirrung grundlegender Begriffe gefördert wird!

Nach welchen Merkmalen kann und muß man nun eine klare Scheidung dieser so wesensverschiedenen Gartenstadtgebilde vornehmen? So plumpe Abgeschmacktheiten wie die „Gartenstadt auf dem Tempelhofer Feld" oder die Wilmersdorfer „Gartenterrassenstadt" des Kommerzienrats Haberland kann man ja bei oberflächlicher Betrachtung schon ohne weiteres ausscheiden. Aber bei einer ganzen Reihe von Siedlungen müssen wir doch tiefer auf Herz und Nieren prüfen. Es kommt vor allem auf den Geist an, der die Form, das äußere Gehäuse schafft. Sehr bezeichnend dafür, daß diese Tatsache gerade in der Praxis empfunden wird, ist ein kürzlich erschienenes Buch über die 10jährige Entwicklung der großen Gartenstadt Letchworth in England; der Verfasser Purdom, der von Anbeginn an für die Gartenstadtidee gearbeitet hat, sagt dort einmal Folgendes: „Die ‚Gartenstadt' ist für Neunzehntel aller wahrhaft an ihr Anteil Nehmenden mehr als ein bloßes Wohnungsreformexperiment, mehr als Städtebau und gemeinnützige Landerschließung, ja mehr als hygienisches Vorbild: sie ist ihnen Etwas mit einer Seele, und deshalb hülfe es Letchworth nichts, und hülfe es der ganzen Gartenstadtbewegung nichts, wenn sie die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ihrer Seele!"

Die Kernfrage möchte ich demnach so fassen: Welches sind die Kräfte, die eine Siedlung schaffen? Welche geistigen und wirtschaftlichen Kräfte sind es, die gerade an der Stelle und in der Art eine Siedlung schaffen. Zählen wir die gewöhnlichen Kräfte einmal auf: Bei den Villenkolonien ist es das

reine Geldinteresse der Terraingesellschaft als Grundbesitzerin; bei den meisten Eigenheim-Siedlungen vorwiegend das Erwerbsinteresse der Bauunternehmer; bei den meisten gemeinnützigen Unternehmungen das Interesse, dem Wohnungsmangel abzuhelfen, vorbildlich zu wirken, einen Ausgleich auf dem Wohnungsmarkt und einen Riegel für unbeschränkte Mietsteigerungen zu schaffen, oder auch bei vielen Genossenschaften z. B. das satzungsgemäße Interesse, ihren Mitgliedern gesunde, schöne und wohlfeile Wohnungen zu schaffen.

Alle die Beweggründe werden besonders deutlich erkennbar in Zeiten großer Wohnungsnot, wie wir sie seit Monaten fast in ganz Deutschland haben; ein Wohnungsmangel, der z. B. am 1. April in vielen Städten Dutzende von Familien obdachlos machte und dazu führte, daß diese von der Polizei in Gefängnissen, alten Kasernengebäuden, Baracken u. dgl. in kümmerlichster Weise untergebracht werden mußten.

Hinter dieser äußeren Not nun sieht die Gartenstadtgesellschaft eine viel, viel größere Not, die ihr als die wahre, furchtbarste Wohnungsnot erscheint: das ist die schwer lastende Tatsache, daß diese so dräuende Not dennoch nicht vermocht hat, die Menschen zu einem großen Kampf gegen sie aufbegehren zu machen; daß diese Not die Menschen meist nur schimpfen und klagen macht, wie Sklaven über ihre Herren. Daß sie die Menschen zwar auf so ungefährliche Fragen bringt, wie die „Was gedenkt der Herr Oberbürgermeister, was gedenkt der Herr Reichskanzler oder die Regierung zu tun, um der Wohnungsnot zu begegnen?“ — Daß aber nicht aus der Not heraus in den Menschen die einfache Frage aufsteigt, müssen wir denn untätig diese Not über uns ergehen lassen? Müssen nicht notwendig wir selbst alle, die wir unter der Not leiden, diese Not selbst wenden?!

Viele hat die Not so abgestumpft, daß sie sie nicht mehr voll empfinden, daß es ihnen keine brennende Scham mehr ist, ihr Leben in einer Mietskaserne verkümmern zu lassen, dort Kinder zu zeugen und aufwachsen zu lassen. Oh! Schlimmer als das Elend der Menschenkinder, ist das Nichtwissen, sei's auch vom Elend! Fast alle aber empfinden die Not nicht als eine dräuende, an jeden einzelnen Menschen gerichtete, Jahrhunderte, ja Jahrtausende alte Frage.

Lauter und krasser als seit Jahrzehnten wirft das letzte Jahr diese alte Sphinxfrage wieder auf. Tausende und Abertausende verlangen nach Wohnungen; Tausende und Abertausende verlangen nach Arbeit; Hände zur Arbeit sind genug da; Baumaterialien, Angebot von Arbeitskräften, Nachfrage nach Arbeitsprodukten, Rohmaterialien alles da! Und doch konnten diese nach Arbeit hungernden Hände die Steine, Balken, Bretter, Träger, Dachpfannen, Fenster, Türen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

usw. nicht zu Häusern vereinigen, weil sie kein Geld hatten, wie man sagt, oder wie man besser sagen sollte, weil das Geld es nicht wollte. Nicht weil kein Geld da war. Wurde doch zur selben Zeit durch den Wehrbeitrag offenbar, daß Deutschland sogar noch viel reicher ist, als die kühnsten Schätzungen bisher angenommen hatten. Das Geld war auch da in Hülle und Fülle für allerhand Unternehmungen, die ihm paßten, besonders für ausländische Anleihen. Nur für das Notwendigste war es nicht da, wollte es nicht da sein. Und diese Tatsache sollte jeder, dem es um eine Heilung an der Wurzel zu tun ist, in die Köpfe der Menschen hineinhämmern helfen, daß das Geld die Macht hat, den Menschen den Bau neuer Wohnungen zu verbieten, daß es diese Macht gehabt hat von Anfang an seit Jahrtausenden, sie jetzt hat und sie immerdar haben wird, bis endlich einmal die Volksmassen zu begreifen beginnen werden, daß sie keine wehrlosen Sklaven sind, daß sie Macht haben, als Konsumenten, als Käufer, Mieter, Sparer, daß sie diese Macht haben und nicht erst zu erobern brauchen, daß sie sie nur aufzunehmen und zu organisieren brauchen in wirtschaftlichen mächtigen gemeinnützigen Genossenschaften.

Nur die Gartenstadtunternehmungen, die von diesem Punkte ausgehen, haben so tief Wurzel gefaßt, daß kein Sturm der feindlichen Kapitalmächte mehr sie zu erschüttern und entwurzeln vermag. Dies erkennen, heißt sich frei machen von einer Illusion, in der in Deutschland heute noch sehr viele wohlmeinende Menschen befangen sind. Es ist noch heute so, wie es Schulze-Delitzsch vor 60 Jahren sagte „daß ein wirtschaftlicher Notstand, der eine ganze Bevölkerungsklasse erfaßt hat, nicht anders gehoben werden kann, als dadurch, daß diese Bevölkerungsklasse sich selbst hilft, und zwar ohne nach den Unterstützungen und Wohltaten des Reiches und des Staates auszuschauen.

Alle Wohltätigkeit kann uns nichts taugen, sie ist das große soziale Betäubungsmittel unserer Zeit und fesselt uns nur immer fester an die Not. Alle staatlichen, städtischen und privaten Wohlfahrtsbestrebungen, die nicht die Selbsttätigkeit, die Selbsthilfe, die Selbstverantwortlichkeit wecken und stärken und frei machen wollen, sind ein Danaergeschenk, mögen auch die Absichten die besten sein! Denn Reichtum Einzelner hat in sich den Fluch, daß er der großen Masse der Armen gar keine wahre Hilfe sein kann, daß alles, was wir von ihm erhoffen dürfen und erwarten müssen, ist, daß er uns wenigstens nicht hindert, unmittelbar wie mittelbar — durch sein bloßes Vorhandensein!

Befreien wir uns so in der „Geldfrage" von allen Illusionen, so machen wir uns zugleich den Blick dafür frei, daß wir damit das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Problem nicht etwa auf die „Geldfrage" beschränkt, sondern diese nur als den Untergrund gekennzeichnet haben. Wenn das ganze Problem nur eine wirtschaftliche Machtfrage wäre, wenn Wirtschaftsfragen wirklich nur Machtfragen wären, so wäre allerdings die Aufgabe mit der Kapitalsfrage erschöpft. Aber mit Macht allein schaffen wir nichts, was oben bleibt! Sehr wahr empfindet die Menge, daß „Macht nicht über Recht gehen darf", womit sie ausdrücken will, daß Macht durch freiwillige Anerkennung, durch Recht stärker ist als Macht durch Zwang und Gewalt. Recht ohne Anerkennung ist ein leeres Wort, nur Anerkennung verleiht ihm Macht. Anerkennung aber kann nur daraus fließen, daß die große Masse fühlt, daß die Gartenstadt ihr Leben in Einklang bringt mit den besten Instinkten in ihrer Brust, daß in ihr grundlegende, wirtschaftliche, ethische Wahrheiten liegen. Um Macht in Recht zu verwandeln, haben wir von Anbeginn an gekämpft, ohne bisher das notwendige Rüstzeug zu besitzen, die wirksame Waffe der Erkenntnis, daß nur, wenn wir der Macht die Wahrheit als Gegner gegenüberstellen, wir zum Recht gelangen können. Die erste Grundwahrheit, von der eine Gartenstadtorganisation erfüllt sein muß, ist die Pflichtgebundenheit aller Berechtigungen: es gibt kein Recht ohne Pflichten, beide entwachsen als einheitliche Frucht der Bestimmung der Dinge, und nur der vermag seinem Leben eine rechtliche Basis zu geben, der auch den Dingen gibt, was ihnen zukommt. Wir können all dies hier nur andeuten und verweisen zu gründlichem Studium auf die Schriften von Amtsgerichtsrat Arnold Wagemann (Verlag Gustav Fischer-Jena), der diese Probleme am klarsten dargestellt hat. „Es gibt rechtlich kein Eigentum im römischen Sinne, keinen Anspruch auf Willkür, sondern das Recht am Stoff, am Erdboden und dem ihm entwachsenen Vermögen, besteht in der Verwaltung desselben im Sinne seiner eigenen wirtschaftlichen Idee, deren allgemeine Anforderungen (das Recht über die Sache) vertreten werden durch die Gesamtheit, (hier die Gartenstadtgenossenschaft), während die speziellen Nutzungen (das Recht an der Sache) den berechtigten Familien zusteht. Das ist wahres, auf deutsches Rechtsempfinden gegründetes Eigen. — Die Gartenstadt hat in ihrer Organisation stets dieser Wahrheit Rechnung zu tragen; Herr über ihr Gebiet ist die Genossenschaft und muß es dauernd bleiben, Herr über sein Nutzstück ist der einzelne Haushalt, welcher in diesem Rahmen alle Bewegungsfreiheit besitzt, die mit dem höheren Recht des gemeinsamen Interesses nicht in Widerspruch tritt." (Wagemann.)

Und ist das nicht etwas ganz Großes, etwas, das die Herzen der Menschen zu packen vermag, daß die Gartenstadt der erste Teil des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weges ist, der unser Volk zu gesunden Rechtsverhältnissen zurückführen wird! Angesichts der Größe dieser Wirkung muß für die Durchführung der Gartenstadtidee der Satz maßgebend sein: das Was bedenke, mehr bedenke Wie! Nicht wieviel Dutzend oder hundert Gartenstädte wir bekommen, sondern wie deren innere Struktur, deren Seele geartet ist, das ist die Frage! Einer, der zu den allerersten im Vortrupp der Menschheit gehört, Frederik von Enden, vergleicht einmal die Menschheit mit einer übersättigten Salzlösung. Sie wartet in steigender Spannung. Ein kleiner Kristall hineingeworfen, ändert den Aggregatzustand des Ganzen. Und die Form dieses kleinen Kristalls bestimmt die Form des Ganzen. Das ist das Geheimnis, wodurch diese gesunden Gartenstadtzellen heilsam erneuernd auf den ganzen Volksorganismus einwirken werden.

In diesem Lichte erkennen wir nun eine andere große Illusion, der sich allzuviele nur hingeben: als ob wirklich unsere tiefste Not geheilt werden könnte, wenn wir bloß das äußere Gehäuse der Welt, Wohnung und Siedlung, bessern. Wir müssen wissen, daß alle äußere Kultur, aller Ausbau des Weltgehäuses, alle Wohnreform, Hygiene, Wohlfahrtsarbeit, alle Befreiung der Person von Leid, Ungemach und Sorge nur das behaglich stickige Philisteridyll, die große Schlamperei mit dem Leben zu befestigen vermag. Denn es bleibt die Grundursache der sozialen Krankheit und des Lebensniedergangs bestehen; weiter lasten würde auf uns allen, auf unserem Volke der Mangel an einer Seele, die seine Glieder heilsam und beglückend leitet, den Bau seines Lebens kunstgerecht und zukunftssicher aufführt. Ist die Gartenstadt nicht Baustein zu der wahrheitsvollen, überpersönlichen Lebensgemeinschaft und Lebenssteigerung, die wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ersehnen, so ist sie eine Illusion. Wenn aber der Baustein verworfen werden müßte, womit sollte man dann bauen?!

Die Gartenstadtbewegung ist heute im Begriff, die breite Straße zu gehen, von der das alte Bibelwort spricht. Der schmale Pfad ist schwerer und steiler. Über ihm leuchtet das Wort: Je mehr eigne Leistung, auch unter Schmerzen und Kämpfen und Zerbrechen von Widerständen, nötig ist, desto fester und sicherer der Aufstieg!

Ihn bezeichnen die Marksteine: durch Wahrheit zum Recht, zur Macht; Erziehung zur Genossenschaft und durch Genossenschaft; so von der bloß mechanischen Organisation zum Organismus, der Ausdruck einer beseelten Innerlichkeit, einer inneren Organisation der einzelnen Menschen ist.

Aller wahre Aufstieg der Menschheit vollzieht sich stets unter Verkettung von Ursache und Wirkung. Es ist wie beim Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dringen in jene weiten Gebiete Afrikas, wo nie vom wolkenlosen Himmel das feuchte Element des Lebens hernieder fällt. Es regnet dort nicht, weil kein Baum, kein Strauch, keine Ausstrahlung der Erde das Wasser herniederzieht. Und weil es nicht regnet, kann dort kein Baum, kein Strauch wachsen. Das Geheimnis des Vordringens liegt darin, daß ein Pioniertrupp nach dem andern sich langsam immer ein Stück weiter vorschiebt, Baum und Strauch pflanzt und mit künstlicher Bewässerung am Leben hält, bis an jenem Ort sich der Regen einstellt und weiteres Vordringen möglich macht.

Solchen Pionierdienst müssen Vorkämpfer der Gartenstadtbewegung tun, dann werden diese Gartenstädte zu weiterem Vordringen selbst Pioniere werden.

Der Realpolitiker wird diese Art von Gartenstadtbewegung vielleicht Schwärmerei nennen. Mir scheint es die einzige Art zu sein, die frei ist von Illusionen! Die einzige Art, die sich von Weltverlauf und Weltnot hat stahlrein und stahlhart schmieden lassen, die frei ist von Sentimentalität und Befriedigung durch Augenblickserfolge!

Wieweit wir nach solcher Befreiung von Illusionen heute schon von Gartenstadt-Wirklichkeiten sprechen können, sei in einem weiteren Aufsatze gezeigt.

Emil Behnisch.

# Hemmnisse der Reform unsrer höheren Schulen.

## III.

### Rückblick und Ausblick. Mögliches und Unmögliches.

Zwei Mächte müssen wir vorwegnehmen, da sie ein natürliches Interesse an der Schulreform haben oder doch haben sollten, aber heutigentags wenigstens nicht in der Lage sind, einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des höheren Unterrichtswesens zu gewinnen: Volksvertretung und Elternhaus.

Ungleich schärfer zu erfassen ist der Anteil, der den Lehrerkollegien, den Schulverwaltungen und den Universitäten an der Schulreformarbeit gebührt.

Der etwas zaghaften Auffassung vieler Lehrerkollegien von der ihnen zugestandenen Bewegungsfreiheit der Unterrichtsgestaltung wurde bereits im vorigen Aufsatze gedacht; auch die Gefahren des (oft auf einem Holze wachsenden) Dilettantismus und Spezialistentums wurden erwähnt, dazu die ungleichmäßige Zusammensetzung vieler Lehrkörper. Der höheren Schule Fernerstehende sind geneigt, die Hemmnisse dieser Art zu unterschätzen; man wird etwa an die gemeinsamen Lehrpläne denken und die gemeinsame Oberaufsicht. Es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann aber nicht entschieden genug darauf hingewiesen werden, daß gerade der Geist, aus dem der Unterricht erteilt wird, ausschlaggebend für die vernünftige Ausbildung und gesunde Entwicklung der Schüler ist. Ein von Natur mit pädagogischen Gaben reichlich Ausgestatteter, wissenschaftlich und methodisch gut Vorgebildeter, wird selbst dem sprödesten grammatischen oder mathematischen Lehrstoff bei den Schülern hinreichendes Interesse und damit meist auch wahrhaft bildende Wirkung abzugewinnen verstehen. Umgekehrt können wir uns z. B. sehr wohl einen Religionsunterricht vorstellen, der ungeachtet alles Rühmens von der Religionslehre als „ethischem" Fach geradezu Widerwillen gegen jede Beschäftigung mit religiösen und ethischen Fragen zeitlebens im Gefolge hat.

Neben der natürlichen pädagogischen Begabung kommt die praktische Ausbildung der Kandidaten in Betracht. Seit einigen Jahren wendet ihr die Schulverwaltung erhöhte Aufmerksamkeit zu. Als endgültig überwunden ist wohl der Standpunkt anzusehen: wer die erforderliche wissenschaftliche Ausbildung besitze, sei damit für sein Lehramt hinreichend ausgerüstet. Demgegenüber ist man nach der gegenwärtig und in Zukunft mit großer Sorgfalt und Strenge ausgeführten Ausbildungsbestimmungen gewiß zu den besten Hoffnungen berechtigt. Ob aber gleichzeitig die Lücken und Mängel derer ausgefüllt werden, die, wie noch vor wenigen Jahren häufig geschah, während ihrer Ausbildungszeit zum Zweck der Vertretung bald hier, bald dort vorübergehend tätig waren, steht dahin.

Überhaupt ist es verfehlt, eine baldige durchgreifende Änderung überall dort zu erwarten, wo es sich um irgendwelche Gewährleistung in Sachen der erzieherischen Persönlichkeit handelt. Mit Recht hat man gesagt: Neue Ideen gewinnen Raum nicht dadurch, daß sich die Alten zu ihnen bekehren, sondern daß diese aussterben. Nicht ganz so unbedingt, aber doch mit einiger Berechtigung ließe sich Ähnliches auch von der Anpassung der älteren Mitglieder der Lehrerkollegien an die Forderungen der neuen Lehrpläne behaupten. Ja, selbst die sogenannten „besten Mannesjahre" sollen in dieser Hinsicht für Manchen bereits den kritischen Punkt bedeuten. —

Die höhere Schule ist ihrer äußeren Stellung nach Staatsschule; die Verwaltung und Oberaufsicht liegt in der Hand des Staates. Ob die staatliche Leitung in Preußen in jeder Hinsicht fruchtbar wirken kann? A. Matthias, den seine Laufbahn bis zur höchsten gegenwärtig für Philologen erreichbaren Amtsstellung hat emporsteigen lassen, bezweifelt es. Hat er es doch selbst erlebt, daß die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiden grundlegenden Schulkonferenzen von 1891 und von 1900 nicht sowohl Ergebnis von Beratungen innerhalb der Schulverwaltungen waren; vielmehr verdanken sie ihr Dasein dem deutlichen Gefühl, daß die von den verschiedensten Seiten erhobenen Forderungen nicht länger unbeachtet bleiben dürften.

„Mit Fragen der Schulverwaltung und mit eigentlichen Erziehungsfragen hat die Junikonferenz vom Jahre 1900 sich eingehend nicht beschäftigt, sie hat diese nur gelegentlich gestreift. Eine umfassende Reform war ja auch nicht beabsichtigt und konnte auch nicht beabsichtigt sein, da die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Inangriffnahme nicht vorhanden waren. Die Schulen hatten doch zu wenig das beherzigenswerte Wort beachtet, das Wilhelm v. Humboldt einmal an seine Freundin schrieb: ‚Ich halte die Selbstkenntnis für schwierig und selten; die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Außerdem haben die politischen Ideen und die großen Ansätze für eine großzügige Zeit, die in den Tagen Steins sich zeigten, lange Zeit gebraucht, um sich zur Geltung zu bringen; ebenso sind die Gedanken und Pläne, die im Gebiete der Schule im Anfange des 19. Jahrhunderts sich in reicher Fülle zum Leben und zur Ausgestaltung drängten, liegen geblieben, nicht fortgeführt und der modernen Entwicklung nicht zugute gekommen, wie sie es verdient hätten. Ich habe nicht die Kleinigkeiten und die Kleinarbeit jener Tage im Auge, sondern den ganzen Geist und die Tiefgründigkeit des Beob achtens, den Mut des Weiterschaffens und des Schauens in die Zukunft. Jede Reform auf dem Gebiete der Schulverwaltung wird deshalb ein setzen müssen bei Wilhelm v. Humboldts zielweisender Persönlichkeit*) . . .“

Weiterhin wird der sehr beachtenswerte Vorschlag gemacht, den Gedanken einer wissenschaftlich-pädagogischen, unabhängig neben dem Ministerium stehenden Deputation wieder aufzunehmen: eine Art pädagogischen Generalstabes zur „Lösung von Aufgaben, die eine sehr vielseitige Sachkenntnis auf dem ganzen großen Gebiete des Kulturlebens und der Erziehung erfordern, Fragen ernstester Art, von denen die Zukunft des Staates abhängt“.

Mit Bezug auf die fachliche Oberaufsicht heißt es ferner:

„An diese Kommission, deren Arbeit beständig im Gange sein müßte, deren Tagung nach Bedarf unter Leitung eines hervorragenden Schulmanns oder Pädagogen oder eines Geistlichen von der Art Schleiermachers stattfände, könnten sich diejenigen Organe anschließen, denen die Pflege der einzelnen Unterrichtsfächer anvertraut sein müßte. In Frankreich gibt es für bestimmte Fächer sogenannte Generalinspektoren. Wir haben für Religion, Turnen und Zeichnen auch eine derartige Einrichtung. Ich darf aus Erfahrung sagen, daß die seit dem Jahre 1899 bestehende Fachrevision des Zeichenunterrichts, die in vier Bezirken sich abspielt, geradezu Großes geleistet hat. Denn der Zeichenunterricht hat in Preußen in den letzten zehn Jahren unter der Oberleitung des mit

*) Matthias a. a. O. S. 78—79.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unermüdlichem Zielbewußtsein arbeitenden Geheimrats Pallat im Kultusministerium solche Leistungen und solche Wandlungen gefördert, daß wir auf der Brüsseler Weltausstellung des Jahres 1910 — ohne Übertreibung darf man's sagen — an der Spitze der Kulturvölker standen. Solche Fachrevisionen sind ein dringendes Bedürfnis auch für andere Unterrichtsfächer*)." —

Was nützte uns nun die Beseitigung aller genannten Schulübel, solange diejenigen, die die Grundsätze der Unterrichtsverwaltung täglich auszuführen haben, in ihren bildungsfähigsten Jahren beinahe ängstlich von jedem Hauch pädagogischen Geistes ferngehalten werden?**) Bedenken wir doch einmal den ursächlichen Zusammenhang, den Kreislauf der Geister. Prüfen wir ohne Haß und Liebe diese zwei Sätze inhaltsschwer:

„Die Fehler der Schüler sind die Fehler der Lehrer, aber auch die Mängel der Lehrer sind die Schuld derer, durch die sie gebildet worden sind. In diesem Falle also sind es die Universitäten, die in letzter Linie die Verantwortung für die Mängel und Lücken unseres höheren Unterrichts tragen***)."

Allerdings mußte man zuvor von einem weitverbreiteten, verhängnisvollem Irrtum ablassen: was für die praktischen Interessen der höheren Schule ersprießlich sei, fördere die Schulwissenschaft nicht — und umgekehrt. Nein! Je besser der Oberlehrer gerade in den Wissensgebieten aus dem Vollen schöpfen kann, die für die Schule unmittelbar und stets erforderlich sind, desto mehr Zeit und Lust wird ihm bleiben für die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Dingen, die außerhalb des eigentlichen Bereiches der Schule liegen. Und andrerseits: je sorgfältiger vorbereitet der Jünger irgendwelcher Schulwissenschaft wie anderer Studiengebiete die Universität bezieht, desto fruchtbringender wird sich die Arbeit des Universitätslehrers gestalten können.

Es hat indes den Anschein, als geschähe seitens der Universitäten alles, um die schon unnatürlich weit gähnende Kluft zwischen ihr und der höheren Schule immer mehr zu vergrößern. Die unnatürlich weit gähnende Kluft: denn die Natur kennt weder Primaner noch erste Semester, wohl aber junge Leute, die anfangs mehr, dann allmählich immer weniger der Anleitung bedürfen. Das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Studierenden und dem engen Kreise derer, die in die notwendige persönliche Fühlung mit

*) Matthias a. a. O. S. 89.
**) Vgl. Vortrupp I, S. 717 f.
***) Akademieprofessor Rud. Lehmann in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 27. Jahrgang, S. 648.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Universitätslehrern kommen, wächst stetig. Die Rückwirkung auf die große Mehrzahl der Studierenden der Schulwissenschaften bleibt denn auch nicht aus. Je nach persönlicher Veranlagung und allerhand Zufälligkeiten wird der Eine das Opfer falsch verstandener Wissenschaftlichkeit; Andere wieder lassen sich zu einer mechanischen, ungründlichen und wenig dauerhaften Aneignung von Examenswissen verleiten. Die höhere Schule aber hat das Nachsehen; denn spezialistische Einseitigkeit widerspricht ebensosehr den Anforderungen, die sie an ihre Lehrer stellen muß, wie dilettantisches Scheinwissen und Halbkönnen. Man wird vielleicht meinen, die Staatsprüfung müsse doch nach beiden Seiten hin ausgleichend wirken. Diesen Einwand könnte man gelten lassen, wären nicht die Prüfenden meist zugleich die Universitätslehrer selbst: Professoren, von denen gar mancher seit Jahren oder Jahrzehnten dem Unterrichtsbetriebe der höheren Schulen völlig fernsteht; Professoren, die gleichwohl auf Grund „pflichtmäßigen" Ermessens, d. h. eines durch praktisch-pädagogische Erfahrung möglichst ungetrübten Urteils zu entscheiden haben, wer für die pädagogische Praxis (wissenschaftlich) geeignet sei und wer nicht. Daß aber die Gelehrsamkeit allein es nicht tut, glauben wir im vorigen Aufsatze gezeigt zu haben.

Dankbar zu begrüßen ist das Bestreben der Regierung, im praktischen Schuldienste erfahrene und zugleich wissenschaftlich besonders tüchtige Männer als Prüfende zu bestellen. Allein die Sache hat ihre professoralen Bedenken . . .

Aus solchen und anderen Erwägungen heraus ist zu verstehen, was das „Deutsche Philologenblatt" über diese Angelegenheit äußert:

„. . . Die Frage, ob bei Anwendung der gegenwärtigen Prüfungsordnung eine richtige Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Kandidaten gewährleistet und gleichzeitig den Bedürfnissen der Schule Rechnung getragen würde, sei von maßgebender Seite als die brennendste der Gegenwart bezeichnet."

Was sich vor allem andern ändern muß, sagt A. Matthias mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit:

„Zwischen Schule und Universiät, zwischen den Universitätsstudien und der Staatsprüfung sowie den tatsächlichen Bedürfnissen des Lehramts fehlt ein engerer Zusammenhang und eine organische Verbindung. Es ist hier zu viel Wirrwarr, zu viel Nebeneinander und Auseinander zwischen den Studien und praktischer Wirksamkeit. Die Universitätslehrer sind vielfach zu stolz, um von alten Idealen (Ideale nennt mancher das, was ein anderer als üble Gewohnheiten und Eigensinn bezeichnet) etwas herniederzusteigen. Die Wissenschaften, besonders die philologischen, sind meist zu sehr bemüht, nur sich selber zu dienen und sich vom Leben abzukehren. Es müßte mehr guter Wille in allen Kreisen der

> Universitätslehrer vorhanden sein, den Bedürfnissen der Gegenwart entgegenzukommen. Sie würden gut tun, dieses Herabsteigen nicht als ein Herabsteigen vom Idealen zum Alltäglichen und Gemeinen anzusehen, sondern als ein Heranführen der Ideale an ihre Verwirklichung*)."

Eines Mannes Worte, dessen Amtsgenosse zu sein die Professoren von heute sich nicht zu schämen brauchen, möchten wir in diesem Zusammenhang noch erwähnen. Fichte sagt in der 14. seiner „Reden an die deutsche Nation":

> „... Diese Reden beschwören auch Denker, Gelehrte und Schriftsteller, die ihr dieses Namens noch wert seid ... Ihr gingt oft zu unbesorgt in dem Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern und nachzusehen, wie jenes an dieses angeknüpft werden könne; ihr beschriebt euch eine eigene Welt und ließt die wirkliche zu verachtet und verschmäht auf der Seite liegen. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höheren ordnenden Begriffe, und das Fortgehen im gewohnten Gleise tut's ihm nicht: Dies ist eine ewige Wahrheit und drückt in Gottes Namen mit unverhohlener Verachtung jeglichen nieder, der es wagt, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne dieses zu wissen. Zwischen dem Begriffe jedoch und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen ist sowohl das Werk des Geschäftsmannes, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt."

Seit Fichte so sprach, ist der deutsche Gelehrte im allgemeinen zwar praktischer geworden, nämlich in seiner Weise und im Interesse der Wissenschaft; denken wir nur an die unübersehbare Zahl von wissenschaftlichen Organisationen, deren Mitglieder Hand in Hand arbeiten, an die gelehrten Gesellschaften und Vereine, die Fachkongresse und wissenschaftlichen Zentralstellen verschiedenster Art, die Zeitschriften, Jahrbücher und Verlagsunternehmen. Das alles gilt in erster Linie und hauptsächlich einer spröden Schönen, der Wissenschaft, und ein großer, vielleicht der größte Teil des so Erforschten ist kaum irgendwo und irgendwann der Menschheit von allgemeinerem Nutzen. Fordert aber jemand von den philosophischen Fakultäten, sie möchten doch auf die besonderen Bedürfnisse der künftigen Oberlehrer d. h. der höheren Schulen Rücksicht nehmen, so erhebt sich alsbald ein Sturm der Entrüstung: „Akademische Lehr- und Lernfreiheit!" — „Wohltätige Höhenluft reiner wissenschaftlicher Forschung!" — „Die Wissenschaft um der Wissenschaft willen!" — „Nur keine Banausen!!" Wo bleibt da der lebendige

*) Matthias a. a. O. S. 134 f. — Bemerkenswert ist auch Kerschensteiners Urteil im „Begriff der Arbeitsschule" (S. 21), sowie Münchs Darstellung im „Geist des Lehramts" (S. 11).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mensch? Der schaffende, wertende; der das Große groß nennt und das Kleine klein; dem die Welt mehr ist als bloße „Vorstellung"? — Liegt hier nicht ein geradezu raffinierter Sachgüterkultus vor?? — —

Es gibt pädagogische Dinge, die sich durch ihre edle Einfalt und stille Größe dem gesunden Menschenverstande empfehlen, als da sind: Anknüpfen an Bekanntes; anschaulich unterrichten; planmäßig voranschreiten; stetig und vernünftig wiederholen und üben; alles Grundsätze (mag es sich um die Unterweisung von ABC-Schützen oder von gereiften Menschen handeln), die unsern Seminaristen spätestens im normalen Alter von 19 oder 20 Jahren zu Binsenwahrheiten geworden sind; die aber für die große Mehrzahl unsrer akademischen Vertreter der Schulwissenschaft nicht vorhanden sind; jedenfalls handeln sie nicht danach.

Wieviel Arbeitslust und Arbeitskraft in jeder Hinsicht nutzlos geopfert, wieviel geistige Empfänglichkeit und Frische durch die akademische Unterrichtsweise bei künftigen Oberlehrern verdorben wird, das ist kaum auszusagen.

Was erhoffen Deutschlands höhere Schulen, was letzten Endes alle Gebildeten in unserm Volke von den philosophischen Fakultäten? Etwa daß sie auch künftighin das höhere „Lehrermaterial" möglichst stark system- und theoriehaltig zubereiten?

Oder sollen wir eines deutschen Rabelais warten, der die vormärzlichen akademischen Unterrichtsformen ohne die landesübliche rosa Brille betrachten lehrt? Der kein Genüge findet an grotesker Satire und überlegenem Lächeln?

Der mit dem Hammer philosophiert?

* * *

Wer behauptet, wichtiger pädagogischer Probleme der nahen Zukunft sei in unsern drei Skizzen überhaupt nicht gedacht, dem soll nicht ohne weiteres widersprochen werden. Bliebe indes von den Ausführungen nur ein Gedanke als dauernder Gewinn: die Mannigfaltigkeit und die Tragweite der Hemmnisse — ihr Zweck wäre erreicht. Viele Wege führen zur Reform der höheren Schulen; wer sich auf einen einzigen festrennt, erreicht das Ziel sicher nicht; wahrlich:

Es ist ihr Weh und Ach
So mannigfach
Aus einem Punkte niemals zu kurieren.

Dr. Hans Offe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## „Daphnia variabilis."

Da legt mir der Postbote eine neue Broschüre auf den Arbeitstisch. Das Buch enthält eine wissenschaftliche Arbeit über den „Mageninhalt von Daphnia variabilis". Zwölf farbige Abbildungen von wunderbarer Klarheit und Feinheit sind dem Hefte beigegeben. Sie zeigen Bilder mikroskopischer Präparate.

Das Heft ist in einer Sammlung wissenschaftlicher Monographien erschienen, die auf Kosten einer berühmten und reichen Stiftung gedruckt werden.

Und der Verfasser ist ein guter Freund von mir.

Vorläufig habe ich ja keine Ahnung, was Daphnia variabilis eigentlich ist! Ich schlage mein Lexikon auf und finde: „Daphnia, Gattung der Blattfüßer aus der Familie der Daphniden, sehr kleine, von einer Schale umgebene Tiere mit nur einem großen beweglichen Auge, kleinen Vorder-, dagegen sehr kräftigen Hinterfühlern, die als Ruder dienen, und mit 5 Paar Beinen. Wasserflöhe treten überall im Süßwasser massenhaft auf und bilden ein wichtiges Nahrungsmittel mancher Fische."

Ich blättere nach dieser erschöpfenden Auskunft meines Lexikons die Broschüre durch. Der Verfasser hat den Mageninhalt von 150 Exemplaren untersucht und gefunden, daß sich diese Tierchen am liebsten von Algen einer bestimmten Art nähren.

Er beschreibt seine Experimente und Untersuchungen mit größter Genauigkeit. Nichts entgeht seinem Forscherauge! Und das Ergebnis seiner Untersuchung besteht darin, daß er eine genaue Liste aller Algen aufstellt, die er im Magen jener 150 Daphnien gefunden hat, und dann feststellt, welche Folgerungen sich für die Fischzucht aus seinen Untersuchungen ergeben.

Wieviele Stunden mag diese Broschüre an Arbeit gekostet haben! So exakt wie möglich wurde jede kleine Tatsache festgestellt, jede Behauptung begründet und alles Auffällige gezeichnet, beschrieben, durchdacht und festgestellt.

Nun liegt das Ergebnis fleißigster wissenschaftlichster Untersuchung des jungen Forschers vor. — Zweifellos wird der junge Mann noch einmal eine Leuchte der Wissenschaft, bekommt ein Amt oder die Mittel, seine „so sehr interessanten Versuche" fortsetzen zu können und — vertrödelt vielleicht sein ganzes Leben mit derartigem wissenschaftlichen Krimskram.

Oder ist dies Urteil vielleicht zu hart und zu ungerecht? Stehen wissenschaftliche Untersuchungen nicht doch höher als Billard spielen, Unkraut ausjäten und — Strümpfe stopfen?

Entrüstet höre ich den Leser ausrufen: Aber bitte, es handelt sich doch um wissenschaftliche Arbeit! — Wie kann man die mit derartigen trivialen Beschäftigungen auf eine Stufe stellen wollen!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ach, es ist etwas so Trostloses mit dieser wissenschaftlichen Detailforschung, die heute so unendlich in die Breite gegangen ist, über die ein jeder des Rühmens voll ist und die schließlich nicht andere Eigenschaften entwickelt als man bei jeder einfachen Hausfrau auch voraussetzt, nämlich: Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit.

Was nützt uns diese wissenschaftliche Kleinarbeit?

Gewiß, sie bereichert das menschliche Wissen wieder um ein winziges Stücklein, öffnet den Blick für ein neues Gebietlein der Welt und — mehr nicht. Sie beglückt niemanden als eine Handvoll Fachgelehrter, sie eröffnet keine Perspektiven, weckt keine Hoffnungen, löst keine großen Aufgaben, ja, zeigt solche nicht einmal auf.

Und wie mein guter Freund hier, so arbeiten Tausende ernsthafter Männer in Deutschland, England, — in der ganzen Welt.

Alljährlich werden über die nebensächlichsten Dinge ellenlange Abhandlungen und dickleibige Scharteken veröffentlicht, es wird die Lärmtrommel in Zeitschriften und Zeitungen gerührt, und es wird sehr viel Aufhebens von dieser „Wissenschaft" gemacht. Ungebührlich bläht sich diese Art Wissenschaft auf und möchte den Laien glauben machen, sie trüge irgendwie zum Kulturfortschritt bei!

Freilich, eines weiß ich sehr wohl: Ein Forscher, der sich mit einem ganz speziellen Gebiet beschäftigt, kann im voraus niemals wissen, was sich einmal als Ergebnis seiner Forschung herausstellen wird. Bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen sind sehr oft aus ganz unbedeutend erscheinenden Beobachtungen entstanden. Darwin behauptete einmal durchaus mit Recht, daß für einen Forscher n i c h t s unwichtig sein darf, weil er nie wissen kann, zu welchen wichtigen Ergebnissen seine kleinen Beobachtungen noch führen k ö n n e n.

Also ist die Erforschung des Mageninhalts von Daphnia variabilis letzten Endes ebenso wichtig und bedeutungsvoll wie die Entdeckung des Pols oder das Studium einer verheerenden Volksseuche? —

Rein sachlich genommen stimmt das zweifellos, aber vom kulturellen Standpunkte aus unterscheiden wir sehr klar und widerspruchslos, was in der Forschung wichtig ist und was nicht!

Und wer als Forscher nicht über mehr und wertvollere Eigenschaften verfügt als Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit, der rangiert vom ethischen und allgemein kulturellen Standpunkte aus nicht höher als jeder Handwerker auch, der sein Geschäft versteht und gewissenhaft die ihm gewordenen Aufträge ausführt.

Nicht darin also besteht das Elend unsrer heutigen Wissenschaftlichkeit, daß sich einzelne Forscher nicht mit größeren Fragen als z. B. der nach dem Mageninhalt von Daphnia variabilis beschäftigen, sondern darin, daß so viele Gelehrte und Forscher nicht persönlich höhere Fähigkeiten aufweisen können. So kommen sie bei ihren Arbeiten auch nicht über ödeste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Handwerkerei hinaus. Seine fünf Sinne und den Verstand gebrauchen muß der Schuster genau so wie der Wissenschaftler. Wenn dieser nicht über höhere geistige Kräfte verfügt, kann er auch nicht mehr leisten als jener.

Man redet so viel von dem immer mehr anwachsenden wissenschaftlichen Proletariat in unsrer Zeit. Wer diejenigen Vertreter wissenschaftlicher Berufe darunter versteht, deren Einkommen etwa nicht mehr als M. 3000 das Jahr beträgt, der kennt die Sache nicht. Unter wissenschaftlichem Proletariat sollte man richtiger das große Heer derer begreifen, die trotz wissenschaftlicher Bildung und Ausrüstung auf ihrem Gebiete nichts Anderes leisten als Handwerkerei.

Die Nation aber hat ein Recht von einem selbständigen wissenschaftlichen Arbeiter Höheres zu erwarten als Hobelarbeit.

Wer nicht in sich die feineren seherischen Kräfte belebt hat, der sollte keine Arbeit leisten wollen, der er nicht gewachsen ist. Der seherisch Begabte allein leistet der Menschheit wirkliche Dienste!

Heinrich Scharrelmann.

# Rund um uns

Das Bekenntnis des „Vortrupp" zu Kant und Fichte (vgl. Hermann Poperts Ausführungen im ersten Aufsatze dieses Heftes) fand auf dem Vortrupp-Tage zu Leipzig seinen Ausdruck in der folgenden, von Dr. Reinhard Strecker beantragten und dann einstimmig angenommenen, Entschließung:

Der Deutsche Vortrupp-Tag ist der Überzeugung, daß die Jahrhunderterinnerungen dieser Jahre ihren Zweck erst dann wirklich erfüllen, wenn auch der große Geist jener Tage als der eigentliche Nährboden der großen Volkstaten von damals wieder nachhaltig lebendig wird und bleibt; auf den Ideen Kants und Fichtes und der anderen Denker des deutschen Idealismus müßten wir Deutschen unsere Bildung noch viel mehr und noch viel bewußter aufbauen als bisher. Die höheren Schulen könnten durch verständnisvolle Einführung in ihre Schriften sehr wesentlich dazu beitragen. Von der deutschen Vortrupp-Jugend aber wird mit Zuversicht erwartet, daß sie auch aus eigenstem Antrieb sich dem ernsthaften Studium jener Gedanken hingebe. Die Durchdringung unseres Seins und Arbeitens mit diesen Ideen wird nicht nur unser eigenes Leben festigen und bereichern, sondern auch der ganzen Kultur unseres Volkes erst die Seele und den besonderen unersetzlichen Wert unter den Kulturen der anderen Völker geben.

**Helft denen, die uns helfen!** Wir sind gebeten worden, den folgenden Aufruf, dem wir weite Verbreitung wünschen, im „Vortrupp" zu veröffentlichen:

Die Sterblichkeit unter den Krankenpflegerinnen (Schwestern) ist $2^3/_4$ mal höher als bei den übrigen weiblichen Per-

sonen. Unter den weiblichen Erwachsenen haben die meisten die Aussicht älter als 50 Jahre zu werden; von den Schwestern erreichen nur wenige dieses Alter. Etwa 70% sterben an Tuberkulose.

Diese Tatsachen wirken um so erschreckender, als es sich um so besonders wertvolle Elemente unseres Volkstums handelt, wertvoll durch ihre Tätigkeit und wertvoll als Menschen durch ihre weiblichen Tugenden.

Nicht die häufige Gelegenheit zur Ansteckung ist etwa die wahre Ursache, sondern die Überarbeitung, hervorgerufen durch Belastung des Krankenpflegedienstes mit schwerer Scheuer- und Schrubbarbeit, die von Hilfskräften zu leisten wäre, aber Kostenersparnis halber den Krankenschwestern aufgebürdet wird.

Diese körperliche Überanstrengung ist es, die einerseits die Widerstandsfähigkeit schwächt und so die Gelegenheit zur Ansteckung erst zur Gefahr macht, andererseits auch ohne deren Hinzutreten durch Schwächung wichtiger Organe zu Siechtum und Tod führt. Erliegt doch gerade der weibliche Körper so leicht den Folgen der Überanstrengung und erholt sich nach ihr nicht wieder.

Durch verständige Beschränkung der Arbeitszeit ist also ein Mittel an die Hand gegeben, die Sterblichkeitsziffern der Schwestern bedeutend herabzusetzen, und es ist eine unverantwortliche Unterlassung, daß die Gesetzgebung hier noch nicht eingegriffen hat. Wessen Gesundheit zu schützen haben wir denn mehr die Pflicht als die der Frauen, die sich für unsere Gesundheit aufopfern? Für viele anderen Berufsklassen ist ein zwangsweiser Schutz geschaffen; aber nicht für diejenigen, die das größte Anrecht darauf haben und der Gefahr täglich und stündlich gegenüberstehen.

Um so unverantwortlicher ist die Unterlassung, der so viele wertvollste Menschenleben zum Opfer fallen, als diese Verhältnisse, wenn auch nicht der Allgemeinheit unseres Volkes, so doch bereits seit Jahren den gesetzgebenden Stellen genau bekannt, auch im Reichstage wiederholt ausführlich dargelegt sind. Aber zu einer Initiative hat das weder bei der Regierung noch bei der Volksvertretung geführt.

Nach statistischen Feststellungen der preußischen Regierung hatten von den Pflegerinnen in den Krankenhäusern,
40,2% eine Arbeitszeit von 13—14 Stdn.
41,2% „ „ „ 14—17 „
und nur 18,6% weniger.

Dabei ist zu bedenken,

1. daß es sich um eigene Angaben der Anstaltsleiter handelt, die Stundenzahlen also eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sind, und
2. daß es sich um die normalen Arbeitsstunden handelt.

Diese werden aber in den meisten Krankenhäusern bis zu mehreren Stunden gewohnheitsmäßig überschritten, weil die Anzahl der angestellten Schwestern viel zu gering und ein Teil von ihnen in der Regel selbst krank ist.

Mit diesen allgemeinen Zahlen ist noch keine Vorstellung über die Anforderungen im einzelnen gegeben. In manchen Anstalten steigt die Arbeitszeit — auch ohne die Überstunden — alle 4 Tage auf 18½ Stunden nach Abrechnung von Ruhepausen und Mahlzeiten.

Bei 500 Schwestern kommen 1—3mal monatlich, z. T. sogar öfter, 30—40 Stunden Dienst hintereinander regelmäßig vor; auch Arbeitszeiten von 41—42 Stunden innerhalb 48 Stunden werden verzeichnet. Etwa 700 Anstalten gewähren keine Pause in der Arbeit, die nur zum Einnehmen der Mahlzeiten kurz unterbrochen wird. 250 Anstalten geben selbst hierzu nicht regelmäßige Gelegenheit. Etwa 3000 Pflegerinnen haben keinen Anspruch auf Urlaub, etwa 1000 kennen nicht einmal einen Ausgang.

Die Aufzählung solcher Tatsachen ließe sich beliebig verlängern.

In den nicht preußischen Krankenhäusern liegen die Sachen, soweit festgestellt, nicht besser, z. T. noch ungünstiger. Und das in einem Dienste, der nicht nur vom Körper, sondern infolge seiner hohen Verantwortlichkeit auch von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geistigen und seelischen Kräften Schweres fordert!

Schreien diese Verhältnisse nicht geradezu nach Hilfe durch den allgemeinen Volkswillen, nach gesetzlichem Schutz?

Liegt das nicht auch im eigensten Interesse des Volkes? Wie soll unter solchen Umständen eine gute, sorgfältige, mitfühlende Krankenpflege möglich sein? Woher kommen denn die Klagen über mangelhafte Versorgung und unfreundliche Behandlung? Wer so abgehetzt und überarbeitet ist, wie die Mehrzahl der Schwestern, der bleibt nicht Herr seiner Nerven, um stets gütig und liebevoll zu sein. Sollen wir uns von den Japanern beschämen lassen, die eine 3malige tägliche Ablösung, also nur 8 Stunden Dienst, einzuführen im Begriff sind?

Hervorzuheben ist, daß einzelne kommunale Krankenhäuser ihre Pflicht den Schwestern gegenüber nicht verkennen und als Muster für die andern dastehen. Aber was bedeuten diese Ausnahmen?

. . . . . .

Der hohen Sterblichkeit entsprechend tritt auch die Erwerbsunfähigkeit bei den Schwestern unverhältnismäßig früher ein. Die Frage der Fürsorge für die nicht mehr Arbeitsfähigen hat also für diesen Beruf eine noch höhere Bedeutung als für andere.

Auf die Schwestern erstreckt sich die Invaliden- und Privatangestellten-Versicherung. In der Invalidenversicherung können sie für die höchste Klasse kleben; in der Angestellten-Versicherung gehören sie bei der schlechten Bezahlung ihrer Dienste überwiegend zur Stufe D und beziehen aus beiden Versicherungen zusammen eine Rente z. B.

nach 5 Jahren von 262 Mk.
„ 20 „ „ 576 „

Die höheren Beträge, die nur bei langer Versicherungsdauer zu erreichen sind, kommen für die schnell verbrauchten Schwestern nur in Ausnahmefällen in Frage, fast niemals die erst spät eintretenden Altersrenten.

Von diesen Bezügen kann eine erwerbsunfähige, meist sogar sieche Frau nicht leben. Es kommt hinzu, daß die Schwestern durch ihren Beruf vielfach den näheren Zusammenhang mit ihrer Familie verloren haben und auf Hilfe von dort nicht rechnen können. Eine Frau, die ihre Gesundheit im Kampfe für die Andern dahingegeben hat, verdient aber einen wirklich sorgenlosen Lebensabend noch über einen auskömmlichen Unterhalt hinaus, zum mindesten doch aber diesen.

Hier ist also ein zweiter Punkt, in dem das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes eine sofortige gesetzliche Abhilfe verlangen und über alle bureaukratischen Bedenklichkeiten den Sieg davon tragen muß. Die Angestellten-Versicherung mit ihren erst spät zu erreichenden auskömmlicheren Renten und ihren auch auf die Hinterbliebenen-Versorgung berechneten und dadurch erhöhten Prämiensätzen ist auf die Verhältnisse der Schwestern eben nicht zugeschnitten.

Wiederholt haben die geschilderten Verhältnisse die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, Resolutionen wurden gefaßt, Anträge gestellt, die Beseitigung der Mißstände dringend gefordert.

Über Vorbereitungen zur Änderung der Dinge kam man nicht hinaus. Deshalb haben sich zur Hebung der Lage der Schwestern mehrere Männer zusammengetan. Der erste Schritt soll eine Massenpetiton an den Reichstag um gesetzliche Hilfe sein.

Wir bitten Sie, unserm Komitee beizutreten und unsere Bestrebungen durch Ihren Namen und Ihre Werbetätigkeit unterstützen zu wollen. Wir brauchen Vertrauensmänner zur Verbreitung der Petitionen an möglichst vielen Orten Deutschlands. Beitrittserklärungen wären schriftlich mit genauer Adresse an einen der Unterzeichneten zu richten. . . .

Zur Bestreitung der ziemlich hohen Kosten für Drucksachen, Porti usw. ist die Schaffung eines Agitationsfonds geboten, und wir bitten diesem recht zahlreiche und reichliche Beträge an die Adresse des unterzeichneten vorläufigen Schatzmeisters zuzuführen.

Josef Ritter von Hatting-

berg, K. K. Regierungsrat, München, Rauchstr. 12 (als vorläufiger Schatzmeister). Wilhelm Zarnack, Oberstleutnant a. D., Sondershausen, Kyffhäuserstr. 18 (als vorläufiger Schriftführer).

**Wie Zeitschriften zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung gegründet werden.** Im Laufe des letzten Jahrzehnts haben Alkoholinteressenten recht oft versucht, die deutsche Abstinenzbewegung, deren kraftvolle Entwicklung dem Alkoholkapital offenbar schon recht starke Beklemmungen verursacht, planmäßig zu bekämpfen. Wiederholt hat man zu diesem Zwecke Zeitschriften gegründet. Aber die Blätter konnten sich zumeist nur kurze Zeit halten. Neuerdings scheint man im Lager der Alkoholinteressenten wieder Mut bekommen zu haben. Es sind süddeutsche Interessenten, die jetzt ihr Geld an ein solches Unternehmen wagen wollen. Unter Andern ist es der Südbayerische Weinhändlerverband, e. V. in München. Er versandte im vorigen Monat ein Rundschreiben, das für die Gründung einer neuen Zeitschrift zur Bekämpfung der Abstinenzbewegung Stimmung zu machen versucht. Wir drucken das Rundschreiben, das übrigens keiner weiteren Erläuterung bedarf, im Auszuge ab. **Vortrupp.**

### Streng vertraulich!

### Ein Fingerzeig zur Wahrung der Interessen der Gärungsgewerbe.

Der Kampf gegen den Genuß des Alkohols hat seit Beginn des neuen Jahrhunderts, insbesondere aber in den letzten Jahren, an Umfang und Heftigkeit erheblich zugenommen. Die Alkoholfrage ist zu einer gesellschaftlichen und, vor allem, wirtschaftlichen geworden. Die ganze Bewegung greift tief ein in die Interessen der Gärungsgewerbe und zahlreicher anderer, mit diesen in geschäftlicher Verbindung stehender Gewerbe- und Handelszweige. Es hat sich allmählich eine Richtung herausgebildet, die die vollständige Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken als ein dringendes Kulturerfordernis hinstellt, und diesen Fanatikern der Abstinenz sind alle Mittel und Wege recht, ihre Überzeugung in die breiten Massen des Volkes zu tragen. Ihre geradezu widersinnige Kampfesweise richtet sich nicht nur gegen die alkoholhaltigen Getränke und ihre Erzeuger, sondern gegen alles, was irgendwie mit dem Alkohol in Beziehung steht; — sie bedarf der schärfsten Abwehr.

Die Abstinenzler treiben eine überaus rührige Werbetätigkeit durch öffentliche Vorträge, regelmäßig erscheinende Zeitschriften und Zeitungen, Flugblätter und Artikel in den Tageszeitungen. Letztere werden in den Blättern fast aller politischen und wirtschaftlichen Richtungen unbeanstandet aufgenommen, während sachgemäße und vorurteilslose Artikel zu gunsten des Alkoholgenusses meistens ohne nähere Begründung abgelehnt werden. Gelingt es wirklich, einmal einen Aufsatz derartigen Inhalts in den Spalten eines bedeutenden Blattes unterzubringen, so erscheinen von gegnerischer Seite sofort die heftigsten Erwiderungen, zu deren Aufnahme die Schriftleitungen auf Grund des Pressegesetzes gezwungen werden können. Will nun der Verfasser des ersten Artikels an derselben Stelle darauf antworten, dann lehnen die Schriftleitungen die Aufnahme seiner weiteren Ausführungen als nicht im Interesse des Blattes gelegen ab oder schützen Platzmangel vor und — der Alkoholgegner behält das letzte Wort...

. . . . . .

Ein ganz besonderer Unfug wird mit Statistiken getrieben, die die Gefährlichkeit selbst des mäßigen Alkoholgenusses nachweisen sollen, aber zumeist nichts weiter sind als akademische Zahlenlügen, ausgesprochen ohne Rücksicht auf die Resultate praktischer Erfahrung. — Als weiteres Werbemittel der Abstinenten seien die Wanderausstellungen gegen den Alkoholismus erwähnt, wohin Schüler und Soldaten geschleppt werden, um ihnen an Wachsabbildungen gesunder und kranker Herzen, Magen, Nieren usw. die schädlichen, ja todbringenden Einflüsse

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Alkohols auf den menschlichen Organismus als warnendes Beispiel vorzuführen. . . . . .

Was kann und soll nun gegenüber all den unberechtigten Angriffen und falschen Verdächtigungen der Abstinenzfanatiker geschehen?

Ohne an dieser Stelle auf die von den vereinzelten „Schutzverbänden gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" und die — leider — noch vereinzelteren Zeitschriften, die sich ausschließlich oder in beschränkterem Maße der Bekämpfung der Abstinenzbewegung widmen, einzugehen, soll die

Herausgabe einer Monatsschrift,

deren allmähliche Ausgestaltung zu einer Halbmonats- oder Wochenschrift vielleicht ins Auge gefaßt werden könnte, angeregt werden. Es erscheint dies unstreitig als das geeignetste Mittel, dem Krebsschaden der Übergriffe der Abstinenzfanatiker beizukommen. Dabei muß selbstverständlich vermieden werden, in eine aufdringliche Reklame für die alkoholhaltigen Genußmittel zu verfallen, die natürlich von vornherein auf Widerspruch stoßen und neue Kämpfe heraufbeschwören würde. Nur so können unparteiische und leidenschaftslose Erörterungen, die aufklärend wirken, in die weitesten Kreise der Gebildeten dringen. Den Gärungsgewerben würde in der geplanten Zeitschrift ein Organ erstehen, in dem sie sich jederzeit zum Wort melden könnten, so daß sie nicht gezwungen wären, bei den Schriftleitungen der Tagesblätter um Einlaß zu betteln, — ein Organ, das sowohl den Angelegenheiten der Gärungsgewerbe selbst, als der Abwehr von Angriffen der Totalabstinenten dienen könnte.

Eine derartige Zeitschrift besteht bis heute nicht. Alle bisherigen Veröffentlichungen, welche die Alkoholfrage behandeln, haben mehr oder weniger rein wissenschaftliche oder wirtschaftliche Zwecke und wenden sich somit zum größten Teil an Kreise, die eine Aufklärung und Belehrung in dem angedeuteten Sinne nicht so sehr benötigen.

. . . . . .

Weit rühriger aber in der Verbreitung ihrer Ideen sind die Abstinenzler. Es tauchen immer mehr Blätter auf, die in zumeist sehr unvornehmem Tone den Genuß des Alkohols in jeder Form verdammen. (Es folgt die Aufzählung einiger Alkoholgegnerzeitschriften, unter denen auch der „Vortrupp" genannt wird.)

. . . . . .

Der Enthaltsamkeitsbewegung dient besonders eine im vierten Jahr erscheinende Zeitschrift mit dem anspruchsvollen Titel „Der Vortrupp", „Halbmonatsschrift, für das Deutschtum unserer Zeit". Als Herausgeber zeichnen Dr. jur. M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. Hinter den Herausgebern stehen zweifellos kapitalkräftige Anhänger der Abstinenzbewegung. Der „Vortrupp" erscheint — nach Mitteilung des Verlags G. Wigand in Leipzig — in einer Auflage von 12000 Exemplaren. Die Nummer kostet, abgesehen von Schriftstellerhonoraren, rund M. 1000. — Die übrigens ganz gut ausgestattete Zeitschrift nennt sich stolz „ein Organ, das die Reformbestrebungen, unser ringendes deutsches Leben zu etwas höherem umzugestalten, zusammenfassen will". Offene und halbversteckte Angriffe gegen den Alkoholgenuß enthält fast jede Nummer, und sehr bezeichnend ist die Bemerkung auf dem Umschlag: „Anzeigen gemeinschädlichen Inhalts und Empfehlungen alkoholhaltiger Getränke (Sekt, Bier, Wein, Trinkbranntwein) werden nicht aufgenommen. Dagegen werden sogenannte „Ersatzgetränke" empfohlen, d. h. diejenigen Getränke, die unter ständiger Kontrolle des „Allgemeinen deutschen Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus" stehen. Auch wird auf „Reformrestaurants" ohne Trinkzwang hingewiesen, und in allerhand sonstigen Anzeigen versucht man, für die Antialkoholströmung neue Anhänger zu werben. Ferner werden zum Wirken in demselben Sinne von Zeit zu Zeit „Vortrupp-Flugschriften" herausgegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Unduldsamkeit der Abstinenten, hauptsächlich aber der Umstand, daß ihre Wortführer mehr und mehr Einfluß auf die Macht des Staates, der Behörden, der Verwaltungen und der Schule zu gewinnen suchen und in den meisten Fällen auch ihren Willen durchzusetzen wußten, machen es dringend erforderlich, diesen Treibereien nicht mehr länger schweigend zuzusehen.

Als wirksamste Gegenwehr muß nach den bisher gemachten Erfahrungen, wie bereits erwähnt, die

Herausgabe einer Monatsschrift

angesehen werden. Diese Zeitschrift müßte möglichst vielseitig und gelegentlich vielleicht auch mit einigen guten Illustrationen ausgestattet sein. Die ganze Kultur des modernen Lebens in seinen vielfarbigen Erscheinungen soll sich in ihr wiederspiegeln. Fragen der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und des Handels, der Landwirtschaft und Gewerbetätigkeit, endlich Reise-, Sport- und Gesellschaftsleben müssen in Aufsätzen aus der Feder bekannter Persönlichkeiten erörtert werden, und auch schöngeistige Beiträge dürfen nicht fehlen. Äußerungen zur Alkoholfrage muß jede Nummer enthalten, jedoch nicht in aufdringlicher, sondern in ruhiger, vornehmer Weise, die von vornherein auf die Leser überzeugend wirkt und die Idee, die zur Gründung der Zeitschrift Veranlassung gab, nicht zu deutlich in die Erscheinung treten läßt. Es würde so eine Verbindung zwischen Literatur und Gärungsindustrie geschaffen werden, die der ersten nützlich sein und der letzteren nur zur Ehre gereichen würde. . . . . .

Auflage, Umfang und Format.

Für den Anfang würde eine Auflage von 5000 Exemplaren ins Auge zu fassen sein, unter Berücksichtigung der für die Propaganda benötigten Freiexemplare. Nach und nach könnte die Auflage je nach Bedarf vergrößert und gegebenenfalls noch verbessert werden.

Der Umfang müßte sich vorerst auf 8 Seiten Text und 8 Seiten Inseratensatz, einschließlich 4 Seiten Umschlag, belaufen.

Als Format wäre die Größe von ungefähr 23 × 30 cm wohl die empfehlenswerteste.

Verkaufspreise:

Abonnementspreis für das Halbjahr im Inland M. 1.20 frei Haus, Einzelnummer M. —.20, Einzelnummer für Wiederverkäufer M. —.10. . . . . .

Verbreitung:

Durch tatkräftige Unterstützung aller in Betracht kommenden Verbände und Vereinigungen des Brau-, Wein- und Brennereigewerbes, vielleicht auch der Hoteliers und Gastwirte, sowie der verschiedenen Lieferanten, könnte die Zeitschrift von vornherein auf einen sehr beträchtlichen Stamm von Abonnenten rechnen, der durch die werbende Tätigkeit geeigneter Persönlichkeiten und eine praktische Verkaufsorganisation an Bahnhöfen usw. zu vergrößern wäre. Von ganz besonderer Wichtigkeit — und eigentlich der Zweck der Gründung der Zeitschrift — ist die planmäßige Verteilung von

Gratisexemplaren

in einer vorläufigen Menge von 3000 Stück monatlich an die verschiedenen Staats- und Gemeindebehörden, an Abgeordnete, höhere Staats- und Kommunalbeamte, Ärzte, Lehrer, Juristen, kurzum an alle die Personen und Stellen, an deren Aufklärung den Gärungsgewerben vor allem gelegen sein muß; auch an Pensionen, Lesehallen und Vereine soll eine bestimmte Anzahl von Nummern jeweils unentgeltlich verabfolgt werden.

Inseratenwesen.

Es darf wohl vorausgesetzt werden, daß eine größere Anzahl von Inseraten durch die Gärungsgewerbe selbst, sowie aus allen mit diesen in geschäftlicher Verbindung stehenden Industrie- und Handelskreisen von Zeit zu Zeit aufgegeben wird, wenn die Häuser wissen, daß die Gärungsgewerbe Interesse an der Förderung der Zeitschrift nehmen. Es sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei nur Inserate von anerkannt guten, leistungsfähigen Firmen aufgenommen werden; Abzahlungsgeschäfte und ähnliche sollen überhaupt nicht angegangen werden. Wenn irgend möglich, soll jedoch versucht werden, die acht für Inserate bestimmten Seiten o h n e Beihilfe der Brauereien zu füllen und diese nur zu besonderen Anlässen um Aufgabe von Inseraten zu bitten.

. . . . . .

München, im Mai 1914.

**Unsre Klage gegen die „Hamburger Nachrichten"** (siehe den Aufsatz „Großreinmachen" in Nr. 22 des „Vortrupp" vom 16. November 1913) hat dadurch ihren Abschluß gefunden, daß die „Hamburger Nachrichten" in ihrer Morgenausgabe vom 25. Juni 1914 auf der ersten Seite des Hauptblattes die folgende Erklärung abgegeben haben:

**Der Jugendtag auf dem hohen Meißner**

war von uns am 14. Oktober 1913 in einem Leitartikel besprochen worden. Darin stand folgender Satz:

Wes Geistes Kinder die Freideutschen sind, verrät das Bekenntnis ihres Organs, des „Vortrupp". Dort wird jede patriotische Regung „im tiefsten Kerne unmoralisch" genannt, weil die Erziehung zum Patriotismus eine Unterminierung von Gesittung und Kultur sei.

Dieser Satz führte zu einer Privatklage der Herren Dr. jur. Hermann M. Popert, Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche (Herausgeber des „Vortrupp") und Dr. phil. R. Kraut (verantwortlichen Schriftleiters des „Vortrupp") gegen unsern verantwortlichen Redakteur Ludwig Ewers. Der Prozeß ist am 20. Juni 1914 durch einen Vergleich beendet worden, in dessen Ausführung Ludwig Ewers erklärt:

„Ich habe mich inzwischen davon überzeugt, daß jener Satz weder wörtlich noch dem Sinne nach im „Vortrupp" oder in einer seiner Beilagen oder in einer Druckschrift, die mit ihm in irgendeiner Verbindung steht, enthalten gewesen ist. Der Verfasser des Leitartikels der Hamburger Nachrichten hat einen Irrtum begangen, als er jenen Satz dem Vortrupp zuschrieb. Ich habe keine Veranlassung, anzunehmen, daß die Privatkläger, die selbst erklären, jener Satz laufe ihren stets vertretenen Anschauungen unbedingt zuwider, die darin bekundete Gesinnung hegen."

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Diem, Carl:** Sport und Körperschulung in Amerika. Deutscher Reichsausschuß für Olympische Spiele. Berlin NW.

**Rehse, Luise:** Bratbüchlein. M. 0,80. Adolf Rehse Verlag Hannover.

**Sapper, Karl:** Neuprotestantismus. M. 3 50. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.

**Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung:** Hamburg-Gr.-Borstel.

49. Band:

**Deutsche Humoristen.** 7. Band. M. 1,—.

50. Band.

**Huggenberger, Alfred:** Bauernland. M. 1,—.

51./52. Band.

**Müller-Guttenbrunn, Adam:** Deutscher Kampf. M. 2,—.

**Heinz, K.:** Von Haeckel zur Theosophie Brosch. M 2,—, geb. M. 3,—. Grunow & Co., Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 15 1. August 1914

## Marineoffiziere als Gastgeber.

Den Anlaß zu den folgenden Betrachtungen gibt ein kurzer Aufsatz des Admirals Breusing. Unter der Überschrift: „Demokratische Freiheit" hat Admiral Breusing Folgendes geschrieben:

> Der Staatssekretär der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat vor kurzem verfügt, daß an Bord von Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten fernerhin von niemand alkoholische Getränke irgendwelcher Art als Genußmittel jemals genossen werden dürfen. Der Grund für diese Maßnahme ist die durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellte Tatsache, daß Alkohol schon in kleinen Mengen das Gehirn und damit die Denkfähigkeit der Menschen ungünstig beeinflußt. Es ist deshalb von Wichtigkeit, daß die kommandierenden Seeoffiziere vor schwierigen Manövern, bei denen es darauf ankommt, die taktische Lage möglichst schnell zu erkennen und danach einen Entschluß ohne Säumen zu fassen, sich des Alkoholgenusses enthalten. In unserer Flotte hat das dahin geführt, daß der Alkoholgenuß überhaupt abgenommen hat, und daß vor Manövern, bei denen die volle Denkfähigkeit der Kommandanten erforderlich ist, z. B. bei Torpedoboots-Nachtmanövern, die Kommandanten selbstverständlich keinen Alkohol zu sich nehmen. Also in unserer monarchisch gesinnten Flotte tut der Offizier aus Pflichtgefühl frei und ohne Zwang das Nötige, in der demokratisch regierten Flotte der Vereinigten Staaten gewährt man den Offizieren die gleiche Freiheit nicht. Dieses Offizierskorps ist hochgebildet, von Diensteifer und Pflichtgefühl beseelt, es würde sicher ebenso verfahren wie das deutsche Seeoffizierkorps, und doch scheut sich die ihm vorgesetzte Behörde nicht, es durch eine drakonische Verfügung zu binden, durch eine Verfügung, die kränkend wirkt, weil sie als ein Beweis von Mißtrauen hinsichtlich des Pflichtgefühls der Offiziere aufgefaßt werden kann, die beschämend ist für die Offiziere gegenüber den Offizierkorps anderer Flotten. Denn die Seeoffiziere der Vereinigten Staaten werden in Zukunft mit fremden Seeoffizieren nicht mehr auf gleichem Fuße verkehren können, weil sie dargebotene Gastfreundschaft nicht mehr im eigenen Heim in der üblichen Weise erwidern, sondern nur mit der Bedingung annehmen können, daß sie sie in einem Gasthofe an Land erwidern.

Ich habe den Absatz wörtlich wiedergegeben, weil er ein wertvolles Beweisstück ist für die Denkart vieler Menschen in unserer Zeit. Von drei verschiedenen Seiten bekam ich ihn, bunt angestrichen, zugesandt. Ein Abstinent schrieb: „Der Admiral hat seine Erfahrungen als deutscher Offizier gesammelt. Ist es denn wirklich so schlimm?



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist denn die Rückständigkeit der deutschen Offiziere, und gerade der Marineoffiziere, so groß, ist der Bildungsgrad so gering, daß diese Offiziere unfähig sind, in nüchternem Zustande gesellig zu sein?" Ein Vortruppleser schrieb: „Wie doch die Zugehörigkeit zu irgendeiner der politischen Parteien von heute (Breusing ist ‚alldeutsch') Vorurteil erzeugt, gegen Tatsachen blind, gegen Menschen ungerecht macht. Popert hat wirklich recht: man muß sich, wenn man das deutsche Volk liebt, von jeder Parteiwirtschaft heute fernhalten."*) Marineoffiziere schrieben, der Admiral unterschätze die Kräfte, die in der deutschen Marine an einer Gesundung des Deutschtums arbeiteten, und schmälere außerdem das Verdienst der vom Kaiser so sehr geförderten Nüchternheitsbewegung.

Alle haben, scheint es uns, ein Recht, sich zu entrüsten, und die Sache fordert schriftstellerische Zusammenfassung.

Admiral Breusing ist ein bekannter Seeoffizier. Er hat wichtige Ämter in der Marine bekleidet. Er war Befehlshaber des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders, Oberwerftdirektor in Wilhelmshaven und oberster Leiter der Werften. Leider schloß er sich nach seinem Abschied von der Marine einer politischen Sonderrichtung an und mußte nun Haß entwickeln gegen alle seiner Richtung entgegenstehenden Richtungen. Aus diesem Haß heraus entstand auch der oben abgedruckte Aufsatz.

Die Nachricht von dem Alkoholverbot in der Marine der Vereinigten Staaten konnte Admiral Breusing leider nicht einfach als Deutscher entgegennehmen, sondern nur noch als Alldeutscher. Aus vorgeschriebenen Gedankenfolgen einer bestimmten politischen Partei mußte deshalb der Absatz entstehen, den wir zu betrachten haben: Amerika — Demokratie; Gegensatz: Deutschland — Monarchie. Demokratie schlecht, Monarchie gut: also Alkoholverbot übel und eine Folge der Demokratie. So ist wieder mal bewiesen, daß man die richtige politische Bemalung trägt. Das ist durchaus die bekannte Logik deutscher Parteifanatiker. Gegen diesen Hauptgedankengang treten alle wirklich wichtigen und des Nachdenkens werten Tatsachen zurück, und man kann sie mit einem verschwommenen Grau darstellen. Nach Bedarf werden die Seeoffiziere (der Demokratie!) hochgebildet und pflichttreu genannt, und es wird behauptet, bei den monarchischen Seeoffizieren geschehe „das Nötige" ohne weiteres. An dieser Stelle

*) Vgl. Hermann Poperts Aufsätze im „Vortrupp" Jg. 1912, S. 33 ff.; Jg. 1913, S. 577 ff. und S. 705—707. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird grau übergewischt und einschränkend bemerkt, nicht alle Offiziere, nur die Kommandanten, und zwar nur die, denen volle Denkfähigkeit zu Gebote stehen muß, nein: von diesen auch nur die Kommandanten von Torpedobooten und nur bei Manövern, nein: bei Torpedoboots-Nachtmanövern täten „selbstverständlich" „das Nötige". Es wird also etwas behauptet, was offenbar keiner Sachkenntnis entspringt, und das muß sich eine starke Einschränkung gefallen lassen, wo Sachkenntnis störend dazwischen tritt.

So der Admiral als Alldeutscher. Als Offizier spricht er erst in zweiter Linie, und was er als solcher sagt, hätte er gewiß nicht gesagt, wenn ihn nicht der Hieb gegen die seiner politischen Sonderrichtung entgegengesetzten Kräfte dazu verleitet hätte. Er behütet die Marine davor, darüber nachzudenken, ob nicht Nüchternheit besser sei als mäßiger Rausch, und behauptet, die Vorbedingung für den geselligen Verkehr der Seeoffiziere seien alkoholische Getränke. Als Alldeutscher muß er ja einen Gegensatz herstellen zur amerikanischen (also demokratischen) Abstinenz. Er empfindet deshalb Trinksitte, Gasthof, Alkohol als etwas Monarchisches. Er bemerkt wohl garnicht, welchen Vorwurf er dadurch seinen noch trinkenden Kameraden macht und wie sehr er sich in Gegensatz bringt zu dem, der der Monarchie den Namen gibt, zu dem Monarchen selbst.*)

Wer die Dinge, um die es sich hier handelt, ganz vorurteilslos und lediglich als Vaterlandsfreund betrachtet, muß, wenn er von dem amerikanischen Alkoholverbot liest, etwa so denken: „Alle Achtung, so weit sind die schon in Amerika. Das hätte ich den Demokraten garnicht zugetraut. (Hoffentlich haben die Deutsch-Amerikaner kräftig dazu geholfen, dies segensreiche Verbot vorzubereiten.) Es ist doch etwas Wundervolles um den Befreiungskampf der germanischen Völker von den narkotischen Giften. Jetzt müssen wir uns ja ranhalten, daß auch unsere Marine bald die wertvolle Kraftvermehrung durch das Alkoholverbot bekommt. Ein Glück, daß der Kaiser selbst den Wert der Abstinenz kennt und den Schneid hat, dafür zu sprechen. Wenn schon den Offizieren der Demokratie so etwas befohlen werden kann, wie würden erst die gutdisziplinierten deutschen Offiziere einen kaiserlichen Befehl achten, der den Alkohol endlich ganz von den Kriegsschiffen bannt."

So dachte aber Admiral Breusing nicht; in den Sätzen, die er schrieb,

*) Siehe die aktenmäßige Darstellung über Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol („Vortrupp" Jg. 1913, S. 5 ff.).

überrascht zuerst die naive Art einer gewissen Darstellung. Was können wir nicht alles von dem deutschen Volke erwarten, wenn sich in ihm tiefgreifende Umwälzungen so vollziehen, wie er es darstellt: Durch eine wissenschaftliche Untersuchung wird eine Tatsache festgestellt. Das „führt dahin", daß in der Flotte der Alkoholgenuß überhaupt abnimmt, und daß einige Offiziere, nämlich die Torpedobootskommandanten, „selbstverständlich" in gewissen Fällen, nämlich bei Nachtmanövern, keinen Alkohol trinken. Überraschende Fernwirkungen, muß man sagen. Aber, wenn man das überhaupt noch einen Erfolg nennen kann, ist man doch in Versuchung, zu fragen: w e r führt dahin? Denn wer die Menschen, ihr Vorurteil, ihre Trägheit, ihren Widerstand kennt, glaubt nicht daran, daß Wahrheiten den Menschen ohne Mühe beigebracht werden, am wenigsten unbequeme. Es sieht doch beinahe so aus, als ob wir es hier mit der Abwehr gegen eine Bewegung zu tun hätten, die erfolgreich ist, der man aber das Verdienst nicht gönnen will, Aufklärung gebracht zu haben. Erst sagt man: „Das werdet ihr nie erreichen, die alten Deutschen tranken immer noch eins" und dann mit einmal: „selbstverständlich" trinkt man — mitunter — nichts." Wie ist dies „selbstverständlich" doch verdächtig. Es ist damit garnichts gesagt. Man kann mit dem Worte „selbstverständlich" jede gute Tat im Keime ersticken. Man kann jeden Kampf für das Gute abtun, indem man sagt: „Es ist selbstverständlich, daß der vernünftige Mensch so handelt, wozu redet man darüber!" Aber seltsam: die, die so sprechen, tun meist rein garnichts für die Sache, trennen sich unter keinen Umständen von ihren Gewohnheiten, sondern decken sich mit dem Begriff der Mäßigkeit, die natürlich auf sie selbst immer zutrifft.

Admiral Breusing unterscheidet Fälle, in denen der Seeoffizier seine volle Denkfähigkeit nötig hat. Sollte die volle Denkfähigkeit nicht eine Kraft sein, die jedem Seeoffizier, Ingenieur, Arzt unausgesetzt nötig ist, und genügt es im Marinebetrieb, daß nur der Kommandant, und auch der nur unter gewissen Umständen, völlig denkfähig, das heißt nüchtern ist? Wenn heute, wie Breusing andeutet, noch nicht alle deutschen Offiziere dauernd über ihre volle Denkfähigkeit verfügen, so sollte diese kostenlose Verstärkung der Wehrmacht schleunigst gefordert werden. Selbstverständlich will ich damit nicht gesagt haben, daß irgend etwas befohlen werden soll. Welcher Vorgesetzte wäre denn so taktlos, monarchisch gesinnten Offizieren etwas zu befehlen, sie zu kränken, ein Mißtrauen hinsichtlich des Pflichtge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühls des Offiziers durchblicken zu lassen. Offiziere tun doch alles Nötige von selbst.

Es wäre einer längeren Betrachtung die Frage wert, weshalb Admiral Breusing die amerikanischen Seeoffiziere gegen ihren Vorgesetzten aufreizt. Im allgemeinen gilt der Satz, daß der Offizier seinem Vorgesetzten zu gehorchen und keine Betrachtungen darüber anzustellen hat, ob ein Befehl, den er bekommt, und der ihm nicht sehr willkommen ist, auf die Art der Verfassung zurückzuführen ist, auf die er vereidigt wurde. Admiral Breusing schmeichelt den amerikanischen Seeoffizieren, indem er sie hochgebildet und pflichttreu nennt, und sagt ihnen dann: „Eure vorgesetzte Behörde scheut sich nicht, euch etwas zu befehlen, was euch beschämen muß; das liegt an ihrer demokratischen Form". Es ist ungewöhnlich, daß ein Offizier andern Offizieren nahelegt, ihre Staatsform zu bemängeln. Auch dazu treibt politisches Vorurteil*).

Admiral Breusing macht den Seeoffizieren den Vorwurf, sie seien bei ihrer Geselligkeit auf alkoholische Getränke angewiesen. Die amerikanischen Seeoffiziere sind übrigens nicht in Gefahr, die Andeutungen des deutschen Admirals ernst zu nehmen. Der hat nämlich eins ganz übersehen: daß die amerikanischen Seeoffiziere, wie die Amerikaner überhaupt, dem Alkoholverbot viel näher stehen, als wir Deutsche. Der Kampf für Gemeindebestimmungsrecht und Staatsverbot ist dort schon viel älter als bei uns. Es wird in der amerikanischen Flotte viele abstinente Seeoffiziere geben, die das Verbot dort längst als eine Forderung der Zeit ansahen und es freudig begrüßten. Sie machen sich wohl gar darüber lustig, daß ein deutscher Admiral für die Trinksitte eine Lanze bricht, in einer Form, die sie in Amerika längst nur noch bei den Brauern gewohnt sind.

Der Admiral sagt:

> „Die Seeoffiziere der Vereinigten Staaten werden in Zukunft mit fremden Seeoffizieren nicht mehr auf gleichem Fuße verkehren können, weil sie dargebotene Gastfreundschaft nicht mehr im eigenen Heim in der üblichen Weise erwidern, sondern nur mit der Bedingung annehmen können, daß sie sie in einem Gasthofe an Land erwidern."

Da Admiral Breusing seine Erfahrungen in der deutschen Marine gemacht hat, sagt er also, wer mit dem deutschen Seeoffiziere auf gleichem Fuße verkehren wolle, müsse ihm alkoholhaltige Getränke

*) Zufällig verbot auch eine Monarchie, nämlich Rußland, grade jetzt den Offizieren die Rauschgetränke. H. P.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

anbieten. Er macht also dem deutschen Seeoffizier den Vorwurf, daß er unfähig sei, gesellig zu sein ohne Berauschungsmittel.

Ich achte die größere Erfahrung des Admirals, der die Marine dreißig Jahre länger kennt, als ich, muß aber doch sagen, dieser Vorwurf ist unbegründet. Ich behaupte zunächst einmal: die Zeiten, in denen nur der Alkohol das Wesen einer gewissen Geselligkeit in der Marine ausmachte, sind vorbei. Man wird mich an das vielsagende Wort „Bierabend" erinnern und mir einwenden, daß soundsoviel Fälle von Trunkenheit, von Ausschreitungen bekannt seien und daß das auf einen allgemeinen, „mäßigen" Genuß schließen lasse, der ja für die Fälle von Unmäßigkeit verantwortlich zu machen sei. Ich gebe das zu. Ich bin ja der erste, der dafür ist, daß irgend etwas besser werde. Ich gebe noch mehr zu: es besteht noch immer der Gebrauch, Gäste, besonders gewisse Akademiker „blau" zu machen. Der gesunde Instinkt des Seemanns fühlt eben heraus, wie hoch die Ansprüche des Gastes sind, und behandelt den Gast, wie er's verdient. Ich gebe auch zu, daß hie und da der Unfug besteht, jedes dienstliche und außerdienstliche Ereignis mit einer Flasche „Schum" zu besiegeln; ich weiß, daß es Kommandanten gibt, die ihre Offiziere kaum noch anders in die Kajüte bitten als — „zum Glase Sekt".

Aber das sind Ausnahmen und Auswüchse, die oft nur auf Unkenntnis und Gedankenlosigkeit beruhen. Gewiß könnte auch da einmal mit eisernem Besen gekehrt werden; aber das soll dann auch offen und ehrlich geschehen. Eine so allgemeine, den Bildungsgrad des deutschen Seeoffiziers bei allen mit der Zeit fortgeschrittenen Menschen so sehr hinabsetzende Beschuldigung, wie die in Admiral Breusings Worten liegende, muß zurückgewiesen werden.

Ich berufe mich dazu auf eigene Beobachtung. Manche der älteren Seeoffiziere haben nicht bemerkt, daß infolge der Abstinenzbewegung auch in der Marine ein Nachwuchs heraufkam, der neue Anschauungen hatte, dem der Nährwert des Alkohols und das Wärmemittel längst verdächtig war, und der die großen Schäden des mäßigen und unmäßigen Alkoholgenusses nicht mehr beharrlich übersah. Es geschah schon vor mehr als zehn Jahren, daß erfahrene ältere Offiziere, die den Fähnrichen ihre Begriffe von Mäßigkeit beibringen wollten, bei diesen nur Heiterkeit erregten. Ganz zu schweigen von der wirklich uralten Mäßigkeit, deren Worte mir unvergeßlich bleiben: „Ich rate Ihnen, im Alkoholgenuß mäßig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu sein: mittags eine halbe Flasche Wein, das ist für einen jungen Mann genug; abends können Sie sich meinetwegen besaufen." Daß diese Worte jungen Männern gesagt werden konnten, die bereits abstinent lebten, beweist die Unkenntnis der Älteren von den Jüngeren. Diesen Älteren ist es wohl auch Jahr für Jahr entgangen, wie peinlich es dem Fähnrich immer wieder ist, wenn er als Gast des Offiziers zum Trinken ermuntert wird. Und von den jungen Offizieren, die selbst schon den Gastgeber spielen, tun sich doch nur die mit Alkoholgetränken hervor, die unter dem Gefühl leiden, aus einfachen Kreisen zu stammen und deshalb zunächst unter keinen Umständen Anstoß erregen wollen. Sie vermeiden in „solchen Dingen", was nach Selbständigkeit aussieht, und klammern sich an alles, was sie als vermeintliche Formen des Kreises ansehen, in dem sie stehen sollen. Die Eltern stehen oft mit Ermahnung dahinter. Wenn nun dabei auch mal ein wirklicher Hohlkopf vorkommt, der der Trinksitte zu neuen Ehren verhilft, so bleibt er doch eine Ausnahme, die überall vorkommt, wo der Alkohol noch eine Rolle spielt.

Muß man denn erst aufmerksam gemacht werden, um zu bemerken, daß unzählige Marineoffiziere Alkoholgetränke ablehnen, indem sie auf ihren bevorstehenden Dienst hinweisen? Und wissen nur die, die stets nüchtern waren, daß es gerade in der Marine viele Offiziere gibt, die einer frohen, anregenden Geselligkeit ohne Alkohol gewachsen sind? Von der regen Beteiligung der Marineoffiziere am Sport will ich gar nicht einmal sprechen. Sport und Leibesübung sind noch immer etwas Neues. Selbst beim Segelsport, der in seiner besten Form auch eine tüchtige Schulung für Körper und Geist sein kann, sind infolge der Abstinenzbewegung die Berichte über Bier- und Whiskyreisen schon ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Wer es sehen will, muß es sehen, daß der deutsche Seeoffizier zu einer Geselligkeit ohne Alkohol fähig ist; deshalb trifft der von Admiral Breusing durch seine Darstellung erhobene Vorwurf nicht zu.

Es ist auch schon unrecht, die alkoholische Gastfreundschaft so ohne weiteres als die in der Marine „übliche" zu bezeichnen. Dadurch wird den deutschen Offizieren das Leben erschwert, die nicht nur monarchisch gesinnt sind, sondern infolge dieser Gesinnung den ausgesprochenen Willen ihres Monarchen auch durch ihre Taten ehren. Und die deshalb auch als Gastgeber niemals berauschende Getränke anbieten: hat doch unser Kaiser unzweideutig gesagt, er wünsche abstinente Offiziere. Ein Offizier, der also gar kein „Mißtrauen

hinsichtlich seines Pflichtgefühls" aufkommen lassen will, tut ja schon heute, nur weil es unser Kaiser wünscht und ehe er es befehlen läßt, das „Nötige". Admiral Breusing macht es ihm jetzt schwer, „das Nötige" zu tun, indem er behauptet, nur alkoholische Gastfreundschaft könne als die übliche anerkannt werden.

Vollends die von Admiral Breusing betonte enge Verbindung der Begriffe Seeoffizier und Gasthof ist nicht am Platze. Es gab wohl früher einmal unter Seeleuten überhaupt viele, die von den Häfen der Welt nicht viel mehr wußten, als wo es „echtes" Bier gibt; in der Kaiserlichen Marine aber habe ich schon als jüngerer Offizier im Auslande Kameraden genug gefunden, die in Khakirock und Gamaschen an Land gingen, mit Engländern Fußball und Polo spielten, das Land durchwanderten und nicht den biergewöhnten Philister herauskehrten, wenn es abends beim Fest im Hause des abstinenten Gouverneurs „nichts zu trinken" gab.

Wir können also sagen, daß kein Grund vorlag, gerade Seeoffiziere in den Ruf zu bringen, nur alkoholische Geselligkeit pflegen zu können. Nur der Zufall, daß ein Alkoholverbot in der Marine eines nicht-monarchischen Staates erlassen wurde, hat Admiral Breusing zu seinen auffälligen Bemerkungen verleitet. Besonders die deutsche Marine verdient Dank, daß sie in Jahren der Anspannung aller Menschenkräfte auch noch Zeit fand, dem Nüchternheitsgedanken Eingang zu verschaffen. Man mag sagen, daß gerade die vermehrte Arbeitsleistung der gegebene Feind der Trinksitten wurde, und daß das Verdienst deshalb nicht so groß sei; die Marine hat aber weit mehr getan als für den Zweck ihres Betriebes allein dringend nötig war: sie ist der Armee mit der Organisierung der Nüchternheitsbewegung vorangegangen. Das war (ebenso wie die Landordnung von Kiautschau) eine Kulturtat der Marine. Nur aus politischer Verblendung kann so etwas ganz übersehen werden.

Man verstehe mich aber nicht falsch, wenn ich den Marineoffizier lobe. Stillstand hieße hier Verderben. Niemand hat mehr die Pflicht dem Volke die Freiheit von den Rauschgiften anzubahnen, als der Offizier. Aus jedem Beruf kommt die Klage: als Kaufmann, als Händler, als kleiner Beamter kann man sich nicht ausschließen. Der deutsche Offizier kann so viel Rücksicht für sich beanspruchen; wenn er männlich hintritt und sagt: „mein verantwortungsvoller Beruf entbindet mich von der Trinksitte", wird unser Volk ihm dankbar sein.

Hans Paasche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Vitamine*).

Ich beginne damit, die Aufmerksamkeit der Leser auf die folgenden Tatsachen hinzulenken.

1. In der japanischen Marine trat zu Anfang der achtziger Jahre eine Krankheit auf, die Beri-Beri genannt wurde. Sie äußert sich durch Schwäche und Lähmungserscheinungen und kann zum Tode führen. Die Krankheit verbreitete sich so sehr, daß nahezu ein Drittel der Leute davon befallen wurde. Die tägliche Nahrung der Mannschaft hatte bis dahin im wesentlichen aus Reis bestanden. Im Jahre 1884 wurde eine mehr europäische Kost mit Fleisch, Kartoffeln und Rüben eingeführt. Der Reis wurde auf das halbe Maß beschränkt, und statt dessen Brot eingeführt. Da verschwand wie mit einem Zauberschlage die Beri-Beri-Krankheit.

2. Auf den norwegischen Schiffen kannte man bis zum Jahre 1894 die Beri-Beri-Krankheit nicht. Aber zu dieser Zeit begann sie ziemlich allgemein aufzutreten. Die Kost auf den Schiffen hatte bis dahin in der Hauptsache aus Erbsen, Speck und Feinbrot bestanden. 1894 führte man Dosenfleisch**) und Weißbrot ein.

3. Auf Neufundland tritt zur Winterszeit, wo die arme Fischerbevölkerung hauptsächlich von Weißbrot lebt, sehr häufig die Beri-Beri-Krankheit auf. In einem Winter aber, als an der Küste ein Schiff gestrandet war, das ungebeuteltes Weizenmehl als Fracht führte, zeigte sich die Krankheit in jener Gegend nicht.

4. Auf langen Reisen, auf denen die Teilnehmer gezwungen sind, sich von eingekochten und gedörrten Nahrungsmitteln zu ernähren, tritt sehr oft Skorbut auf, eine Krankheit, die in kurzer Zeit durch den Genuß von Kartoffeln, Kohl, Früchten, Fruchtsaft, frischer Milch usw. geheilt werden kann.

5. Kinder, die mit gekochter Milch aufgezogen werden, bekommen oft eine skorbutartige Krankheit, die Barlowsche Krankheit. Diese Krankheit verschwindet, sobald die Kinder ungekochte Milch erhalten.

6. Wenn Physiologen in der Absicht, das Eiweißminimum***) bei

---

*) Diesen Aufsatz über Vitamine (lebenschaffende Stoffe) hatte der Verfasser — der bekannte Kopenhagener Ernährungsphysiologe Dr. Hindhede — vor Kurzem in der dänischen, in Aarhus erscheinenden, Zeitschrift „Andelsbladet" („Das Genossenschaftsblatt") veröffentlicht. Er hat die Arbeit auf unsern Wunsch jetzt uns zur Verfügung gestellt. In deutscher Sprache ist der Aufsatz bisher noch nicht erschienen. Ich habe ihn für den „Vortrupp" übersetzt. **R. Kraut.**

**) Fleisch, das bei 110—120° C in Blechdosen eingekocht ist.

***) Das ist die niedrigste Grenze der Eiweißmenge, die der menschliche Körper täglich zu seiner Ernährung nötig hat. Versuche, diese Grenze festzustellen, sind wiederholt gemacht worden; u. a. auch von Hindhede selbst. Diese Versuche des Verfassers sind gemeint, wo er von „unsern Minimumsuntersuchungen" spricht. **Krt.**

einer nur aus Fett, Zucker und Stärke bestehenden Nahrung zu finden, den Eiweißgehalt der Nahrung auf das geringste Maß beschränkt hatten, so pflegten im Laufe weniger Tage Appetitmangel, Beklemmungen und Verdauungsstörungen einzutreten. Dadurch wurde die Fortsetzung der Versuche unmöglich gemacht. Bei unsern Minimumsuntersuchungen ist es dagegen geglückt, mit Hilfe eiweißarmer Kartoffeln, eiweißarmen Brotes und mit Hilfe von Früchten usw. so weit mit dem Eiweiß herunterzugehen, ohne daß die geringsten Störungen eintraten.

Die angeführten Tatsachen richtig zu deuten, scheint nicht ganz leicht zu sein. Man hat viele Erklärungen versucht, man hat an epidemische Faktoren gedacht, an Giftstoffe im Reis usw. Aber das stimmt offenbar nicht. Die europäische Wissenschaft hat die Aufmerksamkeit der Japaner besonders auf den geringen Eiweißgehalt des Reises hingelenkt, und die großartige Wirkung, die die Einführung der Fleischkost hatte, schien ja hier ein schlagender Beweis zu sein. Aber wie ist es dann zu erklären, daß Beri-Beri auf den norwegischen Schiffen erst auftrat, nachdem man Dosenfleisch eingeführt hatte?

In dieser Verlegenheit lenkten die Tierversuche zuerst den Gedanken auf die richtige Bahn. In einem Krankenhause auf Java bekamen die Hühner Beri-Beri. Sie wurden mit gekochtem, poliertem Reis gefüttert, den die Patienten übrig gelassen hatten. Aber wenn man ihnen Reis mit der Schale gab, trat die Krankheit nicht auf. Die kranken Tiere konnten in wenigen Tagen mit Reisschalen oder sogar mit Reisschalensuppe geheilt werden. Das gab Anlaß zu einer Untersuchung in den Gefängnissen auf Java. Dabei zeigte es sich, daß in 52 Gefängnissen, wo die Hauptnahrung aus poliertem Reis bestand, die Krankheit sehr verbreitet war, während in den 57 Gefängnissen, wo die Gefangenen ungeschälten Reis bekamen, die Krankheit nicht auftrat.

Nachdem erst die Aufmerksamkeit auf diese Sache gelenkt war, konnte die Richtigkeit überall festgestellt werden. In der Irrenanstalt in Bangkok wurde im Jahre 1900 polierter Reis eingeführt. Alsbald trat Beri-Beri auf. In neun Jahren nahm die Krankheit ständig zu; im ganzen starben 763 Patienten daran. Im Jahre 1908 ging man zu ungeschältem Reis über, und seitdem ist auch nicht ein einziger Krankheitsfall bekannt geworden. Außer Reisschale sind Hülsenfrüchte (Erbsen und Bohnen) eins der besten Mittel gegen die Krankheit. Im Jahre 1901 entstand eine Beri-Beri-Epidemie in Sabang auf Sumatra. Die Patienten konnten nicht durch Fleisch oder andre besondre Kost geheilt werden, aber sobald man ihnen Bohnen gab, hörte die Krankheit auf.

Das Hauptergebnis dieser und unzähliger anderer Versuche ist, daß sich in unsern Nahrungsmitteln einige noch wenig bekannte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebenschaffende Stoffe finden, die mindestens so wichtig sind, wie Eiweiß, Fett und Kohlehydrate. Man hat sie Vitamine genannt. Wenn wir keine Vitamine bekommen, sterben wir unweigerlich. Diese Stoffe finden sich vor allen Dingen in den Pflanzen. Sie sind enthalten in allen Früchten und Samen (Baumfrucht, Hülsenfrüchten, Korn), in Wurzelkräutern (Kartoffeln, gelben Wurzeln) und in Küchenkräutern. Das Korn hat die Stoffe nicht im Kern, sondern in der Schale. Im Tierreich finden sich diese Stoffe auch, und zwar hauptsächlich in Milch und Eiern, aber auch — wenn auch in geringerem Grade — im Fleisch. Diese Stoffe sind recht empfindlich. Sie dulden wohl eine kurze Erwärmung, aber nicht ein längeres Kochen, besonders dann nicht, wenn die Temperatur über 100 Grad gesteigert wird. Beim Einkochen in Blechdosen, beim Dörren, Einsalzen und überhaupt beim langen Aufbewahren können sie ganz zugrunde gehen.

Somit sind alle die angeführten Tatsachen leicht erklärlich. Die Beri-Beri-Krankheit wurde in Japan durch Einführung von Kartoffeln und kleiehaltigem Brot geheilt. Das Auftreten der Krankheit auf den norwegischen Schiffen erklärt sich dadurch, daß man von den Erbsen und dem doch immerhin etwas kleiehaltigen Feinbrot zum kleielosen Weißbrot und Dosenfleisch überging. Daß wir bei unsern Versuchen ohne die geringsten Störungen das Eiweiß auf ein Fünftel haben beschränken können, ist darauf zurückzuführen, daß wir schon seit vielen Jahren auf diese Vitamin-Frage achtgegeben und deshalb immer dafür gesorgt haben, genug Vitamine zu bekommen. Jetzt verstehe ich auch, warum ich mich 1895 so großartig bei einer Kost befinden konnte, die aus Kartoffeln mit Butter und aus Erdbeeren mit etwas roher Milch bestand. Das war eine äußerst eiweißarme, aber sehr vitaminreiche Kost.

Was für Fehler hat man doch gemacht! Man denke an die unzähligen Künste, die wir ausführen, um auf die denkbar sicherste Weise unsre Lebensmittel zu zerstören. Man denke an unser feines weißes Mehl, unser Einkochen in Blechdosen, unser Einsalzen, unser sorgfältiges, langdauerndes Kochen! Wenn da nicht ein andrer Geist in unsre moderne Haushaltungswissenschaft kommt, kann sie mehr Schaden als Nutzen anrichten.

Es mag ein Zufall sein — aber es weist uns doch in eine bestimmte Richtung —, daß die Volksschichten, die erklärlicherweise in die Geheimnisse der Kochkunst am wenigsten eingeweiht sind, nämlich die Landarbeiter, am gesundesten und längsten zu leben scheinen. Die Menschen des Steinalters mit ihren großartigen Zähnen waren wahrscheinlich in der feineren Speisebereitung auch keine Künstler. Sie werden schwerlich polierten Reis, feines Mehl oder Zucker gehabt

haben. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Zucker ebenso vitaminarm ist, wie das feine Mehl. Wenn man sich auf eine leicht durchführbare und angenehme Weise aus dem Leben befördern will, braucht man seine tägliche Kost nur ausschließlich auf Weißbrot, Konditorwaren und Bonbons zu beschränken, drei elenden Nahrungsmitteln, die von der modernen Kultur gerade besonders hochgeschätzt werden.

M. Hindhede.

## Die ärztliche Mission.

„Der Missionsarzt an die Front!" Das ist der Ruf, der heute dringender als je vom Missionsfeld erschallt.

Er entspringt der Überzeugung, daß es Pflicht der heimischen Missionsleitungen sei, für Gesundheit und Leben ihrer auf dem Arbeitsfeld stehenden Brüder und Schwestern nach Kräften zu sorgen. Waren es doch vielfach Gebiete des Tropengürtels, wo sie unter den ungünstigsten gesundheitlichen Verhältnissen ihren Beruf auszuüben hatten. Unbekannt mit den Tücken des Klimas und den Gefahren, die von schlechtem Trinkwasser, von Krankheit übertragenden Insekten, und tierischen Schmarotzern drohten, und medizinisch zu wenig geschult, um sie zu erkennen und ihnen wirksam zu begegnen, wurden sie leicht eine Beute der gefürchteten Tropenkrankheiten. So mußte die kleine Bremer Mission im Togolande ihr 50-jähriges Jubiläum über 64 Missionsgräbern feiern, und noch in unserer Zeit verzeichnet die rheinische Mission auf Neu Guinea innerhalb 25 Jahren einen Verlust von 15 Missionsarbeitern. Richtige ärztliche Hilfe war jahrzehntelang fast nirgends zu erlangen, und wo sie zur Verfügung stand, erforderte sie unverhältnismäßig große Opfer an Geld. Ein Honorar von 2—300 Mark für den einmaligen Besuch des Arztes war keine Seltenheit.

Heute, da wir auf allen wichtigen Arbeitsgebieten der evangelischen Mission Missionsärzte haben, ist die Sterblichkeit der Missionare erheblich zurückgegangen, an der Goldküste (Westafrika) beispielsweise auf 1/4 bis 1/3. Die Hilfe des Arztes wird gewünscht bei der Anlage der Stationen, bei der Durchführung gesundheitlicher Maßregeln, zum Beispiel des Fieberschutzes und der Abwehrmaßregeln beim Auftreten von Seuchen. Der Arzt schickt Missionsarbeiter, deren Kraft durch eine überstandene Krankheit oder durch das Klima der Niederung geschwächt ist, auf hochgelegene Erholungsstätten, wo sie sich bald wieder erholen.

Der Missionsarzt ist aber auch in anderem Sinne ein unentbehrliches Glied der Mission geworden. Angesichts des sie umgebenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Elends hat sich den Missionaren schon früh die Überzeugung aufgedrängt, daß sie sich auch der äußeren Hilfeleistung bei den Farbigen nicht entziehen dürften. So haben sie sich von jeher auch der Kranken angenommen. Aber auf diesem Gebiete versagte ihre Kraft, ihr Wissen und Können nur zu oft. Denn in den Tropen handelt es sich nicht nur um die in Europa sich täglich wiederholenden Krankheitsbilder, sondern auch um die verheerenden Volksseuchen, die unser Vaterland in vergangenen Jahrhunderten heimgesucht haben, z. B. die Pest, den schwarzen Tod des Mittelalters, der in Indien allein während 10 Jahren 8 Millionen Menschenleben vernichtet hat; die Cholera, die, den Verkehrsadern folgend, aus ihrer asiatischen Heimat auch immer wieder an die Türen Europas pocht; die Pocken, die in Deutschland seit einem Jahrhundert eingedämmt, unter den Völkern Afrikas und Asiens immer noch ihre verheerenden Siegeszüge halten, und den Aussatz, mit dem in manchen Gegenden Deutsch-Ostafrikas unter je 1000 Eingeborenen 3—5 Personen behaftet sind. Dazu kommt das ungeheure Heer der bekannten und unbekannten Tropenkrankheiten mit der Malaria an der Spitze, den ungeheuer verbreiteten tropischen Wurmkrankheiten und der ägyptischen Augenkrankheit, und all die Krankheiten, die durch falsche Lebensweise entstehen, besonders durch das Trinken alkoholhaltiger Getränke. In den deutschen Schutzgebieten Ost- und Westafrikas herrscht die unheimliche Schlafkrankheit, der während der letzten 12 Jahre 3—400000 Menschen, darunter 50 Europäer, zum Opfer gefallen sind, das afrikanische Zeckenfieber und der Flecktyphus. Und alle diese Krankheiten treten in immer wechselnden Formen auf, so daß sie selbst dem geschulten und erfahrenen Arzt manches Rätsel zu lösen geben. Will man nun den kranken Eingeborenen nicht dem Zauberer überlassen, der mit Beschwörungen, und Amuletten Krankheitsgeister zu bannen sucht, so muß der voll ausgebildete Missionsarzt auf den Plan treten; denn von einem eigentlichen Ärztestand, der diesen Namen verdiente, weiß die heidnische Welt noch nichts. Dagegen ist die Zahl unwissender Quacksalber überall groß. Ihre Arzneimittel stiften mehr Schaden als Nutzen. Ganz arme Menschen, sowie zahllose Mädchen und Frauen bleiben in den Tagen der Krankheit ohne jeglichen Beistand. Für Aussätzige, Blinde, Geisteskranke und Krüppel sorgt niemand.

Angesichts dieser Zustände heißt es abermals: „Der Missionsarzt an die Front!" In jahrelanger Arbeit gelingt es ihm, dem Lichte der Aufklärung Eingang in die verdüsterten Gemüter zu verschaffen. Er studiert die Ursachen der Krankheiten: Vererbung und Unreinlichkeit, unzweckmäßige Nahrung, schädliche Genußmittel, verseuchtes Trinkwasser, schlechte Wohnungen, gifttragende Insekten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nun treten europäische Heilmittel an die Stelle von Amuletten, und eine den Verhältnissen des Landes entsprechende Krankenpflege bürgert sich ein.

So kann der Missionsarzt westländische Wissenschaft und Bildung zu Ehren bringen. In den Kolonien arbeitet er mit an der Lösung der Gesundheitsfrage und hilft eine gesunde, arbeitsfrohe Bevölkerung erziehen. Dazu ist er neben dem Regierungsarzt insbesondere dadurch befähigt, daß er das Volk, dessen Vertrauen er besitzt, oft besser kennt als jener, weil er jahrelang unter und mit ihm lebt, und auch in die Hütten der Armut einkehrt. Seine Tätigkeit bildet demnach eine wichtige Vorbedingung für die gesunde wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien. In den männlichen und weiblichen Hilfskräften, die er sich für seine Arbeit aus den Eingeborenen heranzieht, schafft er sich verständnisvolle Mitarbeiter und vervielfacht seine eigene Kraft. Darum wird seine Tätigkeit heute rückhaltlos anerkannt, und auch die Kolonialregierung stimmt in den Ruf ein: „Der Missionsarzt an die Front!" Sie weiß recht wohl, daß sie in ihm den besten und billigsten Verbündeten hat bei ihren auf das Wohl der Eingeborenen abzielenden Bestrebungen. Könnten wir ihr doch mehr Ärzte zur Verfügung stellen! Vierzehn Millionen Menschen warten allein in den deutschen Schutzgebieten auf ihre Hilfe.

Durch die Hebung der Gesundheitsverhältnisse leistet der Arzt der Mission einen wertvollen Dienst. Doch darin erschöpft sich seine Bedeutung für die Mission nicht. Er treibt vielmehr auch eigentliche Missionsarbeit. Dies schon dadurch, daß er sich offen dem Missionar an die Seite stellt, als einer, der zeigt, daß das Christentum alle Stände angeht. Im übrigen bereitet seine Tätigkeit zunächst vor. Wo, wie in mohammedanischen Ländern, die Predigt des Evangeliums entweder verboten ist oder infolge des Mißtrauens der Bevölkerung unwirksam bleibt, da weiß sich der Missionsarzt wenigstens zu behaupten. Im Schatten des Missionsspitals gedeihen dann bald auch allerlei Missionsarbeiten wie: Predigt, Schriftenverkauf, Schultätigkeit. Durch Wegräumung abergläubischer Vorstellungen und grausamer Sitten wird der Weg freigemacht für den predigenden Missionar. Und dann die Arbeit an den Kranken selbst. Sie ist an sich schon eine mächtige, eindrucksvolle Predigt!

Im Morgenland, in Indien und China, wo der Arzt von jeher in hohem Ansehen stand, hat der Missionsarzt schon oft durch seine Pionierarbeit der Mission den Eingang in bisher verschlossene Gebiete verschafft. Meist genügte dazu eine einzige erfolgreiche Kur. Und da der Eingeborene jede Krankenheilung mit der Gottheit in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbindung bringt, so erhöht eine solche Kur auch das Ansehen des Gottes, dem der Arzt dient.

Zu dieser vorbereitenden kommt aber noch eine umfangreiche eigentliche Missionsarbeit. Nicht, daß von dem deutschen Missionsarzt verlangt würde, er solle eine eigentliche Predigttätigkeit ausüben. Hat er Lust, Begabung und Zeit dazu, so mag er es tun; verpflichtet wird er natürlich nicht dazu. Durch seine uneigennützige Liebesarbeit, durch die Hingabe für das Wohl der ihm anvertrauten Patienten, durch seinen christlichen Wandel, durch das brüderliche Zusammenleben mit den Missionaren, durch manches kurze Wort des Zeugnisses in der Sprechstunde und im Krankensaal wird er ein Bekenntnis seines Glaubens geben, das den Eindruck auf seine Umgebung niemals ganz verfehlt. Im Wartezimmer walten Missionar und Katechist ihres Amtes durch Predigt und Schriftenverteilung und manches seelsorgerliche Gespräch; in den Krankensälen werden regelmäßige Andachten gehalten, Leichtkranke und Genesende fortlaufend in den christlichen Heilswahrheiten unterrichtet. Oft reifen die Früchte seelsorgerlicher Tätigkeit schon im Spital. Immer wieder darf der Arzt ein fröhliches Tauffest feiern. Noch häufiger treten die Früchte später in die Erscheinung in Form von Übertritten ganzer Familien und der Gründung neuer Christengemeinden durch die Bemühungen eines ehemaligen Spitalpatienten.

Zu keiner Zeit war der Ruf nach dem Missionsarzt mehr berechtigt als in dem neu angebrochenen Jahrhundert. Die mohammedanische Welt steht offen, China wird westlicher Bildung zugänglich. In diesem Land, das gewiß berufen ist, in der Zukunft eine wichtige Rolle im Rate der Völker zu spielen, werden jetzt von englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften medizinische Hochschulen gegründet und geleitet, um so die günstige Gelegenheit auszunützen und einen bestimmten Einfluß zu gewinnen auf die künftige Entwicklung Chinas. Die republikanische Regierung steht diesen Bestrebungen freundlich gegenüber. Sollen da wir Deutsche mit unsern reichen Gaben, unserem idealen Streben und unserer hochentwickelten Medizin allein zur Seite stehen und untätig zuschauen, wenn Andere handeln?

Möchte doch der Ruf: „Der Missionsarzt an die Front!" von unserer akademischen Jugend immer besser gehört werden! Der Beruf des Missionsarztes, im rechten Geiste getrieben, gewährt dem, der ihn ausübt, trotz der Mühen und Entbehrungen, reiche Befriedigung und viele glückliche Stunden.

J. Kammerer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Schutzarbeit und Kulturarbeit.

Von dem schmerzenden Gefühl sind wir ausgegangen, daß uns Grenzlanddeutschen im aufgedrungenen Völkerkampf nicht Zeit und Kraft genug übrig bleibt, an der breiten Kulturarbeit des Gesamtvolkes mitzuwirken. Wenn alle Anstrengungen dem einen Ziele gelten müssen, dem Andrang land- und kulturhungriger Ostvölker an den Marken des Deutschtums zu wehren, dann kann nicht leicht gleichzeitig am freien Weiterausbau der Volkskultur mitgearbeitet werden. Wenn beständig im Blickpunkt der völkischen Sorge die Höfe und Häuschen gefährdeter deutscher Bauern und Handwerker stehen, die traulichen Dörfchen, die von Slawen umlauert sind, die altererbten Heimatgaue und Stadtwesen, die von fremdvölkischen Minderheiten durchsetzt und unterwühlt sind, dann ist begreiflicherweise für anderes nicht viel Platz. Der Krieger, der auf der Wacht steht, muß das Schwert führen, auch wenn ihn noch so sehr verlangt, die Hand an den Pflug zu legen.

Diese Ostmarkstimmung konnte sich bei berufenen Vertretern der deutschen Geistesarbeit bisweilen geradezu zu einer gewissen Bitterkeit gegen die Pflicht der besonderen Grenzlandstellung und gegen die neuerwachsenen Aufgaben der völkischen Schutzarbeit zuspitzen, zu dem Satze etwa, die Politik oder auch die Schutzarbeit habe in Österreich die Kultur erschlagen. Und bei der Betrachtung der vorauseilenden reichsdeutschen Forschung und Verarbeitung, der Wirtschaftsmacht und Volksbildung konnte sich zur aufrichtigen Mitfreude leicht ein Tropfen neidvollen Bedauerns gesellen. Sicherlich verroht der Krieg in vieler Hinsicht und so auch der Grenzkampf der Völker. Mindestens verursacht er einen Stillstand der Friedensarbeit.

Wie sollte nun dem abgeholfen werden? Man sah sich veranlaßt, alles daran zu setzen, den Zusammenhang mit dem rascheren Fortgang der Kulturentfaltung in den völkisch sicher gestellten Gebieten nicht zu verlieren. Kein Faden, kein Fädchen sollte da abreißen, keine Wendung, keine Schwenkung, die nicht gleichen Schrittes mitzumachen wäre. In breiten Strömen trachtet man reichsdeutsche Kulturbewegungen nach den Grenzländern herüberzuleiten. Jede neugewonnene Anknüpfung bedeutet da eine Stärkung des Volkszusammenhanges, des Bewußtseins völkischer Zusammengehörigkeit. Namentlich alle im engeren Sinne nationalen Bewegungen, soweit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solche im Binnendeutschtum emporsteigen, und alle auf die Kräftigung des Deutschtums abzielenden Richtungen finden in den deutschen Vorländern stets einen aufnahmewilligen Boden.

Eine Gefahr ist damit gebannt; aber taucht nicht sogleich eine andere auf? Muß nicht eine Überflutung, eine Überwässerung der deutschen Grenzlandschaften mit binnendeutschen Anregungen eine Gefährdung der bodenständigen Schaffenskraft zur Folge haben? Führt das nicht zur übermäßigen und einseitigen Entwicklung der aufnehmenden und empfangenden Seite der vorgeschobenen Volksgenossen auf Kosten des ursprünglichen Schöpfertriebes? Und birgt das nicht eine neue Schwächung der völkischen Abwehrkraft an der Grenze in sich? Natürlich ist die nationale Selbstbehauptung kräftiger, wenn sie in der Richtung selbsteigener Kulturbetätigung erfolgen kann, als wenn sie immer nur durch die Ergebnisse anderer gespeist wird, und sei es auch durch die von innenländischen Volksgenossen. Das sind heikle Fragen unserer völkischen Selbstgespräche. Tatsächlich neigen die deutschen Vorposten zur Meinung, deutsches Volkstum beruhe vornehmlich auf der Aneignung möglichst vieler fertiger Werte, die unser Volk geschaffen hat. Eine Ansicht, die innerhalb unserer Schutzarbeit allenthalben laut wird. Eine Ansicht, die wohl auch mit dem Stand unseres Schul- und Bildungswesens zusammenhängt, soweit es nicht die Erarbeitung, sondern die Überlieferung zum Hauptbegriffe hatte. Eine Meinung, die übrigens einen erheblichen Fortschritt gegenüber engeren Erfassungen der Schutzvereinsziele bedeutet. Aber lebendiges Volkstum muß ja doch vielmehr die Entfaltung der völkischen Anlagen, die selbständige Auswirkung nationalen Lebens sein. Wenn dieses völkische Eigenleben verkümmert, dann schützt wohl auch die reichlichste Zufuhr völkischer Kulturstoffe nicht vor baldigem Erstarren und Verwelken.

Darum ist für die sogenannten Auslanddeutschen die Erkenntnis von unschätzbarem Wert, daß sie in ihrer Art zur deutschen Gesamtkultur doch auch einen Beitrag leisten. Man darf nicht verkennen, welche ungeheure Erleichterung für das reichsdeutsche Kulturleben es bedeutet, wenn ihm die größte Last des völkischen Grenzenschutzes abgenommen ist. Das ist es nicht allein. Wichtiger ist die andere Beobachtung, daß alle aus den Kernlandschaften übernommenen Bewegungen bei den Grenzdeutschen eine neue Färbung gewinnen, daß sie hier durchweg viel stärker zu einer Einheit zusammengefaßt und in den Dienst des völkischen Gesamtzieles gestellt werden. Und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schließlich ist diese Durchdringung aller Lebensäußerungen einer Sprachgemeinschaft mit dem lebendig erfaßten völkischen Gedanken eben auch selbst eine schöpferische Kulturbewegung, die nicht nur für das Gebiet des Abwehrkampfes gilt, sondern den ganzen Volkskörper erfassen muß. Ebenso wie eine Bewegung, die die Formung und Gestaltung, die äußere Erscheinung prüfend ins Auge faßt, von einem bestimmten Punkte aus entstanden, das ganze Deutschland durchdringen kann, oder wie andere Richtungen, die auf Hebung der völkischen Rassenkraft abzielen, oder welche man sonst nennen will, so vermag auch die völkische Richtung der Schutzarbeit das deutsche Gesamtleben in fruchtbarster Weise zu erfüllen und den Binnendeutschen überraschende Aussichten und Werte zu vermitteln.

Bei einer solchen Betrachtung kehren die Gedanken zum Ausgangspunkt zurück. Sind Schutzarbeit und Kulturarbeit Gegensätze? Sie sind es nicht. Die Schutzarbeit muß, wenn sie mehr als mechanisches Tun sein will, erfaßt und betrieben werden als schöpferische Kulturarbeit. Alle einzelnen Richtungen der deutschen Kulturarbeit aber müssen, wenn sie nebeneinander Bestand haben wollen, wenn sie über Einzelziele hinaus wollen, in den Dienst des völkischen Gedankens treten, der in der Schutzarbeit am stärksten aufleuchtet. Es ist ja fast etwas Gesetzmäßiges, daß von Grenzlandschaften und Außenposten her das letzte Ziel für das gemeinsame Schaffen des Volkes aufgestellt wird, daß die von Fremden umdrohten Gegenden kräftigsten Volksbewußtseins die Zusammengehörigkeit aller einzelnen wertvollen Schaffensrichtungen am klarsten betonen. Wer sollte sonst z. B. die Einstellung aller Teilbestrebungen zur Schulerneuerung auf ein gemeinsames großes Ziel der deutschen Nationalerziehung am dringendsten fordern oder die Vereinigung der gesonderten Gesundheitsbewegungen zu einer einheitlichen Schaffung tüchtigen und überlegenen deutschen Menschentums? Abgesehen davon, daß ja gerade im Ringen der Völker beständig die Probe auf die Leistungsfähigkeit einer Volkskultur gemacht wird und daß hier am deutlichsten Kulturrichtungen, welche dem Ziel der Ertüchtigung des deutschen Volkstums nicht dienen, als schädlich und falsch erkannt werden müssen. Oder was nützt uns eine Volkskultur, die mit dem Herzblut und der Lebenskraft des Deutschtums bezahlt würde? Sie könnte natürlich, weil lebensfeindlich, auch anderen Völkern nichts nützen, weder als Vorbild, noch durch ihre Werke. Und schließlich ist das höchste Ziel der Kultur die hochstehende und lebendig ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gliederte Volksgemeinschaft selbst, das eigentliche Kunst- und Kulturwerk eines Volkes.

Die deutsche Schutzarbeit kann ihre Zwecke nur erfüllen, wenn sie Kulturarbeit wird mit der entschiedenen Absicht, das ganze Volkstum bis ins Herz hinein mit der Liebe zum Volkstum zu sättigen. Das kommt ihr dann rückwirkend wieder zugute: es fließt dann nicht nur farbloses Kulturblut von innen heraus in die Außenteile des Volkskörpers, sondern das lebensheiße rote Blut des Volksbewußtseins.

**Emil Lehmann.**

## Aus dem Tagebuche eines Kaukasusreisenden.

Wir zogen zu Fünft am 27. Juli 1912 mit 15 großen, ja fast riesigen Rucksäcken und Koffern von München ab. Nach zweimaligem Umsteigen erreichten wir Passau. Dann gings auf der Donau hinab nach Wien und über Krakau-Lemberg-Podwolotschiska, der Grenzstation, über Ekaterinoslaw, wo wenige Monate vorher der gleiche Zug von Banditen aufgehalten und ausgeraubt wurde, über Rostow, der großen Hafenstadt am Assowschen Meer nach Pjatigorsk, wo wir am fünften Tage ankamen. Pjatigorsk ist ein vornehmes Bad und liegt etwa 60 km nördlich vom Gebirge in der Steppe.

Nach zweitägigem Aufenthalte, der zur Besorgung und Verpackung des Proviants notwendig war, fuhren wir mit der Bahn wieder weiter gegen Osten. Von Kotlarewsky ging es dann drei- und vierspännig stundenlang durch die glühendheiße, staubige Steppe nach Naltschik, dem Sitz des Natschalnik (Polizeipräsidenten). . . . . .

Mit einem Geleitbrief vom Polizeipräsidenten verließen wir am 5. August Naltschik mit dem Fürsten Sunschew, den wir dort kennen gelernt hatten, und an dessen Bruder wir einen Brief hatten. Er ist ein feiner, gebildeter Mann, der außer russisch auch etwas französisch spricht. Er lud uns zum Abendessen auf sein Gut in der Nähe von Naltschik ein. Die Gastfreundschaft geht in den nördlichen Tälern des Kaukasus und vor allem in Rußland über alles, die Gastgeber sind von so herzlicher, natürlicher Liebenswürdigkeit, daß man sich sofort heimisch fühlt.

Hier bekamen wir zum ersten Male kaukasische Speisen zu kosten. Nach den Beschreibungen früherer Expeditionen aufs Schlimmste vorbereitet, waren wir recht angenehm überrascht. Das Brot, der Käse, eine Art Topfkäse, und vor allem das Schaschlik, d. i. am Spieß gebratener Hammel, der nach Landessitte mit den Fingern gegessen wird, mundeten uns aufs beste, so daß der Fürst über unsern Appetit ganz entzückt war. Das Brot ist übrigens im Kaukasus nicht überall von der gleichen Güte, sie nimmt nach unsrer Erfahrung von Osten nach Westen ab, bis es in Swanetien

als bitterer, ungenießbarer Mehlpapp seine unterste Grenze erreicht. Der Geschmack des Käses wechselt sehr nach dem Alter. Ganz jung ist er nicht übel, schmeckt aber nach garnichts, eine halbe bis eine Woche alt ist er angenehm säuerlich, dann wird er bitter.

... Am nächsten Tage wollten wir in aller Frühe weitermarschieren, der Diener war für 4 Uhr bestellt; er erschien aber erst um 3/4 8 mit zwei erbärmlichen, zaundürren hinkenden Kleppern. Auf unsre Frage, warum er nicht die uns gestern gezeigten Pferde genommen habe, meinte er einfach: ich habe sie bei Nacht nicht finden können. Da seine Heimatgemeinde, der Tartarenaul Naltschik Baschi, auf unserm Wege lag, beschlossen wir, dort die feurigen Rosse zu wechseln. Das Gepäck wurde, so gut es auf den miserablen Sätteln ging, verpackt, und dann gings bei lieblichem Regengepritschel, das aber zum Glück nach wenigen Stunden aufhörte, fort ins Gebirg. Doch kaum nach fünf Minuten hing schon das Gepäck am Bauch des einen Pferdes; es mußte abgeladen, wieder gesattelt, aufgeladen, wieder verschnürt werden, was etwa 20 Minuten in Anspruch nahm. Es ging weiter, bald hing das Gepäck beim anderen Pferd am Bauch. Die gleiche Prozedur, dann wieder weiter. Da versperrte ein Fluß uns den Weg. Wir warteten zunächst, wie wohl unser Ismayl da hinüber komme. Wie der aber nicht viel Federlesens machte und rasch, bis hoch über die Knie durchs Wasser watete und dabei nicht einmal den Rock aufhob, da dachten wir, doch lieber Schuhe und Strümpfe auszuziehen; die Hose aufgekrempelt, ging es dann durchs Wasser. Diese Methode hatte nur zwei Haken. Erstens waren die Steine meist spitz und eckig, und zweitens hält diese Prozedur, zumal wenn sie an einem Tage fünf- bis sechsmal auszuführen ist, recht lange auf, und so machten wir es schließlich dem Ismayl nach. — Nach zwei Stunden und fünfmaligem Auf- und Abladen erreichten wir Naltschik Baschi mit Ach und Krach, denn eins der Pferde konnte schon kaum mehr weiter. Um uns dies zu verbergen, führte Ismayl den besseren Gaul und band den anderen an dessen Schwanz. Der Erfolg war der, daß wir allerdings rascher vorwärts kamen, der arme Karabasch aber fast keinen Schwanz mehr hatte. Nun sollte hier der Gaul umgetauscht werden, der Diener wurde zu dem Zweck fortgeschickt, erschien aber nach längerer Weile, behauptend, sein Bruder habe das Pferd fortgeritten, was natürlich Schwindel war. Sollten wir nun warten, bis der Bruder zurückkäme, was nach Ismayls Meinung einige Tage dauern würde, oder dessen Versicherung trauen, daß das Pferd nur anfangs ein bißchen faul sei, dann aber nur so laufe? ...

Wir beschlossen, weiterzuziehen.

... Die Wege im Kaukasus sind im allgemeinen nicht schlecht. Bis zur letzten Ortschaft führt gewöhnlich ein holpriges Sträßchen; von dem ziehen dann für Fußgänger recht gute Steige bis zur letzten Almwiese weiter; für Pferde sind sie allerdings oft mühsam und schlecht zu benutzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Naltschik führt zwar ein Sträßlein nach Bezingi, doch wir zogen den vom Regen aufgeweichten Saumweg über den Lutschatpaß vor, um einen Tag zu sparen. Jede halbe Stunde rutschte das Gepäck herunter oder stürzte ein Pferd in den Dreck und mußte mit Tschu tschu und brr brr wieder auf die Beine gebracht werden. Hü und hott verstehen die Gäule dort nicht. So war beständig für Unterhaltung und Abwechslung gesorgt.

Immer langsamer und langsamer gings weiter, plötzlich streckten beide Gäule alle vier von sich; jetzt hatten wir die Bescherung! — Stundenweit von jeder menschlichen Behausung, weit und breit kein Wasser, schon spät am Abend, so standen wir da. Ismayl ließ sich jedoch keine grauen Haare wachsen, sondern meinte einfach: Nitschewo. Dieses in Rußland und besonders im Kaukasus beliebte, Neurasthenikern auf die Nerven gehende Wort läßt sich nicht recht übersetzen. Es heißt so viel wie, es tut nix, es ist Wurst, usw. Also Nitschewo sagte unser Diener, ließ die Gäule eine Viertelstunde liegen, dann gings weiter mit tschu tschu und brrr, bis sie nach einer weiteren Viertelstunde wieder dalagen. Um sechs Uhr erreichten wir endlich den Paß und um 1/2 9 Uhr den Karasubach. Hier brachten uns freundliche Hirten Milch, wofür wir ihnen einen Taschenspiegel verehrten, der sie in großes Entzücken versetzte.

Sofort begann nun ein reges Lagerleben, Holz wurde herbeigeschleppt, Feuer gemacht, Enten gerupft, ein Zelt aufgeschlagen. Dabei ist die größte Schwierigkeit die Auswahl des Platzes, besonders bei Dunkelheit, da man sonst am anderen Tage mancherlei Überraschung erleben kann. So machte unser Freund Wandl am nächsten Morgen am Karasubach ein recht verdrießliches Gesicht, als er mit dem Messer ein braune, stark duftende Substanz von seinem Schlafsack schabte. Doch ich greife vor. Nach einer kräftigen Entensuppe krochen wir in unsre schönen warmen Schlafsäcke und schliefen, bis uns die Sonne ins Zelt schien. Geschlafen haben wir überhaupt stets ausgezeichnet; ob mit oder ohne Zelt, ob auf Fels, Eis oder Rasen, das war uns ganz gleich. Ja, wir hörten schließlich nicht einmal mehr den Wecker ablaufen. Das war recht unangenehm. Wir steckten ihn deshalb aber nun einfach unter die Zipfelhaube, und das half.

Am nächsten Morgen, einem herrlichen Sommertag, nahmen wir gleich ein frisches Bad, da der Weg durch den Bach ging. Es verengte sich nun das Tal zu einer prachtvollen, wilden Schlucht; hoch oben in den Fels gesprengt führte zuerst das bequeme Sträßchen, dann hinunter zum schäumenden Bach. Bald jedoch war die Pracht zu Ende, ein ödes, ganz baumloses Tal lag vor uns. Am Nachmittag erreichten wir die letzte Ortschaft des Tals, den Tartarenaul Bezingi. Männer und Kinder des Dorfes strömten uns entgegen, nach langer und feierlicher Begrüßung wurden wir ins Quartier geführt. Gasthäuser gibts im Kaukasus natürlich nicht, dafür sind in den größeren Auls Kanzleien. Das ist in der Regel ein einfacher Steinbau mit 1 bis 2 Zimmern, in denen die Gerichtsherren wohnen, die

einmal im Jahre 1 bis 2 Wochen hier Gericht abhalten. Die übrige Zeit sind diese Räume leer und stehen meist den Reisenden umsonst zur Verfügung. Wir wohnten allerdings nicht dort, sondern als Freunde des Senators Trusjewitsch, einem speziellen Freunde des Ortsvorstehers, in dessen Gästehaus, einem einfachen, aber hübschen Bau mit Holzveranda. An Ruhe war aber nun nicht zu denken. Draußen und im Hause drängte sich alles, schwatzte und schrie, man fragte uns auf tartarisch, wir bedeuteten ihnen, daß wir nichts verstehen; das hinderte garnichts, weiter und weiter fragten sie, lachten, schrien und grinsten; Kinder rannten uns beim Fangenspielen zwischen die Füße, und im Fenster lagen sie schichtenweise und glotzten uns an wie Wundertiere. Wir versuchten es mit Güte und im Ernst, die Leute hinauszutreiben, es half nichts, sofort waren sie wieder da. Sie hoben uns die Füße in die Höhe und bestaunten die Nagelschuhe, zeigten sie den Freunden, daß wir wie Störche gleich eine halbe Stunde auf einem Fuß stehen mußten. Ein Anderer untersuchte den Stoff der Joppen, die Rucksäcke wurden durchwühlt, und ein Gegenstand nach dem anderen wanderte von Hand zu Hand, aber alles kam wieder an seinen Platz zurück. Während der ganzen Tour kam uns — von einem einzigen Fall abgesehen — nichts abhanden, was besonders hervorzuheben ist, da die Leute beim Handel einen recht gern übers Ohr hauen.

Während dieses Durcheinanders mußten nun auch die Einkäufe besorgt werden. Das wird nun so gemacht: Der Diener, eine Art Impresario, verkündet offiziell, daß wir einkaufen wollen. Nun kommen die Weiber und Kinder, bringen ihre Hühner, Enten, Eier, Milch usw., schreien und kreischen auf tartarisch, sodaß wir nichts verstehen. Es wird ein Dolmetscher geholt, und nun beginnt der Handel. Sie verlangen unmögliche Preise, da jagt man sie davon. Nun kommen die Kranken, und alle möchten eine Salbe oder ein Wasser haben. Nun werden sie untersucht und befragt. Da geht's aus dem Tartarischen ins Russische und aus dem Russischen ins Deutsche und den ganzen Weg wieder zurück und hin und her und hin und her. Inzwischen sind die Weiber mit ihren Waren zurückgekehrt, der Handel geht von Neuem los. Das Ganze dauert oft zwei Stunden, bis man seine Einkäufe besorgt hat. Dann muß das Geflügel erst gerupft und zubereitet werden, was bei der Gemächlichkeit der Kaukasier auch noch ein bis zwei Stunden dauert. Man muß nur dabei seinen Humor nicht verlieren und die Sache von der heiteren Seite betrachten. Besonders unser Russe war dabei zu bewundern, wie er die Geduld nie verlor, denn alles, jede kleinste Kleinigkeit mußte durch ihn gehen.

Nach Sonnenuntergang wurde es endlich ruhiger, die Leute gingen nach Hause zum Essen. Die Mohammedaner haben einmal im Jahr (vom 10. August bis 10. September) Fastenzeit, während welcher sie nur bei Nacht essen dürfen, natürlich ist dann der Appetit entsprechend. — Wir begaben uns nun ins Haus des Ortsvorstehers, wo es ganz gemütlich und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behaglich wurde. Es war ein einfacher Steinbau, ebenerdig, mit zwei bis drei Zimmern. Der Hauptraum, zugleich Küche, hat gewöhnlich ein kleines Fenster, in der Mitte eine offene Feuerstelle, oberhalb in der Decke ein Loch, auf das ein Kamin gesetzt ist, der aus Weidengeflecht und Mörtel besteht. Ein niederer leichter Tisch und zwei Bänke bilden das Mobiliar. Die Leute hocken gewöhnlich ums Feuer herum. Im Winter sind auch die Tiere in diesem Raum.

Während unsere zwei Hühner in der Reissuppe brodelten, wurden wir von unserm Hausherrn mit Käse, Butter und Brot bewirtet, und er erzählte uns allerlei Interessantes über das Leben und Treiben dieser Bergbewohner. Die Tartaren leben bloß von der Viehwirtschaft. Im Sommer werden die Kühe und Hammelherden von zwei jungen Burschen ins Gebirge hinaufgetrieben, die dann die ganze Zeit unter irgendeinem überhängenden Felsblock kampieren und sich von Airan und Käse nähren. Der Besitzer sitzt unterdessen mit seiner Sippschaft daheim und faulenzt oder reitet ein bißchen spazieren. Im Herbst werden die Herden zur Bahn getrieben und verkauft. Die Wohlhabenden lassen sich von Swanetien die Arbeiter kommen, um die Wiesen zu mähen. Sie sind so faul*), daß sie z. B. eine Ente oder einen Hammel nie zu Fuß zum Nachbar treiben, sondern stets hoch zu Roß. Selbst die Ärmsten haben ihr Pferd oder wenigstens einen Esel. Die Preise dafür sind allerdings niedrig; ein Pferd kostet zwischen 100 bis 200 M., eine gute Milchkuh nur 100 M., ein Esel 25 M.

Natürlich leben sie sehr einfach und sparsam. Ihre Nahrung besteht aus Käse, Eiern (60 Stück nur 1 M.), Hammel und Airan. Alkohol meiden sie vollständig. Airan wird folgendermaßen hergestellt. Die Milch wird auf etwa 30 Grad erwärmt, ein paar Löffel alter Airan oder Joghurt dazugegeben und in Schläuche gefüllt. Nach 6 Stunden ist er fertig. (Bei Joghurt wird die Milch zuerst gekocht, dann abgekühlt und die Bazillen zugesetzt).

Während unser Hauswirt dies alles erzählte, buken die Frauen Brot; es besteht aus halb Mais-, halb Weizenmehl ohne Salz und ohne Hefe. Sie geben den Teig in eine eiserne Schale, eine ebensolche darüber; das wird dann auf zwei Stunden in heiße Asche geschoben, über die getrockneter Kuhmist geschichtet wird. Da die Familie gewöhnlich nur eine solche Schale besitzt, begreift man, wie lange es dauert, bis eine größere Quantität fertig wird; Brot gibts nirgends zu kaufen, und wir mußten es uns immer erst backen lassen, was uns jedesmal einen Tag kostete.

Interessant ist die Stellung der Frau. Sie wird bei den Mohammedanern allgemein gekauft; es schwankt der Preis nach der Güte und Gegend zwischen wenigen Rubeln in Buchara und 500 Rubeln in den Städten und

*) Zu Fuß zu gehen oder etwas zu tragen, gilt als Schande.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der nördlichen Steppe. Im Gebirge kostet eine schöne Frau gewöhnlich 100 Hammel, d. i. 700—900 M. Natürlich darf die Frau nicht die Hände in den Schoß legen, sie muß wie ein Dienstbote von früh bis abends arbeiten, denn der Mann kauft gewissermaßen ein Arbeitstier. Während er mit seinen Gästen ißt (die Hauptmahlzeiten nehmen sie übrigens für sich), müssen die Frauen nachher oder draußen essen. Als wir beim Abschied den Ortsvorsteher und seine Frau beschenken wollten (denn er war sehr gefällig gewesen und hatte sich große Mühe gegeben, alle unsere Wünsche so weit wie möglich zu erfüllen), nahm er mit riesiger Freude einen Rasierapparat, eine elektrische Taschenlaterne und eine Uhr von uns an; seine Frau aber durfte das ihr bestimmte Armband, sowie Scheere und Nadel nicht annehmen.

Um 9 Uhr abends erklang das Lied des Vorbeters, worauf sich alle Männer in der Moschee versammelten. Die Frauen dürfen nur zur Türe hineinschauen, während Fremde, auch wenn sie Christen sind, hineindürfen, wenn sie sich nach der Sitte des Landes die Füße bis zu den halben Oberschenkeln und Hände und Arme vorher waschen, sowie ihre Schuhe am Eingang stehen lassen. —

Von Bezingi zogen wir nun das Tal hinauf. Am Misses Kosch schlugen wir in einer Höhe von 2500 m an einer schönen Quelle in geschützter Mulde unser Zeltlager auf. Das Holz mußte eine Stunde weit von unten geholt werden. Gleich am nächsten Tag sollte ein Berg von 5000 m, der Katuintau, in Angriff genommen werden. Proviant wurde hergerichtet, und ein armer Hammel mußte sein Leben lassen. (Das Schlachten hat immer unser Diener besorgt.) Nach dem Essen krochen wir bei Zeiten in unsere Schlafsäcke. Um 1/2 1 Uhr rasselte der Wecker ab; als wir aufgestanden, Kakao getrunken hatten und gerade abziehen wollten, bemerkte einer von uns, daß sein Rucksack aufgeschnitten und geplündert worden war. Die Schneebrillen und eine Kassette mit Proviant fehlten, außerdem waren alle Sachen unsres Dieners verschwunden. Sofort wurden die Revolver geladen, ich blieb an Ort und Stelle, die anderen krochen leise auf dem Bauche um die Felsblöcke herum, hätten sich beinahe gegenseitig erschossen und kamen dann nach zweistündigem Indianerspiel natürlich ohne den Dieb wieder heim und schliefen ruhig weiter, nachdem es inzwischen für den Katuintau doch zu spät geworden war. Als Täter wurde später ein kleiner Hirtenbube ermittelt. Ein glücklicher Zufall bewahrte uns vor größerem Schaden. In dem Augenblick nämlich, als der Bursche den Rucksack aufschnitt, rasselte der Wecker ab; das schreckte ihn dermaßen, da er es mit seinem Raub in Zusammenhang brachte, daß er schleunigst die Flucht ergriff.

Nachmittags bestiegen wir den Kelbasch, einen schönen kleinen Aussichtsberg, um verschiedene Routen auszudifteln. Am 11. August rückten wir dem Dychtau an den Leib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwer beladen mit Schlafsack, warmen Sachen, Proviant für drei Tage, Photokasten und Spirituskocher keuchten wir bei glühender Hitze über eine steile Geröllrinne hinauf. An einem Seitengrat angelangt, querten wir auf einem schmalen Schichtband zum Missesgletscher und bezogen bald darauf auf einer Schutthalde in Glockglocknerhöhe unser Biwack. Die größten Steine wurden entfernt, der Platz ein wenig geebnet und eine niedere Steinmauer gegen Westen errichtet, um ein Hinunterkollern zu verhüten. Nach einer Erbsensuppe krochen wir in unsre Säcke. Anfangs wachten wir öfters auf, sei es, daß ein Stein gar zu unverschämt drückte oder der Vollmond gar zu freundlich ins Gesicht schien; später gewöhnten wir uns aber ganz an das Zigeunerleben.

Morgens steckte einer von uns seine Hände aus dem Sack, zündete den Spiritus an, kroch aber sofort wieder unter die schützende Hülle. Wenn der Kakao dann brodelte, wurde er den anderen im Bette serviert; das war eine herrliche Einrichtung, da in der Frühe gewöhnlich ein frisches Lüftchen blies. Die Schlafsäcke wurden mit Steinen beschwert, die Rucksäcke geschultert, und dann gings in die kalte Nacht hinaus.

Ein etwa 120 m langes Eiskouloir hielt uns etwas auf; um 8½ Uhr erreichten wir den Nordgrat des Dychtau in einer Höhe von 4100 m, auf ihm vollzog sich die weitere Besteigung. Knietiefer, später noch tieferer weicher Pulverschnee und scharfe vereiste Felspartien wechselten fortwährend ab. Ein Gratzahn nach dem anderen wurde bezwungen, immer glaubte man den Gipfel genommen zu haben, aber er kam und kam nicht. Es wurde 12, 2, 3 Uhr, da legten wir unsre Rucksäcke ab; es wurde 4 Uhr. Schon 12 Stunden unterwegs, und noch immer nicht am Ziel. Ganz tiefer Schnee (manchmal versanken wir bis zur Brust), Spalten und schließlich auch die ungewohnte Höhenluft (bereits 5000 m) verlangsamten unser Fortkommen mehr und mehr. Da endlich um 5 Uhr abends erreichten wir den 5190 m hohen Ostgipfel. Auf den um wenige Meter höheren Westgipfel verzichteten wir in Anbetracht der späten Stunde.

Prachtvoll lagen der Kostantau und Schara mit ihren wuchtigen Eisflanken vor uns, doch wir durften uns nicht in den Anblick versenken, sondern stürmten so rasch als möglich hinab.

Unterwegs begegneten wir einer russischen Partie, die aber den Gipfel nicht erreichte.

Nach eintägigem Rasttag nahmen wir wieder die Säcke und wanderten den langen Bezingi-Gletscher hinauf. Ganz oben, am Anfang der Mittelmoräne, legten wir platte Steine aufs Eis, breiteten die Schlafsäcke aus und begaben uns bereits um 6 Uhr abends zur Ruh. Nach achtstündigem, gesegneten Schlaf gings bei Laternenschein weiter über einen steilen Lawinenkegel hinauf, bis uns der Bergschrund den Weg versperrte. Er war nicht breit, aber der gegenüberliegende Rand war 3 m überhöht. Nach zwei Stunden Arbeit war das Hindernis überwunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst gings über Fels- und Eishänge hinauf bis zum Rand eines kleinen Hängegletschers. Nach einer etwas heiklen Traverse unter den drohenden Eismassen, von denen zeitweilig kleine Stücke abbröckelten, konnten wir uns zu einem großen Schneefeld durchhacken. Nach mühsamer Schneestampferei erreichten wir um 5 Uhr abends einen Sattel, auf dem uns ein schneidender Sturm empfing. Rasch gings über den hartgeblasenen Schnee auf den Südgrat des Gestola zu und über ihn leicht hinauf zum Gipfel, den wir um 1/2 8 Uhr abends erreichten.

Eben verschwand die Sonne hinter der großen, dunklen Kuppe des Elbrus. Ein merkwürdiger blutroter Schimmer lag über den eisigen Spitzen und Zacken. Wie verzaubert standen wir oben. Doch mit einemmal war die ganze Pracht verschwunden; schwere Wolkenbänke schoben sich herauf. Ein eisiger Südweststurm jagte uns hinunter, aber die Dunkelheit verhinderte sehr bald das Weiterkommen. Weit und breit kein schützender Vorsprung, keine windstille Mulde, nichts als steile Eishänge und glatt gescheuerte Felsplatten. Wir versuchten, eine kleine Steinmauer zu errichten, doch der Sturm riß sie uns sofort nieder; so kauerten wir uns zähneklappernd hinter den Trümmern zusammen.

Endlos schien die Nacht; da glaubten wir einen rötlichen Schimmer zu gewahren. Ich holte die Uhr heraus, 10 Uhr! — fast hätte uns der Schlag getroffen; erst zwei Stunden überstanden, also noch 6 bis 7 vor uns! — Die Lage war qualvoll. Einer nach dem anderen bekam von der unnatürlichen Stellung einen Muskelkrampf; dabei heulte der Sturm immer ärger; zwei Batistmäntel gingen in Fetzen.

Kaum erwarteten wir das Morgengrauen, so rannten wir frisch und fröhlich trotz der durchwachten Nacht zur nächsten Scharte über den kleinen Gestola. Um 2 Uhr erreichten wir die Schlafsäcke und um 5 Uhr das Lager.—

Schön sind ja die Touren, aber ein bißchen anstrengend; für die nächste Zeit hatten wir genug, und so brachen wir das Lager ab und zogen wieder nach Bezingi. — —

**Wolfgang Gruber.**

# Was andre sagen

**Die Volkshochschule.** (Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Maußner, Berlin-Zehlendorf.) 6. Jg. Heft 5/6.

Familienkunde—Heimatpflege. Von Karl Maußner.

„.....In Schlössern und Patrizierhäusern wird man meist eine Ahnengalerie finden. Wie viele Durchschnittsdeutsche aber kennen kaum den Namen ihres Großvaters, ihre nähere und weitere

Verwandtschaft! Die bürgerliche und bäuerliche Ahnengalerie ist ein Gedanke, der weit größerer Pflege bedürftig wäre als sie ihm bislang widerfährt. Das festigt zugleich den Familiensinn und stärkt jene Gemütswurzel, an der auch die Liebe zu Heimat und Vaterland entspringt. Im letzten Jahrzehnt wurde mit der vergrößerten, zeichnerisch ergänzten Wiedergabe von Photographien von Familienangehörigen viel unternommen, auch bis in die Kleinstadt und aufs Dorf hinaus. Es wurde damit viel Schwindel getrieben. Käme hier eine Vereinigung von Leuten im Sinne der Heimkultur zu Hilfe, so würde sich das Volk sicherer fühlen gegen Übervorteilung, und das Gute würde rascher Fuß fassen. Man sollte Wert darauf legen, den Leuten zu Gemüte zu führen, daß es etwas Schönes ist um eine Bilderreihe, in der die Familienvorfahren der Reihe nach verewigt sind. Man redet so viel gegen die sogenannte gute Stube; aber wäre es nicht ein ganz hübscher Gedanke, wenn Familien, die es machen können, sich eine solche gute Stube einrichteten, ringsum mit den Bildern ihrer Vorfahren, mit dem von den Vätern ererbten Hausrat!

Es gilt, unser Volk von der Notwendigkeit der Kenntnis seiner nächsten und weiteren Vorfahren zu überzeugen. Ich will mich hier nicht verbreiten über die mannigfachen rassenhygienischen Vorteile, die dadurch für unser und für das künftige Geschlecht entstehen dürften, ich will hier nur wieder reden über den Vorteil, den eine solche Familienforschung für die Familienpflege haben wird. Bauern und Städter müssen überzeugt werden, daß sie stolz darauf sein können, wenn sie wissen, wie Name und Art ihrer Ahnen waren. . . . . Dieser Sippengeist ist ein ewigkeitsbauender Faktor im Menschen und beeinflußt sicher dessen Auffassung seiner Pflichten, seiner Lebensziele ganz bedeutend. Zur Bodenständigkeit gehört Geschlechtsständigkeit, und wo die eine dieser Eigenschaften verloren geht, hält gewöhnlich auch die andere nicht vor. Wir sind im Begriffe, wenigstens die letztere wieder zu gewinnen, soweit sie verloren war. Man macht heute wieder Familienaufzeichnungen, von denen man in den Städten etwa schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts oder noch früher, auf dem Lande aber ungefähr um die Mitte des letzten Jahrhunderts abgekommen war, man sucht den Anschluß nach rückwärts oft mit großer Mühe und erheblichem Kostenaufwand. Und es ist tatsächlich nicht leicht, das einst Unterlassene wieder zu gewinnen. Aber dieses Wiedergewinnen ist notwendig, auch für den Arbeiter. Das verknüpft ihn mit Staat und Volk. Es läßt sich schwer eine zeitraubendere Arbeit denken als die genealogische Forschung, die meist lediglich auf das Nachschlagen alter Kirchenbucheintragungen angewiesen ist. Die Nachforschungen nach den Vorfahren sind also schwierig und kostspielig, man sollte von Staatswegen eine Erleichterung schaffen, damit die Leute in immer größerem Umfange sich wieder anschließen können an ihre eigene Familienvergangenheit und schließlich aus dem materialistischen Tagesgeist hinüberwachsen in das Verstehen höherer, zukunftsichernder Werte des Lebens. Man könnte meinen, es müßte dem Staat daran gelegen sein, auf diese Weise zur Erneuerung des Geschlechtersinns in unserm Volke beizutragen. Aber wo sind die Volksvertreter, die solche Anregungen an die maßgebende Stelle weitertragen könnten? . . . . . "

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

# Rund um uns

**Die Pappel.** Einsam steht sie an der Landstraße. Sie schaut nicht vorwärts, nicht rückwärts; sie schaut nicht nach rechts, nicht nach links; sie schaut nur nach oben. Und alles in ihr, und alles an ihr reckt sich nach oben. Sie weiß es: oben ist das Licht, oben ist die Wahrheit, oben ist das Leben.

Einsam steht sie an der Landstraße. Sie floh vor der großen Masse. Die stehen so eng gedrängt, mitten im fetten Lande. Und jeder reckt sich, daß er Platz gewinne; und er drückt den andern; und er kriecht auch einmal unter den andern her, bis er wieder Raum gewinnt; und dann drängt er. Er schaut nicht nach oben. Nur wenn sie ihm gar keinen Platz machen wollen, dann streckt er die Arme nach oben und ruft. Und er meint: der da oben müsse ihm helfen, drängen.

Einsam steht sie an der Landstraße. Doch nicht allein. In langer Zeile folgen sie ihr, die andern. Sie streben nach oben, sie recken und strecken sich nach Licht, nach Wahrheit, nach Leben. Sie sehen sich nicht. Aber je und dann rüttelt sie der Sturm; er biegt sie, aber er bricht sie nicht. Dann spüren sie die Hand und den Hauch der andern; und sie raunen sich zu: auf! nach oben! Und Kraft geht aus von der Berührung der Hand, vom Hauch des Mundes.

Einsam steht sie an der Landstraße. Doch nicht für sich allein. Ihr Leben ist Leben für die andern. Sie muß einsam stehen, um Licht und Wahrheit und Leben ganz in sich aufzunehmen. Das darf nicht sterben, sonst sterben sie alle. Sie hat es, damit sie alle es haben können. **Pfarrer Bruns.**

**Der Student in der öffentlichen Meinung.** In Leipzig ist Anfang Mai die Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik eröffnet worden. Dank einem außerordentlichen Aufwand an Mühe und Kosten ist hier ein umfangreiches und wohlgeordnetes Material zur Anschauung und Belehrung zusammengetragen, wobei der Rahmen des Ganzen so weit gespannt wurde, daß auch eine Sonderausstellung „Der Student" mit Platz fand. Gerade diese Sonderausstellung aber ist von der eben allgemein ausgesprochenen Anerkennung gänzlich auszunehmen; sie stellt fast nichts dar als eine längst überholte, aber leider in der öffentlichen Meinung hergebrachte Auffassung eines veralteten und zum Glück mehr und mehr neuen Formen weichenden Studententums.

Bezeichnend ist es schon, daß die ganze Sonderausstellung ins — Vergnügungsviertel verlegt wurde. Selbst für die Akademiker, die diese Ausstellung organisiert haben, ist offenbar der Student in erster Linie zu seinem und anderer Leute Vergnügen da. Der malerische Schloßhof Alt-Heidelbergs, der die Ausstellung enthält, ist wohl nicht übel dargestellt, aber eingerahmt von mindestens einem halben Dutzend Wirtshäusern, von der feinsten Weinstube bis zum Schnapsausschank, der sich in wohl nicht ganz freiwilliger Selbsterkenntnis als „Giftbude" bezeichnet. Ein Reformwirtshaus mit aufzunehmen, wurde abgelehnt, ebenso die Schaffung eines studentischen Sport- und Spielplatzes. Offenbar ist nach Ansicht des Organisationsausschusses der Alkohol nicht nur ein wesentliches, sondern geradezu das Kennzeichen der Studenten.

Hat man sich nun durch die Wirtshäuser durchgefunden, so kommt man am Ende, wo man am ehesten ganz

andere Nebenräume vermutet, auch zu der „Ausstellung". Daß der Teil, in dem studentische Gebrauchsartikel von geschäftlicher Seite ausgestellt werden, vorzugsweise Dinge enthält, die Herbert Eulenbergs hübscher Festgruß in die Rumpelkammer verweist, nimmt kaum noch wunder. Der Betrachtung wert ist dagegen der historische Teil der Ausstellung; auch moderne studentische Verbände, wie das Sekretariat sozialer Studentenarbeit und die Deutsche Freie Studentenschaft, werden wohl manches Wertvolle zeigen (bis zu dem Zeitpunkte, wo diese Zeilen geschrieben wurden, waren die Räume zum größten Teil noch leer). Im übrigen fehlt es auch hier nicht an dem geschmacklosen dekorativen Plunder des alten Farbenstudententums. Es ist dies auch nicht verwunderlich, wenn man weiß, daß ein Leipziger Universitätsprofessor in einer Ansprache bei einem „Bierabend" (!) während der Vorbereitung der Ausstellung sich ausdrücklich an die Farbenstudenten wandte, daß dagegen die Deutsche Freie Studentenschaft zur Teilnahme überhaupt nicht aufgefordert wurde, sondern sich erst selbst melden mußte. Wie konnte da die Eröffnung dieser Ausstellung in Anwesenheit des Königs von Sachsen würdiger begangen werden als durch einen solennen Frühschoppen!

Wenn das am grünen Holze geschieht, wie kann man da erwarten, daß die große Masse der Akademiker und die breiten Schichten des Volkes eine würdigere Auffassung vom deutschen Studenten haben! Ist das Farbenstudententum der alten Richtung auch seit Jahrzehnten an Zahl und Bedeutung zurückgegangen, so daß es trotz verschärften Keilens heute nur noch einen Bruchteil der Studentenschaft ausmacht, so verkörpert es doch in der öffentlichen Meinung noch „den" Studenten, und daß dieser Typus eine unerschöpfliche Fundgrube für Witz und Satire vorstellt, trägt eher noch dazu bei, seine Allgemeingültigkeit in der öffentlichen Meinung zu befestigen. Daß wir zum Glück eine starke alkoholgegnerische Strömung in der Studentenschaft haben und selbst der „Komment" alter Verbindungen davor schrittweise zurückweichen muß, hindert die öffentliche Meinung nicht, Student und Bier als unzertrennliche Begriffe zu betrachten. Und daß immer weiteren Kreisen unserer Studierenden die Erkenntnis aufgeht, nicht nur von dem Ernst ihrer Berufsarbeit, sondern auch von ihrer „Verantwortung gegenüber Volk und Vaterland", hat die landläufige Anschauung noch nicht verdrängen können, daß der Student seine Zeit im allgemeinen dazu verwendet, das Geld seines Vaters oder seiner Gläubiger in läppischer Weise zu vertun.

Diese veralteten Anschauungen vom Beruf des Studierenden und dem Wesen des Studiums sind insofern sehr bedauerlich, als sie gesunde akademische Reformbewegungen an allen Ecken und Enden hemmen. Wenn eine moderne Ausstellung dem Volke als Belehrung über unsere Studentenschaft in der Hauptsache nichts anderes bieten kann, als eine Darstellung gerade seiner rückständigsten Bestandteile und Züge, wer will es dann einem Vater aus Handwerker- oder Bürgerkreisen übelnehmen, wenn er seinen Sohn nur als „flotten Studio" in eben diesem Sinne zu sehen wünscht? Die Interesselosigkeit, ja Feindseligkeit, mit der heute noch die Mehrheit der Universitätsdozenten und Unterrichtsbehörden den gesunden studentischen Reformbewegungen gegenüberstehen — man denke nur an die letzte Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause — beruht ja letzten Endes doch auch auf einer geistigen Erstarrung und einer unbegründeten Scheu vor jeder Neuerung, nur weil sie eben neu ist.

Daß trotz alledem die akademische Jugend in den Freischaren, den freien Studentenschaften, den Abstinentenvereinen und anderen in neudeutschem Sinne arbeitenden Richtungen eine akademische Reformbewegung zustande ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bracht hat, die aller Schwierigkeiten ungeachtet, vorwärts schreitet, ist ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte. Ihre Gegner aber wird die Nachwelt auf eine Stufe stellen mit den traurigen Gestalten aus der Zeit der Demagogenverfolgungen und der Unterdrückung der alten Burschenschaft.

**Dr. Ehrhard Kämpfer.**

**Das Wettrauchen.** Auch ein Wettkampf! Für unser Zeitalter der Rekordleistungen bezeichnend genug! Es wird schließlich keine natürliche oder unnatürliche Betätigung des Menschen mehr geben, die nicht zu Vereinsgründungen und Wettbewerben Anlaß gibt. — In Frankfurt a. M. hat vor einiger Zeit der „Süddeutsche Raucherbund" ein Dauerpreisrauchen veranstaltet! Ein richtiges Wettrauchen mit allen Schikanen, mit genauer Kontrolle, mit Preisverteilung, gespannten Zuschauern und was sonst noch alles dazu gehört. Es kommt darauf an, möglichst lange an seinem Glimmstengel herumzusaugen. 2 Stunden, 46 Minuten und 17 Sekunden werden schließlich mit gewissenhafter Genauigkeit als Höchstleistung festgestellt. In den Blättern erscheint der Name des Siegers, und auch der Photograph fehlt nicht, der dessen Konterfei der staunenden Mitwelt übermittelt.

Man kann's von der humoristischen Seite nehmen. Dann wird man über diese Parodie auf alle Preisausschreibungen und Wettbewerbe der Gegenwart herzlich lachen. Aber eine Kehrseite hat die Medaille auch. Denn schließlich fragt man sich doch, ob der ganze Scherz all die Mühen und Ausgaben lohnt, die er kostet. Der silberne Frankfurter Adler am rot-weißen Bande, der als erster Preis verliehen wird, und daneben die sonstigen Ehren-, Trost- und Wanderpreise kosten doch soviel Geld, wie die ganze Veranstaltung der Wettraucherei Zeit und Arbeit. Es wird in unserer Zeit über die zunehmende Vereinsmeierei andauernd geklagt. Die wichtigsten und nützlichsten Vereine aber haben Mühe, für ihre ernsthaften Zwecke die nötigen Mittel aufzubringen. Muß man sich da nicht unwillkürlich fragen, was der süddeutsche Raucherbund denn eigentlich für eine ideale Berechtigung für sich in Anspruch nehmen kann, um seine Ablenkung der Mittel und Interessen von jenen ernsteren Zwecken zu entschuldigen?

Die Rekordwut unserer Tage ist zum Schlagwort geworden. Ihre Übertreibungen sind geradezu schon gefährlich für die Nerven der modernen Menschheit. Wettbewerber wie Zuschauer werden von diesem Fieber ergriffen. Doch kann man hinter sehr vielen Rekorden wenigstens immer noch irgendeinen Sinn finden. Der Automobilsport, der Segelsport, der Flugsport, Bienen- und Obstzucht, literarische und künstlerische Wettbewerbe, das alles wächst doch auf dem Boden von Kulturaufgaben, die ihren Wert in sich haben. Der Eifer des Wettbewerbs trägt da zur Steigerung von Leistungen bei, die der Nation an irgendeinem Ende zugute kommen. Hier wird die Industrie, dort die Landwirtschaft, an anderer Stelle das geistige Leben befruchtet. Was aber die Frage, wer mit seinem Glimmstengel am längsten haushalten kann, für einen Kulturwert in sich tragen soll, das ist wahrhaftig nicht zu sagen. Die ganze Veranstaltung macht den Eindruck eines Ulks. Nur ein etwas kostspieliger Ulk! Und etwas sonderbar, daß sich mehrere hundert und darunter auch noch manche reifen Männer, daran beteiligen!

Zeit ist Geld. Und das Leben ist ein Kunstwerk. Menschen von heute müssen sich schon einige Mühe geben, wenn sie in der Fülle der Aufgaben und Interessen, in dem Gedränge der wichtigsten Kulturfragen, die die Menschheit eben bewegen, noch Harmonie in ihr Dasein bringen wollen. Mit der Zeit gilt es sorgsamer hauszuhalten denn je, wenn man von dem Reichtum des Gegenwartslebens, neben aller dringenden Berufspflicht und materieller Daseinssorge auch noch sein ideales Teil empfangen will. Ist es da nicht der Blick in eine gähnende Leere, der sich auftut wenn man mit der feierlichsten Ernsthaftigkeit dieses Bundeswettrauchen veranstalten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sieht? Wer kann für einen so nichtigen Zweck in der heutigen bewegten Zeit etwas übrig haben? Das ganze Schauspiel ist ein rechtes Bild des Philistertums. Die moderne Rekordwut, auf das ewige Spießbürgertum übertragen, das sich nun selbst modern, geistvoll und witzig vorkommt. Der innerlich reiche Mensch aber wird sich des Mitleids nicht erwehren können. **Str.**

**Militär und Alkohol.** Über die Alkoholgegnerbewegung im Heere hat der „Vortrupp" wiederholt berichtet. Es ist sehr erfreulich, in dieser Bewegung ständig Fortschritte feststellen zu können.

Hat man seinerzeit den General Häseler wegen seiner Alkoholgegnerschaft noch angestaunt, so wächst jetzt die Erkenntnis, er habe als einer der ersten der guten Sache den richtigen Weg gewiesen. Nur daß man sein Beispiel noch immer nicht genug nachahmt.

Mittlerweile sind nun aber die abstinenten Offiziers- und andere Soldatenorganisationen entstanden. Es geht besonders im Reichsland voran. Und wenn der Mann seinen Vorgesetzten selber mittun sieht, so ist er ganz anders bei der Sache. Und nun sieht er gar seinen General mittun. In der Tat, man kann nicht hoch genug die Worte schätzen, die vor kurzem der kommandierende General des 15. Armeekorps von Deimling in Straßburg an seinen Truppenteil richtete. Deshalb geben wir hier auch den uns vorliegenden Wortlaut wieder, obwohl er schon in einer Reihe von Tageszeitungen veröffentlicht worden ist:

„Es ist vielfach üblich, nach gelungener Besichtigung oder bei ähnlichen Anlässen den Mannschaften als Belohnung ein Bierfest aus Kantinen- oder sonstigen Mitteln zu veranstalten.

Ich bin der Ansicht, daß man den Mannschaften eine größere und schönere Freude bereiten kann, wenn man die verfügbaren Mittel nicht in Bier anlegt, sondern zu einem gemeinsamen Ausflug, z. B. nach der Hohkönigsburg oder dem Schlachtfelde von Wörth verwendet. Dort halten die Offiziere einen gemeinverständlichen Vortrag; für das leibliche Wohl wird durch Verabreichung von Kaffee, Milch oder sonstigen alkoholfreien Getränken gesorgt. Wer glaubt, daß er ohne Alkohol nicht existieren kann, mag sich aus eigner Tasche welchen kaufen. Für solche Feiern werden die Soldaten ihren Vorgesetzten dankbarer sein, als für die Bierfeiern.

Die Erinnerung an sie wird bleiben, während die Erinnerung an die Bierfeier mit dem Katzenjammer verraucht, den sie erzeugt.

Es wird nur dieser Anregung bedürfen, um einen Mißbrauch zu beseitigen, der in dem ebenso veralteten, wie falschen Glauben wurzelt, daß der Mensch nur fröhlich sein kann, wenn er Bier oder Wein zu trinken bekommt."

Dazu zwei Fragen.

Erstens: Wie viele Kompagnien unserer Wehrmacht werden sich auch außerhalb des 15. Armeekorps das Gesagte nicht vergebens gesagt sein lassen?

Und zweitens: Wird man auch in den Kreisen des Zivils auf den General hören und bei allen den vielen Gelegenheiten an Stelle der Bierfeste (auf „deutsch": Kommerse, Bankette und dgl.) Ausflüge, Vorträge und dgl. veranstalten? — Eine bejahende Antwort zu geben, sind wir ja leider noch nicht in der Lage. Aber ein Anfang ist gemacht. Und Dank und Anerkennung darf daher General v. Deimling beanspruchen.

**B. Goldschmit.**

**„Deichgraf" oder „Kogsvorsteher"?** Neulich beklagte sich ein Geistlicher aus der Gegend von Husum, daß die alte Bezeichnung „Deichgraf" neuerdings in „Kogsvorsteher" umgeändert sei. Damit schwindet eine der Bevölkerung seit Jahrhunderten vertraute Benennung. Muß das sein? Gibt es nicht „Vorsteher" genug? Ist der alte gute Titel Amtmann nicht schon in Amtsvorsteher verdorben worden? Gibt es noch Schulzen? Nein, Gemeindevorsteher usw. usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es fehlte nur noch, wie der erwähnte Geistliche bemerkte, daß aus dem Landrat ein Kreisvorsteher, aus dem Oberpräsidenten ein Provinzvorsteher und aus dem Kaiser ein Reichsvorsteher gemacht wird!

Alles mögliche ist vom grünen Tisch aus schematisiert worden. Erkennt man denn immer noch nicht, daß man dem Volke ein Stück Heimat nimmt, wenn man bezeichnende Benennungen beseitigt? Genau wie man Hünengräber, schöne Landschaften und Volksgebräuche schützt, so müßte man auch derartige Volkseigentümlichkeiten unter Schutz stellen. Welcher vernünftige Grund liegt vor, die Bezeichnung „Deichgraf" in das nichtssagende bureaukratische „Kogsvorsteher" umzuändern. Hat sich möglicherweise ein „echter" Graf beleidigt gefühlt, daß ein friesischer Bauer als Graf bezeichnet wird? Oder geschieht es, weil man in Ostpreußen oder Schlesien sich das Wort erst erklären lassen müßte? Aber das müßte verpönt sein, daß, nur damit es die Bureaukratie etwas bequemer habe, alte Volkseigentümlichkeiten zum Tode verurteilt werden. Hoffentlich finden dieser Versuch und alle ähnlichen energischen Widerspruch. Heimatlose Gesellen gibt es leider schon genug, und die Behörden sind nicht ohne Schuld daran. Auch der „Deichgraf" ist ein Stück Heimat.

Hein.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Jacobi, Dr. Hans Bernhard:** Die Verdrängung der Laubwälder durch die Nadelwälder in Deutschland. M. 6,—. H. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen.

**Athletik-Jahrbuch 1913.** Verlag der Deutschen Sportbehörde für Athletik, Berlin.

**Literarischer Jahresbericht 1913.** Herausgegeben vom Dürerbunde, Dresden-Blasewitz.

**Braeß, Martin:** Tiere unsrer Heimat. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Herausgegeben vom Dürerbunde bei Georg D. W. Callwey, München.

**Braeß, Martin:** Aus dem Vogelleben unserer Heimat. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. Herausgegeben vom Dürerbunde bei Georg D. W. Callwey, München.

**Kalender für deutsche Jungen 1914.** M. 1,25. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

**Bartels, Adolf:** Deutschvölkische Gedichte. M. 2.—. Armanenverlag, Robert Burger, Leipzig.

**Klumker, Prof. Dr. Chr.:** Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. Heft 1 u. 2, je M. 1.50. Julius Springer, Berlin W 9.

**Kamp, Prof. Dr.:** Eine deutsche Obsteinfuhrgesellschaft. Carl Georgi G. m. b. H., Bonn a. Rh.

**Berger, Arnold:** Erziehung zur Gemeinnützigkeit. A. Haase, Prag.

**Mehlich, Ernst:** Gemeinde und Alkohol. M. 1,—. Buchhandlung Vorwärts, Paul Singer, G. m. b. H., Berlin SW.

**Die Gartenvorstadt Leipzig-Marienbrunn:** Brosch. M. 1,75, kart. M. 2,25. H. A. Ludwig Degener, Leipzig.

**Müller, Fritz:** Fröhliches aus dem Kaufmannsleben. Geh. M. 0,50, geb. M. 0,70. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg, Gr.-Borstel.

**Stilke, Friedr. W.:** Frau Gertrud und ich. M. 0,90. Mimir-Verlag G. m. b. H., Stuttgart.

**Die Religion.** (Frankfurter Vorträge). M. 1,60. Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

**Hallermeyer, August:** Über die rassenbiologische Bedeutung der Kriege. J. D. Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M.

**Levinger, Wilhelm:** Die Reform des Mietrechtes. Heft M. 0,25. Felix Dietrich, Gautzsch b. Leipzig.

**Janke, Dr. Hans:** Die Umgestaltung der Welt als Zweck des Lebens. M. 1,50, geb. M. 2,—. Otto Janke Verlag, Berlin.

**Albrecht, Paul:** Die Poscheruner Mühle. (Geschichtl. Schauspiel in einem Aufzug.) Verlag des Bureau Karl Fischer, Berlin-Friedenau.

**Moderne Naturkunde.** M. 1,20. Naturwissenschaftlicher Verlag, Godesberg b. Bonn.

**Weber, Prof. Dr. Ottocar:** Von Luther zu Bismarck. (Aus Natur und Geisteswelt.) In 2 Bänden. Geh. je M. 1,—, geb. M. 1,25. B. G. Teubner, Leipzig.

**Thule, Zehnter Band:** Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland. Brosch. M. 5,—, geb. M. 5,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Plattdeutsche Volksmärchen.** Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. M. 3,—, geb. M. 3,50 in Lederband. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

Vorwort zu Nr. 16 16. August 1914

## Vortruppleser!

Diese Nummer war ausgedruckt, bevor unser Deutschland unter die Waffen trat. So findet Ihr auf den andern Blättern dieser Nummer noch nichts von dem, was heute alle Herzen bewegt.

Wir vom „Vortrupp" haben — das wißt Ihr — niemals zu denen gehört, die gepredigt haben, Krieg sei wünschenswert, oder gar, der Krieg sei ein Teil von Gottes Weltordnung. Aber nicht darum handelt es sich jetzt. Das, worum es geht, ist dies:

Mit einem Frevelmut, dem in der Weltgeschichte kaum etwas Gleichartiges vorangegangen ist, mit einem Leichtsinn, bei dessen Anblick jeden Menschen ein Schauder ergreift, hat das Slaventum den germanisch bestimmten Völkern Mitteleuropas den Kampf ums Dasein aufgedrängt.

Noch die fernste Zukunft wird es rühmen, wie das gewaltige Verantwortlichkeitsgefühl unsres Kaisers Tag um Tag darum gerungen hat, der Welt diesen Brand, der Menschheit die Schande zu ersparen, daß um einiger serbischer Mörder willen Europas Zivilisation gefährdet werde. Wenn einmal von denen gesprochen werden wird, die zu den größten M e n s c h e n zählen, dann wird Kaiser Wilhelms II. Name nicht fehlen.

Es ist vergebens gewesen. Man hat uns das Schwert buchstäblich in die Hand gezwungen.

Nun wollen wir es führen. In diesem Kampf geht es um unser Dasein als Volk, um die Ehre unsrer Frauen, um die Zukunft unsrer Kinder. Und um den deutschen Gedanken in der Welt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das germanische England hat uns verraten. Oder doch seine Staatsmänner haben Das getan. Damit ist Unermeßliches vernichtet an besten germanischen Bestrebungen. Jeder anständige Engländer muß in Scham vergehen ob dieser Gemeinschaft mit serbischen Banditen.

Nach dem Kriege wird der Friede folgen. Was wird er bringen? Eins ist sicher: seltsam und erfreulich ist es, wie heute schon in unserm Deutschland die Parteischlagworte schwinden. Wer fragt heute noch danach, ob einer konservativ, liberal, Zentrumsmann oder Sozialdemokrat ist? Der Tag und die Stunde kennen nur Deutsche. Möge der Krieg uns lehren, daß dies der Zustand ist, der immer sein sollte. Daß Parteien Interessenvertretungen sind, notwendige Interessenvertretungen, aber nichts, was Volksgenossen verfeinden darf. Möge der Friede, den wir erkämpfen wollen, diesen Gedanken bei uns dauernd machen.

Den 7. August 1914. **Hermann Popert.**

**Wir Vortruppleute wollen uns bemühen, in der schweren Zeit, die jetzt kommt, ein jeder an dem Platze, auf den sie ihn stellt, nach bestem Wissen seine Pflicht zu tun. Auf eins machen wir besonders aufmerksam: Es wird oft und an vielen Stellen unsres Vaterlandes an Händen fehlen, die die Ernte einbringen. Wer Zeit und Kraft über hat, möge da mit zugreifen.**

**Und dann bitten wir Euch, helft uns, den „Vortrupp" durch diese Zeit hindurchzubringen: Wir bedürfen dieser Hülfe umsomehr, als unsre Herausgeber während dieser Zeit den Vortrupp nicht führen können: Hermann Popert ist als Kompagnieführer bei der Ausbildung eines Ersatzbataillons beschäftigt; Hans Paasche nimmt als Seeoffizier am Kriege teil. Der verantwortliche Schriftleiter des „Vortrupp" ist landsturmpflichtig.**

**Wenn Ihr uns helft, das heißt, wenn Ihr einfach dem Vortrupp treu bleibt, dann können wir ihn bis zum Frieden durchhalten, und dann wird — davon sind wir überzeugt — eine Zeit anbrechen, die dem Vortruppgedanken günstiger sein wird, als irgendeine, die bisher gewesen ist.**

**Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 16 16. August 1914

## Was muß unsere Jugend vom Schwarzbrot wissen?

Vor einiger Zeit hat der „Vortrupp" in dem Aufsatz „Eine nationale Gefahr"*) darauf aufmerksam gemacht, daß die körperliche Tüchtigkeit unseres Nachwuchses sehr zu wünschen übrig läßt, und daß die Wehrhaftigkeit unserer Jungmannschaften allmählich abnimmt. Diese Erfahrungstatsache ergibt sich daraus, daß bei der Auswahl der dienstpflichtigen Mannschaften häufiger als früher schmalbrüstige, bleichsüchtige, plattfüßige (sogenannte schwächliche) junge Leute zur Einstellung gelangen müssen, und daß unter denen, die sich zum einjährig-freiwilligen Dienst melden, in manchen Bezirken des Westens unseres Vaterlandes bei der ersten Gestellung bis zu 50% als militärdienstuntauglich befunden werden. Alle älteren Ärzte sind sich über diese Tatsache der allgemeinen Verschlechterung unserer Rasse einig. Je gelehrter sie sind, desto ausführlicher wissen sie es zu „erklären" oder zu „begründen": Die Zunahme der Kultur bedinge diese Rassenverschlechterung, habe diese zu allen Zeiten nach sich gezogen; im übrigen sei sie in unserem Volke sicher nicht schlimmer als bei anderen, setzen sie zur Beruhigung hinzu. Mit dieser „Erklärung" geben sich dann auch unzählige Menschen zufrieden.

Nur Männer, die im praktischen Leben stehen, spüren aus solcher Erkenntnis der Wissenschaft heraus die Aufgabe, sich aufzulehnen gegen das doch nur scheinbare Schicksal unseres Volkes, das heißt: sie wollen die durch menschliche Einrichtungen, nicht durch Notwendigkeiten bedingten ungünstigen Wandlungen in der Beschaffenheit unserer Rasse durch andere menschliche Einrichtungen wieder auf günstige Bahnen hinleiten. So ist es in der Frage der allgemeinen Rassenverschlechterung kein gelehrter Mann, sondern ein praktischer Zahnarzt**) gewesen, der als erster ein Mittel angegeben hat, um diesem zunehmenden Verfall des Nachwuchses entgegenzuarbeiten. Dies Mittel lautet kurz: „Gebt uns Schwarzbrot."***)

*) Vgl. „Vortrupp" Jg. 1914, Nr. 6.

**) Zahnarzt Dr. Kunert. Vgl. „Vortrupp", Jg. 1913, Nr. 20.

***) Betonen möchte ich gleich anfangs, daß Schwarzbrot, besonders im Anfang, durchaus nicht von allen Menschen vertragen wird. Bei jungen Menschen ist das



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Forderung scheint sehr leicht erfüllbar zu sein. Man kauft eben Schwarzbrot und ißt es. In Wirklichkeit aber ist sie bei unserer heutigen Brotversorgung durch die Bäcker und bei unseren sonstigen Lebensgewohnheiten sehr schwer zu erfüllen. Wir wollen deshalb versuchen, denen, die für die Sache Interesse haben, einige Fingerzeige zu geben.

Zunächst einmal wissen heute die Wenigsten, zumal in großen Städten, was Schwarzbrot ist. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, von den Hausfrauen in den großen Städten hat der vierte Teil, und von unserer Jugend, um die es sich in erster Linie hier handelt, haben gar neun Zehntel ein echtes Schwarzbrot noch garnicht gesehen. Allenfalls kennen sie Schrotbrot. Das hat einmal ein Familienglied vom Arzt verordnet bekommen, dabei lernten sie den trocken-strohigen Geschmack dieses Brotes kennen und haben es deshalb nicht in guter Erinnerung. Fragt man aber gar nach den Unterschieden in der Zusammensetzung der einzelnen Brotarten, so wird man in den allerseltensten Fällen eine Antwort erhalten. Und doch sollte zum mindesten jeder Gebildete (das Volk auf dem Lande weiß sehr viel mehr davon) über die Gewinnung seines Hauptnahrungsmittels unterrichtet sein.

Es gibt drei Arten, die getrocknete ausgedroschene Kornfrucht für die Herstellung von Brot zu verarbeiten; dabei erhält jede Art ihren Namen nach dem Erzeugnis, das unmittelbar aus dem Korn gewonnen wird:

1. Schroten,
2. Mahlen,
3. Vermälzen.

Das Schroten ist nichts anderes als das „Mahlen" unserer Väter, das in Wind- und Wassermühlen vor sich ging: zwei große runde Mühlsteine (die besten sollen aus französischem Granit sein) drehen sich mit ihren Flächen, der eine links, der andere rechts herum, so aneinander vorbei, daß zwischen den Flächen beider Steine nur ein schmaler Spaltraum besteht. Von der Enge dieses Spaltes hängt die Feinheit des Schrotes zum großen Teile ab. Bringt man den Roggen zwischen diese Steine, so zerbricht das spröde, trockene Korn in mehr oder weniger kleine Teile; je länger man das Korn zwischen den Steinen läßt, desto langsamer mahlt die Mühle, desto feiner ist aber auch das gewonnene Schrot. Wenn sich der Müller nicht genügend Zeit nimmt, erhält er ein sehr grobes Schrot. Wahrscheinlich haben bei dem allgemeinen Streben des vorigen Jahrhunderts, jede Arbeit möglichst zu beschleunigen,

als krankhafter Zustand zu bezeichnen, dem durch geeignete Behandlung nachgeholfen werden sollte. Darauf einzugehen ist hier nicht der Ort. Der Verf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Müller in der Zeiteinheit möglichst viel Korn mahlen oder schroten wollen. Dabei gewannen sie ein immer gröberes Schrot, in dem, wie man auch heute noch in jedem Schrotbrot sehen kann, mitunter ganze Körner erhalten bleiben. Solch ein Brot war natürlich schwerer zu kauen und bei schlechtem Kauen noch schwerer zu verdauen, als das Schwarzbrot früherer Zeiten, und mag tatsächlich vielen Menschen, zumal wenn sie, der allgemeinen Zeitströmung folgend, sich nicht genügend Zeit zum Essen ließen, nicht zuträglich gewesen sein. Denn selbst gutes Schwarzbrot ist ohne sorgfältiges Kauen keine leichte Nahrung.

Sicher ist dies mit ein Grund gewesen, der das alte Schwarzbrot in den Städten, besonders in der Ärztewelt, unter den sogenannten besseren Ständen in Mißachtung und darum allmählich zum Verschwinden gebracht hat. Was die Mühlsteine des Müllers liefern, heißt also Roggenschrot, das in möglichst viele, möglichst kleine Teile gebrochene Roggenkorn, ein mit dem (unserer Jugend allein bekannten) weißen Mehle gar nicht zu vergleichendes dunkelgraues, fast grau-braunes, etwas klebrig oder feucht sich anfühlendes Pulver, in dem man bei grober Beschaffenheit noch kleine Körnchen fühlen, stets aber kleine Stückchen der Körnerschalen als leuchtende Schüppchen sehen kann. Es versteht sich von selbst, daß diesem Roggenschrot keine Bestandteile — wie den landläufigen Mehlen — entzogen sind; das Schrot ist das zerkleinerte volle ganze Korn. Nur aus solchem Schrot wurde jahrtausendelang Brot hergestellt und wird in neuerer Zeit wieder Brot hergestellt, nämlich Schrotbrot und Schwarzbrot. Der Unterschied zwischen beiden liegt nicht in dem, was sie enthalten — das ist bei beiden gleich, nämlich das ganze Roggenkorn — sondern lediglich in der Beschaffenheit des Roggenschrotes. Das Schrotbrot enthält grobes Schrot und wird nur 1—2 Stunden gebacken; es ist, erstens weil das grobe Schrot sehr schwer oder garnicht klein zu kauen ist, zweitens weil in der kurzen Zeit der Hitzeeinwirkung die mikroskopischen Stärkekörnchen zur Inangriffnahme durch die Verdauungssäfte nicht genügend aufgeschlossen sind, eine unzweckmäßige Nahrung. Schrotbrot wurde von Ärzten früher verordnet, um leichteren Stuhlgang zu erzielen, weil die groben Körner und Hülsen einen Reiz auf die träge Darmwand ausüben. Wird Schrot dagegen feiner gemahlen und wird das daraus hergestellte Brot länger, etwa zwei bis drei Stunden gebacken, so geht die anfänglich gelbe Farbe in ein dunkles Braun, unter der Oberhitze gar in Braun-schwarz über; deshalb heißt dieses auch aus Roggenschrot hergestellte, gut durchgebackene Brot Schwarzbrot. Backt man es gar zwölf Stunden, wie auf dem Lande vielfach üblich, wird es durch und durch



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwarz und heißt dann Pumpernickel. Es ergibt sich aus dem Vergleich von Schrot- und Schwarzbrot von selbst, daß die Güte des Schwarzbrotes abhängt von der Feinheit des Schrotes und von der Zeitlänge, die zum Backen gewählt wurde.

Diese uralte einfache Form der Herstellung des Brotes wurde gefährdet durch den nur allzu oft gerühmten Aufschwung der Technik, besonders der Eisentechnik. Diese brachte eiserne Walzen auf den Markt, die in kürzerer Zeit die zum Brotbacken nötige pulverige Masse herzustellen gestatteten, als die alten plumpen Steine. Es ist durchaus begreiflich, daß bei dem immer weiter um sich greifenden Amerikanismus, möglichst viel Arbeit in möglichst geringer Zeit zu leisten, diese neuen Walzenmühlen großen Anklang fanden; zumal das mit diesen gewonnene Mehl ein Brot lieferte, dessen Backzeit von drei auf eine Stunde abgekürzt werden konnte; also eine zweimalige Zeitersparnis.

Mir scheint, dieser wirtschaftliche Gesichtspunkt wird unterschätzt, wenn man nach den Ursachen forscht, wie es überhaupt möglich war, daß das alte gute kräftige Brot verschwinden und an seine Stelle ein minderwertiges geschmackarmes Brot treten konnte. Denn sicher haben die Leute von damals geschmeckt genau so wie wir, ja besser als wir (denn ihre Geschmacksinstinkte waren noch nicht verkümmert), daß Schwarzbrot viel bessere und kräftigere Kost ist, als sein Ersatz. Aber das neue Brot war billiger, es gab mehr für dasselbe Geld, deshalb bürgerte es sich ein. Sonst wird nur die zunehmende Feinschmeckerei verantwortlich gemacht für die Abkehr vom groben Brot. Das mag wohl für die oberen Zehntausend zutreffen, aber nicht für die mittleren und unteren Volksschichten. Das Volk denkt praktischer. Hätte das neue feine Brot mehr gekostet als das alte, es wäre nie so beliebt geworden. Billiger war das neue auf den Walzenmühlen gewonnene Brot, d. h. es schien billiger zu sein, weil es für das gleiche Geld ein größeres Brot gab, obwohl in Wirklichkeit, wie wir gleich sehen werden, in dem größeren Brote weniger zur Erhaltung des Organismus nötige Stoffe enthalten sind als in dem kleinen alten Brote.

Denn die Bearbeitung des Kornes durch Walzen ist grundverschieden von der durch Steine. Die Steine verändern das Korn nicht mehr, als daß sie es möglichst zerbröckeln; genau dieselben Bestandteile, die in die Steinmühle hineingetan werden, verlassen als Schrot die Mühle. Die Walzen dagegen quetschen zunächst das Korn breit, wie man einen Teig in einen dünnen Fladen mit der Rolle breit quetscht. Die gequetschten Körner heißen Flocken, da das weiße Innere der Körner herausgequetscht ist und den etwa 1 cm im Durchmesser betragenden Scheiben ein weißes Aussehen verleiht,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das an Schneeflocken erinnert. Vom Hafer wird gewiß dieser oder jener solche Flocken schon einmal gesehen haben, denn Haferflocken werden als solche verkauft. In der Walzenmühle werden diese Flocken in Beutelchen ausgeschüttet; dabei verläßt die weiße, stärkehaltige, pulverige, nur lose mit den ganzen Körnern zusammengequetschte Masse die Schalen der Körner, sodaß eine Scheidung vorgenommen wird zwischen äußeren Teilen und inneren Teilen der Körner. Die äußeren Teile heißen Kleie; sie bestehen aus den Schalen der Körner (die wir als glänzende Schüppchen selbst im feinsten Roggenschrot noch wahrgenommen hatten) und den gerade diesen anhaftenden Eiweißstoffen und Salzen des Kornes; kein Schüttelprozeß vermag diese für unsere Ernährung wichtigsten Bestandteile des Kornes von den Schalen zu scheiden.*) Nur die inneren Teile des Kornes, die fast nur Stärke enthalten, können für sich gewonnen werden. Sie sind wegen dieses fast reinen Stärkegehaltes nahezu schneeweiß und stellen das wohlbekannte Mehl unserer Küche dar.

Es ist allgemein bekannt, daß die Kleie als Viehfutter benutzt wird. Je mehr Kleie man aus dem ursprünglichen Korne herauszieht, desto „feiner" wird das Mehl, desto ärmer aber auch an Bestandteilen, die nicht Stärke sind, die der Körper aber gerade zu seinem Aufbau braucht.*) Zieht man 15 Proz. Kleie aus (also noch verhältnismäßig wenig), so erhält man beim Verbacken eines solchen Mehles das heutige Kommisbrot, nach 25 Proz. Kleieabzug läßt sich ein noch immer etwas dunkel gefärbtes Brot herstellen, das jedoch nicht mehr krümelt, wie Kommisbrot; es heißt darum Graubrot. Erst nach 30 bis 35 und noch mehr Prozent Abzug kann man das helle, heute allgemein übliche Landbrot oder Feinbrot herstellen, das als das „leichteste und feinste" bisher von den Bäckern gepriesen und auch von den Käufern dafür gehalten wurde. Was der Mensch mit solchem Brote seinem Körper zuführt, ist fast reine Stärke; es ist daher begreiflich, daß diese Masse, sobald sie mit Feuchtigkeit in Berührung kommt, sich im Munde zusammenballt zu unaufschließbaren Klößen, genau wie der Stärkekleister, der im Topf angerührt wird. Diese Klöße werden hinuntergeschluckt und bieten den Verdauungssäften eine möglichst kleine Angriffsfläche. An zweiter Stelle aber führe ich, um dies Brot in Mißachtung zu bringen, seinen ganz jämmerlichen Geschmack an. Wer in seiner Jugend nur wenigstens einmal Graubrot, dem auch schon 25 Proz. der schmackhaftesten Stoffe fehlen, zu essen bekam, der wird sich gewiß des Widerwillens erinnern, mit dem er danach das ihm vor-

*) Vgl. Dr. Hindehedes Aufsatz über „Vitamine" in Nr. 15 des „Vortrupp".

gelegte Feinbrot hineinzwängte. Gerade Kinder sind darin am empfindlichsten, vielleicht weil ihre Instinkte für die Beschaffenheit der Nahrung noch unbewußt erhalten sind, vielleicht weil sie die „pikanten", „den Appetit anregenden" Hilfsmittel, das Feinbrot eßbar zu machen, nicht in dem Maße erhalten, wie die Erwachsenen (ich denke an Gewürze und Räucherwaren).

Die dritte Art, das Korn zu verarbeiten, ist das Vermälzen. Sie geht von der Überlegung aus, daß die Getreidefrucht zur Zeit der Reife zunächst die Spelzen ganz ausfüllt und erst unter Einwirkung trockener Hitze zusammenschrumpft, sodaß sie aus den Hülsen leicht herausgeschlagen werden kann. Mithin sei das herausgedroschene Korn eine Dörrfrucht wie getrocknetes Obst oder Gemüse. Da man alle solche Dörrfrüchte — von Linsen und Erbsen dürfte es am allgemeinsten bekannt sein — vor dem Kochen weichen und quellen lassen soll, bis der junge Keim sich eben zu regen beginnt, um eine chemische Umlagerung und bessere Anpassungsmöglichkeit besonders der Stärke zu erzielen, so meinte Gelinck in Riga, müsse man zum Zwecke größter Ausnutzbarkeit des trockenen Getreidekornes auch dieses quellen und keimen lassen. Vom Gerstenkorn wird, wie allgemein bekannt sein dürfte, durch Quellen und Keimenlassen und Abschneiden des jungen bitterschmeckenden, weil salzhaltigen, Keimes das Malz gewonnen. Demselben Vermalzungsvorgange unterwarf Gelinck auch das Roggenkorn, jedoch brach er den Quellungsprozeß ab, bevor der Keim sichtbar auswächst; diese aufgeweichten Körner quetschte und verschnitt er in eigenen Maschinen, gleich wie man Fleisch in Wurstmaschinen zerlegt und erhielt aus diesen einen verhältnismäßig gleichartigen und nur wenig grobe Bestandteile aufweisenden Brei, der ohne weiteres als Teig verarbeitet werden kann. Das hieraus gewonnene Brot eignete sich, solange man es genau wie anderes Brot backte, nicht zur weiteren Verbreitung, wegen seiner zu großen Anregung der Verdauung und der dadurch bedingten schlechten Ausnutzung. Erst als Simons zum Backen besondere Öfen und 12—14 Stunden Backzeit vorschrieb, ist dieses heute nach ihm benannte Simonsbrot oder Malzkornbrot ein vorzügliches, einer zweckmäßigen Ernährung entsprechendes Brot geworden. Denn es überlastet in keiner Weise die Verdauungsorgane und enthält doch sämtliche Bestandteile des Roggenkornes, und kann deshalb dem Schwarzbrot ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Der Vollständigkeit halber, und weil es vielen bekannt sein dürfte, während ihnen Schwarzbrot unbekannt ist, muß noch das Schlüterbrot besprochen werden. Dieses wird aus dem oben beschriebenen Feinmehl hergestellt, dem 30 % fein gemahlene Kleie nachträglich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wieder zugesetzt sind. Schlüters Patent erstreckt sich auf die Gewinnung dieser gemahlenen Kleie; die Kleie wird gelinde geröstet (daher der pikante Geschmack des Schlüterbrotes) und mehrfach gemahlen, sodaß schließlich ein außerordentlich feines — wie Feinmehl feines — braunes Kleiemehl erzielt wird. Der Teig besteht zu 1/3 aus diesem Kleiemehl und 2/3 Feinmehl, sodaß der ursprüngliche Kleiegehalt des ungemahlenen Roggenkornes annähernd wieder erreicht wird. Die in der Tat ungewöhnliche Feinheit der Kleie in einem aus solchem Gemisch hergestellten Brote soll nach Schlüter eine leichte Verdauung bewirken. Inwieweit das zutreffend ist bei einem Vergleich mit gut gekautem Schwarzbrot, steht dahin. Zuzugeben ist, daß von älteren Personen, die entweder keine Lust haben, mit einem Male Zeit und Nachdenken auf die überflüssigste, geistloseste, langweiligste Beschäftigung, auf das Kauen, zu verwenden, oder die wegen der Beschaffenheit ihrer Zähne nicht mehr kauen können, das Schlüterbrot als angenehmer und bekömmlicher empfunden wird, als ein aus natürlichem Schrot hergestelltes Schwarzbrot. Jüngeren Leuten indessen, die eingesehen haben, wie notwendig gründliches Kauen aus anderen Gründen (nicht nur für die Verdauung des Schwarzbrotes) ist, und die den Willen und die Zähne zum Kauen haben, ist entschieden vom Schlüterbrot abzuraten, denn die auf der einen Seite wohl nützliche Feinheit des Roggenschrotes bedingt, daß das Schlüterbrot nur kurze Zeit gebacken zu werden braucht und daß es beim Backen „geht", d. h. mit zahllosen kohlensäurehaltigen Poren durchsetzt wird wie Feinbrot. Verloren geht also die grobe, krümelige Beschaffenheit des Schwarzbrotes, die für die Verdauung gerade günstig ist, denn das krümelige Schwarzbrot zerfällt schon beim Schneiden, zerfällt beim Kauen noch mehr, und schon für den Speichel werden dadurch immer größere Flächen zur chemischen Einwirkung dargeboten. Schlüterbrot hingegen hat gerade auf Grund der Feinheit seines Schrotmehles genau wie das aus Feinmehl hergestellte Brot die Neigung, beim Anfeuchten klumpig zu werden, sich zusammenzuballen und dadurch der Einwirkung der Verdauungssäfte ein Hindernis zu bereiten.

Das zweite, was ich gegen das Schlüterbrot einzuwenden habe, ist der Geschmack. Gewiß ist er weit angenehmer, weit aromatischer, als der des Feinbrotes, wie ich überhaupt der Ansicht bin, daß das Schlüterbrot eine berechtigte, an vielen Stellen zweckmäßige Verbesserung gegenüber unserem alten nährstoffarmen Brot darstellt; aber legt Kindern und jungen Leuten, die sich nur vom Geschmack leiten lassen, Schlüter- und daneben Schwarzbrot vor, so werden sie keinen Augenblick zögern oder zweifeln, daß sie Schwarzbrot zu wählen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übrigens ist Schlüterbrot teuer. Es muß teuer sein, wenn man den Preis danach berechnet, wieviel Nahrungseinheiten man für eine Mark erhält. Der Käufer merkt es nicht, denn das 50-Pfennig-Schlüterbrot ist fast so groß wie andere Landbröte auch. Das liegt daran, daß das Schlüterbrot sich wie Feinmehlbrot ausdehnt, während Schwarzbrot wegen der Grobheit seiner Kleie das einfach nicht kann. Schlüterbrot muß teuer sein, weil der Erfinder ein Patent hat und jedes Brot seinen Namen trägt, weil die Trennung von Mehl und Kleie das gesonderte Behandeln und mehrfache Mahlen der Kleie, schließlich das Wiederzusetzen des Kleiemehles nach Gewicht zum Feinmehl doppelt und dreimal soviel Arbeit macht, wie wenn das Korn einmal zwischen Steinen gemahlen wird und das so gewonnene Schrot unmittelbar zur Brotbereitung verwendet werden kann.

Welches von den genannten Broten sollen wir nun wählen? Nach dem, was Kunert in seiner Schrift „Über die letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis und die im ganzen schlechtere Entwicklung unserer Jugend" (Selbstverlag, Preis 50 Pf.) ausgeführt hat, kommt nur ein Brot in Betracht, das hergestellt ist aus allen Bestandteilen des vollen, ganzen Kornes. Als solches lernten wir kennen das Schlüterbrot, das Simonsbrot (Malzkornbrot), das Schwarzbrot (Roggenschrotbrot).

Das Schlüterbrot enthält durch den nachträglichen Zusatz des Kleiemehles zum Feinmehl wohl alle Bestandteile des Roggenkornes, indessen nicht in dem vollen prozentualen Verhältnis; es fehlen etwa 5%. An sich wäre das nicht schlimm, wenn nicht die schon oben entwickelten Gründe dazu kämen, die das Schlüterbrot aus dem Wettbewerb mit den andern Brotarten ausscheiden lassen. Es bleiben also nur noch Simonsbrot und Schwarzbrot.

Simonsbrot erfüllt die Grundforderung einer zukünftigen Ernährungsbesserung: es enthält alle Bestandteile des Roggenkornes in natürlichem prozentualen Verhältnisse. Dazu kommt, daß es — was Schwarzbrot im allgemeinen, besonders bei schlechtem Kauen nicht ist — leicht verdaulich ist. Da es keine gröberen Bestandteile mehr enthält, die eine angestrengte Tätigkeit der Kaumuskulatur erheischen, dürfte es sich eignen für kleine Kinder, die noch kein gut entwickeltes Gebiß haben, oder für schwächliche Kinder und für solche Erwachsene, die erst übergehen sollen vom Feinbrot zum groben Brot, und schließlich für ältere Personen, deren Gebiß ein festes Kauen nicht mehr gestattet. An das Gebiß eines gesunden Erwachsenen stellt es aus Gründen, die weiter unten noch einmal gestreift werden, im übrigen aber ein Kapitel der zu heischenden zukünftigen Ernährungsform für sich sind, zu geringe Anforderungen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und ist deshalb nicht unbedingt empfehlenswert. Erwachsenen, besonders Männern, möchte ich nur ein Schwarzbrot empfehlen, weil es einer gründlicheren Durcharbeitung bedarf. Zu berücksichtigen ist auch hier der wirtschaftliche Gesichtspunkt: Schwarzbrot ist billiger. Simonsbrot muß teurer sein, denn erstens braucht man die patentierten Maschinen zum Weichen und Schneiden, und zweitens eine Backzeit von 12—14 Stunden. In dieser Zeit kann vier- bis fünfmal derselbe Ofen mit Schwarzbrot beschickt werden. Simonsbrot muß also sehr teuer sein und kommt als Volksnahrung daher garnicht in Betracht. Ganz anders dagegen das Schwarzbrot.

Auf den ersten Blick allerdings scheint es, als sei auch dieses teuer, außerordentlich teuer sogar. Denn wenn man in einen Laden kommt und sieht zufällig ein 50-Pfennig-Feinbrot und ein 50-Pfennig-Schwarzbrot nebeneinander liegen, dann kann es vorkommen, daß das Feinbrot genau doppelt so lang ist wie das Schwarzbrot, ohne daß nennenswerte Dickenunterschiede bestehen. Vergleicht man hingegen das Gewicht, so wird zwischen beiden kaum ein Unterschied bestehen; das liegt daran, daß das grobe, kleiehaltige Brot unfähig ist, bei der Gärung zu gehen, d. h. eine feinporige, kohlensäurebläschenhaltige Masse zu bilden. Daß Schwarzbrot tatsächlich an Nährstoffen in der Kaufpreiseinheit nicht weniger enthält als Landbrot, ergibt sich auch daraus, daß von Schwarzbrot zwei Scheiben genügen, einen Mann zu sättigen, während er vom Feinbrot reichlich vier verzehren muß, um ein Gefühl der Sättigung zu haben — ganz abgesehen von dem vermehrten Zubrot, ohne das die meisten das fade schmeckende Feinbrot bis zum Sattwerden garnicht genießen können.

Es muß also trotz des gegenteiligen Scheines festgestellt und nachdrücklich betont werden, daß Schwarzbrot im Verhältnis zu seinem Nährstoffgehalt schon heute eine billige Nahrung ist. Allerdings könnte es viel, viel billiger sein. Da nämlich das Schwarzbrot längere Gärungszeit und längere Backzeit erfordert als das übrige Brot, wird es nicht mehr vom Bäcker, sondern nur noch in Fabriken hergestellt. Aber die Fabriken wollen mehr verdienen als ein zünftiger Bäckermeister, auch verkaufen sie das Brot nicht an den Käufer selbst, sondern an Zwischenhändler, die wieder 20% daran verdienen. Dadurch entsteht eine abermalige sehr erhebliche Verteuerung. Es wäre die Sache von Konsumvereinen, sich eigene Bäckereien zu schaffen, in diesen nur oder fast nur Schwarzbrot zu backen und die Abnehmer durch Flugblätter über den Wert des Schwarzbrotes aufzuklären.

Wer uns bis hierher gefolgt ist und mit uns der Meinung ist, daß für eine zweckmäßige Ernährung allein das aus dem einfachen ge-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wöhnlichen Roggenschrot hergestellte Schwarzbrot in Frage kommt, wird vielleicht die Frage aufwerfen: Ist von den verschiedenen Schwarzbrotarten die eine ebenso gut wie die andere? Ein gutes Schwarzbrot sieht dunkelbraun, fast schwarzbraun aus; wenn es gelbbraun aussieht, ist es nicht lange genug gebacken, die chemische Aufschließung der Stärke ist nicht weit genug vorgeschritten, die Ausnutzbarkeit durch den Verdauungsvorgang ist geringer, als sie sein könnte. Wer also die Auswahl hat zwischen einem gelben und einem dunklen Brot, der wähle das dunkle. Dazu kommt, daß das gelbe Brot meist schon als Roggenschrotbrot und nicht als Schwarzbrot verkauft werden wird, daß in ihm ein sehr viel gröberes Schrot verbacken ist, wodurch sein Nährwert beeinträchtigt wird. Ein gutes Schwarzbrot läßt sich in mäßiger Zeit, einen gesunden normalen Speichelfluß vorausgesetzt, ohne besondere Mühe so verkleinern, daß kaum merklich gröbere Bestandteile wie Korntrümmer und Schalen heruntergeschluckt zu werden brauchen.

Auf dem Lande wird man meist keine Auswahl haben, man muß da froh sein, wenn man überhaupt ein Schwarzbrot oder doch wenigstens Roggenschrotbrot erhält. Doch sollte man den Bäcker dringend dazu auffordern, sein Schrot statt einmal zweimal mahlen zu lassen oder doch wenigstens die Backzeit zu verlängern. Der Wohlgeschmack des Brotes steigt dadurch so beträchtlich, daß die höheren Kosten der Herstellung des Brotes sich durch eine größere Kundschaft sicher bezahlt machen würde. In den großen Städten wie in Berlin, noch besser in Hamburg, hat man mehr Auswahl, allerdings lange nicht in dem Maße, wie es bei einem so wichtigen Nahrungsmittel zu wünschen wäre. Wie schon oben erwähnt, ist Schwarzbrot in der Stadt meistens nicht beim Bäcker zu haben. Diesen werden wir nur dadurch zur Herstellung von Schwarzbrot bewegen, indem wir sein Grau- und Feinbrot grundsätzlich dauernd ablehnen. Bisher gibt es Schwarzbrot, wenigstens in Berlin, nur in einigen Delikateßwarenhandlungen und in größeren Butterhandlungen; die kleineren führen nur „Gesundheitsbrot" und Brot nach Dr. X. und Dr. Y. — Brotarten, die alle kein Schwarzbrot sind. Es ist bezeichnend, daß für kleine Butterhandlungen das Halten von Schwarzbrot sich nicht lohnt, weil sie nur den „kleinen Mann" bedienen oder richtiger die „kleine Frau", die ein richtiges Schwarzbrot als zu klein für ihr teures Geld jederzeit verschmähen wird. Hier kann nur eine planmäßige Aufklärung des Volkes in Fortbildungsschulen, Wartezimmern der Ärzte, vielleicht sogar in Verkehrseinrichtungen Wandel schaffen*).

*) Da es, wie der Verfasser zeigt, vorläufig wenigstens nicht ganz leicht ist, wirkliches, gutes Schwarzbrot zu erhalten, sei unseren Leserinnen empfohlen, das

Zum Schluß wäre noch ein Wort darüber zu sagen, wie man Schwarzbrot ißt. Manch einer wird unwillig sein, daß ich es noch einmal betone: indem man es kaut. Es gibt nämlich keine zweite Nahrung, die so gebieterisch das Kauen fordert, wie gerade das Schwarzbrot, das einfache, gewöhnliche, selbst aus feinem Schrot bestehende und gut durchgebackene Schwarzbrot. Jeder Mensch, der nur mit Hilfe von Bier und Wurst bisher seinen Brotbissen schluckbar zu machen vermochte, der also sicher die Technik des Kauens längst vergessen hat, kann es beim Schwarzbrotessen wieder lernen. Nur einen kleinen Kunstgriff muß man dabei anwenden. Man muß beim Schwarzbrotessen auf jedes Getränk verzichten. Genieße hinterher von unschädlichem Getränk, so viel du Bedürfnis hast — aber während du deine zwei Scheiben Schwarzbrot ißt, die zu einer Mahlzeit genügen, enthalte dich des Getränkes. Diese Maßnahme scheint grausam, wenn man an das Grau- oder Feinbrot denkt, das man bis heute gegessen hat. Wer es aber einmal mit Schwarzbrot versucht, der wird entdecken, daß diese Forderung in der Tat garnicht so schwer zu erfüllen ist. Etwas mühsam wird es im Anfang allerdings sein. Das liegt daran, daß der Speichelfluß sehr langsam ist, weil der größte Teil unserer heutigen Nahrung einen wesentlichen Speichelfluß nicht fordert und infolgedessen unsere Speicheldrüsen mehr oder weniger verkümmert sind. Diesen eingeschlafenen Speichelfluß wieder in Gang zu bringen, ist der Zweck des trockenen Genusses von Schwarzbrot. Und er wird in Gang gebracht lediglich durch den reflektorischen Reiz, den der würzige, kräftige Wohlgeschmack gerade des groben Schwarzbrotes — Simonsbrot oder gar Schlüterbrot leisten das nicht annähernd — auf die Geschmacksnerven ausübt. Dieser Wohlgeschmack ist wirklich so groß, und wird gerade beim trockenen und darum längeren Kauen so sehr erhöht, daß jeder naturgemäß Denkende, der noch leidlich gesunde Sinne sich bewahrt hat, für diese kleine Mühe längeren Kauens genugsam entschädigt wird. Nochmals betone ich, sie besteht nur im Anfang, nach einigen Wochen täglichen Schwarzbrotgenusses ist die Speichelabsonderung so gut in Gang gekommen, daß man das fehlende Getränk nicht mehr als Entbehrung empfindet. Noch weniger aber vermöchte solch ein

Brot einstweilen selbst zu backen. Das ist nicht allzu schwer. Freilich wird man das geschrotete Roggenmehl nicht überall bekommen können. Aber es ist doch erheblich leichter käuflich zu beschaffen als gutes Schwarzbrot. In größeren Mehlgeschäften wird das geschrotete Roggenmehl fast immer zu haben sein. Zum Backen eignet sich jeder Küchenherd, dessen Bratofen von allen Seiten gleichmäßig erhitzt werden kann. In meinem Hause wird schon seit mehr als einem Jahre kein gekauftes Brot mehr gegessen, sondern nur noch selbstgebackenes. So habe ich die Gewähr, daß meine Kinder nahrhaftes Brot erhalten. **R. Kraut.**

Mensch vom Schwarzbrot je wieder zu den heute noch üblichen Brotarten zurückzukehren.

Die vorliegenden Ausführungen sollen eine praktische Beihilfe sein für alle diejenigen, die die Gefahr der Verschlechterung unserer Rasse erkannt haben, und die nach den Vorschlägen Kunerts den Weg, dieser Gefahr zu entrinnen, beschreiten wollen. Die Feststellung, daß dieser Weg sicher zum Ziele führt, dürfte eine dankenswerte Aufgabe der Wissenschaft sein. Übrigens können wir schon auf Grund der wissenschaftlich erwiesenen Verschlechterung der Zahnbeschaffenheit und allgemeinen Konstitution unserer heutigen Jugend von der Notwendigkeit einer Änderung unserer Ernährung überzeugt sein. Dazu kommt, daß sich schon heute die Erfahrungen von Ärzten mehren, daß bei Bleichsucht und schwächlichen Kindern lediglich durch Ernährung mit Schwarzbrot verblüffende Erfolge erzielt wurden. Zwar ist die Schwarzbrotfrage nur ein Teil des großen Gebietes, unserem Volk eine zweckmäßige Ernährung zu verschaffen. Aber sie spielt auf diesem Gebiete vielleicht die wichtigste Rolle.

In Anbetracht der Wichtigkeit dieser Frage, die die Gesunderhaltung, die Lebensdauer und die Wehrkraft jedes Einzelnen unseres ganzen Volkes betrifft, mußte mit Gründlichkeit auf diese Dinge eingegangen werden. Sie sind zwar eigentlich selbstverständlich und vielleicht auch diesem oder jenem schon bekannt; der Mehrzahl aber, besonders der städtischen Jugend, die aufzurütteln doch gerade eine besondere Aufgabe des „Vortrupp" ist, sind sie sicher unbekannt; sie dürfen aber ihnen, als den verantwortlichen Trägern der Zukunft des Vaterlandes, auf keinen Fall unbekannt bleiben.

**Dr. med. Siegfried.**

# Mene tekel upharsin!

„Du bist gewogen — und zu leicht erfunden!" An die Wand des Prunkzimmers des üppig schmausenden, tempelschänderischen Belsazar schrieb es eine gespenstische Hand — Tod und Untergang seines Reiches ihm verkündend. Belsazar hatte in Gott höhnendem Übermut die heiligen Gefäße aus dem Tempel rauben lassen und sie zu gemeinem Tafeldienst entweiht. Seit Belsazar ist es oft geschehen, daß eine Geisterhand auf „der Zeiten Hintergrunde" sich erhob, wenn ein Volk, abgeirrt von den Pfaden schlichter Tüchtigkeit, gesunder Entwicklung dem Untergang sich zuneigte. „Upharsin" riefen dann die „Zeichen der Zeit". So klang es, im auffälligsten geschichtlichen Beispiel, den Römern erst kimbrisch und teutonisch, dann später, um die Teutoburg, germanisch in die Ohren, bis dem dreimal überhörten Ruf in der Völkerwanderung das Gericht folgte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erwarte es, daß so Mancher als Gespensterseher mich verlachen wird, wenn ich auch jetzt wieder jene gespenstische Hand erscheinen sehe, über den Völkern des „hochzivilisierten" Mitteleuropas drohend den Finger erhebend: upharsin! Die Umwertung aller Werturteile über die „halbbarbarischen" Asiaten, die mit dem russisch-japanischen Feldzuge einsetzte, war die erste Mahnung, der überraschende Siegeszug der Balkanvölker der zweite. In beiden Fällen waren es unsrer „überlegnen Kultur" gegenüber sozusagen primitive Völker, dort in straffer Selbstzucht, hier in regstem, bodenständigem Verkehr mit der Natur, in schlichtester Lebensweise Aufgewachsene, die uns durch ihren Aufstieg verblüfften, — erschreckten. In beiden Fällen war es die mit Europens Bildungsdünkel getünchte Führung der Gegner, welche versagte. Dr. Kunert, der durch seine Veröffentlichungen über die zunehmende Zahnfäule, über den Naturreis, über die Wichtigkeit eines guten Schwarzbrotes sich bekannt gemacht, hat es schon vor längerer Zeit ausgesprochen: Im Wettringen der Völker wird nur das Volk den endgiltigen Sieg davontragen, das zu einfacher, schlichter Lebensführung zurückkehrt. Wie steht es damit bei uns? Schon die Existenz der immer zahlreicher aus dem Boden strebenden „Ertüchtigungsbestrebungen", der immer lauter rufenden Mahnungen zur „Lebensreform" würden allein dem Aufmerksamen zu Gemüt führen, welche Existenzangst in diesen Bestrebungen zur Umkehr mahnt. Fragen wir den Steuerfiskus, welche Tätigkeitszweige heute die höchste Dividende abwerfen. Alkohol, Tabak und Kino wird er uns antworten und — die Industrie der Angstprodukte: Panzerplatten und Kanonen. Wie oft gesagt, wie selten in ihren letzten ursächlichen Momenten aufgedeckt. Geburtenrückgang und Wachstum der Sparkasseneinlagen: denkt der deutsche Bürger nach, welches Sinken des ethischen Niveaus diese Zusammenstellung bedeutet? 70 000 Syphiliskranke, 50 000 Krebstote, in Großstädten ungefähr der Zehnte ein der Tuberkulose Verfallener. — „Biologischer Schund", so nannte einmal Dr. Hessen unser „Volksmassiv".

„Gott ist immer mit den stärksten Bataillonen", so lautete ein blasphemisches Wort des Korsen. Die böse Zahl 13 hat ihm vielleicht die Antwort zugedonnert: Gott ist immer mit dem Heer, dessen Eroberermut getragen wird von kraftweckenden Idealen. Kraftweckende Ideale waren es, die unter dem Konvent halbwüchsige Burschen singend in die Bajonette von ganz Europa trieben. Der Erbe dieser Revolution wurde trotz der Mattherzigkeit der fürstlichen Vasallen Napoleons niedergeworfen, weil ein neues kraftweckendes Ideal die Wehleidigkeit der Wertherzeit abgelöst hatte: Vaterland! So stieß es den Neffen vom Thron und aus allen Ränkespielen das kraftzeugende Ideal: Deutsches Reich! Und unsre Zeit?! Vielleicht gelüstet es einen völkerpsychologischen Chronisten, in den Magazinen des Idealismus Inventur abzuhalten: idealbankerott,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das würde die Bilanz ergeben. Warum fuhr uns seinerzeit der Opfertot des japanischen Generals Noghi so arg in unsre mitteleuropäischen Knochen? „Das können wir nicht. Dazu sind wir seelisch zu arm geworden", das war die geheim eingestandene Erkenntnis. Dabei ist es jetzt erst zur Gewißheit geworden, daß es läppischer Selbsttrost war: die Fiktion, Noghi wäre als anhänglicher Knecht seinem geliebten Kaiser gefolgt. Nein, die Schamröte bleibt uns nicht erspart: es war der Ausdruck einer ethischen Hoheit, zu der wir uns aufzurecken verlernt haben. Der japanische Redakteur und Professor der deutschen Sprache Chiba in Tokio, der vor Kurzem in Deutschland Vorträge hielt, hat es bestätigt:

„Vor dem russisch-japanischen Kriege war das Leben im japanischen Heere und in der Gesellschaft von denkbar größter Einfachheit beherrscht. Man trieb keinen Luxus, und die Offiziere kannten außer ihrer Pflicht nichts anderes. Nach dem großen Siege über Rußland trat plötzlich in dieser Beziehung ein Umschwung ein. Die Offiziere gaben sich einem sehr luxuriösen Leben hin, durch das auch andere Volkskreise angesteckt wurden. Die Frauenwelt, die sich vom europäischen Kleiderluxus bis dahin noch ferngehalten hatte, verfiel in den gleichen Fehler und begann große Toilettenaufwendungen zu machen. Die altjapanischen, noch vom Geiste der Samurai erfüllten Kreise sahen dieser Umwandlung ihrer Volksgenossen mit immer steigender Besorgnis zu. Sie sahen voraus, daß die Verweichlichung zum Niedergang der japanischen Volkskraft führen müsse, die besonders in der Einfachheit aller Sitten und Lebensgewohnheiten von jeher begründet war. Auch Noghi, einer von jenen, in denen der Samuraigeist noch am stärksten lebendig war, sah die seinem Volke drohende Gefahr mit Schrecken. Er sah ein, daß seine Landsleute auf diesem Wege nicht weitergehen durften, wenn Japan die Früchte seines Sieges über Rußland richtig genießen wollte. Aus diesem Grunde beschloß er, sich den Tod zu geben. Sein freiwilliges Ende, ein Beweis des bedrohten alten japanischen Heroismus, sollte die irregehenden Volksgenossen aus ihrer Verweichlichung aufrütteln und ihnen den Weg zur Selbstbesinnung weisen. So starb der alte Samurai, und sein Weib folgte ihm in den Tod."

(„Tägl. Rundschau" v. 9. 12. 13.)

Das uns fast hoffnungslos Niederdrückende aber, uns ernstlich Bedrohende ist die Tatsache, die Chiba bestätigt: daß der Selbstmord des Ehepaares Noghi die beabsichtigte Wirkung in hohem Maße erreichte!

„Die Japaner verstanden das Opfer ihres großen Mannes und erkannten die Richtigkeit seiner Befürchtungen. Die Folge war, daß weite Kreise noch am gleichen Tage den Luxus wieder aus ihrem Leben verbannten und zu der alten, einfachen Lebensart zurückkehrten, in der ihre Väter und sie selbst vor dem Kriege gelebt hatten."

Dem gegenüber muß man wissen, welch herben Existenzkampf fast alle Lebensreform-Bewegungen bei uns zu bestehen haben, welche Opfer, wenn auch nicht am Leben aber doch an Kasse, Zeit und seelischen Werten von Einzelnen gebracht werden — mit wie ärmlichem Erfolg. Aber viel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leicht ahmt einer den Opfertod des Noghi nach. Ich rate jedem, sich vor solch heroischen Unkosten zu hüten. Sie machen sich bei uns nicht bezahlt: „Upharsin!" Nicht lange nach Noghis Opfer raste bei uns — der Fleischnotrummel. Das kann uns noch in Erregung versetzen: der gefährdete Fleischtopf.

Aber haben wir denn nicht auch unsre Ideale? Gewiß! Möglichste Steigerung des Gewinns, bei höchster Ausnutzung der Arbeitskraft ist unser jüngstes Ideal. Freilich, unsre Wissenschaft, Chemie, Industrie herrscht in drei Weltteilen. Entspricht diesem uns schmeichelnden Status das Wachstum an leiblichem und seelischem Wohl? Wachstum der Dividenden für einen kleinen Kreis, Ausmergelung des Volksmassivs — sind einstweilen sichtbare Folgen. Verarmung der Lebensinhalte, Steigerung der rein vegetativen Lebensangst um die Futtermittel. Nur der Kurzsichtige wird das Bild für übertrieben halten. Was ein ganzes Volk mit Heftigkeit ergreift, nicht was engumschriebene Kreise fühlen, das ist der Ausdruck des Zeitgeistes. Grade unsre stolze Wissenschaft trägt ein gerütteltes Maß von Schuld an diesem Zustand. Als sie den homo sapiens in hastiger, einseitiger Deutung einiger neuer Erkenntnisse zu einem bloßen „Schauplatz" rein mechanisch-materialistischen, chemo-physikalischen Geschehens erniederte, und ihm statt der entthronten „Seele" ein „Bündel von Vorstellungen" in die Brust drückte, das war ein belsazischer Tempelraub, der heute erst im moralischen Materialismus der Menge — nachdem der philosophische Materialismus bei den Gebildeten längst als primitive Denkart kompromittierlich geworden — seine natürliche Frucht trägt.

Eine Gegenüberstellung! Als vor längerer Zeit der Däne Dr. Hindhede, der Amerikaner Fletcher uns zuriefen: Es gilt nicht nur üblen Trinksitten, es gilt vielmehr auch einer grassierenden Eßsucht zu steuern!, wo blieb da die Welle der starken Erregung? Und hier lagen doch nachdenklich machende, die oft mißbrauchte „soziale Frage" so eng berührende, Tatsachen vor. Tatsachen, die, richtig gewertet, selbst die Schrecken der „Fleischnot" überwinden konnten. Und welchen Taumel von Begeisterung löste die Entdeckung des Prof. Ehrlich, wie früher die Kochsche Schwindsuchtslymphe, in allen Kreisen aus. Woher in beiden Fällen die Begeisterung? Ehrlichs und Kochs Entdeckungen wurden von dem süßen Wahn der Vielzubequemen nämlich fälschlich so ausgelegt, als dürfe man nunmehr den unerbittlichen Gesetzen der Natur, die bis jetzt „bis ins dritte und vierte Glied" den Frevler heimsuchten, geruhig ein Schnippchen schlagen, wie es einmal ganz treffend formuliert worden ist: „Jetzt glaubte jeder Lump, er dürfe nur eine Spritze Salvarsan nehmen und könne dann wieder sorglos darauf los — sich ausleben." Hindhede und Fletcher aber forderten Gefolgschaft dem Imperativ der Selbstzucht. Das war unbequem.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das ist auch der tiefste Grund für die seltsame Tatsache, daß eine aus reinster hygienisch-ethischer Selbsterhebung des Volkes gekeimte Ertüchtigungsbestrebung wie die Naturheilbewegung bei unsern „besseren Schichten" entweder unbekannt oder — eine große Zahl zweifellos einseitig unterrichteter Ärzte einbegriffen — als Schrittmacher der Kurpfuscher mißdeutet wird. Eine Volksbewegung, die unserm Volke etwa 380 Luftbäder mit Spielplätzen, etwa 150 Familiengartenanlagen mit 7500 einzelnen Schrebergärten, etwa 15 Ferienkolonien, 500 Vereinseinrichtungen zum Verleihen von Badegeräten usw. im Werte von ungefähr 3 300 000 M. geschenkt, im ganzen etwa 6 Mill. M. für Einrichtungen im Dienste der Volksgesundheit aufbrachte und von über 100 Gemeinde- und Staatsbehörden mit baren Zuwendungen, Pachterleichterungen für Land, Wasser usw. unterstützt wird, eine solche Volksbewegung kann ohne Schaden für das Volksganze nicht auf die Dauer verkannt werden. Die nach Zahl und Einfluß bedeutendste Vereinigung der Anhänger naturgemäßer Lebens- und Heilweise, der „Deutsche Bund der (920) Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise", beging im Januar vorigen Jahres das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens, und so sind vielleicht diese kurzen Angaben von allgemeinem Interesse.

Auch im Gebiete der Volksgesundheit, die doch erst die Grundlage für jede weitere Selbstreform abgeben kann, hält einen umfassenderen Fortschritt eine durch die etwas überstolze Naturwissenschaft groß gewordene Suggestion auf: es könne durch Anstrengungen des Verstandes gelingen, die Mängel der Lebensführung auszugleichen, es könne hier vielleicht doch einen weniger unbeliebten Ausweg geben, als den durch den hygienischen Imperativ gebotenen. Als der Kaiser unter seine bekannte Zeichnung die Mahnung setzte: „Völker Europas wahrt Eure heiligsten Güter!", da unterschätzte er zweifellos den drohenden gelben Drachen in seinen selbstreformerischen Qualitäten; den „Völkern Europas" aber hätte er eine Erklärung geben müssen, worin ihre heiligsten Güter bestehen.*) Es sind keine andern als die: Rückkehr zu den naturtreuen, schlichten Sitten und Lebensweisen der Urväter, vor denen Rom gezittert. Nicht weil diese Lebenssitten die besseren, sondern einfach, weil sie die Grundbedingung sind für die Erhaltung unsrer Kultur.

**Oskar Mummert.**

## Wie wir die Wandervögel suchten und fanden.

„Ich möchte die Wandervögel kennen lernen", sagte jüngst ein Freund zu mir, der lange Jahre in fernen Ländern gewesen war, allerlei vom Wandervogel gelesen hatte und ihn nun auch mit Augen sehen wollte.

„Komm", sagte ich, „wir wollen sehen, ob wir ihn finden".

*) Das hat der Kaiser in seiner Mürwiker Rede getan. „Vortrupp."

Als wir den Bahnsteig betraten, stand da ein Trupp Menschen, teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts. Etwelche hatten schwindsüchtig aussehende Rucksäcke geschultert, etwelche trugen kleine geheimnisvolle Paketchen in den Händen. Einige Damen hatte weiße Schühchen mit hohen Absätzen an, einige Herren waren in schwarzem Gehrock, gelben Schuhen, violetten Strümpfen, grüner Weste und weißem Strohhut erschienen. Dazwischen standen ein paar ältere und jüngere Herren in Joppen und kurzen Hosen. Einer dieser jungen Leute blies mit Gefühl und falschen Tönen auf einer Mundharmonika das schöne Lied: „Muß i denn, muß i denn . . . . ."

„Ah", sagte mein Freund begeistert, „da sind sie ja schon."

„Wer, sie?"

„Na, die Wandervögel."

„Nein, mein Lieber, das ist jedenfalls der Touristenverein Eichenlaub. Wandervögel sind das gottlob nicht."

Der Zug kam, und wir stiegen ein. Aus dem Nebenabteil tönte Singen, Mandolinengezirpe und verliebtes Kreischen. Mein Freund blinkte mir zu und guckte über die Trennungswand in das andere Abteil. Sein Gesicht hellte sich auf: „Du, sieh doch mal, da sind ja die Wandervögel."

Als ich hinüberschaute, gewahrte ich ein halbes Dutzend junger Leute, und jeder hatte ein Mädel umgefaßt. Einer erzählte eine mehr als eindeutige Anekdote, und die ganze Gesellschaft wieherte los, als er endete. Unbekümmert um den Erzähler piepste und zirpte ein anderer auf der Mandoline herum, von der wohl an die zwanzig grellbunte Bänder herabhingen. Als der Erzähler geendet, begann der Spieler zu singen: „Ach, wenn das der Petrus wü—hüßte, ach wie . . . . ."

Da wandte ich mich ab und meinem Freunde zu, der mich gespannt ansah: „Wieder keine?"

Halb ärgerlich, halb belustigt schüttelte ich den Kopf: „Gottseidank, das sind erst recht keine."

„Na, was sind denn das für junge Leute?"

„Wahrscheinlich der Vergnügungsklub Heideröslein."

Wir erreichten das Ziel unserer Fahrt, stiegen aus und wandten uns dem Walde zu. Ein Stündlein mochten wir so fürbaß gegangen sein, als Lärmen und Schreien an unser Ohr drang. Gleich darauf unterschieden wir deutliche Ausrufe:

„Lausejunge!"

„Qualmtute!"

„Komm doch ran, wenn de wat wist."

Ein Hetzer fiel ein: „Bruno, jieb ihm doch eens, det er Plattbeene kriegt."

Als wir um die Waldecke bogen, hatten wir den Schauplatz der Balgerei vor uns. Auf einem schönen Waldrasenplatz saß und stand eine Schar von etwa zwanzig jungen Leuten um die beiden Kämpfer herum, die sich wütend gegenüberstanden und sich abwechselnd einen

Knuff oder Hieb versetzten. Alle waren gleich gekleidet, trugen kurze kniefreie Hosen und blau und gelb gestreifte Trikots. Auf dem Kopfe hatten sie ein spitzes grünes Hütchen mit einer langen Feder daran. Auf dem Rasen lagen halbgeleerte Rucksäcke, ganzgeleerte Bierflaschen, Mandolinen und Gitarren herum. In einer Gruppe von vier jungen Leuten ging die Schnapsflasche rund. Die meisten rauchten aus weltschmerzlich herabgezogenen Mundwinkeln eine Wäldlerpfeife, der sie mit Ziehen und Lutschen mächtige Dampfwolken entlockten.

„Was ist denn hier los?" fragte mein Freund einen der jungen Leute.

„Och, nischt! Aujust hat Brunon aus Versehen in die Jitarre getreten, un da holzen se sich ein bisken. t' is nich ernst jemeint."

In demselben Augenblick heulte der eine der beiden Kämpfer laut auf, und aus der Nase schoß ihm ein Blutstrahl.

Wir gingen weiter, und mein Freund sagte ernst: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß die Wandervögel so raufluſtig sind. 'n bischen derbe kann's ja mal kommen, aber solche Holzerei bei Bier und Branntwein kann doch auch bös ausgehen."

„Das sind ja gar keine Wandervögel", erwiderte ich.

Mein Freund blieb stracks stehen, faltete die Hände und sah mich flehentlich an: „Aber nun sag mir doch um alles in der Welt, wo findet man die richtigen Wandervögel?"

„Ja, mein Lieber, das ist wie mit dem Glück: es muß einem zufliegen. Gedulde dich und warte. Wenns nicht heute ist, wird es ein andermal sein. Du weißt, manche Vögel kommen einem nicht entgegen, die muß man heimlich belauschen."

Wir gingen weiter und weiter, trafen noch viele Wanderer, junge und alte, singende und musizierende, lagernde und spielende, aber Wandervögel nicht.

Mein Freund wurde mißmutig: „Ich verstehe nicht, warum unter all den Wanderern, die wir nun schon gesehen haben, keine Wandervögel gewesen sein sollen. Du mußt doch einen Anhalt, ein Merkmal haben, an welchem du sie erkennst. Sag's mir doch mal, ich will mal probieren, ob ich dann auch die Unterschiede herausfinde."

O weh, dachte ich, die alte Geschichte. Laut entgegnete ich: „Ja, das läßt sich schwer sagen, man muß es fühlen, man muß sehen und sofort sagen können: ‚Das sind keine, das aber sind sie'. Richtig und auf den ersten Blick erkennt sie eigentlich nur der, der selber einmal Wandervogel gewesen ist."

Der Andere schüttelte den Kopf: „Dann werde ich mich wohl nimmer auskennen."

Wir gingen weiter, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, und kamen über eine Brücke, die sich über ein kleines Bächlein spannte. Rechts und links von dem Wässerchen zog sich ein breiter Streifen sattgrüner Wiese in den Wald hinein, verkrümmte sich im Hintergrund und entzog dadurch seine Fortsetzung den Blicken. Wir legten die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arme auf die steinerne Brustwehr und sahen schweigend in das blanke flinke Wasser hinab. Plötzlich richtete sich mein Freund auf: „Hörst du nichts?"

Angestrengt lauschte ich und vernahm dunkle schwere Akkorde, wohlbekannte Töne.

„Komm," sagte ich und zog den Freund fort in den Wald hinein. Am Rand der Wiese ging ein ganz schmaler, kaum sichtbarer Fußpfad, dem wir folgten. Nach etwa sechs Minuten hatte ich die Horde auf der andern Seite erspäht und ging, um ungesehen zu bleiben, mit dem Freund tiefer in den Wald, bis wir uns dem Lagerplatz gegenüber befanden.

„Sind sie das?" raunte mein Begleiter mit verhaltenem Atem, wie wenn er auf Anstand säße.

„Ja! Aber verhalte dich still. Sie müssen sich unbeobachtet wähnen."

Da drüben das Instrument schwieg, konnte man glauben, es sei kein Mensch im Walde; so still war es. Bei angestrengtem Lauschen vernahm man das leise Murmeln eines Gesprächs, ein Kichern und dann jäh erwachend ein helles frisches Lachen. Darauf ein paar leise verschwimmende Akkorde. Und wieder die große Stille des Waldes.

Jetzt hörte man eine klare männliche Stimme: „Hansjörg, sing doch mal was!"

„Ja, was denn?"

„Na, is egal. Dort oben vor der himmlischen Tür . . . . . oder . . . . in stiller Nacht zur ersten Wacht."

„Ja, das."

Einige weiche Lautentöne klangen herüber. Und dann sang eine tiefe Jünglingsstimme das alte schwermütige Lied aus der Trutznachtigall des Herrn Friedrich von Spee. Als der Sänger geendet, war wieder die weite Stille, drüben und hüben.

Ich wandte mich zu meinem Freund, der sagte garnichts, aber seine Augen waren umflort. Dann setzte er zum Sprechen an, wandte sich jedoch plötzlich ab.

In dem Augenblick ertönte drüben die männliche Stimme laut und energisch: „Los, Jungs, es wird Zeit!" Und gleich darauf sprangen sieben Gestalten aus dem Grase auf ihre Beine. Eine eifrige Geschäftigkeit begann mit Zusammenfalten, Packen und Schnüren, ohne überflüssigen Lärm, aber mit lustigen hellen Zurufen. Nach kurzer Zeit war alles fertig, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Wir folgten ihm in gleichem Abstand. Auf dem Fahrweg setzten sich zwei, die Zupfgeigen hatten, an die Spitze, und fort ging es. Neun Kehlen schmetterten aus freier Brust ein forsches Reiterlied in die laue Abendluft.

Wieder sah ich meinen Freund an, der nickte mir ganz versonnen zu: „Das waren sie, ja, wahrhaftig, das waren sie. Und weil sie so sind, bin ich froh und glücklich, daß ich noch einmal nach Deutschland gekommen bin."

E. W. Trojan.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Eine Gefahr für den Wandervogel.

Ohne Zutun Erwachsener ist der Wandervogel aus der Jugend heraus entstanden. Eine Auslese höherer Schüler hat sich in dieser so große Hoffnungen weckenden Jugendbewegung zusammengefunden, um, ganz auf sich selbst gestellt, durchs Land zu ziehen. Zunächst beschränkte sich diese Jugend darauf, ihr Wandern immer schöner und erlebnisreicher zu gestalten. Im Laufe der Jahre aber hat sich der Wandervogel an mancherlei Kulturarbeit herangewagt und hat sich dadurch zu einem vielfach zwar noch unterschätzten, vielversprechenden Kulturfaktor entwickelt. Ganz unabhängig von der Schule konnten in dieser urwüchsigen Jugendbewegung ganze, kraftvolle Menschen heranwachsen, die ihre persönlichen Werte reich und schön entfalteten und sich auch nicht scheuten, sich einen eigenen, neuen Lebensstil zu schaffen, die sich daran gaben, ihrem neuen, aller ererbten Alkoholgesinnung abholden Lebensinhalte durch entsprechende Formen Ausdruck zu geben. Umgestaltend hat der Wandervogel insbesondere auf unsere moderne Geselligkeit und auf die herkömmliche Art der Kleidung und Ernährung gewirkt.

Sinnloses Geschwätz und bloß angelesene Weisheit waren bisher im Wandervogel verpönt. Vom Leben selbst wollten diese jungen Menschen lernen, vorurteilslos sich ihre eigene Welt, eine ursprüngliche Lebensauffassung erkämpfen. Diese Heranwachsenden wanderten, um fürs Leben einzukaufen. Ihre Führer richteten ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Vervollkommnung der Wandertechnik und auf gesunde Lebensart. Schönheitsuchenden Auges zogen sie mit ihren Horden hinaus und bekämpften alles, was den freien Blick ihrer Jungens trüben oder ablenken wollte. So erzogen sie zu männlicher Härte und Selbständigkeit und bildeten eine tüchtige neue Führergeneration zu würdiger Fortsetzung ihres Werkes heran.

Aber leider nicht alle Führer blieben sich ihrer Aufgabe bewußt. Viele scheuten sich nicht, verwirrende Probleme in die ohnehin von der Schule stark genug in Anspruch genommenen Köpfe ihrer Jungens zu pflanzen. Und diese Führer wieder waren dem Einflusse gewisser Menschen zum Opfer gefallen, die sich als zerstörende Mächte über diese Jugend hergemacht hatten.

Eine große Gefahr, die gar nicht überschätzt werden kann, hat unsere Jugend von jeher bedroht. Offenbaren Dreiviertelsverrückten, über die der urteilsfähige Mensch lacht, ist es noch stets leicht gelungen, unselbständigen Leutchen die Köpfe zu verwirren. Gerade während der Pubertät wird ein starkes religiöses Bedürfnis, ein schwärmerisches Gottsuchen bei den jungen Menschen wach. Und gerade die ideal veranlagte Wandervogeljugend fällt in diesen Jahren besonders leicht auf solche Heilande herein, die sich ihr anbieten. In der Besorgnis, sich sonst etwas Großes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Gutes entgehen zu lassen, saugt sich mancher Wandervogel mit den sehr anfechtbaren Weisheiten solcher Heiligen voll, ohne lange zu prüfen, ohne gesundes Mißtrauen, das im Wandervogel allzusehr verpönt ist. Heilige eines sattsam bekannten Schlages haben im 20. Jahrhundert einen verteufelt schwierigen Stand; es war das Verhängnis des Wandervogels, daß sie sich nun auf ihn stürzten. Möge das schöne Jugendwerk davor bewahrt bleiben, daß es solchen Menschen gelingt, in ihm geradezu eine geistige Epidemie heraufzuführen.

Unheilvoll haben diese Propheten bereits gewirkt. Manch feinen jungen Menschen haben sie mit Selbstüberhebung und pharisäerhaftem Dünkel erfüllt. Und wenn man auch freudig anerkennt, daß sich im Wandervogel immer noch die Besten der höheren Schüler zusammengeschlossen haben, so muß dieser Dünkel doch aufs Schärfste mißbilligt und bekämpft werden. Angenehm berührt es, wenn frisches junges Blut mit tatfrohem Selbstbewußtsein in die Welt hineinstürmt; abstoßend aber wirkt eine sich altklug gebärdende Jugend, die sich zur Beurteilung alles Möglichen berufen glaubt und mit Schlagwörtern um sich wirft. Dank der Einflüsse jener Heiligen ist auch der Wandervogel von solchen Auswüchsen nicht frei geblieben. Da standen junge Menschen auf, welche Männer der Tat, die wirklich in uneigennütziger Weise bereits Hervorragendes im Wandervogel geschaffen, in unverschämter Weise als „krank" bezeichneten und sogar die Frechheit hatten, sie dazu aufzufordern, „besseren" Kräften zu weichen. Es ist überflüssig zu bemerken, daß sie selbst sich für diese besseren Kräfte hielten. Übel hat dieser Dünkel innerhalb der Wandervogelbewegung gewirkt; doppelt verhängnisvoll mußte er aber wirken, als er sich nun auch hinauswagte. Da traten junge Menschen auf, die mußten alles verketzern, was nicht aus ihrem Wandervogel herausgewachsen war, die alles als krank verschrieen, was ihnen nicht in ihren Kram paßte, die sich in billiger Ablehnung aller Anfänge zu, auch in ihrem Sinne, Besserem gefielen. Unverkennbar entsprach diese Absonderung, dieser unjugendliche Dünkel einer gewissen Schwäche, die es den jungen Menschen versagte, das bereits Geschaffene mit sich in Einklang zu bringen und an dem bereits gut begonnenen Werk weiterzubauen.

Es ist bei weitem nicht jeder ein ernst zu nehmender Apostel, der alles im Stich läßt, um in die Welt hinauszuziehen und diskutable Kulturbehauptungen aufzustellen. Die Heiligen alten Schlages blieben bis zu ihrem 30. Jahre in der Wüste, um in der Stille zu schaffen und erst als gereifte Menschen mit Wort und Tat hervorzutreten. Angesteckt von jenen Psychopathen, die sich über den Wandervogel hergemacht haben, ist mancher Fanatiker aus dessen Reihen herausgetreten, der mit dem Pathos und der Pose des Theaters den Menschen das goldene Zeitalter bescheren zu können vorgibt. Mit Vernunftgründen ist nichts gegen sie auszurichten. Ihren Ratschlägen fehlt die Einsicht in das Mögliche und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unmögliche, das, was den Helden vom Abenteurer unterscheidet. Zu wirklich fruchtbringenden Taten regen diese verwirrten Köpfe nicht an. Was sie als Taten begreifen, das ist dies: sie schmücken sich mit fremden Federn, um „Eindruck zu schinden" und ziehen hetzend von Ortsgruppe zu Ortsgruppe.

Arbeitsscheue „Schwarmgeister" sinds zumeist und charakterlose Gesellen obendrein. Aber in manchen Kreisen des Wandervogels legt man heute ganz sonderbare Maßstäbe an. Wenn sich einer zum Beispiel mit den Worten anbietet: „Wir müssen völkische Arbeit leisten", so gilt er manchem älteren Wandervogel schon als fähiger Mensch, ohne daß irgendein Beweis dafür verlangt wird, daß der Betreffende überhaupt imstande ist, irgend etwas für das deutsche Volk zu leisten — ja selbst dann wenn jemand, der jene Worte im Munde führt, sich als Alkoholgegner ausgibt, dabei aber hin und wieder sich betrinkt. Verächtlich sind solche Menschen, die sich für etwas ausgeben, das sie garnicht sind und nicht sein wollen. Wenn man allgemein Kenntnis von ihren Halbheiten erhält, wenn sie ihres Nimbusses entkleidet werden, dann dürfte sich die ernüchterte, vernünftig denkende Wandervogeljugend mit Spott von solch charakterlos Halben abwenden. Gewisse Tatsachen werden wie Bomben wirken. Allerdings wird es auch nicht an unselbständigen Heranwachsenden fehlen, die in ihnen sogar noch Märtyrer sehen und ihnen noch weiter Gefolgschaft leisten werden.

Viel hat der Wandervogel schon erreicht, und viel darf man ihm deshalb auch noch zumuten. Das Nächste für ihn aber müßte sein, daß er sich frei machte vom schwülen Dunst jener Hetzer und Schwärmer. Nur dann kann er kraftvolle, ganze Menschen hervorbringen, die über ihre Eltern und Voreltern noch hinauswachsen. „Schwarmgeisterei" führt zu schwächenden Enttäuschungen; beim ersten Zusammentreffen mit der brutalen Wirklichkeit zerschellen die überspannten Hoffnungen. Deshalb muß die Wandervogel-Führerschaft um Klarheit kämpfen, ihre Scholaren aber nicht zu törichten Dingen verführen, die den jungen Menschen der Erde entfremden. Nicht Schwarmgeister, nein Idealisten wollen wir und sollen unsere Kinder sein. Der Mensch soll sich nicht in lautem Schacher um den Brotkorb erschöpfen. Aber doch wollen wir den Boden nicht unter uns verlieren, damit wir nicht dermaleinst dem Leben zu fluchen brauchen. Tatmenschen brauchen wir, die nicht in eine Scheinwelt bodenloser Schemen fliehen, nicht feige dem wirklichen Leben aus dem Wege gehen und es aus Nebelhöhlen heraus mit Schwarmgeistereien verleumden. Menschen tun der Welt not, die über rein gefühlsmäßig begründete Urteile hinauskommen, ihren Aufgaben ruhig entgegentreten, selbständig denken und handeln können.

Nicht nach Glück soll der junge Mensch trachten, sondern nach seiner Aufgabe. Viele beglückende Illusionen wird ihm das Leben mit rauher Hand zerstören. Da wäre es heilsam, wenn aus dem Wandervogel Menschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit frohem Gegenwartsverstande herauswüchsen, wurzelfeste Wesen, die das Unabänderliche lieben. Den Luftschlössern der sich um den Wandervogel bemühenden Schwärmer muß deshalb eine andere Welt gegenübergestellt und gegen ihren verweichlichend wirkenden Utopismus verteidigt werden.

Bekanntlich ist es nicht schwer, die Jugend zu überreden, wenn man ihr mit Dingen kommt, die ihre Fassungskraft übersteigen. Gegen solche Erfolghascherei muß die Wandervogeljugend geschützt werden.

Größer als die Gefahr, die für den Wandervogel in einer Verwechselung mit Touristen und wilden Wanderscharen und in der Verdächtigung des hier und da gepflegten Zusammenwirkens beider Geschlechter begründet liegt, ist die, daß er ein Spielball in der Hand machtlüsterner Demagogen oder halbverrückter Schwärmer wird. Wenn man sich ohnmächtig zeigen sollte, fernere derartige Vergewaltigungen zu hintertreiben, so würde das als Zeichen niedergehender Kraft, als Zeichen der Schwäche und des Verfalls zu gelten haben. Wenn es den hier gekennzeichneten Hetzern und Schwärmern gelingt, sich im Wandervogel durchzusetzen, dann müssen Schule und Elternhaus helfend eingreifen. Hoffentlich aber ist der Wandervogel stark genug, sich der zerstörenden Mächte aus eigener Kraft zu erwehren. Um Unheil zu verhüten, wird es nötig sein, manchen Dreiviertelsverrückten ernster zu nehmen, als er es verdient.

Nicht der Form, nicht der Erhaltung eines Bundes, sondern des Inhaltes wegen — nicht um einer Sache, sondern um dieser Jugend willen wollen wir hoffen, daß bei manchem Heilande, der sich dem Wandervogel angeboten hat, der Reiz des Neuen bald verblaßt. Gewisse bekannte Vorgänge der letzten Monate dürfen nur eine vorübergehende Erscheinung bleiben. Stillstand und Rückschritt sind unvermeidlich, wenn sich der Wandervogel die Hetzer und Schwärmer nicht vom Halse schafft. Unfruchtbarer Streitereien satt, wird sich der Wandervogel hoffentlich neue Wege bahnen, auf denen er, verzichtend auf Phrasen und schöne Worte, fortschreitet, wird er neue Grundlagen suchen, auf denen freudig weitergeschaffen werden kann.

Wir verstehen die Trauer der vielen Wandervogelführer, die am Wandervogel in letzter Zeit schier verzweifelt haben. Sie haben sich die besten jungen Menschen aus der Masse herausgesucht und haben daran gearbeitet, daß aus ihnen musterhafte Gruppen entstanden. Und dann schmeichelten sich die Hetzer und tatscheuen Schwärmer der hier gegeißelten Art heran und säten Zwiespalt in die Reihen dieser Jugend. Herzlich betrübt stehen die Führer, die sich diese Leute nicht fernhielten, am Grabe ihres Werkes . . . .

Wandervögel, bewahrt eure schöne Sache, diesen bei uns so große Hoffnungen weckenden Keim einer neuen Kulturgesinnung vor dem ihm ernstlich drohenden Verderben!

**Walter Hammer.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Aus Wald und Heide.

## I.

### Vom Einzelbaum und vom geschlossenen Reinbestand.

Stellen wir ihn uns einmal einen deutschen Durchschnittswald vor, wie ihn die heutige geordnete Forstwirtschaft meist gestaltet hat, und denken wir hierbei in erster Linie an einen Nadelholzforst von Kiefer oder Fichte, welch' beide Holzarten ja zwei Drittel des deutschen Waldbodens bedecken. Dort ist bei wohlgepflegter Wirtschaft scheinbar alles zum Besten geordnet. Der Wald ist durch ein möglichst geradliniges Schneisennetz in einzelne Forstorte eingeteilt, und innerhalb dieser Orte sehen wir gleichmäßige Bestände erwachsen, meist von gleichem Alter, meist nur aus einer Holzart gebildet. Der Hauptwindrichtung entgegen reiht sich hier Schlag an Schlag, sodaß die dem Winde zugekehrten jüngeren Bestände den mehr durch den Sturm gefährdeten älteren, größeren Bäumen Deckungsschutz durch ihre eigene Masse gewähren. Die Kronen dachen sich also vom ältesten zum jüngeren Bestand nach Westen oder Südwesten zu ab.

Das deutet auf den Wind, oder besser den Sturm, als einen gefährlichen Feind der Forstwirtschaft, besonders der Nadelholzwirtschaft. Je älter ein Baum, je höher sein Stamm, je weiter oben seine Krone ansetzt, desto mehr ist er infolge der größeren Hebelkraft, mit welcher der Sturm die Krone hin und her wirft, der Gefahr des Sturmbruchs ausgesetzt, in desto höherem Maße bedarf er des Schutzes. Nadelholz mehr als Laubholz, da es mit seinem immergrünen Nadelkleid während des ganzen Jahres dem Sturm eine große Angriffsfläche bietet und so auch zur Zeit der Frühjahrs- und Herbststürme, wenn der Boden aufgeweicht ist und die Wurzelverankerung sich leichter lockert, in höherem Maße gefährdet ist.

Nun sind zwar die einzelnen Holzarten je nach ihrem Wurzelbau verschieden gegen den Sturm gesichert; die Eiche mit ihrer knorrigen in die Tiefe gehenden Bewurzelung steht am festesten, die flachwurzelnde Fichte kippt der Sturm am leichtesten um. Braust aber einmal ein rechter wahrer Sturm durch das Land und packt er an der rechten Stelle an, dann wirft er mitunter alle Holzarten, scheinbar wahllos, trotz aller ihrer Sturmfestigkeit. Und dann kann man es erleben, daß eine einzelstehende, im Freistand erwachsene, tief bis unten beastete vollkronige Fichte dem Sturme allein getrotzt hat — die im Freistand erwachsene Eiche würde dies natürlich noch vielmehr getan haben — scheinbar allen Regeln zum Trotz. Und doch ist dem nicht so.

Betrachten wir einmal prüfend den Bau eines im gleichaltrig geschlossenen Hochwald erwachsenen Baumes. Da fällt uns zunächst sein schlank emporragender Schaft auf, meist glatt und astrein bis hoch hinauf zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kronenansatz, sich wenig nach oben verjüngend, fast walzenförmig — vollholzig nennt es der Forstmann — und hoch oben, vielleicht in $^5/_6$ oder $^7/_8$ der Stammhöhe setzt die eigentliche Krone erst an. Dicht gedrängt nebeneinander sind diese Stämme erwachsen, und der sie pflegende Forstwirt rühmt ihren hohen Nutzwert, der Waldeigentümer ist einer hohen Einnahme gewiß, und der Holzkäufer weiß, daß dieser Bestand viel hochwertiges Schnitt- und Bauholz gibt und wenig von der billigen, krumm und ästigen Brennholzware. Dazu wird der Bestand ja auch mit Absicht erzogen. Sorgfältig wird der ganze Schlag mit der gleichen Holzart gleichzeitig besät oder bepflanzt, und gleichmäßig strebt nun, nach eingetretenem Bestandesschluß das Kronendach lichthungrig dem Himmelslicht entgegen. Infolge des ständigen Höherrückens der Baumkronen mangelt es den unteren Ästen bald an Licht und Luft, sie sterben ab, fallen zu Boden, es tritt die Schaftreinigung ein, wie es der Forstmann nennt. Aber gleichzeitig müssen auch viele weniger günstig gestellten Bäume im Wettkampf der Einzelpflanze um Licht und Luft zurückbleiben, unter die Kronenhöhe hinabtauchen und so häufig dem sicheren, allmählichen Absterben verfallen. In dem ständigen Ringen nach Licht und Luft ist es aber auch meist den herrschenden, siegenden Bäumen nicht möglich — wie sie es von Natur wohl gerne täten — eine breite, volle Krone auszubilden. Dies wird ihnen durch das ständige Zum-Licht-Drängen der Nachbarn nahezu unmöglich gemacht, mehr und mehr müssen sie in schwindelnde Höhe hinaufbauen, dem Lichte entgegen.

Und wie steht es um die Wurzelverankerung eines solchen Bestandes? Schlecht, reichlich schlecht. Es ist immer nur wenig Wuchsraum auf dem Boden vorhanden gewesen, dafür aber viele, viele Pflanzen, die in ihm Nahrung und Standraum suchen. Dazu hat das Nahrungssuchen in größerer Tiefe bald seine Grenzen erreicht, und nicht jede Holzart vermag dorthin zu dringen. Der Kampf der Wurzeln im Bodenraum entzieht sich zwar meist unseren Blicken, ist aber gewiß viel hartnäckiger und erbitterter als der in luftiger Kronenhöhe. Und da es beim Ausfechten dieses unterirdischen Kampfes dem bodenhungrigen Baum in erster Linie um das Nahrungssuchen zu tun ist, und da die Standfestigkeit für den geschlossenen, noch windgesicherten Reinbestand erst in zweiter Linie kommt, ist es zweifellos, daß die Wurzelverankerung in ihm nicht genügend ist, um den Baum jedem Sturme trotzen zu lassen. Zunächst ist dies zwar auch garnicht nötig, solange ein Stamm dem andern Schutz bietet und kein Stamm allein von der vollen Gewalt des Sturmes getroffen wird, außer am Waldessaum, doch hier sind die Stämme durch den Freistand besser verankert.

Aber wehe dem also erzogenen Bestande, wenn sein Zusammenhalt durch einen unglücklichen Zufall — sei es Schnee- oder Sturmbruch, Insektenfraß oder sonst eine andere Ursache — unterbrochen wurde, und der Sturm Zutritt in das Bestandesinnere gewann. Dann nagt und zerrt der Wind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unaufhörlich an dieser Lücke und wirft einen Baum nach dem andern. Hilflos muß dann der Forstmann zusehen, er kann seinem Walde, den er so kunstgerecht, aber auch so einseitig erzogen hat, nicht helfen, er ist am Ende seiner Kunst angelangt. Und kommt gar ein verheerender Sturm, dann bricht der Wald an dieser gefährdeten Stelle wie ein Kartenhaus zusammen. Gerade so ergeht es auch dem Bestand, wenn der Sturm einmal aus einer anderen, als der Hauptwindrichtung, z. B. von Osten her, bläst und auf die offene, ungeschützte Anhiebslinie trifft. Dann bricht er mit voller Kraft ein und wirft, was ihm im Wege steht, bis seine eigene Kraft schließlich weit im Bestandesinnern erlahmt und ein wirrer Haufen von geworfenen, gebrochenen und zersplitterten Stämmen seine Bahn bezeichnet.

Wertlos ist ja dieser zu Boden gebrochene Wald noch nicht, aber stark im Werte gemindert, denn der größte Teil des vordem glatten, schlanken Nutzholzes wird unbrauchbar und gibt nur noch wenig Erlös bringendes Brennholz.

Und dies alles eine Folge des einseitigen, künstlichen Aufbaues des Waldes. Wohl gibt es Orkane, welche alles brechen, aber sie sind in unseren Breiten selten, und von ihnen wollen wir hier nicht reden, nur von den Stürmen, wie sie alljährlich über unser Vaterland dahinbrausen. Deren Wirkung ist im geschlossenen Bestand, wenn sich erst eine Angriffsfläche gefunden hat, einem Feuer vergleichbar, das in einer aus Holz erbauten Stadt, wo Haus an Haus dicht aneinander stehen, ausbricht.

Es brennt ja zunächst nur ein Haus, aber sofort ist die ganze Stadt in Gefahr, und gelingt es nicht, den Brand rasch zu löschen, dann liegt bald der ganze Straßenzug, ein ganzer Stadtteil in Schutt und Asche. Und dann fragt man sich: „Warum haben wir eigentlich so nahe aneinander gebaut?“ Jeder verwünschte es nun. „Welches war eigentlich der Grund?“ Es war am billigsten, am ertragreichsten so. Ein Haus stützte das andere, ein Haus schützte das andere vor dem schneidenden Ost- und dem feuchten Westwind, es wurde so überall gespart, am Baustoff, Heizung, Grund und Boden, Straßenbau, und welches sonst noch die Vorzüge des dichten Aneinanderwohnens sind. Es war billig und brachte am meisten ein.

Ähnlich im Walde. Der gleichmäßig erwachsene Bestand bringt das meiste Nutzholz, den höchsten Geldertrag, erfordert die geringste Pflege, da er sich am einfachsten — schematisch — bewirtschaften läßt, was wieder den Ertrag erhöht; dafür ist er aber ständig bis zum endlichen Abtrieb so mancher Gefahr — nicht nur vom Sturme — ausgesetzt.

Dagegen der im Freistand erwachsene Baum! Sehen wir ihn uns an, wie er stolz dem Sturme trotzt, trotz seiner großen Kronenoberfläche. Ein Urbild von Gesundheit und Kraft und deshalb gleichzeitig auch von hoher Schönheit. Was verleiht diesem Baum seine Stärke? Einmal die Möglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit sich voll zu entwickeln, denn Boden, Licht und Luft stehen ihm ständig reichlich zur Verfügung, und zum andern ist er durch das stete Auf-sich-selbstangewiesensein im Kampfe mit Sturm und Wetter gefestigt und erstarkt. Er wuchs empor zu lichter Höhe, aber nicht bedrängt und künstlich im Wettkampf mit dicht neben ihm stehenden, auch Licht und Luft heischenden Artgenossen emporgezüchtet. Deshalb konnte er eine reiche Krone entfalten, und seine unteren Zweige brauchten nicht aus Licht- und Luftmangel abzusterben, sondern bilden meist die kräftigsten Äste seiner weit ausladenden, tief unten am Stamm ansetzenden Krone. Diese starke Ast- und Kronenbildung gibt dem ganzen Stamm sein Gepräge, denn eine kräftige Astentwicklung bewirkt gleichzeitig eine entsprechende Stammbildung von genügender Dicke, und je schwächer nach dem Wipfel zu die Äste werden, desto dünner wird auch der Stamm. Der Baumstamm bekommt dann mehr eine Kegelform — er wird abholzig, wie der Forstmann sagt, d. h. er nimmt nach oben zu rasch an Durchmesser ab — und dies verleiht ihm im Verein mit einer reichen, im ständigen Kampf mit Wind und Wetter gefestigten und erprobten Wurzelverankerung seine Standfestigkeit im Sturm. Nie konnte er auf Hilfe in diesem Kampfe rechnen, stets war er auf sich selbst angewiesen, von Jugend an auf sich selbst gestellt, im Kampfe groß geworden, steht er fest in Sturm und Wetter.

Wie steht es aber mit seiner Tauglichkeit für menschliche Zwecke, für die Holzerzeugung. Oh weh! Da gibts viel billiges Brennholz und wenig von dem teueren Nutzholz. Die vielen Äste machen den größten Teil des Stammes als Nutzholzschaft untauglich oder stark minderwertig und geben selbst meist nur Brennholz, und dieses wird infolge des Wettkampfes mit der billigen, heizkräftigen Kohle nur schlecht bezahlt.

Mir kommt so ein im Freistand erwachsener, sturmerprobter Baum immer wie ein Mensch vor, der nur auf sich selbst gestellt, sich durch das Leben schlagen mußte. Keine bis in den letzten Winkel durchdachte — allerdings dafür auch meist recht einseitige — Schulbildung formte ihn für seine künftige Lebensaufgabe zurecht, alles mußte er sich selbst erarbeiten, und es gab hierbei viel Astholz und einen knorrigen, aber festen Schaft, dafür aber wenig Nutzholz. Aber einen Vorzug besitzt solch ein Mensch vor den Vertretern der anderen Klasse. Der Sturm kann ihm um die Ohren blasen, von woher er will, er findet ihn bereit nach allen Seiten und wirft ihn nicht. Und sehen wir die Gesichtszüge eines solchen Menschen an, so kann man unschwer die stete trutzige Kampfbereitschaft und Kampfesfreudigkeit aus ihnen lesen, sie können viel erzählen und sind von ausgesprochener Eigenart und Schönheit.

Dagegen die andere Klasse Bäume, wie sie in dichtem Bestandesschlusse erzogen wurde. Ihr entsprechen die Menschen, welche von frühester Jugend an in Schule und Haus für ihren künftigen Beruf gedrillt wurden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die dereinst tüchtige Bürger geben — viel wertvolles Nutzholz — aber, aber, ein jeder ist zu sehr auf den anderen gestellt, fällt einer, dann ist Gefahr für die Gesamtheit, denn der Einzelne fußt nicht fest genug in sich selbst, und braust der Sturm einmal aus der falschen Richtung, wirft er viele von diesen Existenzen über den Haufen.

Und versuchen wir im Gesicht des Einzelnen zu lesen, so sagt es uns wenig, ist zu glatt und unterscheidet sich zu wenig von denen der andern — viel Nutzholz und wenig Eigenart — es langweilt uns bald, ähnlich wie der zu wohl erzogene Bestand.

Aber noch zu einem anderen Vergleich regen uns beide Baum- und Menschenklassen an. Der im Freistand im vollen Genuß von Licht, Luft und Boden erwachsene Baum trägt häufig Frucht — wie man ja auch die Obstbäume weit auseinanderpflanzt, um eine volle Kronenentwicklung und reichen Fruchtansatz zu erreichen — und sorgt so tüchtig für Erhaltung und Weiterverbreitung seiner Art. Hingegen der im dichten Schluß erwachsene Bestand verzehrt seine beste Kraft im Ringen nach Licht und Luft, baut Holzzelle über Holzzelle im Schaft übereinander und legt seine Krone ständig höher, um nicht zurückzubleiben hinter der gemeinsamen Kronenhöhe seiner Bestandesgenossen. Seine Krone selbst ist nur wenig entwickelt und selten nur trägt er und nur verhältnismäßig wenig Frucht, wie es ja bei seiner schwachen Kronenbildung nicht anders möglich ist.

Übertragen wir dieses Bild auf den Menschen, so fällt uns sofort der im engen Bestandesschluß der Großstadt — Mietskasernenhochwald — wohnende Großstädter ein. Auch er verzehrt sich im aufreibenden Kampfe ums Dasein, gibt aber gleichzeitig viel Nutzholz. Er arbeitet rasch, tüchtig und viel. Aber Licht und Luft mangeln ihm, er kommt nicht zur rechten Lebensentfaltung, seine Lebenskrone kümmert, und meist sind es nur wenige, schwache Nachkommen, auf denen die Sorge für Erhaltung und Weiterverbreitung der Art lastet.

Anders der Mensch, der fern vom Getriebe und der Enge der Großstadt allein seinen Platz hat. Seine Arbeitskraft kann er zwar meist nicht so zweckmäßig verwerten, wie der Kollege in der Stadt, wo ein Betrieb an den andern stößt, wo jede Minute Zeit restlos zur zweckfördernden Arbeit wird, sein Schaffen ist nicht lauter Nutzholz. Dafür bleibt ihm aber der volle Genuß von Licht, Luft und Boden, niemand umdrängt ihn, seine Lebenskrone breitet sich weit im Sonnenlicht und Regen aus und trägt reichlich Frucht, denn die Erde hat Raum, Licht und Luft für ihn und seine zahlreichen, kräftig sprossenden Nachkommen.

**Forstassessor Dr. Jacobi.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

**Kunstwart und Kulturwart.** (Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz.) 27. Jg. Nr 17.

Aus der „Literatur" des Alkohols. Eine Blütenlese.

„Aus dem Blatt ‚Ergo bibamus': ‚Wie eine Seuche wird die Welt jetzt angekränkelt von einer ‚Wahnidee', die in dem Abstinenz-Fanatismus immer weitere Kreise zieht. In Wort und Schrift sind diese Anhänger und Apostel dieser Modetorheit am Werke, unsre Freiheit im Lebensgenusse zu untergraben. Wir sollen verweichlichen, nerven- und willensschwache, kraft- und saftlose Mucker werden, die den Gefahren des Lebens nicht mutig ins Antlitz blicken, sondern ihnen scheu und feige aus dem Wege gehen. Es ist hohe Zeit, dieser unwürdigen Bewegung einen Damm entgegenzusetzen.'

Aus dem Vorwort des Buches ‚Osteria': ‚Ein Geschlecht von Homunculi ist herangewachsen. Ein Geschlecht von Untermenschen, von Fanatikern, die mit dem Wahnsinn von Asketen, mit der Ignoranz von Bilderstürmern, die Marmorgötter zerbrechen und auf den Trümmern der Bacchusaltäre das Spital für ‚Normalmenschen' errichten wollen, für den Menschen ohne Sang und Klang und Wein.'

Aus der Schleswig-Holsteinischen Gastwirte-Zeitung: ‚Die Guttemplerei ist eine religiös-politisch-soziale Sekte mit alkoholfreiem Einschlag und neigt in allen ihren Tendenzen sehr nach links, was bekanntlich der Kirche ebensowenig frommt wie dem Staate.'

Ebendort: ‚Wo immer in der Welt Menschen Verrat gesponnen und Ränkespiel geübt haben, waren es nüchterne, kalte, berechnende Menschen, abhold den Freuden der Tafel und des Weines, aber häufig den geschlechtlichen Gelüsten zugetan, und im Privatleben ist es das gleiche. Unter den Freunden des Alkohols vom mäßig, vernunft- und gesundheitsgemäß Genießenden bis zum wirklichen Trinker findet man keine Verräter, keine Heuchler, keine Intriganten, aber treue, aufrichtige und von gutem Wollen beseelte, wenn auch manchmal schwache Menschen. Jene häßlichen Eigenschaften, deren häßlichste Untreue und Verrat sind, wuchern dort am besten, wo Wein und Alkohol verpönt sind.'

Wie schön doch die Alkohol-Leute für uns andre agitieren!"

# Rund um uns

**Was will die Deutsche Freie Studentenschaft?** Auf dem 14. Freistudententag in Weimar hielt Dr. phil. Walter A. Berendsohn einen Vortrag über „Die Ethik des studentischen Lebens", der in folgenden Leitsätzen gipfelt:

Die Deutsche Freie Studentenschaft betrachtet als höchste Aufgabe des studentischen Lebens das deutsche akade-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mische Bildungsideal, das von jedem Studenten ohne Ausnahme in der akademischen Freiheit deutscher Hochschulen Selbsterziehung und eigenes Streben nach gründlicher Fachbildung, nach wissenschaftlicher Allgemeinbildung und nach den Grundlagen einer Lebensbildung und Weltanschauung fordert.

Sie erstrebt die Einigung der deutschen Studentenschaft in einer Bildungsgemeinschaft zur Förderung und Überlieferung dieses Ideals als Ausdruck ihrer Selbstbesinnung auf die Aufgabe der Akademiker, im Leben des deutschen Volkes der Wissenschaft die gebührende Stellung zu wahren.

Sie sucht diese Gemeinschaft, so lange sie nicht erreicht ist, zu ersetzen, indem sie im besonderen bestrebt ist,

1. den jungen Studenten das deutsche akademische Bildungsideal als Forderung entgegenzuhalten (Einführung ins akademische Leben) und sie zu lebendigen Gliedern der entstehenden Bildungsgemeinschaft zu machen (akademisches Bürgertum, Ehrenbeamtenschaft),
2. die Gemeinschaft zum neutralen Boden zu gestalten, auf dem sich die geistigen Kräfte der Studentenschaft begegnen, messen, gegenseitig steigern und im gemeinsamen Streben nach jenem Ideal fördern können (Neutralität), in ihr zu unterstützen, was diesem Streben dient, zu beseitigen, was es hemmt (wirtschaftliche, rechtliche Fragen),
3. die Bildungseinrichtungen der Hochschule zu ergänzen und auf ihre Wandlung im Sinne jenes Ideals hinzuwirken (Bildungsarbeit, Hochschulreform),
4. eine neue Geselligkeit als Ausdruck studentischen Lebensgenusses zu pflegen und als Grundlage geistiger Bildung körperliche Ausbildung mit allen Mitteln zu fördern, auch auf die Vermehrung von Hochschuleinrichtungen für diese Zwecke zu dringen (Abschaffung der Kneipe und des Trinkzwangs; Sport, Wandern u. dgl.).

Sie stellt alle ihre Einrichtungen in den Dienst der gesamten Studentenschaft und bereitet so zugleich jeden, der in ihr mitarbeitet im kleinen Kreis der studentischen Gemeinschaft, auf sein künftiges Staatsbürgertum vor.

**Die Roseggerstiftung.** Die von Peter Rosegger angeregte Stiftung zur Errichtung deutscher Sprachgrenzschulen war ursprünglich auf 1000 mal 2000 Kronen, auf 2 Millionen berechnet. Wie der Deutsche Schulverein in seiner Monatschrift „Der getreue Eckart" vermeldet, wurde soeben die 3. Million erreicht und darnach durch die Opferwilligkeit namentlich der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten Deutschösterreichs die Erwartung noch bedeutend übertroffen. Freilich stiegen gleichzeitig auch die Anforderungen an den Deutschen Schulverein ganz gewaltig, sodaß er auf seinem zu Pfingsten in dem schönen schlesischen Städtchen Freiwaldau abgehaltenen glänzenden Jahresfeste erklären mußte, seine Kassen seien leer. Die anderen Nationen Österreichs, mit deren Ansturm es die Deutschen zu tun haben, sind eben auch nicht untätig und greifen vielfach ihren vorgedrungenen Minderheiten ganz gewaltig unter die Arme. Die Überlegenheit des Deutschtums könnte demgegenüber erst zum Ausdruck gelangen, wenn das ganze Deutschvolk sich an der Aufgabe des völkischen Grenzenschutzes, den man füglich nicht einem Stamm allein überlassen kann, beteiligen wollte. E. L.

**Sport und Kommers.** Wer einen nackten Wilden mit Nasenring und Schwebehemd sieht, der hat das Recht, zu lachen. Das gleiche Recht hat aber auch jemand, der wahrnimmt, daß der deutsche Student den neu eindringenden Sport, den olympischen oder englischen, mit einem Kommers zusammenbringt. Man sollte es nicht für möglich halten! Der Einweihung des akademischen Sportplatzes in Berlin schloß sich ein wirklicher Kommers an, mit Sala-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mander und Kneiplied. Ein „weidliches Zechturnier", wie die „Tägliche Rundschau" mit Recht spottet.

Der Sportkommers ist bezeichnend für einen Teil der deutschen Studentenschaft, und wer da hofft, der deutsche Student als solcher werde demnächst einmal dem Volke ein Vorbild werden in den Kämpfen der Zeit, der muß sich wohl noch eine Weile gedulden.

Bezeichnend war auch die Rede eines akademischen Turners, der vom Sport sprach und sagte, man werde dem englischen Vorbild nacheifern, die studentische Eigenart aber wahren: man denke auf den „Becherfrohsinn" nicht zu verzichten. Das erinnert stark an den Wilden, der statt des ganzen Hemdes nur den Brustpanzer trägt und den Nasenring beibehält.

Nun wurde mir allerdings gesagt, die jungen Sportleute hätten der Sache nur aus Gründen der Diplomatie einen gewissen Bieranstrich gegeben. Aus Rücksicht auf mehrere Hochschullehrer, die gern trinken und, wenn nicht zur Abschwächung des Eindrucks eine Kneiperei hinterher folgte, durch den Anblick des frischen Sports allzu deutlich an den Verlust erinnert worden wären, den sie körperlich und geistig durch das alte Bierstudententum erlitten haben.

Das läßt sich hören, und man kann hoffen, daß die Studentenschaft im ganzen nicht mehr so rückständig ist, wie man aus der sehr bedauerlichen Tatsache dieses Sportkommerses schließen möchte.

Hans Paasche.

**Die Glocknerangelegenheit.** Dort, wo die Ostalpen eine eisige Mauer zwischen dem Salzachtal im Norden und dem Drautal im Süden auftürmen, wo die Wetter sich brechen an himmelragenden Firsten und die Hohen Tauern die Scheidewand bilden zwischen den Kronländern Tirol, Salzburg und Kärnten — dort steht der Höchsten einer, einem Recken gleich aus grauer Vorzeit: der Großglockner. Wenig andere Gipfelformen können sich mit seiner adeligen Erscheinung messen. Als scharfes Horn sehen wir ihn dem eisigen Strome der Pasterze entsteigen, in gleißender Firnpracht, über dunkle Strebepfeiler den blauschillernden Königsmantel breitend und seine Krone in den klaren Äther tragend — wahrhaftig ein Bild ernster Majestät. Wenn in den Mittagsstunden die Lawinen in donnerndem Fall zu den Randklüften hinabsausen, dann zeigt er seine Schrecken; wenn Blitz und Hagel sein Haupt umtosen, dann zeigt er seinen Stolz; wenn aber die Frühsonne seine silberne Krone vergoldet und Ströme des Lichtes die Falten seines Eistalars durchleuchten, dann zeigt er seine Schönheit. Und seine Schönheit lockt uns Menschen in seinen Bann, lockt uns hinan über Fels und Firn, über Klüfte und Grate. Und wer seinen Fuß auf seinen Scheitel gesetzt, der dünkt sich auserwählt unter den Vielen, die in den dumpfen Städten ihr Dasein verbringen müssen, dünkt sich reicher als mancher Krösus, dem sonst alles käuflich ist, was sein Herz begehrt.

Vor kurzem war es. Da ging die Kunde, daß ein solcher Krösus seine Hand ausstrecke nach des Großglockners Majestät. Der Berg, der nur Dem Freund ist, der in begeisterter Liebe zur freien Alpenschönheit sich ihn erkämpft, sollte um schnödes Geld eingesackt werden wie ein Schock Eier; sollte einen Stacheldrahtzaun erhalten und abgesperrt werden, um Steinböcke zu züchten; eine Sommerrodelbahn und elektrische Scheinwerfer sollten die Zinsen des Kapitals hereinbringen. Und das Kapital, das der Glockner für die Allgemeinheit darstellt, die Zinsen an Freude und Gesundheit, die er jenen trägt, die seiner Größe huldigen — sie sollten nichts gelten gegenüber der Spekulation eines skrupellosen Unternehmers.

Aber wie ein Mann stand Alles auf gegen diesen dreisten Eingriff in das Volkseigentum. Ja, dem Volke ist zu eigen, wo die Natur allein Herrscher ist, wo nie und nimmer Pflug und Sense ihr Reich antreten können. Wo niemand säet, kann auch niemand ernten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie das Meer Gemeingut aller Völker ist, so sollen auch die Hochgipfel frei bleiben. Jedermann soll sich ergehen können in der freien Bergnatur, soll einen heiligen Rest jener Freiheit besitzen, die einst der ganzen Menschheit beschieden war.

In seltener Einmütigkeit verbanden sich die Länder und Gemeinden, und vor allem die turistischen Vereine, zur Abwehr. Ruhige Gemüter meinten wohl, es sei nicht nötig, gleich den Landsturm aufzubieten, und die Eingeweihten wußten, daß infolge einer Reihe günstiger Umstände die ersessenen Rechte der Einwohnerschaft und der alpinen Vereine, die den Großglockner schon längst friedlich erobert haben, nicht anzufechten seien. Auch ist es seitdem still geworden von den großkapitalistischen Plänen des angeblichen Käufers. Aber erfreulich war es doch, wie entschieden die Ostmarkdeutschen den Bergriesen verteidigten im Vereine mit den Brüdern aus dem Reich, die in alljährlicher Pilgerfahrt unsere Alpen aufsuchen und ihren Ruhm von Fels zum Meere tragen.

Hoffen und wünschen wir, daß die Gesetzgeber Mittel und Wege finden mögen, um dem in letzter Zeit sich immer dreister vorwagenden Landankauf der Geldbarone entgegenzutreten. Es gibt in den Ostalpen schon kleine Königreiche solcher Herren, die den Bauern von der Scholle vertreiben und die Alpwirtschaft brachlegen. Volkstum und Volkskraft werden damit vernichtet. Und nun wollen sie gar nach dem Nationalgut greifen, als welches uns die unwirtlichen Zonen der Alpenregionen geblieben sind. Daß ihnen aber dieser Raub vorenthalten wird, solange gesunder Sinn und die vereinigten Kräfte aller Beteiligten sich wehren gegen jeden Versuch, diese Absicht zu verwirklichen, das zeigt eben die Glocknerangelegenheit. Sie war ein erfreuliches Zeichen und sei als solches in diesen Blättern vermerkt.

Hans Wödl.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Heimann, Eduard:** Das Sexualproblem der Jugend. Brosch. M. 0,80. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Zschimmer, Eberhard:** Philosophie der Technik. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Standinger, Hans:** Individuum und Gemeinschaft in der Kulturorganisation des Vereins. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,70. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Clasen, P. A.:** Der Salutismus. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,70. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Vesper, Will:** Der deutsche Psalter. Ein Jahrtausend geistlicher Dichtungen gesammelt. M. 1,80. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München.

**Christen, Dr. med. Th.:** Unsere großen Ernährungs-Torheiten. Geh. M. 1,25, geb. M. 1,75. Holze & Pahl, Dresden.

**Migge, Leberecht:** Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6,50. Eugen Diederichs, Jena.

**Ude, Johann:** Drei Jahre Katholisches Kreuzbündnis in Steiermark (1911 bis 1913). Preis 50 Heller. Landesverein des Katholischen Kreuzbündnisses, Graz, Bischofsplatz 1.

**Müller-Rüdersdorf, Wilhelm:** Der Erde goldener Segen. M. 3.—. Jungdeutsche Bücherei, herausgegeben von Ernst Heinrich Beyge. Verlag Julius Beltz, Langensalza.

**Werner, Dr. F.:** Fort mit der Schmach eines öffentlichen Heinedenkmals M. 1,50. G. Hedeler, Leipzig.

**Wagner, Herm.:** Illustriertes Spielbuch für Knaben. M. 4,50. Otto Spamer, Leipzig.

**Bischoff, Diederich:** Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Schirrmann, Richard:** Verzeichnis der Jugendherbergen. M. 0,50. Selbstverlag.

**Simons, Gustav:** Unsere Volkswirtschaft, gemeinschädlich heute, gemeinnützig in Zukunft. M. 0,50. Verlag des Deutschen Kulturbundes, Oranienburg bei Berlin.

**Wiese, Dr. J.:** „Gustav Nachtigall". Verlag A. Schall, Berlin.

**Förster, Dr. Ernst:** Pfadfinderinnen. Otto Spamer, Pfadfinderverlag, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 17 1. September 1914

## Starke Herzen.

Gott hat es gewollt, daß wir kämpfen und leiden sollen! Wir aber sind dazu bereit und wollen siegen! Wir werden siegen, wenn wirklich der mühsame Weg der Menschheit aus dem Dunkel ins Helle führt, denn auf diesem Wege sind wir unentbehrlich.

Nun die feindlichen Völker rund um uns abirren in das wegloſe Dickicht des Unrechts, wo all ihre Klugheit und Verschlagenheit ihnen keinen gangbaren Pfad, der doch noch zum Ziele der Höhe führen könnte, mehr zeigen wird, — nun die untüchtigen Massen des nahen Ostens zurückdrängen ins Dunkel, darinnen ihnen einzig wohl ist, — sind wir es, wir Deutschen, die die Menschheit zurückzwingen müssen auf den rechten Weg. Weh dem, der es wagt, uns daran hindern zu wollen!

Wie kein anderes Volk der Welt haben wir es stets gewußt, daß wir der Menschheit dienten, wenn wir unser deutsches Wesen wahrten. Wie kein anderes Volk haben wir — allem völkischen Eigennutz abhold — unsere Pflicht der Menschheit gegenüber anerkannt und hochgehalten. Aber wir wußten auch, daß diese Pflicht nur erfüllt werden konnte, wenn wir die Völker lehrten, unser Wesen als Vorbild anzuerkennen, es anzunehmen um seiner höheren Gesittung willen.

Was wir wußten — undeutlich oft und halb nur geahnt —, das sieht jetzt die ganze Welt! Widerwillig und mit Haß und Mißgunst erkennen es unsere Feinde, freudig begrüßt es jedes Volk, das sich von schändlichem Neide frei hielt. Die Völker, die wir emporheben und erziehen sollten kraft unseres Beispiels, und die nicht wollten, zwingen werden wir sie jetzt! Auf unserer Seite ist das Recht, klar wie die Sonne!

Waren wir tüchtiger, arbeitsamer, redlicher als der Russe, besonnener und bescheidener als der Franzose, gründlicher als der Engländer und deshalb erfolggekrönter, die Völker hätten es von uns lernen können. Das haben sie nicht gewollt. Sie sahen vor Augen, daß sie im friedlichen Wettkampf, den wir mit den reinen Waffen der Arbeit führten, zurückbleiben mußten, daß der Triumph des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Könnens die Welt zum Wirkungsfelde gewann. Doch statt die Kräfte in der Tiefe ihres Volkstums zu wecken, sie zu bilden nach deutschem Vorbild, wollen sie nun in unnatürlicher Verbrüderung versuchen, unser Volk, den Führer der Menschheit, zu erdrosseln. Es soll ihnen nicht gelingen!

Gott braucht uns! Er gab uns die Geistes- und Seelenkräfte im starken Leibe, um Führer zu sein. Aufwärts geht der Weg, nicht abseits, noch zurück. Der sich in uns sein Werkzeug schuf, wird uns nicht verwerfen! Der uns zum Führer schuf, wird die Völker in unsere Hand geben, daß wir sie mitreißen auf den Weg zu höherer Gesittung oder im wuchtigen Lauf aus unserer Bahn werfen. Nichts wird uns aufhalten!

Kostet es Blut und Tränen, wir sind bereit zu sterben und zu leiden. Sollen wir kämpfen, wir wissen, daß es um unser unentbehrliches Bestehen geht. Und leiden wir, so leiden wir mit nicht zu beugendem Stolz.

Unbesieglich wird unsere Kraft im Ertragen und im Handeln sein, durch nichts zu brechen unser Wille zum Sieg des Deutschen, das zugleich der Sieg des Guten ist.

Wir wollen nicht, daß Neid und Haß des Unedlen gegen das Edle, daß schnöder Krämergeist fortan das Weltgeschick regieren! Wir wollen nicht, daß Hinterlist und Lüge zur anerkannten Waffe werden, daß die Menschheit wieder zurücksinkt in Grausamkeit und Tücke schwer überwundener Zeiten. Nicht herabreißen soll uns die Masse der Feinde von unserer, von den Vätern mit Kraft, Gut und Leben errungenen Höhe. Nicht abwärts geht es, — höher hinauf, und sollte die ganze Welt sich uns entgegenstemmen!

Wir wollen die Gesittung, der wir gedient haben in jahrhundertelanger Treue und Hingabe, an unzähligen Stätten der Arbeit und des Forschens, auf so vielen blutigen Schlachtfeldern, schützen und schirmen mit unserem Leben, mit unserer ganzen Kraft, die dem Vaterland gehört bis zum letzten Hauch!

Feierlich bekennen wir uns zur Bereitschaft, zu kämpfen, zu leiden und zu sterben für den Sieg des Guten, das in unsere Hand gegeben ist als unseres großen Volkes Sache. Starken Herzens und freudig wollen wir die Last des Elends und der Sorge auf uns nehmen, die dieser aufgezwungene Krieg, — wir wissen's alle, — uns bringen muß. Wer wägt das Schicksal des Einzelnen in solcher Stunde? Untergehen wird es in Glück und Not des deutschen Volkes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir sind ein Leib, ein Geist, ein Wille zum Sieg, eine einzige entschlossene Drohung für unsere Feinde. Ein von der Größe der Stunde zu zermalmender Wucht zusammengeschweißtes Volk in Waffen sehen sie vor sich.

Rein ist unser Wille, rein das Schwert des Kriegers, rein die hilfreiche Hand der Frau, die sich anschickt, ihr heiliges Teil der Tat und des Leides auf sich zu nehmen.

Der Genius der Menschheit ist mit uns! Er rauscht einher vor unseren Fahnen, — der Genius des Sieges und der Zukunft!

Wir wollen kämpfen! Es geht um unser Volk, die Blüte der Menschheit. Es geht um Ehre und Freiheit, um Gesittung und Recht. Keine Scholle des deutschen Bodens, — wir geloben es, — sollen die Feinde haben, keinen Fußbreit deutscher Küsten herausreißen aus der heiligen Geschlossenheit des Vaterlandes.

Wir wollen leiden! Mit hocherhobenem Haupte wollen wir furchtlos eingehen in das Dunkel des Schmerzes, des Mangels und des Todes, in eine Nacht, die dennoch münden wird in einen lichten Tag. Und währt sie lang, geht Gut und Blut verloren, laß fahren dahin! Den Mut zerbricht sie uns nicht! Nicht vergebens wird die Treue der Leidenden sein und ihr geduldiges Heldentum.

Wir wollen siegen! Um unseres Volkes willen, auf dessen Schultern jetzt die ehrende, gewaltige Pflicht des heiligsten Krieges sank, — um der menschlichen Zukunft willen!

Mit uns ist das Recht, klar wie die Sonne!

**Uwe Jens.**

## An die deutsche Jugend bei Anlaß des Krieges.

Im vorigen Jahre haben wir das Gedächtnis der Freiheitskriege festlich begangen, bei den Erinnerungen stand in erster Linie, was damals die deutsche Jugend dem deutschen Volke gewesen ist, und was sie geleistet hat. War sie es doch, die mit urwüchsiger Kraft zu dem großen Unternehmen trieb, die mit ihrem Feuereifer auch die Zögernden zwingend fortriß, die das Ganze der Bewegung mit kraftvoller Liebe und edlem Enthusiasmus beseelte. Viele haben dabei ihr Leben oder doch ihre Gesundheit eingebüßt, und den Zurückkehrenden ist damals ihre Großtat oft mit wenig Dank vergolten worden, aber unvergänglich lebt die deutsche Jugend jener Zeit fort im treuen Gedenken des deutschen Volkes und in den

Annalen der Geschichte; Künstler ersten Ranges, wie ein Hodler, haben ihre Taten verherrlicht, jene Jugend bleibt unser Stolz und unser leuchtendes Vorbild.

Heute ist nun wieder eine Zeit gekommen, wo das deutsche Volk der Jugend bedarf, und wo es auf sie rechnen muß. Unerwartet rasch hat das Schicksal uns aufgerüttelt aus dem ruhigen Gleichmaß der Tage, unerwartet rasch stellt es uns vor große und schwere Forderungen. Aber mit gutem Bewußtsein darf das deutsche Volk den Kampf beginnen. Es hat ihn nicht mutwillig hervorgerufen, er ist ihm aufgezwungen worden, aufgezwungen von Nachbarn, die zum Neid die Tücke gesellten, indem sie in Worten eine friedliche Vereinbarung suchten, zugleich aber mit aller Kraft sich zum Angriff und Überfall fertig machten. Es ist kein gewöhnlicher Krieg, den wir nunmehr zu führen haben, es ist ein Kampf ganzer Welten, es ist ein Kampf nicht nur um unsere Stellung in der Welt, sondern um unsere Existenz als Nation. Dabei vertreten wir nicht bloß die höhere Kultur, wir vertreten zugleich Moral und Recht. Denn eine feige, durch eine weitverzweigte Organisation gründlich vorbereitete Mordtat ist es, woraus der Konflikt entsprungen ist, unsere Gegner wollten keine gründliche Sühne dieser Mordtat, sie halten ihre Hände über der staatlichen Ordnung, deren freundliches Gewährenlassen allein jenes Verbrechen möglich gemacht hat. So kämpft Deutschland dagegen, daß der organisierte Mord zu einem Faktor des Völkerlebens werde, es hält zugleich Treue seinem Bundesgenossen, dem eine unerträgliche moralische Demütigung zugemutet wurde. Daher dürfen wir fest überzeugt sein, daß auf unserer Seite das gute Recht ist, daß wir für die Aufrechterhaltung einer sittlichen Ordnung im Zusammenleben der Völker kämpfen.

Aber schwer und gefahrvoll wird unser Kampf trotz solcher sittlichen Lauterkeit sein. Der Neid auf die Größe und das Wachstum Deutschlands hat unseren Gegnern Bundesgenossen zugeführt, schon sind wir von Feinden umringt. Um so notwendiger ist es, daß wir fest auf uns selber bauen, und daß von den Kräften, die wir besitzen, auch nicht die geringste unbenutzt bleibt. Damit ist auch für die Jugend wieder eine große, eine heroische Zeit gekommen, sie zunächst hat die Aufgabe und die Ehre, das Vaterland zu beschützen, sie ist aber darüber hinaus auch dazu berufen, durch ihre warme Begeisterung, ihren freudigen Glauben, ihre emporstrebende Gesinnung dem bevorstehenden Kampf die innere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weihe und den idealen Gehalt zu geben, ohne die kein großes Werk gelingt.

Ein weltgeschichtlicher Augenblick ist heute gekommen, und große Entscheidungen liegen im Schoße der nächsten Zukunft. Daß ihr jungen Leute an solchen Entscheidungen durch eigenes Wirken teilnehmen könnt, daß euch ein Heldentum winkt, das gibt eurem Leben eine unvergleichliche Größe, das hebt es weit hinaus über alle Maße des Alltags und über alle Sorgen des privaten Daseins. Wer irgend kämpfen kann, der sollte die Waffen ergreifen; wer es nicht oder noch nicht kann, der sollte in anderer Weise mit unablässiger Arbeit dem Vaterlande dienen. Denn auch neben dem Kampfe gibt es heute wahrlich genug zu tun. Fühlen wir uns alle als Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, jeder aber frage, was seine nächste Pflicht sei, alle kleinlichen Erwägungen seien verscheucht von dem gewaltigen Ernst der Lage und von der Größe des Werkes, das eine höhere Macht uns auferlegt hat!

Aber wie wir die deutsche Jugend kennen, bedarf sie keiner Anfeuerung, aus eigener Kraft und Entscheidung wird sie die rechten Wege finden, wird sie sich der Aufgabe gewachsen zeigen und in Aufbietung alles Vermögens Größe und Freudigkeit finden. Eine Lage wie die heutige mag dartun, daß schließlich nicht die Zeiten die Menschen, sondern die Menschen die Zeiten machen, und daß wir Herren unseres Geschickes sind; jeder Einzelne kann jetzt mit seinem Tun einen unermeßlichen Wert gewinnen und selber schmieden am ehernen Werke der Zeit. **Rudolf Eucken.**

## Vaterland, höre uns!

Du *mußt* hören. Deine Menschen sind jetzt willig, belehrt zu werden, wie man mit Wenigem reich sein kann; denn Lebenskunst gilt jetzt mehr als Geld. Der große Krieg, in dem unser Volk jetzt steht, duldet keine Schlemmerei, keinen Prunk. Das Entbehrliche abzuwerfen, um beweglicher kämpfen, schneller siegen zu können, ist der Wunsch des einigen Volkes, das siegen *will*.

So mache du, mein Vaterland, auch von *den* Waffen Gebrauch, die ein Vortrupp deutscher Männer und Frauen in Friedenszeit geschmiedet hat. Unzählige Deutsche, die sich in Reichtum gewöhnt hatten, müssen jetzt einfach leben, greifen zu Reformen, die der Vortrupp will; damit sie es freudig tun können, sag ihnen, daß uns

die schlichte Lebensweise bekannt ist, die die Menschen ohne Geld reich, gesund und gut macht.

So höre, Vaterland, was dir der Vortrupp in dieser schweren Zeit zu raten weiß: Nimm das Getreide deiner Äcker so, wie es aus Dreschkasten und Windfege kommt, und gib es doppelt vermahlen, doch ohne jeden Abzug von Kleie und Kleber, als Vollmehl dem Volke zur Nahrung. Jetzt wäre es Sünde, die besten Teile des Korns dem Menschen vorzuenthalten und dem Vieh zu geben. Suppe oder Brot aus solchem Vollmehl ist die beste und ist ausreichende Nahrung für Hungrige, während Feinmehl die Menschen nicht ernährt, sondern entartet.

Nimm die zweite Hauptfrucht unsrer Felder, die Kartoffel und gib sie dem Volke als Hauptnahrung. Lehre, daß diese Frucht, mit der Schale gekocht und mit billigem Fett, mit Leinöl oder Butter genossen, den Menschen voll ernährt, gesund und stark macht.

Was unsre Felder reichlich bieten, frisch und unverfälscht genossen, genügt zu guter Ernährung. Wir können Fleisch und Zucker entbehren, auch Kaffee, Tee, Kakao, ja sogar Salz, wenn uns zu Gebote stehen: unverfälschtes Getreide und ganze Kartoffeln, dazu Milch, Rüben, alle Früchte, Nüsse. (Alkoholische Getränke aber sollten wir ganz meiden und unsere Truppen anweisen, die frischen Trauben dem Kunsterzeugnis der Keller vorzuziehen.)

Weil Krieg ist, muß verboten werden, Feinmehl zu mahlen oder gar Korn und Kartoffeln gären zu lassen und aus Nahrungsmitteln Genußgifte herzustellen. Wir müssen haushalten mit den Früchten unsrer Felder.

Überhaupt! Keine Hand gerührt für unnütze Dinge; es ist nicht Zeit dazu.

Es gilt, jeden Mann und jede helfende Frau einzusetzen für den Sieg, es gilt aber auch, den Einzelnen so kräftig zu machen, wie möglich.

Kraftvoll und widerstandsstark muß jeder deutsche Mensch sein, bis der Sieg erkämpft ist. Dann wollen wir sehen, was weiter zu tun ist.

Hans Paasche.

## Trost.

Dieser Aufsatz wurde vor Ausbruch des Krieges geschrieben. Ich lasse ihn unverändert und hoffe, daß er auch so in dieser schweren Zeit seinen Zweck erfüllen wird. M. E.

Eine der bittersten Erfahrungen, die der Mensch machen kann, ist die, wehgetan zu haben, wo man trösten wollte. Die Gleichgültigkeit

der Vielzuvielen erscheint dem Feinfühligen, der den Mißgriff tat, in einem solchen Fall immer noch verdienstvoller als das eigene Verlangen zu helfen, das unheilvoll irrte.

Und doch steht die Möglichkeit, fehl zu greifen, neben jeder Tat der Nächstenliebe. Wir können keinem Menschen ins Herz sehen; auch die hellsichtigste Liebe und Teilnahme ist nicht gegen Irrtum gefeit, und weil unser Tun hier auf Erden immer tastend ist und ohne volle Voraussicht aller Folgen, gehört sehr viel Mut dazu, Trost und Hilfe bringen zu wollen, sehr viel Herzenstakt und zarteste Behutsamkeit, vor allem aber eins: der Segen eigener schmerzlicher Erlebnisse und Kämpfe.

Wer niemals selbst gelitten hat, sollte nicht trösten wollen. Er wird es auch kaum können, da ihm die Augen nicht aufgetan sind für fremdes Leid. Er wird immer Gefahr laufen, die äußere Gebärde für echte Not und jeden stummen, tapfer getragenen Schmerz für Gleichgültigkeit und Gefühlsarmut zu halten.

Ich glaube nicht, daß echtes Mitleid — das sich ja auch in schonungsvollem Schweigen äußern kann — zu verletzen vermag. Wir alle sind in der Enge unseres Zusammenlebens auf fremdes Mitempfinden angewiesen. Wir können es ja nicht hindern, daß wir Einfluß ausüben und fremdem Einfluß unterliegen. Und die Wirkung unseres Wesens reicht meist weiter als wir ahnen. Wir sollten uns hüten, selbst mit Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten fremdem Empfinden zu nahe zu treten. Ich kann mir den Fall denken, daß man sich mit dem Anlegen heiterer Farben an der frischen Trauer eines Hausgenossen versündigen kann. Und wir sind für jeden von einem Mitmenschen unnötig erlittenen Schmerz verantwortlich.

Ich glaube und muß es glauben, daß auch hier der rechte Wille das Entscheidende ist, daß das reine Verlangen wohlzutun noch tröstlich empfunden wird, selbst wo die Mittel falsch gewählt waren.

Es ist Menschenlos, daß selbst unser reinstes Tun, unser selbstloses Wollen die Schlacken der Unvollkommenheit an sich trägt. Wir müßten allwissend sein, um für jeden Schmerz das tröstende, gar das heilende Wort, die erlösende Tat finden zu können.

Jedes noch so zarte Eingreifen, jede noch so besonnene Stellungnahme einem fremden Schicksal gegenüber ist ein Wagnis. Wir wissen es und sind dennoch vor unserem eigenen Gewissen verpflichtet, es zu begehen. Wohl gibt es Lebensnöte, vor denen Schweigen und Warten das oberste Gebot ist, aber ein Schweigen und Warten mit warmem Herzen, mit innigen Gedanken, mit einer Seele voll Wunsch und Teilnahme.

Kein Mensch verschließt sein Leid auf jeden Fall eifersüchtig vor fremden Leuten. So sicher er es der Neugierde verbirgt, so sicher



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

offenbart er es der selbstlosen, trostbereiten, weltumfassenden Menschenliebe. Nicht vieler Worte bedarf es dazu, nicht großer Gebärden, nicht einmal der Tränen. Sieht doch echtes Mitleid so scharf, daß ein Blick, ein Laut, ja ein gepreßtes Schweigen die ganze Hilfsbereitschaft wecken kann, in dem das Wesen des Mitleids begründet liegt.

* * *

Ich kann mir keine höhere Gabe denken als die, tröstend und lindernd über die Erde zu gehen. Und da wir diese Gabe nur durch Leiden erlangen, kann so das Leid zur Quelle höchsten Lebens, der höchsten Befriedigung werden.

Ob wir durch diese Erkenntnis nicht der Lösung des dunkeln Rätsels aller Erdennot nahe kommen? Ob nicht die Entwicklung der Menschheit zur Menschlichkeit nur möglich ist, weil ihr die uralte Erfahrung des Schmerzes zugrunde liegt? Ob nicht der ganze Aufbau unserer Kultur mit ihren Bestrebungen des Ausgleichs, der Fürsorge und Schonung, mit ihrem Verantwortungsbewußtsein und Allgemeinsinn ganz und gar auf dem Fundament verschollenen, scheinbar sinn- und zwecklosen, unerhörten Menschenjammers ruht, der langsam und auf unsichtbaren Pfaden erst die Wenigen, dann die Vielen und endlich Alle zum Bewußtsein erzieht, daß alle Menschen Brüder sind?

Kein menschliches Auge wird je die verborgenen Fäden sehen, die sich aus dem dreißigjährigen deutschen Jammer des großen Krieges in unsere Zeit herüberspinnen. Kein menschlicher Geist wird die Zusammenhänge aufdecken zwischen unserer Zeit, in der Leib und Leben heilig und jedem von Staatswegen so sehr gesichert sind, daß jede Selbsthilfe verpönt ist (einer Zeit, die freilich auch ihre eigene Grausamkeit hat, aber nicht vorwiegend durch menschliche Willkür und völlig verschwindend gegenüber den blutigen Greueln versunkener Jahrhunderte), und den Zeiten des Hexenwahns, der Glaubensgerichte, der Folter und der Scheiterhaufen. Und doch sind sie da, diese Fäden und Zusammenhänge. Und doch sind jene Zeiten nicht einfach versunken und ein ganz neues Geschlecht heraufgekommen, das nichts mehr mit der Grausamkeit und den Leiden der damaligen Menschheit verbindet.

Das mutige Erbarmen eines Friedrich von Spee wirkt heute noch, und unmöglich ist es, die zum Himmel schreiende Not jener Zeit nur als eine völlig zwecklose, dunkle Verirrung anzusehen mit Taten und Leiden, die für alle Zeiten fruchtlos bleiben mußten. Dem Geist, der das versucht, muß das Weltall auseinanderfallen. Wir würden manch einen Gedanken nie gedacht, manch eine Empfindung nie erfahren haben ohne jenes von der Jetztzeit so gern vergessene, unsägliche, millionenfache, jahrhundertelange Leiden, ohne jene furchtbare

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erfahrung der Menschheit, die ebensowenig einflußlos geblieben sein kann wie irgendeine andere allgemeine Erschütterung bis hinauf zu den Kriegen und Fahrten der grauen Vorzeit.

Es scheint mir völlig gewiß: Jene Jahrhunderte haben von der Schmerzenslast der Menschheit vorweggenommen, sodaß wir vor unzähligen seiner Schrecken heute sicher sind. Und was die Opfer der Folterkammern und Richtplätze, der schonungslosen, unmenschlichen Kriege erduldeten, das war ein stellvertretendes Leiden, aus dem langsam, langsam das Erbarmen erwuchs und die tätige Menschenliebe, die uns losgekauft haben von Gefahren, die einst jedes Leben täglich bedrohten.

* * *

Trost und Hilfe zu bringen, ist die Pflicht und das wundervolle Vorrecht derer, die gelitten haben. Es gibt kein Menschenleid, das völlig sinnlos und vergebens wäre, das nicht irgendwie Frucht trüge, einen geduldigen Mut und mitempfindende Güte.

Und doch, wie soll man Trost bringen, wo nichts als Leid ist? Erscheint es nicht fast als Vermessenheit, vor einem unabänderlichen Kummer von Zukunftshoffnung zu sprechen? Und ist nicht jeder Trost im tiefsten Grunde ein Hinweis auf eine bessere, erträglichere Zukunft, wenn er nicht nichtig ist? Dem Leiden aber ist alle Zeit Gegenwart, eine ewig gleiche, endlose, ununterbrochene Dauer des Schmerzes, davor man verstummen muß. Davor man verstummen müßte, wüßte man nicht, daß hinter den Dingen und Ereignissen dieses Lebens ein Anderes sich verbirgt, das vielleicht keinen Namen hat, das wir aber unwidersprechlich spüren.

Wer es leugnet, verneint damit jedes Gefühl und jedes Denken. Mit dem Besten, das wir haben, mit eben diesem Fühlen und Denken, sind wir hinausgewiesen auf ein Unsichtbares. Die materialistisch-mechanische Weltanschauung hat nicht das Recht, die hier wurzelnden Begriffe, die vom Stofflichen ewig unabhängig sind, herüberzunehmen und ihr Weltbild damit zu schmücken. Tut sie es doch — und sie wird ewig nicht umhin können, es zu tun —, so fehlt ihr die Folgerichtigkeit, die wir von jeder Weltanschauung erwarten dürfen. Und tut sie es nicht, so muß sie freilich auf jede Möglichkeit des Trostes verzichten.

Ohne alle Frage, stellen wir uns auf den Standpunkt, daß alles Sein sich im mechanischen Hergang des ewigen Wechsels erschöpft, so versagt vor jedem Verlust die Möglichkeit des Trostes. Dem aber widerspricht unser innerstes Gefühl, unsere ganze innere Erfahrung. Unser Innenleben ist unendlich und grenzenlos. Wir können uns nicht mit einem Glück zufrieden geben, das uns hier jeden Augenblick unter den Händen zerbrechen kann. Sind wir doch so geartet, daß uns nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Glück von ewiger Dauer wahrhaft befriedigen könnte. Wir sind gar nicht imstande, uns eine Liebe vorzustellen, die stirbt, eine Treue, die erlischt, ein Gedenken, das endet. Selbst vor der Vorstellung des Todes stockt unser Denken nur einen Augenblick, und schon im nächsten schwingt es sich in ewig kühnem Suchen über die Kluft an das jenseitige unbekannte, kaum geahnte Ufer. Unser Bewußtsein kann nicht im Bodenlosen enden, selbst unser körperliches Empfinden lehnt sich dagegen auf.

Immer wieder empfinden wir es, daß wir in eine Welt hinüberragen, die von menschlichem Willen so unabhängig ist wie unbegreiflich für den menschlichen Geist. Und was wir je wirklich innerlich besessen haben, ist dort verankert.

Es ist ja keine Welt, die gänzlich jenseitig wäre. Wir sind jetzt schon Bürger jenes Reiches jenseits der Erscheinung und haben jetzt schon Teil daran.

So gibt es selbst für die dunkelste Trauer eine lichtere Zukunft, die sich ihr früher oder später sicherlich offenbaren wird. Doch auch die Gegenwart des Schmerzes ist nicht ohne Segen. Wir alle haben schon angesichts eines großen Leides einmal die Würde des Schmerzes empfunden, die jedem, der eines starken Gefühls fähig ist, die höchste Ehrfurcht abfordert, die uns etwas ahnen läßt, von der ganzen Größe, zu der der Mensch sich aufzuschwingen vermag, von der ganzen Erhabenheit des Menschentums.

Carlyle fand das tiefe Wort: „Nicht Freuden, sondern Leiden und Tod sind der betörende Zauber, der tapfere Herzen unwiderstehlich anzieht." Das haben Tausende empfunden. Und wer würde es wagen, sich alles Leid von der Erde fortzudenken? Wer möchte rückschauend die Schmerzen missen, die sein Leben in alle Tiefen aber auch in alle Höhen geführt haben, ohne die er nicht Teil hätte am allgemeinen Menschenlos, das ihn mit allen Herzen auf Erden verbindet?

Ich weiß nicht, ob wir uns nicht vielleicht die unsterbliche Seele erst erringen müssen auf harten Wegen. Eins aber weiß ich: vor der inneren Armut eines völlig leidlosen Lebens erschrecken wir und fühlen es unwiderleglich, daß ihm das Höchste vorenthalten blieb.

**Melanie Ebhardt.**

## Die Pfadfinder.

Wie stehen Sie denn zu den Pfadfindern? Ist das was? Ist dabei nicht zuviel Soldatenspielerei? Solche Fragen kommen oft an den Vortrupp, und Manche glauben wohl, weil wir vom Wandervogel viel halten, lehnten wir die Pfadfinder ab. Meist zeigt es sich, daß der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fragende die Pfadfinderbewegung nicht kennt. Wer die Bewegung richtig beurteilen will, muß schon einmal die Tatsachen betrachten.

Auch die Pfadfinder sind, wie der Wandervogel, aus der Not unserer Zeit entstanden. Die Pfadfinderbewegung ist eine Frucht unserer afrikanischen Kriege. Ihre Entstehung wird am besten durch ein Lichtbild dargestellt, das Major Bayer aus Afrika mitbrachte und im Pfadfinderbuche wiedergab: Ein Buschmann verfolgt eine Spur, ein deutscher Soldat folgt ihm. Der nackte Neger geht mit federndem Schritt durch das Steppengras. Sein Oberkörper ist vornübergeneigt, sein Kopf vorgestreckt. Die schlanke Gestalt ist wie eine Rute gebogen. An der Haltung sieht man, daß der Gang dieses Menschen ein Kunstwerk ist. Der eine Fuß tastet voran, der andre trägt das Körpergewicht. Hinter dem Manne — welch ein Gegensatz! — stampft der europäisch gekleidete, mit der Wildnis unvertraute Soldat. Der Beschauer des Bildes fühlt: der Neger gehört in die Steppe, dieser Soldat aber nicht. Der wird gleich Durst bekommen oder rauchen müssen; er wird stark schwitzen. Ihm mangelt es an Gewandtheit und an jener dem Sohn der Wildnis durch Generationen ererbten Fähigkeit, sich der Natur der Steppe anzupassen. Das fühlten in diesem Kriege auch die Einsichtigen unter den deutschen Offizieren. Die deutschen Soldaten haben sich in Afrika durch Todesmut, Willenskraft, Gehorsam ausgezeichnet. Aber in dem ungewohnten afrikanischen Gelände fehlte ihnen etwas zu wirklicher Kriegstüchtigkeit. Und was da fehlte, konnte keine Armeeverordnung bringen; es mußte der deutschen Jugend gegeben werden, damit sie dereinst die Armee mit neuem Geist durchdringe.

Unsern Kämpfern aus China, Afrika und der Südsee mußte der Gedanke des Pfadfindertums von selbst kommen. In England war eine ähnliche Jugendbewegung schon geschaffen worden, das ermunterte zu schnellerer Ausführung. Zwei Afrikaner sind denn auch die Gründer der deutschen Pfadfinderbewegung geworden, ein Arzt und ein Offizier: Oberstabsarzt Dr. A. Lion und Major Maximilian Bayer.

Die Pfadfinderbewegung kam anfangs in den Ruf, den Engländern nachgeahmt zu sein. Ihre Gründer zeigten sogleich, daß sie in irgendeiner Form gewiß in Deutschland entstanden wäre als eine Folge der afrikanischen Erfahrungen, daß aber die Engländer für eine solche Bewegung bereits Formen geschaffen, die sich als zweckmäßig erwiesen hatten. Dann sagte man, sie sei als Jugendbewegung viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu militärisch. Aber grade den Pfadfindern kann man das nicht nachsagen. In allen ihren Schriften findet man immer wieder die Mahnung: keinen Drill, kein Exerzieren, keine Abzeichen und Auszeichnungen; nur Pfadfinderei. Endlich hieß es, ihre Stellung zum Alkohol sei nicht klar genug. Hierzu ist zu sagen, daß die Pfadfinder immer mehr darauf hinwirken, sämtliche Führer zu einer klaren Stellungnahme, das heißt zur Abstinenz, zu bringen, und daß ein großer Teil der Führer bereits abstinent ist. Sonst wäre eine solche Bewegung ja auch heute schon aussichtslos.

Was ist das Wesen der Pfadfinder? Denken wir an das Bild der beiden Spürer. Der weiße Mann ist nicht fähig, die Spuren der Wildnis zu lesen; er muß den Neger zu Hilfe nehmen. Hier kommt eine wichtige Feststellung: Als der Europäer mit dem Neger in Berührung kam, war er blind gegen dessen Gaben. Das Schlagwort vom „minderwertigen Farbigen" beherrschte ihn. Aber es war nur ein Schlagwort: Das Bild des schwarzen und des weißen Pfadfinders zeigt deutlich genug, daß in dem vorliegenden Falle der Schwarze nichts weniger als minderwertig ist, und es gibt zu denken, daß die Neger eben doch eines Tages unsere Lehrmeister wurden. Solange sie ihre Gaben selbstlos in den Dienst des weißen Halbgottes stellten, fand der kaum ein Wort der Anerkennung. Sie führten ihn durch die Wildnis, machten ihn zum Entdecker großer Länder, sie bauten seine Eisenbahnen, lenkten seine Maschinen; der weiße Mann wollte nicht sehen, daß auch unter schwarzer Haut bewundernswerte Gaben lebten. Erst als die Schwarzen ihre Gaben gegen den Weißen benutzten, wurde er sehend. Schwer mußte er nun seinen Dünkel büßen. Beschämt mußte er eingestehen, daß es doch Fähigkeiten gab, in denen ihm der Neger überlegen war. Wohl unserm Vaterlande, daß sich Männer fanden, denen das keine Ruhe ließ. Es gibt ja Leute genug, die nicht von ihrem Hochmut abgehen; die Gründer der Pfadfinderbewegung aber fühlten die Pflicht, einen neuen deutschen Mann hinzustellen, dem Niederlagen, wie die auf dem Bilde dargestellte, künftig erspart blieben. Hier liegt das, weshalb wir vom „Vortrupp" die Pfadfinderbewegung als Bundesgenossin empfinden. Mit Ernst und Bescheidenheit gestanden sich die Gründer, daß aus deutscher Jugend auch sittlich und geistig noch etwas Besseres werden könnte, wenn man ihr den Willen brachte, „Pfadfinder" zu sein. Und ohne lange die Schwächen des Deutschen zu nennen, ohne den Michel, den Bierphilister, den Streber beim Namen zu rufen, wurde mit schelmi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scher Freude die Gestalt des neuen deutschen Ritters vorgezeichnet, die den Deutschen von gestern beschämen muß.

Welchen Jungen soll's nicht begeistern, wenn ihm gesagt wird: „Auch für dich, auch für dein Alter gibt es ein ‚Allzeit bereit'"; statt des trostlosen Tadels: Du bist eben in den Flegeljahren. Wie war das früher traurig, als der Gebrauch herrschte, junge Leute zu ducken, nur weil sie noch nicht erwachsen waren, als man unfähig war, die besonderen Kräfte der Zeit des Reifens anzuerkennen. Das Pfadfindertum hat dieses Verständnis. Darum wendet es sich an die Jugend mit seinem Ritterbegriff.

Der Herausgeber des Pfadfinderbuches, Dr. Lion, erinnert an die Ritterpflichten des Mittelalters, wiederholt Friedrich Ludwig Jahns Worte an die Turner und sieht in der Pfadfinderbewegung ein Wiederaufleben der eigensten Gedanken Jahns. Jahn spricht von dem Adel des Leibes und der Seele, will den Turner nicht nur stark und wehrhaft, sondern auch tugendsam und tüchtig, rein, keusch, kühn und wahrhaft. Wer kennt nicht das Frisch-frei-froh-fromm unserer Turner! Aber es war uns mitunter so, als ob diese Worte nicht mehr ganz Inhalt hatten: sie rochen etwas nach dem feuchten Staub geschlossener Turnhallen, und frische Luft tat der alten, guten Sache not. Es ist ein vaterländisches Verdienst Dr. Lions, die zehn Gebote der Pfadfinder zusammengestellt zu haben. Diese Gebote sprechen von Ehre, Treue und tätiger Nächstenliebe, von höflicher Art und frohem Wesen; von Tierliebe, Selbstzucht, Gehorsam und Sparsamkeit. Sie suchen die sozialen Klüfte zu überbrücken, die unser Volk zerreißen. Dieser Geist soll die pfadfindende Jugend einigen. Froh ziehen die jungen Menschen hinaus, um mit den Kräften der Natur wieder vertraut zu werden. Wind und Wetter, Sonne und Mond sprechen neu zu ihnen; Jahreszeiten werden neu entdeckt, der Freund, der Kamerad, der Mensch gefunden. Opfer werden gebracht, um mit der Natur Zwiesprache halten zu dürfen. Man tummelt sich auf dem Boden der Heimat; das erzieht. Da hat man auch wieder ein Vaterland, erkennt, wie das, was auf gleichem Boden wächst, auch gleiche Aufgaben in der Welt hat. Im freudigen Bewußtsein der künftigen Leistung wählt sich der junge Mensch das Vorbild edler Ritterlichkeit und findet dann leichter die Kräfte, die auch im Leben hinaufführen.

Es wird oft gefragt, was deutsch sein heiße? Wir haben in neuer Zeit die wunderlichsten Antworten darauf gehört. Jede Antwort,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die das Wort „deutsch" nicht wieder mit enthält, ist eine Anmaßung und sagt schließlich nichts weiter als: Deutsch sein, heißt, sich etwas einbilden. Oder umgrenzen etwa die folgenden Sätze gerade den Begriff „deutsch": „Deutsch sein heißt, eigentümlich sein" (dabei ist niemand eigentümlicher als ein Südseeinsulaner). „Das Schwert scharf und bereit halten" (das tun Massai und Siouxindianer auch). „Eine Sache um ihrer selbst willen tun" (jedes Kunstwerk wird, auch von Angehörigen anderer Nationen, um seiner selbst willen geschaffen. Unsere ganze Kolonialpolitik aber wäre demnach undeutsch, wo sie künstlerische Völker veranlaßt, für Lohn zu arbeiten).

Wie anders fällt die Antwort aus, wenn wir uns nicht scheuen, das Wort deutsch in dem Antwortsatz zu wiederholen: Etwa: „Deutsch sein heißt, dem deutschen Pflichtbegriff leben". Wie kann man deutsch sein, ohne sich den Schatz deutscher Kultur anzueignen! Niemand wird ohne Arbeit deutscher als andere, die zufällig auch im deutschen Volke leben. Wer die Gedanken deutscher Männer nachdenkt, wer sich an deutscher Kunst bildet, wer dem Beispiel großer Deutscher folgt und Opfer bringen lernt, wie sie: der allein hat ein Recht, sich lauter als Andere deutsch zu nennen.

Nun sehe man sich die Gebote der Pfadfinder an und entscheide selbst, ob es willkommen sei, von einem Deutschen zu wissen, daß er wie ein Pfadfinder ist. Wenn Bereitschaft an Stelle der Trinkfestigkeit tritt, wenn Höflichkeit jeden Rest von Aufgeblasenheit verdrängt, wenn kein Standesdünkel mehr hindert, von Mensch zu Mensch zu sprechen: wer in aller Welt macht uns dann den Deutschen nach? „Ein Deutscher!": es hängt von uns ab, was das heißt. Die Pfadfinder wollen jedenfalls den Willen zu einem besseren deutschen Menschen in unserer Jugend erregen.

Was sie von vielen gleichstrebenden Jugendbewegungen unterscheidet, ist die unbedingte Hochachtung vor erwachsenen Führern. Der Leutnant, der Hauptmann, der Oberlehrer sind, wenn sie Pfadfinder führen, anerkannte Befehlshaber. Noch mehr: gerade das Ansehen dieser in unserm Staate unentbehrlichen Berufe wird benutzt, um neue Pfadfinder zu werben.

Immer wieder wird den Jungens das Bild gezeigt: der Generalfeldmarschall spricht mit einem Pfadfinder, der Erbswurst gekocht hat; rechts der Reichsfeldmeister, links der Landesfeldmeister. Man mag diese Einzelheit auf die Dauer langweilig finden; doch jeden-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

falls besteht eine wichtige Aufgabe der Pfadfinder darin, den Teil der Jugend an sich zu ziehen, der amtlich beglaubigte Führer will. Es sind nicht die schlechtesten Kräfte unter unsern Jungen und Mädchen, die dieses Bedürfnis haben. Es ist vielmehr ein gesunder Zug, wenn eine Jugend das, was Fr. W. Förster sehr glücklich den „Instinkt für die eigene Unreife" nennt, nicht verloren hat; und ernsthafte Leistungen im Mannes- und Frauenalter (besonders auch für die Lebensreform) sind häufiger von jungen Menschen dieser Art zu erwarten, als von frühreifen Schreihälsen und Empörern gegen „Elternhaus und Schule". Es hieße einfach die Gesetze der Natur leugnen, wenn man verkennen wollte, daß die überwältigende Mehrzahl der jungen Menschen aller Zeiten und Völker so geartet ist, daß sie zu trefflichen Menschen werden können, wenn sie Tüchtigkeit und edle Denkart lebenserprobter und lebenskundiger Männer und Frauen über sich sehen, während sie sonst ebensoleicht auch dem schlechten Beispiel eines Fuchsmajors oder eines als „Lebensreformer" auftretenden Verrückten oder Schwindlers zum Opfer fallen können.

Die Pfadfinder arbeiten also mit dem Ansehen Erwachsener. Das erlaubt ihnen, ohne allzustrenge Auslese zu werben. Wer zu ihnen kommt und sich Pfadfindergebote zur Richtschnur nimmt, ist ihnen willkommen. Darin liegt zugleich eine Bescheidenheit und ein starkes Zutrauen in die erziehende Kraft des Pfadfindergedankens. Auf welcher Stufe die Erziehung steht, zeigt folgendes: Hauptmann Freiherr von Seckendorff schreibt in einem „Anhalt" für Pfadfinderkorps: „Bei den Übungen soll der Pfadfinder nicht unentschuldigt fehlen. Ein Entschuldigungsgrund braucht nicht angegeben zu werden, weil der Pfadfinder sich keine Notlüge angewöhnen soll. Wenn der Pfadfinder sagt: ‚Ich kann heute nicht kommen', so kann er eben nicht."

Es ist deutlich, daß äußerlich ganz auffallende Unterschiede zwischen den Pfadfindern und den „freien" Jugendbewegungen bestehen. In der Pfadfinderbewegung treten nie die jungen Leute selbst hervor, die bekannten Namen sind immer wieder die der angesehenen älteren Führer. Ein Pfadfinder wird höchstens bei Namen genannt, wenn er eine nach Pfadfinderbegriffen besonders gute Tat getan: einem Kinde das Leben gerettet, einen Brand verhütet hat. Verhimmler der „Jugendkultur" werden darin eine „Schwäche" des Pfadfindertums als Jugendbewegung sehen. Mit Unrecht: Im Kreise

der einzelnen Pfadfinderabteilung selbst setzt sich die Jugend ganz naturgemäß selbst stark durch. Und daß sie keine Gelegenheit hat, vor der Öffentlichkeit zu prunken, ist ein Glück für sie: so wird vermieden, unerwachsene Menschen durch den Schein persönlicher Bedeutung zu schädigen. Die „freien" Jugendbewegungen, soweit sie nicht doch von reifen Menschen als obersten Führern geleitet werden, erkaufen ihre großen Erfolge auch mit erheblichen Opfern an fähigen Menschen, die zu früh eine Scheinverantwortung trugen und dann in einem Alter, in dem die Öffentlichkeit schon mit Reife und Zuverlässigkeit rechnen muß, einen erschreckenden Mangel an Verantwortungsgefühl zeigen. Hier kann getrost die Feststellung erwähnt werden, daß es sich in solchen bedauerlichen Fällen besonders oft um Menschen handelt, die nicht Heeresdienst geleistet haben, und im Pfadfinderbund wird eben — ohne schädliche Soldatenspielerei — der gute Geist gepflegt, der in Deutschlands Heer und Flotte als Zucht und Selbstzucht zutage tritt.

Es wäre nun durchaus verkehrt, wenn wir die gesunden Jugendbewegungen unterscheiden lernen wollten, um sie zu trennen. Lieber wollen wir das Gemeinsame erkennen und uns freuen, daß es überall dasselbe, aufwärtsführende Gute ist.

Die einzelnen Jugendbestrebungen lernen voneinander, was heute wirksam ist. Pfadfinder nehmen von den Wandervögeln die Reigentänze, das Lied, die Wanderkunst; oft haben auch die Pfadfinder ein neues Mitglied entdeckt und schließlich dem Wandervogel zugeführt, weil es, seiner Persönlichkeit nach, dort noch besser wirken konnte. Wandervögel wiederum nehmen von Pfadfindern die Kriegsspiele. Wie sollte es auch anders sein! Das große Gemeinsame ist wieder die Lebensreform. Oder kann ein Pfadfinder die Fragen umgehen, wie er leistungsfähiger und gesünder wird, welches die Wege zu einfacher Lebensführung sind, wie er sein Leben selbst vertiefen kann? Ein Führer, der berauschende Getränke trinkt, raucht, schlemmt, Karten spielt oder Geschmeide trägt, wird auch bei echten Pfadfindern nichts gelten. Die Wandervögel aber sollten von der deutschen Zucht und Selbstzucht der Pfadfinder unter anderem lernen, wie man sich die Gestalten vom Leibe hält, von denen Walter Hammer in der Nr. 16 des „Vortrupp" von 1914 und Wilhelm Schwaner in seinem „Volkserzieher" mit Recht als vor den Totengräbern des Wandervogelgedankens gewarnt haben. Sie werden es auch tun, wie alle ihre ehrlichen Freunde bestimmt hoffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Pfadfinder schließen sich weder gegen andere Jugend, noch gegen andere Menschen überhaupt ab. Beweis dafür unter anderm ist, daß sie ebenso wie die Wandervögel nur eine Eisenbahnklasse kennen: die billigste. Wenn das so weiter geht, wer weiß, welche gute Folgen das hat!*) Man wird vielleicht in Deutschland später nur noch unterscheiden zwischen Wagen, die für Menschen, und Wagen, die für Vieh eingerichtet sind, und nicht zwischen vier Wagenklassen, in denen sich die Deutschen gegenseitig vornehmer vorkommen sollen. Jetzt, wo die Jugend, die sparen will, mit dem Volk zusammenfährt, das sparen muß, erkennt sie, daß die Menschen der vierten Wagenklasse vermöge der dazu eingerichteten Oberschenkel gerade so sitzen können, wie andere, und daß es auch für sie gut ist, wenn sie sich die Hände waschen können. Sollte aus dieser Jugend ein Eisenbahnminister hervorgehen, so wird er alle Wagen für Menschen so einrichten, daß sie eine Stätte der Volkserziehung werden; vor allem der Erziehung zur Reinlichkeit. Schon jetzt hat unsere Jugend aus der vierten Klasse etwas geschaffen, was staatliche Bildungsstätten nie erreicht hätten. Man bedenke, daß diese Jugend das nur leisten konnte, weil sie das Beispiel der Einfachheit gab. Natürlich kann niemand in der vierten Klasse fahren, der plötzlich Frühstückswein und Brötchen mit Kaviar oder einen Zigarettenbehälter hervorzieht. Wer Luxus treibt, leidet in einfacher Umgebung Qualen. Er muß sich deshalb abschließen und sich einbilden, er müsse sich etwas einbilden. Wer aber noch einfacher lebt als das Volk, wer aus dem Rucksack ein trockenes Stück Schwarzbrot hervorholt und die Aluminiumdose mit Dörrobst kreisen läßt, der fühlt sich nirgends wohler, als im Wagen mit Bauern und Arbeitern. Während sie die neuen Dörrbananen kauen, bitten ihre Augen schon: nun gib uns auch von dem, was du gelesen und erwandert hast, während wir die Hand am Pflug und Hobel hatten. Es ist rätselhaft, daß sich Volkserzieher bisher einbilden konnten, das Volk durch Reden und Geldspenden zu erziehen, und die beste Gelegenheit vermieden, mit dem Volke zusammen zu sein. Die neue Jugend sagt sich: ist wirklich eine Wagenklasse schmutziger, als ich es leiden mag, oder ist der Ton dort gemein, so fahre ich so lange darin, bis mein Beispiel Schule gemacht hat; ist eine Einrichtung

*) Ist diese Äußerung ausgeprägten Volksgefühls nicht eine Prophezeihung der wunderbaren Einigkeit gewesen, die sich in unserm Volke so überraschend und überwältigend seit Beginn des großen Krieges kund tut?

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlecht, so werde ich helfen, daß sie gebessert werde. Im Verkehr mit dem sparenden Volke lernt die wandernde Jugend auch den letzten Rest von Luxus meiden.

Ich habe angedeutet, wohin der Pfadfindergedanke führt: Er muß, wie alle gesunden Jugendbewegungen über die Lebensreform zu dem neuen deutschen Menschen führen.

Jede Jugendbewegung hat in erster Linie die Aufgabe, das vorhandene Triebleben der Reifezeit zu bändigen, um junge Menschen unbeschädigt in die Schönheiten des tätigen Lebens hineinzuleiten. Diese Aufgabe allein ist wichtig; sie schließt nicht aus, daß man den Sinn der jungen Menschen in bestimmter Richtung lenkt. Verwerflich ist es, die Jugend für irgendeine der politischen Parteien von heute gewinnen zu wollen, und wo das durch Ablenken auf jugendliche Dinge verhindert wird, ist bereits Gutes getan. Eine deutsche Jugendbewegung aber, die Größeres aufbauen will und deshalb tiefer gräbt, findet gerade in Deutschland einen sicheren Grund in dem Bekenntnis des praktischen Idealismus. Seit Reinhard Streckers Rede auf dem ersten deutschen Vortrupptage kann es niemandem zweifelhaft sein, daß es kein Tasten mehr zu geben braucht, wenn die Aufgabe der Jugend angepackt werden soll; denn Fichtes Bekenntnis des praktischen Idealismus ist das Bekenntnis der Jugend. Die Pfadfinder können sich auf Fichte berufen, der sagt: „Wir müssen uns haltbare Grundsätze bilden, die all unserm Denken und Handeln zur Richtschnur dienen, Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein. Wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden und die fremden Kunststücke von uns werfen: Um es mit einem Worte zu sagen: Wir müssen uns Charakter anschaffen."

Das „Allzeit bereit" der Pfadfinder ist richtig empfunden; es ist der Entschluß zu einem neuen und gewissen Geiste des Lebens, den Fichte und seine heute wirkenden Verkünder wollen. Ein rechter Pfadfinder soll „das Ich einer geistigen Welt gegenüberstellen, für die er selbst die Verantwortung fühlt und soll dem Gedanken leben, daß die Welt mit ihm beginne".

Wie er das kann, zeigt heute ein Vortrupp deutscher Männer.

**Hans Paasche.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Was andre sagen

Neue Hamburger Zeitung. Beilage zu Nr. 364, Abendausg. v. 6. August 1914.

Kriegsleid. Von Pastor Heydorn.

Fein abgewogene Diplomatenworte sind durch das Gebrüll der Kanonen abgelöst worden. Der entsetzliche Krieg, den wir so lange schon fürchteten und haßten, ist da. Unsere Gatten, Söhne, Brüder, Väter ziehen hinaus und müssen uns furchtbarem Weh überlassen. Die kleine freundliche Existenz, die eben mühsam errungen war, ist vernichtet, und unsere Herzen werden aufs grausamste zerfleischt. Was soll nun werden?

Nun, jedenfalls das soll zunächst werden, daß die große Zeit nicht ein kleines Geschlecht findet. Wie mögt ihr Frauen und Mütter wohl jammern und kleinmütig sein, wenn eure Männer und Söhne tapfer und starkmütig dahingehen! Wie mögt ihr wohl um Gut und Brot klagen, wenn von jedem große Opfer gefordert werden! Der eiserne Gang der Weltgeschichte zwingt uns ein schweres Jahr auf den Nacken, aber gerade darum und dann ziemt es sich, das Haupt hoch zu tragen und den Weg der Edlen zu suchen und zu gehen.

Die Hände gen Himmel recken und um Hilfe flehen, das macht es nicht. Sondern darauf kommt es an, daß in unser Herz ein großes heiliges Gefühl einzieht, ein Gefühl der Stärke, das uns die Bitternis und den Schmerz überwinden läßt, ein Gefühl der Würde, das es uns unmöglich macht, in dieser Zeit zu tändeln und leichter Musik und seichten Genüssen zu frönen, und ein Gefühl der Blutsverwandtschaft mit allen Gliedern unseres Volkes, sodaß wir nicht anders können als in Güte einander helfen. Wie die Wandervögel und andere schon aufs Land gehen, um unentgeltlich die Ernte mit zu bergen, so werden die Wohlhabenden die Zentralkasse füllen, aus der die Notleidenden gespeist werden sollen. Aber nichtswürdig die Frauen, die sich nur auf diese Hilfe verlassen, die nicht selbst die Hände regen und von der Arbeitsgelegenheit, die beschafft werden wird, Gebrauch machen. Alle sollen wir uns verwandt fühlen und alle etwas leisten, was entweder den Brüdern im Felde oder den Zurückgebliebenen zugute kommt. Da kann es kein Feiern und kein stilles Betrachten geben. Ein jeder schaue sich um, wo und wie er helfen kann. Mit schweren Fittichen rauscht die eiserne Zeit von 1813 wieder über uns dahin, jene Zeit, aus der ein neuer, ein reiner und guter Geist emporwuchs. Laßt uns das Rauschen recht verstehen: nicht jammern, nicht verzweifeln, sondern das Haupt in die Wolken und Gutes tun ohn' Unterlaß!

# Rund um uns

## Aufruf!

Deutsche Männer und Frauen! Es ist uns wohl noch nie so klar geworden wie eben jetzt, wie wichtig es ist, mit den vorhandenen Nahrungsmitteln hauszuhalten. Es ist nicht nur unnötig, es ist eine gewaltige Gefahr für unser Volk, wenn nach wie vor die

Vernichtung von Nahrungsmitteln, die zur Ernährung von

**Millionen Menschen**

ausreichen, durch Brennen und Brauen fortgesetzt wird. Kartoffeln gehören jetzt auf den Tisch, nicht in den Maischbottich, Gerste muß zum unmittelbaren Nahrungsmittel werden.

Jede Verwendung von Nahrungsmitteln zur Herstellung entbehrlicher Genußmittel treibt die Lebensmittelpreise höher!

Sollen wir uns schon in Friedenszeiten aller berauschenden Getränke enthalten, um wie viel mehr jetzt während des Krieges; tut doch unsern wackren Kriegern nichts mehr not als ein klarer Kopf und eine sichere Hand. Jeder Deutsche wird gern auf ein Genußmittel Verzicht leisten, nun es für uns um unser Dasein als Volk geht.

Manche Brauereien stellen schon jetzt völlig alkoholfreie Erfrischungsgetränke her; das sollten alle für ihre Pflicht halten, wie auch alle Brennereien Alkohol nur für industrielle Zwecke herstellen sollten.

Deutsche Männer und Frauen, wirkt für den Erlaß eines Brauverbotes!*)

**Der Deutsche Vortrupp-Bund.**

**Liebesgaben.** Unter den vielen erfreulichen Erscheinungen, die wir seit Anbeginn des Krieges in unserm Volke gesehen haben, steht obenan eine großartige, in allen Volkskreisen sich zeigende, Opferwilligkeit. Jeder will an seinem Teil dazu beitragen, daß die Schrecken des Krieges gemildert und der Sieg errungen werde. Keiner will da zurückstehen. Der Geist, der diese Opferwilligkeit erzeugt, ist der Geist einer großen, gewaltigen Zeit.

Aber der Wunsch, zu helfen und Opfer zu bringen, allein genügt nicht. Unbedingt notwendig ist, daß man in einer Zeit, wo jede der Allgemeinheit erwiesene Wohltat doppelt wiegt, so zweckmäßig wie irgend möglich zu Werke geht und sich keiner Kraftvergeudung schuldig macht. Nun scheint es aber wirklich, daß Viele von uns in der Äußerung ihrer Opferwilligkeit noch etwas ungelenk sind; und besonders bei der Sendung von Liebesgaben an unsre tapfren Krieger zeigt es sich, daß vielfach der dringende Wunsch, sofort zu helfen, nicht von den notwendigen ruhigen Erwägungen begleitet gewesen ist, was unsern Soldaten wohl not tue. So kommt es, daß an manchen Orten Waren abgesandt wurden, die im Felde nur von geringem Werte oder — was schlimmer ist — dem Empfänger geradezu schädlich sind. Wir erhielten von mehreren unsrer Freunde, die im Felde stehen, die Nachricht, daß die Mehrzahl der eintreffenden Liebesgaben aus alkoholischen Getränken und Tabak bestehe.

Über den Wert oder Unwert des Tabaks soll in diesem Zusammenhange nichts gesagt werden. Aber daß die Alkoholsendungen unter den Liebesgaben die denkbar verfehltesten sind und geradezu von verhängnisvoller Bedeutung werden können, müssen wir laut und deutlich aussprechen. Wenn je ein Feldzug von jedem einzelnen Mann die Hergabe aller Hirn- und Muskelkräfte forderte, so ist es dieser gewaltige Krieg, den wir jetzt zu durchkämpfen haben. Die Zeiten, in denen man glaubte, die Krieger durch Alkohol anfeuern zu müssen, sind längst vorbei. Ein unbetäubtes Gehirn und eine sichere Hand ist die unerläßliche Forderung, die man an den Feldsoldaten von heute stellt. Von der Erfüllung dieser Forderung hängt viel, hängt möglicherweise Alles ab. Wir dürfen nichts — aber auch nicht das Geringste — tun, was die Siegesfähigkeit des einzelnen Mannes oder des ganzen Heeres irgendwie vermindern

*) Unsere Leser finden den Aufruf auch im Anzeigenteil dieser Nummer (auf S. X). Wir bitten, diese Seite des Anzeigenteils auszuschneiden und den Aufruf nach Möglichkeit zu verbreiten.

Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

könnte. Wer unsern Truppen geistige Getränke spendet — und mag das aus der besten, edelsten Absicht geschehen — begeht eine Tat, die er nicht verantworten kann.

Es sei übrigens bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Mehrzahl der Korpskommandeure eine Aushändigung von alkoholischen Getränken und andern nachteiligen Liebesgaben an die Mannschaften garnicht zulassen wird. Soviel uns bekannt ist, sind wenigstens bei Truppenbeförderungen von den Erfrischungen, die den Soldaten an den Bahnhöfen gereicht werden, berauschende Getränke grundsätzlich ausgeschlossen.*)

Wer also unsern wackren Söhnen im Felde eine Wohltat erweisen und Liebesgaben senden will, der erwäge zuvor, was gut und zweckmäßig ist. Sendungen, die voraussichtlich keine zu lange Fahrt zu machen haben, sollten immer in reichem Maße frisches Obst enthalten. Auch Dörrobst, reine Fruchtsäfte u. dgl. leisten gute Dienste. Aber unter keinen Umständen Alkohol!

Im übrigen werden wir wohl bald die besondren Wünsche unsrer Krieger und der Kommandostellen hören.

Vortrupp.

**Hilfe im Kriege.** Wir sind gebeten worden, den folgenden Aufruf zu veröffentlichen, den der Frauenausschuß der Ortsgruppe Cöln des Deutschen Vortruppbundes an alle Mädchen und Frauen der übrigen Vortrupp-Gruppen richtet. Wir sind überzeugt, daß dieser Aufruf an vielen Orten Widerhall und das gute Beispiel unsrer Cölner Vortrupp-Freundinnen Nachahmung finden wird.

Vortrupp.

Aufruf an alle Mädchen und Frauen des Deutschen Vortrupp-Bundes!

Deutschland in Wehr und Waffen, dem Feind zieht entgegen wer kann. Viele von uns werden unter dem Banner des Roten Kreuzes ins Feld ziehen, zu schwerer Arbeit; andere werden in den Lazaretten tapfer und hilfsbereit dem Elend und der Not des Krieges ins Auge sehen.

An die, welche aus irgendeinem Grunde sich nicht zu dieser Arbeit stellen können, richten wir unsre Worte. Wir möchten einen Weg zeigen, zu helfen und zu wirken, in der Fürsorge der Frauen und Mütter, die ihren Ernährer hergeben müssen und voll Bangen in die Zukunft sehen.

Die Ortsgruppe Cöln war mit der Gründung einer Heimarbeitvermittlung auf sozialer Grundlage beschäftigt, als die großen Tage und ihre Ereignisse kamen und von jedem seine ganze Kraft, sein ganzes Können forderten.

Wir haben stramm gearbeitet und sind nun so weit, daß wir in kurzem unsre Heimarbeitvermittlung eröffnen können, wir haben Aufträge für die Verwaltungen, Krankenanstalten, Bekleidungsämter usw. in Aussicht, wir werden der Frauenhilfe angeschlossen, die unter dem Protektorat der Kaiserin

---

*) Kurz vor Drucklegung dieser Nummer des „Vortrupp" ging der Schriftleitung vom stellvertretenden Generalkommando des IX. Armeekorps die folgende Bekanntmachung zu:

Altona, den 11. August 1914.

Bekanntmachung.

Es ist trotz des mehrfachen Verbots vorgekommen, daß auf Bahnhöfen und Kriegsverpflegungsanstalten Alkohol an Truppen verabreicht worden ist.

An die Bevölkerung richte ich das dringendste Ersuchen, in dieser schweren Zeit mit aller Energie dem Alkoholmißbrauch entgegenzutreten und keinesfalls Truppenangehörige zum Alkoholgenuß zu verleiten.

Ich mache darauf aufmerksam, daß Zuwiderhandlungen gegen die in dieser Beziehung getroffenen Anordnungen die strengste Maßregelung nach den Kriegsgesetzen nach sich ziehen können.

Der kommandierende General.
v. Roehl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht, Hilfskräfte haben sich uns angeboten, die bereit sind, ihre Kraft in den Dienst unsrer Sache zu stellen. Es wird uns gelingen, in einer Schule Räume zu bekommen, in denen wir die Arbeiten aufnehmen und die Arbeiterinnen anleiten. Dann werden wir ihnen ihre Arbeit mit nach Hause geben.

Wir sehen den Segen unsrer Arbeit in folgendem:

Einmal übernehmen wir für die überlasteten Verwaltungen die Ausgabe und Kontrolle sorgfältiger Näharbeit, dann leiten wir kostenlos die bedürftigen Frauen an, wir vermitteln ihnen kostenlos einen lohnenden Erwerb, wir machen es ihnen möglich, bei ihren Kindern zu bleiben und sie zu betreuen.

Unsre Arbeit hat den moralischen Wert der Selbsthilfe, welche wir den Frauen lassen, denn Arbeit ist kein Almosen, es macht sie stolz und stark, mit ihrer Hände Werk zu verdienen und Brot für die Kinder kaufen zu können.

Wir wollen den Frauen helfen in dieser Zeit, mit ihnen tragen und raten; wir wollen sie unterweisen und anleiten, und sind froh, daß wir praktische und erfahrene Helferinnen gefunden haben.

Einen genauen Arbeitsplan werden wir jederzeit gern an Ortsgruppen weitergeben; wir wären froh, wenn andre mit uns diese Wege gingen.

Wir sind eine Tatgemeinschaft. Auf zur Tat denn! Wir alle wollen helfen. Der Vortruppgedanke muß lebendig sein zu ernstem Schaffen!

Draußen im Felde stehen unsre Freunde, die mit uns wirken wollten, den Vortrupp immer größer zu gestalten, sie dienen dem Vaterlande, auch wir wollen und können nicht stille sein; und sie sollen es wissen, da draußen, wir sind am selben Werke, dienen derselben heiligen Sache!

Die Ortsgruppe Cöln des
Deutschen Vortrupp-Bundes.
Der Frauenausschuß:
Mimi Lindemann, Cöln, Marienburg,
Lindenallee 47.

**Gedanken über die Lage der Krankenpflegerinnen*).** Dieser Aufsatz ist uns schon vor mehr als zwei Monaten zur Verfügung gestellt worden. Wir meinen aber, daß er auch jetzt noch, nachdem die Ereignisse der letzten Wochen fast alle Interessen verschoben haben, im „Vortrupp" am rechten Platz ist. Vielleicht gerade jetzt. Wenige Berufe in unserm Vaterlande werden im Augenblicke von so großer Bedeutung sein, wie der der Krankenpflegerinnen. Aus der Anerkennung dieser Bedeutung ist zum guten Teil die Kritik geboren, die der Verfasser übt. Man mißdeute daher diese Kritik nicht. Der Verfasser ist mit uns, wie überhaupt mit jedem verständigen Menschen, darin einig: Hut ab vor jedem Mädchen, jeder Frau, die mit der ganzen Kraft des Leibes und der Seele der Pflege Kranker und Verwundeter dient! **Vortrupp.**

Das Charakteristische für die heutige Kulturentwicklung, soweit sie den inneren Menschen angeht, ist die höhere Bewertung der einzelnen Persönlichkeit, auch der weiblichen. Wer aber einzeln bewertet sein will, der muß auch ein in sich abgeschlossenes Ganzes darstellen, das sittlich und wirtschaftlich sich auf die eigene Kraft verlassen kann. Wir haben wohl noch ein Gefühl für den Zauber einer vor allen sittlichen Gefahren und rauhen Berührungen des Lebenskampfes ängstlich gehüteten Weiblichkeit,— unser Ideal ist aber die sittliche Kraft, die für sich selbst und für die Umwelt innere und äußere Werte schafft und den Kampf nicht zu scheuen braucht. Mag man den Grund dieser Wandlung in besserer Erkenntnis oder in dem Zwange der sozialen Verhältnisse suchen: jedenfalls bedeutet sie den Aufstieg zu einer höheren Stufe in der Entwicklung des Menschengeschlechtes.

Auch auf den Schwesternberuf konnte sie nicht ohne Einfluß bleiben.

---

*) Vgl. den Aufruf „Helft denen, die uns helfen!" in Nr. 14 des „Vortrupp".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu der Diakonisse, die in Anschauungen und Handlungen von ihren Oberen gänzlich geleitet und in den Mutterhäusern von fremden Einflüssen und von wirtschaftlichen Sorgen fern gehalten wird, gesellte sich zunächst die Angehörige anderer Verbände, welche teils in höherem, teils in geringerem Maße auf die Uniformierung der Seelen verzichteten, die Schwestern aber ebenfalls in vollster wirtschaftlicher Abhängigkeit hielten und dadurch einen unausweichbaren Druck zum mindesten auf ihr äußeres Leben ausübten. Daß die Entwicklung hier nicht Halt machte, sondern, parallel zu den außerhalb der Schwesternschaft wirksamen Strömungen, zu den sogenannten freien Schwestern führte, war nur folgerichtig und unausbleiblich.

Ein solcher Übergang zeitigt stets auch häßliche Begleiterscheinungen. Viele der Krankenpflegerinnen waren nicht reif für die Freiheit, und gerade die Freiheit verlockte eine gewisse Zahl minderwertiger Elemente dazu, diesen Beruf zu erwählen.

Eine helfende Tat wurde aus der freien Schwesternschaft selber geboren: der Zusammenschluß von nunmehr über 3000 Schwestern zu einem Verbande, der seine Angehörigen sittlich und wirtschaftlich stützt, — ich meine die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands. Eine andere Hilfe schuf der Staat durch Einführung der Prüfung für Krankenpflegerinnen, wodurch dem Überhandnehmen der sog. „wilden" Schwestern etwas vorgebeugt ist. Wünschenswert wäre nur, daß auch ein leicht sichtbares äußeres Abzeichen den Geprüften verliehen und geschützt würde.

Eine durchgreifende Abhilfe wird aber nur dadurch zu erreichen sein, daß dem Berufe in großer Zahl beste weibliche Elemente von höherer Bildung und sittlicher Reife zugeführt werden. Diese müssen so weit die Mehrheit bekommen, daß ihr Einfluß alles durchdringt.

Daß die steigende Vielseitigkeit in der Krankenbehandlung und Krankenpflege ein immer höheres Maß von Intelligenz verlangt, daß die Schwestern imstande sein müssen, als Gemeindepflegerinnen die Grundsätze einer verständigen, gesundheitsgemäßen Lebensführung und Kinderaufzucht wirksam in das Volk hineinzutragen, sind weitere Gründe für den Ruf nach Schwestern aus gebildeten Kreisen.

Unter den heutigen Verhältnissen ist aber an die Erfüllung dieser notwendigen Bedingung garnicht zu denken. Die zu frühem Tode oder mindestens bald zur Erwerbsunfähigkeit und zu Siechtum führende Überbürdung der Pflegerinnen in der Mehrzahl der Krankenanstalten, die unangemessen geringen Gehälter, die Unsicherheit ausreichender Versorgung für Alter und Invalidität wirken allzu abschreckend.

Etwas verdienen, d. h. Schätze sammeln sollen und wollen die Schwestern nicht; aber daß sie so viel durch ihre schwere und gefahrvolle Arbeit erwerben, um gegen Not und Entbehrungen gesichert zu sein, daß sie vor unverantwortlicher Ausnutzung geschützt werden, das ist ein berechtigtes Verlangen.

Wer sich der Notwendigkeit von Reformen nicht verschließt, wer ein Herz für die Opfer der heutigen Verhältnisse hat, wer die Wichtigkeit einer Besserung im Interesse des allgemeinen Wohls einsieht, wer dem Raubbau mit diesem wertvollen Menschenmaterial, das auch für den Kriegsfall unersetzlich ist, gesteuert wissen will, der kann Näheres durch ein Komitee erfahren, das sich zur Hebung der Lage der Pflegerinnen gebildet hat. Der Unterzeichnete ist, als vorläufiger Schriftführer, zu jeder Auskunft gern bereit.

Zurückdämmen ins alte Bett läßt sich eine Zeitströmung nicht. Darum werden auch Alle, denen die neuere Entwicklung nicht sympathisch ist, gut tun, sich mit den gegebenen Verhältnissen abzufinden und aus ihnen das Beste zu machen, und werden gebeten, sich mit uns zu vereinen, um dem neuen Bette eine Richtung zu geben, in der der Strom seiner Umgebung Segen zuzuführen im Stande ist.

Wilh. Zarnack,
Oberstleutnant a. D., Sondershausen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus den ersten Tagen der Mobilmachung ist mir ein Vorfall bekannt geworden, den ich in der Erinnerung festhalten möchte.

Mehrere Abiturienten einer höheren Lehranstalt hatten sich als Kriegsfreiwillige gestellt. Sie wurden von der Aushebungskommission für tauglich befunden, bis auf einen, der die erforderliche Brustweite nicht besaß. — Zurückbleiben? Nein! So legte er sich aufs Bitten:

„Bitte, Herr General, lassen Sie mich mit! Für eine Kugel, denke ich, ist meine Brust breit genug — und auch wohl für's eiserne Kreuz!"

Man hat ihm seine Bitte nicht abschlagen mögen. Jetzt steht er unter den Fahnen. **Krt.**

**Feldpostkarten.** Wir bitten alle unsere Freunde, die im Felde stehen, uns von Zeit zu Zeit, wenn auch noch so kurze, Nachrichten zugehen zu lassen. Eine Feldpostkarte genügt.

Durch Erfüllung dieser Bitte werden wir in die Lage versetzt, den schon jetzt vielfach an uns gerichteten Anfragen über Verbleib und Wohlergehen der im Felde stehenden Vortrupp-Freunde Auskunft zu erteilen. Die einzelnen Vortrupp-Gruppen sehen diesen Nachrichten mit sorgender Ungeduld entgegen.

Soweit es sich um Mitteilungen von allgemeinem Interesse handelt, werden wir — in jedem einzelnen Falle die Erlaubnis des Absenders und des Generalkommandos des IX. Armeekorps vorausgesetzt — sehr gern einzelne der uns zugehenden Feldpostkarten und Feldbriefe im „Vortrupp" veröffentlichen. **Vortrupp.**

# Neue Bücher und Schriften

**George, Lloyd:** Der Kampf um den englischen Boden. Autorisierte Übersetzung von Paul Helbeck. M. 1.—. „Bodenreform", G. m. b. H. Berlin, Lessingstr. 11.

**Escherich, Dr. med. et phil. K.:** Die angewandte Entomologie in den Vereinigten Staaten. Paul Parey, Berlin.

**Gerhard, Karl:** Patriotismus und Erziehung. M. 2.—. Otto Wigand, m. b. H., Leipzig.

**Vater Silberhaar:** Der Friede! Die Treue! Die Liebe! Selbstverlag des Verfassers: Hans Sladeck, Kulm an der D.-B. in Böhmen.

**Hobson, J. A.:** Die Furcht vor Deutschland. Mit einer Einleitung von Carl Loreburn. R. Oldenbourg, München.

**Sieper, Ernst:** Die wirtschaftliche Rivalität zwischen Deutschland und England. R. Oldenbourg, München.

**Vaterländische Jugendpflege.** Schriften des D. H. V. Bd. 67. M. 0,50. Buchhandlung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes. Hamburg, Holstenwall 4.

**Bleuler-Waser, Dr. Hedwig Christen, Dr. med. und Stump, J.:** Sieh dich vor! Ein Mahnruf an die ins Leben tretende Jugend. Fr. 1,50. Gebr. Willenegger, Verlag Zürich.

**Scholz, Ludwig:** Die Wandervögel und wie ich sie kennen lernte. M. 0,60. Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann, Bremen.

**Olsson, Oskar:** Bildnings-synpunkter. Kr. 1,25. A.-B. Svenska Nykterhetsförlaget, Stockholm.

**Sieper, Ernst:** Die Kultur des modernen England. Band V.

**Stahl, Dr. Ernst L.:** Das englische Theater im 19. Jahrhundert. R. Oldenbourg Verlag, München.

**Sieper, Ernst:** Die Kultur des modernen England. Band VI.: **Walter, A. H.:** Die neuere englische Sozialpolitik. R. Oldenbourg, Verlag, München.

**Lersch, Heinrich:** Abglanz des Lebens. Gedichte. M. 1,80. Verlag der Westdeutschen Arbeiter-Zeitung. M.-Gladbach.

**Colligkeit, Dora:** Notland. Ein Stück Leben. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München.

**Bindemann, F.:** Alkoholversuche in der Schule. Dannersche Buchdruckerei und Verlagsanstalt.

**Loewenberg, Jakob:** Aus zwei Quellen. M. 4,—. Egon Fleischel & Co., Berlin W.

**Unsre Freunde im Felde erhalten, wenn sie uns den Truppenteil angeben, bei dem sie stehen, während des Krieges jede Nummer des „Vortrupp" kostenlos nachgesandt. Außerdem wird das ihnen als Beziehern zustehende Heft nach ihrem bisherigen Wohnsitz geliefert, soweit nicht eine andre Lieferungsart ausdrücklich gewünscht worden ist.** **Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

5. Jahrgang Nr. 18 16. September 1914

## Innere Werte.

Solange wir im Frieden lebten, erschien uns der Krieg nur als Vernichter von Leben und Gesundheit, von unschätzbaren Gütern, von allen Errungenschaften jahrzehntelanger Arbeit. So völlig erschien er uns als sinnlos zerstörende Macht, daß wir es nicht glauben konnten und wollten, die zivilisierten Völker der Erde könnten sich jemals wieder untereinander bekriegen. Nun stehen sie sich waffenstarrend gegenüber; ein Krieg, wie ihn die Menschheit noch nicht erlebt hat, ist ausgebrochen, und siehe, — er zeigt uns ein doppeltes Gesicht.

Wir wissen es wohl und sind darauf gefaßt, daß er die gewalttätigen Triebe der menschlichen Natur in Tausenden aufstacheln wird. Schwere Dinge werden verübt und erlitten werden, und niemand von uns weiß in dieser Stunde, ob er die ganzen Schrecken entfesselter Wut und Angst nicht am eigenen Leibe und Leben erfahren wird.

Es sind nur Wenige unter uns, die sich jetzt nicht um ein liebes Haupt sorgen müssen. Wir alle haben Verwandte und Freunde im Felde, an die wir mit Bangen denken; wohl auch mit Stolz, doch mit jenem schmerzlichen, der die Bereitschaft einschließt, das Liebste hinzugeben, wenn es sein muß zum Heil des Vaterlandes.

In manch einer durchwachten Stunde der Nacht will uns ein Grauen anfassen vor dieser furchtbaren Macht, die jetzt auf Millionen von verwundbaren sterblichen, fühlenden Menschen losgelassen ist, wie ein Dämon des Abgrunds, blutgierig und zerstörungslustig, bereit, ganze Heere unter seinem Schritt zu zermalmen.

Was bedeutet vor solcher Möglichkeit der drohende Verlust von Hab und Gut! Dennoch, — auch der Daheimgebliebenen harrt ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß von Not und Anstrengung und Fährnis.

Soll man nicht im Angesichte solcher Folgen des Krieges diesem immer wieder die Menschheit schreckenden Todfeind aller Ordnung und Wohlfahrt fluchen? Soll nicht das gequälte menschliche Ge-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlecht aufstehen von Pol zu Pol und sich feierlich geloben, die Streitaxt zu vergraben für alle Ewigkeit?

Wahrlich, wir sollten es, wenn wir des eisernen Erziehers endlich entraten könnten, der jetzt wieder mit erschütterndem Schritt durch die Lande geht. Und das können wir nicht.

Wir wollten es nicht glauben, wir dachten, wenn nicht die ganze Menschheit, so wären wir doch, wir Völker Europas, reif, uns selbst zu erziehen. Mit schwerem Herzen stehen wir vor der Erkenntnis, daß dem nicht so ist. Die Not muß uns erziehen nach wie vor, sie, die große Lehrerin eines widerstrebenden Geschlechtes.

Wir hielten uns für klug und waren kurzsichtig und voll Torheit. Wir pochten auf unsern guten Willen und gönnten dem Bruder und Volksgenossen den Platz an der Sonne nicht, dachten nur an die eigene Laufbahn, das eigene Glück, den eigenen Genuß. Hallte nicht ganz Deutschland wider vom Gezänk der Parteien und Klassen? Nun es jäh verstummt ist, tragen wir noch den Klang im Ohr und schämen uns seiner Häßlichkeit.

Wohl gab es immer treue und tapfere Herzen, die für den Nächsten schlugen, die schwer waren um fremdes Leid, und tätige Hände, die die Last des Bruders tragen halfen. Wohl gab es Menschenfreunde, die des ganzen Volkes Not und Gefährdung in sorgender Seele bewegten. Wer aber sah und kannte sie? Was das öffentliche Leben beherrschte, war nicht die tätige Menschenliebe, freilich auch nicht die Gier nach dem Genuß um jeden Preis, — es war die Arbeit, die kein Ziel kannte als die Erschaffung von Gütern und Werten in großartigem und immer wachsendem Maße.

Sie hat uns groß gemacht und reich, aber auch verhaßt, gefürchtet und beneidet. Sie häufte Zunder an, und wir sahen es nicht. Und vor allem, sie ließ uns den Wert des Menschen vergessen, und den Wert all der Dinge, die nicht in Zahlen abzuschätzen sind und nicht mit Händen zu greifen.

Wohl ist die Arbeit eine Macht von niemals hoch genug zu bewertender, erzieherischer Kraft. Sie erzog uns Deutsche zur Gründlichkeit, zur Ausdauer, zur Hingabe und Treue, zu einem Fleiß, der nirgends auf Erden seinesgleichen hat. Sie gab uns jene Fähigkeit, ein Werk um seiner selbst willen zu tun, die unsre Arbeit vorbildlich gemacht hat für alle Zeiten, durch die wir in Handel und Industrie eine Höhe der Vollendung erreicht haben wie kein andres Volk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber die zähe Arbeit der vergangenen Jahrzehnte hat uns auch nüchtern gemacht und ideenarm, selbstsüchtig und veräußerlicht. Wer will es wagen, das zu leugnen? Und das Schwere, das wir zu tragen hatten: die Armut und Erbitterung weiter Kreise, den Klassenhaß, die rasenden Wettbewerbskämpfe, genügten nicht, um uns emporzuheben über die brave strebende Zweckmäßigkeit unsres Daseins.

Dazu tat ein Größeres not. Wie ein Gespenst am lichten Tag stand plötzlich die Kriegsgefahr vor uns, riesengroß und drohend. Und vor dem Gewaltigen, das sich jählings emporreckte, fiel mit einem Schlage alles Kleinliche von uns ab.

Wahrlich, der Krieg zeigt uns ein doppeltes Gesicht: verzerrt und furchtbar das eine, von großartiger, erhabener, fremder Schönheit das andre. Wir wollen es tapfer anschauen, bis wir gelernt haben, seinen strengen Ernst zu ertragen. In seinen großen Zügen steht die Mahnung deutlich zu lesen, daß wir noch zu schade waren, unsre Seele an tote Güter dieser Erde zu verlieren. Eine Mahnung, die wir alle verstanden haben und beherzigen, da sie kaum vor uns aufgetaucht ist.

Wir haben auf Flugsand gebaut, jahrzehntelang, und wußten es nicht. Was gelten jetzt die äußeren Werte, die jede Störung des Friedens sofort vernichten muß? Wohl sind sie groß und unentbehrlich, doch nicht sind sie die Macht, die uns über Abgründe der Not und Gefahr hinübertragen kann. Wir müssen tiefer forschen, um die Kraft zu finden, die nie zerbricht, die sich stählt und steigert an der Größe und Drohung der weltgeschichtlichen Stunde. Die inneren Werte sind es, die jetzt gelten. Und reich ist das deutsche Gemüt an solchen Werten; sie werden uns unsrer Vergangenheit würdig erweisen.

Wie oft haben wir im Stillen geseufzt bei dem Gedanken an die — scheinbar — verschollenen Tugenden unsres Volkes. Ich habe es einmal ausgesprochen, daß das von Napoleon ausgesogene, erschöpfte, volksarme Preußen, das vor einem Jahrhundert wie ein Mann aufstand, in beispielloser Aufopferung von Gut und Blut, beneidenswert erscheinen mußte, verglich man es mit dem heutigen Deutschland, das sich — scheinbar — in nichts mehr von den andern erfolgberauschten, fieberhaft arbeitenden und genießenden Völkern unterschied.

Und heute? Der alte deutsche Geist äußerster Bereitschaft schlief nur, schlief feinhörig und mit kaum geschlossenem Augenlid, dicht

unter der dünnen Decke des Weltbürgertums, das uns ein irreführendes, gleichmachendes Gepräge gab. Hell wach ist er nun. Die alte Opferfreudigkeit unsrer Vorfahren lebt auch in uns und drängt zu Taten auf dem Felde der Schlacht und in hingebender Arbeit daheim. Unser Heer stand auf von Ost bis West, von Nord bis Süd wie ein Riese. Ungeheuer ist der Andrang der Freiwilligen zu den Fahnen, weit über allen Bedarf die Bereitschaft der Frauen, an den Verwundeten und Zurückbleibenden ihre Pflicht zu tun. Die Ordnung triumphiert allüberall in deutschen Landen. Jeder reiht sich willig ein, ordnet sich unter, wirkt an seinem Platze. Alle Volkskreise wetteifern, Opfer zu bringen an Kraft und Habe. Und uns alle durchzuckt mit unaussprechlicher Freude das Bewußtsein, daß wir einstehen für das Dasein eines Volkes, das unentbehrlich ist für die Menschheit als Träger der edelsten menschlichen Gesittung.

Da alles um uns her ins Schwanken gerät, der Wert jedes äußeren Gutes zweifelhaft wird oder nichtig, steigen wir hinab in die Tiefen unseres Wesens und heben triumphierend die inneren Kräfte ans Licht.

So bauen wir uns einen sicheren Grund, auf dem wir unerschütterlich fest stehen werden, und sollten alle Schrecken eines Weltgerichtes über uns dahinbrausen. Wir wissen, es vernichtet uns nicht. Reinigen wird uns der Sturm des Geschehens von allem Kranken und Morschen, doch an unsere Wurzeln rührt er uns nicht.

Das haben unsre Feinde nicht bedacht, daß in jedem Einzelnen von uns noch der alte deutsche Geist lebt, Zuversicht ohne Überhebung und Anmaßung, schlichter Opfermut, Leidensbereitschaft, Todesbereitschaft.

Wir selber wußten es nicht. Wir fühlten nicht mehr den ehernen Grund unseres Wertes unter unsern Füßen; eine dünne Schicht beweglichen Sandes hatten die Friedenszeiten darübergespült; die große Flut des Geschehens aber hat sie hinweggerissen ohne Spur, und wir sehen unser Volk in ragender Ruhe und Kraft.

**Jürgen Jürgensen.**

## Der Beginn des Krieges.

Jetzt stehen wir schon einige Wochen im Krieg und haben ein gewaltiges Stück Geschichte erlebt. In dieser Geschichte nimmt die deutsche Jugend einen Ehrenplatz ein. Dem Rufe des Vaterlandes ist sie nicht nur willig, sondern freudig gefolgt, gefolgt nicht bloß in überströmender Begeisterung, sondern auch mit festem Wollen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

männlicher Tatkraft; von allen Seiten hören wir, daß die Meldungen der Kriegsfreiwilligen weit die Möglichkeit einer sofortigen Ausbildung überschreiten; daß so das deutsche Heer in der deutschen Jugend eine unversiegliche Quelle der Stärkung und Erneuerung besitzt, das gibt allem kriegerischen Unternehmen einen festen Halt und eine freudige Zuversicht.

Wie Großes aber haben wir in diesen Tagen erlebt! Wir haben erlebt, daß alle Zerklüftung der Parteien, aller Unterschied der Volksklassen von dem Bewußtsein, Deutsche zu sein, verschwand; wir alle fühlten uns als Glieder einer großen Gemeinschaft, verbunden durch ein hohes Ziel, angetrieben, dafür das Äußerste unseres Vermögens einzusetzen. Wir erfuhren dabei eine innere Erhebung der Seele: alles Kleine und Selbstische trat zurück, ganz und gar durften wir uns als Werkzeuge einer höheren Ordnung, als Mitarbeiter an einem heiligen Werke fühlen. Eine erhabene Größe kam damit in unser Leben, Liebe und Opfersinn; das Feuer, was jetzt entzündet ward, wird in das ganze künftige Leben leuchten und es vor der Kälte des Alltagslebens bewahren. Ein Volk, das in dieser Weise für seine höchsten Güter eintritt, wie es jetzt das deutsche tut, das kann von der weltgeschichtlichen Bewegung nicht verworfen werden, das hat vor sich eine große Zukunft. Wir aber dürfen sie hierbei führen helfen.

Aber wir haben nicht nur Großes, wir haben auch viel Schlechtes und Gemeines gesehen, zum Glück außerhalb des deutschen Volkes. Elende Meuchelmörder haben hinterrücks unsere wackeren Krieger angefallen, und selbst die verwundeten blieben von feigen Raubtieren nicht verschont; ferner hat der Pöbel verschiedener, namentlich belgischer Großstädte deutlich erkennen lassen, welche brutalen Instinkte in manchen Menschen schlummern, und wie wild sie hervorbrechen können. Das war schlimm, sehr schlimm, aber es war noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste von allem ist, wenn ein ganzer Staat die elementarsten Grundsätze der Moral mit Füßen tritt, und das ist uns von Japan geschehen. Wir haben redlich daran mitgearbeitet, den Japanern die westliche Kultur zu übermitteln, wir haben Lehrer und Ärzte dahin gesandt, unser Gesetzbuch hat dort zum Vorbilde gedient, wir haben bis zu diesen Tagen zahlreiche Japaner gastfreundlich bei uns aufgenommen und sie an all unserer Kulturarbeit teilnehmen lassen. Und jetzt, wo sich die erste Gelegenheit bietet, fallen sie wie Raubtiere über uns her, um unser Eigentum an sich zu reißen. Und sie tun das in einer Weise, bei der man zwei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

feln kann, ob sie mehr feig oder frech ist. Sie ist im höchsten Maße feig, weil die Japaner zu genau wissen, daß wir zurzeit in Ostasien keine genügende Macht haben, den Raub zu verhindern, sie ist in ihrem Tone in einer Weise frech und schamlos, daß ein außerdeutsches Blatt dies das Unverschämteste nennt, was die Weltgeschichte kennt. Zur Bezeichnung eines zugleich undankbaren, feigen und frechen Menschen bietet unsere Sprache ein einfaches Wort, das Wort „Schurke"; nun wohl, das japanische Volk hat sich schurkisch gegen uns benommen, es hat sich selbst damit vor dem Richtstuhl der Weltgeschichte gerichtet. Die Römer sprachen von punischer Treue, um einen besonders hohen Grad von Untreue zu bezeichnen; ich schlage vor, daß wir in Zukunft eine besonders krasse Undankbarkeit japanische Dankbarkeit nennen oder vielleicht auch in direkter Wendung eine besonders abgefeimte Schurkerei als japanische Schurkerei bezeichnen.

Jedenfalls wollen wir nicht vergessen, daß zur vollen Kraft und Wahrhaftigkeit des Lebens nicht bloß eine warme Liebe zum Guten, sondern auch ein ehrlicher Haß gegen das Böse und Gemeine gehört. „Ohne einen edlen Zorn läßt sich nichts Großes erreichen", so mahnt ein deutscher Dichter. Also sei unser Zorn edel, sei getragen von der Hingebung an das Gute, von der Begeisterung für hohe Ziele. — Schon hören wir Siegesglocken läuten, schon erfüllt sich die Hoffnung, daß der gerechten Sache der Sieg gegeben sei. Aber unendlich viel bleibt noch zu tun, stählen wir also weiter und weiter unsere Kraft, und halten wir uns jeden Augenblick bereit zum Dienst des Vaterlandes!

**Rudolf Eucken.**

## Opfer.

Wir können uns schwerlich einen Menschen vorstellen, der das Leid nicht kennt. Gelänge es uns aber, wir wüßten nicht, ob wir ihn beneiden sollten. Ein Leben ganz ohne Leid muß an der Oberfläche haften. Auch zum Glück, zum bewußten Empfinden der Freude, gehört eine vertiefte Kraft der Seele, und ich glaube, daß wir nur durch Leid lernen können, uns glücklich zu fühlen. Ein gewohnter, nie unterbrochener, ewig gleichmäßiger Zustand des Wohlbehagens kann ja dem Menschen kaum mehr zum Bewußtsein kommen. Erst der Gegensatz macht ihn fühlbar. Deshalb ist das Wort so wahr, daß Reichtum allein nicht glücklich macht.

Jeder nachdenkliche Mensch, jeder Erfahrene empfindet es täglich, daß das Leid die größte und wichtigste aller irdischen Mächte ist. Alle Lebenskunst besteht letzten Endes nur darin, daß wir lernen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns mit ihm auseinanderzusetzen, ohne daß es uns zerbricht, vielmehr so, daß wir an ihm wachsen. Wir wissen ja, — und wüßten wir es nicht, wie schnell würden wir es lernen müssen, — daß alles Glück der Welt täglich und stündlich von Gefahren bedroht ist. Denken wir auch nicht immer daran, es ist doch unserem Bewußtsein so eingeprägt, daß es eine der hauptsächlichsten Triebfedern unseres Handelns geworden ist. Aus diesem ernsten Wissen heraus erwächst die Achtung vor fremdem Glück und Leben.

Und diese Achtung beherrscht die ganze Kulturwelt. Sie schuf alle Gesetze und Schutzmaßregeln, in denen die Allgemeinheit sich zur Verantwortung für Alle, für jeden Einzelnen bekennt. Sie trieb die Allgemeinheit, jedem ihrer Glieder Gut und Leben so weit wie irgend möglich zu verbürgen. Sie begründete den Staat der Gegenwart; sie beherrscht auch über alle Eifersucht und allen Neid hinweg die Beziehungen der Völker untereinander. Welcher Regierung würde es beispielsweise einfallen, ein der Menschheit nützliches Forschungsergebnis für sich behalten oder auf ihr eigenes Volk beschränken zu wollen? Welches Kulturvolk hält es nicht so sehr für seine unverletzliche Pflicht, den wehrlosen Gegner zu schonen, daß von der Beachtung dieser Regel seine Zugehörigkeit zu den zivilisierten Völkern abhängt?

Das große Leid der Welt hat uns Glück und Leben des Nächsten zu etwas Heiligem gemacht, das zu erhalten keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, keine Arbeit zu zeitraubend erscheint. Durch lange Jahrhunderte haben wir uns zur Ehrfurcht vor diesem Heiligen erzogen, und diese Ehrfurcht wurzelt nun unausrottbar im Bewußtsein des Einzelnen wie der Allgemeinheit, mag sie auch noch so tief verschüttet sein, mag sie auch begraben liegen unter einem Wust unnützer und selbstsüchtiger Gedanken. Wenn die Stunde kommt, die sie erweckt, ist sie stärker als Gier und Eigenliebe, ja stärker selbst als der Haß.

Wer kennt nicht den Wunsch, sich zu opfern, um ein Unglück von einem geliebten Haupte abzulenken! Wie oft geschieht es, daß ein Mensch sein Leben hingibt, um seinen Nächsten zu retten, den er noch nie mit Augen sah. Und je und je hat der Drang, zu helfen und zu retten, selbst vor der plötzlichen Not und Gefahr des Todfeindes über allen Haß und allen Rachedurst triumphiert.

Therese Devrient erzählt in ihren Jugenderinnerungen von der Franzosenzeit in Hamburg und berichtet ein in dieser Hinsicht sehr bezeichnendes Erlebnis. Nach der Befreiung flüchtet ein französischer Soldat vor einigen Reitern durch ihre Straße und wird vor ihren und der Nachbarn Augen niedergemacht. Und sie alle vergessen ihre berechtigte Erbitterung und fühlen nur den Wunsch, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben des armen Menschen, der doch die verhaßte Uniform trägt, möchte erhalten bleiben.

Die Bibel sagt: „Höhere Liebe hat kein Mensch, als daß er sein Leben läßt für seine Freunde." Und doch! Ist die Möglichkeit, sich hinzugeben für das Leben eines geliebten Menschen nicht viel mehr ein Glück als ein Opfer? Wer könnte sich ein edleres Schicksal wünschen? Es ist so sehr ein Glück, daß es zur Versuchung werden kann.

Es ist eine strenge Wahrheit, daß nur die wenigsten, nur seltene oft — in doppeltem Sinne — früh vollendete Menschen das Recht erlangten, sich zu opfern. Für jeden selbstlos Fühlenden ist der Opfertod unzweifelhaft von allem Glück das größte, denn er erhebt die Liebe, da sie in den Tod geht, auf ein überirdisches Maß, zu makelloser, schuldloser Vollkommenheit. Im Augenblick ihrer höchsten Entfaltung ist sie für immer geborgen.

Wir anderen, wir vielen sind gefangen in unserem eignen Schicksal, müssen unser eigenes Leben vollenden. Und wir haben nicht das Recht, in ein fremdes Schicksal einzugreifen! Welch eine Willkür entstände, könnten wir nach eigenem kurzsichtigen Ermessen fremdes Schicksal gestalten, könnten wir Unglück in Glück verkehren, wo vielleicht das Unglück notwendig war zur Ablenkung des viel herberen Loses innerer Verarmung, hochmütiger Verflachung. Ich wiederhole es, daß der Wunsch, sich zu opfern, aus wie edlen Beweggründen, aus wie tiefem Mitleid er auch entspringen mag, zu einer großen Versuchung werden kann.

Ich denke hier nicht an versäumte Pflichten. Wir werden wohl niemals soviel kühle Erwägung aufzubringen vermögen, um die Rettungstat eines Menschen zu verurteilen, weil er vielleicht der Ernährer einer alten Mutter, unmündiger Geschwister war, oder weil er im Augenblick der Tat seiner Pflichten gegen Frau und Kinder nicht gedachte. Der Mann, der sein Leben im Dienste der Nächstenliebe aufs Spiel setzt und verliert, hat wahrlich das Recht zu erwarten, daß die Allgemeinheit das Erbe seiner Pflichten im vollen Maße und mit Freuden antritt.

Die Versuchung, an die ich denke, liegt tiefer, und sie ist wohl nur für den stark verinnerlichten Menschen mit leicht verletzbarem Gewissen vorhanden.

Es ist so traurig wie das Sterben eines nahen Freundes, wenn in uns ein Gefühl, dessen wir froh waren, erlischt und stirbt. Wir alle wissen, daß auf Höhepunkte des Gefühls eine Herabminderung folgt, weil der Mensch der immer gleichen Wucht einer hochgespannten Empfindung nicht gewachsen wäre. Und doch möchten wir es in seiner ganzen Stärke und Frische festhalten, wenn es ein Gefühl des Glücks oder der Liebe ist. Nichts erscheint uns schöner als ein treuer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mensch. Wir vergessen, daß auch der Treuste sich seiner Liebe nicht immer im gleichen Maße bewußt ist. Nur erneuert sie sich freilich in jeder Stunde der Ruhe und der Einkehr in sich selbst, erblüht schöner bei jedem Wiedersehen, erstarkt und vertieft sich in jeder Trennung. Nichts Schöneres gibt es als das sichere Ruhen in der Kraft und Tiefe des Empfindens, nichts Unseligeres als innerliches Schwanken, als die Unfähigkeit zur Treue, aus der jede böse Tat entstehen kann. Es ist das einzige Leid, das unheilbar ist, wie ja der schlechteste Mensch auch immer der unglücklichste sein wird.

Wir können selbst eine große Trauer als ein kostbares Gut empfinden lernen, das wir festhalten wollen um jeden Preis. Mancher hat es als einen Makel empfunden und sich die bittersten Vorwürfe gemacht, wenn die allmächtige Zeit den Schmerz, der ihm heilig war, milderte und schließlich sanft hinwegnahm, Wehmut an seine Stelle setzend.

Wer das weiß, den kann wohl der Wunsch überwältigen, einmal etwas zu erleben, das endgültig wäre, das nicht dem Wandel der Zeit, nicht dem Wechsel unterworfen bliebe. Aber alles auf Erden fließt, und endgültig, unwandelbar, in sich vollendet ist nur der Tod.

Wer sein Leben opfert für den Menschen, den er liebt, — und es braucht nicht durch seine Hingabe in den Tod zu geschehen, — der sehe wohl zu, ob er sich dadurch nicht an seinem Leben versündigt. Nur was des Opfers würdig ist, darf es fordern und empfangen. Selten ist das ein einzelner Mensch.

* * *

Anders liegen die Dinge, wenn es eine große Sache ist, die das Opfer verlangt. Ihr schulden wir Gut und Blut, Kraft und Glück. Wer sich der unbedingten Hingabe an einen großen Zweck entzieht, irrt gewiß, mag er auch noch so viele, noch so ernste Entschuldigungsgründe für sein Versagen vor der e r s t e n Pflicht ins Feld führen.

Die für ihr Vaterland Weib und Kind verlassen, wohl gar im Elend lassen, tun, was sie müssen. Die um ihres Glaubens, ihrer Überzeugung willen von Haus und Hof in die Fremde gehen, Weib und Kind der Unbill der Wanderung, vielleicht sogar schwerer Gefahr, nacktem Mangel aussetzend, sie erfüllen ihre Pflicht, an der vorüber es für den Rechtschaffenen, den Gewissenhaften kein Ausbiegen und keinen Weg gibt. Die jeden äußeren Erfolg, Reichtum und Ehren, verschmähen, weil ihre Zeit und Kraft allein und ungeteilt einem einzigen Werk, einem einzigen Wahrheitssuchen und Forschen gehört, wahrlich sie tun, was recht ist, mögen sie auch selbst und alle, die von ihnen abhängen, deswegen leiden müssen. Hier



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fordert eine große Pflicht das Opfer der kleineren. Bitter ist das gewiß, besonders für Menschen mit mangelndem Weitblick, die das ferne, große Ziel nicht sehen können. Es kann ein schweres Los sein, einem großen Menschen mit überragenden Zielen und Pflichten für das Leben verbunden zu sein. Aufgeopfert zu werden, ist immer hart, wie notwendig, wie heilig die Sache auch sein mag, die das bittere Opfer fordert. Doppelt hart ist es, wenn der Geopferte die Notwendigkeit nicht sieht, die Größe nicht versteht.

Für jedes tapfere Herz, für jeden graden Sinn, der Zugeständnisse nicht kennt, bedeutet das Leben in verzehnfachtem Maße Kampf und Leid. Die Entscheidungsschlachten der Menschheit werden in der Stille geschlagen; ihr Schauplatz ist wie oft die Arbeitsstätte des Gelehrten, des Denkers, des Künstlers, ihre Waffen sind seelischer und geistiger Art, die Sieger heißen Pflichtgefühl und Treue, Mut und Entsagungsfähigkeit.

Die Führer und Wohltäter der Menschheit sind es, die von dem schweren Erdenleid die größte Last auf ihre Schultern nehmen. Wie oft tötet das Werk den Meister. Wie oft bezahlt er es mit dem Glück seiner Lieben, das schwerer darzubringen ist als das eigene.

Zu Zeiten sind es ganze Völker, an die die gebieterische, opferheischende Notwendigkeit herantritt, den Jammer blutiger Kriege auf sich zu nehmen, hinzugeben, was ihnen Glück und Leben bedeutet. Doch an solche weithin sichtbare Taten knüpfen sich Ruhm und Ehre, mag das Volk, das für sein Land alles opferte, die Krone des Siegs davontragen oder nicht. Sein Name steht für immer leuchtend im Buche der Geschichte.

Unbeachtet zu sein, verkannt, gehaßt und verfolgt, arm und in aufreibender Mühe früh gealtert, das ist das Los der geistigen Führer der Menschheit, der geduldigen Helden des Herzens und der Arbeit von den Zeiten der Propheten über Christi Opfertod, Galileis Gefangenschaft, Dantes Verbannung, Servets Mord, über Schillers Darben und Kleists frühes, banges Ende bis auf den heutigen Tag.

Und wie mancher, von dem wir nichts wissen, dessen Name vergessen, dessen Werk verschollen ist, hat vergebens gekämpft, hat es mit ansehen müssen, wie der große Untergang, der sein Glück und Leben vernichtete, auch sein Werk mit hineinriß in das bodenlose Verderben. Wie oft erfahren wir mit heimlicher Beschämung, daß eine mit Jubel begrüßte Entdeckung von solch einem lange Vergessenen, Erfolglosen längst gemacht worden, als die Zeit noch nicht reif war, und die blinde Menge ihn und sein Werk verwarf. Die Geschichte fast jeder Entdeckung und Erfindung meldet das Los solch eines Vorgängers des endlich Erfolggekrönten. Gedenken wir ihrer mit später Ehrung, wie viel mehr sollten wir in Ehrfurcht und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mitleid der großen Unbekannten gedenken, deren Tat und Namen kein Fleiß der Forscher je wieder ans Licht ziehen wird, deren Einfluß aber nachwirkt durch die Geschlechter und Zeiten.

Ob es für sie einen Trost gab, wenn sie die Hoffnung auf das Fortbestehen ihres Werkes verloren geben mußten? Sicherlich! Lebte doch in ihnen die Erkenntnis, die auch heute unsre Besten beseelt, daß es Aufgabe des Menschen ist, an der höchsten Auffassung der Pflicht und Verantwortung festzuhalten, und sollten sich alle Kräfte des Weltalls dem entgegenstellen!

**Melanie Ebhardt.**

# Weltbrand.

## I.

Im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, sind auf die Stunde drei Wochen seit der Anordnung der Mobilmachung unseres Heeres verflossen. Drei Wochen, voll von Erregungen und Erlebnissen, wie sie noch keinem von uns zuteil geworden waren. Nach weiteren drei Wochen, wenn die Leser dies Heft vor Augen haben, wird alles Bisherige durch noch gewaltigere Ereignisse zurückgedrängt sein. Die Berichterstattung ist Sache der Tagespresse; einen kurzen Rückblick und Ausblick wird man vielleicht auch nach einem Monat noch lesen können.

Wovon wir alle seit einem Jahrzehnt wie von einer furchtbaren, aber entfernten Möglichkeit gesprochen haben, das ist nun Wirklichkeit geworden. Ein Krieg ist ausgebrochen, wie ihn die Menschheit noch nie erlebt hat; die Kämpfe der Völkerwanderung, die Feldzüge Napoleons, unser letzter Waffengang mit den Franzosen schrumpfen daneben zu unbedeutenden Streitigkeiten zusammen. Wohl an fünfzehn Millionen Männer stehen heute unter den Fahnen. Unerwartet, fast über Nacht, ist das Furchtbare hereingebrochen.

Unerwartet aber nur für den, der die Zeichen der Zeit nicht zu deuten gewußt hat.

Seit etwa einem Jahrzehnt ist Europa von periodischen Krisen erschüttert worden, die, wie bei einem Sterbenden, immer heftiger und in immer kürzeren Zwischenräumen auftraten. 1905 hatten wir Marokko und die Konferenz von Algeciras, 1909 Bosnien, 1911 Agadir, 1912 den ersten, 1913 den zweiten Balkankrieg und schließlich 1914 die in dem Attentat von Sarajewo gipfelnden Umtriebe Serbiens gegen Österreich. Weil die Gefahr immer noch gerade abgewendet werden konnte, meinten Viele, es müsse jedes Mal schließlich gut gehen. Aber der Todkranke, der drei Krisen noch gerade überstanden hat, erliegt um so sicherer der vierten oder

fünften. Man glaubte bei uns nicht an den Weltkrieg, weil man nicht an ihn glauben wollte; man wußte ganz genau, daß seine eigene Furchtbarkeit ihn unmöglich mache. Als ob im Leben der Völker jemals irgend etwas seiner entsetzlichen Folgen wegen unterblieben wäre!

Aber auch wer überzeugt war, daß dieser allgemeine Kampf kommen müsse, hielt ihn noch vor zwei Monaten nicht für so unmittelbar bevorstehend. Geplant war er erst für 1916, wenn England den Vorsprung seiner Flotte noch vergrößert, Rußland sein Eisenbahnnetz besser ausgebaut, Frankreich sich in die dreijährige Dienstzeit eingelebt haben würde. Dann glaubte man wirklich erzbereit zu sein, und die Sache konnte losgehen. Aber es ist eingetreten, was die Franzosen schon 1870 erfahren mußten: den Entschluß zum Angriffskrieg kann eine Regierung frei fassen; hat sie ihn einmal gefaßt, so liegt der Zeitpunkt des Ausbruchs nicht in ihrer Wahl. Die brennende Zündschnur kann den Funken in einem Augenblick zum Pulverfaß leiten, wo es ihr nicht bequem ist. Die Politik gleicht nicht dem Schachbrett, wo nur die nötige geistige Kraft dazu gehört, um zehn Züge mathematisch sicher voraus zu berechnen.

Wir wissen heute, daß seit mindestens zehn Jahren der Angriff auf uns bei unseren drei Hauptgegnern beschlossene Sache war. Ihre Zwecke gingen auseinander, der gemeinsame Haß einigte sie. Was wir in dieser Zeit von Freundschaftsbezeigungen, Friedensversicherungen, Abrüstung, Flottenfeierjahren, Entspannung, Annäherung gehört haben, war alles blauer Dunst, um uns einzuschläfern. Wenn später einmal die wahre Geschichte unserer Zeit aus den Geheimarchiven aufgebaut wird, so wird noch unseren Urenkeln vor diesem Gebirge von Hinterlist, Lüge und Verrat das Herz erzittern. Die Akteure mögen gelegentlich aufrichtig gewesen sein, die Regierungen waren es nie. Wehe uns, wenn wir uns hätten täuschen lassen!

Mitten in diese erbaulichen Vorbereitungen platzte wie eine Bombe die Ermordung des österreichischen Thronfolgers. Dies in Rußland geplante, in Serbien vorbereitete, in Bosnien ausgeführte Attentat ist entweder ein ohne Kenntnis der drei Regierungen verübter Streich ungeduldiger Fanatiker, oder aber, was ich für wahrscheinlicher halte, man hat seine Explosivwirkung bedeutend unterschätzt. Mir stehen keinerlei amtliche Quellen zu Gebote, aber ich bin, wie wohl jeder vernünftige Mensch, fest davon überzeugt, daß Österreich im Einverständnis mit Deutschland bei seinem Ultimatum den Krieg mit Serbien wohlüberlegt ins Auge gefaßt hat. Man zwang dadurch den Dreiverband, seine Karten auf den Tisch zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

legen. Entweder nahm Serbien das Ultimatum an — in diesem ungünstigsten Fall hatte Österreich wenigstens seine Genugtuung; oder der Dreiverband ließ nach Ablehnung des Ultimatums Serbien im Stich — dann wurde ein bösartiger Gegner unschädlich gemacht und der Dreiverband moralisch wie materiell gewaltig geschwächt; oder aber es kam — wie es eben gekommen ist.

Und dieser dritte Fall ist der günstigste von allen. Nie hat selbst Franz Ferdinand seinem Vaterland mehr gedient als im Tod. Die unterirdischen Wühler haben sich mit ihrer eigenen Petarde in die Luft gesprengt.

Auf Entrüstung bin ich gefaßt. Ein Weltkrieg, der grenzenlosen Jammer, der einer Million Menschen den Tod bringt, soll die günstigste Möglichkeit sein?

Ja und dreimal Ja! Die furchtbaren Opfer konnten uns auf keine Art erspart bleiben. Man durchdringe sich immer wieder mit der Überzeugung, daß dieser Krieg kommen mußte, weil unsere Gegner ihn wollten, kommen mußte mit der Gewißheit eines Naturereignisses, so sicher wie Friedrich der Große 1757 den gemeinsamen Angriff der Verbündeten zu erwarten hatte, wenn er nicht schon 1756 losschlug. Und obendrein haben wir niemanden zum Krieg gezwungen; wenn der Dreiverband Serbiens Verbrechen nicht indossierte, blieb der Brandherd beschränkt, der europäische Friede erhalten. Wir hatten beides, Krieg und Frieden, in den Falten unserer Toga.

Der Entschluß, durch das Ultimatum an Serbien unsere Feinde zur Erklärung zu nötigen, ist nicht nur vor allen politischen, sondern auch vor allen sittlichen und religiösen Instanzen zu rechtfertigen. Nie hat ein Volk mit so fleckenlos weißer Weste einen Krieg begonnen. Wo es allein auf die Macht ankommt, ist es schließlich gleichgültig, wer das Recht auf seiner Seite hat; aber der Deutsche und der Österreicher schlagen sich nur dann mit voller Kraft, wenn es um eine Sache geht, mit der sie in ihrem Gewissen vor Gott und den Menschen bestehen können.

Ließ Österreich Serbien mit einer lahmen Erklärung entwischen, so ging das alte Elend, die alte Arbeit an der Zerstörung der habsburgischen Monarchie mit ungeschwächten Kräften wieder an; und spätestens nach zwei Jahren mußten wir unter schlechteren Bedingungen dennoch schlagen. Darauf rechnete der Dreiverband: nun ist ihm das Konzept verdorben. Endlich fanden sich in Österreich-Ungarn Männer, die die Entschlußkraft hatten, alles auf die Spitze des Schwertes zu stellen — und wie ein hörbares, gewaltiges Aufatmen ging durch die ganze Monarchie die ungeheure Befreiung, die in jeder Tat liegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## II.

Auch wir Deutschen haben das Fürchten verlernt, seitdem das Gefürchtete eingetreten ist. Die schwüle Gewitterluft, die immer wiederkehrende Spannung, ob es auch diesmal noch vorübergehen werde, der Druck auf unserem Wirtschaftsleben waren allgemach unerträglich geworden. Unsere Nerven begannen nachzugeben. Jetzt haben wir Klarheit, und mit einem Schlag entbinden sich in uns Kräfte, auf die Manche nicht mehr zu hoffen gewagt hatten. In einem gewaltigen Ruck werden die zentrifugalen Antriebe in die zentripetale Richtung herumgeworfen, die Parteien verschwinden, die sozialdemokratische Gefahr, die widerwärtige elsässische Frage verschwinden wie Gespenster vor der Sonne, der faule Materialismus fällt wie ein Mantel von uns ab. Fünf Millionen Deutsche treten als ein einiges Volk von Brüdern unter die Waffen; Deutschlands und Österreichs Herzen schlagen wieder mit einem einzigen, stürmischen Schlag. Heraus sind wir aus der femininen Epoche, wo die Männer nach angelsächsischem Muster nur noch Arbeitstiere waren, gut genug um das Geld für den wahnsinnigen Luxus ihrer Frauen herbeizuschaffen und sich dafür von ihnen verachten zu lassen. Ein eisernes Zeitalter steigt herauf. Wir werden wieder Männer, werden wieder Helden haben.

Niemand kann die Eindrücke der letzten drei Wochen in seinem Leben wieder vergessen. Seit 1870 haben wir uns aus einer armen, Ackerbau treibenden Nation zu einem reichen Handels- und Industriestaat entwickelt. Die Gefahr, daß unsere kriegerischen Tugenden im Reichtum erstickt sein könnten, lag wahrlich nahe genug. Eine solche Verwandlung vollzieht sich so unmerklich, wie der Rost eine Eisenstange durchfrißt; erst im Augenblick der Belastung merkt man, daß alles verrottet ist. Diese Entdeckung machte das Preußen von 1806.

Über solche Furcht dürfen wir heute lachen; denn der Geist von 1813 und 1870 ist mit zehnfacher Gewalt wieder lebendig geworden.

Unauslöschlichen, nie endenden Dank schulden wir unserem Generalstab. Der Anblick der Mobilmachung bot den größten Kunstgenuß, dessen je Einer von uns teilhaft werden wird. Sie stellt nebenbei die gewaltigste militärtechnische Leistung dar, die die Erde bisher gesehen hat. Über uns hing eine so furchtbare Gefahr, daß eine Verrechnung, eine Unordnung, ein Mißverständnis uns ins Verderben stürzen konnte. Sei gesegnet, du von unseren Feinden so oft verhöhnte, dreimal heilige deutsche Pünktlichkeit!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## III.

Die ersten Siege haben vielfach zu einer bedenklichen Unterschätzung unserer Gegner geführt; Anfang September in Paris, binnen acht Wochen mit den Franzosen fertig, nach vier Monaten wieder Frieden — das kann man jetzt allerorten hören. Vor solchen ausschweifenden Phantasien müssen wir uns auf das Sorgfältigste hüten; der böse Rückschlag der Enttäuschung kann sonst nicht ausbleiben. Unsere Väter haben mehr als sechs Monate gebraucht, um Frankreich allein zu bewältigen; diesmal aber geht es auf Leben und Tod, für uns schlechthin ums Dasein, für Frankreich um die Großmachtstellung. Sie werden sich bis aufs Messer wehren, und der Krieg wird Formen annehmen, von denen wir uns nach den belgischen und elsässischen Greueln ungefähr ein Bild machen können.

Halten wir uns von allem Pessimismus frei, aber seien wir uns über den Ernst der Lage klar. Unsere Feinde sind heute Rußland, Frankreich, England, Japan, Serbien, Belgien, Montenegro und — Monaco. Wir müssen mit männlicher Fassung der Möglichkeit ins Auge sehen, daß einige neutrale Staaten auch noch umfallen, daß unsere herrliche Flotte nach heldenhafter Gegenwehr der Übermacht unterliegt, daß wir alle Kolonien verlieren, daß selbst Teile des japanischen Landheers in Europa erscheinen. Die Zeitungen erklären das für unmöglich; aber dies Wort existiert nicht mehr. Von Englands selbstmörderischer Monomanie dürfen wir alles erwarten. Wenn die Briten nur tief genug in die Tasche greifen, so wird das fast bankerotte Japan seine Söldlinge mit der sibirischen Bahn heranführen oder ein par Hunderttausend von ihnen in Marseille ans Land setzen.

Auch mit ihnen werden wir letzten Endes fertig werden. Deutschland und Österreich-Ungarn gegen die Welt!

Freunde haben wir keine. Ringsum höchstens die bekannte lauwarme Sympathie oder die Hoffnung, aus unserem Sieg Nutzen zu ziehen. Schweden und Norwegen machen mobil — um ihre Neutralität besser zu wahren. Wovon träumt man in Schweden? Ist dies Land Gustav Adolfs und Karls des Zwölften in langem Frieden ganz erschlafft? Weiß dort niemand, daß des Deutschen Reiches Schicksalsstunde auch die Skandinaviens ist? Siegt Rußland, so dauert Schwedens Unabhängigkeit keine zehn Jahre mehr. Dagegen ist jetzt die Gelegenheit, die einzige, nie wiederkehrende Gelegenheit, Finnland aus schmählicher Sklaverei zu befreien und durch ein allgemeines ostgermanisches Bündnis zu sichern. Eine halbe Million Skandinavier auf unserer Seite könnten Rußlands Schicksal besiegeln. Brutus, du schläfst!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## IV.

Viele sagen: „Länger als neun Monate kann der Krieg nicht dauern, weil wir dann bankerott sein werden."

Friedensideen! Unfähigkeit, sich in die neue Zeit hineinzudenken! Der Krieg wird genau so lange dauern, bis unsere Feinde niedergeworfen sind, mögen darüber vier Monate oder vier Jahre vergehen. Wird das Geld knapp, so werden wir unseren braven Offizieren und Beamten den Sold kürzen, unseren Staatsbürgern die Hälfte ihres Privatvermögens konfiszieren, die Banken leeren, das besetzte Feindesland wie eine Zitrone auspressen. Bettelarm mögen wir werden, aber Freiheit, Vaterland und Ehre retten. Alles andere kommt dann schon wieder.

Unsere Lage gleicht — in zehnfacher Vergrößerung — erstaunlich der Friedrichs des Großen bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Die Rolle Sachsens spielt diesmal Belgien — nur daß natürlich Sachsen auch im achtzehnten Jahrhundert schon ein Kulturstaat war. Wie für den großen König, so handelt es sich für unsere Heeresleitung darum, einen unbequemen Kleinstaat unschädlich zu machen, ohne zuviel Menschen und Zeit zu verlieren. Nur Tempo und Art der Kriegführung haben sich geändert; es gibt keine Winterquartiere mehr, worin sich auch der Schwächere wieder erholen kann, in ununterbrochener Schnelligkeit wickelt sich die Kriegshandlung ab. Geist und Körper werden auf die härteste Probe gestellt. Den Ausschlag geben schließlich nicht Gewehre, Kanonen, Bataillone, sondern allein der stärkste Wille zum Sieg.

## V.

Der Krieg hat uns den Vorteil gebracht, daß wir über unsere Gegner mit erfrischender Deutlichkeit sprechen, jeden Lumpen auch auf dem Papier geradezu einen Lumpen nennen dürfen.

Im Urteil der Nachwelt werden der Zar und die russischen Kriegshetzer, Iswolski an der Spitze, die fürchterliche Blutschuld mit dem englischen Ministerium teilen.

Von Rußland war nichts anderes zu erwarten. Man haßt uns, weil wir Wohltaten erwiesen, Unbill schweigend ertragen haben. Proprium est humani generis odisse eos quos laeserint — es ist eine Eigentümlichkeit der Menschen, die zu hassen, denen sie Leid zugefügt haben — sagt schon Tacitus. Außerdem will man den ramponierten Kriegsruhm flicken, alte Unterschleife verdecken, neue begehen.

Frankreich mußte wohl oder übel seine Bündnispflicht erfüllen, wenn es nicht die an Rußland verliehenen zwanzig Milliarden auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

immer entschwinden sehen wollte. Der ruhmsüchtige Poincaré war auch nicht der Mann, mit einer zwanzigjährigen Politik plötzlich zu brechen. Er hatte nicht den Mut, keinen Mut zu haben.

England handelt aus Neid, Habgier und Angst. Wohl mit Unrecht schiebt man die Hauptschuld auf Grey; er ist kurzsichtig und echt englisch borniert, war aber nur das Werkzeug Anderer. Die Frankfurter Zeitung hat neulich die wahren Drahtzieher an den Pranger gestellt. Da ist der Intrigant Cambon, der vielfache Zeitungsbesitzer Harmsworth, als Lord Northcliffe geadelt, ein aus der Hefe des Volks stammender, völlig ungebildeter, mit russischem und französischem Geld geschmierter Geselle, der seit Jahren mit seinen Lügengeschichten über Deutschlands Absichten die englische Panik nährt, und da ist endlich der Marineminister Winston Churchill, ein von wahnsinniger Ehrsucht gepeitschter, eiskalter Schurke, dem es nichts verschlägt, zum Sitz des Premierministers über eine halbe Million Leichen hinaufzuklettern. Die große Masse des englischen Volks, brutal, unwissend und urteilslos, läuft willig hinterher. Die Stimmen einzelner Vernünftiger verhallen wirkungslos.

Den Abgrund von Gemeinheit, den die Handlungsweise der englischen Regierung vor uns aufgetan hat, wird kein Maß von Abscheu und Verachtung je ausfüllen. Da England selbst unangreifbar ist*), erreicht es mit dem Krieg zunächst seinen Zweck wenigstens teilweise, auch wenn die freundliche Absicht, uns von Kosaken und Franzosen massakrieren zu lassen, fehlschlagen sollte. Aber wie im höheren Sinn die größte Schlechtigkeit zugleich auch immer die größte Dummheit ist, so wird sich schließlich auch England betrogen finden. Wir müssen jetzt Hasser werden, gute Hasser von langem Atem. Früher oder später wird England an irgendeinem Punkt seines großen Reichs in Schwierigkeiten geraten, wie sie ihm früher der Burenkrieg gebracht hat. Dann ist der Augenblick gekommen, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen. Bis dahin aber hängen wir über seinem Haupt das Damoklesschwert der drohenden Vergeltung auf, um seine Kräfte zu lähmen. Früher hat es uns ohne Grund gefürchtet; jetzt mag es uns mit Grund fürchten lernen.

Es handelt sich ja nicht allein um die Tatsache dieses Krieges, sondern darum, daß England Kosaken, Neger, Mongolen auf uns hetzt, auf uns, seine nächsten Stammverwandten. Es handelt sich darum, daß, wie jetzt auch der hartnäckigste Anglomane einsehen muß, kein Auskommen und kein Abkommen mit England möglich

*) Unser geschätzter Mitarbeiter wird es uns gewiß nicht verübeln, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß er sich in diesem einen Punkte irren möge.
Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Seine unersättliche Habgier kann niemanden neben sich dulden. Auch Rußland und Frankreich werden natürlich die Geprellten sein.

Aber der erste Spatenstich zu Englands Grab ist schon getan. Früher waren die Briten wenigstens verwegene Freibeuter, heute hat die Übersättigung mit Reichtum sie feig gemacht. Wenn Nelson die feindlichen Schiffe so ängstlich gezählt hätte, wie es jetzt geschieht, England wäre nicht, wo es gegenwärtig steht!

Vaterlandsliebe in unserem Sinn kennt der Engländer nicht. Er ist nur stolz auf sein Land; er schätzt es, weil es ihm Gelegenheit bietet, ohne Gefahr reich zu werden, und weil sein Ansehen auch dem Einzelnen erlaubt, in der ganzen Welt mit der bekannten englischen Anmaßung aufzutreten. Aber Opfer will er nicht bringen. Der gemeine Geldmaterialismus sitzt nirgendwo so fest wie in Großbritannien. Schon ist es zu spät, um noch die allgemeine Dienstpflicht einzuführen; der Gedanke, mit Gut und Blut fürs Vaterland einstehen zu müssen, ist dem Engländer völlig fremd geworden. Ein reich gewordener Handelsstaat aber, der sich nur auf Söldner stützt, ist früher oder später sicher verloren. Karthagos und des späten Roms Schicksale verkünden Englands Zukunft.

Einstweilen ist es unsere Pflicht, jede Gemeinschaft mit England und Engländern zu lösen. Die Freundschaft, die wir ihm hundertmal boten, hat es hundertmal höhnisch zurückgewiesen. Es sieht in uns noch immer den armen Vetter, der sich plötzlich erfrecht, reich und mächtig zu werden. Mag es dafür jetzt unsere Feindschaft kosten. Die Vorliebe, die wir alle für manche Seiten des englischen Privatlebens hegen, sei mit Stumpf und Stiel ausgetilgt. An dem furchtbaren Verbrechen, das England jetzt begeht, ist das ganze Volk mitschuldig: keine parlamentarische Regierung könnte gegen den Willen der Nation einen solchen Krieg führen. Schließen wir die Engländer aus von unserem häuslichen Verkehr, sperren wir ihnen unsere Universitäten und hohen Schulen, die Stätten unserer Kultur und unserer Wissenschaft, damit sie in ihrer eigenen geistigen Öde verdorren und desto schneller reif werden für die Sichel des Schnitters. **Adolf Bartning.**

## Deutschlands gelber Feind.

Als gleich nach Ausbruch des Krieges das voreilige Gerücht auftauchte, Japan wolle zu Deutschlands Gunsten eingreifen, entflammte aufs Neue die Begeisterung für die gelben Männer. In Berlin soll man sogar einige von ihnen umarmt haben. Ich aber bekam ein böses Gewissen gegenüber den neuen Freunden, die unserm Volke im Kampfe um sein Leben beispringen wollten. Denn noch im Frühjahr dieses Jahres hatte ich ein

wenig schmeichelhaftes Urteil über die Japaner niedergeschrieben; als Theaterkritiker mußte ich über ein Gastspiel der japanischen Tragödin Frau Hanako berichten, und da mir die ganze Vorführung mit dem, was wir Kunst nennen, nichts zu tun zu haben schien, so wurde mein Bericht keine Theaterkritik, sondern eine völkerkundliche und rassentheoretische Betrachtung, bei der die Japaner schlecht wegkamen. Nötigte mich die frohe Botschaft von der japanischen Bundesgenossenschaft nicht, meine Sätze auszustreichen? Freilich: wegen unsrer schönen Germanenaugen würde uns Japan niemals kriegerische Hilfe leihen, sondern nur, weil seine Interessen mit den unsern zusammenfielen, darüber war niemand im unklaren. Immerhin, wer mit uns gegen einen gemeinsamen Gegner kämpft, den dürfen wir nicht gering schätzen, und kann uns denn wirklich d e r so wesensfremd sein, der gleiche Interessen mit uns hat, seien es auch nur materielle?

Nun haben uns die Tatsachen solcher spitzfindigen Erörterungen überhoben. Ich streiche keinen Satz aus, sondern wiederhole meine Gedanken vom Frühjahr hier, vielleicht, daß sie etwa noch vorhandenes Bedauern über Japans Haltung verscheuchen. Ich schrieb damals unter anderm:

„Vor zwei Jahrzehnten noch war Japan für uns ein barbarisches Land. Mit einem erstaunlichen Affen- und Papageientalent hat es sich das Kleid westlicher Zivilisation übergezogen, hat westliche Panzerschiffe gekauft und hat die morsche Kriegsmacht der Russen zerschossen, weil es mit den Machtmitteln des modernen Krieges die wachsame Jagdschlauheit und die straffe Selbstbeherrschung des Naturmenschen verband. Uns aber war Japan auf einmal ein interessantes Land. Der Wandel in unsrer Schätzung drückt sich äußerlich in der Benennung aus: früher sagte man „Japanesen", dabei denkt man an halbwilde Kerle; jetzt sagen wir „Japaner", das sind die gebildeten Genossen westlicher Zivilisation, Ingenieure, Kaufleute, Offiziere.

Ich glaube, man hat den kleinen Japs ganz bedeutend überschätzt. Der englische Schriftsteller Lafcadio Hearn, der sich in Japan nationalisieren ließ, hat in einer Reihe von Büchern, namentlich in seinem „Kokoro", bestechende Schilderungen von dem inneren Leben der japanischen Kulturwelt gemacht. Und doch scheint mir in diesem träumerischen Buche alles mit Germanenauge angeschaut zu sein. In der Handfertigkeit sind sie uns überlegen, wie alle Naturvölker dem Maschinenmenschen überlegen sind; die Anspruchslosigkeit und Nüchternheit dieses Volkes wird vielleicht dem Westländer noch einmal gefährlich; sie ist aber auch das Merkmal eines minderentwickelten Volkes, freilich ein Merkmal, das hoffentlich dereinst das Merkmal höchster Kultur sein wird. Daß sich aber das seelische Leben bei den Japanern so fein differenziert habe wie bei den Völkern der weißen Rasse, das dürfen wir bezweifeln. Ein Forscher hat gesagt, daß ein Weißer eher

die Seele seines Hundes erforschen könne, als die Seele seines gelben Dieners, so groß sei die Rassenfremdheit.

Wir haben allen Instinkt für innere große Unterschiede verloren. So sehr sind wir Oberflächenmenschen geworden, daß wir schon den Unterschied in der Hautfarbe nicht mehr sehen, wenn die Kleidung die unsre ist. Wir bilden uns ein, daß die Japaner, die an unsern Universitäten studieren, auch zu unsrer Rasse übertreten, wir glauben, sie seien mit Leib und Seele unser, weil sie imstande sind, das Assessor-Examen zu machen. Darum werden wir zuweilen maßlos überrascht, wenn wir erleben müssen, daß der vornehme gebildete Herr, der uns so freundnachbarlich vertraut schien, der fremde gelbe Kerl geblieben ist, der er war, daß uns eine Verkleidung getäuscht hat, ähnlich wie die in dem Hauffschen Märchen von dem Affen, der als ein junger distinguierter Mann in eine Gesellschaft eingeführt wurde. Von General Nogi, der unserm Gefühl ganz ein Europäer geworden war, hören wir eines Tages, daß er Harakiri gemacht hat. Ein so großes Ereignis in dem Leben jenes Mannes stößt uns erst auf den Unterschied der Rassen, und bei dem Anblick so gewaltiger Abstände werden wir erst der Wahrheit des Wortes inne, daß man aus einer Rasse nicht austreten kann. Hätten wir das Gefühl unsrer Rasse, das heißt: wären uns die Vorteile, die uns die Entwicklung beschert, wirklich gegenwärtig, mit noch andern Worten: wäre uns die K u l t u r unserer Rasse ein wirklicher innerer Besitz, so würde uns das Harakiri eines europäisch gekleideten Kerls mit Offiziersallüren nicht überraschen, wir spürten den Fremden auf Schritt und Tritt. — — —

Die japanischen Dramen, die wir durch die Truppe der Frau Hanako kennen lernten, zeigen das Theater auf der niedrigsten Stufe. Sie mahnen aufs neue, daß wir uns durch die phänomenale Anpassungsfähigkeit der Japaner nicht täuschen lassen sollen. Nicht ihre Panzerschiffe und ihre Siege, sondern ihre Literatur ist der Maßstab für ihre Kultur. Was den besten des Volkes das geistige Vergnügen bereitet, danach können wir es bewerten. Und das ist hier ganz kläglich; das Marionettentheater steht höher."— —

Vom Rassendünkel wird sich jeder wahrhaft Gebildete frei halten. Ob die Artunterschiede, die sich innerhalb der weißen Rasse unstreitig finden, auch Wertunterschiede sind, ich getraue mich nicht, es zu unterscheiden; vollends weise ich es von mir, die seit Gobineau und namentlich seit Chamberlain nicht zur Ruhe gekommene Frage zu beantworten, ob die Germanen allein Entwickler und Träger der höchsten Kultur seien. Nur glaube ich, daß die deutsche Art in den letzten Jahrhunderten besonders sorgsam gepflegt worden ist und allen andern Volksarten in Europa allmählich überlegen sein wird, und das scheint jetzt durch den so überaus sicher arbeitenden Apparat unsrer Landesverteidigung, ebenso wie durch den guten Geist des Volkes zum Teil bestätigt zu werden. Mit gutem Gewissen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können wir aber die Gleichstellung der gelben mit der weißen Rasse zurückweisen. Bildung, Kultur ist das Ergebnis langer Entwicklung. Ebenso wie Rassenschönheit und Rassentüchtigkeit nicht im Leben des Einzelnen, sondern erst durch mehrere Geschlechter geschaffen werden können, ebenso oder noch mehr wird die geistige Veranlagung, die erst den lebendigen Besitz der Kulturgüter eines Volkes oder einer Rasse ermöglicht, nicht von dem Einzelnen ausgebildet, sondern im Laufe der Geschichte. Das heißt, der Einzelne wird mit der geistigen Veranlagung geboren, die der Kultur seiner Rasse gemäß ist; er entfaltet sie dann durch natürliches Wachstum, wie er die Körperform seiner Rasse entfaltet. In diesem Sinne sagte Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." So ist also jegliche Bildungsarbeit bei uns, auch die Hochschulerziehung, kein Neuschaffen, sondern ein Anknüpfen. Denn nicht auf äußerliches Aneignen kommt es an — wie treffend verurteilt unsre Sprache dies durch das Wort „auswendiglernen"! —, sondern auf eine Weckung schlummernder Schöpferkräfte. Es ist Wahnwitz, zu glauben, daß der Japaner, der vor einigen Jahrzehnten noch ein Barbar war, heute schon europäische Kultur lebendig besitzen könne. Die ursprünglich japanische Kultur ist eigen, und sie ist höher als die der meisten Naturvölker; ob sie entwicklungsfähiger ist als die anderer Naturvölker, die im Lauf der Geschichte auf demselben Standpunkt geblieben sind, das ist schwer zu entscheiden. Wenn der Japaner aber durch Aneignung der Äußerlichkeiten unsrer Kultur in Anspruch nimmt, für unsers Gleichen genommen zu werwerden, so gleicht er dem Mädchen, das sich rote Backen nicht durch lang fortgesetztes gesundes Leben, sondern durch Auflegen roter Schminke erwirbt.

Frankreich schändet seinen Namen durch die Verwendung farbiger Truppen gegen uns. England geht noch weiter: es kontrahiert mit dem Volke einer minderwertigen Rasse, als erachte es dies Volk als sich gleichstehend. Mag es im Geheimen auch Japan nur als sein Werkzeug betrachten; die Welt, und vor allem Japan selbst, müssen an der Gleichstellung beider Kontrahenten glauben. Eine zu uns gedrungene englische Stimme konnte sich angesichts der heldenhaften Vorstöße unsrer Seekriegsleute des Urteils nicht enthalten, England habe in Deutschland einen würdigen Gegner. Nun, uns nötigt sein Zusammengehen mit Japan zu dem Urteil: Deutschland hat in England keinen würdigen Gegner. **Jonny John.**

# Aus Wald und Heide.

## II.

### Von unseren Forstwirtschaftsformen.

Mit Absicht besprachen wir in einem früheren Aufsatze (vgl. Vortrupp Nr. 16 S. 504ff.) die Lebens- und Wirtschaftsbedingungen des Einzelbaums — obgleich die Einzelbaumwirtschaft im allgemeinen keine Forstwirtschaft ist

—, aber wir taten es nicht ohne Grund, er lehrt uns so viel, und man kann so viele Vergleiche ziehen, auch in anderer Richtung. Wir wissen ja wohl, daß jeder Vergleich hinkt, aber deshalb möchten wir auch ferner nicht auf das Vergleichen verzichten, denn es will uns scheinen, als ob die Vergleiche zwischen Baum und Mensch, Wald und Volk alle in einem gewissen Gleichtakt hinken, so daß man recht gut dabei zu wandern vermag und hierbei sich manch schöne und klare Fernsicht erschließen kann.

Die Einzelbaumwirtschaft ist selten geworden im Walde, früher war sie verbreiteter. Denn einmal diente der Wald früher, als Kohlenbergbau und Eisenbahn noch keine Rolle im Wirtschaftsleben spielten, in erster Linie der Brennholzerzeugung, zumal der Nutzholzbedarf bei der weniger zahlreichen Bevölkerung und den noch vorhandenen ausgedehnteren Waldungen im ganzen geringer war. Aber neben der Brennholz- und in minderem Maße der Nutzholzzucht diente der Einzelbaum hauptsächlich der Mastnutzung, besonders der Schweineherden, die mit dem reichen Anfall seiner Früchte gemästet wurden. Es kamen hierfür natürlich nur die Bäume mit genießbaren Früchten in Frage, wie Eiche, Buche, Wildobst, Els- und Vogelbeere usw. Von der früheren hohen Bedeutung der Waldmast macht man sich heute, im Zeitalter der Stallfütterung, keinen rechten Begriff mehr. Vergegenwärtigt man sich aber, daß früher, als die Kartoffel noch nicht bei uns eingeführt war und die zahlreichen Abfallstoffe der landwirtschaftlichen Nebengewerbe wie Brauerei, Brennerei, Zucker- und Stärkegewinnung noch nicht oder nur wenig als Futter in Frage kamen, so wird man die frühere Wichtigkeit der Mastnutzung zugeben müssen.

Noch vielerorts sind uns im Walde die Zeugen dieser früheren Mastwirtschaft erhalten, besonders auf den Triftzügen, welche breit angelegt durch den Wald führten, und auf denen die Herden g e t r i e b e n wurden, deshalb oft „Trebe" heißend. Hier finden wir häufig noch die einzelstehenden Masteichen, Buchen und dergleichen. Meist sind sie, diese Mahner vergangener Zeit von hohem Alter und prächtigem Bau, wenn auch häufig rückgängig und absterbend, so doch wegen ihres hohen landschaftlichen Wertes von verständigen Forstwirten erhalten.

Weiter wurde früher mit Rücksicht auf die Mastnutzung eine besondere Betriebsform, die Mittelwaldwirtschaft, ausgebildet. Ein Mittelding zwischen Hoch- und Niederwaldbetrieb. Doch um die eine zu erklären, müssen wir erst die beiden anderen kennen lernen.

H o c h w a l d nennt der Forstmann denjenigen Baumbestand, welchem die Fähigkeit innewohnt, zu einem möglichst hohen Wald zu erwachsen. Hierzu sind in erster Linie die aus Samen (Kernen) nachgezogenen Bestände befähigt, die Kernwüchse, und deshalb heißt diejenige Waldwirtschaft, welche die Bestände nur aus Kernwüchsen erzieht, Hochwaldwirtschaft. Rund $^7/_8$ der deutschen Waldwirtschaft gehören ihr gegenwärtig an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dem Niederwald hingegen geht im allgemeinen die Fähigkeit ab, zu einem Baumbestand von hochwaldartig vollendeter Höhe zu erwachsen, da er sich hauptsächlich durch Stockausschläge verjüngt. Meist läßt man ihm aber auch gar keine Zeit, einem hochwaldartigen Wuchse zuzustreben, da er schon frühzeitig — in kurzen Umtrieben — der Axt verfällt und genutzt wird. Er entsteht, wenn ein nicht zu alter Laubholzbestand abgetrieben wird, und die im Boden verbleibenden Wurzelstöcke wieder ausschlagen. Diese Stockausschläge erwachsen in der Jugend — dank dem in den Wurzeln des Stockes aufgespeicherten Nahrungsvorrat — zunächst rasch, bleiben dafür aber im Alter im Höhenwuchs hinter den Kernwüchsen zurück.

Der Kernwuchs des Hochwaldes bekommt von seinen Eltern in dem engen Raume der Samenhülle einen nur recht geringen Nahrungsvorrat mit, dafür aber manche vererbte gute Eigenschaft seiner Vorfahren. Viele dieser Sämlinge gehen schon in früher Jugend im Kampfe um Licht, Regen und Bodenraum zugrunde, bei vielen langt die geringe Wegzehrung nicht über die ersten schlechten Zeiten hinweg. Aber in allen den Kernwüchsen, welche sich durchringen und ihren Platz an der Sonne und am Boden oft mühsam genug erkämpft haben, in ihnen allen wohnt der Wille und die Kraft zu freudigem Wuchs empor zum Licht und zur reichsten Entfaltung der ihnen von den Eltern auf den Lebensweg vererbten Eigenschaften.

Anders der Stockausschlag des Niederwalds. Er hat seinen ihm vom Mutterstock gesichert überlassenen Standraum; die Wurzeln des Mutterstocks schöpfen reiche Kraft aus dem Boden und treiben eine Fülle saftstrotzender neuer Triebe, Stockausschläge, die im Anfang üppig gedeihen. Es geht ihnen zunächst gut, oft zu gut, wie den Kindern so mancher reicher Eltern, sie lernen in ihrer Kindheit keine harten Zeiten kennen, ihr Körper ist nicht gestählt und gehärtet in ständigem Kampfe. Sie gedeihen zu üppig im Hinblick auf die spätere Beschränktheit der Verhältnisse und werden schließlich von den im harten Kampf der Jugend erwachsenen Kernwüchsen an Wuchskraft überholt. Und gerade ihr Nahrungsüberfluß in der frühen Jugend, welchen sie dem Mutterstock verdanken, wird ihnen mittelbar häufig zum Verhängnis, denn selten bleibt der Mutterstock gesund, die Abhiebsstelle ist zugleich die Eingangspforte für vielerlei Krankheit und Fäule, die von da in den Stockausschlag eindringt und an seinem Lebensmarke nagt. So waltet die Natur, welche die einseitige Überfütterung des jungen Stockausschlags — die sich nur durch menschliche Eingriffe, meist auf Kosten der Gesundheit des künftigen Bestandes ermöglichen läßt — nur notgedrungen leistet. Drängen sich uns hier nicht als Vergleich die Gefahren des Reichtums auf, denen ein junger Mensch, der ihn noch nicht zu nutzen versteht, so vielfältig ausgesetzt ist? Hat nicht auch dieser Reichtum für den unbedachten Menschen trotz seiner vielen Vorzüge seine wunden Stellen, von denen aus ungewollt und zunächst unbemerkt die Stockfäule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich des Menschen zu bemächtigen vermag? Doch wir wollen hier nicht weitere Vergleiche ziehen, sie bringen uns ab vom eigentlichen Pfad.

Die Niederwaldwirtschaft war früher von ungleich größerer Bedeutung, denn man wollte und mußte wegen der noch unentwickelten Verkehrsverhältnisse in den dicht bevölkerten Gegenden möglichst rasch und möglichst viel Brennholz erziehen und keine hohen Wälder. Man trieb also den Bestand in verhältnismäßig kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen, etwa alle 10—20 Jahre ab und wartete auf seinen Wiederausschlag, der rasch kräftige junge Triebe brachte. Bei so niedrigen Umtriebszeiten konnten an sich naturgemäß keine hohen Wälder entstehen, es erwuchs in diesem kurzen Zeitraum nur niedriger Baumwuchs.

Neben der raschen Brennholzerzeugung bot der Niederwald noch einen weiteren Vorteil von großer Wichtigkeit. Bei der häufigen Freistellung des Bodens durch den Abtrieb des Holzwuchses fanden die Gräser Licht, Luft und Nahrung genug, um üppig zu gedeihen und boten so vorzügliche Gelegenheit zu gewinnbringender Weide, deren Ausübung in den Zeiten vor Anbau unserer jetzigen Futtergewächse — Klee, Luzerne, Esparsette usw. — von außerordentlich hohem Werte war.

Nur mangelte es bei der Niederwaldwirtschaft an der Möglichkeit zur Ausübung der Mastnutzung, da die älteren fruchttragenden Bäume wegen der kurzen Umtriebszeit fehlten. Um auch diese Nutzung zu haben, und um gleichzeitig stärkere Stämme für den Bau- und Nutzholzbedarf heranzuziehen, verschonte man beim regelmäßig wiederkehrenden Abtrieb einzelne besonders schön erwachsene Stämme — meist Kernwüchse — mit dem Hieb und ließ sie zu starken Bäumen heranwachsen, welche über dem Niederwaldwuchs — dem Unterholze — ihre Kronen ausbreiteten und reichlich Früchte trugen. So entstand eine Mittelform zwischen Hoch- und Niederwald, der Mittelwald.

Nieder- und Mittelwald sind, da sie in erster Linie Brennholz erzeugen, in der nutzholzbedürftigen Gegenwart stark in der Abnahme begriffen und weichen dem Hochwalde, zumal auch der Wert der Weide- und Mastnutzung stark zurückgegangen, vielfach sogar bedeutungslos geworden ist.

Wenden wir uns also wieder dem Hochwalde zu, um zu sehen, wie man dort der neuen Aufgabe, möglichst viel, möglichst gutes Nutzholz zu erziehen, gerecht wird. Den gleichmäßig flächenweisen Hochwald nur einer Holzart haben wir zum Teil schon kennen gelernt; doch zum Glück sind wir in der Forstwirtschaft nicht nur auf diese eine Betriebsart angewiesen, sonst stünde es für die Zukunft des Waldes schlecht genug. Denn außer der schon besprochenen Sturmgefahr bedrohen noch viele andere Gefahren unsern Wald und in erster Linie wieder den gleichaltrigen Reinbestand. Und von den einzelnen Holzarten sind die wintergrünen Nadelhölzer am meisten gefährdet, da ihnen vor allem, einmal kahlgefressen, die Fähigkeit des Wiederausschlags großenteils mangelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daß der gleichaltrige Reinbestand am meisten gefährdet ist, ist ja selbstverständlich. Denn bei einer derartig großen Anhäufung von Pflanzen von gleichem Alter und gleicher Art an einem Ort finden die Feinde dieser Pflanzen, die meist wieder nur eine Holzart und in einem bestimmten Alter bevorzugen, den Tisch an einem bestimmten Orte überreichlich gedeckt und können sich in üppigstem Maße entwickeln und vermehren, nicht eher rastend, als bis sie den ganzen Bestand vernichtet haben, sich selbst so schließlich vernichtend. Und der so kluge Mensch steht dann händeringend vor den Trümmern seiner ehemaligen Waldesherrlichkeit, um zu spät einzusehen, daß er die Bahnen der Natur nicht ungestraft verlassen kann.

Sei es nun, daß ein Insekt, wie die Nonne oder der Kieferspanner usw. oder eine Pilzkrankheit den gleichaltrigen Reinbestand befällt, stets findet der Feind des Waldes in ihm besonders günstige Bedingungen. Verläßt z. B. eine Raupe aus Nahrungsmangel einen kahlgefressenen Baum, so findet sie im Reinbestand schon am nahestehenden nächsten Stamm eine neue Futterquelle. Im Mischwald, wo mehrere Holzarten durcheinander stehen, muß diese Raupe meist schon eine größere Wanderung unternehmen, um wieder geeignete Nahrung zu finden. Die Möglichkeit, daß sie unterwegs verhungert, von ihren Feinden gefunden wird oder sonstiges Mißgeschick hat, ist hier viel größer als in dem Schlaraffenland des gleichaltrigen Reinbestands. Ja, schon im ungleichaltrigen Reinbestand ist die Möglichkeit ihrer Gefährdung schon größer, denn einmal beherbergt dieser eine reichere Vogelwelt, die Schützerin des Baumwuchses, und dann bevorzugen viele Forstschädlinge von einer Holzart häufig nur ein ganz bestimmtes Alter, finden also auch hier den Tisch nie so reichlich gedeckt wie im gleichaltrigen Reinbestand.

Mit den Pilzkrankheiten ist es ähnlich. Im Reinbestand kommen die wenigsten der zu Millionen und aber Millionen erzeugten Pilzkeime um, denn überall finden sie einen ihnen zusagenden Nährboden der gleichen Pflanzenart und laufen nicht Gefahr, auf eine ihnen nicht zusagende Wirtspflanze verweht zu werden.

Übertragen wir diese Erfahrungen und Lehren des Waldes auf uns Menschenvolk, so bietet sich wieder eine Fülle von Vergleichen. Setzen wir statt Reinbestand Großstadt mit ihrer Menschenanhäufung auf engem Raum und statt Mischwald eine Siedlungsart, bei der sich die Menschen ferner gebracht sind, seien es Dörfer oder Kleinstadt, so wird man, je mehr man sich in den Gegenstand vertieft, desto mehr Anknüpfungspunkte zu fruchtbaren Vergleichen finden.

Doch wir wollen unsern Hochwald nicht verlassen, ehe wir nicht noch einer besonderen Hochwaldform des Plenter- oder Blenderwalds gedacht haben. In einem solchen Walde stehen ein oder mehrere Holzarten auf kleiner Fläche gemischt in allen Altersstufen durcheinander, bilden also kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusammenhängendes Kronendach. Das Licht dringt überall leicht blendend zu Boden, und aus dieser Ableitung erklärt sich auch die Bezeichnung dieser Waldform wohl am besten.*) Die Anhänger des Blenderwaldes rühmen nun seine hohe Holzmassenerzeugung, da hierbei die Bäume freier gestellt sind, mehr Licht, Luft und Regen genießen, ähnlich wie der Einzelbaum, und deshalb mehr Holzmasse erzeugen können. Die Gegner dieser Waldform hingegen weisen auf die geringere Nutzholzerzeugung des Blenderwaldes im Gegensatz zum gleichaltrigen Bestand hin. Seine Freunde rühmen seine Fähigkeit, die Bodenkraft und Frische am besten von allen Waldformen zu erhalten, da es die naturgemäßeste Waldform ist und ihr deshalb weiter auch ein hohes Maß von Betriebssicherheit innewohnt. Die Gegner wieder weisen hin auf die Schwierigkeit der Holznutzung, die sich gleichzeitig über einen großen Teil des ganzen Waldes verstreut — gewissermaßen verzettelt — im Gegensatz zu den auf verhältnismäßig kleiner Fläche jährlich stattfindenden Schlägen — meist Kahlschlägen — des gleichaltrigen Reinbestandes.

Wollen wir für den Blenderwald eine menschliche Siedlungsweise zum Vergleich heranziehen, so würde wohl die Höfesiedlung ihr am ersten entsprechen. Und ebenso schwierig wie es sein mag, den einsamen hofgewohnten Bauer und den Steinstraßen bewohnenden Großstädter beide restlos für eine von beiden Siedlungsweisen zu bekehren, ebenso schwierig ist die Aufgabe, Blenderwald- und Kahlschlaganhänger b e i d e für e i n e dieser Hochwaldformen zu gewinnen. Diese Überzeugungen wurzeln eben zu sehr in dem betreffenden Walde, den der einzelne Forstmann bewirtschaftet, wie auch anderseits in dem Gemeinwesen, in welchem wir aufwuchsen und leben.

Immerhin ist es nicht ohne Interesse, zu sehen, daß viele Forstleute, je weiter wir uns mit unseren künstlichen Waldformen vom Blenderwald entfernt haben, in ihm das Ideal der Forstwirtschaft erblicken, ohne es jedoch ernstlich anzustreben — vielfach liegt es auch gar nicht in ihrer Macht, nun plötzlich zur Blenderwaldwirtschaft zurückzukehren, das ist rein wirtschaftlich unmöglich — ihr Herz hängt aber doch dem Blenderwaldideale nach, und so lassen sie es sich mit dem Schwärmen für dieses Ideal genug sein. Wie mancher Großstädter ist wohl nicht in der gleichen Lage, er möchte hinaus aufs Land ziehen, weit, weit hinaus auf einen stillen Hof, wo der Himmel frei ist, wo man die Sonne auf- und untergehen sehen kann. Er schwärmt von diesem Ideal, das er, da er an seine Arbeitsstätte, die Großstadt, gefesselt ist, schwerlich erreichen wird.

---

*) In mittelhochdeutscher Zeit kannte man noch das Wort ‚blanten' (althochdeutsch: blantan), das ‚mischen' bedeutete und übrigens mit dem neuhochdeutschen Worte ‚blenden' lautverwandt ist. So wird ‚blenderwald' auch dem Wortstamme nach wohl nichts andres sein als eben ‚Mischwald'. R. Kraut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch haben wir in der Gegenwart eine Bewegung, die den armen Großstädter diesem Ideale so nahe wie möglich bringen, ihm das irgend Erreichbare ermöglichen will, die Gartenstadtbewegung. Man will den an eine Massenarbeitsstätte gefesselten Menschen in die Lage bringen, nach wie vor so viel Nutzholz wie irgend möglich zu erzeugen, und doch soll er in der Gartenstadtsiedlung seine Lebenskrone voll zur Entfaltung bringen können. Etwas Ähnliches strebt man neuerdings auch im Walde an. Man sucht die Vorzüge des schlagweisen Hochwaldes mit denen der naturgemäßen Verjüngungs- und Erziehungsweise des gemischten Blenderwaldes zu vereinigen. Diese Hochwaldbetriebsform ist von ihrem Begründer und Verfechter, Professor Wagner, Tübingen, als Blendersaumschlag bezeichnet worden.

Ähnlich wie die Gartenstadtbewegung ist dieses Verfahren noch jung und bedarf noch vielseitiger Erprobung. Aber ähnlich wie diese birgt es eine Fülle gesunder Gedanken, die scharf durchdacht sind, und schon jetzt, ehe man noch daran denken kann, dieses Verfahren im großen auf den Wald zu übertragen, vielfältig Frucht tragen, indem sie die ganze Waldwirtschaft neu beleben und ihr neue Bahnen weisen. Bei der Eigenart des Aufbaues des Waldgebäudes, dem die hundertjährige Umtriebszeit den Stempel aufdrückt, darf man nun nicht erwarten, daß eine solche neue Betriebsform den Wald alsbald völlig umzugestalten vermag, selbst wenn dies alle seine Wirtschafter wollten (was durchaus nicht der Fall ist), dazu bedarf es der Arbeit mehrerer Generationen, ähnlich wie bei der Umgestaltung unseres Städtebaues. Auch hier gilt für beide, Stadt und Wald, das Sprichwort, daß Rom nicht an einem Tage erbaut ist. Noch viel weniger vermag man es an einem Tage umzubauen. Doch solche räumliche und zeitliche Widerstände haben auch ihr Gutes, sie bewahren vor überstürzter Einführung des Neuen und geben so Zeit zu gründlicher Prüfung, zur Erkenntnis seines wahren Wertes.

Hoffen wir, daß Gartenstadt und Blendersaumschlag sich in dieser Prüfung bewähren und ein gutes Gelingen bringen, dem waldumrauschten deutschen Volke zum Heil. **Forstassessor Dr. Jacobi.**

# Was andre sagen

**Flensburger Zeitspiegel.** (Herausgeber: Jonny John, Flensburg.) 4. Jg. Nr. 15.

Unsre nächsten Pflichten. Vom Herausgeber.

„ . . . . . .

Die größte germanische Untugend, die Uneinigkeit, haben die Deutschen jetzt abgeworfen, und das macht die Zeit, die wir jetzt hier erleben, zu der größten

Zeit germanischer Geschichte. Nun laßt uns auch die zweite, aber ebenso verderbliche Untugend unsers Volkes abwerfen: Die Trinksitte. Jeder gebe sich das Gelübde: in dieser schweren Zeit soll kein Tropfen eines Rauschtrankes über meine Lippen kommen. Kein Rausch, keine „gehobene Stimmung" soll mich auch nur einen Bruchteil eines Augenblicks darüber hinwegtäuschen, wie furchtbar mein Vaterland bedroht ist. Ehrlos der, der jetzt im Rausch, oder auch nur in der faul gemütlichen Kneipenrunde am verdumpfenden Stammtisch, Vergessen oder Erleichterung sucht!

Dasselbe gilt vom Genießertum und Luxus überhaupt. Ehrlos die, die jetzt noch an reichbesetzten Tafeln schlemmen oder in Schmuck und Prunk einherstolzieren, ob Männer, ob Weiber. Gedenkt, daß Millionen im Felde entbehren, um Euch vor Knechtschaft und Ausbeutung zu schützen. Sie leiden Mangel, viele, viele werden Hunger und Durst, entsetzliche Schmerzen und einsamen Tod erleiden. Und Ihr wollt Euch noch ferner Eurem gewohnten erbärmlichen Behagen hingeben? Einfachste Kost, einfachste Kleidung, kein Tropfen Alkohol — das fordert das Vaterland von uns.

Die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Alkohols, auch des mäßigen Genusses, hat die erfreulichsten Fortschritte gemacht bei unsern Behörden, die jetzt mit musterhafter Schlagfertigkeit den großen Kampf unsers Volkes organisieren. Auf Bahnhöfen darf kein Alkohol geschenkt, Wirtschaften müssen um elf abends geschlossen werden. Weite Kreise der Bevölkerung sind einsichtig. Aber es muß in dieser Richtung noch mehr geschehen. Jeder Einzelne helfe mit, durch einen freiwilligen und freudigen Verzicht auf ein so leicht entbehrliches Genußgift ein in jeder Sekunde klar und hell denkendes Volk zu bilden. Dann wird uns niemand überwinden.

Gelingt es uns, für alle Zukunft nicht nur die nationale Zersplitterung zu beseitigen, sondern auch die uralte germanische Unsitte des „mäßigen" „Männertrunkes", so vollenden wir die Größe unsers Volkes."

**Flensburger Zeitspiegel.** 4. Jg. Nr. 15.

Von der deutschen Größe dieser Tage. Von Jonny John.

„. . . . . .

Es ist das erste gemeinsame große Erlebnis der geeinten deutschen Stämme. Nun erst ist vollendet, wozu 1870/71 der Grund gelegt wurde. Wir haben die Zuversicht, daß wir siegen werden. Welche Möglichkeiten der nationalen Entfaltung eröffnen sich aber, wenn dieser Kampf ausgekämpft sein wird. Die Möglichkeiten für Volksleben, Kunst, Dichtung sind nicht abzusehen. Wird irgendwo eine Kraft sein, die sich nicht in den Dienst der Nation stellen wird? Alles, was edel denkt in unserm Vaterlande, wird mit einstehen dafür, daß ein Zurücksinken in das kleinliche Elend von bisher nicht möglich ist. Die heroische Stimmung und der Geist der antiken Heldenstaaten, vereinigt mit den Erkenntnissen und Errungenschaften aus allen Zeiten bis heute — zu welcher Höhe kann das führen. Der Preis, den wir dafür zahlen müssen, ist teuer, teuer durch jeden Einzelnen, der sein an Hoffnungen, Freude und Liebe reiches Leben dafür hingibt. Aber möge jedem, dem auf dem Schlachtfelde das Auge bricht, eine Ahnung von dem künftigen Glanz und der Größe seines Vaterlandes, die er mit erstritt, den Tod versüßen. Und die Gewißheit der Wiedervereinigung in der Ewigkeit beuge sich bei seinem Tode tröstend über ihn an Stelle der Liebe, die fern um ihn weint. Denn daß der alte Glaube in neuen Formen lebendig wird, daß die Tage des öden Materialismus gezählt sind, der an keinen Gott glaubt, weil in ihm nichts von Gott ist, das erscheint mir sicher. Wer überhaupt fühlen kann, dem muß in diesen Tagen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn nicht schon früher, aufgegangen sein: es gibt eine hohe, führende Macht. Sie wehrt die Gefahr und Not nicht ab, die die Menschen und Völker bedroht, damit die Menschen und Völker groß werden. Und damit das, was faul ist, untergehe!"

**Die Hilfe.** (Herausgeber: Dr. Friedrich Naumann, Berlin.) Jg. 1914, Nr. 34 vom 20. August 1914.

Drei Grundsätze vom Kriege. Von Paul Rohrbach.

„... Im Augenblick ... ist es höchst notwendig, an die Vielen zu denken, die ohne unmittelbare Beteiligung an dem Kriegsopfer ihren Erwerb verloren haben oder ihn beschränkt und bedroht sehen. Es wird nicht viele Geschäfte, nicht viele Familien in Deutschland geben, denen diese Zeit keine Einschränkung auferlegt. Am besten sind heute alle Beamten dran, die ein festes Einkommen aus öffentlichen Mitteln beziehen. Ihnen tut der Krieg vorläufig wenig; die geringfügige Steigerung der Lebensmittelpreise spielt keine ernstliche Rolle. Was soll man vom vaterländischen und menschlichen Standpunkt aus dazu sagen, wenn solche Leute mit gutem Einkommen z. B. einem armen Musiklehrer sein Brot nehmen, um zu „sparen"? Das ist nicht nur gedankenlos, sondern unwürdig, schlecht gehandelt. Wer sich in seinem eigenen Lebenskreise umsieht, wird bald erkennen, auf wieviel Fälle verwandter Art der Grundsatz vom „moralischen Nachdenken" über solche nächstliegenden Pflichten zur Hilfeleistung noch anzuwenden ist.

Ein jeder von uns ist in irgendwelchem Umfange Arbeitgeber, und andere Volksgenossen sind von ihm mit einem größeren oder kleineren Stück ihrer Existenz materiell abhängig. Wer nur denkt, wie er seine Ausgaben verringern kann, ohne daß er sich zugleich durchs Herz gehen läßt, wie er bei allen Einschränkungen doch immer noch anderen, die auf seine Ausgaben angewiesen sind, einen Teil ihres Einkommens erhalten kann, der handelt volkssittlich minderwertig, auch wenn er Geld fürs Rote Kreuz gibt und sich auf den Bahnhof stellt, um unsere durchfahrenden Soldaten zu erquicken. So zu tun, entspringt gewiß auch gutem Willen, aber es gehört weder viel Nachdenken, noch viel Opferfähigkeit dazu, unter dem Einfluß einer begeisterten Massenstimmung dieselbe Straße zu laufen, in denselben Topf eine Gabe zu werfen, wo alle es tun. Selbstzucht und Verantwortlichkeitsgefühl, viel mehr als es die Menge besitzt, gehören aber dazu, sich die Frage vorzulegen und zu beantworten: wie kann ich in der Stille, wo kein Mensch hinsieht und keine Masse läuft, auch bei verringerten Mitteln etwas dazu tun, um Existenzen zu halten, die ins Leere fallen, wenn jedermann beim Sparen nur ans „Daß" und nicht ans „Wie" denkt.

Diejenigen Geschäfte z. B. handeln verständig und volkssittlich, die von ihrem Personal soviel wie irgendmöglich behalten — wenn's geht alles — aber ihren Angestellten erklären: wir können nur zwei Drittel, nur die Hälfte, den Höchstbezahlten vielleicht nur ein Drittel ihres Gehalts weiterzahlen, aber wir wollen versuchen, euch alle durchzuhalten. Je weiter die Kriegszeit vorschreitet, desto notwendiger wird es sein, die öffentliche Hilfeleistung und den einsichtigen Opferwillen der Privaten miteinander zu verbinden. Wie schön aber und wie erhebend wäre es, wenn die Gebildeten in unserm Volk — ich meine die Gebildeten des moralischen Urteils, nicht die des gesellschaftlichen Schliffs und der Schulbank — sich rechtzeitig miteinander darauf besännen: dem Volksgenossen ein Stück seiner Arbeit erhalten, ist noch mehr wert, als patriotische Gabenspenden!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

**Einigkeit.** Eine Macht, die größer ist als Alles, was wir bisher erlebten, als Alles, was die Menschheit jemals sah, hat uns zusammengeschweißt zu einer drohenden, zu einer hilfsbereiten Einheit. Unsre Feinde sehen ein ehernes Antlitz, das sie nicht kannten, ein Antlitz voll Ruhe und Entschlossenheit, ganz durchleuchtet von herbem, todesbereitem Siegeswillen.

Einig ist das Heer, einig das Volk. Von Einigkeit getragen muß die Hilfsarbeit der Zurückbleibenden sein, sonst ist sie nichts nütze. Wer sich daheim nicht ein- und unterordnet, ist schlimmer als unnütz, ist ein Hemmschuh, der abgeschüttelt werden muß und abgeschüttelt werden wird. Groß müssen wir uns erweisen in dieser Stunde und frei von jeder Kleinlichkeit. Eifersüchtelei, Eitelkeit, Herrschsucht und Hochmut sind jetzt keine kleinen Schwächen mehr, sie sind Verrat am Vaterlande. Das bedenke jeder, der sich in den Dienst des Vaterlandes stellt. Nichts darf uns unterscheiden; wir kennen jetzt nur Brüder und Schwestern.

Wer jetzt unsachliche Gesichtspunkte in die Arbeit der Organisationen trägt, der versündigt sich an seiner Pflicht. Und wer etwa meint, er ließe sich herab, wenn er den Bedürftigen hilft, der versündigt sich an seinem Volk und an dem Geist der Liebe und des Vertrauens, den wir jetzt nötig haben wie nie zuvor, an dem wahrlich in Friedenszeiten genug gesündigt worden ist.

Liebe ohne Herablassung, das ist es, was wir — mehr als je — unserm Volke schuldig sind! **Vortrupp.**

**Erklärung.** Durch die ganze deutsche Gelehrtenwelt geht heute ein tiefer Unwille und eine starke moralische Entrüstung über das gegenwärtige Verhalten Englands. Wir beide, die wir seit langen Jahren durch zahlreiche wissenschaftliche und persönliche Beziehungen mit England verbunden waren, glauben berechtigt zu sein, dieser inneren Empörung einen offenen Ausdruck zu geben. In enger Gemeinschaft mit gleichgesinnten englischen Forschern haben wir uns eifrig bemüht, die beiden großen Völker einander innerlich näher zu bringen und das gegenseitige Verständnis zu fördern; eine fruchtbare Wechselwirkung englischer und deutscher Kultur schien uns wertvoll, ja unentbehrlich für den geistigen Fortschritt der Menschheit, die heute vor so großen Aufgaben steht. Dankbar gedenken wir dabei der freundlichen Aufnahme, die unsere Bestrebungen in England fanden; so große und edle Züge der englischen Art erschlossen sich uns, daß wir hoffen durften, sie würden den Gefahren und Schattenseiten dieser Art in sicherem Wachstum überlegen werden. Und nun sind sie doch unterlegen, unterlegen dem alten Übel eines brutalen nationalen Egoismus, der keine Rechte Anderer kennt, der unbekümmert um Moral oder Unmoral lediglich dem eigenen Vorteil nachgeht. Beispiele eines solchen rücksichtslosen Egoismus liefert die Geschichte leider in Hülle und Fülle, es mag hier nur an die Zerstörung der dänischen Flotte (1807) und an den Raub holländischer Kolonien in den napoleonischen Kriegen erinnert sein. Aber was heute geschieht, ist doch das Stärkste von allem, es wird in den Annalen der Weltgeschichte dauernd als eine unauslöschliche Schande Englands bezeichnet werden. England kämpft zugunsten einer slavischen, halbasiatischen Macht gegen das Germanen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tum; es kämpft auf der Seite nicht nur der Barbarei, sondern auch des moralischen Unrechts, denn es sei doch nicht vergessen, daß Rußland den Krieg begann, weil es keine gründliche Sühne einer elenden Mordtat wollte; England ist es, dessen Schuld den gegenwärtigen Krieg zu einem Weltkrieg erweitert und damit die gesamte Kultur gefährdet. Und das alles weshalb? Weil es auf Deutschlands Größe neidisch war, weil es ein weiteres Wachstum dieser Größe um jeden Preis verhindern wollte! Denn darüber kann nicht der mindeste Zweifel sein, daß England von vornherein entschlossen war, Deutschland in dem Riesenkampfe um seine nationale Existenz möglichst viel Steine in den Weg zu werfen, es möglichst an der vollen Entfaltung seiner Kraft zu hindern. Es lauerte nur auf eine günstige Gelegenheit, wo es zur Schädigung Deutschlands hervorbrechen könnte, und es ergriff daher schleunig den für Deutschland notwendigen Einmarsch in Belgien, um dem brutalen nationalen Egoismus ein Mäntelchen der Wohlanständigkeit umzuhängen. Oder ist auf der ganzen weiten Welt wohl irgend jemand so naiv, zu glauben, daß England auch an Frankreich den Krieg erklärt haben würde, wenn dieses in Belgien einmarschiert wäre? Dann hätte man heuchlerische Tränen über die unvermeidliche Verletzung des Völkerrechts vergossen, im übrigen aber sich vergnügt ins Fäustchen gelacht. Dies heuchlerische Pharisäertum ist das Widerwärtigste an der ganzen Sache, ihm gebührt nichts anderes als Verachtung.

* * *

Die Weltgeschichte zeigt, daß solche Gesinnungen die Völker nicht aufwärts, sondern abwärts führen. In der Gegenwart aber vertrauen wir felsenfest auf das gute Recht, die überlegene Kraft und den unbeugsamen Siegeswillen des deutschen Volkes. Doch müssen wir zugleich tief beklagen, daß jener schrankenlose Egoismus auf unabsehbare Zeit das geistige Zusammenwirken der beiden Völker zerstört hat, das so viel Gutes für die Entwicklung der Menschheit verhieß. Aber sie haben es dort so gewollt; auf England allein fällt die ungeheuere Schuld und die welthistorische Verantwortung!

Jena, 18. August 1914*).

**Ernst Haeckel. Rudolf Eucken.**

**Zur Nachahmung empfohlen.** Ein nachahmenswertes und in dieser ernsten Zeit besonders wirkungsvolles Mittel zur Bekämpfung des Alkohols ist in Kiel zur Anwendung gebracht:

Diejenige Nation, die das geringste Quantum Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt. Und das sollen Sie sein, meine Herren.

Diese Worte unsres Kaisers (aus der bekannten Mürwiker Ansprache an die Marinefähnriche), grell unterstrichen, sind in allen Stadtteilen Kiels in den Schaufenstern zu lesen.

Ein der Marine angehörender Abstinent hat 1000 Abzüge der Mürwiker Rede, in denen er die oben zitierten Worte in der angegebenen Weise unterstreichen ließ, durch Matrosen an die Ladenbesitzer der Stadt verteilt. Der freundlichen Bitte unsrer Vaterlandsverteidiger, das Druckblatt ins Schaufenster zu hängen, wurde überall gern entsprochen. Das kleine, aber wirkungsvolle Mittel, alkoholgegnerische Gedanken zu verbreiten, sei zur Nachahmung empfohlen.

*) Das war also ein Tag vor der Bekanntgabe des Ultimatums der japanischen Regierung. Wenn unsre beiden Gelehrten damals gewußt hätten, daß England sogar die Schamlosigkeit besitzt, die gelbe Rasse gegen ein germanisches Volk in den Kampf zu ziehen, wäre ihr Verdammungsurteil wohl noch viel schärfer ausgefallen. — Wir halten dieses Zeugnis zweier so hervorragender Männer des deutschen Geisteslebens — auch heute noch — für wichtig genug, im „Vortrupp" Platz zu finden, obwohl es bereits an andern Stellen wiederholt veröffentlicht worden ist. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Nahrhaftes Schwarzbrot.** Der Aufsatz „Was muß unsere Jugend vom Schwarzbrot wissen?" in Nr. 16 des „Vortrupp" hat bei sehr vielen unsrer Leser und Leserinnen ganz besondre Beachtung gefunden. Auch unser (in einer Fußnote des Aufsatzes) den Hausfrauen erteilter Rat, das Schwarzbrot einstweilen selbst zu backen, ist von manchen beherzigt worden. Wir freuen uns darüber um so mehr, als es jetzt, in der Kriegszeit, doppelt not tut, ein einfaches, billiges und wirklich nahrhaftes Brot herzustellen. Sehr gern folgen wir daher einer Anregung, die wir von verschiedenen Seiten erhalten, und veröffentlichen eine

Anweisung zum Schwarzbrotbacken.

Eine halbe Tasse Reis wird in einer Wassermenge, die etwa zwei Tassen fassen, gar gekocht. Den heißen Reis verdünne man mit reichlich einem halben Liter Wasser und tue zwei Teelöffel Salz hinzu. Dann gebe man für zwei Pfennige Sauerteig in eine große Schüssel und verrühre ihn mit der lauwarmen Reisflüssigkeit. Darauf werden etwa zwei Pfund grobes Roggenmehl (Roggenschrotmehl) hinzugerührt.

Dieser Teig muß vom Abend bis zum nächsten Morgen an einem warmen Ort zugedeckt stehen bleiben. Am Morgen knete man so viel grobes Roggenmehl hinzu, bis der Teig genügende Festigkeit hat, d. h. bis er nicht mehr am Tisch klebt und doch noch so weich ist, daß man den Finger leicht hineindrücken kann. Nun wird das Brot in den lauwarmen Ofen geschoben, muß aufgehen und wird bei mittlerer Hitze 2—3 Stunden lang gebacken. Man tut gut, ein offenes Gefäß mit Wasser hinten in den Ofen zu stellen, damit die Rinde nicht zu hart wird.

Wer das Brot noch kräftiger und dunkler zu haben wünscht, lasse den Reis fort und nehme statt dessen etwas mehr lauwarmes Wasser. —

Soll nicht nur gelegentlich einmal, sondern regelmäßig im Hause Brot gebacken werden, darf man nicht vergessen, von dem fertigen Brotteig eine kleine Handvoll zurückzubehalten. Dieser Teigrest dient das nächste Mal als Sauerteig.

Vortrupp.

# Neue Bücher und Schriften

**Krille, Otto:** Unter dem Joch. M. 3,— Egon Fleischel & Co., Berlin W.

**Vogl, Frau Oberst J.:** Einfache Gesundheitsregeln für Gesunde und Kranke. Stück M. 0,10. 50 Stück M. 3,— 100 Stück M. 5.— Zu beziehen von der Verfasserin, Freiburg i. B., Erwinstr. 77.

## Während des Krieges.

Unsre im Felde stehenden Freunde bitten wir, uns gelegentlich Nachricht zugehen zu lassen. Eine Feldpostkarte genügt.

Durch Erfüllung dieser Bitte werden wir in die Lage versetzt, den vielfach an uns gerichteten Anfragen über Verbleib und Wohlergehen der ins Feld gerückten Vortrupp-Freunde Auskunft zu erteilen. Die einzelnen Vortrupp-Gruppen sehen diesen Nachrichten mit sorgender Ungeduld entgegen.

Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß die im Heer und in der Marine stehenden Vortrupp-Bezieher während des Krieges jede Nummer des „Vortrupp" kostenlos nachgeschickt erhalten, wenn sie uns den Truppenteil angeben, bei dem sie stehen. Außerdem wird ihnen jedes Heft nach ihrem bisherigen Wohnsitz geliefert, soweit nicht eine andre Lieferungsart ausdrücklich gewünscht worden ist.

Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 19 1. Oktober 1914

## Landgraf, werde hart!

I.

Von der sonnigen Küste eines vierzigjährigen Friedens trägt uns der in reißenden Wirbeln davonschießende Strom des Geschehens unaufhaltsam neuen, noch unerkennbaren Ländern entgegen. So rasch leben und erleben wir heute, daß jene Friedensjahre schon wie die gute alte Zeit in nebelhafter Ferne hinter uns zu liegen scheinen; aber das Antlitz, das die Zukunft uns zuwendet, ist dem forschenden Blick noch verhüllt. Glücklich, wer im Feld mitkämpfend helfen darf, diese Zukunft zu gestalten! Uns anderen, durch Geschlecht, Lebensalter, körperliches Leiden daheim zurückgehalten, bleibt nichts übrig, als Arbeitskraft und Geld dem Vaterland willig darzubringen, ohne Eigennutz brüderlich miteinander zu leben, den Schwachen zu helfen, im übrigen aber die Pflicht des Tages zu erfüllen, so schwer es sein mag, und unsere Augen fest, unsere Herzen stark zu machen. Wenn die Zahl der Gegner, die Größe der Verluste, überhaupt der beispiellose Umfang dieses Krieges unser Herz bedrücken wollen, müssen wir uns immer wieder aufrichten an den unvergleichlichen Taten unserer Heere. Man braucht nicht an die Zahl der Streiter zu denken, um vom größten Heldenkampf zu sprechen, den die Erde je gesehen hat.

Wäre es nicht kleinmütig, am schließlichen glücklichen Ausgang auch nur einen Augenblick zu zweifeln? Gestehen wir es uns ein — der deutsche Volkscharakter weist einen Zug auf, der, so edel er ist, gefährlich werden kann. Ich meine unsere Weichherzigkeit, unsere Gutmütigkeit, unseren Mangel an Härte oder wie sonst man diese unzweifelhaft vorhandene und durch den Verlauf des Krieges wieder bestätigte Eigenschaft nennen will. In Verbindung mit unserer unerschütterlichen Rechtlichkeit auch gegen den Feind setzt sie uns manchmal stark in Nachteil.

Dies ist kein Krieg wie die von 1866 oder 1870, wo zwei Völker in ehrlichem Kampf miteinander um die Vorherrschaft rangen; wir sind heute vielmehr in der Lage eines Mannes, der von drei tollwutkranken Hunden und ein paar kleineren Kläffern zugleich angefallen wird. Es geht nicht um unseren militärischen Vorrang, um unsere Seemacht, unseren Handel oder unsere Industrie, es geht schlechtweg



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ums Leben. Sollen wir uns da nicht jeder Waffe bedienen, die Gott in unsere Hände gelegt hat?

Der Feind hat es ja längst begriffen, daß der Sieger immer Recht hat, daß man nach der Niederkämpfung des Gegners seine Handlungen nicht mit der Elle des Rechts oder der Moral nachmessen wird. Es gibt keinen allgemein anerkannten Satz des Völkerrechts, den Russen, Franzosen, Engländer, Belgier in den letzten sechs Wochen nicht schon hundertmal mit Füßen getreten hätten. Allen voran natürlich England. Zur Zeit der Königin Viktoria war man noch schamhaft, man gebrauchte Ausflüchte und Vorwände; sobald einer der englischen Minister von Zivilisation, Humanität, Moral oder Religion zu sprechen begann, wußten wir, daß wieder eine besonders abenteuerliche Schuftigkeit bevorstand. Heute wirft man den Mantel ab, weil man ihn nicht mehr braucht. Von gemeinem Diebstahl an Privateigentum bis zu den Dum-Dum-Geschossen und dem scheußlichen Abschlachten unserer Verwundeten hat England die ganze Stufenleiter der Rechtsbrüche durchlaufen.

Und wir? Allein von allen Nationen lassen wir uns durch die juristischen Zwirnsfäden des Völkerrechts in jedem freien Schritt hemmen. Die Zeitungen schelten und klagen, sie erlassen Proteste, meinetwegen auch scharfe, schärfste oder allerschärfste Proteste. Leider wird dadurch kein deutscher Soldat wieder lebendig, heilen die Wunden der Dum-Dum-Kugeln darum nicht besser.

Soeben wird gemeldet, daß die Stadt Löwen durchaus nicht vollständig zerstört, sondern zu vier Fünfteln, mitsamt dem berühmten Rathaus, erhalten sei. Auch die bedeutendsten Gemälde seien von unseren Soldaten gerettet. Das soll vermutlich beruhigend wirken. Mich und wohl auch manchen Anderen beruhigt es aber durchaus nicht. Die erste Lügennachricht von einer deutschen Niederlage — und der Meuchelmord beginnt von neuem.

Ich stehe bei meinen Freunden nicht in dem Verdacht, die Kunst und ihre Werke zu unterschätzen; man hat mir oft das Gegenteil vorgeworfen. Ich kenne auch die Kostbarkeiten der belgischen Städte sehr wohl. In diesem Augenblick aber ist mir das Leben des letzten deutschen Landsturmmannes tausendmal wertvoller als alle Kunstschätze ganz Belgiens. Ein lumpiger Ästhet, wer anders denkt! Wozu diesem entarteten Geschlecht die alten Kunstwerke erhalten? Während unser Gegner den Revolver gegen uns hervorzieht, heben wir ihm das Schnupftuch auf, das ihm dabei aus der Tasche gefallen ist! Brennt doch das ganze Höllennest nieder, macht es dem Erdboden gleich, laßt wie in alten Zeiten den Pflug darüber gehen und streut Salz in die Furchen, zum Zeichen, daß nie wieder Lebendiges aus der verfluchten Stätte keimen soll!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich predige nicht Grausamkeit, die stets sich selbst schlägt und die der Deutsche als Einziger auf der Erde nie lernen wird, ich predige auch keine Rache, die stets unfruchtbar bleibt, und am allerwenigsten Ausschreitungen des Pöbels. Aber ich predige Härte, schonungslose Härte, weil sie in der Schlußwirkung stets die höchste Milde ist. Je eher die Belgier und ihre Spießgesellen unseren furchtbaren Ernst erkennen, desto schneller wird der Krieg zu Ende gehen, desto weniger Blut wird fließen. Milde ist Grausamkeit gegen uns selbst.

Keine Proteste nutzen etwas wider Dum-Dum-Geschosse und Franktireurs, sondern nur jenes Mittel, das man im Völkerrecht Vergeltung nennt, und dessen wir uns in seiner härtesten Form bedienen sollten. Härte unterscheidet sich von Grausamkeit und Rache dadurch, daß sie stets einen bestimmten Zweck verfolgt, und zwar einen sittlich zu rechtfertigenden Zweck. Entweder man macht überhaupt keine Gefangenen mehr oder man erschießt künftig jeden, bei dem Dum-Dum-Geschosse gefunden werden; die Offiziere natürlich voran. Die Gegner werden dann auch ihre Gefangenen töten? Keine Furcht! Wir haben zwanzigmal mehr gefangene Franzosen und Engländer als umgekehrt, und könnten ihnen solchen Mord in einer Weise vergelten, daß ihnen die Lust dazu vergehen dürfte.

Es ist gräßlich, wehrlose Gefangene töten zu müssen, aber es ist hundertmal gräßlicher, daß unsere braven Soldaten heimtückisch gemordet und verstümmelt werden, unsere Soldaten, deren jeder das ganze englische Söldnergesindel, die belgischen Mordbuben oder die französischen Tigeraffen reichlich aufwiegt.

Immer und immer wieder lesen wir in den Feldpostbriefen, wie da arglose Offiziere von hinten erschossen worden sind, dort eine Kolonne in einem vermeintlich friedlichen Dorf meuchlerisch angefallen worden ist, wie Ärzte getötet, Verwundete auf nicht wiederzugebende Art verstümmelt, deutschen Krankenschwestern die Hände abgehauen worden sind. Wie lange soll das noch so fortgehen? Sollen schließlich alle unsere besten Leute erbärmlichen Franktireurs zum Opfer fallen? Es ist ja ergreifend zu hören, wie widerwillig unsere Leute an das notwendige Vergeltungswerk herangehen — aber wäre es nicht besser, diese Räubernester niederzubrennen, ehe sie Schaden gestiftet haben? Uns durch Belgien eine Gasse zu bahnen, auf der niemand mehr morden kann, weil dort niemand mehr lebt? Die Belgier können, wie alle Völker ohne Herzenskultur, Großmut nicht von Schwäche unterscheiden. Pulver und Blei sind die einzigen Beweisstücke, die ihnen Eindruck machen. Nur ein toter Belgier ist ein guter Belgier.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## II.

Wir müssen es lernen hart zu sein, hart bis zur Erbarmungslosigkeit. Das ist Pflicht der Selbsterhaltung und Pflicht gegen das Vaterland. Was nützt es, Franktireurs und belgische Soldaten in Zivilkleidern nach Deutschland zu schleppen und Gefangenenlager einzurichten, die einer Verbrecherkolonie zum Verwechseln ähnlich sehen? Wen empört es nicht, daß diese Schandkerle, auf unsere Kosten ernährt, noch ein wohlbehütetes, sorgloses Dasein führen? Gefangene sollen anständig behandelt werden, wenn sie uns in ehrlichem Krieg verfallen sind. Verbrecher aber gehören auf den Sandhaufen oder an den Galgen.

Statt dessen werden vollends die Kriegsgefangenen — die wirklichen und die anderen —, an vielen deutschen Orten von — angeblich — deutschen Frauen und Mädchen auf eine Art empfangen, die uns alle noch mit unauslöschlicher Schande brandmarken wird. Es fiele mir nicht ein, von diesen widerwärtigen Dingen zu sprechen, wenn es sich nur um vereinzelte Entgleisungen hirnverbrannter Geschöpfe handelte. Ich habe gezweifelt, solange es möglich war; aber gerade in den letzten Tagen sind amtliche Nachrichten darüber in solcher Zahl aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes gekommen, daß man nicht mehr zweifeln und nicht mehr schweigen darf. Die weitaus größte Mehrzahl unserer Frauen und Mädchen tut tapfer ihre Pflicht und erweist sich würdig der im Feld stehenden Väter, Gatten und Söhne. Aber die Zahl der Anderen kann leider auch nicht ganz geringfügig sein. An die Feinde, die erst vor wenigen Tagen Deutsche im ehrlichen Gefecht getötet oder aber feig gemordet, verstümmelt und beraubt haben, an diese Feinde drängt man sich mit schamloser Neugier heran, verschenkt Blumen und Süßigkeiten, bittet sich Andenken aus, fängt an zu flirten (für die schmutzige Sache ist das Fremdwort gerade recht). Die alte Klage von 1806! Ist es nicht beispiellos, daß sich diese Weiber von Männern über Sitte und Anstand belehren lassen müssen? Schon kommen aus allen Feldlagern Briefe voll flammender Empörung über dies Treiben.

Es ist schwer, von den Gründen solcher Erscheinungen etwas zu sagen. Unser alter Erbfehler, die Sucht nach dem Ausländischen, wächst sich hier ins Perverse und Scheußliche aus. In keinem anderen Land der Welt könnte sich auch nur annähernd Ähnliches zutragen. Soeben lese ich, daß man in Paris eine Französin, die nur ein paar Worte zu einem deutschen Gefangenen sagte, fast in Stücke gerissen hat.

Was soll man dagegen tun? „Verlangt dich nicht nach einem Besenstiele?" fragt Mephisto in der Walpurgisnacht. Ich meine, unsere Frauen müßten die Kurierung solcher Geschöpfe nicht den Männern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überlassen. Eine prompte Lynchjustiz der in ihrer allgemeinen Frauenehre gekränkten Geschlechtsgenossinnen, die die Frevlerinnen der Schande überlieferte, wäre das einzig richtige Mittel. Unsere deutschen Frauen dürfen nicht einzelner Ausnahmen wegen zum Gespött der Welt werden. Wenn wir nur nicht ohne obrigkeitliche Führung gar zu lau, so lahm und leidenschaftslos wären! Ein Schuß französischen Feuers wäre gerade für diese Zwecke äußerst dienlich.

## III.

Sogar vor den edlen Russen sollen, wenn man den Zeitungen glauben darf, einige Damen nicht zurückgeschreckt sein. Das erregt nun wirklich schon körperlichen Ekel. Es genügt ja, sich die Gruppenbilder gefangener russischer Soldaten anzusehen: eine ärgere Sammlung von Galgengesichtern wird sich auf dieser Erde schwerlich auftreiben lassen. Nicht einer darunter, dem nicht das ganze Strafgesetzbuch im Gesicht geschrieben stände!

Die Russen führen den Krieg, wie sie es schon vor fünfhundert Jahren getan haben und wie sie es in weiteren fünfhundert Jahren auch noch tun werden. Die dünne Lackschicht der Zivilisation kann den Anstrengungen des Krieges keinen Tag widerstehen. Jeder betrachtet den Feldzug nur als eine Gelegenheit zum Stehlen, Rauben, Brennen, Schänden und Morden. Unter Friedrich dem Großen wußte Preußen schon ein Lied davon zu singen. Genau so ist es bis heute geblieben. Die uns gerade jetzt in die Hände gefallenen Akten erweisen, daß vom Oberkommandierenden selbst, dem General Rennenkampf, der Befehl zur Ermordung harmloser Zivilpersonen ausgegangen ist.

Wer die Geschichte des russisch-japanischen Krieges studiert hat (ich verweise besonders auf das interessante Buch von Richard Ulrich: „Die Feuerprobe der russischen Armee"), der wußte, daß dieser Mann im nächsten Kriege eine bedeutende Rolle spielen würde. War er doch der Einzige unter den russischen Führern, der damals wirklich etwas geleistet hat. Daß er einen deutschen Namen trägt, ist bezeichnend; fast alle hervorragenden russischen Generale sind von deutschem oder doch nichtrussischem Stamm gewesen. Es genügt, aus der napoleonischen Zeit Bennigsen, Buxhövden, Wittgenstein, Barclay de Tolly, Sacken, aus der späteren Zeit Diebitsch, aus dem Krimkrieg Totleben, aus dem letzten Krieg neben Rennenkampf selbst noch Keller, Ewert, Gripenberg, Kaulbars, Stockelberg, Bilderling namhaft zu machen. Dem Russen fehlen im allgemeinen die Eigenschaften des Heerführers durchaus. Suworow und Skobelew sind die Ausnahmen, die die Regel bestätigen; beides bedeutende Generale, aber kaum

Feldherren im höchsten Sinn, als Charaktere natürlich unerfreulich. Skobelews Stabschef und Schüler Kuropatkin, ein ehrenhafter und gebildeter Offizier, hat als Armeeführer bekanntlich ganz versagt; er war seiner Anlage nach Pessimist, das einzige, was ein Feldherr niemals sein darf.

Irgendwie und irgendwoher muß also auch Rennenkampf germanisches Blut in sich haben. Man sollte meinen, daß sich dies Blut in ihm doch gelegentlich empören müßte gegen die Aufgabe, der Anführer einer Horde von Mordbrennern zu sein. Seine eigenen Blutbefehle zeigen aber, daß er oder schon seine Vorfahren sich mit glänzendem Erfolg verrußt haben. Vorstellen kann man sich einen solchen Prozeß freilich schwer; es ist doch ungefähr so, als ob einer von uns aus dem deutschen Volke austreten wollte, um Stammesgenosse bei den Hereros oder den Hottentotten zu werden.

Ein anderer General, der nach den erbeuteten Akten noch viel schlimmere Mord- und Brandbefehle erlassen hat, ist in der Tannenberger Mausefalle glücklich sitzen geblieben. Sagen die Zeitungen die Wahrheit, so wird dieser intellektuelle Urheber unzähliger Greueltaten jetzt im Salonwagen einer sicher sehr bequemen Gefangenschaft zugeführt. Wir unterliegen immer noch der Schwäche, in unseren Feinden ebenbürtige Gegner zu sehen, während wir uns doch als die Polizei fühlen sollten, die wieder einmal den europäischen Verbrecherkeller säubert. Es treibt einem das Blut in den Kopf, solche Meuchelmörder als Kriegsgefangene behandelt zu sehen, während doch von Gottes und Rechts wegen der Salonwagen durch einen geeigneten Baum und eine hänfene Krawatte ersetzt werden müßte.

Landgraf, werde hart!

## IV.

Daß Rußland, rein militärisch betrachtet, bisher die größte Überraschung in diesem Krieg war, läßt sich nicht leugnen. Wenn ich früher im Gespräch mit Freunden auf die Gefahren und Schwierigkeiten eines Krieges gegen Rußland hinwies, so erhielt ich stets die formelmäßige Antwort: „Rußland kann gar keinen Krieg führen, weil sonst sofort eine Revolution ausbräche." Wie vorauszusehen, ist das Gegenteil eingetreten. Ein Krieg nach außen hat sich noch immer als das beste Mittel gegen innere Unruhen bewährt. Wir lachen über die Schauergeschichten, die ausländische Zeitungen von Aufständen in Berlin, Erschießung von Sozialdemokraten und Ähnlichem zu erzählen wußten; aber wir selbst sind ganz auf diese Art hereingefallen. Revolution in Warschau, Verkündung der polnischen Republik, Meuterei der Flotte im schwarzen Meer, Revolte in Odessa, Mißlingen der Mobilmachung — so las mans in allen unseren Blättern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kein Wort davon ist wahr. In Rußland herrscht heute größere Ordnung und Ruhe als seit langer Zeit. Die Mobilmachung zu dem sehr populären Krieg ist ordnungsmäßig verlaufen — sonst hätten nicht so schnell ungeheure Heere in Galizien und Ostpreußen erscheinen können. Der russische Soldat ist im allgemeinen gut bekleidet und bewaffnet, die zahlreiche Artillerie schießt wenigstens zum Teil vortrefflich.

Wir für unser Teil lernen daraus wieder einmal, daß man sich nicht auf vermeintliche Schwächen beim Feind, sondern nur auf sich selbst verlassen soll.

Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die russische Armee in den zehn Jahren seit dem letzten Krieg viel gelernt hat und an manchen Stellen auch besser geführt wird. Bei Lemberg haben sie einen fast erdrückenden, planmäßigen Offensivstoß geführt, was ihnen in der Mandschurei nie gelingen wollte. Während ich diese Zeilen schreibe, schwankt in Galizien die Wage des Schicksals noch unentschieden auf und ab. Gerade sind die Österreicher genötigt worden, die begonnene Angriffsbewegung wieder aufzugeben und in die Verteidigung zurückzufallen. Sie wehren sich verzweifelt gegen eine furchtbare Übermacht.

In Ostpreußen ist freilich ein Mann über die Russen gekommen, dem sie nicht gewachsen waren. Ich weiß nicht, wer dort früher die deutsche Armeeabteilung geführt hat, und weiß noch weniger, ob Fehler begangen worden sind. Es scheint aber doch, als ob die Dinge eine Weile für uns keineswegs gut gestanden hätten. Und dann kam ein Umschwung, dessen volle dramatische Wucht man erst später wird ermessen lernen. Es ist, als ob eins der alten deutschen Märchen Wirklichkeit geworden wäre: Wer kannte vor drei Wochen, auch nur dem Namen nach, den General von Beneckendorf und Hindenburg? Die Eingeweihten wußten, daß er, schon ehe er die 29. Division in Karlsruhe und darauf das 4. Korps in Magdeburg hatte, als einer unser hervorragendsten Offiziere galt. Der Abschied, den er meines Wissens aus Gesundheitsgründen nahm, entzog ihn ganz dem Auge der Öffentlichkeit. Und dann erweist sich mit einem Schlage dieser General, der sich in wohlverdienter Ruhe schon der Schwelle des biblischen Alters näherte, als ein gewaltiger Feldherr. Heute hallen Deutschland und Österreich-Ungarn von seinem Namen wieder; kommt erst die Wahrheit ins Ausland, wird er morgen europäischen, übermorgen Weltruhm haben.

Und das von Rechtswegen. Nach jahrelangem Ruhestand eilt er unvorbereitet an die Front, liefert nach wenigen Tagen eine Riesenschlacht, vernichtet mit unterlegenen Kräften fünf oder sechs russische Armeekorps, macht fast hunderttausend Gefangene, erbeutet über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fünfhundert Geschütze und schlägt kaum acht Tage später eine zweite russische Armee aufs Haupt! Wäre er ein ruhmrediger Romane, er würde Caesars veni, vidi, vici mit mehr Recht auf sich beziehen als irgend ein Vorgänger. Die Kriegsgeschichte wird ihn auf jener Tafel verzeichnen, wo die Namen Hannibals, Friedrichs, Napoleons und Moltkes stehen, der Männer, die Vernichtungsschlachten geschlagen haben. Cannae, Leuthen, Ulm, Sedan und Tannenberg!

## V.

Welches Land macht uns unsere Generale nach? Wir hatten in den letzten Jahrzehnten einen Stamm von Männern, die zum Höchsten berufen schienen und auch heute das Höchste geleistet hätten, wenn sie nicht einige Jahre zu früh auf die Welt gekommen wären. Ich brauche nur die Namen Schlieffen, Waldersee, Lentze, Häseler, Goltz zu nennen.

An ihre Stelle sind Männer wie Kluck, Bülow, Hausen, Heeringen getreten — fast sämtlich früher dem breiten Publikum wenig bekannt, aber von den größten Hoffnungen aller Wissenden ins Feld begleitet. Wie immer dieser ja erst beginnende Krieg ausgehen möge — wir werden an seinem Ende ein zwar geschwächtes, aber erprobtes Heer und eine Reihe kriegserfahrener Feldherren haben, denen kein anderer Staat gleiches entgegensetzen kann. Auch der friedliche Bürger, sofern er nur über etwas Phantasie verfügt, vermag zu ahnen, daß sich in unseren Generalen etwas von der tiefen Seligkeit des schaffenden Künstlers regen muß, wenn ihnen nach einem Leben der Pflichterfüllung, ehe es Abend werden will, das Schicksal die Vollmacht in den Schoß wirft, das unermüdlich Geübte durch die Tat zu erproben, sozusagen einmal in echtem Material zu arbeiten. Ein Volk braucht nicht kriegslustig zu sein; aber wehe ihm, wenn seine Offiziere es nicht mehr sind!

Es wird im allgemeinen noch nicht genügend gewürdigt, welchen Vorteil die heutigen militärischen Einrichtungen uns Germanen gegenüber den schneller reifenden, aber auch schneller alternden Romanen gewähren. Die Beförderungsverhältnisse in Friedenszeiten bringen es mit sich, daß auch die fähigsten Offiziere erst in höherem Alter zu leitenden Stellungen aufrücken. Das ist ein unvermeidlicher Nachteil, der sich in Deutschland deshalb am wenigsten fühlbar macht, weil sie nach dem Zeugnis der Kriegsgeschichte häufig ihr Bestes in einem Lebensalter geleistet haben, wo sich nach dem natürlichen Gang der Dinge bereits ein starkes Nachlassen der Kräfte fühlbar machen müßte. Man achte einmal darauf, wie viele unserer Kriegshelden Männer gewesen sind, die mindestens die sechzig schon hinter sich hatten. Ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erinnere an Derfflinger, Leopold von Dessau, Schwerin, Ziethen, Blücher, Moltke, in Österreich Radetzky, der seine glänzendsten Siege als Zweiundachtzigjähriger erfocht. Auch im gegenwärtigen Krieg stehen unsere leitenden Generale, natürlich mit Ausnahme der Prinzen, fast alle in der zweiten Hälfte der Sechziger. Nach den bisherigen Erfolgen zu urteilen hat ihnen „des Nordens Dauerbarkeit" trotzdem nicht nur den Geist, sondern auch die Energie frisch erhalten.

Ganz anders in Frankreich. Es hat seine größten Erfolge errungen, wenn außergewöhnliche Verhältnisse junge Männer an die Spitze brachten. Napoleon zählte bei Marengo 31, bei Austerlitz 36 Jahre! Dafür machen sich bereits vom vierzigsten Lebensjahr an die Spuren des Verbrauchtseins bemerklich; Yorck von Wartenburg (in seinem bekannten Werk „Napoleon als Feldherr") will sie zuerst 1809 in den Kämpfen um Regensburg gegen Erzherzog Carl entdecken. Napoleons Geist blieb derselbe, aber das zweite Erfordernis des Feldherrn, die Spannkraft, ließ nach. Er begnügte sich später damit, die Operationen im großen zu entwerfen, überließ aber die Ausführung seinen Marschällen; er stellte seine Bequemlichkeit voran, war nicht mehr wie früher überall selbst mahnend, antreibend, Hemmungen beseitigend, leitend zur Stelle. Daher dann die vielen Fehlschläge. Der Feldzug von 1815 war so genial angelegt wie irgendeiner; trotzdem verlor er ihn in vier Tagen, weil in einer Lage, wo er mit Stunden rechnen mußte, seine körperliche und seelische Spannkraft versagte und er eine Kette von Zeitversäumnissen zuließ, die sich der Jüngling von Arcole und Marengo nie verziehen hätte.

Seine Marschälle waren bekanntlich meist in seinem Alter. Bei Jena und Auerstädt zählt Napoleon 37 Jahre, Lannes, Ney und Soult ebensoviel, Davout 36, Bernadotte 43, Murat 39, Angereau 49. Nicht einer über fünfzig: Eine solche Schar von Marschällen hat die Welt sonst nicht gesehen. Ihre Jugend tritt noch auffallender hervor durch den Gegensatz zu dem durchweg überalterten, ja greisenhaften Preußischen Offizierskorps.

Offenbar liegen hier Rassenunterschiede zugrunde. Zu Frankreichs Unglück fielen die Vorbedingungen zu so außergewöhnlichen Verhältnissen mit Napoleons Sturz weg. In der Folgezeit ist bei den französischen Generalen des üblichen Alters eine gewisse Verbrauchtheit oft unverkennbar. 1870 ist der Kaiser selbst freilich schwerkrank, aber bei Männern wie Bazaine, Mac Mahon, Wimpffen die Stumpfheit des Alters nicht zu übersehen.

Gegenwärtig gibt es in Frankreich für die einzelnen Stufen bekanntlich Altersgrenzen. Für französische Verhältnisse sind aber diese Grenzen, die unsere eigenen Heerführer meist lange überschritten hätten, immer noch ziemlich hoch gezogen. Man darf wohl annehmen,



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß im gegenwärtigen Feldzug manche der französischen Generale bereits zu alt für ihren Posten sind. Ganz besonders deswegen, weil die unaufhörlichen Kämpfe an alle Beteiligten beispiellose Anforderungen stellen. Mehr noch als der Geist, wird die stärkere Spannkraft den Ausschlag geben. Daß sie auf unserer Seite sein möge, hoffen wir von ganzem Herzen. Der Rest steht in Gottes Hand.

**Adolf Bartning.**

## Freude am Vaterland.

Wer das Leben eines andern Menschen so beneidenswert findet, daß er sich wünscht, mit ihm tauschen zu können, der ist entweder ein gedankenloser Tor, oder seine Lebensbedingungen sind so unerträglich, daß jeder Wechsel Gewinn und Erleichterung bedeutet. Aber Neid vergiftet, und es ist ein schweres Zeichen innerer Gefahr, wenn sich, wie in England, ganze Volksschichten in einem hoffnungslosen Neid verzehren, der nur zu sehr berechtigt ist. Wie sehr, das weiß jeder, der einmal in die Elendsviertel englischer Großstädte einen Einblick gewann. Wie leicht schlägt solcher Neid in Zeiten der Erregung in erbitterten Haß um, wie leicht springt aus der heimlich fressenden Glut die alles verzehrende Flamme des Aufruhrs hoch.

Wenn ein Volk es duldet, daß Millionen seiner Glieder auf einen Tiefstand der Lebenshaltung hinabgedrückt werden, der jeder Menschenwürde Hohn spricht, auf dem alle Möglichkeiten des in der Persönlichkeit ruhenden Glückes erstickt und vernichtet werden müssen, so lädt es eine schwere Schuld auf sich, die sich in seiner Geschichte früher oder später rächen wird. Die englische Regierung verweigerte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den wirtschaftlich Schwachen jeden staatlichen Schutz, überließ sie ohne jede Hilfe der ungeheuerlichsten Ausbeutung und sah kaltblütig zu, wie ein gewissenloses Unternehmertum Tausenden von Männern und Frauen, Tausenden von Kindern bis hinab zum zartesten Alter das Mark aus den Knochen sog. Alle Schutzgesetze, die angestrebt wurden, stießen auf den hartnäckigsten Widerstand der Regierung, bis die übermächtig werdenden Schäden sie erzwangen.

In jenen Zeiten ungezügelten Eigennutzes sanken weite Schichten der englischen Bevölkerung in eine Tiefe der Armut hinab, aus der sie sich durch alle folgenden Geschlechter hindurch nicht wieder zu einer menschenwürdigen Lebensführung emporzuheben vermochten. Und schon seit Jahrzehnten zahlt England die alte Schuld mit wachsender Hilflosigkeit diesem Elend gegenüber, das es selbst geschaffen hat, und das es nicht zu heilen vermag, das aber auch nicht die geringste Verschärfung mehr verträgt. Heute ist die Verkommenheit seiner untersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schichten eine schwere Gefahr für das besinnungslos in einen ehrlosen Krieg hineingerissene Volk.

Kein Engländer, der sein gesichertes Brot hat, würde jemals daran denken, sich als Soldat anwerben zu lassen. Nur in wenigen vornehmen Regimentern stehen auch Leute aus gediegenen Verhältnissen. Die Entwurzelten und Entgleisten, die Vorbestraften und Abenteurer, die sich in einem bürgerlichen Beruf nicht zu halten vermögen, stellen die weitaus überwiegende Zahl der Söldner, und es gilt selbst in den kleinsten Familien durchaus nicht als ehrenvoll, einen Angehörigen beim Heer zu haben. Es sind die Hoffnungslosen, die zur Truppe gehen, und sie dienen einem Lande, das an ihrer Hoffnungslosigkeit die Schuld trägt.

Freilich sind die Schichten der englischen Bevölkerung, die dem Landheer die Soldaten liefern, viel zu unwissend, um diese alte Schuld in ihrer Entstehung erkennen zu können. Über ein unklares Gefühl erlittenen Unrechts kommen sie so leicht nicht hinaus. Noch weniger aber kennen sie eine Freude am Vaterlande, wie wir sie kennen. Und wenn der englische Soldat, den in den meisten Fällen die Not zu den Fahnen trieb, und die Aussicht auf ein sicheres Brot, in diesem Kriege geschlagen wird, wenn er sich um Ruhm und Genuß betrogen sieht, dann wird er sich auf all das Leid besinnen, das sein Land ihm angetan, noch ehe es ihn in ungerechter Sache um eines schnöden Gewinnes willen, an dem er nie Anteil haben würde, auf ein ruhmloses Schlachtfeld schickte, auf dem für ihn nichts zu finden war, als Niederlage und Wunden.

Der Oberbefehlshaber des britischen Landheeres glaubte die Truppen, die sich nach Frankreich einschifften, vor einem Übermaß des Genusses warnen zu müssen. Und es ist gewiß, nicht um ein heißgeliebtes Vaterland zu schützen, nicht für Ehre und Freiheit seines bedrängten Volkes ging der englische Söldner ins Feld, sondern in der Hoffnung auf Genuß und im besten Fall für den eigenen Ruhm. Er wird im Feuer unsrer deutschen Truppen, die für Heimat und Ehre fechten, kein Ruhmesblatt pflücken und keine andre Beute machen als die Erkenntnis seines eigenen Unwertes.

Er hat sich sein Leben und seine heilen Knochen abkaufen lassen von demselben geld- und machtgierigen Unternehmertum, das seine Vorfahren in höllischer Arbeitshast verbrauchte und die Ausgesogenen in die Ecke warf. Nun blutet und stirbt er für den englischen Krämergeist. Er ist nur ein Verlustposten in der britischen Rechnung, der sich in Zahlen ausdrücken läßt, nicht der gefallene Sohn einer großen trauernden Mutter. Der kalte Händler, der in diesem Kriege ein Geschäft zu machen hofft, verbraucht ihn ohne Gewissensbedenken, ohne inneren Anteil als käufliche Ware und verachtet ihn noch dazu.

* * *

Die deutschen Krieger aber wissen, wofür sie das Schwert führen. Die unaussprechlich große Erkenntnis, daß nicht die Gefahr der Stunde allein uns einte, daß wir uns fanden in einem gemeinsam empfundenen, neidlosen, überwältigenden Glück, in der Freude am Vaterlande, geht wie ein starker Strom von Kraft und Hoffnung durch die deutsche Seele. Wahrlich, wir wissen, wofür wir fechten.

Es geht um ein kostbares Gut, das uns allen gleichmäßig zu eigen ist, vor dem aller Hader, alle Mißgunst, aller Neid verstummen muß.

Nicht kämpft bei uns der Arme und Unwissende für den Reichen und Gebildeten, der sich für zu kostbar hält, Blut und Leben in die Schanze zu schlagen für das gemeinsame Gut. Wir alle haben dasselbe zu verlieren, das wir schützen werden bis zum letzten Atemzug, den breiten Grund unsres gemeinsamen Lebens. Das wissen wir. Nichts hat jetzt der Eine vor dem Andern voraus, das Neid erwecken könnte.

Wie unerreichbar für allen Neid ist das wahre, einzig erstrebenswerte Glück, das sich in einem heldenhaften Dasein offenbart! Es ist aus Mühe und Leid geboren. Es ist so groß, daß kleine und ängstliche Menschen es nicht zu ertragen vermöchten. Und ewig ist es, schon hier in unsrer begrenzten Zeitlichkeit.

Es ist das Glück der Pflichterfüllung, das in der Freiheit gipfelt, für die Größe eines in heißer Liebe erkannten Ideals zu kämpfen, zu leiden und zu sterben. Ein solches Glück erblüht aus dem innersten, geheimnisvollsten Grunde der Seele. Kein Schicksalsschlag kann es vernichten; es triumphiert selbst im Tode, der ja nur die Stunde seiner Vollendung heraufführt.

Wir alle tragen mit unsrem Leben auch alles endliche Glück dieser Erde vom Tode nur zu Lehen. Vor dieser Erkenntnis muß alle Mißgunst und Eifersucht zunichte werden. Über allen irdischen Gütern liegt der Schatten der Vergänglichkeit, am tiefsten über den Menschen, die wir lieben, und ohne die alle Macht, aller Reichtum und alle Schönheit dieser Welt für uns ihren Sinn verlieren. Wer kann ohne einen Schauer des Mitleids an den Herrscher Österreich-Ungarns denken, durch dessen Lebensabend die Kriegsstürme brausen, und der jedes Leid erfahren hat, das den Menschen treffen kann? Welch eine dunkle Tragik liegt über seinem Hause, noch tiefer verdüstert durch den verhängnisvollen Tag von Serajewo. Ihm mangelt nichts an äußeren Gütern, aber wo ist der Besitzlose, der Arme, der ihn beneiden möchte?

Ach, aller Neid ist eine traurige Torheit! Das wahre Glück erreicht er nie, und der äußere Glanz und Schein, der ihn erweckt und reizt, wie vergänglich ist er! Wer weiß, ob der Beneidenswerte nicht morgen schon bejammernswürdig ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Denn auch der Glückliche weiß nicht, was kommt
Und völlig unerträglich werden kann."

Beneidenswert ist nur, wer vollendet hat. Warum aber sollten wir ihn beneiden? Geduld! Unser aller harrt die große Stunde, die unser Leben krönt, da sie es aufhebt. Die e i n e Größe ist auch dem kleinlichsten Dasein gewiß, auch über dem befleckten Leben der Irrenden und Schuldbeladenen, der Schwachen und Schlechten leuchtet die Würde der Sterblichkeit. Wir alle kehren heim, uns alle entsühnt und entsündigt die große Stunde des Todes. Wer könnte einem Toten grollen! Aller Haß verstummt vor dem Schweigenden, der sich vor Menschen nie mehr rechtfertigen wird.

Der Tod ist immer die Vollendung. Die Flüchtigkeit all unsres Tuns fällt ab von der Tat, die der Tod krönt. Nichts Unvollkommenes haftet an dem Toten, der heimging in das große Geheimnis, das hinter den Dingen, Taten und Leiden der Erde aufragt in eine Ferne, die unser Blick nicht ermißt. Die jetzt fallen auf den Schlachtfeldern des unerhörten Völkerringens nicht für die kluge britische Gier eines kleinen Machtkreises, nicht um der dumpfen Angst willen, die am Hofe des halbbarbarischen Riesenreiches umging, nicht für Dünkel und Rachsucht, — nein, um Ehre und Freiheit, Haus und Hof, Weib und Kind, und um alle Ewigkeitswerte der Menschheit dazu, — die so siegend sterben, sie sind Helden ohne Fehl und Tadel, und ihr Tod leuchtet zurück über ihr ganzes Leben.

Sie hinzugeben, ist schwer. Aber der Wille zu leiden, führt zum Glück des Treuehaltens um jeden Preis. Die im Felde stehen, trägt der Wille zum Sieg auch durch den Schmerz des Todes. Den Zurückbleibenden verklärt die unbedingte Treue gegen das Vaterland den Schmerz des Verlustes. Treue zu halten ist ein Glück, das nicht von dieser Erde stammt. Und es einigt uns alle, das ganze deutsche Volk, in einem einzigen neidlosen Gefühl der Festigkeit, der Ruhe, der erkenntnisvollen Geduld.

Wir sind nicht mehr ein Volk der Besitzenden und Besitzlosen. Wir sind alle Träger des gleichen Rechtes, Opfer zu bringen, der gleichen Würde, leiden zu dürfen. Über uns allen leuchtet die gleiche Hoffnung des Sieges. **Melanie Ebhardt.**

## Der Krieg und die Volksernährung.

Trotz festem, zuversichtlichem Vertrauen auf unsere in langer Friedenszeit sorglich bereitete Wehr, auf die im ganzen Volk mit ungestümer Gewalt neu erwachenden Kräfte, und nicht zuletzt auf den Sieg der guten Sache läßt sich über den Ausgang des unter so günstigen Anzeichen begonnenen gewaltigen Ringens ebensowenig

etwas sagen wie über seine voraussichtliche Dauer. Auch eine — nicht wahrscheinliche — Wendung zum Schlimmen und ein dann sehr wohl mögliches Sichhinziehen des Entscheidungskampfes darf uns aber in keiner Hinsicht unvorbereitet finden. Namentlich nicht in bezug auf eine längere Verpflegung von Heer und Flotte und die Fürsorge für die nicht unmittelbar am Kampfe beteiligten Volkskreise, besonders für das heranwachsende Geschlecht.

Wir haben — Alles in Allem — eine sehr befriedigende Ernte gehabt. Durch die ergangenen Ausfuhrverbote ist dafür gesorgt, daß dem heimischen Bedarf nichts davon entzogen wird. Die zweckmäßige Verteilung könnte durch Errichtung großer Zentralstellen, etwa in jeder Provinz, sichergestellt werden. Einer umfassenden Organisation wird es aber nicht allein für die Feststellung der vorhandenen Vorräte, des wirklichen Bedarfs und für den danach zu bewirkenden Ausgleich benötigen, sondern auch für die zweckmäßige Verwendung. Durch ein von verschiedenen Seiten bereits angeregtes Verbot wird zu verhüten sein, daß von den geernteten Körner- und Baumfrüchten ein größerer Teil statt der Volksernährung der Alkoholerzeugung diene. Unaufschiebbar erscheint namentlich aber eine den Forderungen der sozialen Rassenhygiene und den Geboten der Wirtschaftlichkeit gleichermaßen entsprechende Regelung der Brotfrage im Sinne von Dr. Kunert (Vortrupp 1913 Nr. 20) und von Dr. Siegfried (Vortrupp 1914 Nr. 16). Wie verkehrt es ist, zur Bereitung des „täglichen Brotes" fast ausschließlich das im Innern des Brotkorns enthaltene Stärkemehl zu verwenden, mit den die äußeren Schichten bildenden wertvollen Eiweißstoffen, Mineralsalzen usw. aber das Vieh zu füttern, möge nachstehende Tabelle (nach Dr. Kunert) verdeutlichen.

| In % enthält | Wasser | Eiweiß | Fett | Stickstofffreie Extrastickstoffe | Rohfaser | Nährsalze |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Das ganze Weizenkorn . | 13,37 | 13,62 | 1,98 | 80,41 | 1,90 | 2,09 |
| Weizenmehl Nr. 0 . . . | 12,56 | 11,44 | 0,83 | 87,26 | Spuren | 0,47 |
| Grobe Weizenkleie . . . | 12,37 | 16,61 | 3,46 | 62,83 | 9,49 | 8,01 |
| Das ganze Roggenkorn . | 11,74 | 11,58 | 1,94 | 82,42 | 1,66 | 2,10 |
| Extra Roggenmehl . . . | 3,81 | 5,48 | 0,46 | 93,46 | 0,09 | 0,52 |
| Roggenkleie . . . . . | 10,90 | 17,44 | 3,72 | 69,06 | 4,80 | 4,98 |

Daß unsre Ernährung aber nicht nur in bezug auf Auswahl und Zusammenstellung der Nahrungsmittel, sondern namentlich auch hinsichtlich ihrer Mengen stark reformbedürftig ist, haben scharfsinnige Praktiker längst erkannt. Der bis auf die Neuzeit leider auch bei vielen Ärzten vorherrschende Grundsatz „Je kräftiger und je mehr,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

umso besser" hat unsagbar viel Unheil angerichtet. Am meisten bei Schwächlichen und Kränklichen, denen damit gerade aufgeholfen werden sollte. Erst neuere Ernährungsphysiologen: Professor Chittenden, Dr. Hindhede und andere sind mit Erfolg daran gegangen, hierin Wandel zu schaffen, indem sie durch ausgedehnte Untersuchungen einwandfrei nachwiesen, daß die von Voit aufgestellten, im allgemeinen noch heute geltenden Normen für die tägliche Nahrungsmenge (an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten) unhaltbar sind; daß sie den wirklichen Bedarf des Körpers weit übersteigen und in Verbindung mit der nebenhergehenden Überschätzung des Fleisches die Hauptursache einer großen Zahl weitverbreiteter Krankheiten, namentlich gichtischer, rheumatischer und nervöser Art sind; daß sie als Krankheitsursache zweifellos eine sehr viel größere Rolle spielen als die vielberufene „Unterernährung". Den Allerwenigsten ist bekannt, daß diese Unterernährung, so paradox es klingen mag, garnicht selten auf ein Übermaß von Nahrungszufuhr zurückzuführen ist. Ein solches dauernd zu bewältigen, ist selbst ein kräftiger Körper meist außerstande. Früher oder später streikt er und zeigt dann alle für eine wirkliche Unterernährung charakteristischen Merkmale: Abmagerung, Kräfteverfall usw. (Vgl. hierzu Dr. Hindhede „Eine Reform unsrer Ernährung" und Dr. Christen „Unsre großen Ernährungstorheiten".) Jedes Übermaß an Nahrung mutet dem Körper ganz unnötige (und schädliche) Anstrengungen zu und entzieht ihm damit wertvolle Kräfte, die andernfalls einer weit nützlicheren physischen, aber auch geistigen und seelischen Betätigung zugute kämen.

Für die Gesamtheit des Volkes, und, was hier nochmals betont sei, namentlich für das heranwachsende Geschlecht, ist eine zweckmäßige, auf das Dienliche und wirklich Notwendige beschränkte Ernährung schon im Hinblick auf die vorhandenen, bis zur Einbringung einer neuen Ernte voraussichtlich nicht leicht zu ergänzenden Vorräte von der allergrößten Wichtigkeit.

Und noch ein weiteres Ergebnis der neueren ernährungsphysiologischen Forschungen darf hier nicht übergangen werden. Wer sich daran gewöhnt, nur dann zu essen, wenn der Magen (nicht der Gaumen) deutlich danach verlangt, und alle Speisen langsam, in kleinen Bissen, sorgfältig zerkleinert und eingespeichelt zu genießen, der wird, abgesehen von dem überaus günstigen Einfluß auf den Verdauungsprozeß, sehr bald wahrnehmen, wieviel weniger dazu gehört, den Magen (nicht den Gaumen) vollständig zu befriedigen, als bei hastigem Hinunterschlucken oder gar Hinunterspülen der Speisen. Außerdem wird er überraschend schnell das — hauptsächlich dem Gaumenkitzel fröhnende — Verlangen nach bisher geschätzten Leckerbissen mehr und mehr verlieren. Und wenn er auch nicht bei der Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfnislosigkeit eines Epikurs anlangt, dem nach Plutarch gutes (Voll-) Brot und reines Quellwasser die köstlichste Nahrung waren, so wird er doch zu einer vorher ungeahnten Umwertung aller kulinarischen Genüsse geführt werden, die ihm, wie schon angedeutet, gewichtige Vorteile materieller und ideeller Art sichert.

Schließlich seien einige Worte dem als hochwertiges Nahrungsmittel noch viel zu wenig gewürdigten Obst gewidmet. Eine ganz ungewöhnliche Fülle davon beschert uns grade dieses Jahr. Auch nur einen erheblichen Teil etwa in altgewohnter Weise zu vermosten oder zur Branntweinbereitung zu verwenden, wäre eine durch nichts zu rechtfertigende Schädigung der Volksernährung. Um eine ihr dienliche Verwertung der Früchte, namentlich auch zur Bereitung von Fruchtsäften und als Dörrobst (beides für Kranke und Verwundete geradezu unentbehrlich), zu erleichtern und sicherzustellen, sollten nach dem Beispiel Württembergs die in größerem Umfang Obstbau treibenden Gemeinden zur Einrichtung von Saftpressen und Dörröfen auf Gemeindekosten angehalten werden.

Die sich im deutschen Volke vollziehende geistige und seelische Erneuerung wird hoffentlich manchem wertvollen Reformgedanken zur Verwirklichung verhelfen. **O. de Terra.**

## Pflichten des Einzelnen in dieser Zeit.

Mit einem ohnmächtigen und elenden Deutschland ließ es sich für die übrigen Staaten Europas herrlich leben; das hatten sie im Laufe der Jahrhunderte schätzen gelernt, darauf war ihre ganze Politik zugeschnitten, und die Einigung und das Wachstum Deutschlands ist ihnen recht unangenehm gegen den Strich gegangen. Der jetzige Krieg hat den Zweck, den status quo — womöglich von 1806 wiederherzustellen. Um das zu verhindern, ist nicht allein die Aufbietung der letzten Kräfte der Nation notwendig, sondern auch ihre weise Verteilung.

Opferbereitschaft ist überall. Und sie ist so überquellend reichlich, daß man gottlob nicht nötig hat, viel von dem Gegenteil zu sprechen, von dem, was innerhalb unsres eignen Volkes hemmt und herabzieht. So hell und gewaltig ist die Flamme großer und freier Gesinnung in unserm Volke, daß uns ein paar häßliche Schlacken, die sich auch bei uns finden, nicht allzuschwer zu betrüben brauchen, so sehr wir auch bemüht bleiben müssen, sie abzuwerfen. Gemeint sind mit diesen Schlacken das schamlose Wucherer- und Spekulantentum, dem die grausamste Not seines Volkes auch nur eine „Konjunktur" ist, die für den Verdienst ausgenutzt werden muß. Die Kriegsdiktatur, die jetzt so heilsam über unserm Lande ruht, und von der man wahrlich wünschen möchte, daß sie auch einmal eine Reihe von Friedensjahren das Wirtschaftsleben rücksichtslos überwachte, sie geht mit jenem Auswurf

der Nation immer noch sehr milde um. So sind die für den Kleinhandel und die Verbraucher festgesetzten Höchstpreise von Manchen bedenkenlos als Mindestpreise behandelt worden; es gibt Kaufleute, die nur diese Preise berechnet haben und sie sogar als „vorgeschriebene" Preise bezeichnen — also eine Maßnahme, die dazu bestimmt ist, den Verbraucher vor Ausbeutung zu schützen, muß dazu dienen, ihm noch etwas mehr als nötig abzunehmen.

Zu den Schlacken rechnet ferner die kleinliche, zuversichtslose Pfahlbürgerei, die einem hier und da begegnet, und die an die Zeiten deutscher Kleinheit und Ohnmacht erinnert. Es gibt Menschen unter uns, die gern die tiefste nationale Schande, den Druck und die Steuer der Fremdherrschaft, die Demütigung vor den Kreaturen fremder Gewalthaber auf sich nehmen würden, — wenn sie dabei nur ihre alte Bequemlichkeit in ihrem kleinen Hausbereiche haben. Gottlob, diese Menschen sind heute seltener als in den Zeiten der Franzosenherrschaft; das deutsche Nationalgefühl ist doch gewachsen, trotz alledem und alledem!

Der schönen Opferwilligkeit, die gegenüber solchen traurigen Erscheinungen wieder die Herzen erhebt, tut zur rechten Wirkung nur noch not, daß ihr die Wege gewiesen werden. Wie erwähnt, genügt nicht das Vorhandensein der Kräfte; auf zweckmäßige Anwendung kommt es vor allem an. Hier ist ja auch schon Vieles von Körperschaften und Privatverbänden geleistet worden, oder es wird noch geleistet werden. Wir wollen hier einmal erwägen, was der Einzelne tun kann.

Da haben es nun Einige für sehr verdienstvoll gehalten, daß sie zunächst ihre Lebenshaltung aufs äußerste einschränkten, um zu zeigen, daß sie Entbehrungen, die die Not etwa fordern wird, auch gern tragen werden. Einzelne haben geglaubt, sich einschränken zu müssen, um dem Roten Kreuz oder einer sonstigen nationalen Stiftung Geld opfern zu können, und sie sind recht glücklich über diesen Gedanken und zufrieden mit sich selbst. Sie vergessen aber, daß der durch die Einschränkung ersparte Betrag vielleicht gerade die Kosten für einen Verwundeten oder noch nicht einmal deckt, auf der andern Seite aber einen oder mehrere notleidend macht. Diese Leute reißen also ein großes Loch, um ein anderes damit zuzustopfen.

So sind in einzelnen Familien die Dienstboten und sonstigen Hilfen entlassen worden; Dinge, die sonst außer dem Hause erledigt wurden, werden jetzt von der Frau oder dem Manne selber gemacht, und zwar erstreckt sich das nicht allein auf die Anfertigung von Sachen, sondern auf gewerbliche Leistungen. Das ist in jedem Falle gut gemeint, es ist auch dort nichts dagegen einzuwenden, wo ein schon tatsächlich vorhandener Mangel an Mitteln die Einschränkung erzwingt; wo das aber nicht der Fall ist, schafft ein solches Verhalten nur Not. Man verringert dadurch die Verdienstmöglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keiten für ganze Erwerbsklassen. Müssen schon in normalen Zeiten viele Familien in den untern Ständen sehr mit den Pfennigen rechnen, die die Frau als Wasch- und Putzfrau, als Näherin, die Tochter als Dienst- oder Morgenmädchen, das Schulmädchen als sogenanntes Gewerbemädchen und der Knabe als Laufbursche verdient; jetzt sind diese Nebenverdienste in vielen Familien Hauptverdienst. Für die Familien der Einberufenen sorgt der Staat und die Stadt; man bedenke aber, daß der Krieg unzählbare Arbeitsgelegenheiten vernichtet hat. Diesen Arbeitslosen hilft vorläufig niemand. Verkehrt wäre es, sie an die öffentliche Mildtätigkeit zu verweisen oder schon neue Wohltätigkeitsveranstaltungen für sie zu treffen. Der Empfang von Wohltaten ohne Gegenleistung ist immer beschämend: darauf darf sich die Erhaltung einer ganzen Volksklasse nicht gründen. Einer ganzen Volksklasse das Gefühl geben, sie werde durchgefüttert, heißt ihr das Gefühl der Überflüssigkeit geben, und das ist eine schwere nationale Gefahr. Ob für sie aus öffentlichen Mitteln Arbeitsgelegenheiten geschaffen werden können, soll noch gestreift werden, zunächst handelt es sich für jeden Einzelnen darum, mit dafür besorgt zu sein, daß vorhandene Arbeitsgelegenheiten nicht ohne Not vernichtet werden. Ohne Not entlasse man keine Angestellten; wenn es nicht anders geht, werden diese froh sein, bei gekürztem Lohn, vielleicht auch gekürzter Arbeitszeit in ihren Stellungen bleiben zu können. Man beschäftige unbedingt Waschfrauen, Flickerinnen und andre Hilfskräfte ruhig weiter. Verkehrt wäre es, Ausbesserungsarbeiten jeder Art, sei es an Häusern oder Geräten, an Gebrauchsgegenständen wie Schirmen oder Fahrrädern, die man sonst hätte machen lassen, nun aufzuschieben oder selbst zu machen. „Die Axt im Hause erspart den Zimmermann" ist heute ein gefährliches Wort, denn der Zimmermann ist auch dein Volksgenosse, ist auch ein Deutscher; er will auch leben, und er hat jetzt keine Arbeit. Und das gilt auch, wenn der Zimmermann in dieser Sentenz der Barbier oder ein anderer Gewerbetreibender ist. Daß ein Stand wie der der Barbiere besonders leidet, liegt auf der Hand, da seine barttragende Kundschaft zum großen Teil im Felde steht. Sollte ein Dame also angesichts der schweren Zeit beschlossen haben, sich zum Wohle des Vaterlandes ihr Haar selber zu waschen, so stehe sie davon ab und wende dem „Coiffeur" den Verdienst zu; er wird sich nach dem Kriege nach einem passenden deutschen Namen umsehen.

Es sind nicht die untern Schichten allein, die durch unzweckmäßige Sparsamkeit von Auftraggebern betroffen werden; man denke an das Heer der Privatlehrer. Der Sprachen wird man auch nach dem Kriege noch bedürfen; es liegt deshalb kein Grund vor, den Unterricht in diesem wie in andern unmittelbar nützlichen Fächern zu unterbrechen. Vor allem soll man aber Musik- und Gesangstunden schon darum wieder aufnehmen, weil man hiermit den für die Kultur unsrer Nation doch wahrhaftig notwendigen Stand der Musik- und Gesanglehrer am Leben erhält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Werte, die man sich selber damit schafft, stehen auf einem andern Blatt; hier handelt es sich um soziale Pflichten.

Geschäftsleute werden in dieser stillen Zeit Ordnungs- und Aufräumungsarbeiten in ihren Betrieben durchführen können, für die sonst niemals Zeit war; auch dazu bedarf es Angestellter. So können ganze Volksklassen vor Hunger bewahrt werden. Man sei nicht ängstlich, daß einem auch das Geld ausgehen könne. Dann wird schon weiter geholfen werden; wir sind ein reiches Land, und bei wirklicher Not wird auch die Opferwilligkeit noch größer sein, und desto größer, je mehr der Einzelne seine Pflicht getan hat. Außerdem aber haben wir doch die felsenfeste Zuversicht auf einen nicht zu fernen Sieg, der uns Aufschwung auf allen Gebieten bringen wird.

Eine andere Frage, die hier nicht entschieden werden kann, wäre, ob die Gemeinden oder auch der Staat nicht Arbeiten in Angriff nehmen lassen will, die ohnehin gemacht werden müssen, um Arbeitsgelegenheit zu schaffen, wie Straßen, Kanalisation — der Möglichkeiten sind viele; mehr als diese Anregung kann hier nicht gegeben werden.

Wenn sich vor dem Feinde Sieg auf Sieg an unsre Fahnen heftete — die Gefahr, daß unsern Feinden dennoch die geplante Unterdrückung unsres Volkes gelänge, wäre damit noch nicht abgewendet, denn leicht kann sich mit ihnen die Wolfsschar der Not, des Elends, des Mangels verbünden und das deutsche Volk im Rücken des ruhmreichen Heeres anfallen. So sorge denn jeder Einzelne mit dafür, daß alle zu essen haben, aber er tue es weniger durch Almosenspende als durch wohldurchdachtes Schaffen von Arbeitsgelegenheiten. Auch das ist immer noch eine Opfer- und Liebestätigkeit, die reichsten Segens und auch reichster Anerkennung sicher sein kann.

**Werner von Kiburg.**

## Deutsche Bauernkolonien in Bosnien.

Die welterschütternde Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares hat, zum dritten Male seit 1878, die Blicke der ganzen Welt auf das österreichische Reichsland Bosnien gewandt. Und doch, so sehr es in aller Munde liegt, so wenig ist es bekannt, daß hier ein gesundes deutsches Bauernvolk das Panier deutscher Kultur, deutscher Sprache und Sitte aufgeworfen hat und dadurch ein Salz bildet, das gerade jetzt allmählich anfing, das Leben der südslavischen Bewohner dieses Landes zu durchdringen. Wo in aller Welt deutsche Bauernkolonisten in einen fremden Volkskörper eingeschoben wurden, da bewährte sich die Wahrheit des Geibelschen Seherwortes vom deutschen Wesen, an dem einmal die ganze Welt genesen werde. So auch in Bosnien.

Als Österreich 1878 Bosnien und die Herzegowina besetzte, sah es hier teilweise sehr traurig aus. Der Druck der Türken hatte in diesem so

fruchtbaren Lande die richtige Entfaltung der Landwirtschaft, für die Bosnien nun einmal das gegebene Land ist, nicht gestattet. Infolgedessen waren seine Bewohner schlechte Landwirte. Sie beschränkten sich auf den natürlichen Ertrag. Von einer planmäßigen Bodenkultur war keine Rede. Das Ergebnis war daher nur durchschnittlich 2,50—3,00 Kronen auf den bosnischen Dumum (1 Dumum = etwa 10 Ar).

Die österreichische Regierung war, trotz der Erfolge Maria Theresias und Josefs II in bezug der Kolonisierung Ungarns mit deutschen Bauern, nicht weitblickend genug, sofort eine großzügige Kolonisation der neuen Landesteile mit deutschen Elementen vorzunehmen. Die Ursache war wohl die, daß man einerseits den Schein der Germanisierung vermeiden, andrerseits aber nach dem 1866 erfolgten Abtreten vom Schauplatz der deutschen Geschichte, eine freundschaftliche Annäherung an die Slaven des Südens suchte. Es blieb daher deutscher Unternehmungslust überlassen, den Siedlungsgedanken hervorzuholen und so einen Vorstoß deutscher Kulturpioniere nach Südosteuropa zu schaffen.

Der Mann, der diesen Gedanken zum ersten Male in die Öffentlichkeit trug, war ein deutscher Trappist, der trotz seiner Weltabgeschiedenheit (er lebte als „Pater Franz" in dem Kloster „Maria Stern" bei Banjaluka) sich über den Wert deutscher Kolonisten für dieses Land einen richtigen Überblick erworben hatte. Bereits kurz nach der Okkupation veröffentlichte er in einer der Herbstnummern des katholischen Blattes „Der Christliche Pilger" einen Aufruf, in dem er klarlegte, daß die geeignete Zeit für die Ansiedlung deutscher Landwirte im Südosten Europas durch die Okkupation gekommen sei. Er empfahl besonders die Niederlassung im Vrbastal. Bereits Herbst 1878 begab sich ein unternehmungslustiger Badenser, Ferdinand Brenzinger, über München und Triest nach Maria Stern, um näheres zu erkunden. 1879 traf er dann mit den ersten deutschen Ansiedlern aus Baden ein, denen 1880 Rheinländer folgten. Von da an begann nun eine Einwanderung deutscher Ansiedler aus Rheinland-Westfalen, Hannover, Oldenburg, Schlesien und Sachsen, denen sich später noch Deutschrussen, Deutsche aus der Bukowina und Schwaben aus Ungarn, ja selbst Polen und Holländer anschlossen. Vom Jahre 1879 an bis 1904 (der letzten Gründung) wurden von diesen 19 deutsche Bauernkolonien gegründet. Die älteste ist Windthorst, die jüngste Bosinsci. Die Zahl dieser eingewanderten Bauern beträgt rund 8000. Obwohl neue Kolonien seit 1904 nicht gegründet wurden, hielt aber die Einwanderung deutscher Bauern noch an. Noch im Jahre 1908 kamen 60 auf das Tausend der Siedler Bosniens.

Es würde zu weit führen, die Geschichte der einzelnen Siedlungen hier aufzuführen. Ich will mich auf die der zwei größten beschränken: „Windthorst" und „Franz-Josefsfeld".

Eine eigentümliche Erscheinung ist, daß sich diese Kolonien fast durchweg konfessionell gegründet haben. So ist „Windthorst" ganz katho-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lisch, „Franz-Josefsfeld" ganz evangelisch. Es mag dies darauf zurückzuführen sein, daß der Aufruf von einem Trappistenpater ausging und die ersten Siedler Katholiken waren.

Wie schon gesagt, traf 1879 Brenzinger mit den ersten Ansiedlern aus Baden in Maria-Stern ein. Sie bildeten eine „Genossenschaft", die aus 20 Familien bestand (nach Zuzug), und die durch Vermittlung des Paters Franz einen größeren Landstrich ankaufte. Am 24. Oktober 1879 beschlossen die Führer der Ansiedlung, Brenzinger, te Best (Rheinländer), Jul. Schuhmacher (Rheinländer), M. Büllersbach (aus Essen, Ruhr) und J. May (Rheinländer), die Kolonie zu Ehren des damaligen Zentrumsführers Ludwig Windthorst in Deutschland „Windthorst" zu nennen. Da später weitere Zuzüge erfolgten, nannte man die Grundkolonie Unter-Windthorst, während die unmittelbar darauf erfolgende weitere Gründung „Mittel-" und die 1880 erfolgende dritte Kolonie Oberwindthorst benannt wurde. Alle drei beschlossen ein Ortsstatut, das den Grundsatz aufstellte, daß in Windthorst (allgem. Name) nur deutsche Katholiken sich ansiedeln dürften. Erst im letzten Jahrzehnt wurde hiervon abgewichen, indem man drei holländischen Familien die Ansiedlung gestattete. Windthorst gilt heute als eine der Musterkolonien Bosniens. Regierungsorgane führen oft deutsche Reisende hin, um hier den Aufschwung Bosniens zu zeigen. Es sei deshalb ausdrücklich festgestellt, daß die Ansiedler nicht von der Regierung ins Land gerufen sind, daß sie auch keine Handbreit Boden von der Regierung unentgeltlich erhalten haben. Ja, daß die Regierung ihnen bis in die neueste Zeit gleichgültig gegenüberstand, sich zwar ihrer Erfolge freute, aber nichts zu ihrem Wohl beitrug. Von 20 Familien mit 80 Seelen ist Windthorst seit 1879 auf 2000 Seelen angewachsen. Es besitzt heute drei Ziegeleien und 4 Dampfmühlen. Eine größere Pferdezucht und eine Zuckerfabrik sind Zeugen deutschen Fleißes. Drei Volksschulen und zwei Kirchen besitzt Windthorst. Die Unterhaltungskosten der Schulen und Kirchen tragen die Kolonisten selbst. Deutsche Sprache und deutsches Volkslied werden sehr gepflegt, und eine gemeinsame Bücherei trägt des deutschen Wortes edle Gottesgabe in den Wintermonaten hinein in jedes Haus. Die Sterblichkeit ist gering, etwa 30 Fälle im Jahr, denen 100 Geburten gegenüberstehen. Der Gesundheitszustand der Kolonie ist gut. Diese Tatsache verdanken aber die Kolonisten nur ihrem deutschen Arbeitsfleiß. Im Anfang hatten sie in dem sumpfreichen Teil des Vrbastales sehr unter der Malaria zu leiden. Sie selbst haben die Sümpfe trocken gelegt. Die Mittel hierzu brachten sie auf. Der Vermögensstand der Windthorster Siedler ist vorzüglich. Er war erst gering. Aber bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes ist er dank dem Fleiß gewaltig gestiegen. Er würde noch besser sein, wenn die Regierung durch Verkehrsmöglichkeiten für Absatz sorgte. Die Ernte an Obst, besonders der berühmten türkischen Pflaumen, ist so groß, daß die Kolonisten

aus Mangel an Absatz das Vieh damit füttern. Auch Pfirsiche dienen als Schweinefutter! Eine Bahn ist zwar seit vielen Jahren geplant, aber nicht zum Bau gelangt.

Die zweite große Kolonie ist rein deutsch-evangelisch. Sie heißt Franz-Josefsfeld. Die Ansiedler sind Banater Schwaben, die hier 1886 anfingen das Gestrüppland zu roden. Aber auch dieses Land wurde nicht etwa von der Regierung geschenkt, sondern von den Siedlern der Landesverwaltung abgekauft. 1896 hat eine Überschwemmung alles vernichtet, was deutscher Fleiß hier geschaffen, und die Ansiedler mußten von vorn beginnen. Die Regierung lieh ihnen zu diesem Zweck unverzinslich 140000 Kronen auf 10 Jahre. Allerdings ist die Restschuld nachher erlassen worden. Bei der Erstansiedlung 1886 waren es 40 Familien, deutschschwäbische Bauern aus dem Banat, die sich hier niederließen und gegen Zahlung von 7000 Gulden 180 Joch Rodungsland erhielten. Heute hat die Kolonie rund 1100 Einwohner. Sie verfügt über eine Musterschule mit deutschem Unterricht, eine evangelische Kirche, und was einzig in ganz Bosnien ist, über eine Schulbauernwirtschaft. Sie steht kulturell sehr hoch da, die deutsche Tagespresse ist sehr mannigfaltig vertreten, daneben eine gute Volksbibliothek. In jedem Hause findet man mehr oder weniger anregenden Lesestoff. Die Ausfuhr dieser einen Kolonie betrug 8000 Meterzentner Weizen und 8000 Meterzentner Mais. Daneben waren reichliche Ernten aller Feld- und Gartenfrüchte, mit Ausnahme von Hafer zu verzeichnen. Für das üppige Obst ist hier leider mangels Bahnverbindung wenig Absatz. Besonders berühmt ist im Südosten Europas die Pferdezucht von Franz-Josefsfeld. Die Kolonie liefert vorzügliche Rennpferde. Auch die Rinderzucht steht hier in voller Blüte, daneben wird noch mit großem Erfolge Seidenraupenzucht und Bienenzucht getrieben.

Kolonie Franz-Josefsfeld lieferte der deutschen Ansiedlungskommission in Posen einen starken Zuwachs. Da die Regierung sie vernachlässigt, den Mangel an Verkehrsmöglichkeiten nicht aufhebt, und die Familien sehr kinderreich sind (12—16 Kinder im Durchschnitt!) bleibt den Leuten nichts andres übrig, als zum Wanderstab zu greifen. Die Posener Ansiedlungskommission ist ihnen weit entgegengekommen und stellte ihnen an Umfang und Wert genügend Landbesitz zur Verfügung. Eigentümlich ist, daß sich gerade in Franz-Josefsfeld der alte schwäbische Pietismus erhalten hat und man hier, genau wie in Württemberg, die bäuerlichen Stundenhalter und Stunden findet. Dabei sind die Leute Nachkommen der von Maria Theresia nach der ehemaligen Militärgrenze verpflanzten württembergischen Ansiedler. Man sieht hieran, wie doch die deutsche Stammesart, wenn ein Zusammenwohnen möglich, sich durch Jahrhunderte hindurch erhält. Die Schule der Kolonie gilt als Musterschule, obwohl sie ganz aus eignen Mitteln der Siedler erhalten wird und keine Regierungsunterstützung erhält. Sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird auch vorzugsweise von den Kindern der Garnisonangehörigen in Bjelina besucht.

Außer den Kolonien Windthorst und Franz-Josefsfeld bestehen zur Zeit in Bosnien noch 19 andre deutsche Siedlungen, die sich ebenfalls einer guten Entwicklung erfreuen. Alles in Allem genommen, darf man sagen, daß diese Bauern als Vorboten deutscher Kultur und Pioniere des deutschen Wesens ihre Aufgabe glänzend erfüllt haben. In diesem Lande der Analphabeten schufen sie musterhafte Volksschulen. Sie wurden das Vorbild darin den Südslaven. Alle Kinder der deutschen Kolonisten genießen den Schulunterricht, während von denen der einheimischen Bevölkerung Bosniens nur 14% die Schule besuchen, und noch beim Eintritt zum Militär 80% der Bosniaken Analphabeten sind. Auf welcher Stufe der bosniakische Bauer steht, geht aus dem Bekenntnis des serbischen Ethnologen Prof. Dr. Gjorgjevic in Belgrad hervor, der in einer Abhandlung über bosnische Zigeuner schreibt, daß diese sich durch große Sauberkeit vor der serbisch-kroatischen Landbevölkerung Bosniens auszeichnen. Deutsche Bauern waren es, die diese einheimische Bevölkerung Sauberkeit lehrten. Die Straßen wurden verbessert, Sümpfe ausgetrocknet, Mist und Unreinigkeit auf das Feld geschafft und als Dünger verwandt. Hierdurch lernte die einheimische Bevölkerung erst den Wert des Düngers kennen. Der Ertrag von 2,50 Kronen vom Dumum Feld der Eingeborenen stieg unter den Händen der Deutschen auf 12 Kronen. Auch planmäßige Bewirtschaftung des Bodens lehrten sie.

Leider hat die Regierung diese Deutschen recht stiefmütterlich behandelt. Die Staatsangehörigkeit haben nur wenige erwerben können. Sie sind trotz des Segens, den sie dem Lande brachten, staatsrechtlich in Bosnien meistens noch Fremde, die nur das Gastrecht genießen. Ihre Schule, die bis zur Annexion einige Regierungsunterstützung genoß, steht nach der Annexion verweist da. Die Unterstützungen sind den Schulen der Kolonisten entzogen, ja es bestand sogar die Gefahr, daß hier der deutsche Unterricht durch den serbischen ersetzt werden sollte. Auch wurde der deutsch-evangelischen Bevölkerung keine Stimme im Landtag gegeben und der deutsch-katholischen nur die Vertretung durch einen Kroaten gestattet. Diese ungünstigen Verhältnisse führten dazu, daß einzelne Teile der deutschen Bevölkerung nach Posen und Amerika auswanderten; sie hatten andrerseits aber auch die erfreuliche Wirkung, daß alle Deutsche des Landes, einerlei welchen Stammes oder welcher Konfession sie waren, sich zu einem „Bunde der Deutschen Bosniens und der Herzegowina" zusammenschlossen, der zielbewußt deutsche Rechte vertritt. Der Bund unterhält eine „Deutsche Kanzlei" in Banjaluka, deren Leiter der um das Deutschtum eifrig bemühte Pfarrer Oehler in Banjaluka (Sohn des Inspektors der Basler Mission) ist. Aufgabe des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bundes ist die Pflege des deutschen Geisteslebens unter den Ansiedlern und die Vertretung der Deutschen gegenüber der Regierung, sowie nach außen, ferner die Erhaltung der Schulen. Dieser Aufgabe ist er treulich nachgekommen, und es zeigt sich, was Deutsche können, wenn sie einig sind. Auch die wirtschaftlichen Fragen der Kolonisten werden durch Organisation geregelt. Ein Bosnischer Raiffeisenverband mit fünf Zahlstellen ist unter der Leitung des Juristen Dr. Oehler, eines Bruders des erwähnten Pfarrers, entstanden. Dies war unbedingt erforderlich, da die Bosnischen Banken von den Ansiedlern $8^1/_2$—10% Zinsen nahmen. (Auch die Landesbank.)

Außer diesen 19 Bauernsiedlungen verfügen Sarajewo, Banjaluka und Lukavac über eine gute deutsche Industrie und über einen kräftigen Mittelstand deutscher Abstammung. Diese alle schließen sich mit den Kolonisten mehr oder weniger durch die Kirchengemeinden und durch den Bund der Deutschen zusammen und bilden so eine große völkische Einheit in südslavischen Gebieten. Die Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung der österreichischen Reichslande Bosnien-Herzegowina beträgt rund 30—40000 Seelen auf 1800000 Einwohner.

Die Aufgabe unserer Pioniere da draußen liegt klar auf der Hand. Wie im fernen Asien, in Südrußland und in den baltischen Provinzen sind sie nicht Kulturdünger, sondern das Völkersalz, das durchdringt und vor Fäulnis bewahrt. Das lehrt die Geschichte dieser Länder, das lehrt aber auch das siebenbürgische Beispiel. So tragen auch die in Bosnien dazu bei, daß Herweghs Wort: „Du deutsches Volk, du Hoffnungsvolk der Erde" wahr werde. —

Zum Schluß ein Volkslied der deutschen Kolonisten, wie es in dem Vrbastal von den Knaben gesungen wird:

Ich bin ein deutscher Knabe
Und hab die Heimat lieb,
Wo Gott in allen Gauen
Den Gnadenbrief uns schrieb.
Die Täler und der Auen Pracht
Die zieh'n mich an mit Zaubermacht.
Ich bin ein deutscher Knabe
Und hab die Heimat lieb!

Ich bin ein deutscher Knabe
Und sing ein fröhlich Lied.
Ins Land der Deutschen paßt ja nicht
Ein trauriges Gemüt,
Paßt nicht zu jubelndem Gesang
Und nicht zu frohem Glockenklang.
Ich bin ein deutscher Knabe
Und sing ein fröhlich Lied!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Manch herrliches Musikstück ist im Laufe der Jahre an mein Ohr gedrungen, aber nie hat eins mich so ergriffen, wie seinerzeit dies einfache Volkslied, gesungen von deutschen Bauernknaben inmitten südslavischer Bevölkerung. Es war mir ein Zeugnis deutscher Eigenart und Gemütstiefe.

**Friedrich Wilhelm Brepohl.**

# Was andre sagen

**Kunstwart und Kulturwart.** (Herausgeber: Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden). 27. Jg. Nr. 23.

„Deshalb siegen wir."

„Ich fuhr einmal mit einem sehr hohen Generalstabsoffizier im Zug. Wir kannten uns, waren im Abteil ganz allein lange beisammen und sprachen vertraulicher, als sonst vielleicht ein Offizier in seiner Stellung gegen einen Nicht-Kameraden gesprochen hätte. Gegenstand unsrer Unterhaltung war zunächst das Lamszusche Buch vom „Menschenschlachthaus" gewesen. Wir sprachen hin und her davon, ob es für größere Kreise bedenklich sei, ob es im Falle eines Kriegs den Mut der Truppen vermindern könne, und dergleichen mehr. Den Mut der Truppen — ja, kommt denn in der Zeit des Ingenieur-Kriegs so viel auf den Mut der Truppen an? „Ich bekenne," sagte ich, „daß mir für mein Teil der Gedanke der schwersterträgliche ist, daß aller Mut und alle moralische Zucht überhaupt nicht mehr entscheiden, daß der beste Rechenmeister der Sieger sein könnte auch gegen den sittlich weit überlegenen Feind. Da sah mich der Andre lächelnd an und sagte: „Ich für mein Teil bin davon überzeugt, daß im kommenden Weltkrieg nichts entscheiden wird, als der moralische Wert. Der Kriegsapparat aller Heere mag technisch annähernd gleich wertvoll scheinen, aber schon seine Vorbereitung vor dem Kriege und dann die Mobilmachung sind Dinge, bei denen moralische Werte die Wagschale rechts oder links senken. Und die Schlacht? Wer die Nerven in Zucht hat, wird siegen, und die Nerven wird in Zucht haben, wer überhaupt gelernt hat, sich zu beherrschen. Weil das wir Deutschen am besten gelernt haben, deshalb schon, darauf verlassen Sie sich, siegen wir."

**Dresdner Journal** vom 10. August 1914.

„Die Apollinaris Co. Limited in London, die in Neuenahr a. Rhein den Versand des durch seine große Reklame allbekannten Apollinaris und Juliusbrunnens (früher auch Heppinger und Landskroner Brunnen) und große Glashüttenwerke in Rheinau (2 Mill. M. Betriebskapital) betreibt, ist eine rein englische Gesellschaft. Ihre hohen Dividenden, von 1892 an bis 83 Proz. (Reingewinn von etwa 500000 M. jährlich durchschnittlich) wandern in die Hände englischer Kapitalisten. Es wäre wohl an der Zeit, den Verbrauch dieser Wasser in Deutschland einzustellen. Kein guter Deutscher trinke diesen Brunnen, kein deutsch gesinnter Wirt stelle ihn noch auf seine Getränkekarte, wenn er nicht die Kriegsmittel unsrer Feinde stärken will."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Rund um uns

† **Prof. Dr. Leimbach.** Der Großtempler der deutschen Großloge des neutralen Guttemplerordens, Prof. Dr. R. Leimbach, der als Oberleutnant der Landwehr ins Feld gerückt war, ist im Gefecht am Schirmeck-Paß schwer verwundet worden und am 22. August d. J. seinen Wunden erlegen.

Wer dem Verstorbenen näher stand, beklagt den Verlust eines Freundes von seltener Zuverlässigkeit und Treue.

Die deutsche Abstinenzbewegung verliert in Prof. Leimbach einen ihrer begeistertsten Führer, einen Mann von ausgeprägter Überzeugungstreue: Ehrlichkeit und Unbeugsamkeit, wo es um Grundsätze ging, waren ihm in besonderem Maße eigen.

Was er dem Vaterlande im Leben und im Tode geleistet, bleibe unvergessen!

† **Hauptmann C. Heusch.** Der zweite Vorsitzende des Vereins abstinenter Offiziere, Hauptmann C. Heusch, der sich um die Gründung dieses Vereins sehr verdient gemacht, hat, gleich Prof. Leimbach, in einem der Vogesengefechte die tödliche Kugel empfangen. Heusch ist der Verfasser der im Laufe des letzten Jahres viel verbreiteten Schrift „Die Alkoholfrage im Heere". Man darf wohl annehmen, daß von den überzeugenden Ausführungen dieser Schrift unsre Heeresverwaltung nicht unbeeinflußt geblieben ist. Heuschs Wirken ist nicht vergeblich gewesen. Wir bewahren auch diesem tapfern Streiter ein treues Gedenken.

Vortrupp.

**Handeln, nicht trauern!** Das ist bei aller Kürze ein packendes, inhaltsschweres Wort, das der tapfere bayerische Kronprinz, dem unser ganzes Volk in heißem Dank für seinen Metzer Sieg zujubelte, bei der Nachricht vom Tode seines Sohnes sprach: Handeln, nicht trauern!

Das ist ein Wort, das wir alle uns in dieser schweren Zeit zum Grundsatz machen wollen. Jetzt gilt es nicht, von Tod und Schmerzen wie gewöhnlich zu reden. Jetzt gilt es nur, das eine Ziel ins Auge zu fassen, das über alle anderen hinausliegt: wir müssen siegen. Und dazu gehört das Bewußtsein, daß der Sieg nur dann unser sein kann, wenn jeder Einzelne von uns bis aufs äußerste seine Schuldigkeit tut. Auch unter den erschwerendsten Umständen.

Wir sind gewiß nicht mitleidslos, nicht unmenschlich; aber unser größtes Mitleid gebührt zunächst unserem verlästerten, von neidsüchtigen Feinden allseits überfallenen Vaterlande. Und wie das größte Mitleid, so gebührt diesem Vaterland auch die größte Mitfreude über jeden einzelnen schönen Sieg, der es aus der Flut von Lügen und Geschossen nur stärker und edler hervortreten läßt.

Wem der Krieg Wunden schlägt, der hat gewiß das Recht auf Tränen. Aber wenn er ein rechtes deutsches Herz hat, werden auch diese Tränen noch verklärt werden durch den Gedanken, daß alles Leid dieser großen Tage seinen heiligen Sinn hat. Verachtung aber verdient, wer jetzt noch unfähig ist, über kleine Sorgen sich gleichmütig hinwegzusetzen.

Handeln, handeln, das rief schon Fichte seiner Zeit in die Ohren. Die Worte des bayrischen Kronprinzen klingen wie ein Echo dieses Jahrhundertrufes. Und der tapfere Held, der so schwerstes persönliches Geschick mit dem Entschluß zu unermüdlichem weiteren Handeln überwindet, der mag uns allen als Beispiel voranleuchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir können nicht Alle große Schlachten schlagen, wir können nicht Alle im Felde draußen stehen, aber jeder Einzelne von uns kann seinem Volke helfen, den Kopf hochzuhalten. Jeder Einzelne findet Gelegenheiten, täglich und stündlich etwas zu tun, was seinem Vaterlande das Durchhalten erleichtert. Und wenns nur die Erfüllung alltäglicher Pflichten wäre.

Nicht klagen, nicht trauern! Handeln, handeln, das macht uns jetzt selbst stark, das macht unser Vaterland stark. Das allein ist jetzt des rechten Deutschen würdig. Kraft muß man jetzt spüren in allen Gliedern des Volkes. Den wunderbaren Kraftleistungen unseres Heeres auf blutgetränkter Walstatt müssen Kraftleistungen der Daheimgebliebenen entsprechen. Durch Pfennigalmosen kann sich keiner mit dieser großen Zeit würdig abfinden. Im Geben und im Reden, in Worten und in Werken müssen auch wir die höhere Kraft spüren lassen. Es muß alles an uns zur Tat werden. Klägliches Dulden ist Armseligkeit. Handeln, nicht trauern! sei unser aller Wappenspruch.

R. Strecker.

**Heldentum daheim.** Die Luft durchzittert der Jubelruf der begeisterten Menge. Es war gelungen, das erste Anstürmen der Feinde kraftvoll zurückzuweisen. Von großen Siegestaten unsrer vor dem Feinde stehenden Heere konnte berichtet werden. Der endliche Sieg ist nur noch eine Frage der kommenden Tage. Und Frauen und Männer, Kinder und Greise, sie alle durchzieht das beseligende Bewußtsein: Wohl dir, daß du in dieser Zeit leben darfst!

Noch nie sind so große Scharen waffenfähiger Männer auf längere Zeit ihren Berufen und ihren Familien für den Dienst im Felde entzogen worden. Es sind diesmal nicht Hunderttausende, es sind Millionen gesunder, kräftiger deutscher Männer, die vor dem Feinde stehen. Und doch haben so Viele zurückbleiben müssen, und es löst der eine große Gedanke, der gegenwärtig alle Herzen im Vaterlande verbindet, bei ihnen die fast wehmutsvoll klingende Frage aus: „Warum bist du nicht dabei? Du wolltest doch auch so gern vor den Feind?“ Und bei Andern, die ein tiefes Pflichtbewußtsein auf ihrem Posten festzuhalten zwingt, steigt's unbewußt wie ein Gefühl des Neides bei dem Gedanken an die siegenden Helden auf: „Du hättest doch auch dabei sein müssen? Warum hieltest du daheim aus, warum stelltest du dich nicht mit in die Front?“

Die Entscheidung über solche Frage steht glücklicherweise nicht dem Einzelnen zu. Aber doch ist es gut, einmal Antwort darauf zu geben.

Heil unsern tapferen Mannen und ihren treuen Führern, die an den Grenzen und auf feindlichem Boden dem Gegner Auge ins Auge schauen. Heil aber auch den Pflichttreuen, die daheim auszuhalten haben auf dem Posten, auf den das Geschick sie gestellt hat. Auch sie stehen, wenn auch in anderm Sinne, v o r d e m F e i n d e, vor vielen Feinden unsres Vaterlandes. Auch für sie gilt es mehr als je zuvor, zu kämpfen und zu ringen. Auch für sie gilt es, zu siegen.

Ja, auch ihr dürft stolz sein. Nicht nur aus Freude über die Taten eurer Brüder im Waffenrock, nein, darüber, daß auch ihr ringen dürft und daß in eure Hand eine so große Verantwortung für eures Volkes Zukunft gelegt ist.

Wenn der Kulturgeschichtsschreiber der Zukunft einmal die Geschichte der gegenwärtigen großen Zeit schildern und dann der Waffentaten gedenken wird, die vom deutschen Heere und der deutschen Marine als Ausfluß eines einheitlichen großen Volksgedankens geleistet worden sind, so liegt ihm daneben doch noch ein Größeres ob: er hat zu zeigen, daß unser Vaterland trotz der allgewaltigen Opfer, die der große Völkerkrieg ihm gebracht haben wird, an vernichteter Menschenkraft und an wirtschaftlichen Schlägen in allen Volkskreisen, doch auch hier den andern Völkern gegenüber Sieger geblieben ist. Sieger geblieben, weil alle diejenigen, die an den Berufsstätten hatten daheim bleiben müssen, Frauen und Männer, gleichfalls als Krieger sich fühlten, als Krieger für die große Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunft eines Volkes, dessen Bestimmung es ist, der Welt die Kultur zu bringen, die allein die Völker aufwärts und vorwärts führen kann. Darum Heil euch, die ihr den nicht minder schweren Kampf mit den Feinden des Vaterlandes daheim ausgefochten habt. Eure Pflichttreue bürgt uns jetzt für die Gesundheit, für die Kraft des aufwachsenden Geschlechts.

Heil der Jugend daheim, deren blanke Augen leuchten in feurig begeisterter Glut, wenn der Draht neue Kunde von Heldentaten der Väter und Brüder bringt, Heil euch Buben und Mädeln! Aber auch für euch gibt's doch noch Größeres, als euch nur zu freuen und jubelnd die Kunde zu begrüßen, die man euch bringt. Für euch gilt's, nun zu werden wie jene, deren Taten euch entflammen. Ihr steht auch vor dem Feinde, vor euren Feinden, heute schon. Zahllos sind sie, die es auf euer Leben, auf eure Gesundheit abgesehen haben. Ihr kennt die tückischen Mächte, die euch hindern wollen, groß und gut und stark und stolz zu werden. Ihr werdet siegen, wenn ihr siegen wollt. Und ihr müßt wollen, wenn ihr euch fühlt als Jugend unserer großen Zeit.

Heil allen Frauen und Männern daheim! Gewaltiges forderte unsre Zeit von euch. Von Vielen verlangte sie schier Übermenschliches, wenn die bange Kunde von euch kam, daß das Vaterland einen Teile eures Herzblutes forderte. Wahrlich, da heißt es stark sein. Euer Aushalten mit zuckender Lippe und trauernder Seele reiht auch euch würdig den Siegerscharen ein, und wahrlich, eure Taten werden nicht minder gepriesen werden. Heil euch allen, die ihr trotz Wirrnis und Bedrängnis, trotz oft so finsterer Sorgen und tiefer, bitterer Not aushaltet da, wo ihr zu stehen habt. Für euer Heldentum und die Kulturwerte, die ihr schafft, werden eure Enkel und Urenkel euch danken. Je treuer und aufopfernder alle Frauen und Männer heute daheim den Beruf erfüllen, dem zu dienen sie sich entschlossen haben, um so weniger werden die Kriegsfolgen einmal zu spüren sein. Unsre Kultur wird dann nicht nur keinen Rückgang, sondern einen gewaltigen Aufstieg offenbaren.

In diesem Augenblicke aber ziehen die gewaltigen Scharen aller derjenigen vor meinem geistigen Auge vorüber, die, durch die Not der Zeit aus ihrer Arbeit getrieben, vergeblich sich bemühten, eine Tätigkeit zu finden, die ihnen und ihren Angehörigen das zum Leben Notwendige schafft. O, die ihr nie darum zu sorgen hattet, was ihr essen und trinken werdet, wißt ihr, was es heißt, der Sorgen größte zu überwinden, wie Brot auf redliche Weise zu schaffen ist für Weib und Kind? Auch dann die Hoffnung nicht verlieren, harren und glauben, aushalten, ohne die in jedem Menschen schlummernden tierischen Instinkte auch nur einen Augenblick Herr über sich werden zu lassen: wahrlich, ein Heldentum, dessen hohe Bedeutung nach Jahrzehnten erst gewürdigt werden wird! Das Verhalten der Arbeitslosen und die werktätige unermüdliche Nächstenliebe, die ihnen zu helfen sucht, werden mit den Beweis dafür liefern, daß die Deutschen im Ringen um die Kultur der Zukunft Sieger werden mußten.

Und noch eins. Die jetzt vor den, durch mancherlei Farben kenntlichen, Feinden des Vaterlandes sich befinden, sie ringen mit Feinden, die nun für immer niedergeworfen werden. So will es der einmütige Wille des gesamten Volkes. Es soll Friede für unaufhaltsame große Kulturarbeit errungen werden, und das ist nicht anders möglich, als durch Entwaffnung der Friedensstörer. Für immer niederzuwerfen gilt es aber auch die nicht immer zu erkennenden Feinde, die ständig unsres Volkes Wachsen und Größe bedrohen, die unsre Jugend, die Werdenden, hindern wollen, so stark und ausdauernd zu werden, wie die Tage der Zukunft es verlangen. Wenn wir, die wir daheim geblieben sind, mit allen Frauen und Männern ebenso treu zusammenstehen gegen diese Feinde, gegen so mancherlei Unsitten aus alter Zeit, wenn wir brechen mit den Anschauungen, die uns Jahr für Jahr so schwere Wunden gebracht haben, dann stehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir an Heldenmut und Siegesbewußtsein ganz gewiß denen nicht nach, die jetzt im Felde kämpfen. Ihre Siege sind jetzt unsre Siege. Möchten aber auch unsre Siege einmal ihre Siege werden, wenn sie wieder heimkommen, eichenlaubgeschmückt und mit blanken, frohen Augen! Erich Bardewiek.

**Die Mobilmachung in Frankreich und in Deutschland.** Jeder, der die deutsche Mobilmachung mit angesehen hat, ist erfüllt von größter Bewunderung. Die Haltung der Soldaten war musterhaft, nirgends störte ein Mißton die reine Begeisterung. Ganz anders scheint es in Frankreich gewesen zu sein, wie die folgenden Sätze aus dem Tagebuch einer Augenzeugin beweisen: „An der nächsten Haltestelle kommt ein Zug mit Reservisten. Laut und lärmend geht es in einem Abteil des Viehwagens her. Der eine Mann ist betrunken, fordert noch immer mehr Cider und wirft die leere Flasche auf den Fußweg. Seine Kameraden vermögen sich auch kaum noch auf den Beinen zu halten. — — Da, nein, aber so etwas! Da torkeln zwei französische Soldaten in Uniform in fürchterlicher Haltung auf uns zu, halten uns ihre schmutzigen Hände entgegen und betteln um einen Sous ‚pour la patrie', das heißt für einen Schnaps. Wir wenden uns mit Ekel ab. Soll das der letzte Eindruck sein, den wir von Frankreich mitnehmen? (Paula Hein in der ‚Neuen Hamburger Zeitung'.)" In Deutschland war die Militärbehörde weitblickend genug, jeden Ausschank von Bier und Schnaps auf den Bahnhöfen zu verbieten.

**Ein Weck- und Mahnruf unseres Kaisers.** Unter dieser Überschrift hat der Vorstand des unterzeichneten Vereins Anfang 1911 die denkwürdige Mürwiker Rede des Kaisers über die Bedeutung des Alkoholgenusses für die kriegerische Tüchtigkeit herausgegeben und seitdem bis Ende Juli d. J. in weit über 200 000 Exemplaren auf Bestellung abgesetzt, ein deutlicher Beweis für die Wichtigkeit, die man in den weitesten Kreisen der Kaiserlichen Kundgebung beimißt. An deutsche Truppenkörper sind von obiger Zahl weit über 30 000 Stück abgegangen, und nach einer Mitteilung des Chefs des Kaiserlichen Marinekabinetts hat sich der Kaiser über diese Verbreitung seiner Worte sehr gefreut.

Der unterzeichnete Ausschuß hat nun beschlossen, die Mürwiker Rede, die auch jetzt noch viel zu wenig bekannt ist, möglichst bald sämtlichen Mannschaften der Flotte und des Heeres unentgeltlich zugänglich zu machen. In ernster Zeit findet ein ernstes Wort ja ganz besonders eine gute Statt, zumal wenn es sich um ein Wort des geliebten obersten Kriegsherrn handelt, der den geschichtlichen Ruhm hat, die Tragweite der Alkoholfrage für Flotte und Heer zu einer Zeit erkannt zu haben, wo sie Tausenden unserer Gebildeten noch ein versiegeltes Buch war. Gerade für das jetzt vor sich gehende gewaltige Völkerringen gewinnen die Kaiserlichen Worte eine überragende Bedeutung und können wie nichts anderes dazu helfen, daß der Ruf: Los vom Alkohol! zum Feldgeschrei und zum Siegeszeichen für unser gesamtes Heer wird. Höchstleistungen, wie sie jetzt von unseren Truppen verlangt werden, sind mit Alkoholgenuß unvereinbar.

Auch in den leitenden Kreisen Rußlands hat man neuerdings den Ernst der Frage für das Heer voll erkannt, und erst im Juni — ob im Hinblick auf kommende Ereignisse? — hat der Zar einen Ukas von drakonischer Strenge gegen den Alkoholgenuß im russischen Heere erlassen.

Deutschland ist in der Alkoholfrage, Gott sei Dank, früher aufgestanden als seine Nachbarn rechts und links, und dank besonders dem Wirken des Kaisers ist in Heer und Flotte schon ausgezeichnete Vorarbeit geleistet worden, deren Früchte wir jetzt ernten können und ernten müssen, wenn wir entschlossen handeln. Die alleinige Tatsache, daß für die Mobilisierung der Alkoholausschank auf sämtlichen Bahnhöfen Deutschlands, auch im klassischen Bierlande Bayern, für Soldaten und Zivilisten untersagt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewesen ist, spricht Bände für die Stellung unserer Militärbehörden zu dieser hochwichtigen Frage.

Um nun die Worte des Kaisers möglichst unter unseren gesamten Truppen in Heer und Flotte verbreiten zu können, bedürfen wir großer Geldmittel, und wir richten daher an alle Vaterlandsfreunde die dringende und herzliche Bitte um möglichst rasche Einsendung von Geldbeiträgen an unseren Schriftführer Prof. Dr. Ponickau, Leipzig-Gohlis, Cöthner Straße 52.

Auch die kleinsten Gaben werden willkommen sein als Bausteine zu dem großen Ziele, dem jetzt alle Deutschen mit Anspannung aller Kräfte zustreben.

Es sei ausdrücklich bemerkt, daß wir allen Vortruppgruppen, die die Kaiserrede verbreiten helfen wollen, gern unentgeltlich Exemplare derselben zur Verfügung stellen. Will man uns die Portokosten abnehmen, 1 Mark für das Tausend, so werden wir uns freuen, machen aber daraus keine Bedingung. Namentlich Garnisonorte bieten hier ein sehr dankbares Feld, und zu dieser Tätigkeit lassen sich leicht auch ältere Volksschüler wie Schüler unterer und mittlerer Klassen der höheren Lehranstalten heranziehen, wie das hier in Leipzig schon reichlich erprobt worden ist.

Seit Beginn des Krieges haben wir schon über 100000 Exemplare der Rede verbreitet. Je reichlicher und regelmäßiger uns Spenden für den Zweck zugehen, um so wirksamer können wir mit dieser Tätigkeit fortfahren.

Der geschäftsführende Ausschuß des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge.

J. A.

Studienrat Dr. Martin Hartmann. Vorsitzender. Leipzig-Gohlis, Fechnerstraße 6.

**Deutsche Sprache und deutsche Tracht.** Dies Eisen muß geschmiedet werden, solange es warm ist. Dem langjährigen Kampf des deutschen Sprachvereins für die Befreiung der deutschen Sprache von fremdländischen Brocken kommt eine Volksstimmung entgegen, die der Krieg hervorgerufen hat: Gast- und Geschäftshäuser müssen unter dem Druck dieser Stimmung ihre fremden Namen aufgeben und deutsche an die Stelle setzen. Auch spricht man davon, man wolle sich von der Nachahmung des Fremden in der Kleidertracht freimachen und, um das durchzuführen, haben sich die Leiter bedeutender Geschäftshäuser zu einem „Reichsausschuß für deutsche Form" zusammengetan.

Es muß dahin gewirkt werden, daß diese Bewegung mehr sei als ein Eingehen aufmerksamer Kaufleute auf die Laune der kaufenden Masse; sonst wird der Gewinn für das Deutschtum nicht allzu groß sein.

Unbedingt nötig erscheint es uns, daß die Kaufleute den deutschen Sprachverein zu Rate ziehen und seine gründliche wissenschaftliche Vorarbeit nicht ungenutzt lassen. Wenn ein Ausschuß von Fachmännern der einzelnen Geschäftszweige und Sachverständigen des Sprachvereins über den wichtigen Gegenstand berät, kann in kurzer Zeit ein wertvolles Stück deutscher Arbeit geleistet werden. Manche Verdeutschungen, die mit gutem Willen, aber ohne Sprachkenntnis ausgeführt werden, müssen als mißlungen bezeichnet werden. Das zeigen viele „Nottaufen", denen man die Wirtshäuser unserer Großstädte unterworfen hat.

Wie notwendig es ist, in der „Konfektionsbranche" einmal aufzuräumen, sahen wir aus einem Heft der Fachzeitschrift: „Der Konfektionair". In diesem Heft wird schon davon gesprochen, daß man bestrebt sei, die „gerade in diesem Geschäftszweig so üppig wuchernden Fremdwörter auszutilgen", und daß auch die Schaffung einer deutschen Hutmode in Angriff genommen werde. Der Aufsatz, in dem das Letzte erwähnt wird, ist von dem b-Spezialkorrespondenten verfaßt und ist überschrieben: Herbstkollektionen der Putzbranche. In dieser Branche arbeiten meist deutsche Mädchen, die nie mit französi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schem oder englischem Sprachunterricht beschwert worden sind, und nun höre man, welche Sprache ihnen zugemutet wird: Sie bekommen „Tips aus der Hutbranche". Es heißt darin: „In Formen sind Canotiers und Toques verarbeitet", „Federn werden als Pompons angewandt". „Momentan kauft alles Velourshüte, Farbe: „Tête de Nègre", „Plume-hüte". Der nächste Aufsatz ist unterschrieben: „Samt, Moiré, Ombré, Chiné, Ecossais". Da findet sich auch Band, das bleu Moiré ist und in mir eine Erinnerung erweckt. Ich hatte es einmal auf solch ein blaues Band abgesehen, die Verkäuferin schien das Band aber nicht zu sehen, obwohl es vor ihr lag. Voller Ungeduld sagte ich: „So geben Sie's doch mal her: das da!" „Dies?" fragte sie eingeschüchtert und zweifelnd. „Ja!" „Aber mein Herr, das ist doch nicht blau, das ist blöh". — Da schlag einer lang hin!

Weiter: „Taillebänder in Ombré sind modern; in Moiré-dégradé-Art." „Broché- und Jacquardfiguren bilden eine Kategorie."

Befreien wir die armen Ladenmädchen von diesem Irrsinn. Sollten sich Ängstliche finden, die an den Fremdwörtern festhalten, weil sie meinen, kein deutsches Wort könne dies oder jenes genau ausdrücken, so ist ihnen zu sagen, daß es nur auf den Willen ankommt, mit dem Wort einen bestimmten Begriff zu verbinden. Die Gewöhnung kommt dann sehr rasch. Die deutsche Sprache ist so reich. Ein Gegenstand kann krumm, winklig, glatt, schillernd, schimmernd, in den Farben wechselnd oder abgestuft, geschrumpft oder gespreizt sein, er kann chinesisch, schottisch genannt werden: die deutsche Sprache wird immer einen Ausdruck haben, der an Bildkraft groß ist. Ich sehe da ein Band abgebildet, das Moiré genannt wird. Die Webart gibt die Zeichnung eines leicht bewegten Wasserspiegels. So etwas sollte die deutsche Sprache nicht benennen könen?

Das Wichtigste aber kommt jetzt. Nicht nur die Fremdwörter sind aus dem Bekleidungsgewerbe zu beseitigen; vor allen Dingen der fremde Geist. Jetzt muß die Pariser Unsitte verschwinden, Tierleichen oder Teile toter Tiere auf Hüte zu binden*). Undeutsch muß es genannt werden, wenn Frauen und Mädchen als Hutschmuck Vogelleichen, Tierköpfe und Federn tragen, anstatt Seidenbänder, künstliche Blumen und Geflecht. Das deutsche Bandgewerbe liefert Hutschmuck, dessen Farbenschönheit und Abwechslung nicht erschöpft werden kann. Wohin wir uns aber durch Pariser Rohheiten führen ließen, zeigt grade eine Mitteilung über die „Herbstkollektionen". Es heißt da wörtlich:

„Man hat das langhaarige braunschwarze Fell der Orang-Utan in Streifen geschnitten und den Streifen um den Kopf des Hutes gelegt, sodaß die langen Haare den Rand bedecken."

Der Orang-Utan ist ein Menschenaffe; er hat uns nicht den Krieg erklärt, und unsere Squaws haben deshalb kein Recht, sich mit seinem Skalp zu schmücken.

**Hans Brummer.**

**Bücher für unsre Krieger.** Von verschiedenen Seiten ist zum Sammeln von Büchern für die im Felde stehenden Mannschaften und besonders für die Verwundeten aufgefordert worden. Um diesen Gedanken so weit wie nur möglich nutzbar zu machen, ist es notwendig, daß sich recht viele Einzelpersonen in ihrem Bekannten- oder Geschäftskreise zum Sammeln erbieten. Viele scheuen sich aus den verschiedensten Gründen mit nur einem Buche oder wenigen Büchern nach einer Sammelstelle oder in ein Lazarett zu gehen. Wenn sie aber die Bücher an einen Bekannten zur Weitergabe abliefern können, tun sie es gern. Ich bin vor einer Woche in den Dienststunden an meine Amtsgenossen mit der Bitte um

*) Vgl. die Flugschrift „Die Federmode" von Hans Paasche. Pr. 20 Pf. Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hergabe von Büchern für Verwundete herangetreten mit dem schönen Erfolge, daß ich vor ein paar Tagen schon 60 Bücher und Schriften an das Marinelazarett in den Auswanderhallen der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg abliefern konnte. Noch weitere Zusagen stehen aus, sodaß ich hoffentlich noch oft Bücher dorthin bringen kann.

Die Bücher sollen den Verwundeten über die Zeit der Genesung hinweghelfen und sie ihre Schmerzen vergessen machen. In mancher Bücherei werden sich einzelne Stücke finden, die für den Eigentümer im Laufe der Zeit an Wert verloren haben. Gar manches Buch, das vergessen und unbeachtet in einer Ecke des Bücherschrankes steht, kann jetzt noch gute Dienste leisten.

Wer jemals in einer Kaserne oder auf einem Kriegsschiff gelebt hat, weiß, wie groß die Nachfrage nach Lesestoff ist, sodaß die vorhandenen Mannschaftsbüchereien das Lesebedürfnis nicht befriedigen können. Suche also jeder zu Hause nach, ob er nicht das eine oder andere Buch entbehren kann. Es gilt, denen, die so Großes für uns tun, einen ganz kleinen Gegendienst zu leisten.

Allen Vortruppfreunden aber ist jetzt mehr als je zuvor Gelegenheit gegeben, unsere Gedanken in weitere Kreise zu tragen. Viele, denen sonst die Dinge, um die es sich im Vortrupp handelt, weltenfern liegen, und die unsre Hefte und solche Bücher, die im Vortruppsinne geschrieben sind, wohl nie zur Hand genommen hätten, werden in den Lazaretten danach greifen. Es muß daher jedes Vortruppfreundes Pflicht sein, mindestens ein Werk, das von unserem Wollen und Tun spricht, für die Verwundeten zu stiften. Ich denke unter Anderm an Poperts „Harringa", an Bonnes „Im Kampf um die Ideale", an unsere Hefte und Flugschriften.

Auch Spiele und Bilder sind für die Lazarette erwünscht. Nur umsehen! Es gibt noch Vieles, was jetzt wieder Wert hat und der Allgemeinheit, und somit dem Vaterlande, nutzbar gemacht werden muß. **A. Gebert.**

# Neue Bücher und Schriften

**Friedrich, Dr. Max:** Grundzüge der analytischen Geometrie. M. 2,50. Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig.

**Kuge, Dr. Arnold:** Einführung in die Philosophie. M. 3,— Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig.

**Graf Teja:** Der Abgrund. Bilder aus der deutschen Dämmerung. Geh. M. 3,—. geb. M. 3,60. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.

**Zdenko von Kraft:** Der Osterprinz. Ein sonniges Leben. M. 1,50. Reuß-Itta Verlag, Konstanz.

**Bohlen, Dr. Adolf:** Pfadfindererziehung an höheren Lehranstalten. M. 0,80. Pfadfinderverlag, Otto Spamer, Leipzig.

## An unsre Freunde im Felde.

**Unsre im Felde stehenden Freunde bitten wir, uns gelegentlich Nachricht zugehen zu lassen. Eine Feldpostkarte genügt.**

**Durch Erfüllung dieser Bitte werden wir in die Lage versetzt, den vielfach an uns gerichteten Anfragen über Verbleib und Wohlergehen der ins Feld gerückten Vortrupp-Freunde Auskunft zu erteilen. Die einzelnen Vortrupp-Gruppen sehen diesen Nachrichten mit sorgender Ungeduld entgegen.**

**Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß die im Heer und in der Marine stehenden Vortrupp-Bezieher während des Krieges jede Nummer des „Vortrupp" kostenlos nachgeschickt erhalten, wenn sie uns den Truppenteil angeben, bei dem sie stehen. Außerdem wird ihnen jedes Heft nach ihrem bisherigen Wohnsitz geliefert, soweit nicht eine andre Lieferungsart ausdrücklich gewünscht worden ist.**

**Vortrupp.**

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. B. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 20 16. Oktober 1914

## Das heilige „Muß".

Müssen, ist das überhaupt etwas Großes, Heiliges?

Wollen ist doch die große weltbewegende Kraft. Auch jetzt ist es der Wille zum Siege, der uns alle mit fortreißt.

Aber woher kam dieser einmütige, entschlossene, unüberwindliche Wille? Niemand täusche sich darüber, er kam aus dem „Muß" und das macht diesen Willen erst recht groß, macht ihn zum göttlichen Schicksal. Eine Schicksalsstunde ist über uns, und wir wollen unser Schicksal. Das weiht uns zu Tod und Sieg.

Ich las noch vor wenigen Wochen, also mitten aus der Zeit unseres Siegeszuges heraus, eine unwirsche Klage darüber, daß wir nicht zur Zeit der Marokkospannung losgeschlagen hätten. Damals hätten wir leichteres Spiel gehabt, aber unsere Diplomatie habe keine Entschlußkraft gehabt und es sei zu befürchten, daß es immer noch daran fehle. Jetzt mache die Armee großzügige Arbeit. Verflucht, wenn die Diplomatie nicht kongenial wäre!

Gewiß, ob sie es ist, das soll sich erst zeigen; aber das ist falsch gesehen, als wäre ein Krieg um Marokko für uns besser gewesen.

Wer zweifelt daran, daß damals schon weite Kreise unseres Volkes von dem Gefühl beherrscht wurden, daß man uns den Lebensraum in der Welt einengen wolle, aber das elementare Bewußtsein, daß gerade da unser Lebensinteresse verletzt sei, die Erbitterung über die Heuchelei, mit der unsere Gegner jeden Schritt ihrer Einkreisungspolitik um des Friedens willen zu tun vorgaben, die ungeheure Wucht eines Volkswillens, der sich klar darüber ist, „wir müssen um unsere Existenz, um unsere Ehre, um unserer Zukunft willen, wir müssen, damit all der Trug einmal unter die Füße getreten wird, Menschen wieder in der reinen Luft der Ehrlichkeit atmen können und der brutale Geschäftsgeist nicht alles menschliche Schamgefühl ersticke", das alles fehlte doch damals.

Das muß uns ganz klar sein und muß von uns in seiner ganzen überwältigenden Bedeutung begriffen werden, daß die Größe dieses Krieges gerade darin liegt, daß nicht nur ein genialer Wille oder der entschlossene Sinn einer Oberschicht das Volk mit sich gerissen — wer weiß, ob das damals überhaupt gelungen wäre — sondern daß



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das ganze Volk von einem Willen erfüllt, von einem zwingenden „Muß" sich getrieben fühlt und nun alles an den Sieg setzt.

Jeder sieht, daß die erstaunlichen Erfolge, die wir erringen, ohne die riesenhafte so gewissenhaft, so genial entworfene Organisation der Heeresmassen undenkbar wären, aber jede Organisation hat ihre Kraft in dem Geist, der sie erfüllt: War es der Geist der Pflichttreue, der männlichen Entschlossenheit, der Zuversicht, der sie geschaffen, so ergießt sich jetzt ein unwiderstehlicher Strom der Leidenschaft, der Hingabe ans Ganze, des nationalen Stolzes in diese Organisation, daß sie schier Unglaubliches zu leisten vermag.

Das Erwachen dieses Geistes ist die Größe unserer Stunde und die Kraft der Zukunft, und die werden die weiteren Geschicke unseres Volkes am besten zu leiten verstehen, die diese Volkskraft richtig zu schätzen und zu nützen wissen.

Wir aber, die wir nicht verantwortliche Leiter sind, sondern in Reihe und Glied unserer Volksbrüder stehen, laßt uns dafür sorgen, daß wir uns selbst erst begreifen, daß wir dieses gewaltige „Muß" tief in unseren Willen aufnehmen und zur nachhaltigen Kraft machen. Wir schaffen die Zukunft unseres Volkes nicht in einem starken Ansturm, wir müssen durchhalten, wir müssen von Aufgabe zu Aufgabe schreiten, wenn wir unserer Bestimmung gewachsen sein wollen.

Das heilige „Muß" — wundervoll, wenn es sich hochreckt in einem ganzen großen Volke zu geschlossenem gewaltigen Ansturm, hinreißend, wo es die Menschen mit Jauchzen dem Tode entgegenstürzen läßt, göttlich, wo es den Menschen jeden Tag begleitet, ihm den Mut stärkt, ihm den Blick frei hält für das Ewige, ihm das Herz weit macht für die Brüder, ihn heranbringt an den Willen dessen, der über allem Willen ist! Dieser göttliche Wille ist ja selbst das heilige Muß, das die Freiheit gibt, die Liebe, die doch Lasten auflegt, das Leben, das uns doch in den Tod schickt, um gegen ihn gefeit zu machen.

Ist es wirklich über uns, dieses wundervolle Müssen, das den Willen so unwiderstehlich, so warm und so sonnenhell macht? Es ist so wichtig, daß wir uns dazu bekennen. Wir zwingen sie sonst nicht, diese weltgeschichtliche Stunde.

Warum sollten wir denn eigentlich siegen, wenn es nicht notwendig wäre, daß wir siegten!

Warum sollten wir siegen, wenn wir es nicht wert wären zu leben und zu schaffen, wenn nicht gerade unserem Schaffen und Ringen Platz gewonnen werden muß.

Warum sollten wir siegen gegen eine Welt von Feinden, wenn unser Wille sich nicht emporringt zu höherem Menschentum, das auch Anderen dient.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir müssen, denn nichts wert ist, wer sich selbst aufgibt. Wir müssen, denn in uns will die Menschheit einen Gipfel erklimmen, den nur wir erklimmen können.

Ist das Hochmut, Überhebung, ein dünkelhafter Wahn? Keineswegs, es ist im Gegenteil tiefstes Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit, es ist ein rückhaltlos Bekennen zu unserer Bestimmung.

Ein Volk, das verweichlicht und in Genußsucht verflacht, verfehlt seine Bestimmung. Wir aber wollen alle Kraft einsetzen zum Sieg, um zu entfalten, was in uns liegt, um zu beherrschen, was von uns ergriffen wird, um zu befreien, was auf uns wartet.

Leicht kann das nicht werden, darf es wohl nicht werden. Wenn es leicht wäre, würde wohl der Dünkel über uns kommen.

Leicht kann es nicht werden, sonst würden wir es nicht lernen, durch viel Dunkel hindurchzuschreiten dem Licht entgegen.

Leicht wird es nicht werden, sonst würde unsere Kraft nicht wachsen in diesem Ringen, daß sie auch nachher die Riesenaufgaben bezwingt.

Das heilige „Muß" und die freudige Hingabe, sie liegen so wunderbar nahe zusammen, daß es das Eine garnicht ohne das Andere gibt. Es liegt so nahe beieinander, wie er es sah, der die Menschen allein in der Tiefe gekannt hat und in ihrer Tiefe befreite, er, der da sagte, „das Himmelreich ist innen in Euch" und mit gleicher Selbstverständlichkeit appellierte an die innere Stimme im Menschen, die ihn treibt zu dem, was er muß.

Noch einmal, das ist die Größe dieser Zeit, daß dieses Ineinander jetzt vielfache Wirklichkeit wird, daß unsere Seele jauchzt, weil wir fühlen, wir „müssen", daß wir das Leben hingeben können, weil wir uns gegen den Tod gerüstet wissen, daß wir den lichten Blick in die Zukunft nicht lassen, weil wir die Ewigkeit wollen.

Ich fühle, daß ich hier einen Schritt weiter gehe, als ihn Mancher in unserem Volke mitgehen kann, aber sollte ich nicht recht haben, wenn ich glaube, Viele, viel mehr als je möchten ihn mitgehen, Unzählige lernen es jetzt, ahnen es, daß etwas ist, was über uns waltet, daß ein Mensch über sich empor steigen soll und deswegen nicht anders kann als suchen, was über ihm ist? Wagt jetzt nicht Mancher ganz schlicht und vertrauend sich einem Gott in die Hand zu geben, der unser Vater ist?!

Mag dem aber sein, wie es will, der ist unserer Zeit nicht gewachsen, der sich nicht getrieben und getragen fühlt von dem Besein „wir müssen".

Mancher wird dies lesen, der nicht mit im Felde steht. Alle, die im Felde stehen, werden, wenn sie zurückkehren, sagen: Ja so war es, wir mußten siegen und wollten siegen. Da siegten wir.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und dann wird die Frage erst recht anheben, ob wir wissen, warum wir mußten, ob wir weiter siegen wollen, ob wir gelernt haben, daß opfern nichts anderes ist als frei werden für volles Menschenleben, ob wir unser Glück darin finden, weiter zu streben, um selbst zu wachsen und Anderen Lebenskräfte zu geben.

Wir vom Vortrupp, wir wollen das fest im Auge behalten und alle Kräfte frei machen für unser Volk und so für die Menschheit.

J. Schmidt.

## Eiserne Zeit.

Heute mittag, als meine in die Zukunft drängenden Gedanken einen Augenblick unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken waren, tastete sich meine Linke vom Schreibtisch nach der nahen Wand und holte den Vortruppkalender her. —

Sonntag, 2. August steht auf dem obersten Blatt. Was? Habe ich seit so vielen Wochen den Kalender, den lieben, vertrauten Führer durchs Jahr, nicht berührt? Es ist so. Aber freilich, wer hat an ihn gedacht, als in den letzten beiden Monaten die gewaltigen Ereignisse sich überstürzten wie Felsblöcke, die ein Erdbeben mit Donnergepolter von Bergeshöh ins Tal jagt, und eine Stunde oft mehr Inhalt gewann als früher ein Tag!

Sonntag, der 2. August. Lebendig steht er mir wieder vor der Seele, der erste Mobilmachungstag mit seinem erschütternden Ernst; der erste Tag von Neudeutschlands neuer Zeitrechnung.

Flüchtig gleitet mein Blick über das Kalenderblatt — Heimatschönheit in Berlin, stille Häuser aus Urväter Tagen — und bleibt dann an dem Unterdruck hängen. Ein Wort von Hermann Popert.

„In den neuen großen Gedanken der Rassenhygiene mündet vorläufig alles Gesunde ein, was in unserm Land und Volk wächst und wird. Wer diesem werdenden Gesunden dienen will, der sorge dafür, daß die Rassenhygiene eine der bestimmenden Mächte unseres öffentlichen Lebens werde. Nur dann wird unsere riesige wirtschaftliche Entwicklung ein Segen werden, anstatt des Fluches, der sie heute oft ist. Und nur so kann unser öffentliches Leben wieder unter das Zeichen einer großen siegenden Idee gestellt werden."

Sonderbares Zusammentreffen, daß gerade dieses Wort für den 2. August bestimmt war! Unsere Zeit steht im Zeichen einer großen siegenden Idee, der größten Idee, die ein Gott uns in Herz und Hirn legte, der Verteidigung unseres völkischen Selbst. Und wie im männermordenden Streit die Liebe, die selbstlose, sich aufopfernde Liebe hinter den Schlachtreihen unermüdlich tätig ist, Wunden verbindet, labt, tröstet, heilt, so vereinigt sich auch mit dem Kampf, der wahllos

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen großen Teil unserer männlichen Blüte dahinrafft, die Idee der Rassenhygiene. Und sie ist siegend. Sie muß es sein. Ebenso wie unser Heer siegen m u ß.

Eiserne Zeit, wie hämmerst du unser Volk zusammen, daß es sich zum ersten Male in seiner Geschichte wirklich als Volk fühlt, als untrennbare Bruderkette: Einer für alle, alle für einen! Was der Schule nicht gelang in einem Jahrhundert emsiger Arbeit, dir gelingts in einem Tag.

Eiserne Zeit, wie hämmerst du unser Volk zusammen, daß es stahlhart werde! Es war ein Mann, der hatte viele Güter, und er begehrte immer noch mehr. Da sprach der Herr zu ihm: „Du Narr, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Und wes wird es sein, das du dir bereitet hast?" So habe ich als Junge einmal in der Bibel gelesen. Ich weiß nicht mehr, wo die Stelle steht; aber sie hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. So spricht jetzt Gott zu unserm Volk. Wie lehrt er uns in wenigen, aber gewaltigen Stunden, die irdischen Güter, die sonst vielbegehrten, für Nichts zu achten. Wie lehrt er uns, unser Leben, das sorgsam gehegte und gepflegte, für Nichts zu achten.

Eiserne Zeit — weggeblasen ist alles Leichtfertige, Leichtsinnige, Putz, Tand und Flitterkram, alles Genießertum, alles Überflüssige in Leibes Nahrung und Notdurft, alle Fremdtümelei. Und wir sehen das Wunder, daß ein Volk, unser Volk, in wenigen Tagen über sich hinauswächst, daß an unserem Volk sich erfüllt, was Liliencron von seinem herrlichen Friesen Pidder Lüng sang: „Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum!" Wir sehen mit frohem Staunen und heller Freude, daß das bekannte Bild vom deutschen Michel jetzt für alle Zeiten tot ist, daß es jetzt nur noch e i n Sinnbild für unser Volk geben kann: das ist der ragende Roland auf der Elbhöhe am Hamburger Hafen, das Bismarckdenkmal. — — —

Doch hier stocke ich. Ein Schatten huscht übers Papier. Habe ich zuviel gesagt? Gleicht unser Volk, abgesehen von unserem todesmutigen Heer, heute wirklich schon dem steinernen Riesen? Sehen unsere Augen nicht doch noch viel Kleinliches, Nichtiges? Ist überhaupt die Umkehr des ganzen Volkes in so kurzer Zeit möglich? Und vor allem: wird sie standhalten? Und wenn die heutige erfreuliche Bewegung sich für die Dauer des Krieges noch vertiefte — wird dann nicht der endgültige Sieg, den wir bestimmt erhoffen, einen Freudentaumel erzeugen, der wie eine Riesenspringflut alle Dämme, die unsere eiserne Zeit gegen die uns drohende Gefahr der Entartung aufgerichtet hat, wieder hinwegspült? Ich muß offen gestehen: Mir bangt nicht vor dem Endausgang dieses Weltkrieges, aber mir bangt etwas vor dem Weltfrieden, der dann folgen wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube, wir Lebenserneuerer werden dann eine große Arbeit haben, daß unser Volk wirklich der steinerne Roland wird und bleibt. Und darum gilt es für uns jetzt nicht nur, Kriegsfürsorge zu treiben, sondern auch schon Friedensfürsorge. Diese besteht darin, daß wir alle, die wir noch nicht im Felde stehen oder keine Aussicht mehr haben, an dem blutigen Ringen teilzunehmen, jeder auf seinem Arbeitsfeld, mit doppeltem Eifer für die große Idee der Rassenhygiene arbeiten. Aber wir müssen auch besonders darauf achten, wo dieser Wettersturm besondere Schäden in unserem Volksgebäude aufgedeckt hat, um nachher hier mit erhöhter Wucht angreifen zu können.

Ein Schade springt sofort in die Augen. Wir sehen ihn Tag für Tag größer werden, sehens mit wehem Herzen: Die große wirtschaftliche Not vieler Volksgenossen. Auch sie kommt über unser Volk wie ein gewaltiges Schicksal, ebenso wie der Krieg. Aber während wir uns auf den Krieg gerüstet haben — wie eingehend, das gewahren wir jetzt erst mit staunender Bewunderung — sind wir auf diese Not im Innern nicht gerüstet, obwohl wir wußten, daß sie im Fall eines Krieges kommen mußte. 1870 war der Krieg leichter zu ertragen. Wir waren wirtschaftlich nicht so abhängig vom Ausland als heute. Mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung wohnte noch auf dem Lande. Und das ganze Volk lebte damals in bescheidenen Verhältnissen. Heute ist aber unser Wirtschaftsleben zum Teil darauf aufgebaut, daß ein Teil des Volkes über seine Verhältnisse hinaus lebt, das heißt: Bedürfnisse hat, deren Befriedigung nicht notwendig, ja, vom Standpunkt der Volkshygiene aus betrachtet, durchaus schädlich wirkt. Nun zwingt uns die eiserne Zeit, alles Überflüssige, Unnötige, alles, was Leib und Seele aufschwemmte, abzutun, und sofort kommt der Rückschlag: Arbeitseinstellung und Not. Und — so leid es uns im Hinblick auf die arbeitende Bevölkerung tut — wir müssen im Interesse des Ganzen fordern, daß noch ein Gewerbe jetzt lahm gelegt wird: die Alkoholindustrie. Wir dürfen jetzt noch viel weniger als in Friedenszeiten dulden, daß ein großer Teil unserer wertvollsten und unentbehrlichsten Nahrungsmittel in Gift verwandelt wird. Die eiserne Zeit zwingt uns zu dieser Forderung.

Mit bewunderungswürdiger Ruhe trägt unsere notleidende, arbeitslose Großstadtbevölkerung bisher ihr hartes Los. Sie soll und muß es nach dem Kriege besser haben. Unser herrliches Volk, das immer erst seine Kraft und seine Tugend zeigt, wenn es in Not ist, darf uns nicht fürderhin zwischen engen Großstadtmauern und in Fabrikhallen verkümmern. Vergessen wir auch eins nicht: die Soldaten, die jetzt unsere Schlachten schlagen und Leistungen zeigen, die, wenn sie erst bekannt gegeben werden, die ganze Welt in Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staunen setzen werden, sind — soweit es sich um Städter handelt — zum allergrößten Teil die Kinder der vom Lande Zugewanderten. Ob die Enkel, die jetzt unsere Schulen füllen, später dasselbe leisten werden, ist fraglich. Allzuviel blasse, zarte, kränkliche Kinder sehen wir in ihren Reihen. Darum ist es notwendig, daß nach dem Kriege, ebenso wie 1870, eine Gründerzeit kommt. Nur mit dem gewaltigen Unterschiede, daß der riesige Menschenstrom, der sich bisher vom grünen Dorfanger in die Steinwüsten wälzte, wieder rückwärts gelenkt wird, und daß diese neue Völkerwanderung vom Staate planmäßig geleitet wird.

Der Deutsche kann organisieren, kann auf- und ausbauen mit der oft übertrieben erscheinenden Gründlichkeit, die aber — das sehen wir jetzt am Heer — die Grundlage großer Erfolge ist. Mit derselben Gründlichkeit müssen wir jetzt die neue Aufgabe angreifen, die uns unsere Zeit schon längst gestellt hatte, die aber der Weltkrieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen jetzt Allen als brennend darstellt: die Entvölkerung unserer Großstädte. Und dabei kommt uns ja eins wunderbar zustatten, als Geschenk des Himmels, nämlich, daß wir bei dieser Aufgabe nicht mehr im Dunkeln zu tappen brauchen. Unsere Gartenstadtgesellschaften haben ja schon die ersten Versuche gemacht. Und sie haben uns auch gezeigt, daß unter unseren Architekten eine ganze Reihe hervorragender Städtebauer sind. Sie bilden den Generalstab für die kommende, dringende Friedensarbeit. Darum: Zurück zur Natur, zu den Quellen unserer Volkskraft! Zerteilt große Güter und gründet blühende Siedelungen für Menschen, die es nötig haben, dort zu wohnen! Aber wir wollen keine Phantasten sein. Unser Volk kann in seiner Gesamtheit nicht wieder zur Landwirtschaft zurückkehren, wenn es auch durchaus nötig ist, daß wir in Zukunft wieder mehr unsere einheimischen Erzeugnisse bevorzugen (z. B. Buchweizen und Haferspeisen essen statt Reis, Leinenkleider tragen statt Baumwolle). Für den Fall, daß es uns gelingt, alle Feinde ringsum in den Staub zu werfen, wird unser Handel noch in ungeahnter Weise wachsen, werden sich unsere Fabrikräume noch weiter und weiter ausdehnen. Aber gerade dann müssen wir mit aller Macht darauf dringen, daß die Industrie aufs Land hinauswandere, und daß sich um die künftigen Industrieviertel ein Kranz blühender Gartenstädte lege. Nur dann wird der Sieg, den wir felsenfest erhoffen, kein Pyrrhussieg sein. Nur dann wird die große kommende Friedenszeit ein ebenso starkes Geschlecht finden wie unsere gegenwärtige eiserne Zeit.

Dazu gehört aber noch ein Zweites: eine feste Organisation unserer gesamten Jugend. Mit heller Freude haben wirs gesehen, wie unsere bereits organisierte Jugend sofort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf dem Posten war, als der Kriegsruf erschallte, wie auch andere Jugendliche sich förmlich drängten zu den vielfachen Aufgaben, die der Krieg uns hier im Lande stellte. Ein Überangebot von Kräften! Aber nun kommt die Kehrseite. Viele junge Arbeiter sind entlassen, sind arbeitslos. Ihre Zahl wird wöchentlich größer werden. Diese jungen Leute sind jetzt ohne jede Aufsicht und Erziehung und stehen in der größten Gefahr, zu verwildern. Hier zeigt sich die andere große Wunde, die der Krieg an unserem Volkskörper aufgedeckt hat. Wir haben allerdings schon früher oft darauf hingewiesen. Besonders Richard Nordhausen hat es getan in seinem Buch, das nicht genug empfohlen werden kann: „Zwischen vierzehn und achtzehn".*) Die Schule entläßt die jungen Menschen zu einer Zeit, wo alles in ihnen gärt und flutet, und wo sie deshalb der Erziehung am allerdringendsten bedürfen, schickt sie in den Strudel des Lebens hinein, ohne viel danach zu fragen, ob sie ihn sicher durchschwimmen können oder nicht. Die Fortbildungsschule in ihrer heutigen Form kommt als Erziehungsfaktor kaum in Betracht; die Arbeitsstätte auch nicht, besonders nicht für das große Heer der sogenannten ungelernten Arbeiter. Uns fehlt eine große Jugendorganisation, die alle Jugendlichen männlichen und weiblichen Geschlechts zwischen Schulentlassung und dem 20. Lebensjahre umfaßt, und die vom Staate aus geleitet werden muß, genau so wie Volksschule und Volksheer staatliche Einrichtungen sind. Auch hier brauchen wir, Gott sei dank, nicht mehr im Dunkeln zu tappen. Was unsere Jugendorganisationen, geboren aus der Not der Zeit, unsere Pfadfinder, Wandervögel, Wehrtempler des J. O. G. T., Vortruppanhänger, was die von der staatlichen Jugendpflege gegründeten Jugendgruppen bisher geleistet haben, bietet eine ausgezeichnete Grundlage für das, was in Zukunft geleistet werden muß: Strenge körperliche Schulung Aller, Vertiefung der geistigen Bildung, Anleitung zur Selbsterziehung, zum willigen Sichbeugen unter die Ideen des Sittengesetzes, das heißt auch Ausschluß aller entnervenden Genüsse. Nur so wird unser Volk befähigt werden, das fortzuführen und zu sichern, was es sich jetzt anschickt, im blutigen Streit zu erringen: die führende Stellung unter den Weltvölkern, die ihm auf Grund seiner sittlichen und geistigen, militärischen und wirtschaftlichen Kräfte längst gebührte.

In den großen Gedanken der Rassenhygiene muß alles einmünden, was in unserem Volk wächst und wird. Dann wird unser Volk für alle Ewigkeit unter dem Zeichen einer siegenden Idee stehen. Eiserne Zeit, gewaltiger Erzieher, du lehrst es uns.

**Otto Kampe.**

---

*) Verlag Eckardt-Leipzig. 2 Mk.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der deutsche Stil.

Es ist freilich keine Zeit zum Schreiben, sondern zum Handeln. Indessen drängt die Fülle der Erlebnisse allenthalben zur Mitteilung, und ohne innigste Verbindung von Einem zum Andern kann die Flamme des Gemeingeistes nicht bestehen, die uns alle in den eisernen Tagen erfüllen muß.

Wie hat man nicht darüber klagen müssen, daß wir keinen Stil haben! Keine angepaßte Ausdrucksform für unsre Zeit, für unser Volk, weder im Hausbau, noch im Wohnungswesen, noch in den tausenderlei Formen und Geräten, die aus unsern Händen hervorgehen. Wieviel Ernst und Arbeit mußte aufgewendet werden, um die kunstgelehrten Nachahmungen vergangener Stile als totgeboren zu erweisen! Wieviel unablässige Bemühungen kostete es, um die flache und seichte Nachäffung der Erscheinungsformen aller möglichen Länder und Völker, die in unsern Gesichtskreis hineinreichen, beiseite zu schieben! In stürmischen Versuchen, aus den Eigenschaften neuer Werkstoffe, aus den Besonderheiten neuer Erzeugungsformen, aus den neuen Aufgaben unsrer Tage heraus kam endlich langsam ein deutscher Stil zustande, an dem man seine Freude haben konnte. In Handwerk und Hausgerät, im Großgewerbe, im Hausbau und Stadtanlage kam es zur Anerkennung eines guten Kerns gemeinsamer Grundsätze, der doch allen Schaffenden freien Spielraum für die persönliche Art ließ. Es kam zu kleineren und größeren Schaustellungen von Werken der neuen Richtung, und auf den denkwürdigen Kunstgewerbeausstellungen wurden deutsche Siege erfochten, die auf den Weltausstellungen im scharfen Wettbewerb der Völker weiterwirkten. Ein vorläufiger Abschluß ist die Werkbundausstellung in Köln, die zur weiteren Durchsetzung der neuen Schaffensform führen sollte.

Nicht nur um das deutsche Schaffen war es eine Zeitlang schlecht bestellt, auch um die Erscheinung des deutschen Menschen selbst. Wie bei unerzogenen Kindern wurde da ewig genörgelt und geregelt: Keine Haltung, kein selbstsicheres Auftreten! Bald taktlos schnoddrig, bald waschlappig unterwürfig. Schaut euch die Engländer an, die sind immer Engländer! Aber auch von den Franzosen habt ihr noch Manches zu lernen. Dann gingen die deutschen Frauen in französischen Kleidern und Hüten, die Herren als Engländer verkleidet. Nun mußte erst recht gegen die Ausländerei angegangen werden. Noch am ehesten im Wirtshaus gab es einen deutschen Lebensstil — er war aber darnach. Noch am besten in engeren deutschen Berufskreisen. — Auch hier fing es merklich an, besser zu werden, und man bekam wieder Deutsche zu sehen. Das Schwanken zwischen steifprotziger Hohlheit und gemütvoller Nachlässigkeit lenkte in eine annehmbare Mitte ein.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch hier kamen die gleichen Grundsätze zur Anwendung, wie im Bereiche des Schaffens: Echtheit, Ehrlichkeit, Gediegenheit als oberstes Gebot. Kampf gegen jederlei Verlogenheit, Schwindelhaftigkeit, Falschheit als wichtigste Folge. Holz soll als Holz erscheinen und Metall als Metall; aus Ziegeln muß anders gebaut werden als aus Eisenträgern; Marmoranstrich ist kein Marmor und ein reichgewordener Rentner kein Aristokrat trotz der hochherrschaftlichen Wohnung. Das Bürgerhaus soll wie ein Bürgerhaus aussehen, und das Gleiche gilt für die Bewohner; der Arbeiter ist Arbeiter und der Bauer gibt sich als Bauer. Nichts verzierlicht und nichts verwitzelt. Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit wird gefordert: ein Stuhl muß zum Sitzen geschaffen sein, ein Wohnraum zum Wohnen. Am eigentlichen Zweck darf nichts abgespart werden, um vielleicht ein paar schäbige Schnörkel mehr herauszuschinden. Ob es andere Völker anders halten, so wollen wirs; und so haben wir daran auch unsern eigenen, den deutschen Stil.

Wir waren alle froh, daß wir überall, in engen Vereinigungen und großen Betrieben, im privaten wie im Schaffen von Gemeinden und staatlichen Stellen den deutschen Stil auf dem Wege sahen. Wir konnten uns freilich nicht verhehlen, daß ringsherum die breiten Massen noch immer weit davon entfernt waren. Es war auch jetzt erst eine grüne Insel im trüben Meer.

Da ist nun der gewaltige Krieg dazwischen gekommen. Der große Krieg, der soviel wirtschaftliche und geistige Werte zerstört und soviel wertvolles Menschenleben vernichtet. Gerade die feinsten Bewegungen gehen am leichtesten unter in der heulenden Flut. Wird sie nicht alles verschlingen, was für den deutschen Stil schon gewonnen war?

Oder ist es nicht so? Liegt auch hier neben den Schrecknissen ein Segen im Kriege, der ein heiliger Volkskrieg ist und die Grundfesten des Volksgefüges und des Volksgemütes im Innersten erschüttert? Tritt im Ernst des Krieges erst recht herrlich hervor, was schlappe Friedenszeiten so leicht mit Unkraut überwuchern lassen, die echte Blume der deutschen Art? Schon die ersten Kriegswochen scheinen das zu bestätigen. Wie mit einem Schlage ist der Kreis von Männern tausendmal größer als im Frieden, an deren Haltung wir nichts auszusetzen finden. Wo sind die Vielzuvielen, die würdelos immer nach den Fremden schielten, um ihnen etwas abzugucken? Im Kriege steht der deutsche Wehrmann fest und sicher in der eigenen Art und nimmt sich nicht den Engländer zum Vorbild, wenn er reitet, so wie sonst für das Fußballspiel, oder den Franzosen im Marschieren. Bis zum letzten Mann erscheint das deutsche Volksheer in deutschem

Gepräge, und im verbündeten Österreich greift das vielfach auf die nichtdeutschen Völker mit hinüber.

Die Einleitung ist der Kriegsteil, den jedes Volk zunächst in der eignen Hand hat; da müssen die Merkmale des völkischen Wesens am deutlichsten zutage treten. Und da waren es nun wahrhaftig dieselben Züge unbedingter Ehrlichkeit, Verläßlichkeit, Zweckmäßigkeit und Besonnenheit, die in den Friedenswerken und Friedenszeiten mit soviel Mühe angestrebt werden müssen. Die Einleitung des Krieges war wie aus einem Guß, ein Kunstwerk deutschen Stils in der treuen Sorgfalt der Ausrüstung vom größten bis zum kleinsten. Da war nirgends etwas zu vertuschen oder mit Ornamenten und Geberden zu verdecken. In der freudigsten Selbstgewißheit und doch ohne eitle Überhebung eilte alles zu den Waffen, fügte sich jeder ein, wo für ihn der Platz war. Es war ein stolzes Schauspiel, wenn man während der Aufmarschtage durch Deutschland fuhr und das beobachten konnte. Im gleichen Stil wurden auch die einleitenden Worte gesprochen, die Beratungen und Beschlüsse durchgeführt. So lauten nun auch die Berichte des Großen Generalstabes im Vergleich zu den Meldungen rechts und links. So echt deutsch, wie die Geräte und Gebäude, die wir anstreben, wie der Aufmarsch, seien nun auch weiterhin nach den ersten die kommenden deutschen Hiebe und Schlachten. Kein Theater, keine Selbstberauschung, kein eitles Hervordrängen des Einzelnen, kein dumpfes Sichverlassen auf die Andern! Was ließe sich nicht noch Alles darüber sagen!

Wenn es nicht Friedenserscheinungen sind, daß ein Volk seinen Charakter zu wenig bewahrt, so sind es doch solche eines faulen Friedens. Es sind Zeichen von Zeiten, in denen die Entfaltung der ganzen Kraft nicht für nötig gehalten wird, die keine genügend großen Ziele haben. Dies Bewußtsein möge auch nach dem Kriege, ob er so oder so ausgeht, in unserm Volke erhalten bleiben, daß das Leben immer die ganze Kraft erfordert und von jedem seine beste Eigenart. Wenn es schlecht ausgeht, wird die Not dazu helfen, wenn es gut ausgeht, möge uns der Herrgott so hohe Ziele verleihen, daß wir straff bleiben. Was in Friedenszeiten mühselig gepredigt werden muß, davon kommt im Kriege die Erleuchtung wie von selbst: von der zweckmäßigsten Art zu leben, von der Fernhaltung schwächender Einwirkungen, von der Verpflichtung gegenüber dem Ganzen.

In ganz anderm Maßstab als Ausstellungen des Friedens stellt uns der Krieg schon im Beginn den deutschen Stil vor Augen. Zum größten Kunstwerk deutscher Art schafft er das lebendige Volkstum selber um. Da gibt es kein Anspielen und Anklingen mehr an fremde Volksformen, die der Einheitlichkeit gefährlich werden könnten, da gibt es nicht Schäbiges oder Brüchiges mehr, das mit hohlen Zier-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

formen überkleistert würde. Das große Kunstwerk ist das Volk selbst, eingestellt auf den einen großen Zweck der Lebenserhaltung nach seiner besonderen Art. Das ist allein schon eine Offenbarung des deutschen Geistes gewesen, die auch auf alle näherstehenden, auf die verwandten Völker mächtig eingewirkt und Deutschland als das Herz Germaniens erwiesen hat; die aber auch uns selbst die Gewißheit gibt, daß wir auch nach dem größten Unglück mit dieser festen deutschen Art, mit diesem eisernen deutschen Stil von keinem Volk der Erde auf die Dauer niedergehalten werden können.

**Emil Lehmann.**

## Die Volksorganisation der Siebenbürger Sachsen.

Ein organisiertes Volk, einheitlich, ohne Parteiung und Spaltung, — ein geschlossenes Ganzes — so stehen die Siebenbürger Sachsen da seit vielen Jahrhunderten.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts von ungarischen Königen berufen, erhielten sie ihre Wohnsitze in den menschenleeren Waldgebieten des südlichen und nordöstlichen Siebenbürgen. Die schwierige Aufgabe, dieses Land urbar zu machen und zu einer Heimstätte abendländischer Kultur zu verwandeln, lösten die Ansiedler in so glänzender Weise, daß ihnen der ungarische König Andreas II. 1224 den „goldenen Freibrief" verlieh.

Schon bei der Einwanderung waren ihnen große Freiheiten zugesichert. Jetzt wurden diese nicht nur feierlich für alle Zukunft bestätigt, sondern noch dadurch verstärkt, daß die Ansiedelungen zwischen Broos und Draas — die bisher unter sich in keiner näheren Verbindung standen — zu einer größeren politischen Gemeinschaft, zur „Hermannstädter Provinz" zusammengeschlossen wurden. Diese Provinz umfaßte die ehemaligen sächsischen Stühle: Hermannstadt, Leschkirch, Schenk, Reps, Schäßburg, Reußmarkt, Mühlbach und Broos. Mediasch, Bistritz und Kronstadt, die mit ihrer Umgebung eigene Gaue bildeten, kamen später dazu. Nach der Mitte des 15. Jahrhunderts finden wir nahezu alle sächsischen Niederlassungen als ein politisches Ganzes, d. i. als „sächsische Nation" vereinigt. Nur die wenigen auf ungarischen Adelsboden geratenen Ansiedler blieben politisch getrennt und verfielen in Unfreiheit, aus der sie erst das Jahr 1848 befreite. Doch hatten sie wenigstens kirchlichen Anschluß in den „Kapiteln", durch die sie der heutigen festgefügten Einheit der „sächsischen Landeskirche" erhalten wurden.

Der goldene Freibrief von 1224 bildet die Grundlage, auf der allein eine sächsische Nation sich entwickeln und behaupten konnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entsprungen war er der tiefen Einsicht und der klaren Absicht des Königs, durch wertvolle Freitümer ein Kulturelement zu schirmen, das sonst wohl bald dem wilden Andrang einer rohen Umgebung unterlegen wäre. Schon von vornherein war den Einwanderern das volle, unanfechtbare Eigentum des angewiesenen Gebietes zugesichert worden, das sie allein und uneingeschränkt benützen sollten. Hier hatten sie das ausschließliche Bürgerrecht; und niemand wurde in die Gemeinschaft aufgenommen, kein Fremder durfte hier Grund erwerben, der nicht gleicher Zunge und gleichen Wesens mit ihnen war.

Auf diesem freien Sachsenboden genossen die Ansiedler vollkommen gleiche Rechte; alle waren sie freie Leute; da gab's keinen Adel, keine Leibeigenschaft. Ihre Richter wählten sie sich selbst. Denn nach dem alten deutschen Gewohnheitsrecht mußte gerichtet werden. Jede fremde Gerichtsbarkeit war völlig ausgeschlossen. Nur den obersten Richter der Nation, den Sachsengrafen oder Komes — der gleichzeitig Führer des Sachsenbanners im Kriege war — ernannte der König. Gemeinden und Stühle konnten bis zu ihm berufen; und nur wo der Komes nicht entscheiden konnte, war noch Berufung bis an den König möglich. Auch ihre Pfarrer konnten sich die Siedler selbst wählen. Ihnen floß der Zehnte zu, samt allen sonstigen Kirchenabgaben. Die Pfarrer aber schlossen sich nach der natürlichen Gruppierung der Gemeinden zu „Kapiteln" zusammen, an deren Spitze sie sich Dechanten wählten. Jeder Pfarrer, jedes Kapitel übten in ihrem Bereiche die geistliche Gerichtsbarkeit, die keiner außenstehenden Macht untergeordnet war. Sachsenbischöfe hat erst die Reformation gebracht.

Für diese Rechte und Freiheiten hatte das sächsische Volk bloß eine bestimmte Jahresabgabe an den König zu entrichten, im Kriegsfalle in bestimmtem Ausmaße Heeresfolge zu leisten und bei etwaigen Besuchen des Königs auf Sachsenboden ihn und sein Gefolge zu bewirten.

Die volle Entwicklung zur sächsischen Volksgemeinschaft erfolgte durch die Kirchenreformation, indem sowohl die geistlichen als die weltlichen Vertretungen der Sachsen sich einmütig für die durch Luther geschaffene Kirchenverbesserung erklärten. 1544 beschloß die politische „Universität", daß alle sächsischen Orte sich gleicher kirchlicher Gebräuche bedienen sollten, nachdem sie fast alle „das Wort Gottes" angenommen hätten. Und 1545 traten die Dechanten und Abgeordneten sämtlicher sächsischen Kapitel zu einer Synode zusammen und bekannten sich als Glieder derselben augsburgischen Kirche. 1550 wurde das Reformationsbüchlein des Johannes Honterus auf Anordnung der weltlichen Obrigkeit eingeführt, und es erhielt damit diese „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen" die volle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rechtskraft und wurde zur Richtschnur eines neuen Lebens. Denn nicht nur das kirchliche, sondern auch das ganze bürgerliche Leben wurde unter ihre strenge Zucht gestellt. So wurde jene Einheitlichkeit bürgerlichen und kirchlichen Lebens geschaffen, wo weltliches und geistliches sich gegenseitig durchdrang und befruchtete und dem sächsischen Volke jenes besondere Gepräge gab, das wohl bei keinem Volke in dieser Weise zu finden sein dürfte.

Erst in der neuesten Zeit, wo durch den Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn 1867 ein neues Königreich Ungarn mit nationalmagyarischem Gepräge erstand, ist der einstige Sachsen- oder Königsboden samt der besonderen sächsischen politischen Verfassung und damit das politische Sonderleben der Sachsen vernichtet worden. Bloß in den Kommunen hat sich ein gut Teil kommunaler sächsischer Selbstregierung erhalten können. — Eine politische sächsische Nation gibt es also nicht mehr, wohl aber eine sächsische Volkskirche, in der nunmehr alles sächsische Volksleben sich um so fester und inniger vereinigt. Aus den Nöten und Wandlungen der Zeit ist als höhere Einheit eine Volkskirche hervorgegangen, in welcher alle Fasern sächsischen Lebens zusammenlaufen. Diese sächsische Volkskirche aber gibt dem Leben einen Rückhalt und eine Bindekraft, wie sie eben nur ein unter höhere Gesichtspunkte und Leitgedanken gestelltes Leben empfangen kann. Was immer der Sachse treibe — sei es auf wirtschaftlichem, wissenschaftlichem, humanitärem, gesellschaftlichem Gebiet mit den mannigfachen, äußerlich stark auseinander liegenden Interessen —, es führt nie dazu, daß er sich in farbloses Allerweltsmenschentum verliere. Er bleibt Sachse; und für ihn hat nur Wert, was sein Sachsentum zu erhalten, zu stützen und zu fördern geeignet ist.

So erklärt es sich, daß die sächsische Volkskirche niemals Priesterkirche sein konnte und es nie und nimmer werden wird. Sie muß bei aller Tiefe und Innigkeit doch auch weitherzig genug sein, um allen ihren Gliedern die Zugehörigkeit zur kirchlichen Volksgemeinschaft möglich und zum Bedürfnis zu machen. Sind es auch nicht bei jedem geradezu religiös-dogmatische, so sind es mindestens kirchlich-völkische Beweggründe, die unfehlbar und unwiderstehlich zur Gesamtheit hindrängen. Bekenntnisse verlangt die sächsische Volkskirche von niemand, wohl aber den Wandel, der einer geläuterten Lebensanschauung entspringt.

Den äußeren Ausdruck dessen, was wir sächsische Volkskirche nennen, finden wir in der „evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns." (Das einheitliche heutige Ungarn duldet amtlich kein „Siebenbürgen" mehr.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Landeskirche besteht aus sämtlichen sächsischen Gemeinden, deren jede einen Pfarrer an der Spitze hat. Ihm zur Seite steht als engerer Kirchenrat das Presbyterium und als weiterer Kirchenrat die Gemeindevertretung. Alle volljährigen, unbescholtenen Männer der Gemeinde — mit eigenem Haushalt — wählen aus ihrer Mitte zunächst die größere Gemeindevertretung auf 6 Jahre. Alle 2 Jahre scheidet ein Drittel aus, und es erfolgt eine Erneuerungs- und Ergänzungswahl. Die Gemeindevertretung wählt aus ihrem Schoße das Presbyterium — ebenso mit Auslosung eines Drittels und Ergänzungswahl. Die Gemeindevertretung wählt auch den Gemeindekurator, den zweiten, weltlichen Vorsitzer der genannten Körperschaften. Das Presbyterium wählt aus seiner Mitte zwei Kirchenväter, denen — im Bunde mit dem Pfarrer — die Verwaltung des gesamten Kirchen- und Schulvermögens obliegt. Die Prüfung dieser Verwaltung, sowie die Beratung und Durchführung aller sonstigen Kirchengemeindeangelegenheiten — die nicht etwa in den engeren Pflichtenkreis des Pfarramtes gehören —, übt in monatlichen Versammlungen das Presbyterium, während die größere Gemeindevertretung dieses im Jahre regelmäßig einmal, im Bedarfsfalle auch öfter tut. Pfarrer und Lehrer werden ebenfalls von diesen Körperschaften gewählt. Die genannten Körperschaften haben für alle Bedürfnisse der Kirchengemeinde aufzukommen, den ungestörten Vollzug aller Arbeit in Kirche und Schule, in „Nachbarschaft", in „Bruder- und Schwesterschaft" zu überwachen, sowie dafür zu sorgen, daß in der Gemeinde die guten Sitten und Bräuche gepflegt werden und das Leben der Kirchenkinder sich in gesunden sittlichen Bahnen bewege.

Der engere Verkehr mit den Gemeindegliedern, der Beistand in den einschneidenden Vorkommnissen des Lebens — der sich nicht auf bloße Seelsorge beschränken kann —, ist eine besondere Obliegenheit des Pfarrers. Der Pfarrer ist seinen Kirchenkindern im großen und ganzen noch immer der „Herr Vater" und genießt unbedingtes Vertrauen. Sein Rat und seine Mitwirkung, auch in allerlei wirtschaftlichen, in kommunalen und gesellschaftlichen Dingen, ist stets gesucht und geschätzt, denn allüberall sind es immer wieder dieselben Kirchenkinder, die es nicht fassen und nicht ertragen können, daß ein Pfarrer nicht lebendigen Anteil haben sollte an all den Dingen, die ein Bauerngemüt bewegen. So steht es beim Landvolk, dem weitaus größten Teile des Sachsenvolkes. In den Stadtgemeinden tritt das sächsische Wesen — wenigstens im Alltag — weit weniger in Erscheinung, desto glänzender aber bei außerordentlichem und festlichem Anlaß.

Die einzelnen Kirchengemeinden gruppieren sich heute in 10 Kirchenbezirke; deren kleinste 12—16 Gemeinden, die meisten 20—30, einige auch über 30 Gemeinden zählen. Jeder Kirchenbezirk wird

von einem gewählten Dechanten geleitet, dem als engerer Beratungskörper das Bezirkskonsistorium, als weiterer die Bezirkskirchenversammlung beigegeben sind, die ebenfalls durch Wahl eingesetzt werden. Sie bestehen fast zu gleichen Teilen aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern. Aus der Mitte der weltlichen Mitglieder wird der Bezirkskirchenkurator als zweiter Vorsitzender gewählt. Obliegenheit dieser Körperschaften ist die höhere Leitung und Überprüfung des Gemeindelebens. Die höchste Kirchenbehörde ist das Landeskonsistorium als engerer und die Landeskirchenversammlung als weiterer Beratungs- und Verwaltungskörper, letzterer auch als gesetzgebende Versammlung. Ihre Zusammensetzung und Bestellung ist eine ähnliche, wie die des Bezirkes. An der Spitze dieser Körperschaften, und somit an der Spitze der ganzen Landeskirche, steht der Bischof, ihm zur Seite der Bischofsvikar und der Landeskirchenkurator, die ebenfalls durch Wahl auf ihre Posten berufen werden.

Dies ist in knappen Zügen die Organisation der Siebenbürger Sachsen. Einige Einzelbilder, besonders über „Nachbarschaft", über „Bruder- und Schwesterschaft" u. a. werden den Charakter des sächsischen Volkes demnächst näher veranschaulichen. **W. M.**

## Sogenannte Karikaturen in der Tierwelt.

Ich empfinde es als einen besonderen Vorzug, daß ich den prächtigen Zoologischen Garten in Berlin an Wochentagen zu solchen Stunden besuchen kann, wo mich keine anderen Zuschauer bei der Betrachtung der Tiere stören. Ich bin dadurch mit den Tieren ganz allein und brauche nicht die Äußerungen des Großstadtvolkes zu hören, die mir leicht die schönste Stimmung rauben.

Der Berliner ist viel besser als sein Ruf, und im allgemeinen ein ganz prächtiger Mensch. Aber er hat die Schwäche, über alle Dinge zu reden, auch wenn er keine Ahnung hat. Da er von Tieren so gut wie garnichts versteht, so müßte er in seinem „Zoo", wie er den weltberühmten Garten nennt, eigentlich den Schnabel halten. Das bekommt er aber nicht fertig, und so hört man denn vor den Käfigen der Tiere die unglaublichsten Unterhaltungen.

„Sieh' mal Fritze, det ulkige Luder!" — Das ist noch eine von den harmlosesten Äußerungen. Und doch welch unendlicher Hochmut, welch Größenwahn ist in diesen Worten enthalten!

Es wäre jedoch ungerecht, wenn man nicht zugäbe, daß dem Großstädter gewichtige Entschuldigungsgründe zur Seite stehen.

Zunächst ist unsere ganze Schulbildung von der Anschauung durchdrungen, daß wir Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhunderts an der Spitze der Zivilisation marschieren. Die Fortschritte der Technik

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben uns dermaßen berauscht, daß wir auf die Tiere mit einem gewissen Mitleid hinabsehen.

Diesen Standpunkt findet man auch in den Werken der meisten unserer Gelehrten. Während die Besucher einer Gemäldesammlung meist eine gewisse Ehrfurcht vor den Werken von Künstlerhand haben, fehlt den Menschen die Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Natur. Hier macht sich eine Beurteilung breit, über die man lächeln dürfte, wenn die Sache nicht sehr ernst wäre. Unverblümt kann man herauslesen: „Ich, Wilhelm Soundso, hätte das Tier ganz anders geschaffen, wenn man es mir überlassen hätte."

Die Zeitungen haben denselben Standpunkt wie die Gelehrten. So geben denn die Besucher des Zoologischen Gartens eigentlich nur das wieder, was sie stets gehört und als richtig aufgenommen haben. Der Besucher des Zoologischen Gartens findet es deshalb auch richtig, daß gewisse Tierarten „Karikaturen" genannt werden. Hiernach sind der Natur also manche Tiere durchaus mißlungen und wären bei der Schöpfung ganz anders ausgefallen, wenn der Berliner damals schon hätte mitsprechen dürfen.

Zu diesen Karikaturen zählt man auch viele Säugetiere. Am meisten werden Giraffe, Nilpferd und Gnu benörgelt. Auch der Affe wird vielfach als Karikatur des Menschen bezeichnet.

Wir werden sehen, wie haltlos dieses Urteil ist.

Ich kann nicht behaupten, daß die Affen meine besonderen Freunde wären. Aber so mißtrauisch ich allem gegenüberstehe, was Menschenhand geschaffen hat, so durchdrungen bin ich von der Überzeugung, daß alles, was die Natur geschaffen hat, in seiner Weise vollkommen und zweckmäßig ist. Erscheint mir zuerst manches vom beschränkten Standpunkte des Menschen aus merkwürdig, so weiß ich, daß der Grund dafür nur an mir, an der Mangelhaftigkeit des menschlichen Gehirns liegt.

Der Affe als Baumtier muß natürlich anders gebaut sein als der Mensch. Starke Beine und ein starkes Gesäß sind beim Klettern nur hinderlich, während starke Arme das Klettern vortrefflich unterstützen. Deshalb hat der Affe seine Hauptmuskulatur in den Armen: er ist ein richtiger Sitzriese.

Da er kein Handwerkszeug und keine Waffen hat, so muß zur Unterstützung seiner Arme das Gebiß dienen. Gewiß ist ein rosiger Frauenmund schöner als eine haarige Affenschnauze. Aber in der Wildnis kann man bei der berückendsten Schönheit elend verhungern. Der Kulturmensch mit seinen Zähnen soll ja nach bisheriger ärztlicher Vorschrift nicht einmal eine Walnuß aufbeißen — mit plombierten Zähnen kann er das überhaupt schon aus natürlichen Gründen nicht. Da lobe ich mir doch das Gebiß des Orang-Utans, das selbst mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Kokusnuß fertig wird, während der Mensch dazu ein Beil gebraucht.

Der Gorilla lebt in einer Gegend, die von gefährlichen Tieren geradezu wimmelt. Außer dem schlimmsten Raubtiere, dem Menschen, kommen in seiner Heimat Löwen und Leoparden, Elefanten, Büffel, Wildschweine, Krokodile und Giftschlangen vor. Auch Giftpflanzen sind nicht selten. Obwohl er keine Stunde Unterricht genossen hat, und obwohl er keine Waffen besitzt, erreicht der Affe in dieser Umgebung ein hohes Alter, was man an dem Gebiß und der grau gewordenen Behaarung mit Sicherheit feststellen kann.

Wäre ein Kulturmensch imstande, Ähnliches zu vollbringen? Nehmen wir den klügsten Professor und statten ihn mit dem Gebiß und der Kraft eines Gorillas aus. Auch soll sein Körper dem Klima angepaßt sein. Wie lange wäre unser Athleten-Professor in der Lage, sein Leben unter den erwähnten Bestien zu fristen? Ich glaube nicht, daß er nach vier Wochen noch lebte.

Wie kommen wir eigentlich dazu, uns über ein Tier lustig zu machen, dessen Leistungen selbst unsere klügsten Vertreter nicht nachmachen können, auch wenn sie seine Körperkräfte besäßen!

Hat denn der Kulturmensch überhaupt Anlaß, sich über die Erscheinungen eines Tieres lustig zu machen? Ein altes Sprichwort sagt, daß, wer im Glashause sitzt, nicht mit Steinen werfen soll. Aus dem Munde eines Halbgottes wäre ein absprechendes Urteil allenfalls erträglich; aber der heutige Kulturmensch ist leider keiner.

Über das Nilpferd äußert sich ein so angesehener Philosoph wie Lotze folgendermaßen:

> Wir bewundern die entsetzliche Stärke des Nilpferdes, aber in der Tat ist dies mehr eine zerstörende als eine arbeitende, und wir würden in Verlegenheit geraten, wenn wir entsprechend große Vorteile nachweisen sollten, die dieses schwierig verwendbare Kapital dem Tiere selbst in seinen natürlichen Lebensverhältnissen verschaffte.

Wie ich oft hervorgehoben habe, scheut sich bei uns kein Gelehrter, sobald er auf Tiere zu sprechen kommt, das Blaue vom Himmel zu behaupten. Es ist durchaus unwahr, daß „wir in Verlegenheit geraten, wenn wir entsprechend große Vorteile nachweisen wollten", sondern die Vorteile liegen geradezu auf der Hand.

Einmal schützt der massige Leib des Nilpferdes seinen Träger einigermaßen vor den Angriffen der großen Raubtiere, vor Löwen und Leoparden. Solche Angriffe kommen vor. Erst neulich hat ein deutscher Ansiedler in Ostafrika beobachtet, wie zwei Löwen ein Flußpferd anfielen, und junge Flußpferde würden ohne den Schutz der Mutter unfehlbar ein Opfer von großen Raubtieren, auch von Wildhunden werden. Selbst im Wasser, wohin es flüchten könnte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde ein junges Nilpferd allein ein Opfer eines Krokodils werden. Dasselbe Schicksal würde ein ausgewachsenes Nilpferd erleiden, wenn es, wie der Besucher des Zoologischen Gartens wünscht, klein und zierlich wäre.

Sieht man von den Feinden ab, so kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der ein kleines Nilpferd bei seiner Nahrungssuche gefährden würde. Bei seinen Weidegängen und bei seinen Wanderungen nach anderen Flüssen und Seen stößt es in seiner Heimat häufig auf undurchdringliches Dickicht. Wäre das Nilpferd etwa von der Größe eines Hundes, so wäre es schlimmer daran als ein Mensch, der sich wenigstens mit Werkzeugen einen Weg bahnen kann. Gerade durch die Wucht ihres kolossalen Leibes können Elefanten, Nashörner, Kafferbüffel und ebenso auch unsere Nilpferde schnurgerade Wege oder Tunnels durch das dichteste Gestrüpp brechen. Dadurch werden sie zu Wohltätern für die Menschen, die ihre Straßen gern benutzen. Die Afrikareisenden, namentlich v. Wissmann, heben diesen Umstand besonders hervor.

Das jetzt erst entdeckte liberische Flußpferd ist bedeutend kleiner und muß deshalb auch eine ganz andere Lebensweise führen. Es muß sich vor Raubtieren sehr in Acht nehmen und darf sich nicht in Flüssen tummeln, in denen es von Krokodilen wimmelt; sein großer Vetter lebt gerade da, wo die Krokodile zahlreich sind.

Was man sonst am Nilpferd auszusetzen hat, beruht ebenfalls auf völliger Unkenntnis seiner Lebensweise. Das entsetzlich große Maul und die gewaltigen Zähne sind notwendig, weil das Flußpferd im Haushalte der Natur die wichtige Aufgabe zu erfüllen hat, die Flüsse vor dem Verkrauten zu bewahren. Sehr schön sieht es nicht aus, wenn es frißt, aber es ist wie geschaffen, um die Unmengen von Wasserpflanzen zu beseitigen. Unserm Geschmack entspricht es allerdings mehr, wenn ein Kanarienvögelchen ein Körnchen aufpickt oder ein Schmetterling an einer Blüte saugt. Aber seien wir doch dankbar, daß die Natur auch für die Freihaltung der tropischen Flüsse und Seen ein Tier ausrüstete; daß sie die Tiere zierlich machen k a n n, wo es am Platze ist, hat sie doch wirklich zur Genüge bewiesen.

Auch die kurzen, dicken Beine des Nilpferdes sind wunderbar zweckmäßig. Einmal verhindern sie, daß das schwere Tier mit den Füßen in den losen Triebsand versinkt. Sodann hat ihre Walzenform den Vorzug, daß das scharfe Gebiß der Krokodile keinen Angriffspunkt findet. Aus demselben Grunde hat das Nilpferd einen so fabelhaft dicken Kopf, so kleine Ohren und einen so kurzen Schwanz. Nirgends kann der Saurier recht zupacken, da unser Hippopotamus einem aufgeblasenen Gummiball gleicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergegenwärtigt man sich das alles, warum jedes einzelne Glied des Tieres so und nicht anders gebaut werden mußte, so kann es vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit geradezu schön genannt werden. Jedenfalls kann nur menschliche Unwissenheit und Anmaßung von einer Karikatur sprechen.

Daß das Flußpferd die Gewohnheit hat, mit seinem Schwanze seine Losung zu zerstreuen, ist nur nach unsern Begriffen ekelhaft. In der Gefangenschaft ist diese Gewohnheit allerdings für die Besucher unangenehm, die auf solchen goldenen Regen nicht gefaßt sind. In der Freiheit benachrichtigen sich die Nilpferde in dieser Weise, weil sie als Nasentiere — d. h. Tiere, die wie unser Hund sich in erster Linie nach der Nase richten — die Losung kilometerweit wahrnehmen. Gerade das Zerstreuen vermehrt die Ausbreitung der Riechmoleküle und macht dadurch die „Post" wirksamer. —

Daß die Giraffe wunderbar zweckmäßig gebaut ist, um sich von Zweigen hoher Bäume zu nähren, wird heute nicht mehr bestritten. Vor einigen Jahren vertrat Wolfgang Kirchbach, ein sonst geschätzter Schriftsteller, den entgegengesetzten Standpunkt. Er betrachtete nämlich mit seinem Freunde die beiden Griaffen im Berliner Zoologischen Garten und sah, wie sie Heu fraßen, und daß sie die Beine grätschen müssen, um frisches Gras vom Boden aufzunehmen. Er folgerte hieraus, daß der Hals dieser Tiere nicht zu lang, sondern vielmehr die Beine zu hoch geraten seien, oder daß der Rücken zu kurz sei.

Ein Aufenthalt von fünf Minuten im Zoologischen Garten genügte ihm, um eine solche Lehrmeinung aufzustellen und sie folgendermaßen zu begründen:

„Wie wollen Sie also behaupten, die Giraffe habe ihren allzu langen Hals durch Anpassung im Lamarck-Darwinschen Sinne erhalten in Anbetracht der hohen Bäume, während ihr Hals einfach zu kurz ist? Und sie frißt ja Gras, es fällt der Giraffe gar nicht ein, nur vom Laube zu hoher Bäume zu leben; der Kampf um Erhaltung und Nahrung weist sie gar nicht darauf an, das Laub von Bäumen abzufressen. Womit ich Ihnen das beweise, mein Herr? Eben mit diesen beiden schönen Berliner Giraffen vor uns. Hier in diesem Antilopenhaus ist weder die berühmte Palme, noch eine Acacia giraffae, noch sonst ein Baum, den diese Giraffen abweiden, sie leben seit Jahren von Heu, Gras und anderen Futterdingen, welche in Ermangelung edler Giraffenbäume die Direktion des Zoologischen Gartens in hochherziger Weise diesen afrikanischen Persönlichkeiten zur Verfügung stellt. Daraus erkennen Sie klar, daß die Blätter hoher Bäume, besonders der Akazie, für besagte Giraffen nur eine gelegentliche Delikatesse sind, wie für jedes Pferd die Blätter vieler Bäume auch. Die Giraffen haben ihre langen Beine und Hälse nicht, weil sie genötigt sind, von hohen Bäumen zu fressen, sondern sie fressen davon, weil sie zufällig so lange Vorderbeine und Hälse haben, genau wie der Elefant mit seinem Rüssel sich auch aus beträchtlicher Höhe die schönsten Früchte bricht."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist erstaunlich, daß eine solche Ansicht von einem durchaus ernsten Blatte veröffentlicht wurde. Jeder Direktor eines Zoologischen Gartens muß hierzu den Kopf schütteln, denn selbstverständlich spielen Ersatzmittel bei der Ernährung gefangener Tiere die größte Rolle, aber die Folgen bleiben auch nicht aus.

So ist es seit langen Jahren bekannt, daß die Giraffen bei bloßer Heufütterung an der sogenannten Giraffenkrankheit zu leiden haben. Es fehlen der Giraffe eben die Baumzweige, wie auch der Elch bei reiner Grasfütterung an Knochenerweichung zugrunde geht.

Daß man, um Tiere — auch Haustiere! — zu halten, gut tut, die wirkliche Ernährung der wildlebenden Tiere bis ins kleinste zu kennen, beweisen folgende Beobachtungen: Wie selten sieht man in Zoologischen Gärten eine Wildkatze, obwohl sie doch ein heimisches Tier ist und bei uns glücklicherweise noch nicht ausgerottet worden ist! Woran liegt das? Weil man sie gewöhnlich mit Pferdefleisch füttert. Fleisch ist aber durchaus nicht Fleisch, wie man annehmen möchte. Die gewöhnliche Nahrung der Wildkatzen ist Nager- und Vogelfleisch. Das Fleisch von Einhufern verträgt sie auf die Dauer nicht. Unsere Hauskatze erkrankt ebenfalls bei alleiniger Ernährung mit Pferdefleisch.

Alpengras und das Wiesenfutter der Ebene ist so verschieden, daß die Gemse in der Gefangenschaft gewöhnlich nicht lange aushält, wenn sie das Futter der Ebene fressen muß.

Was Kirchbach aus dem Ersatzfutter schließt, ist also vollkommen falsch, obwohl es sich sehr gelehrt anhört. Die Giraffe ist vielmehr als Baumlaubfresser wunderbar zweckmäßig gebaut und hat dadurch folgende Vorzüge:

Erstens — und das ist sehr wichtig — nimmt sie andern Pflanzenfressern nicht das Futter fort.

Zweitens wird sie in der Nähe der Bäume wegen der Übereinstimmung ihres Felles mit der Rinde der Bäume von ihren Hauptfeinden — Menschen und Löwen — leicht übersehen.

Drittens kann ihr wunderbares Auge hoch oben in Leuchtturmhöhe vorzügliche Wärterdienste leisten und anschleichende Feinde leicht entdecken. Weidete sie mit dem Kopfe an der Erde, so würde sie eine solche Übersicht nicht haben. —

Aber das Gnu ist doch unzweifelhaft eine Karikatur! Äußert sich doch einer unserer ersten Tierkenner über dieses Geschöpf folgendermaßen: „Wie wenn man den kräftigen Körper und den dicken Hals eines Shetlandponys auf schlanke, aber sehnige Wiederkäuerläufe gestellt und ihm den Kopf und das Gehirn eines kleinen Büffels angesetzt hätte, so sieht das Tier aus!“

Um die Gestalt des Gnus zu verstehen, muß man sich Folgendes vergegenwärtigen.

Damit die Raubtiere nicht alle den gleichen Tieren nachstellen, haben sie verschiedene Größe und verschiedene Gaben. So kann der gut kletternde Luchs leicht den Auerhahn oder das Eichhörnchen erbeuten, die den kletterunfähigen Wölfen und Füchsen nur ausnahmsweise zum Opfer fallen.

Die Pflanzenfresser werden ebenfalls durch die verschiedene Größe nach Möglichkeit auf verschiedenes Futter verteilt. Ein Hase kann, selbst wenn er sich aufrichtet, eine Menge Pflanzen und Blätter nicht erreichen, bei denen ein größerer Pflanzenfresser nur zuzugreifen braucht. Weit mehr aber bewirkt die Verschiedenheit des Gebisses, daß die Tiere verschiedene Nahrung aufsuchen. Die Einhufer mit ihrem starken Gebiß zermalmen Körner, die für die Wiederkäuer mit ihrem weit schwächeren Gebiß ungenießbar sind. Dafür haben die Wiederkäuer den Vorzug, daß sie gerade durch das Wiederkäuen den eigentlichen Nährgehalt der sehr umfangreichen, aber wenig nahrhaften Speise, die aus Blättern, Gräsern und Kräutern besteht, erst richtig aufschließen.

Gleich große Pflanzenfresser wie Einhufer und Rinder machen sich schon aus diesem Grunde kaum Futter streitig. Hierzu kommt, daß die Einhufer im allgemeinen die trockene Ebene bevorzugen, die Rinder dagegen mehr den Wald und den Sumpf. Besonders die Büffel sind wegen ihrer Vorliebe für morastige Stellen bekannt.

Pferde und Rinder unterscheiden sich ferner durch ihre Verteidigungsart gegen Feinde. Die Einhufer suchen bei stärkeren Raubtieren ihr Heil in der Flucht; sie gehören zu den fliehenden Pflanzenfressern und sind deshalb sehr schnell. Die Rinder dagegen gehören zu den wehrhaften Pflanzenfressern, die ihrem Feinde trotzen. Sie sind auch nicht schnellfüßig, weil sie ihre Rettung nicht in der Flucht suchen.

Um die Nahrung, welche die Steppen Afrikas bieten, nach Möglichkeit auszunützen, leben dort nicht nur Einhufer (Zebras) und flugunfähige Vögel (Strauße), sondern auch eine Menge der verschiedenartigsten Antilopen. Auch das Gnu gehört zu ihnen. Wir verstehen jetzt seine Ausnahmestellung. Es ist ein Rind, das sich in zwei wesentlichen Punkten von seinen Artgenossen unterscheidet. Im Gegensatz zu ihnen liebt es die trockene Steppe, und im ferneren Gegensatz ist es ein fliehender und deshalb schnellfüßiger Pflanzenfresser.

Weil es, wie der Einhufer, die trockene Steppe bewohnt und schnellfüßig ist, hat es den Pferdeleib und die Pferdebeine. Als Wiederkäuer hat es die Waffen des Rindes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Karikatur kann also keine Rede sein, vielmehr ist es eine wunderbare Schöpfung, mit dem Zweck, den Pflanzenwuchs der Steppe auch für rinderartige Geschöpfe nutzbar zu machen.

Deshalb können Zebras, Gnus und Strauße gemeinschaftlich weiden, weil es eine Menge Dinge gibt, die nur eine Tierart genießt. Nur der Strauß wird ein Nest eines Bodenbrüters mit Jungen plündern, distelartige Gewächse nur das Zebra fressen.

Bei dieser gemeinsamen Weide haben die Tiere noch den Vorzug, daß sich ihre Grundsinne gegenseitig ergänzen. Die Säugetiere als Nasentiere ziehen Vorteil von den scharfen Augen der Riesenvögel, die wiederum durch die feine Nase der vierfüßigen Kameraden geschützt werden.

Daß das Gnu nicht in eine der alten Klassen paßt, kann ihm doch nicht im Ernste zum Vorwurf gemacht werden. Die Einteilung der Säugetiere in die einzelnen Klassen ist doch nur ein Hilfsmittel für den beschränkten menschlichen Geist. Die Natur kennt keine Klassen. Natura non facit saltus! die Natur macht keine Sprünge. Überall finden wir solche Übergänge, so den Lämmergeier zwischen Adlern und Geiern, den Gepard zwischen Katzen und Hunden und so das Gnu zwischen Einhufern und Rindern.

Je tiefer wir in den Sachverhalt dringen, desto höher muß unser Staunen über die wunderbare Zweckmäßigkeit der Tierformen wachsen, um so unangebrachter müssen uns die absprechenden Urteile tierunkundiger Gelehrter erscheinen. Es gibt keine Karikaturen in der Tierwelt, es gibt keine „ulkigen Luder", sondern es gibt nur eine beklagenswerte Unwissenheit und Anmaßung des sogenannten Kulturmenschen.

**Dr. Th. Zell.**

# Was andre sagen

**Alldeutsche Blätter.** (Verantwortlicher Schriftleiter: v. Vietinghoff-Scheel, Mainz.) 25. Jg., Nr. 38.

Madjaren und Nichtmadjaren in Ungarn. Von Lutz Korodi.

„In den Ländern der Stefanskrone geschehen Zeichen und Wunder! Der ungarische Kultusminister Bela v. Jankovich hat vor einigen Tagen einen Erlaß herausgegeben, den noch vor vier Wochen kein Mensch für möglich gehalten hätte. Er bezieht sich auf die Zulassung der Muttersprache in den staatlichen Volksschulen Ungarns und ordnet an, daß in den beiden untersten Klassen dieser Schulen die Muttersprache

als „Aushilfe" gebraucht werde, im dritten, vierten und fünften Jahrgang jedoch einen Lehrgegenstand bilde, wenn in den betreffenden Klassen ein Drittel der Schüler und Schülerinnen nichtmadjarischer Muttersprache ist und dieses Drittel derselben Nationalität angehört". Der Minister selbst bezeichnet es als Ziel dieses Unterrichtes, daß „das nichtmadjarische Kind in der eigenen Muttersprache richtig schreiben, konzipieren und lesen lerne". Für den Unterricht in der dritten bis fünften Klasse werden, je nach der Anzahl der vorhandenen Lehrkräfte, je 4 bis 6 Wochenstunden verwendet werden, wozu noch je 2 Wochenstunden Religionsunterricht in der Muttersprache kommen. Außerdem werden die Lehrer angewiesen, im Verkehr mit den Kindern außerhalb des Unterrichtes, und zwar ohne Rücksicht auf die Zahl der nichtmadjarischen Kinder, auch die Muttersprache des Kindes zu gebrauchen, „damit das Kind seinen Lehrer gleich von Anfang verstehe, in ihm seinen wohlwollenden Leiter erkenne, sich mit Vertrauen an ihn wende und die Schule liebgewinne". Ferner soll bei der Ernennung von Lehrern Rücksicht genommen werden auf deren Sprachkenntnisse, und an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten sollen die im Lande üblichen nichtmadjarischen Sprachen mit Erfolg gelehrt werden.

Die Schulen, die hier in Betracht kommen, sind staatlich, also madjarisiert. Das von der ungarischen Regierung gemachte Zugeständnis ist deshalb von großer, grundsätzlicher Bedeutung, besonders für die Deutschen in Süd- und Westungarn, in deren Schulen der Unterricht in der Muttersprache meist vollständig ausgeschaltet war. Daß die Verfügung des Kultusministers nur der Anfang ist für weitere Zugeständnisse an die Nichtmadjaren in Ungarn, darf wohl angenommen werden, da der Ministerpräsident Graf Tisza sich seit Ausbruch des Krieges wiederholt öffentlich in dem Sinn ausgesprochen hat, daß ein besseres Einvernehmen zwischen Madjaren, Deutschen und Rumänen angestrebt werden müsse, und daß die Voraussetzung dafür durch die einmütige reichstreue Haltung der Völker dieses Landes während des Krieges gegeben sei . . . . . "

Hamburgischer Correspondent. Nr. 447, Abendausgabe vom 3. Sept. 1914.

Deutsche Tracht.

Man schreibt uns: „Gewaltig lodert in dieser ernsten Zeit das Gefühl empor für deutsches Wesen, deutsche Art, und wahrlich, wir wollen uns dessen freuen. Auch das Gebiet der deutschen Tracht wird jetzt eine nationale Frage werden, und es ist freudig zu begrüßen, daß in der Tagespresse schon jetzt darüber berichtet wird. Die letzten Tage haben drei bedeutsame Kundgebungen hierzu gebracht. Am 18. August erschien im Dresdner Anzeiger ein Auszug aus dem Manufakturist, in welchem die Fabrikanten und Hersteller von Modewaren ermahnt werden, eine deutsche Mode zu schaffen, am 23. ermahnt das Landeskonsistorium alle Frauen und Mädchen, ausländischen Tand und Flitter abzutun, am 25. lesen wir von einem Reichsausschuß für deutsche Form der Tracht. Alle diese Bestrebungen sind mit Freude zu begrüßen, aber neu sind sie nicht, besonders nicht für die Frauenkleidung. Seit nahezu achtzehn Jahren ist in Frauenkreisen bewußt und unermüdlich für das Ziel einer deutschen Tracht gearbeitet worden. Deutsch, nicht weil sie äußerlich national gekennzeichnet sein soll, sondern weil sie im innersten Wesen zweckvoll, echt und gefällig ist. Der deutsche Verband für neue Frauenkleidung und Frauenkultur hat längst gemahnt: verbannt das Gesundheitsschädliche, damit wir kräftige deutsche Mädchen, Frauen und Mütter haben und so die Wehrkraft des Volkes stärken, verbannt das schamlose Entblößen, das Zurschaustellen gewisser Körperformen; denn es ist deutscher Frauen und Mädchen unwürdig. Aber er hat mehr getan, er hat die Künstler, Künstlerinnen und Kunstgewerblerinnen zu sammeln versucht, Konfektionsgeschäfte und Schneidermeisterinnen, er kennt alle, die sich auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Gebiete erfinderisch und fördernd betätigt haben. Oft ist versucht worden, an Industrie und Gewerbetreibende heranzutreten. In der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur", Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe, ist eine Fülle von Anregung gegeben, so manches abgebildet, was der Manufakturist nur aufzugreifen und aufzubauen braucht, um auch solche Formen auf den Markt zu werfen, die sich zur Massenherstellung eignen. Es ist gewiß lobenswert, daß man Damen der Gesellschaft für einen Ausschuß gewinnen will, man vergesse aber die vielen Tausenden nicht, die bereits in allen Teilen des Vaterlandes in 32 größeren Städten als „Vereine für neue Frauenkleidung und Frauenkultur" zusammengeschlossen für das gleiche Ziel arbeiten. Man benutze ihre Erfahrungen, ihre Hilfsquellen, stärke ihre Kampfmittel und wirke mit ihnen vereint; denn sie haben gute brauchbare Vorarbeit geleistet und warten nur darauf, weiter und in größerem Umfange zu arbeiten für ihr altes Ziel: Ansehen und Wohlfahrt des Vaterlandes. . . . . ."

# Rund um uns

† **Hans Huß.** Unser junger kampfesfroher Mitstreiter, auf den wir so große Hoffnungen gesetzt hatten, ist dahin. In Frankreich ist er als einer der Tapferen, die das Eiserne Kreuz schmücken sollte, gefallen. —

Mir sind in meinem Leben selten Menschen begegnet, die in so reichem Maße, wie das bei Hans Huß der Fall war, glänzende Geistesgaben mit hervorragenden Fähigkeiten des Herzens verbanden. Das kam nicht nur in seinem Lehrberuf zum Ausdruck, sondern auch in seiner umfassenden sozialen und schriftstellerischen Wirksamkeit. Dieser sieghafte, ritterliche Mann, der allem Faulen und Unreinen ein erbitterter Feind war, hat nie gezaudert, wo es galt, eine gute Tat zu vollbringen. Und wo er seine Kraft einsetzte, leistete er Bedeutendes.

Wir vom „Vortrupp" haben Großes von ihm erwartet. Wer sich der temperamentvollen, von sittlicher Kraft getragenen Aufsätze erinnert, die Hans Huß in unsrer Zeitschrift veröffentlicht hat, und wer einmal Gelegenheit hatte, im engeren oder weiteren Kreise seinen begeisternden und gedankenvollen Worten zu lauschen, wird unsre Erwartung verstehen und unsre Trauer um den in der Blüte der Jugend Dahingerafften würdigen. Ein Menschenleben, reich an Früchten und noch reicher an Hoffnungen, ist zerbrochen. Ihm, dem immer Tätigen, der im Leben keine Rast, noch Ruhe kannte, hat nun der Weltenmeister den ewigen Feierabend angesagt.

Die Erinnerung an den lieben Mitstreiter, an sein Schaffen und an seinen Heldentod wird in uns lebendig bleiben.

**Reinhard Kraut.**

† **Albert Aronstein.** Kurz vor der Drucklegung dieser Nummer wird uns abermals der Verlust eines wackeren Mitkämpfers gemeldet. Albert Aronstein, der in Dortmund als ein treuer Freund unsrer Sache gewirkt und sich mit unermüdlichem Eifer und großer Uneigennützigkeit für die Ziele der „Vortrupp" eingesetzt hat, ist am 27. August auf französischem Boden gefallen. Die Pflichttreue, die er im Frieden bewies, hat er auch im Felde nicht verleugnet. Aus einem Briefe, den der Kompagnieführer des Gefallenen an dessen Mutter gerichtet hat, entnehmen wir, daß Aronstein einer der Besten seiner Kompagnie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewesen, und daß, wäre er am Leben geblieben, ihn der Hauptmann für das Eiserne Kreuz vorgeschlagen hätte.

Ehre dem Andenken dieses Tapferen!

**Vortrupp.**

† **Gustav Simons**, der bekannte Reformer und Erfinder des Simonsbrotes wurde am 17. September in Berlin unter lebhafter Anteilnahme aus den Kreisen der Reformverbände zur letzten Ruhe bestattet. Persönlich befreundet mit fast allen führenden Reformern, hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, alle Reformverbände zu einer einheitlichen großen Organisation zu verschmelzen. So ist ihm die Verbindung der um Dr. Rösler gesammelten österreichischen Reformer mit dem Verband des deutschen Kulturbundes noch in letzter Zeit gelungen.

Gustav Simons entstammte einer alteingesessenen westfälischen Familie. In den achtziger Jahren ging er zur praktischen Ausführung im kaufmännisch-technischen Fach als einfacher Arbeiter nach England. Die so gewonnene tiefe Kenntnis der Nöte des Volkes wurde grundlegend für seine Kämpfe gegen das „arbeitslose Einkommen". In den neunziger Jahren erlebte er in Rußland eine Hungersnot, bei welcher das Volk durch schlechtes, mit Schwerspat verfälschtes Brot gesundheitlich schwer geschädigt wurde. Das brachte ihn zum Nachdenken über die Frage der Brotversorgung eines Volkes und zur schließlichen Erfindung des Simonsbrotes. Auf fast allen Gebieten der Lebensreform ist Simons schriftstellerisch tätig gewesen. Wir erinnern an seine Schriften: „Die deutsche Volksernährung", „Die soziale Frage und eine deutsche Antwort", „Die Naturgesetze im Völkerleben".

Gustav Simons hat ein Alter von 53 Jahren erreicht. Für sein Werk starb er zu früh. Sein Streben fand den stärksten Antrieb im warmherzigen Mitleid mit jeder Not des Volkes, und in der ernsten Erkenntnis, daß es die sittliche Pflicht jedes Einzelnen ist, sich gesund zu erhalten, um ein Helfer sein zu können, wo gegen drohende Entartung und bittre Not Hilfe so dringend erforderlich ist.

**Vortrupp.**

**Gefallen.** „Ich muß dir etwas Trauriges erzählen: Krüger hat geschrieben; ihm geht es gut, aber er schreibt, Minteberg sei gefallen."

Diese Nachricht trifft mich tief. Nun scheint mir erst das furchtbare Unglück, das der Krieg bedeutet, ganz vor die Seele zu treten, da er einen getroffen hat, den ich selber kenne. Man hört von der unendlich großen Zahl der Verluste; man liest die langen Listen, der Verstand bemüht sich, die Bedeutung zu fassen, aber es führt keine Brücke zu dem Gefühl herüber, die Phantasie kann sich die Greuel nicht aufbauen, nicht so, daß man im Innersten mitergriffen wird. Da kommt die Nachricht, daß einer dahin ist, in dessen Leben man einmal, wenn auch nur flüchtig, hineingeschaut hat. Und es ist nicht einmal ein naher Freund; ich habe ziemlich lose Beziehungen zu ihm, er war ein junger Mann aus dem Jugendverein, der Wehrloge des Guttemplerordens. Er war schon vor längerer Zeit in eine andre Stadt, dann zum Militär gekommen; ich hatte ihn ganz aus den Augen verloren. Unsre Wege hätten sich vielleicht nie wieder gekreuzt. Man lernt ja so unendlich viel Menschen kennen; er war einer der Vielen, die an uns vorbeigehen, die wir freundlich grüßen, die dann wieder verschwinden. Vielleicht wäre er mir nie wieder ins Gedächtnis gekommen. Und nun mir gesagt wird, daß er tot ist, nun wird er mir so lebendig, nun erweckt er mir eine so tief ins Herz greifende Teilnahme.

Jeder Augenblick des Zusammenseins mit ihm, an den ich mich erinnern kann, alle Worte, die er sprach, der ganze Kreis, worin wir uns trafen, bekommt nun beim Zurückdenken etwas eigen Tragisches, der junge Mann selber wächst — wodurch das alles? Ob es das Gefühl ist, damals nichtsahnend mit einem umgegangen zu sein, der todgeweiht war? Er lebte sein Leben so hin, manch kleiner Fehler ärgerte, manche gute Seite er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freute an ihm — Herr Gott, dies kleine bißchen Leben ist ja der gewisseste und kostbarste Besitz des Menschen. Wer dazu kommen kann, wirklich einmal ganz sachlich das Leben eines Andern zu betrachten, wieviel Rührendes kann der erleben. Dies oder jenes hat er sich so eingerichtet, man erkennt daraus, welche Gedanken er sich gemacht hat, wie er sich dies oder jenes vorgestellt hat — bei dem Geringsten entdecken wir solche Spuren eines eigentümlichen persönlichen Lebens, und niemals kann man so den Andern betrachten ohne Rührung und schließlich herzliche Liebe. Und nun ist ein solches Leben zu Ende, und es hätte doch noch nicht zu Ende zu sein brauchen.

„August Minteberg ist gefallen." Vielleicht ist es die Zusammenstellung dieses Namens, der so trauliche Vorstellungen aus friedlicher Vergangenheit weckt, mit dem fremdartigen Schrecknis, das das Wort „gefallen" in die Sinne bringt, was den Satz so erschütternd macht. In diesem Satze stoßen Frieden und Krieg hart aufeinander. Und weil das Leben dieses jungen Mannes auch ein Teil meines Erlebens ist, so erlebe ich jetzt erst den Krieg so schaurig unmittelbar. Nun erst ist der Krieg mit seiner ganzen furchtbaren Größe mir zum Erlebnis geworden. Gerade durch den Abstand, in dem der junge Mann von mir stand. Wäre es ein Freund, ein naher Verwandter gewesen, der Schmerz wäre brennender gewesen, ich hätte einen persönlichen Verlust gehabt. Dadurch aber wäre mir das Gefühl für das Ganze etwas verstellt worden. Hier ist mir jedoch nichts aus meinem Leben weggenommen, und der Schmerz war von vornherein Wehmut.

Nur nicht sich vorstellen, unter welchen Umständen er gestorben sein kann, Schmerzen, Verstümmelungen, nur sich das nicht ausmalen, und daneben immer das lebendige Bild so aufgefrischt im Gedächtnis, wie er damals als Vorsitzender der Wehrloge in großer Aufregung eine Ansprache hielt zur Überreichung eines Bildes für mich, wie er zuweilen auf den kleinen Zettel herniedersah, wo er sich seine Sätze vorher aufgeschrieben hatte, wie ich dann später vor versammelter Loge, als er nach Kiel sollte, ihm ein paar herzliche Abschiedsworte widmete, von seinem ferneren Leben sprach ... er drückte meine Hand kräftig mit seiner großen, schwieligen Hand. Er war rauh, etwas jähzornig und doch so leicht gerührt, ein so lebhaftes Gefühl für Freundschaft. Armer Kerl!

Jonny John.

**Sittliche Instinkte.** Es ist doch etwas Wunderbares und zugleich Beseligendes um die stille Vertrauenszusicherung, die wir so oft in den Gesichtern der Menschen lesen können, die neu mit uns in Berührung treten! Auf dem Vorhandensein dieser Vertrauensgewähr beruht schließlich alle Zuneigung, alle Freundschaft und alle Liebe.

Wir blicken in ein offenes und Vertrauen erweckendes Auge und gewinnen auch die feste Zuversicht, daß der Betreffende keiner Hinterlist und Gemeinheit fähig ist, empfangen die beglückende Gewißheit, daß wir Vertrauen gegen Vertrauen setzen dürfen. Wir vernehmen in der Stimme eines Menschen den Unterton einer goldigen Harmlosigkeit und eines reinen Herzens und wenden uns beglückt der gleichgearteten Seele zu. Eine Bewegung nur, eine an sich unbedeutende Handlung offenbart uns in der Seele des Anderen den Abscheu vor Rohheit und Rücksichtslosigkeit, und unser Herz jubelt auf, denn es hat in einem fremden Menschen ein Stück des eignen Wesens erkannt und wiedergefunden.

So bekommt unser Verhältnis zu neuen Bekannten seine Grundlage fast immer durch ein seherisches Erfassen ihres inneren Wesens aus den Gesichtszügen, der Stimme, der Haltung und andrer Äußerlichkeiten. Wir ahnen zuerst Geist von unserm Geiste in dem Andern, und dieses Ahnen bestimmt dann unser ferneres Verhalten. Wir müssen uns in ganz wichtigen sittlichen Anschauungen mit ihm unbewußt eins fühlen, oder der kaum gesponnene Faden von Mensch zu Mensch zerreißt wieder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist aber dieses unbewußte Sicheinsfühlen vorhanden, dann lassen sich auch (aber auch nur dann!!) Brücken schlagen zwischen allen sonstigen Wesensverschiedenheiten der Menschen untereinander.

Was macht es dabei schließlich aus, wenn es hin und wieder einem Heuchler doch gelingt, uns zu täuschen und unser Vertrauen zu mißbrauchen! — Solche Fälle bleiben eben Ausnahmefälle. Der instinktsichere Mensch ist ja so wie so schwer zu täuschen.

Auf sittlichem Gebiete ist es eben ganz anders als auf physikalischem: Nicht die entgegengesetzten Pole ziehen sich an, sondern die gleichen.

Ich liebe in einem Andern immer nur die Eigenschaften, an denen ich auch einen Anteil habe oder — haben möchte. Schließlich können wir überhaupt nur die Menschen begreifen und verstehen, die die gleiche Entwicklungsrichtung eingeschlagen haben wie wir.

So können denn auch Menschen, die an demselben äußeren Kulturwerke miteinander arbeiten, sich doch dabei innerlich dauernd ganz fremd bleiben, und umgekehrt: Menschen, die äußerlich ganz verschiedene Ziele anstreben, fühlen sich oft im Grunde eins, trotz ihrer entgegengesetzten Marschrichtung in den äußern Zielen.

Sollten diese psychologischen Gesetze nicht auch für das Leben der Völker gelten? — Das würde dann allerdings ganz wesentlich mit zum Verständnis des gewaltigen Krieges der Gegenwart dienen. Sicherlich sind manche Sinnlosigkeiten und Auffälligkeiten der Ententepolitik nur psychologisch zu erklären. Das alte Wort „Gleich und gleich gesellt sich gern!" gilt auch wohl hier. England, Rußland und Frankreich haben sich zusammengeschlossen und mußten sich zusammenschließen, weil sie schon lange in der gleichen sittlichen Entwicklungsrichtung marschierten. Gerade durch die Ereignisse der letzten Zeit ist es klar geworden, daß nur solche Völker Bündnisse miteinander schließen, die sich instinktiv eins fühlen in ihren sittlichen Grundanschauungen.

Und das beste Zeichen der sittlichen Gesundheit unsres Volkes kommt in der allgemeinen Empörung zum Ausdruck, die infolge der aufgedeckten Ränke der „Ententemächte" bei uns lebendig wurde. Wehe der Nation, die den sittlichen Instinkt eines seelisch höher Stehenden zu verletzen wagt!!

**Was sollen wir jetzt lesen?** Wer die Frage aufwirft, was man in dieser Zeit lesen soll, dem wird vielleicht mit der Gegenfrage geantwortet, ob denn jetzt überhaupt die Zeit sei, zu lesen. Nun, wessen Stunden ganz ausgefüllt sind mit Arbeit für sich, für Andere, für das Ganze, für den ist die Frage nach dem jetzt zu wählenden Lesestoff bedeutungslos. Wer aber über die Sorge und die fiebernde Aufregung, die uns alle erfüllt, nicht durch angespannte Tätigkeit hinweggehoben wird, wem das Lesen die gewohnte Erholung geworden ist, die zugleich bereichert und innerlich tüchtiger macht, für den ist diese Frage wichtig. Soll man in seinem gewohnten Lesestoff fortfahren? Da las der Eine vielleicht über den Buddhismus, der Andere trieb nationalökonomische Studien, der las einen Roman von Anatole France und dieser schwelgte in den Blättern des alten deutschen Schrifttums. Gewiß, wenn man sich wieder hineinvertieft, so hat man seine alte Erbauung und Beruhigung; aber wie farblos erscheint es uns, ehe wir wieder dran gehen, und wie weit getrennt von der Zeit, die wir leben, kommen wir uns vor, wenn wir aufhören, zu lesen; es ist, als erwachten wir aus weltenfernen Träumen. Nein, des bisherigen Lesestoffes können wir nicht mehr froh werden. Das wirklich Neue, das die Zeitung bringt, ist bald hineingeschlungen; wir ärgern uns über die Wiederholungen in den bangen Zeiten zwischen den Schlachten. Nun also, was sollen wir jetzt lesen? Es gibt nur eins, antworte ich: Geschichte.

Geschichte fassen wir nicht auf als eine Anzahl Ereignisse, die kein anderes Band verbindet als die zeitliche Folge. Sondern die Geschichte faßt alles Geschehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter einem bestimmten Gesichtspunkt zusammen; sie nimmt an, daß bei den Geschicken der Völker bestimmte Triebkräfte mitwirken, gute und schlimme. Kein Ereignis ist zufällig, es ist der Ausdruck oder die Folge einer Tat; Taten aber sind sichtbar gemachte Gedanken. Wenn wir nun voraussetzen, daß jedes Geschlecht die Gedanken des vorigen aufnimmt, verändert, erweitert und vervollkommnet, so müssen wir auf eine Vorwärtsbewegung auch in den Völkerschicksalen schließen, die uns die Geschichte erzählt. Wirklich gibt die Geschichte auch vor, daß sie keine interessanten Vorkommnisse berichten, sondern Entwicklung zeigen wolle. Sie nimmt die Schicksale der Völker als eine Wanderung nach einem bestimmten Ziel. Welches dieses Ziel ist, wird den Handelnden der Zeit nicht immer bewußt; es ist das Recht der Geschichte, dieses Ziel zu bestimmen und frühere Auffassungen von diesem Ziel zu berichtigen. Luther wußte nicht, daß er eine freie, neue Kirche schuf; er wollte die von ihm verehrte katholische Kirche von Mißbräuchen reinigen. Bismarck wollte nicht das Deutsche Reich neu schaffen, sondern die Revolution bekämpfen, das Preußische Königtum stärken, dem er als Junker und Beamter treu anhing, und Preußen groß erhalten. Durch die Erfüllung dieser Aufgabe wurde das neue, einige Deutschland. Anders konnte es nicht kommen. Die Geschichte urteilt: kraft der Gedanken, die den Ereignissen in Preußen ihre Richtung vorschrieb, von dem ersten Axthieb der Ritter des Deutschen Ordens bis zu dem eisernen Ladestock, der bei Mollwitz, und dem Preußischen Schulmeister, der bei Sadowa siegte, mußte die größte Höhe, die höchste Größe, die Preußen erreichen konnte, das mächtige neue Deutschland sein.

Dies ist für uns das Ziel deutscher Geschichte von dem Augenblick an, wo der erste Germanenstamm hell und kraftvoll, wie eine Gesandtschaft aus Walhall, an die Tore des verstörten römischen Weltreiches pochte. Wem bereitet es nicht ein unsagbares, eignes Mitgefühl, von den Taten und Geschicken der Unsern in der Vergangenheit zu lesen und sich in die Seelen der ehedem Lebenden zu versetzen, unter der Vorstellung, daß jeder von uns mit den Seinen das alles hätte durchmachen müssen, wenn er zufällig nicht heute, sondern damals auf die Welt gekommen wäre. Dies Mitgefühl steigert sich aber zu der gespanntesten Teilnahme, wenn wir in all diesem Geschehen Gesetzmäßigkeit erblicken, wenn wir den geheimen Faden wahrnehmen, den die großen Männer der Geschichte, oft mit traumhafter Sicherheit, in die Hand nehmen, und der sie leise, unvermerkt aufwärts leitet, aus dem Labyrinth der Zeiten in die helle, fröhliche Größe unseres Vaterlandes.

Ja, wir können das Heute in seinem Glanz nicht verstehen und nicht schätzen, wenn wir das dämmrige Gestern und trübe Ehegestern des deutschen Schicksals nicht kennen. Und erst recht können wir nicht würdigen, welch noch herrlicheren Lichtes das Morgen der Nation fähig ist. Darum geht hin und lernt aus der Geschichte, nehmt aus allen ihren Brunnen und Quellen die stärkenden Wasser in euch auf, damit ihr die goldne Morgenröte des neuen Tages nicht verschlaft, wie es eure schlechtberatenen Väter so oft getan haben.

Unsre Geschichtswissenschaft hat an hervorragenden Werken Unübersehbares geschaffen; jeder Katalog gibt Aufschluß. (In Volksbüchereien und Lesehallen findet man alles.) Die Reclamsche Bibliothek bietet ihre billigen guten Bändchen zur Anschaffung an. Heinrich von Treitschkes und Karl Lamprechts Deutsche Geschichte, die Aufsatzsammlungen von Treitschke, Lamprecht, Erich Marcks und Andern werden überall zu erreichen sein. Mit besonderm Anteil wird man ferner wieder die historischen Schriften Schillers lesen, besonders die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. („Aktuell" geworden ist ja nun „Die Belagerung Antwerpens", die den Anhang zur „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" bildet.) In der reichen Literatur der Lebenserinnerungen wird man viel Fesselndes und Lehrreiches

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

finden; vor allem sei bei dieser Gelegenheit an das große Lehrbuch der Deutschen, an Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" verwiesen, von dessen Blättern man Wertvolles auflesen wird. Außerdem haben wir Deutsche ein Werk, dem eine andere Nation so leicht nichts an die Seite stellen kann, das mit einer außergewöhnlichen Dichterkraft den Geist in die Vergangenheit zwingt und ihn mit warmem Herzen und oft mit fliegendem Atem das Leben unsrer Väter miterleben läßt: dies Werk sind die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag. Leider ist das vierbändige Werk noch recht teuer, denn die dreißigjährige Frist, die ein Buch nach dem Tode des Verfassers vor Nachdruck schützt, ist noch nicht abgelaufen. Vielleicht läßt sich der Verlag von S. Hirzel in Leipzig herbei, eine billigere Volksausgabe zu veranstalten, wie es heute ja die Verfasser wertvoller Werke schon sehr bald nach Erscheinen des Hauptwerkes tun. Der Verlag würde damit dem deutschen Volke, ebensowohl wie dem Andenken Gustav Freytags, einen großen Dienst erweisen, und der geschäftliche Erfolg würde doch auch nicht gering sein.

Daß uns außer geschichtlichen Werken die Dichter größte Erbauung verschaffen können, versteht sich von selber. Wie wird man in Schillers Wallenstein sowohl wie in Kleists Hermannsschlacht und dem Prinzen von Homburg manches Wort geradezu als eine Weissagung auffassen! Auch Lessings Minna von Barnhelm, Ludwig Uhlands Ernst Herzog von Schwaben und Ludwig den Bayern werden wir gerade in dieser Zeit mit besonderem Genusse lesen. **Teuthold.**

**Eine Interessentengemeinschaft,** die sich bezeichnenderweise „Schutzverband gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung e. V." nennt, hat in einem Teil der deutschen Presse (uns liegen die „Leipziger Neuesten Nachrichten" vor), als Inserat einen Abwehrartikel gebracht, der die in diesem Verbande herrschende Gesinnung in den Augen jedes Urteilsfähigen deutlich und hinreichend kennzeichnet. In dem Artikel wird nämlich der Versuch gemacht, die Abstinenzbewegung als „aus Englands Schule" hervorgegangen darzustellen. Was das in dieser Zeit berechtigter Verachtung neuenglischen Wesens, glühenden Hasses gegen englische Gier und Anmaßung für den Urteilslosen bedeuten kann, liegt auf der Hand. Es handelt sich also um einen Verdächtigungsversuch schlimmster Art, umso schlimmer, als er auf zum mindesten fahrlässiger Unwahrheit beruht. Die Bewegung gegen den Alkohol stammt, wie die Herren des Schutzverbandes leicht wissen könnten, wenn sie sich jemals ernsthaft mit der Frage beschäftigt hätten, nicht aus England, sondern aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas und kam teils auf geradem Wege, teils über die Skandinavischen Länder zu uns.

Daß mit diesem Aufhetzungsversuch der öffentlichen Meinung auch der Kaiser, dessen alkoholgegnerische Gesinnung seit der Mürwiker Rede allgemein bekannt ist, und die eine alkoholfreie Mobilmachung durchführende Heeresverwaltung getroffen wird, macht ihn umso häßlicher, aber auch umso lächerlicher. Der Versuch, das deutsche Bier im Gegensatz zum englischen Fusel als harmlos hinzustellen, wird am besten durch die Tatsache widerlegt, daß eben auch das Bier während der Mobilmachung für die Truppen verboten war. Selbstverständlich bedeutete das für die Interessen des Alkoholkapitals einen ungeheuren Gewinnausfall. Der dadurch verständlich erscheinende Versuch einer Irreleitung der öffentlichen Meinung richtet sich und seine Urheber selbst. **Vortrupp.**

**Deutsche Männer und Frauen*)!**

**Warum darf jetzt kein Alkohol getrunken werden?**

**Weil wir alle straffe Muskeln, feste Nerven, klaren Kopf**

*) Dieser Aufruf wird als Flugblatt verbreitet vom Deutschen Bunde abstinenter Frauen e. V., Sitz Dresden. Er ist zu beziehen durch die Schatz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brauchen, um unser Vaterland zu verteidigen, über unsere zahlreichen Feinde zu siegen und der Not der Zeit Herr zu werden.

Weil diese notwendigsten Kräfte schon durch ein Glas Bier, Wein oder gar Schnaps beeinträchtigt und verringert werden.

Weil wir Geld brauchen und nicht einen Pfennig ausgeben dürfen für irgend eine Sache, die nicht unbedingt notwendig und nützlich ist. Wein, Bier und Schnaps aber sind wertlos für die Ernährung, für die Erwärmung und für die Stärkung.

Weil wir Zeit brauchen, gleichviel ob auf dem Kriegsschauplatz oder zu Hause und keine Minute zum Zechen und zu eitlem Hurrapatriotismus vergeuden dürfen, die wir zur Ruhe nach heißen Anstrengungen oder zu werktätiger Hilfe für die Bedürftigen erübrigen können.

Weil wir jede Scholle deutschen Ackerlandes brauchen zur Ernährung unseres Volkes, zur Unabhängigkeit von ausländischer Einfuhr, also nicht 1/15 davon verschwenden dürfen zur Herstellung der Rohprodukte für Rauschgetränke.

Weil wir heiligen Willen brauchen zur Entfaltung unserer edelsten Kräfte, zum Kämpfen, zum Siegen, zum Leiden, zum Helfen und diesen nicht aus dem Alkohol, sondern nur aus dem göttlichen Ursprung unsrer Seele schöpfen können.

**Deshalb überlaßt den Alkohol euren Feinden!**

Das Bier, der Wein, der Branntwein, den unsere Feinde trinken, ist unser Verbündeter, aber der Alkohol, den wir genießen oder verschenken, ist der Verbündete unserer Feinde!

**Deshalb bekämpft den Feind im eigenen Lager!**

Trinkt keinen Alkohol!
Verschenkt keinen Alkohol!
Seid nüchtern und wachet!

---

meisterin Frau Doris Heidemann, Leipzig, Königstr. 14. — Preise: 100 Stück 60 Pfg., 1000 Stück 4 Mk.

## Neue Bücher und Schriften

**Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.**

**Broda, Prof. Dr. R.:** Die Kulturaufgaben des Jahrhunderts. M. 1,50. Georg Reimer, Berlin.

**Sturzenegger, C.:** Serbisches Rotes Kreuz und Internationale Liebestätigkeit während der Balkankriege 1912—13. M. 1,60. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

**Henseling, Robert:** Sternbücherei für 1914. M. 1,— Frankh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

**Bode, Dr. Rudolf:** Aufgaben und Ziele der Rhythmischen Gymnastik. M. 1,—. Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

**Ranke, Dr. K. E. und Silberhorn, Chr. E.:** Tägliche Schulfreiübungen. M. 2,— gut geb. M. 3,— Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin, München.

**Foerster, Fr. W.:** Staatsbürgerliche Erziehung. Geh. M. 3.— geb. M. 3,60. B. G. Teubner Verlag, Leipzig.

**Jugendpflege-Arbeit.** II. Teil des Kieler Jugendpfleger Kursus 1913 in Vorträgen und Berichten. Geh. M. 2,— kart. M. 2,50. B. G. Teubner Verlag, Leipzig.

**Fried, Dr. h.c. Alfred H.:** Kurze Aufklärungen über Wesen und Ziel des Pazifismus. Verlag der „Friedens-Warte", Berlin.

**Neuner, Ludwig:** Leitfaden für eine Deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage. M. 0,60. Selbstverlag des Verf., München, Brieffach 23.

**Schultze, Ernst:** Die politische Bildung in England. M. 1.— B. G. Teubner, Leipzig.

**Simons, Gustav:** Unsere Volksgesundheit, die gefährdete von heute, die gehobene in Zukunft. M. 0,50. Verlag des Deutschen Kulturbundes, Oranienburg-Eden.

**Sternberg, Dr. Wilhelm:** Die Physiologie des Geschmacks. M. 2,20. Kurt Kabitzsch, Würzburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Classen, Walter:** Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. Geb. M. 2,80. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) München.

**Fulda, Friedrich Wilhelm:** Sonnenwende. Ein Büchlein vom Wandervogel. M. 1,— Friedrich Hofmeister Leipzig.

**Fischer, Frank:** Wandervogel-Liederbuch. Friedrich Hofmeister, Leipzig.

**Breuer, Hans:** Der Zupfgeigenhansl. Lieferung 5 mit leichter Gitarrebegleitung versehen von Heinrich Scherrer. M. 0,60. Friedrich Hofmeister Leipzig.

**Breuer, Hans:** Der Zupfgeigenhansl. Lieferung 6 mit leichter Gitarrebegleitung versehen von Heinrich Scherrer. M. 0,60. Friedrich Hofmeister Leipzig.

**Geißler, Max:** Valentin Upp, der Legionär. M. 3.— Otto Spamer, Leipzig.

**Lorenz, Fr. Paul:** Führer zur gesundheitlichen Lebensreform. Fr. Paul Lorenz, Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Kreuzstr. 20.

**Hindhede, M.:** Das Eiweißminimum bei Brotkost. Separat-Abdruck aus dem Skandinavischen Archiv für Physiologie. (Aus dem Laboratorium für Ernährungsuntersuchungen in Kopenhagen.)

**Hentschel, Dr. E.:** Die Meeressäugetiere. M. 1,— Theod. Thomas Verlag, Leipzig.

**Eckardt, Dr. Wilh. R.:** Praktischer Vogelschutz. M. 1,— Theod. Thomas Verlag, Leipzig.

**Rosen, Erwin:** In der Fremdenlegion. Brosch. M. 5,— geb. M. 6,— Halbfranz M. 7,— Robert Lutz, Stuttgart.

**Franck, Dr. Ernst:** Die Kalkdiät. M. 1,— Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

**Hoffmann, Rolf Josef:** Fug und Unfug der Jugendkultur. Otto Henning, A.-G., Greiz.

**Kampe, O.:** Warum wir uns um die Ernährungsreform kümmern müssen M. 0,30. Mimir-Verlag für deutsche Kultur und soziale Hygiene. G. m. b. H., Stuttgart.

**Wendel, Georg:** Kritik des Erkennens. M. 4.— Carl Georgi, Bonn.

**Gutberlet, Heinrich:** Trutzfanfaren. Gedichte. Frankenstein & Wagner, Leipzig.

**Diem, Carl:** Friede zwischen Turnen und Sport. M. 0,80. B. G. Teubner, Leipzig.

**Paul, Dr. med. Hermann:** Halte deine Jugend rein! In Pappband M. 2,50. Strekker & Schröder, Stuttgart.

**Rüsten, Rudolf:** Was tut not? M. 1,20. G. Hedeler, Leipzig.

**Wundt, Max:** Platons Leben und Werk. Brosch. M. 4; geb. M. 5,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Bischoff, Diedrich:** Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. Brosch. M. 2,— Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Wickersdorfer Jahrbuch 1914.** Herausgegeben von der Lehrerschaft der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Brosch. M. 1,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Rupp, Julius:** Evangelium und Theologie. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,50. Eugen Diederichs Verlag. Jena.

**Keller, Adolf:** Eine Philosophie des Lebens. (Henry Bergson.) Brosch. M. 0,80. Eugen Diederichs Verlag. Jena.

**Solovjeff, Wladimir:** Die geistigen Grundlagen des Lebens. Brosch. M. 7,—, geb. M. 8,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Die Bücher der Dürerschule I.:** Dürerschule Hochwaldhausen M. 1,— B. G. Teubner-Leipzig.

**Weltanschauungsfragen.** Herausgegeben von Dr. B. Wehnert. 1. Heft: Was ist Pantheismus? 2. Heft: Was heißt: Persönlicher Gott? 3. Heft: Was ist Judentum? Je 20 Pfg. Selbstverlag des Herausgebers, Hamburg, Pagenelder Nr. 8a.

**Grosch, Dr. G:** Die Friedensorganisation der Staaten aus „Internationale Organisation". M. 0,60. Verlag der „Friedenswarte", Berlin W.

## An unsre Freunde im Felde.

Unsren im Felde stehenden Freunden, die uns durch Briefe und Kartengrüße erfreut haben, danken wir herzlich. Wir bitten, uns auch weiterhin gelegentlich Nachricht zugehen zu lassen.

Durch Erfüllung dieser Bitte werden wir in die Lage versetzt, den vielfach an uns gerichteten Anfragen über Verbleib und Wohlergehen der ins Feld gerückten Vortrupp-Freunde Auskunft zu erteilen.

Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß die im Heer und in der Marine stehenden Vortrupp-Bezieher während des Krieges jede Nummer des „Vortrupp" kostenlos nachgeschickt erhalten, wenn sie uns den Truppenteil angeben, bei dem sie stehen. Außerdem wird ihnen jedes Heft nach ihrem bisherigen Wohnsitz geliefert, soweit nicht eine andre Lieferungsart ausdrücklich gewünscht worden ist.

Vortrupp.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Janssen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 21 1. November 1914

## Der heilige Krieg.

Wenn es je einen heiligen Krieg in der Weltgeschichte gab, so ist der gegenwärtige Krieg einer, und wenn je unbefangene Geister über eine Tatsache einig waren, so sind sie es über diese.

Es bedarf nicht der Beweisführung darüber, daß dies ein Krieg des Geistes wider die Aufwallungen vormenschlicher, also tierischer Ichheit ist.

Von dieser Sachlage aus sind alle die Einzelheiten und Begleitumstände bei der Einleitung und Führung dieses Krieges erklärbar, ja man könnte wunderbare Beweisbilder in Hülle und Fülle dafür beibringen, daß es hier auf beiden Seiten heißt: „Sie müssen!"

Wir als Deutsche, wir wissen zunächst, daß und wie wir diesen Krieg führen müssen. Es heißt irgendwo bei den alten Propheten einmal, daß eine Zeit kommen werde, da niemand den Bruder lehren werde: Erkenne den Herrn! — weil sie alle, vom Kleinsten bis zum Größten ihn erkennen werden. Nun, so viel hat sich von diesem Wort in unsern Tagen erfüllt, daß der Geist der Wahrheit diesen Krieg als den seinen in jedem von uns kenntlich gemacht hat, ohne daß es dabei der belehrenden Mithilfe von menschlicher Seite bedurft hätte. Heute darüber belehren wollen, hieße blind sein gegen den Geist, ja hieße einfach vom Geiste nicht ergriffen sein. Wir sind alle durch den Geist zu einem Leibe geworden, — und wer diesen Geist nicht in sich fühlt, ja, wen er nicht treibt, der ist nicht sein.

Wer aber nicht sein ist, dem haben wir nichts mehr zu sagen.

Wenn je, so hassen wir heute die Lüge in irgendwelcher Form. Wir hassen sie in einer Unbarmherzigkeit, in der wir uns von allem scheiden, was sich der Lüge verschrieben hat, — und koste es Blut und Leben. Denn dies Leben hat für den deutschen Geist nur so viel Wert, als es von Wahrheit durchdrungen ist und von ihr beherrscht wird. Das ist derselbe unerbittliche Geist, der den Apostel Petrus zu Annanias und Sapphira sprechen hieß: Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen!

Lüge ist also eine Sünde wider den Geist, und wir wissen, daß dem Menschen diese Sünde nicht vergeben wird: Blut muß sie abwaschen.

Mit Lügen sind die Geschütze unserer Feinde geladen, — und auf wen sind ihre Visiere eingestellt? Auf den heiligen Gottesgeist der



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wahrheit. Ihn möchten sie niederkartätschen um ihres schmutzigen äußeren Vorteils willen.

Aber die Wahrheit lächelt. Sie hält es nicht einmal für nötig, sich von ihrem heiligen Thron zu erheben. Ein Volk ist da, in dem sie Geist, ja in dem sie Fleisch geworden ist, und das Volk fragt nach keinem „Geschäft" und nach keinem Gewinn, wenn tierische Tatzen zum Schlage gegen die Wahrheit ausholen, ... es fragt überhaupt nicht mehr, greift nach dem Schwert und stürzt in den Kampf wie ein brausender Orkan. Ja, die Wahrheit kennt ihr Volk. Den anderen aber brauchen wir es nicht vorzustellen.

Warum nicht? Weil (wir haben das Lächeln von der Wahrheit gelernt) die Tat, das Leben selbst uns vorstellt. Wie sagte kürzlich der frühere Präsident der Harvard-Universität, Professor Dr. Ch. W. Eliot in New-York? „Die germanischen Völker legen einen höheren Wert auf Wahrheit in Rede, Gedanken und Handlung als irgend ein andres Volk; sie lieben Wahrheit, suchen sie, werben um sie und achten den Mann, der selbst zu seinem eigenen Schaden wahr spricht und handelt. Ich behaupte, hier ist ein Verbindungsband gefunden, eine wirkliche geistige Gleichheit, eine Gemeinsamkeit von Hingabe, von Verehrung unter den teutonischen Völkern..."

Im Grunde schafft ein Krieg nichts Neues, sondern macht nur alte Selbstverständlichkeiten klar. Man hat gesagt, daß mit dem 1. August eine neue Epoche in der Welt angehoben habe; das ist im Hinblick auf das viele Große, das sich uns seit diesem Tage offenbart, wohl richtig, — aber lag dieses Neue nicht längst begründet in dem geheiligten und gehüteten germanischen Denken und Empfinden? Wußten wir nicht schon immer, daß uns ein gewaltiger Geist regiert, der uns in der Stunde der Notwendigkeit einig finden würde wie nie zuvor?

Der Text dieses neuen Kapitels in der Weltgeschichte war schon längst geschrieben, — jetzt werden nur noch die Bilder dazu geliefert. Und was ist natürlicher, als das, daß diese Bilder uns ganz selbstverständlich vorkommen? Wir könnten den nur verständnislos anschauen, der ein Aufhebens von unseren Leistungen machte. Wir berauschen uns auch nicht an unseren eigenen Vorstellungen und Taten; ruhig und klar schauen wir die Dinge an und tun, was wir tun, weil wir — es müssen. Müssen (wo gab es wohl je ein goldneres, leichteres und doch hoheitsvolleres Müssen?), weil der Geist in uns, der heilige Allgeist in jedem von uns es so will! Wollen und müssen sind eins geworden.

Es ist nicht verwunderlich, wenn man in diesem neugewordenen Zustand hier und dort die Frage hört: „Sind wir das überhaupt noch?" Man kommt sich wie neugeboren vor, hat ganz neue Anlagen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und neue Maßstäbe. Man hadert und richtet nicht mehr. Und gerade dies war ja auch schon nach Ansicht der alten Propheten die Grundlage für den Zustand eines neuen großen, umfassenden Heils: „Wenn unter dir aufhören wird das Fingerdeuten ..." d. h. wenn du Pflichten und Verantwortung bei dir selber suchen wirst, nicht mehr beim Andern.

Geht es heute nicht dem einzelnen Deutschen so? War nicht auch eine der ersten Kundgebungen desselben Geistes, daß die Insassen großer Strafgefängnisse aus ihren bescheidenen Mitteln ganz erkleckliche Geldbeträge für das Rote Kreuz aufbrachten, sie, bei denen man doch eine Abkehr von dem Volksganzen, das sie hatte richten müssen, hätte vermuten sollen? Jeden Volksgenossen treibt es, etwas für unser Vaterland zu leisten.

Unser Vaterland! — das ist es, was uns allen heute golden im Herzen geschrieben steht. Die Saat der Väter ist aufgegangen. Jede kleine Tat ihrer Hingabe und Treue gegen die heilige große Pflicht trägt heute ihren reichen, vollen Lohn. Der Geist der Väter, der Geist der Treue kann nicht sterben. Darum „müssen" wir heute mit naturnotwendiger Selbstverständlichkeit, und das eben ist der größte Dienst gegen diese Treue und Geistesmacht, daß wir an sie auch im Andern glauben. Es gibt heute nur eine Todsünde unter uns, das ist Unglaube an den heiligen Geist, den Geist, der in wenigen Tagen etwas geschaffen hat, was den Kräften, die um äußerer Vorteile willen am Werke sind, nie gelungen wäre.

Darum ... dämpfet den Geist nicht, bleibet allzumal seine Ritter!

Geistige Kriegführung, das ist es, was uns alle auszeichnen muß. An Versuchungen, uns zu entwürdigen, wird und darf es nicht einmal fehlen. Geistige Höhenlagen können nur kämpfend bewahrt werden, ja sogar nur auf dem Wege des ständigen Angriffs. Nie und nimmer gibt es hier ein Gewehr bei Fuß-Stehen.

Daß ein Volk, dessen waffenfähige Mannschaft im Felde steht, dem Kampfe um seinen nationalen Bestand tatenlos zuschauen könnte, ist unmöglich. Es wird aber, je nach der Kulturhöhe, ein großer Unterschied zutage treten in der Art, wie es in den Kampf eingreift, der nach außen hin in erster Linie mit Pulver und Schwert ausgefochten wird.

Kultur und bloße Zivilisation zeigen sich erst im Kriege von der richtigen Seite. Ein lediglich zivilisiertes Volk ohne tiefethische Eigenwerte wird sich da immer wieder als eine Gemeinschaft von Bestien offenbaren, denen der Begriff Charakter mit dem Augenblick des Ultimatums verloren gegangen ist. Alle Mittel sind ihnen recht, den Feind zu vernichten, und je heimtückischer dies geschieht, um so größere Freude bereitet es ihnen.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Kurzsichtigkeit, die allen charakterlosen Leuten eigen ist, vermögen sie den Wert ihrer Betätigungen nur an den rein sichtbaren Wirkungen abzumessen; daß darin schon allein ihr eigenes Vernichtungsurteil geschrieben ist, können sie nicht erkennen, — denn zum Bewerten des hinter dem kleinen, augenblicklichen materiellen Erfolg Liegenden gehört eben Kultur, und die besitzen sie nicht.

So ergibt sich für sie ein heimtückisch geführter Freischärlerkrieg von selbst.

Man knallt die feindlichen Soldaten aus dem Hinterhalt einzeln nieder, und stellt sich freundlich zu ihnen außerhalb dieses schützenden Hinterhalts. Sich, schon vom rein selbstischen Standpunkte aus, zu sagen, daß eine einzige solche verräterische Tat ihren Rückschlag auf die vielfältige Zahl der eigenen Landsleute haben wird, — dazu reicht die Blickweite kulturloser Menschen nicht aus. Wie will man sie belehren?

Mit dieser Frage sind wir bereits auf den Boden der kulturellen Menschheit gelangt. Es ist klar, daß ein Kulturmensch, also ein Wesen, das objektiv empfundene Gerechtigkeit subjektiv auslebt, nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben wird. Aber er wird gleichwohl es nicht vermögen, sein mit gutem Grunde empörtes Gerechtigkeitsgefühl zu unterdrücken. Gerechtigkeit verlangt unter allen Umständen einen Ausgleich. Das hat nichts mit Rachenehmen zu tun, sondern es ist einfach eine Selbsterhaltungspflicht des Charakters.

So wenig nun Christus der Schwefelbande im Tempel gute Worte gab, so sehr wird auch der heutige Mensch von höchstem ethischen Empfinden die Berechtigung des Wortes anerkennen, daß „die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt". — „Antworte einem Narren nach seiner Narrheit!" sagt der weise Salomo, und daraus ergibt sich auch die Art der Antwort, die wir den Franktireurs schuldig, einfach schuldig sind.

Haben wir dann aber auch die Gewähr in unserem eigenen Volke, daß es nie dasselbe tun wird, was es an andern richtet?

Vielleicht sind wir aus dem Gefühl heraus geneigt zu sagen: Ja! — das deutsche Volk ist dessen einfach nicht fähig!

Es ist sicherlich wahr, daß das deutsche Gefühlsleben in vielfacher Hinsicht ein guter und zuverlässiger Leiter ist; andererseits haben wir aber doch im Zeitalter der Nervosität manches verzeichnen müssen, was dem deutschen Geist zuwider läuft. Um hier sicher zu sein, fällt es uns, die wir nicht im Felde stehen, zu, unter Aufwendung aller Willigkeit, die Seelenkräfte unseres Volkes vor materieller Zersplitterung zu bewahren und sie in jene Geistesenergie zu verwandeln, die auf wunderbare Weise, gleich dem drahtlos übermittelten Strom, den Kämpfern im Felde zufließt. Sorgt, daß dieses geistesmächtige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fluidum unsere Brüder stets umgebe, und sie werden von Sieg zu Sieg schreiten!

Kriege und Siege werden nicht entschieden durch das Übergewicht der streitenden Massen, sondern durch den Geist der Truppen. Ein halbwegs psychologisch geschulter Mensch wird der Beispiele hierfür aus der Weltgeschichte nicht bedürfen; das Leben verkündet ihm ja auf Schritt und Tritt die ewige Wahrheit von der Überlegenheit des Geistes, die vor keiner Form und infolgedessen auch vor keiner Menge von Formen Halt macht. Wie ein einziger geistesfreier Mensch eine ganze Gesellschaft Unfreier einfach „gefangen" nehmen wird, so hat auch eine geistdurchglühte Truppe keine zehn- und zwanzigfache Übermacht zu fürchten.

Daß dieser machtvolle Geistesstrom mit unseren Truppen hinaus zieht und ihnen Stunde um Stunde erhalten bleibt, daran hat nun das ganze hinter ihnen stehende Volk einen gewaltigen Anteil. Ja, man sagt nicht zuviel, wenn man dieses Volk der Überlandzentrale vergleicht, die die fernsten Gelände mit Elektrizität versorgt. Immer neuen Strom sendet sie an sicheren, wohl isolierten Leitungen hinaus, — und welche Wirkungen erzeugt dieser Strom als unablässiger Licht- und Kraftspender in allen, noch so fern gelegenen Anschlußstationen! . . .

Wir wissen es, daß unsere braven Truppen Anschluß, unzerstörbaren Anschluß an die Energiequelle unseres Volkes gefunden haben. Sie sind nicht allein in ihrer Kraft, sondern in der Geisteskraft der Gesamtheit hinausgezogen. Wir wissen auch weiter, daß alle, die zu dieser Energiequelle Beitrag leisten (denn von einem geleistet „haben" kann man schon deswegen nicht sprechen, weil wirkliche Geistesarbeit sich nie ein Ende setzt), sich darüber klar sind, daß dieser Beitrag gesteigert werden muß, nach dem Gesetz des Ausreifens alles Organischen, Lebendigen. Daß der Beitrag, äußerlich genommen, in nichts anderem bestehen kann, als in der Darangabe an sich wertvoller Dinge, geht schon zur Genüge aus einem Vergleich mit der Herkunft der Elektrizität hervor: unermeßliche Kohlenschätze müssen in Flammengluten verwandelt werden. —

Bringen wir Daheimgebliebenen nun dieser Wahrheit dieselbe Willenskraft entgegen, wie unsere Brüder im Felde sie aufwenden, indem sie den Feind packen, wie und wo sie ihn finden?

Die Frage ist: Sind wir angriffsstark genug?

Sind wir Geistesringer?

Es kann gar keine Frage sein, daß wir eine große Anzahl Solcher unter uns haben, und man braucht ihnen ihre Aufgaben in der Zukunft nicht zu zeigen; es sollen aber auch die Werte der Kleinen nicht verkannt werden, die nicht Florian Geyer-Kräfte entfalten. Alle, alle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehören sie in das Heer der Geisteskämpfer, und die sich noch unbeholfen benehmen, müssen wir Geübte eben ausbilden, genau so wie jetzt Landsturm und Freiwillige ausgebildet werden. Hauptsache ist die Willigkeit und das Zusammengehörigkeitsbewußtsein, und beides hat unser Volk.

**Wilhelm Müller.**

## Deutsche Volkskraft.

Volkskraft liegt wider Volkskraft im Felde. Neben Gewehren und Kanonen zählen alle die unsichtbaren, alle die sittlichen und die geistigen Faktoren mit, die eines Volkes besonderes Wesen ausmachen. Wir stellen alles in den Kampf ein, was wir in langen 43 Friedensjahren erarbeitet und vor uns gebracht haben. Nicht anders unsre Feinde.

Wir zählen stolz die Millionen Männer, die wir militärisch voll ausgebildet zur Verteidigung des Vaterlandes aufrufen konnten. Im Notfall würden sogar noch weitere Millionen hinter ihnen stehn. Das ist unsre physische Kraft. Wir sind stolz auf die opfermutige Entschlossenheit, von der diese Truppen beseelt sind, auf die Liebe zu allen idealen und materiellen Gütern ihres Vaterlandes, mit der sie in die Todesgefahr hinausziehen. Das ist unsre moralische Kraft. Wir haben das beste Zutrauen zu den Waffen, die wir ihnen mitgeben können, zu den Geschützen und Gewehren, zu den Luftschiffen und Automobilen, zu den Panzerschiffen und Unterseebooten, zu den Ferngläsern und Telegraphen. In dieser technischen Ausrüstung, wie in der ganzen wohlüberlegten Organisation und Einschulung unsres Militärs, liegt die geistige Kraft unsrer Nation. Wir hätten das alles aus unserm Volke nicht herausholen können, wenn es nicht in seiner ganzen Breite und Tiefe von all diesen Kräften durchströmt wäre. Unsre Soldaten mit allem, was sie wollen und können und tragen, sind die kräftigen jungen Triebe an dem Baum der Gesamtheit, der bis in die Wurzel gesund sein muß, wenn es jene Triebe sein sollen.

Was gegen uns im Felde steht, kommt aus ganz andern heimischen Verhältnissen, nicht nur Russen und Japaner, sondern auch die zivilisierteren Franzosen und Engländer. Es übertrifft uns von all unsern Feinden kein einziger. Im Gegenteil: sie alle mußten mehr oder weniger bei uns erst in die Schule gehen, keiner von ihnen hat Luftschiffe, die so weit ausgreifen können wie die unsrigen. Keiner hat eine Geschützfabrik wie unsre Kruppwerke. In der optischen Industrie stehen wir auf dem Weltmarkt oben an. Was das gesunde Wachstum betrifft, so sind wir darin zahlenmäßig den Franzosen weit über, den Engländern immerhin noch um eine Pferdelänge voraus und den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Russen insofern überlegen, als hinter deren größerer Vermehrungszahl nur umso viel mehr Hunger und Krankheit, Elend und Unwissenheit steckt. Der einmütig entschlossene Wille zum Siegen oder Sterben ist aber wohl das Allerunübertrefflichste bei unserm Heer.

In Frankreich ging man mit Mißtrauen in den Kampf. Da fiel ein Mann wie Jaurès den wilden Parteigegensätzen zum Opfer. Da berät man, ob man den Namen Napoleon wieder in die Armeelisten aufnehmen darf oder nicht. Da liegt die kürzlich erst laut gewordene und amtlich sozusagen bestätigte Kritik an den eignen militärischen Verhältnissen schwer auf allen besonnenen Gemütern.

In England traten vor dem Kriege zwei Minister zurück, weil sie nicht mit ihm einverstanden waren. Ein Teil des Volkes trat öffentlich gegen den Krieg auf. Freiwillige für die großspurig angekündigte Söldnerarmee finden sich nur in verhältnismäßig geringer Zahl. Man hat keine Arbeiter, keine Bauernsöhne, keine Studenten, die voll Begeisterung die Flinte auf die Schulter zu nehmen eilen. Man schickt Geschäftsreisende aus, um dem deutschen Handel die Kunden wegzufangen. Aber das ist kein Ideal, das ein ganzes Volk im Innersten ergreifen könnte. Obendrein sprechen die Erinnerungen an die Ulsterkrise mit. Man kanns nicht vergessen, daß die Regierung den Krieg machte, als sie aus jener Krise nicht mehr aus noch ein wußte. Man müßte schon ein schlechter Menschenkenner sein, wenn man da keine psychologischen Zusammenhänge sähe.

Und Rußland? Ists überhaupt nötig, darüber noch viel zu reden? Dieses Ungetüm von Reich, das die verschiedensten Völker in sich verschlungen hat, ohne sie kulturell verdauen zu können; das in seiner Gier ohne Scheu das Verlangen auf ein Dutzend weiterer Völker unter dem Titel Panslawismus als politisches Programm verkündigt; dessen innere und äußere Politik in gleicher Weise mit Blut geschrieben ist und von Hinterlist und Wortbruch, von Betrug und Mord strotzt; dessen breite Volksschichten in erbarmungswürdigster Unbildung und trostlosestem Aberglauben, in grenzenloser Armut dahinvegetieren!

Und weiter: Schlitzäugige Japaner, serbische Meuchelmörder, bevormundete Ägypter, verhetzte Belgier und alle die Andern; ist auch nur einer hinter der ganzen Sippschaft, mit dem wir einen Vergleich zu scheuen hätten?

Nie haben wir Deutsche stolzer sein dürfen auf die Tüchtigkeit unsres Volkes als jetzt. Wunderbar weben sich alle deutschen Kräfte jetzt in eins. Hat man vor dem Kriege über viele Gegensätze und Zersplitterungen geklagt, jetzt erlebt man plötzlich die Überraschung, daß die Mannigfaltigkeit unsrer Bestrebungen und Arbeiten, unsrer Vereine und Parteien auch nur Zeichen der Kraft waren. In Wahrheit nicht Zersplitterung, sondern Fülle und Vielseitigkeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie mancher Gegner der Frauenbewegung wird jetzt dankbar anerkennen, daß uns aus dieser Bewegung zahlreiche geschulte Kräfte hervorgegangen sind, die uns zur Mithilfe bei der Bewältigung der Kriegsnot oder an Posten, die von den kämpfenden Männern verlassen werden mußten, die besten Dienste tun. Gegen unsre Arbeiter gab es früher manchen Groll und Widerstand. Jetzt muß man fragen: Wenn die Sozialdemokratie ihren Mitgliedern den Sinn für Freiheit und Menschenwürde, den grimmigen Haß gegen zarischen Despotismus einpflanzte, ist das nicht eine wuchtige Kraft, die in diesem Kriege dem Ganzen zugute kommt? Rührt nicht eben aus ihr her ein Kampfestrotz und Opfermut besonderer Art? Und wie wertvoll ist uns die praktische Mitarbeit aller Arbeiterorganisationen für die Unterstützung der Hinterbliebenen!

Und wiederum, was man an den Freunden einer starken kriegerischen Rüstung oft als Einseitigkeit ärgerlich empfand, was man ihnen Unrecht tat, indem man zuviel auf Ehrlichkeit und Friedensliebe der andern Mächte baute, erfährt nicht auch das durch den jetzigen Krieg seine Korrektur? Muß man nicht für Flotten- und Wehrvereine und alles, was sie erreicht haben, dankbar sein?

Die konfessionellen Gegensätze, die uns oft beklagenswert auseinanderrissen, werden uns jetzt dem Auslande gegenüber zum Wahrzeichen unsrer Toleranz, mag es sich um den Gegensatz der Kirchen oder um den der Parteien innerhalb und außerhalb der Kirchen handeln. Wo ist jetzt eine Gruppe, die der andern das Recht abstreiten möchte, Gut und Blut für des Vaterlandes Bestand miteinzusetzen und von ihrem besonderen Standpunkte aus das zu betonen, was ihr an der Kultur des Vaterlandes zumeist verteidigungswert erscheint? Die katholischen Polen wie die protestantischen Finnländer, sie können in gleicher Weise Deutschland als einen Hort des Rechtes und der Duldung anerkennen. Und der Philosoph wird im Land des Kant und Goethe den Fortschritt der Menschheit sicherlich besser gewährleistet finden, als bei den Verbündeten von Tartaren und Mongolen.

Wir haben in den letzten Friedensjahren heiße Kämpfe gegen den Alkoholismus geführt. Man hat uns oft dafür gescholten, oder man hat unsre Arbeit vergeblich genannt. Jetzt aber sehen wir die Heeresverwaltung den Gesichtspunkten Rechnung tragen, die wir immer und immer wieder für die Schädlichkeit des Alkohols ins Feld geführt haben. Wir sind für Sport und Körperkultur eingetreten. Tausende von Soldaten im Felde draußen sind jetzt dankbar dafür. Wir haben im Kampf mit dem flachen Materialismus auf das heilige Vermächtnis der deutschen Frömmigkeit, des deutschen Idealismus hingewiesen. Wie froh können wir sein, daß er tatsächlich noch kräftig in uns lebt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da, wo nur irgend gearbeitet worden ist, wo wir organisiert und Programme durchdacht und für unser Vaterland gewirkt haben, sehen wir jetzt Frucht aufgehn. Wo nur irgend deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, deutsche Wirtschaft und deutsche Geschicklichkeit Seelen und Hände in Bewegung setzte, da quoll Leben und Leistungsfähigkeit hervor, da wuchs Volkskraft. Umsonst wurde kein vernünftiger Gedanke gedacht, kein sinnvolles Werk geschaffen. Alles Gesunde und Zweckmäßige, alles Edle und Gute ist Stärke im Kriege. Und alle diese Kräfte münden jetzt in den einen großen Strom des gesamtdeutschen Wollens und Handelns.

Nicht einmal die Friedensfreunde braucht man davon auszuschließen. Sie nicht zuletzt haben dazu mitgeholfen, daß wir mit so reinem Gewissen, mit so redlichem Friedenswillen in diesen Krieg hineinkamen. Und selbst inmitten des Kampfes sind sie noch emsig am Werk. Es gibt Pflichten der Menschlichkeit, die auch jetzt, die auch dem Landesfeinde gegenüber nicht verstummen dürfen. In allen beteiligten Ländern wirken die Friedensfreunde für das Wohl der Gefangenen und Verwundeten und halten das Bewußtsein aufrecht, daß jenseits des Krieges doch auch die Wege neuer Verständigung wieder gefunden werden müssen.

Gerade unsre Vielseitigkeit war auch unser Reichtum. Wir sehen es jetzt, wo der Krieg alle unsre Kräfte zu dem einen großen Zweck zusammenbindet und uns gemeinsame deutsche Art in aller Verschiedenartigkeit der Neigungen und Auffassungen herausfühlen läßt. Wo die Fülle der Gruppen, Parteien und Organisationen die Gemeinsamkeit des Vaterlandes nicht vergißt, da bedeutet sie nur ein Mittel, möglichst alle Kräfte zu erfassen und nutzbar zu machen. Wir haben für die Zukunft manches gelernt. Kräftiger als zuvor wird uns die neu durch Blut geweihte Einheit umfangen. Mit umso größerem Vertrauen dürfen wir dann aber auch jede redlich gemeinte Kraft sich einen Weg zur Betätigung suchen lassen. Reichtum und Fülle ist jedenfalls besser wie Einseitigkeit und Schablone. Wo es keine Gleichheit geben kann, da stellt sich nach den Gesetzen der Mechanik wie der Geschichte wenigstens der Ausgleich her. Eine große Nation hat vielerlei Sinne nötig. Was sie zu leisten hat, muß unter die verschiedensten Köpfe verteilt werden. Auch der genialste Mensch ist niemals ein vollkommener Ausdruck dessen, was ein ganzes Volk will und soll. Deshalb ist es kein Widerspruch, Einigkeit und Freiheit, wenn das Recht über die Verbindung der beiden wacht. So wollen wir in diesen Tagen des großen ernsten Schicksals mit neuer Inbrunst singen und beten:

Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe deutsches Vaterland!

**Dr. R. Strecker.**

# Ethik und Politik.

Für alle Zukunft ist die Erinnerung an eine makellose Vergangenheit von unendlichem Wert. Es ist nicht richtig, was uns manche Historiker erzählen, daß alles Ringen der Staaten gegeneinander nur auf Machtfragen hinauslaufe und nur unter diesem Gesichtspunkt, unter Ausschaltung aller ethischen Betrachtung, zu bewerten sei; für die innere Gesundheit eines Volkes, die sich auf alle Fälle auch in seinen äußeren Kräften ausspricht, ist es nicht gleichgültig, ob in den Büchern seiner Geschichte Seiten stehen, vor denen es sich zu schämen hat. Der Rückblick auf die Freiheitskriege und auf die Haltung unserer Truppen 1870/71 in Feindesland weist keinen schwarzen Flecken auf. Wir dürfen uns dieser Zeiten ohne Einschränkung freuen. Man sehe doch in die Geschichtsbücher anderer Nationen: welchen peinlichen Eindruck macht es, daß sie diese oder jene Schandtat verhüllen müssen! So müssen die Engländer die Eroberung vieler Teile ihres Kolonialreichs schamhaft umschreiben oder bewußt umlügen, wenn sie Freude daran haben wollen.

Unser Schild ist rein. Wer von unseren Gegnern kann das von sich behaupten? Sogar die Engländer, die in politischer Heuchelei geübt sind, die außerdem ein Maß von psychologischer Unfähigkeit besitzen, das ihnen gestattet, selbst das schreiendste Unrecht des britischen Volkes gegen andere in der subjektiv ehrlichen Beleuchtung einer gerechten Handlung darzustellen — sogar die Engländer haben sich von Anbeginn des Krieges bitterlich geschämt, welche Mitkämpfer Schulter an Schulter mit ihnen stehen. Die serbischen Meuchelmörder und die russischen Knutenschwinger sind kaum Bundesgenossen, auf die eine Nation mit Stolz, nein nur mit Gelassenheit blicken könnte, die sich laut zu rühmen pflegt, allenthalben Zivilisation und Gerechtigkeit zu verbreiten. Alle möglichen Fahnen haben in dem Kriegsrummel in London neben der englischen geflattert — nur keine einzige russische und keine serbische. Wer aber gegen den Krieg auf Seiten Rußlands seine Stimme erhebt, wird ins Gefängnis gesteckt in diesem Lande, das der persönlichen Freiheit den weitesten Spielraum erkämpft zu haben glaubte.

Ist der Krieg einmal zu Ende, so wird die Scham über die Handlungsweise der britischen Staats- und Heeresleitung noch größer sein. Man wird dann weder an der Art sein Gefallen haben, wie die Kriegführung in den ersten Wochen mit ruhmlos kleinen Nadelstichen arbeitete, noch wird man sich gar des Schurkenstreiches freuen können, den Grey beging, als er dem japanischen Dieb den Wink gab, uns in Ostasien in die Fenster zu steigen. Gladstone hat einmal gesagt: „Was moralisch falsch ist, kann politisch gar-

nicht richtig sein." England wird noch oft daran zu denken haben, wie sehr die Wahrheit dieses englischen Wortes durch den Krieg des Jahres 1914 bestätigt wurde. Ein vorsichtiger Staatsmann treibt nicht Raubbau, sondern sorgt für die Zukunft. Grey dagegen hat, selbst wenn England uns in diesem Krieg alle Kolonien räubern und unsere ganze Flotte zerschießen sollte, sein Land für die Zukunft gewichtiger moralischer Faktoren beraubt, deren Verlust durch keine Gegenbuchung zu ersetzen ist. Kein Staatsmann und kein Volk wird in Zukunft der Versicherung eines englischen Diplomaten trauen. Das Wort von dem „perfiden Albion", schon ein wenig in Vergessenheit gesunken, hat von neuem so zweifellose Bestätigung erfahren, daß es durch die Jahrhunderte dauern wird. Die Niedrigkeit der Maßnahmen gegen Deutschland wird von der Geschichtsschreibung, wie von der öffentlichen Meinung aller neutralen Völker so schwer verurteilt werden, daß die Einbuße an moralischem Ansehen England auch politisch auf das schwerste schädigen muß.

Denn es gibt heute kein Volk mehr auf der Welt, das von einer moralischen Beurteilung politischer Handlungen absehen möchte. Einen ethischen Maßstab legen wir nur dann nicht an, wenn es sich um Naturvorgänge handelt. Einen Vulkanausbruch oder eine Sturmflut fragen wir nicht nach ihrer moralischen Berechtigung; wir suchen nur ihrer Wiederholung vorzubeugen. Das Letztere tun wir ebenfalls, sobald uns ein Freund oder ein Gegner schmachvoll behandelt: fortan sind wir auf der Hut vor ihm. Gleichzeitig aber fällen wir über ihn ein Verdammungsurteil, das für alle künftigen Beziehungen zu ihm entscheidend wirkt.

Das Gefühl der Gerechtigkeit bricht sich allenthalben unter den Kulturvölkern gewaltig Bahn. Wie stark äußert es sich nicht in der Beurteilung Rußlands! Dem russischen Volke brachten wir nicht die leiseste Feindschaft entgegen. Seine Regierung aber und ihre Methode der Erdrosselung allen Geisteslebens, aller Kultur, aller Freiheit durch eine Spitzel- und Knüppelwirtschaft verurteilten und verurteilen wir so scharf, daß wir als Endergebnis dieses Krieges vor allem auch einen Sturz dieser Gewaltherrschaft erhoffen. Nichts hat uns in diesem Kriege mehr aneinandergeschlossen, nichts den ehernen Ring, der alle Deutschen nun verbindet, fester zusammengeschmiedet als das elementar auflodernde Gefühl, daß uns dieses blutige Ringen durch Neid und Bosheit aufgezwungen wurde. Das Gerechtigkeitsgefühl ist eine ungeheure Macht geworden. Nirgends ist es vielleicht in höherem Maße vorhanden als in Deutschland. Wie sich unser Volksempfinden da-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen aufbäumt, daß in manchem Gerichtsverfahren die innere Gerechtigkeit des Streitfalles garnicht erwogen wird, während ein papierner Paragraphenformalismus das Urteil mechanisch errechnet, so ist es unserem ganzen Volk ein unerträglicher Gedanke, daß ein paar Nachbarn hinter unserem Rücken seit Jahren verstohlene Abmachungen trafen, wann sie uns am besten überfallen könnten, während wir, friedlich unserer Arbeit nachgehend, nichts Übles gegen sie im Schilde führten.

Hätten wir die ethischen Kräfte nicht auf unserer Seite, so würde der Ausgang des Krieges nicht so zweifellos sein, wie er uns nun erscheint. Unserem Kaiser können wir schwerlich genug dafür danken, daß er den Ausbruch des Krieges im Anschluß an die Marokkofrage verhindert hat. Wären wir nach Agadir in den Krieg gezogen, so hätte es sich nur um eine Machtfrage gehandelt. Die Begeisterung unserer Truppen und unseres Volkes wäre nicht so hoch gestiegen, nicht so rein zum Himmel gelodert wie nun, da wir den Kampf nicht um eine Mehrung unseres Besitzes aufgenommen haben, sondern einzig um unserer nationalen Selbsterhaltung willen.

Wieder sind wir auf den Neid anderer Völker gestoßen, der uns schon so viel zu schaffen gemacht hat. Unsere nationale Einigung konnte nicht zustande kommen, ohne daß wir sie auf den Schlachtfeldern 1870/71 erkämpften, weil Frankreichs Mißgunst uns verwehren wollte, einen Gesamtstaat zu bilden. Und noch immer spielt der gegenseitige Neid in der Politik eine bedeutsame und furchtbare Rolle. Insbesondere ist es bekanntlich eine alte Überlieferung der englischen Politik, daß man kein anderes Volk zu überragendem Einfluß kommen lassen soll. Zu rechtfertigen wäre dies nur, wenn man befürchten müßte, dann selbst national vernichtet zu werden. Eine solche Absicht Deutschland zuzuschreiben, wäre eine Lüge, über die wir Worte nicht zu verlieren brauchen. Wie tief sich aber England durch diesen kleinlichen Neid ins eigene Fleisch schneidet, wird die Geschichte lehren. Auch die britischen Staatsmänner werden sich wohl oder übel zu der Ansicht durchringen müssen, daß ein Nebeneinander der Völker möglich ist, ja, daß sie aufeinander angewiesen sind. Der bessere Teil der Öffentlichkeit weiß heute auch in England, daß es ein Verbrechen an der Kultur der Menschheit ist, wenn ein Staatsmann die Kanonen ihren ehernen Schlund auftun läßt, ohne alle friedlichen Einigungsmittel erschöpft zu haben. Die Gewalt ist nicht imstande, eine gerechte Sache dauernd niederzuschlagen — auch in internationalen Zerwürfnissen nicht. Nur die Selbsterhaltung berechtigt ein Volk, zu den Waffen zu greifen, ebenso wie der Einzelne selbst im zivilisierten Staat das Recht behält,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich blutig zu wehren, sobald man ihm Leib und Leben bedroht. Ein Krieg aber, für den man ethische Gründe nicht anführen kann, ist eine Handlungsweise, durch die man die eigene Nation beschmutzt, und die vor dem Richterstuhle der Geschichte, wenn auch vielleicht erst nach Generationen, unerbittliche Sühne findet. Deutschland hat das Ringen, in dem sich heute unsere Truppen mühen, nicht aus Ehrgeiz auf sich genommen und nicht aus Haß. Wie wir auch daraus hervorgehen — wir haben uns sittlich nichts vorzuwerfen.

Selbst den ganz unmöglichen Fall gesetzt, daß wir unterliegen sollten: für die Fortentwicklung der Kultur ist unsere Haltung nicht verloren; sie bietet für alle Zeiten ein Beispiel von Heldenmut und Pflichterfüllung, dem nur die höchsten Gipfelpunkte der Kriegsgeschichte zur Seite gestellt werden können. Keine unedle Eigenschaft soll in diesem, unserem Ringen ihr Gift verspritzen, keine niedere Handlungsweise den Schild unserer Ehre trüben. Allerdings werden wir es nicht verhindern können, daß hier oder da auch einem der Unseren eine Grausamkeit, einer Deutschen eine unwürdige Handlungsweise zur Last fällt. Die Zahl dieser Verirrungen aber wird im Verhältnis zu den vielen Millionen unserer Volksgenossen sicherlich überaus gering sein.

Und auch das wollen wir nicht vergessen, daß wir nicht ganz fehlerfrei dastehen. Vor Ausbruch des Krieges trugen die politischen Verhältnisse Deutschlands manchen Zug, der ethischen Grundsätzen scharf widersprach. Der Krieg hat uns mit überraschender Deutlichkeit gezeigt, wo diese wunden Punkte lagen: überall dort, wo nach Beginn des Kampfes eine Frontänderung notwendig war. Die Sozialdemokratie mußte die Grundsätzlichkeit ihrer feindseligen Haltung gegen die bürgerlichen Parteien und das Kaiserhaus aufgeben. Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie mußte seine weitere Arbeit einstellen. Gegenüber Polen und Dänen mußte ein anderer Kurs eingeschlagen oder vielmehr die Versöhnungsabsicht noch mehr betont werden, die in den letzten Jahren hervorgetreten war. Alles, was einzelne Stände, Parteien oder Bekenntnisse wie durch einen Abgrund auseinanderriß, mußte jetzt, unter dem eisernen Zwang der Not, überbrückt werden. Gewiß wäre es vergeblich, zu hoffen, daß diese Schlünde auch in alle Zukunft sich nicht wieder auftun. Guter Wille aber und staatsmännische Kunst werden es nach dem Friedensschluß in der Hand haben, die ungeheuren Möglichkeiten einer Politik der Versöhnung und des Vertrauens auszuschöpfen. Wir wollen in alle Zukunft nicht vergessen, was wir in diesem Kriege gegenseitig aneinander gehabt haben. Das stolze Wort von der Nibelungentreue, das sich in dem Verhältnis des Deutschen Reiches zu Österreich-Ungarn so

glänzend bewährt hat — sollte es nicht auch innerhalb des deutschen Volkes zur Grundlage der gegenseitigen Stellung gemacht werden können?

Denn wie hat dieser Krieg die unermeßlichen Werte bewiesen, die wechselseitiges Vertrauen in sich trägt! Die faustdicken Lügen unserer Gegner haben ihnen nur wenige Tage lang Vorteile bei anderen Völkern verschafft. Sehr bald hat sich der natürliche Rückschlag eingestellt, der jeder schamlosen Unwahrheit folgt. Das Ausland hat schließlich hinter jede Siegesnachricht von französischer oder englischer Seite ein Fragezeichen gesetzt. Und noch schlimmer als das: kein größerer Gegensatz läßt sich denken als der zwischen dem unerschütterlichen Vertrauen unseres Volkes zu der Wahrhaftigkeit seiner Kriegsleitung, und dem angstverzerrten Mißtrauen in Frankreich und England.

Als Bismarcks größten Erfolg können wir rühmen, daß er durch die Einigung Deutschlands den europäischen Frieden sicherte. Kein großes Volk ist seither so friedlich gewesen wie wir. Was Wilhelm I. 1871 in der Kaiserproklamation versprach — daß wir fortan nur auf dem Felde des Friedens, der Wohlfahrt und der Gesittung mit den großen Nationen wetteifern würden —, wir haben es wahr gemacht. Umso weniger wollte man es im Ausland für möglich halten, daß wir, die wir seit 43 Jahren das Schwert in Europa nicht gezogen hatten, dem gemeinschaftlichen Ansturm dreier Weltmächte, verstärkt noch durch den japanischen und ein paar andere Bundesgenossen, mit so ruhiger Entschlossenheit entgegentreten könnten. Noch weniger hat man geglaubt, daß wir so stark sein würden, wie es unsere von Sieg zu Sieg stürmenden Truppen erwiesen haben. Alle Offiziere, alle Teilnehmer des Krieges bezeugen es, daß neben der unvergleichlichen Organisation unserer Heeresleitung und dem Genie unserer Feldherren die wundervolle Haltung unserer Truppen dies vollbracht hat. Je stärker der Druck von außen wurde, desto fester haben wir uns innerlich zusammengeschlossen. Und wenn im Anfang des Krieges noch die Meinung sich hervorwagen mochte, daß wir der Übermacht unserer Feinde nicht standhalten könnten, sodaß wir ihnen nur unseren nationalen Untergang so teuer als möglich verkaufen müßten, so wissen wir heute, daß das Endergebnis nicht unser Untergang, sondern unser Aufstieg sein wird. Unbesiegbar macht uns die Gesinnung, in der wir zusammenstehen, während wir zur selben Zeit allen anderen Völkern ein Beispiel selbstverständlichen Heldentums, ein Vorbild unbedingter Aufopferung des Einzelnen gegeben haben und weiter geben wollen, das die Weltgeschichte mit ernstem Griffel auf einem ihrer bedeutsamsten Blätter verzeichnen wird.

Dr. Ernst Schultze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Kriegstage auf einem ostpreußischen Gute.*)

Schon seit ungefähr acht Tagen vor der Mobilmachung herrschte hier eine ungeheure Aufregung, die immer von Neuem gesteigert wurde durch die unkontrollierbaren Gerüchte, die von der Grenze her bis zu uns drangen. Man fuhr unter irgend einem Vorwande bis zur nächsten Stadt, um Näheres zu erfahren, und ersah doch aus den dort angeschlagenen Extrablättern nichts als das, was man am Morgen in den Berliner Zeitungen gelesen hatte. Im Grunde glaubte man hier ja auch nicht an den Krieg, glaubte wohl nicht, weil man nicht glauben wollte: denn in den Grenzlanden hat das Wort „Krieg" einen viel furchtbareren Klang als drinnen im Reiche. Am 31. Juli fuhr ich nach Königsberg, der Zug war bereits überfüllt von Bewohnern der Grenzstädte, die nach dem Westen wollten — das Wort „Flucht" wurde damals noch nicht angewandt, und von uns Allen ahnte gewiß niemand, wie bald es uns geläufig werden würde: Hier, in der großen Stadt, gab es wohl Neues genug zu hören, aber das Meiste stützte sich doch auch nur auf Vermutungen. Ein schärferes Licht auf die Sachlage warf jedoch die Tatsache, daß der Postverkehr bereits eingeschränkt war, Bahnsendungen wurden völlig zurückgewiesen; meine Besorgungspakete mußten schon „Durch Eilboten" nachgeschickt werden, wenn sie noch an Ort und Stelle kommen sollten.

Die Bilder, die sich uns am 1. Mobilmachungstage zeigten, brauche ich wohl nicht zu schildern — es hieß ja überall ebenso gut „Abschiednehmen" wie bei uns. Und doch war hier der Abschied noch schwerer; denn wer ins Feld zog, schleppte eine unsichtbare Last mit sich, die Sorge um Weib und Kind, um Hab und Gut. Denn niemand konnte wissen, ob nicht der Feind in absehbarer Zeit auch bei uns sein würde. —

Am 2. August hieß es, daß die Russen schon in ... und ... seien, die ersten Nachrichten von ihren Grausamkeiten flogen von Dorf zu Dorf, und wenige Stunden nach Bekanntwerden der Gerüchte stürmten auch in unserer Gegend, 100 km von der Grenze entfernt, die ängstlichsten Gemüter den rettenden Zug.

Es kann sich niemand vorstellen, wie schwer die Furcht vor dem Kommenden auf dem Lande lag. Wohl flammte auch hier die Begeisterung für unsere gerechte Sache auf, wohl weckte die Kunde von den wunderbaren Stunden des 4. August lauten Jubel, doch breitete sich wie ein grauer Schleier immer wieder die persönliche Sorge über alles Große und Schöne. Als ich im Dorfe bei unseren Leuten für das Rote Kreuz sammelte und von Allen, selbst von der ärmsten Witwe, mehr bekam — Geld, Laken,

*) Der Abdruck dieses anschaulichen Berichtes aus den Nottagen Ostpreußens, den eine unserer Leserinnen aufgezeichnet hat, erfolgt mit ausdrücklicher Genehmigung des Stellvertretenden Generalkommandos des IX. Armeekorps.
Vortrupp.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Überzeuge, Hemden — als ich erwarten durfte, da hatte ich oft das Gefühl, daß die Frauen einem seltsamen, ihnen selbst unbewußten Drange folgten, so, als wollten sie sich gleichsam durch ihre Gaben das Schicksal günstig stimmen. Wie oft haben wir im Laufe der beiden ersten Kriegswochen den Leuten Mut zugesprochen — und wie oft haben wir uns eingestehen müssen, daß alle Worte umsonst waren!

Denn nun mehrten sich mit wachsender Schnelligkeit die Anzeichen, daß die schlimmen Befürchtungen doch recht behalten könnten. Täglich waren neue Gerüchte im Umlaufe — kein Verbot des Weitertragens hatte Erfolg —, und wenn wir auch nicht glauben konnten, was alles erzählt wurde, so ließ man sich doch unwillkürlich beeinflussen; welches Glück war es, daß wir damals noch an Übertreibungen dachten, nachträglich hat sich ja herausgestellt, daß bei unserem Gegner auch die unwahrscheinlichste Grausamkeit möglich ist. Die ersten Flüchtlinge kamen mit Sack und Pack auf ihren Wagen, müde von der Fahrt und der Angst. Ein paar Tage blieben sie hier in einem leerstehenden Hause; wie gern gaben wir ihnen alles, was sie brauchten, um sich wieder zu erholen. Aber es dauerte nicht lange, bis Flüchtlinge uns Allen ein so gewohntes Bild waren, daß man sich nur noch um sie kümmerte, wenn sie mit ihren Anliegen bis ins Haus kamen. Es ist wohl traurig, daß man so schnell abstumpft gegen den Anblick des Elends, aber es ist auch wieder ein Glück — wie hätten wir, wenn es anders wäre, die folgenden Wochen überstehen sollen!

Bald rollen die Wagen in langen Reihen auf der Chaussee entlang. Während der ersten Zeit sind es meist kleinere Besitzer, die sich in Sicherheit bringen — nach und nach kommen auch die Instleute der Güter, endlich die Bewohner ganzer Dörfer, die Herrschaft voran auf dem Federwagen, dann ein Wagen mit Gepäck, zum Schluß alle Leute auf den Erntewagen. Es ist ein Jammer sondergleichen — sie klagen um das, was sie zurücklassen müssen, und viele von ihnen ahnen noch nicht, was ihnen bevorsteht, haben noch keinen Begriff von der Not der Landstraße. Noch ist gutes Wetter — wie wird es werden, wenn Regen einsetzt? Kranke Frauen, kleine Kinder auf den offenen Wagen. —

Vieh wird vorbeigetrieben, oft hinter einem Wagenzuge her, oft in großen Herden der Besitz ganzer Güter. Langsam geht es vorwärts inmitten dichter Staubwolken, es dauert nicht lange, bis ein Stück nicht weiter kann, am Straßenrande liegen bleibt. Ein breiter Streifen zu beiden Seiten des Weges wird abgeweidet, die Rübenfelder besonders sehen bald trostlos aus. Und es kommen immer neue Herden — wohin?

Welcher Segen ist in dieser Zeit die Arbeit! Die Knechte fehlen, nun müssen Frauen und Mädchen zeigen, was sie leisten können. Alles ist auf dem Felde, die Ernte muß herein, koste es, was es wolle. Und als ein paar Mutlose die Hände in den Schoß legen möchten und nicht mehr arbeiten wollen, weil sie glauben, daß ja doch all das mühsam Eingebrachte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Russen zum Opfer fallen wird, da helfen ein paar kräftige Worte am Sonntag von der Kanzel herab weiter.

Die Zeitungen bringen dauernd Nachrichten von den Erfolgen unsrer Truppen gegen die Russen — wie reimt sich dies zusammen mit der zunehmenden Menge der Flüchtlinge, mit den Gerüchten von dem Vordringen des Feindes? Die Ungewißheit wird zur Qual, die uns bald nicht mehr mit unbefangener Freude die Siegesbotschaften aus dem Westen bejubeln läßt. Die Leute im Dorf beginnen von Flucht zu reden, und täglich redet mir mein Mann zu, dem Beispiel anderer Frauen zu folgen und mich auf den Weg nach dem Inneren zu machen. Er selbst will hier bleiben, will Haus und Hof erst verlassen, wenn es zum Äußersten kommt. Und an dieses Äußerste können wir nicht glauben.

Dann kommen ein paar Tage, die ruhiger scheinen, weil man sich selbst an diesen Zustand des Hangens und Bangens gewöhnt hat, bis am 22. August die Ortschaften in unserer unmittelbaren Umgebung zu räumen beginnen. Es sind einige Angsthasen im Dorf, deren Einfluß auf die gesamte Stimmung sich immer mehr geltend macht.

Der Sonntagmorgen bringt die Anordnung vom Landrat, Vieh und Ernteerzeugnisse in Sicherheit zu bringen — nun wissen wir alle, daß es schlimm steht. Wir überlegen immer von Neuem, was wir tun sollen — es ist vielleicht ein Spiel um hohen Einsatz, wenn wir der Anordnung nicht Folge leisten — aber andererseits sehen und hören wir ja stündlich, wieviel bei dem Wegtreiben des Viehs verloren geht. Ein paar Stücke gelangen wohl glücklich an ihr Ziel, aber für eine ganze Herde sind die Aussichten zu schlecht. Den Ausschlag gibt schließlich die Erwägung, daß wir gar keine Leute hier haben, denen wir eine solche Aufgabe anvertrauen können: uns sind nur wenige alte Männer geblieben, deren Kräfte ebensowenig genügen würden wie ihre Umsicht.

Die Nachricht von einem neuen deutschen Erfolge im Osten beruhigt die Leute noch einmal, aber nur für den Augenblick: der Hofmann kommt ins Haus und fragt an, was sie packen sollten; denn sie wollen für alle Fälle gerüstet sein. Ich kann ihnen nur den guten Rat geben „möglichst wenig, weil ja alles Unnötige nur eine Last ist, die unter Umständen verhängnisvoll werden kann, also warme Sachen angezogen, dazu noch einen Anzug, Betten und Decken für die Nacht und alles Verfügbare zu essen". Als ich ins Dorf komme, da stehen Kisten und Kasten zum Mitnehmen fertig da — jeder möchte alles retten, und es hilft nichts, daß ich immer wieder sage: „Wenn ich weggehe, dann muß ich ja auch alles zurücklassen."

Mitten in die Aufregung hinein kommt eine willkommene Ablenkung: Einquartierung! Maßlos ist das Erstaunen, ein bewohntes Gut zu finden, ringsum ist alles verlassen. Und geradezu kindlich ist die Freude über die frisch bezogenen Betten und den gedeckten Tisch — die meisten der Offiziere haben während des ganzen Krieges noch kein richtiges Quartier gehabt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und als Dank geben sie mir alle den gleichen Rat: „Versuchen Sie, noch über die Weichsel zu kommen, brechen Sie morgen früh sofort auf, vielleicht gelingt es noch, wenn Sie gute Pferde haben —." Als sie am nächsten Tage in den Morgennebel hinausziehen, da will mir wohl das Herz schwer werden über das junge Leben, das da in Not und Gefahr stürmt — und doch möchte ich so gern mitgehen! Ist es nicht tausendmal leichter, seine Kräfte einzusetzen für das Vaterland, als hier zurückzubleiben, wehrlos, unfähig, das Schicksal aufzuhalten? Aber fliehen? Gewiß: nachdem wir von unseren eigenen Offizieren gehört haben, daß die Russen erbarmungslos hausen, tritt man unwillkürlich dem Gedanken der Flucht näher. Es ist nicht die Furcht vor dem Feinde, der uns das Leben nehmen kann, sondern das Grauen vor den Bestien, die sich an Frauen und Kindern vergehen, das uns packen möchte. —

Im Dorf ist kein Halten mehr. Hat einer den Anstoß gegeben, oder bricht sich nur die allgemeine Stimmung Bahn? Die Wagen stehen mit einem Male auf der Straße, Säcke mit Futter werden aufgeladen, jeder bringt sein Hab und Gut herangeschleppt. Es ist vergessen, daß die Frauen mir noch gestern sagten „Wo die gnädige Frau bleibt, da bleiben wir auch", nur mitleidig sehen sie mich an, als ich mich neben meinen Mann stelle und wiederhole „Wir bleiben hier!"

Das Dorf ist leer. Ohne Abschied sind die Leute abgefahren, die Furcht hat sie getrieben wie mit einer unsichtbaren Peitsche. Wie entsetzlich traurig ist es bei uns — Schweine und Hühner treiben sich herum, der Hof ist still, die Ställe öde. —

Mit meinem Mann und mir sind nur der Oberschweizer, ein Bursche und eine Frau mit ihrem kleinen Jungen geblieben — es ist ein Glück, daß es nun alle Hände voll zu tun gibt, sonst würde die Einsamkeit, die Stille noch schwerer auf uns lasten. Aber das Haus muß versehen werden, das Federvieh, die Kälber verlangen ihr Recht, wir müssen alle zugreifen, wenn auch nur das Nötigste geschafft werden soll.

Wir sind gleichsam wie auf einer Insel — ringsum alles leer, außer uns sind nur die Bewohner des Kirchdorfes zurückgeblieben und die Bewohner des nächsten Gutes. Aber dort haben doch alle zusammen gehalten.

An den letzten Abenden haben wir Feuerschein am Himmel gesehen — in dieser Nacht weckt uns scharfer Brandgeruch — stehen schon unsere Mieten in Flammen? Mein Mann, der Oberschweizer gehen hinaus, um nach dem Rechten zu sehen, während ich vor dem Hause Achtung gebe, gewärtig, jeden Augenblick den ersten Schuß fallen zu hören, die Flammen aufsteigen zu sehen. Alle Sinne gespannt — es ist nicht nur der kalte Nachtwind, der mich durchschauert.

Das Feuer ist im Nachbardorf, noch sind wir verschont geblieben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am nächsten Morgen verstecke ich, was ich vor allem gerettet sehen möchte. Das Silber wird vergraben, ebenso wichtige Papiere. Im Hause verkrame ich Wäsche, Bilder, Vorräte an den unwahrscheinlichsten Stellen, in der Räucherkammer unter den Sägespänen, auf dem Boden unter alten Kacheln, unter Holzwolle und Bindegarn, hinter und auf den Ofen. Es wäre lächerlich, wenn es nicht so unsagbar traurig wäre. Vielleicht, wenn nur Plünderer kommen, wenn das Haus nicht brennt, bleibt doch einiges erhalten.

Wieder Flüchtlinge, der Förster, der Lehrer eines Dorfes, ein Inspektor mit allen seinen Leuten; sie bestätigen die Gerüchte von den Grausamkeiten, indem sie Namen nennen, die genaue Daten anführen.

Und wie eine letzte Warnung setzt in den späteren Vormittagsstunden ein dumpfes Grollen ein, das langsam näher kommt: es ist der 26. August, die Schlacht bei Tannenberg. — — Wir lauschen auf das Rollen, das seltsam zu den Gewitterwolken stimmt, die am Himmel aufsteigen. Ein schwüler Tag! Und wir erfahren, daß bereits gestern auf der angrenzenden Feldmark ein Kosak erschossen worden ist. —

Gegen Mittag entschließen wir uns dahin, daß wir doch versuchen wollen, einen Teil der Herde in Sicherheit zu bringen, und zwar auf dem westlicher gelegenen Gute eines Bekannten. Freilich — wir müssen selbst mitfahren, es ist unmöglich, daß zwei Leute allein treiben. Zwar stellen sich noch ein paar Männer aus dem Kirchdorfe zur Verfügung, aber man kann doch Fremden nicht soviel anvertrauen, besonders nicht in dieser Zeit, in der jeder zuerst an sich denkt.

In aller Eile wird zusammengesucht, was ich für uns mitnehmen muß: nur ein Handkoffer mit Kleidern, etwas Wäsche, dann Futter für die Pferde, Brot, Wurst, Tee, Kaffee, endlich Decken, Mäntel, Pelze; vielleicht müssen wir ja die Nacht im Freien zubringen. Gegen 4 Uhr ist alles fertig, ich gehe noch einmal durch das ganze Haus — werde ich so schnell wiederkommen können, wie wir es hoffen? Und wie wird es dann hier aussehen? Türen und Fenster werden fest geschlossen — wann werden rohe Fäuste sich Einlaß erzwingen? Nur nicht denken. —

Langsam, unerträglich langsam geht es vorwärts. Das Vieh drängt vom Wege ab, eine dichte Staubwolke hüllt die Herde ein. Zur linken Hand rollt ununterbrochen der ferne Donner, ob sich auch der Himmel allmählich wieder aufklärt. Die Dörfer sind verlassen, nur auf den Koppeln weidet noch Vieh. Verändert scheint die ganze Gegend mit den stillen Ortschaften, den toten Feldern.

Es wird kühl; wie weit werden wir noch kommen? Die Frage wird ohne unser Zutun entschieden: die fremden Leute weigern sich, weiter mitzugehen, die Geschichte scheint ihnen mit dem einbrechenden Abend zu unheimlich zu werden. Es bleibt uns nichts übrig, als das Vieh ein Stück zurückzutreiben, wo in einem Dorfe ein alter Mann geblieben ist; er will

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich um die Tiere kümmern und läßt sie in die Koppel. Und wir? Noch eine Nacht auf dem verlassenen Hofe? Als wir wenden, steht blutigrote Glut am Himmel, nicht weit hinter unserm Gute kann es sein. — —

In das Kirchdorf! Dort sind noch Menschen! Es geht zurück — die Pferde fühlen das Entsetzen, das in der Luft liegt, kaum sind sie zu zügeln. Vor uns auf der Straße dunkle Umrisse — wer kann das sein? In einer Hand die Zügel, in der andern schußbereit den Browning, ich nehme die Peitsche — vorwärts —!

Es sind nur Flüchtlinge, die ein Unterkommen für die Nacht suchen, ungehindert kommen wir in das Kirchdorf. Die Kirchenfenster sind erleuchtet, auf der Straße stehen Menschen — wie im Hafen kommen wir uns vor.

Als wir eine Stunde später aus der Betstunde kommen, knattert es in unmittelbarer Nähe — unwillkürlich hält man den Schritt an, weiß nicht, ob man weitergehen, stehen bleiben, umkehren soll. — Man versucht, das Dunkel ringsum mit den Blicken zu durchdringen, unmöglich! Das Schießen setzt aus, wir beeilen uns, das Haus, das uns beherbergen wird, zu erreichen. Es ist wohl nur ein Patrouillengefecht auf der Chaussee, aber für uns alle hat es größere Bedeutung: jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, der Feind ist da. Die Schußwaffen werden versteckt, auf dem Ofen, unter den Schränken, dann warten wir, warten in unerträglicher Spannung, daß sich Kosaken ins Haus, ins Zimmer drängen.

Aber es bleibt ruhig, und wir versuchen zu schlafen. Wie oft in dieser Nacht stehen wir am Fenster und sehen, ob wohl drüben bei uns Feuerschein aufleuchtet!

Am nächsten Morgen weckt uns lautes Rufen „da ist eine Bande, die will das Dorf anstecken". Wir lernen verstehen — und die kommenden Wochen bestätigen unsere Erfahrung —, daß wir ebenso sehr wie den Feind, das Gesindel unter den Flüchtlingen fürchten müssen. Alles, was arbeitsscheu ist, zieht jetzt auch auf der Landstraße umher und sucht im Trüben zu fischen. Und unter den Flüchtlingen selbst entwickeln sich nur zu bald Vagabundenmanieren. Es kann wohl kaum ein Fernerstehender beurteilen, welche Gefahr in dem arbeitslosen Herumliegen verborgen ist, und wie schnell sie sich geltend macht. Es ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle feste Überzeugung „Im Kriege ist alles erlaubt", und im Handumdrehen lernt Alt und Jung das Lügen, Stehlen, Plündern. Vieles, vieles, was den Russen zur Last gelegt wird, muß im Grunde auf das Konto unsrer Flüchtlinge geschrieben werden. Es wird keiner den Heimatlosen verargen, wenn sie ihre Frauen und Kinder zur Nacht in verlassenen Gehöften unterbringen, wenn sie sich vom Hunger den Weg zur Küche und Speisekammer zeigen lassen. Aber dabei bleibt es nicht, bald stehlen sie alles, was irgend mitzunehmen geht, brechen Schränke, Schreibtische, Truhen auf — nehmen sich wohl auch die Zeit, alles Erbeutete fein säuber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich zu verpacken. Der moralische Verderb, den die Massenflucht zur Folge hat, kann nicht scharf genug beleuchtet werden. Wer sich wochenlang auf der Straße, in fremden Höfen herumgetrieben hat, kommt als Vagabund nach Hause, unfähig, sich in absehbarer Zeit wieder willig dem Wirtschaftsgetriebe einzufügen.

Wir machten bald genug die Erfahrung, daß schon wenige Tage genügen, die Leute außer Rand und Band zu bringen: ein Teil unserer eigenen Leute kam bereits nach vier Tagen wieder zurück, aber die Grenze zwischen Mein und Dein hatte sich bei ihnen schon in dieser kurzen Zeit bedenklich verschoben. Sie hatten das Elend draußen nicht mehr ansehen wollen — stellenweise waren die Straßen schon gesperrt, die Felder zu beiden Seiten lagen voll von Flüchtlingen. Eltern suchten ihre Kinder, Frauen ihre Männer, das Brot fing an, knapp zu werden — Schlägereien setzten ein. Die Kinder wurden krank, manche Mutter verscharrte eine kleine Leiche im Straßengraben. Kinder wurden geboren, auf den offenen Wagen, am Wegrande, auf der Scheunendiele. — Ein Jammer sondergleichen.

Ein altes Ehepaar kam zuerst zurück, eine weite Strecke zu Fuß, um zu erfragen, wo wir wohl geblieben wären, voll Sorge, ob es uns wohl noch auffinden würde. Das war ein freudiges Wiedersehen, mitten auf der Dorfstraße! Denn ich mußte vorläufig noch in dem größeren Dorfe bleiben, während mein Mann den Tag über bei uns drüben war, mutterseelenallein, unbekümmert darum, daß auf allen Wegen Kosakenpatrouillen die Leute anhielten und durchsuchten.

Am 28. fuhr ich zurück, nachdem am Morgen eine kleine Abteilung Russen bei meinem Mann gewesen war, sie hatten sich ganz anständig benommen, sodaß uns Allen der Mut stieg.

Am 29. stellte sich bereits früh kurz nach 6 Uhr eine Patrouille ein, nach einer Pause die zweite, und gegen 10 Uhr kam ein ganzer Schwarm, der sich ins Haus drängte, es waren Infanteristen und mehrere Kosaken dazwischen. Sie suchten zuerst nach dem Telephon, das, sobald ein paar Offiziere nachkamen, losgerissen und auf dem Hofe zerschlagen wurde. Dann machte sich die ganze Bande daran, das Haus von oben bis unten zu durchsuchen — wir standen machtlos dabei. Erst sahen sie sich um nach deutschen Soldaten, ließen keinen Winkel unbeachtet, dann kam die Neugier und die Lust zu stehlen. Mit großem Interesse beguckten sie alles, von den Photographien bis zu den Bürsten, Kämmen und Flakons vor meinem Spiegel. Dem Einen riß ich eine Taschenuhr wieder aus der Hand, dem Andern meine Kette — der Eine mußte ein Messer von meines Mannes Schreibtisch wieder herausgeben, der Andere brachte mir auf meine Bitte hin mein Rad wieder, das eben eine ganze Horde wegnehmen wollte. Aber natürlich konnte man nicht an allen Stellen zugleich sein, umsomehr, als immer neue Ablösung kam — bis zum Abend zog ununterbrochen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Militär vorbei, ein ganzes Armeekorps wahrscheinlich. War es schon unangenehm, ja demütigend, diese Gesellschaft gewähren lassen zu müssen, so wurde die Lage recht ernsthaft, als Einer hinter meinem Wäscheschrank meines Mannes Pürschbüchse hervorholte. Triumphierend brachte er sie, rief die Anderen zusammen. — — Es war nicht ganz leicht, dazu ein unbefangenes Gesicht zu machen, ihnen zu erklären, daß ja nur Rehe damit geschossen werden sollten. Und eben, als wir uns verständlich gemacht hatten, brachte Einer vier alte Flinten von 1870/71, die sonst in der Diele gehangen hatten, aber jetzt vollständig in einem Durchgang vergessen waren. Sie berieten hin und her, schienen mit ihrer Entscheidung warten zu wollen, bis ein höherer Offizier käme, und suchten unterdessen mit neuem Eifer weiter. Und während sie um mich her jede Decke aufhoben, stand ich vor dem Spiegel in der Diele, in dessen Kasten mein Mann beim Hereinstürmen den geladenen Browning gelegt hatte. Es war keine Möglichkeit vorhanden, ihn anderweit zu verstecken, da wir nicht einen Augenblick allein gelassen wurden, und es war unsere einzige Hoffnung, daß keiner mich beiseite schieben würde. Und während ich mein Herz klopfen hörte, bemühte ich mich, ein unbefangenes Gesicht zu machen. Denn das wußten wir: findet einer die geladene Waffe, so ist mein Mann verloren. Die Minuten schienen endlos. — —

Dann kamen höhere Offiziere, von denen einer etwas deutsch konnte, mit ihnen ein Einjähriger, der tadellos französisch sprach und den Dolmetscher machen konnte. Sie schienen uns zu glauben, daß wir nichts gegen sie im Schilde führten, ließen aber trotzdem sogar die alten Flinten zerschlagen. Geradezu unbeschreiblich war ihre Überraschung, auf einem Gute noch die Herrschaft anzutreffen, und es war nach lebhaften Äußerungen des Erstaunens die erste Frage:

„Aber fürchten Sie sich denn nicht?"

„Warum sollen wir uns denn fürchten? Sie sind doch auch Soldaten, und von Soldaten haben wir doch nichts zu fürchten!"

Die Antwort schien ihnen sehr zu gefallen, aber sie warnten uns dann selbst vor den Kosaken, zuckten nur die Achseln, als ich nicht verstehen wollte, wie sie eine Truppe, vor der sie selbst warnen müßten, auf unser Land loslassen könnten. Wir kamen dann in eine längere Unterhaltung, der Oberst stellte uns auf unsere Bitte einen Schutzbrief aus, nachdem mir ein anderer auf den gleichen Wunsch geantwortet hatte:

„Warum schützen? Wir hier um Krieg machen, nicht schützen!"

Die russischen Soldaten machten durchweg einen schlappen, schmierigen Eindruck, es liegt dies wohl zum großen Teil schon an der Uniform, den weiten Hosen und den losen Kitteln, die sich bei manchem hinten aus dem Gürtel herausschieben. Sie benahmen sich jedoch besser, als wir erwartet hatten — wir hatten den Eindruck, als ob sie eine gewisse Achtung vor unserem Aushalten hätten. Den Offizieren fehlt der „Schneid", der von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den unseren unzertrennlich ist; nur sehr wenige von ihnen beherrschen eine fremde Sprache. Das gebildete Element vertreten die Einjährigen, die wohl z. T. im Auslande studiert haben.

Wir mußten anerkennen, daß sich die Offiziere bemühten, sich in jeder Beziehung tadellos zu benehmen, ja, der Oberst ordnete an, daß uns alle gestohlenen Pferde wieder zurückgegeben werden müßten! Wir erhielten auch ein Anerkenntnis für requirierten Hafer, das nach Ansicht der Russen „bald, wenn Friede und wieder Ordnung sei" von ihrer Kommission eingelöst werden würde! Denn alle betrachteten Ostpreußen als ihre Provinz, „ich Russ', du Russ', alle Russ'" sagten die Soldaten auch im Dorf zu den Leuten.

Bis nachmittags 4 Uhr hatten wir eine Schutzwache vor dem Haus, die sich — da Kaffee, Milch, Brot, Butter längst zu Ende waren — eine Suppe gut schmecken ließ, den Rest brüderlich mit ein paar jungen Hunden teilte und in Ermangelung anderer Spirituosen meinen Brennspiritus mit sichtlichem Genuß austrank.

Als das reguläre Militär vorbei war, kam der Troß, begleitet von Kosakenschwärmen. Und nun lernten wir verstehen, warum die Bevölkerung Hals über Kopf flieht, wenn es heißt, daß die Kosaken kommen. Die Vorgesetzten waren vorüber — nun fühlten sie sich sicher. Das Vieh wurde weggetrieben, alle Pferde aus dem Stall gezogen — was auf dem Hofe nicht niet- und nagelfest war, mitgenommen. Und jeder Versuch, sich zu widersetzen, wird mit einer Drohung beantwortet — das Gewehr auf die Brust gesetzt, und man braucht nur die wilden Gesichter anzusehen, um zu wissen, daß es ihnen ernst ist — was gilt ihnen ein Menschenleben! Am Hause begann einer, Fenster einzuschlagen, als die Mädchen herzugelaufen kamen, lud er, legte an, — zum Glück war ein Offizier noch in Rufnähe und schaffte hier Ordnung.

Es waren schlimme Stunden, und noch schlimmer war die Nacht: noch immer schlich es draußen vorbei, wohl Marodeure, die den Truppen folgen. Gegen Mitternacht ließen ein paar scharfe Detonationen das Haus erzittern — Bomben aus einem deutschen Luftfahrzeug, wie wir später von russischen Offizieren hörten.

Wir erwarteten am nächsten Tage neue Truppen — sie kamen auch — aber der Strom flutete zurück! In fluchtartiger Eile zog es auf der Chaussee vorbei, in buntem Durcheinander, den ganzen Tag. Wir fragten einen, der deutsch sprach, nach dem Grunde des Rückzuges — in gutem Glauben erklärte er, sie gingen jetzt zurück nach Warschau, um von dort mit der Bahn nach Königsberg und nach Berlin zu fahren, um sich mit den siegreichen Franzosen zu treffen! Und sein Gesicht wurde sehr lang, als er erfuhr, daß er nur noch einen guten Tagesmarsch von Königsberg entfernt gewesen, daß der Sieg mit unseren Truppen in Frankreich sei! Er kam noch einmal zurück:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Sind keine Deutschen in der Nähe? Ich möchte mich gleich ergeben", — und viele andere hatten den gleichen Wunsch.

Noch zwei Tage lang kamen Russen, bald in größeren, bald in kleineren Abteilungen, vorüber. Dann, am Nachmittage, hörten wir, scheinbar unmittelbar über uns, ein eigentümliches scharfes Sausen, einen dumpfen Knall — wir laufen hinaus: die russische Kolonne hat Feuer bekommen! Hinter dem Garten Reiter — schwarzweiße Fähnchen — hurra! Deutsche!

Wir laufen ihnen entgegen, winken mit den Taschentüchern — Gott sei Dank, Deutsche, deutsche Soldaten! Es ist nicht zu beschreiben, was uns erfüllte: die Sorge um das eigene Leben, das nur am seidenen Faden gehangen hatte, war vergessen, nur die Erinnerung an die Demütigung, den Feind so tief im eigenen Lande, auf eigenem Grund und Boden dulden zu müssen, geblieben — und nun versank die Erinnerung, und stolze Freude trat an ihre Stelle.

Eine Stunde später ist Haus und Hof voll Einquartierung — wohl noch nie im Leben ist eine Arbeit so leicht gewesen wie dieses Sorgen für unsere Soldaten!

Nun kommen ein paar bunte Tage: bald kehren deutsche Patrouillen bei uns ein, bald saust ein Trupp Kosaken am Garten vorbei. Während wir im Hause nach dem Abendessen mit deutschen Offizieren beisammensitzen und auf dem Hofe das Wachtfeuer brennt, klopfen auf dem Vorwerke, kaum eine Viertelstunde entfernt, Kosaken an, quartieren sich Russen im nächsten Dorfe ein. Bald horcht man nur noch flüchtig hin, wenn in der Nähe ein Schuß fällt, auf fernen Geschützdonner achten wir schon seit acht Tagen kaum mehr.

Unsere Deutschen rücken weiter vor, nur noch versprengte Russen lassen sich sehen. Schon liegen sie am Tage versteckt in den Wäldern, nur früh am Morgen und in der Abenddämmerung wagen sie sich auf die Straßen, reiten geduckt im Graben und fragen nur noch einzelne Frauen nach dem Wege. In den Gehöften finden sich russische Uniformteile, während die Zivilanzüge verschwunden sind; auf einem Gute in der Nähe sucht ein Schnitter Arbeit, der bald als russischer Soldat erkannt wird.

Allmählich wagen sich die Flüchtlinge zurück, auch unsere Leute stellen sich sämtlich ein. Sie sind in Westpreußen gastlich aufgenommen worden, es hat ihnen dort sehr gut gefallen, mancher bringt mehr zurück, als er mitnahm.

In den meisten Ortschaften sieht es wüst aus, in vielen Häusern ist das unterste zu oberst gekehrt, ja, oft ist das, was mitzunehmen nicht anging, in wildem Zerstörungstrieb zerschlagen und verdorben. Wie gut sind wir doch noch daran! Freilich, wenn wir auch geflohen wären, dann würde es bei uns auch nicht besser aussehen als ringsum.

Schwer wiegt für uns vor allem der Verlust des Viehs und der Pferde. Wie sich allmählich die Dörfer wieder beleben, werden auch die herrenlosen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pferde, die Kühe und Schafe, die sich auf den Feldern herumtreiben, eingefangen. Und es vergeht nicht ein Tag, daß nicht jemand fragen kommt, ob wohl bei uns etwas von seinem Vieh, von seinen Pferden steht?

Die Bestellungsarbeiten leiden schwer unter diesem Mangel an Pferden, wir haben nur die Gespanne, die von den zuletzt gekommenen flüchtigen Leuten wieder zurückgebracht werden, dazu zwei Kutschpferde, die während der Russentage im Hühnerstall versteckt waren! Der Dampfpflug, der die Pferde ersetzen könnte, kann nicht benutzt werden, da es unmöglich ist, Kohlen heranzubekommen. Und endlich haben die durchziehenden Herden die Maul- und Klauenseuche mitgebracht: das, was sich von unserem Vieh wieder aufgefunden hat, ist krank.

Das Arbeiten ist unter diesen Umständen keine Kleinigkeit! Aber es wird doch beschafft, was irgend erledigt werden kann. Und wir sind stolz darauf, daß bei uns die Wirtschaft trotz aller Schwierigkeiten doch immer noch in Gang geblieben ist — es ist dies unsere Art, dem Vaterlande zu dienen! Denn das wissen wir ja alle, wie unendlich schwer die wirtschaftlichen Schädigungen sind, die der Krieg mit sich bringt, und wie wichtig es ist, ihnen entgegenzuarbeiten. Und es wirkt niederdrückend, wenn man die Äußerung anhören muß: „Ich wirtschafte noch garnicht wieder — wir bekommen ja alles ersetzt —."

Als ob mit Geld und Geldeswert neu zu schaffen wäre, was hier vernichtet worden ist! Gebäude lassen sich wohl wieder errichten, aber die Folgen der Verwüstungen draußen und der notgedrungenen Vernachlässigungen werden noch lange fühlbar sein. Besonders schwer getroffen ist Ostpreußens Vieh- und Pferdezucht. Und ebenso bedeutsam wie die wirtschaftlichen Schädigungen dürfte für die Weiterentwicklung der Provinz der moralische Verderb sein, der sich wohl jetzt schon überall zeigt, aber erst, wenn äußerlich wieder Ruhe und Ordnung eingekehrt sein werden, ganz zutage treten wird.

Wie viele sind endlich von der Flucht krank zurückgekehrt! Besonders die Kinder haben unter dem unregelmäßigen Leben und den Einflüssen der Witterung gelitten: allein in unserem Dorfe sind schon sechs kleine Kinder im Laufe kurzer Zeit gestorben, Kindersärge sind auch in den Städten kaum noch zu haben.

Wir empfinden es wie eine Fügung, daß wir alle, die wir nicht geflohen sind, vor dem Schlimmsten bewahrt geblieben sind: wir haben nicht unter Brandschaden zu leiden, und wir haben keinen Toten zu beklagen, im Gegensatz zu den meisten Orten der unmittelbaren Umgebung, wo Brandruinen und frische Gräber an den Durchzug der Russen erinnern. In einem Nachbardorfe sind von den eben zurückgekehrten kleinen Besitzern drei, in einem anderen zwei, im nächsten einer erschossen; auf dem verlassenen Nachbargute schlugen die Flammen auf, während die Russen vorbeizogen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf einem anderen fand eine Patrouille vier deutsche Tornister und schoß darauf den Hof in Brand, erschoß einen alten Mann, der allein zu Hause war und nach dem Feuer sehen wollte. Es ist zum mindesten verständlich, wenn wir glauben, es wäre viel Unglück verhütet worden, wenn man die Massenflucht verhindert hätte. Es ist natürlich heute noch nicht möglich, ein endgültiges Urteil zu fällen, man steht noch zu sehr unter dem Eindruck persönlicher Empfindungen und Erfahrungen einerseits und unprüfbarer Gerüchte andererseits.

In Einem sind wir hier oben uns aber alle einig: in dem Dankgefühl für unsere Truppen, die uns den Feind vom Halse geschafft haben, und in dem sicheren Vertrauen auf den Sieg unserer guten Sache!

**Helene Berg.**

## Gedächtnisfeier.

Es gibt Tatsachen, aufreizend und niederdrückend zugleich, mit denen sich der Mensch nicht abzufinden vermag. Oft genug greifen sie garnicht in das Leben des Einzelnen ein, kommen kaum in Widerspruch mit eigennützigen Bestrebungen und Wünschen und sind doch so unerträglich, daß sie das Dasein zerrütten und entwerten. Wer vermöchte mit freier Brust zu atmen, und wäre es mitten im Überfluß, mitten im ungetrübten, persönlichen Glück, wenn das Vaterland am Boden läge? Wie könnte sich einem sorglosen Daseinsgefühl hingeben, wer seine nationale Freiheit verlor? Und fühlte der Unterdrückte die Schmach auch nicht am eignen Leibe, das Bewußtsein der allgemeinen Knechtschaft müßte ihm Arbeit und Genuß vergällen und den Schlaf der Nächte stören.

Es ist gut, daß es so ist, daß wir unser Einzeldasein vergessen können über jeder großen Not, über jedem überwältigenden Glück der Gesamtheit. Wehe aber dem Menschen, der im eignen Dasein, wie im Leben seines Volkes nichts mehr findet als innere und äußere Bedrängnis, Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit!

Aufreizend und niederdrückend zugleich erscheint es mir, seit ich es zu ermessen vermag, daß K l e i s t von hinnen ging aus innerer und äußerer Not, ein Jahr beinahe, ehe die ersten Sturmzeichen das heraufdämmernde Ende des Napoleonischen Gewaltreiches kündeten. Er hat die Kunde vom Untergang der großen Armee nicht mehr vernommen. Er hat den Frühling nicht gesehen, der seines in Leid erstarrten Vaterlandes Kräfte wieder löste. Wie lange schlief er schon, als der Lenzsturm der Befreiung über die Lande dahinbrauste! Er schlief, aber sein Vermächtnis blieb; in ihm wachte und wirkte sein unsterblicher Geist. Raunend erst, dann lauter und fordernder klang es durch das Sehnen und Sinnen der Besten:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?"

Er selbst fragte nicht mehr. Er selbst vernahm nicht mehr die Antwort, die der Tag von Leipzig, der Tag von Waterloo seiner sehnsuchtsvollen kühnen, haßbebenden Frage gab. Das Schicksal hatte seine Sehnsucht ausgelöscht und mit ihr die unerträgliche Pein seines Daseins.

Das Schicksal? Nicht er selbst? Warum hatte er nicht gewartet in Hoffnung und Geduld, in Trotz und Voraussicht? Müßige Frage! Warum wartet der Kranke nicht, bis seine verlorenen Kräfte wiederkehren, sondern legt sich hin und stirbt? Warum wartet der Verschmachtende nicht, bis eine gütige Fügung ihm Brot gibt, seinen Hunger zu stillen? Sie sterben, weil ihre Kraft verzehrt ist. Und der an jenem grauen Novembertage des Jahres 1811 von dannen ging, der hatte gelitten, soviel er leiden konnte. Für ihn gab es nur den einen Wohltäter noch, den Tod, der ihm eine letzte, lichte, von allem Erdenleid entlastete Stunde bescherte, so voll von „unaussprechlicher Heiterkeit", daß er seiner geliebten Schwester Ulrike nichts Besseres zu wünschen wußte als einen ebenso schönen Tod.

Hätte eine verspätete Botschaft Wielands, des einstmals Hingerissenen, mit der er ihn in das warme Behagen seiner Häuslichkeit einlud, ihn noch erreicht, es wäre doch nur ein Aufschub gewesen. Es war besser so. Der von tausend Wettern entlaubte, im Mark gebrochene Baum seines Lebens trug ihm als letzte köstliche Frucht eine feierliche, gnadenvolle Sterbestunde. Der Große, dessen Leben widrige Mächte verunstaltet hatten, gegen seinen Wunsch und Willen, er starb den Tod, den er wollte. Nicht Kleinmut, noch Verwirrung der Sinne gab ihm die Waffe in die Hand, nein, die klare Erkenntnis, daß es für ihn auf Erden kein Ziel mehr gab, das er mit dem armen Rest seiner Kräfte noch hätte erreichen können. Nicht nur sein Körper darbte, seine Seele verschmachtete in der dürren, hoffnungslosen Zeit.

Das Vaterland, das unter dem Joche fremder Knechtschaft ächzte, hatte nicht Dach noch Brot für ihn, die Zeit nicht Gunst noch Erfüllung. Heimatlos und traumbedrängt mußte er im Jammer ersticken. Sein Schaffen verzehrte ihn, ohne ihn erschöpfen zu können. Und doch, nur der schöpferische Mensch ermißt, wie hart und leidvoll der Kampf gewesen sein muß, den der Dichter mit den Gestalten, die er schuf, zu bestehen hatte. Man spricht gedankenlos von der Wonne des Schaffens. Aber Gestalten wie der Prinz von Homburg, Hermann, oder gar die Penthesilea werden nicht geboren ohne höchste Angst Leibes und der Seele. So litt der innerlich Überreiche verzehntfacht unter dem Druck der Zeit. Da riß er sich aus der Verstrickung los und wurde mit der Angst des Daseins auch des Lebens selber ledig.

Er fiel als edelstes Opfer der kleinen und bangen Zeit, die ihre kommenden Führer nicht kannte, noch hörte. Sein Denkmal türmte er sich selbst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unauslöschlich liegt auf seinen Werken der ganze Schmerz und Glanz seines Lebens, das eine heldenhafte Anspannung all seiner Widerstandskräfte war, vom Anfang seines bewußten Seins bis in den Tod.

* * *

Wir kennen sein Antlitz nicht. Die Bilder trügen. Nur manchmal sieht es uns in unseren Träumen an, auftauchend zwischen den Gestalten, die er schuf. Worte schildern es nicht. Aber das stürmische Leben seiner Werke, das uns mitreißt in Not und Glück, aufpeitscht zu Haß und Rachedurst, betört mit dem unsäglichen Zauber einer märchenhaft zarten, himmlisch gütigen Liebesinnigkeit, verblaßt vor diesem Antlitz, daraus uns das Schicksal eines ganzen Volkes, der Jammer ganzer Zeiten anblickt.

Er trug mehr als Menschenlos. Und als die Wucht seines Schicksals seine Kraft zerbrach, ging er hin und starb — zu früh.

* * *

Wir halten aufs neue seine Leichenfeier. Auch dieser Krieg gilt neben allem Höchsten der ungesühnten Blutschuld an diesem Großen. Das Volk, dessen Gewaltherrschaft ihn in Verzweiflung und Tod jagte, steht aufs neue wider uns in Waffen. Vereint mit aller Mißgunst und Habgier der Welt, getrieben von dem alten Neid auf unsere überlegene Macht, von dem alten unbewußten Haß der Schwäche und des Schlechten gegen höhere Gesittung und reinere Kräfte des Geistes und der Seele.

An seine „Hermannsschlacht" erinnere ich dich heute, deutsches Volk, an dies wunderbare Gebilde verhüllten Hasses. Heilig war der Haß, in dessen Glut dies Geisteswerk Gestalt gewann. Lies es, deutsches Volk, und lerne wieder hassen.

Nicht sollen wir hassen, die unsrem Schwert und unsrer Kugel erliegen, die uns Vater und Bruder, Sohn und Gatten töten. Sie sind zu klein; unser Haß blickt über sie hinweg. Aber hassen sollen wir, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele den Geist der Habgier und des Neides, der sich zur unauslöschlichen Schmach ganzer Völker nicht gescheut, sich mit Mördern und Mördergenossen wider uns zu verbinden. Mag der einzelne Soldat, Söldner und Kosak Anspruch haben auf unser Mitleid, wohl gar auf unsere Achtung, das soll uns das Gefühl nicht verwirren.

Wohl wissen wir, daß wir den führenden Geistern der jetzt gegen uns unter den Waffen stehenden Völker Werte verdanken, die wir stets anzuerkennen bereit waren — zu sehr vielleicht. Aber:

„Was brauch ich Latier, die mir Gutes tun?"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und noch ein andres bitteres Wort Hermanns dürfen wir uns zu eigen machen. Als sein Weib ihn an die Guttat eines Römers erinnert, und ihm vorhält, er schulde einem solchen Menschen ein Gefühl der Liebe, antwortet er:

„Er sei verflucht, wenn er mir das getan!
„Er hat auf einen Augenblick
„Mein Herz veruntreut, zum Verräter
„An Deutschlands großer Sache mich gemacht! . . .
„Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
„Solang sie in Germanien trotzt,
„Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!"

Der Haß ist unser gutes Recht. Der Dichter lehrt ihn uns. Er, dem jedes freie Wort wie dem Palm die Kugel bringen konnte, verbarg ihn hinter dem Gewande alter Zeiten. Er durfte Napoleon und sein Unvolk nicht nennen. Varus und die Römer machte er zur Zielscheibe für die Rachepfeile seines glühenden Gefühls. Aber das Gewand war durchsichtig. Keine Bühne wagte, das Werk aufzuführen. Kein Verleger wollte ihm Obdach gewähren.

Sein Schöpfer war zum Schweigen verdammt. Er wollte seinem Volke das Höchste schenken, ein Bild, darin es seine Not und seine Größe gespiegelt finden sollte, schon überdämmert von der Morgenröte einer besseren Zukunft. Aber sein Volk nahm seine Gabe nicht. Da brach sein Schmerz sich in ergreifender Klage Bahn. Vor die Handschrift seiner Hermannsschlacht setzte er die Worte:

„Wehe mein Vaterland dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
„Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter verwehrt."

**Melanie Ebhardt.**

# Rund um uns

† **Oberst Leo Tellenbach.** Der Kommandeur des Inf.-Reg. Nr. 170, Oberst Leo Tellenbach, starb den Heldentod für das Vaterland, nachdem fünf Tage vorher sein Sohn Leutnant Helmut Tellenbach gefallen war. Oberst Tellenbach, der ein warmer Freund des „Vortrupp" und der von ihm vertretenen Aufgaben war, gehörte zu denjenigen deutschen Offizieren, denen vor allem auch die geistige Hebung der ihm unterstellten Soldaten warm am Herzen lag. So hatte er für sein Inf.-Reg. Nr. 170 in Offenburg i. B. eine größere Anzahl „Vortrupp"-Bezüge überweisen lassen und versucht, die verschiedenen

Lebensreformideen auch den ihm nahestehenden Offizierskreisen zugänglich zu machen. Seinem treuen Wirken wird ein dauerndes Gedenken gesichert sein.

Der Vortrupp.

**Sterben.** Im Operationssaal stehe ich bei dem jungen Chemnitzer Soldaten, der mich mit seinen treuen klarbraunen Augen so fragend anschaut— „... ob sein Bein nicht doch erhalten werden könne, da er Stellmacher sei....?" — Es kann nicht sein! Da fällt mein Blick auf die Anschrifttafel, wo geschrieben steht „Illgen, amput. r. Arm". Ich erschrecke. Sollte es etwa jener Illgen sein, mit dem ich brieflich schon so manchen Gedanken für und um den Wandervogel getauscht?

Ja, er ist's. Es ist ein Wandervogel aus Leipzig — Johannes Illgen ist sein Name —, der da liegt in seinen schweren Verbänden. Wie freut er sich, mit einem Bundesbruder sprechen zu können. Schon vor 3 Tagen, als Illgen mit vielen, meist schwer verwundeten Sachsen in unsere Stadt gekommen, hatte er gedacht, ob wohl einer oder der andere der „Darmstädter" zu sehen sei. Nun fragt er nach Bekannten und erzählt. Doch ich merke seine Schwäche und breche das Erzählen ab, muß aber versprechen, am anderen Tage wiederzukommen. —

Die Eltern weilen seit gestern am Krankenlager. Wie stolz und zufrieden macht ihn das ...

Einige Stunden später. Ich habe Nachtwache. Am Bett finde ich Mutter und Vater an der Seite des teueren, ringenden Sohnes. Er kennt uns noch alle, doch die Todesstunde naht. Ach, es ist erschütternd, den jungen kräftigen Menschen dahinsterben zu sehen. Ja, Ihr tapferen Sachsen, Ihr habt zu lange da draußen in harter Feldschlacht liegen müssen, bis Euch Hilfe werden konnte. Und Du, Johannes Illgen, bist einer der Tapfersten gewesen. Hast fünfzehn Wunden an Deinem Körper und hast trotzdem wohl nicht gedrängt, vor anderen Kameraden in ausreichende Pflege und Behandlung zu kommen. Ganz allein hattest Du noch das Geschütz bedient; da trafen Dich die Granatsplitter. —

Um 10 Uhr des Sonntag-Abends hat er seine Seele ausgehaucht, noch bis zum Tode ein Soldat.

Den letzten Dienst für seine ewige Ruhe darf ich leisten helfen, darf ihm frische Rosen auf die Brust legen.

Der Eltern Schmerz ist groß, doch sie tragen ihn mutig. Sie gaben den Sohn ja fürs Vaterland dahin. Möge Gott die beiden jüngeren Söhne, die noch im Felde stehen, schützen, doch Gott gebe auch Kraft. wenn. . . . .

Seid stolz auf solche Söhne und seid getröstet!

Wir Bundesbrüder hier wollen nach dem Grab des Ältesten schon schauen. —

Am Dienstag Nachmittag bei hellem Sonnenschein geleiteten wir den Toten hinaus auf unseren neuen Waldfriedhof. Dort liegt er unter Tannenwipfeln mit anderen Tapferen. Artilleristen brachten ihm die Salve.

— Sterben! Da draußen in der Herbstnatur hebt das große Sterben an — und bei den Freunden und Söhnen des geliebten Vaterlandes auch ein Sterben! Doch nicht ein Sterben für immer, ein Schlafengehen nur. Tat und Geist bleiben. Nichts auf dieser Welt geht ja wirklich verloren.

Johannes Aff.

**Die Kraft der Liebe.** Ich war sechs Wochen von Hause fort gewesen. Als ich nun wieder daheim war und die Meinen begrüßt und alle frisch und gesund wieder ans Herz gedrückt hatte, trat zufällig ein Nachbar in unser Haus. Ich erschrak ordentlich, als ich dem Manne ins Gesicht geschaut hatte. Was war nur in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen? Wie scharf geschnitten waren seine Züge, wie tiefliegend seine Augen, wie sandig und klanglos seine Stimme und wie schleppend sein Gang! —

Aufs höchste erstaunt, sprach ich hinterher mit meiner Frau über unsern Nachbar. Sie verstand mich jedoch zuerst garnicht, glaubte, ich übertreibe, sähe Gespenster und fasse die Sache schlimmer auf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als sie sei. Sie hatte den Mann ja täglich gesehen und gesprochen und so die starke Veränderung, die inzwischen mit ihm vorgegangen war, nicht bemerkt.

Der Alltag stumpft eben uns Menschen ab, das ist eine bekannte Tatsache. Leute, mit denen wir täglich zusammen kommen, werden uns im Laufe der Zeit gleichgültiger, und Veränderungen in ihren Gesichtszügen oder in ihrem Wesen bemerken wir nicht mehr, weil jeder neue Tag unser Erinnerungsbild von gestern nur wenig, fast unmerklich wenig nur, verändert. So wiegen wir uns gern ein in den Gedanken, daß die Menschen um uns heute dieselben geblieben sind, die sie gestern und vorgestern waren. Und erst wenn man einen Bekannten längere Zeit nicht mehr gesehen hat, fällt uns sein verändertes Aussehen auf.

So ists auch auf geistigem Gebiete. Unsre Zuneigung schlummert mehr und mehr ein, je öfter wir mit einem Freunde zusammen kommen. Erst dann, wenn wir seinen Umgang entbehren mußten, wird die alte Liebe zu ihm wieder neu und kräftig in uns belebt. Die Sehnsucht nach seiner Gegenwart erwacht und beruhigt sich erst wieder, wenn uns das Schicksal mit ihm aufs neue zusammengeführt hat.

Wie lieb du einen Menschen hast, das merkst du erst überzeugend dann, wenn du längere Zeit von ihm getrennt warst oder wenn ihn plötzlich eine ernste Krankheit aufs Lager wirft und gar sein Leben bedroht. Die ganze Fülle der Liebe zu einem Menschen aber kannst du nur dann ermessen, wenn du ihn dir auf seinem Totenbette denkst. Soviel Tränen dir dann fließen würden, soviel Kummer dann dein Herz bedrücken würde, genau soviel Liebe lebt schon heute für ihn in dir. Und nur all der Schutt, mit dem der Alltag jetzt noch deine Zuneigung bedeckt, täuscht dich über die Innigkeit deiner Beziehung zu ihm.

Hat das nicht unser gesamtes Volk in dieser ernsten Zeit auch erfahren? Wer hätte vor wenig Monaten noch geglaubt, daß soviel Liebe zum Vaterlande und soviel Treue zu deutscher Art in allen Schichten lebendig werden könnten? Glaubten wir nicht weite Kreise unseres Vaterlandes schon für die Liebe zum Vaterlande abgestorben und ewig verloren? Erst die Gefahr, die ungeheure Gefahr, die unsre Nation bedrohte, deckte wieder in uns allen auf, was an Liebe und Treue in uns war und was der Alltag der langen Friedenszeit langsam in uns versanden ließ.

Soviel Stimmen des Hasses und der Empörung über heuchlerische Auslandsmächte sind in dieser Zeit laut geworden, und so grimmig und allgemein war die Wut gegen Deutschlands Feinde, die die gesamte Kultur bedrohen, — wer weiß, vielleicht kommt schon bald die Zeit, wo wir unsre Feinde segnen, dafür segnen, daß sie die Liebe zum Vaterlande so kräftig in uns anregten und einen Brand schürten, der — wills Gott! — unser Volkstum reinigt und läutert.

Das ist ja die wunderbare Weisheit Gottes, daß er alle Dinge, also auch die bösen, immer zum Guten lenkt. Es gibt in der Welt kein Unglück, aus welchem nicht ein Segen geboren werden kann, kein Leid, das nicht die Quelle neuer Freude werden könnte.

Und diese Erkenntnis darf und soll uns alle mutig und stark machen!

**Wozu der Wein im Kriege gut ist.** Trotz aller gegenteiligen Behauptungen muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß der Wein, genau so wie der Schnaps und das Bier, für den Soldaten große Gefahren in sich birgt, weil er in hohem Maße „die Sorgen vertreibt", d. h. die Wachsamkeit vermindert. Dafür ein Beispiel aus dem gegenwärtigen Krieg. Ein in einem Lazarett liegender Hamburger teilte in einem Briefe seinen Eltern u. a. mit, daß seiner Truppe beim Einmarsch in ein belgisches Dorf von den Bauern „auf Verlangen Wasser und unaufgefordert auch verdächtig viel Wein" gebracht worden sei. In der Nacht darauf überfielen dieselben Bauern, die sich am Tage so freundlich gezeigt hatten, diese Abteilung Soldaten, sodaß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es zu einem lebhaften Gewehrkampfe kam. Daß ein solcher nächtlicher Kampf gerade für diejenigen Soldaten am schlimmsten ausfallen muß, die sich am meisten „durch Wein gestärkt" haben, liegt klar auf der Hand. Unter einer Bevölkerung wie der belgischen ist jedes Glas Wein ein gefährlicher Verräter am Trinker selbst und seinen Kameraden!

Br.

Was sagt die deutsche Kriegs-Sanitätsordnung vom Alkohol?*) Ziffer 416. „Der Alkohol wirkt zwar anfangs belebend, beim Genusse größerer Mengen aber bald erschlaffend. Die Erfahrung lehrt, daß enthaltsame Soldaten den Kriegsstrapazen am besten widerstehen.**) Auch verführt Alkoholgenuß leicht zu Unmäßigkeiten und zur Lockerung der Mannszucht. Alkoholische Getränke sind daher nur mit größter Vorsicht zu gewähren und auf dem Marsche ganz zu vermeiden. Bei Kälte Alkohol zur Erwärmung zu genießen, ist gefährlich. Seine wärmende Wirkung ist trügerisch.

Dem Beschränken des Alkoholgenusses ist von allen Dienststellen fortgesetzt die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden."

---

*) Der folgende Abschnitt der Kriegs-Sanitätsordnung ist als Flugblatt herausgegeben von der Geschäftsstelle des Vereins abstinenter Philologen deutscher Zunge, Leipzig-Gohlis, Köthner Str. 52. 100 Stck. 50 Pfg., 500 Stck. 1.75 Mk., 1000 Stck. 2.50 Mk., 3000 Stck. 6.— Mk. postgeldfrei.

**) Im Original keine Hervorhebung durch Sperrdruck.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Spann, Dr. Othmar:** Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre. J. Guttentag, G. m. b. H. Berlin W 10.

**Der Säugling.** Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Von einem Kinderarzte. M. 0,60. R. Kufeke, Bergedorf.

**Theuermeister, R.:** Festschrift zum Jugendtage von Deutschlands Großloge II. des Int. Guttemplerordens. M. 0,50. Buchdruckerei Leopold Kell, Weißenfels a. S.

**Witthöft, J.:** Taschen zu! Ein Beitrag zur Volksaufklärung und Belehrung. M. 1.— Friedrich Gutsch, Karlsruhe.

**Jahrbuch 1914 des Vereins für Turnen und Bewegungsspiele „Turnlust"** Dresden. Selbstverlag des Vereins „Turnlust".

**Jellinek, Josef:** Kuli-Kurt. Berliner Künstler-Roman. Paul Baumann, Verlag, Charlottenburg.

**Schreuck, Burchard von:** Zur Frage des Geburtenrückganges und der sinkenden Sterblichkeit. Müllersche Buchdruckerei, Riga.

**Hartmann, Hugo:** Im Kampf um deutsche Schule und Scholle. Verlag der Schulvereinsschule in Markt Türnau.

**Neumann, Dr. Otto:** Freimaurerei und Deutschtum. Verlag Deutsche Zukunft. G. m. b. H., Leipzig.

**Bredow, Heinrich:** „Jugendstreiche". Geh. M. 3; in Leinen M. 4. — Xenien-Verlag zu Leipzig.

**Wie liest man eine Karte?** Einführung in das Verständnis topographischer Karten, insbesondere der Karte des Deutschen Reiches. M. 0,50. Strecker & Schröder, Stuttgart.

**1848** Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit. Herausgegeben von Tim Klein. M. 1,80. Wilhelm Langewiesche-Brandt, Leipzig.

**Richter, Rudolf:** Schul- und Hausgarten auf dem Lande. Jungborn-Verlag Rudolf Just, Bad Harzburg.

**Rosen, Erwin:** In der Fremdenlegion. M. 2.—. Robert Lutz, Stuttgart.

**Deutschlands Jugend!** Was tut dir not? Herm. Lukaschick vorm. G. Franz, München.

**Striemer, Alfred:** Zum Kampf um die wirtschaftliche Selbständigkeit des Klein- und Mittelbetriebes. M. 1.—, Dunker & Humblot, Leipzig.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 22 16. November 1914

## Gerechtigkeit.

Noch nie ist das lebende Geschlecht so stark und tief erschüttert worden, wie in der verhältnismäßig so kurzen Zeit seit Ausbruch des Krieges. Was uns als so gewiß galt, daß wir unsere Lebensanschauung darauf aufbauten, ist uns unter den Händen zerbrochen, zermalmt von der unerbittlichen Gewalt der Tatsachen. Bildung und Kultur, Wissen und Glauben sind uns zu zweifelhaften Größen geworden. Die bindende Macht des gemeinsamen Blutes, des gleichen Ursprungs hat sich als ein Wahn erwiesen. Es scheint, daß wir umlernen müssen, und das will uns hart ankommen, bitter und schmerzlich.

Die Besten unter uns glaubten, daß das Geistige, das Innerliche, kurz, das, was wir das Gute zu nennen pflegen, in allem irdischen Geschehen den endgültigen Sieg behielte, wie die Geschichte der Menschheit das zu beweisen schien. Sie glaubten, daß ein unaufhörliches Fortschreiten zu schönerer Menschlichkeit, größerer Güte, tieferem Wissen und reinerem Wollen sich trotz aller Mühsal, trotz allen Schwankungen und Rückschlägen deutlich erkennbar durch die Jahrhunderte vollzöge, bei allem Widerstand im tiefsten Grunde unaufhaltsam.

Und nun? Wenige Wochen haben diesen schönen Glauben, diese tapfere Zuversicht schwerer erschüttert, als all unser bisheriges Wissen von den in der menschlichen Natur begriffenen bösen und lasterhaften Trieben.

Freilich, von unseren östlichen Nachbarn haben wir nicht viel Gutes erwartet. Wir wußten, daß das Volk in Unwissenheit, Trunksucht und Armut hoffnungslos verkam. Wir kannten die Käuflichkeit und Habgier, die Lasterhaftigkeit und sittliche Fäulnis der machthabenden Kreise, der Beamtenschaft und des Offizierkorps. Wir hatten auch eine ziemlich zutreffende Vorstellung von dem Charakter des abergläubischen Zaren, nur hielten wir ihn für schwächer, und deshalb weniger schuldbeladen, als er es in Wirklichkeit ist. Wir wußten nicht, daß die Mitschuld des Eigenwilligen und ewig Unbelehrbaren an all den politischen Greueln der letzten Jahrzehnte nachweisbar sehr groß war; wir glaubten am Anfang des Krieges noch die Mär, der armselige Schwächling wäre von der Kriegspartei sozusagen mit vorgehal-



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tener Pistole zur Mobilmachung und Eröffnung der Feindseligkeiten gezwungen worden. Das erweist sich als Irrtum. Vor dem Gericht der Menschheitsgeschichte werden sich Zar Nikolaus II. und Sir Edward Grey nebst ihren Helfershelfern brüderlich in die Schmach zu teilen haben, ganz Europa mit Blut und Tränen überschwemmt, den Brand des Krieges weit über die Grenzen des alten Weltteils hinaus bis an die Enden der Erde getragen zu haben.

Der Russe träumte von einer Weltherrschaft der Knute, der Brite gedachte ein Geschäft zu machen. Besinnungslos taumelte der Franzose hinterdrein, bis zur Narrheit betört und benommen von dem jahrzehntelangen Starren auf die im Frankfurter Frieden verlorenen Länder links des Rheins. Ihn können wir noch am ehesten menschlich begreifen; für den englischen Rechner aber haben wir nichts als unsägliche Verachtung. Er hat wie für jeden Geschäftszweig, auch für den Krieg seine Angestellten, Gesindel, das für jedes andere Handwerk unbrauchbar ist. Das spielte er gegen uns aus. Daß ein solches Heer die weiße Fahne mißbrauchen, das Rote Kreuz mißachten, alle Regeln des Völkerrechts mit Füßen treten würde, auch darauf waren wir gefaßt. Von solchem von der Regierung geduldeten und veranlaßten Völkerrechtsbruch bis zur Aufbietung der schwarzen und gelben, heidnischen Rassen gegen ein weißes Volk des gleichen Ursprungs und des gleichen Glaubens war nur ein Schritt.

Von solchem Hintergrunde hebt unser Volk sich ab! Solche Horden bekämpft unser Heer, Schulter an Schulter mit dem einmütigen Brudervolk, das unter schwarzgelben Fahnen gegen den russischen Todfeind steht. Und es begibt sich weder seiner Menschenwürde, noch seiner reinen Tapferkeit. Ob seine erprobten Waffen, gepaart mit dem unerschöpflichen Opfermut des ganzen Volkes, uns nicht dennoch den Sieg des Guten verbürgen? Ob nicht gerade dieser Krieg, wie noch kein anderer zuvor, der widerwillig staunenden Menschheit zeigen wird, daß alle Übermacht, alle Klugheit und aller Reichtum, auch der bedenkenlose Gebrauch aller und jeder, selbst der ruchlosesten Mittel, nichts vermögen gegen ein starkes, wohlgerüstetes Volk, auf dessen Seite Gott steht und das Recht?

Ich glaube, wir brauchen nicht umzulernen, trotz allem!

Trotz allem? Bleibt nicht doch ein Rätsel, das wir nicht zu lösen vermögen, an dem unsere Zuversicht immer wieder irre werden muß? Was in aller Welt entfesselte die belgischen Horden gegen uns, die an Grausamkeit und wüstem Haß selbst den Russen kaum etwas nachgeben, deren Raserei nur noch von ihrer aberwitzigen Verblendung übertroffen wird? Was hatte das große Deutschland dem kleinen Belgien getan, daß der Haß so jählings aufflammen konnte, wie er sonst nur aus lange schwelendem Groll losbricht? Verdankte es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht seine politische Unabhängigkeit und seine Anerkennung durch die Mächte in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts einzig und allein Preußen? Befreiten es nicht die deutschen Siege von 1870/71 von der lauernden Habgier Frankreichs, das schon die Hand nach seinen Eisenbahnen ausgestreckt hatte? Und was konnten die zügellosen Horden gegen die siegreichen deutschen Heere in ihrer mustergültigen Ordnung, ihrer gebieterischen Entschlossenheit auszurichten hoffen?

Deutschland hatte Belgien vollen Ersatz jedes Schadens und volle Genugtuung für den Durchzug versprochen. Daß die Regierung sich, gegen jede wohlwollende Mahnung taub, schon vor der Kriegserklärung auf der Seite der Gegner festgelegt hatte, läßt sich aus den französisch-englischen Einflüssen erklären. Das Volk aber wurde, wie das englische, von seiner eigenen Regierung auf das schamloseste betrogen. Es erfuhr nichts von Deutschlands Entgegenkommen, nichts von dem nach den ersten vernichtenden Schlägen gegen sein Heer und seine Festungen wiederholten Friedensvorschlag. Es wurde in dem Glauben belassen und bestärkt, es hätte es mit einem geschlagenen, nur noch geduldeten Feinde zu tun, der kaum noch Widerstand zu leisten vermöchte, weil ihm die Russen auf den Fersen säßen. Und das so von seinen verantwortlichen Führern irregeleitete Volk rief durch planmäßig vorbereiteten Meuchelmord die ganzen Schrecken des notwendigen Strafgerichtes und die volle Schärfe einer innerhalb der Schranken des Völkerrechts rücksichtslos vorgehenden Kriegsführung auf sich herab. Das alles gibt uns kaum ein Rätsel auf, aber unerklärlich ist und bleibt noch immer der schrankenlose Haß, der die Deutschen auf ihrem Siegeszug durch Belgien auf Schritt und Tritt begleitete, der sich immer wieder in unmenschlichen Grausamkeiten an versprengten Soldaten, an Verwundeten und ihren Pflegern ausdrückte.

Diesen Ausbrüchen rasender Volkswut gegenüber, für die wir trotz aller Verhetzung keinen hinreichenden Grund finden, bleibt uns nur die eine Annahme, daß sie überhaupt nicht den Deutschen als besonderen Feinden galt, sondern ihren Grund in einem jahrelang schlummernden Haß gegen alles Bestehende, gegen jede Ordnung und Staatsgewalt hatte. Mit dieser Annahme kommen wir der Wahrheit sehr nahe.

Es handelt sich bei dem belgischen Pöbel, der in diesem Kriege eine so unheilvolle und abscheuerregende Rolle spielt, um Volkselemente, die in völligster seelischer Entartung begriffen sind. Die Gründe werden wir später aufdecken. Eine solche sittlich hemmungslose, seelisch und geistig minderwertige Masse hat keinerlei Achtung und Ehrfurcht vor den Gesetzen an sich. Als bei Ausbruch der Feindseligkeiten die Ordnung im Lande erschüttert war und für weite

Gebiete hinter den Gesetzen vorübergehend keine Macht mehr stand, die ihre Beachtung erzwingen konnte, war den verbrecherischen, aber auf kein bestimmtes Ziel gerichteten Trieben des Pöbels keine Schranke mehr gesetzt. Was scherte es die Rasenden, daß sie Deutsche vor sich hatten? Es genügte ihnen, daß es Wehrlose waren, an denen sie sich gefahrlos und ungestraft vergreifen konnten.

Wir wollen eins freilich auch nicht einen Augenblick vergessen: Die Behörden haben sich in Belgien zu Mitschuldigen des Pöbels gemacht. Sie haben in den ersten Tagen, noch vor der Eröffnung der Feindseligkeiten, ehe also die Gegenwart der Truppen im Volke einen besonderen Deutschenhaß erzeugen konnte, die ausgewiesenen Deutschen dem Pöbel völlig schutzlos preisgegeben, ohne ihnen die Möglichkeit zu gewähren, das Land, wie doch verlangt wurde, auf kürzestem Wege zu verlassen. Und so sind die belgischen Behörden mit verantwortlich für die Greueltaten, die an Frauen und Kindern, Kranken und Schwachen, an Hunderten von wehrlosen Volksgenossen begangen worden sind.

Aber wie gesagt: den im ganzen Lande auf die deutschen Flüchtlinge losgelassenen Mordbuben war die Volkszugehörigkeit der Opfer vorerst völlig gleichgültig. Das geht schon aus der einen verbürgten Tatsache hervor, daß die Belgier schließlich vielerorts Mühe hatten, Hab und Gut, Leben und Gesundheit vor verbrecherischen Anschlägen zu schützen, daß sie an manchen Plätzen froh sein mußten, als die deutschen Truppen mit dem gefährlichen Gesindel aufzuräumen begannen.

Wer die Geschichte der immer wiederholten Arbeiterunruhen in Belgien seit dem Jahre 1886 kennt, der weiß, daß sie sich stets durch besonders rohe Ausschreitungen kennzeichneten. An ein sehr bezeichnendes Vorkommnis erinnert die Zeitschrift „Der Türmer" in ihrer Septembernummer an der Hand der Schilderungen eines Augenzeugen in der Brüsseler Zeitung „Le Soir". Im Jahre 1888 wurde in Brüssel der in einem Zeitraum von 17 Jahren erbaute Justizpalast, einer der prächtigsten und wohl der größte aller Bauten der Welt, durch den König feierlich eingeweiht. Das Volk war im Namen des Königs ausdrücklich zur Teilnahme an der Feier eingeladen, hatte also keinen Grund, sich zurückgesetzt zu fühlen. Trotzdem rottete sich schon während der Feier eine drohende Menge vor dem Gebäude zusammen, und kaum hatte der König den Justizpalast verlassen, als der Pöbel die Eingänge stürmte, Frauen, Kinder und Greise rücksichtslos niedertretend und erdrückend, während Militär und Polizei völlig machtlos waren. Drinnen spielte sich nun ein Auftritt von grausiger Häßlichkeit und Sinnlosigkeit ab. Die große Halle, die Wandelgänge und Sitzungssäle wurden von der wütenden Menge im Augenblick überflutet,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und drei Stunden lang konnten sie ihrer Zerstörungslust ungestraft fröhnen. Die Inneneinrichtung wurde unbrauchbar gemacht, Spiegel und Möbel zerschlagen, Teppiche, Wandbekleidungen und Vorhänge mit Messern bearbeitet, Bildhauerarbeiten und Gemälde vernichtet. Was nicht zerstört werden konnte, wurde in schändlichster Weise besudelt. Und das alles geschah ohne irgend einen Vorteil für die Täter, ohne Anlaß, aus reiner Freude am Zerstören, aus blindem Haß gegen alles Schöne und alle Ordnung.

Den gleichen Geist der Entartung zeigen die Vorgänge auf belgischem Boden seit Ausbruch des Krieges. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß sich in Deutschland auch nur ähnliche Scheußlichkeiten abspielen könnten. Es ist ein Unterschied selbst noch zwischen unseren Halbstarken und Unsozialen jeden Alters und den bestialischen belgischen Pöbelhorden, die unsre Verwundeten verstümmelten und blendeten, die unsren fliehenden Frauen und Kindern die Kleider vom Leibe rissen und sie in nicht wiederzugebender Weise mißhandelten. Man vergesse nicht, daß auch Frauen und junge Mädchen, selbst Kinder, sich an diesen Schändlichkeiten beteiligt haben. Im Gegensatze dazu brauche ich nur daran zu erinnern, daß unsre Strafgefangenen seit Ausbruch des Krieges in einer Anstalt nach der anderen für das Rote Kreuz und die Kriegshilfe sammeln, daß sie von ihrem so geringen Tagelohn eine Spende darbringen, die wahrlich selbst das Scherflein der Witwe noch in den Schatten stellt. Ich brauche nur zu erinnern an die ergreifende Schrift des ehemaligen Zuchthauspastors Fritz Philippi „Strafvollzug und Verbrecher", um den Beweis zu erbringen, daß auch das Menschentum des Verbrechers nicht völlig verschüttet und verloren ist, daß wir auch in ihm den tief unglücklichen Bruder erkennen dürfen. Aber: sie alle sind bis auf verschwindende Ausnahmen durch unsre deutschen Volksschulen gegangen, deren vollen Wert und Einfluß zu ermessen wir im Verlaufe dieses Krieges erst lernen müssen.

Das belgische Gesindel, vor dessen Taten wir uns entsetzen, stammt aus dem tiefsten menschlichen Jammer, wie er nur in den Slums der Großstädte des „reichen" Englands sein Gegenstück hat. Sie wissen nichts, sie kennen nichts als ihre trostlose Arbeitsfrohn in den Bergwerken um Charleroi oder zwischen den Mauern ihrer elenden Behausungen, in denen sie, fern von Sonne und Freiheit, einer stumpfen, geisttötenden, jämmerlich bezahlten Heimarbeit obliegen. In Belgien wird sehr viel Hasenhaar verarbeitet. Bekannt ist die weitverbreitete Waffenindustrie, die zu einem großen Teil durch Heimarbeit erfolgt. Schon die kleinsten Kinder werden zum Zupfen der Felle herangezogen, wie auch zu ewig gleichen eintönigen Arbeiten auf allen anderen Gebieten der Heimarbeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und sie werden groß und alt dabei und so stumpf, daß sie nicht mehr zu bewegen sind, ihre Wohnungen zu verlassen, in irgendeiner Weise neue Anregungen zu suchen, oder gar Freude."

Freude? Sie kennen den Begriff nicht. Ein seelenloses Ding kann sich nicht freuen. Und diese Menschen mit ihren toten Seelen sind längst jenseits von allen Bedürfnissen, die sich nicht einzig an die groben Sinne wenden. Zwei Künstler haben ihren Jammer geschildert. Verlaine schuf jenes erschütternde Gedicht „Charleroi", das nichts ist als ein verzweifelter Weheruf über die hoffnungslose Not eines ganzen Volkes, in dem die unbeschreibliche Häßlichkeit und Öde des Industriegebietes um das schwarze Charleroi, dieses Landes der Verdammnis, zu einem unheimlich eindringlichen Ausdruck kommt:

„Weithin Spelunken,
Kein wohnlich Haus.
Ins Land hinaus
Lohn rote Funken."

Noch drohender spricht die Warnung vor dem Zuviel, das kein Mensch mehr erträgt, aus den Gestalten Meuniers, der den Bergarbeiter, der die jungen Mädchen, die ihr Leben in Männerkleidern bei Männerarbeit in den dumpfen Gruben verbringen, zum ersten Male mit der ganzen zwingenden Gewalt wahrhaftiger Darstellung in die bildende Kunst einführte. Man kann diese Kunst nicht sehen ohne ein fröstelndes Grauen. Aus jedem Zug dieser Gesichter, aus jeder Bewegung der Körper, spricht das Leid der Erschöpfung, der stumpfen Ergebung, der Hoffnungslosigkeit, spricht eine Geduld, die zur furchtbarsten Anklage werden kann.

Aber hier ist dies Leid geadelt und verklärt; höchste menschliche Kunst hat es zu ergreifender schmerzlicher Schönheit gesteigert. Das Leben zeigt uns andere Gestalten, andere Gesichter, die in jedem Zuge die Spuren der Entartung, des Lasters, der sittlichen und geistigen Minderwertigkeit zeigen.

Es gibt in Belgien keinen Schulzwang. Die Schichten der Bevölkerung, die sich an den heimtückischen Angriffen auf unsre Truppen beteiligten, bis sie der strafenden Gerechtigkeit anheimfielen, wußten nichts von Deutschland und seiner Macht. Landkarten waren ihnen unbekannt. Nur so ist es zu erklären, daß sie glauben konnten, die Russen säßen den in Belgien einmarschierten Truppen auf den Fersen. Sie hatten weder von der Ausdehnung Deutschlands, noch von der dagegen verschwindenden Kleinheit Belgiens eine Vorstellung; sie kannten die Grenzverhältnisse nicht, wußten nicht das Geringste von deutscher oder belgischer Geschichte. Sie konnten auch weder lesen noch schreiben. Hier liegt der ungeheure, in seiner Wirkung jählings

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutlich werdende Unterschied zwischen dem belgischen Pöbel und den unruhigen Volkselementen deutscher Großstädte, hier die Erklärung für die Möglichkeit der belgischen Greuel. Hier aber vor allem liegt die unerhörte Mitschuld des gesamten belgischen Volkes bis hinauf zur Regierung an jedem auf seinem Boden begangenen Verbrechen.

Von Staatswegen geschah so wenig wie möglich und das Wenige nur gezwungen, um das Los der Arbeiter zu erleichtern. Besonders geschah nichts gegen das menschenunwürdige Elend auf allen Gebieten der Heimarbeit. Die schwerste Schuld aber trifft die Kirche, die alles tat, um das Volk in Unwissenheit und Aberglauben, und dadurch in völliger geistiger Abhängigkeit zu erhalten, als eine urteilslose, leicht zu leitende Herde. Ich erinnere nur an die schmähliche Beseitigung des Schulgesetzes von 1878 durch das berüchtigte klerikale Kabinett des Jahres 1884. Dieser Kampf um, oder vielmehr gegen die Schule, wurde bis in die Gegenwart hinein mit steigernder Erbitterung geführt. Die bildungsfeindlichen Kreise haben gesiegt, aber aus der für sie bequemen, unwissenden, geduldigen Herde wurde bei der ersten Erschütterung der öffentlichen Ordnung eine Mörderhorde, die ihre eigenen Schöpfer bedroht.

Es ist selbstverständlich, daß zwischen der Freveltat der Ergriffenen und ihrer standrechtlichen Sühne kein Raum ist für Erwägungen des Mitleids, des menschlichen Begreifens. Jedes Mitleid würde von den Schuldigen selbst hier nur als Schwäche gedeutet werden, die nicht zur Dankbarkeit verpflichtet, die nur zu neuen Schandtaten Mut gibt. Auch die Angst, daß Unschuldige mit den Schuldigen leiden, darf verstummen. Hier ist das ganze Volk schuldig, und je höher die soziale Stellung der Einzelnen ist und je klarer ihre Einsicht, umso schwerer ist ihre Mitschuld. Weit eher verdienen die Gerichteten ein nachträgliches Mitleid als die Führer des Volkes, die es dem seelischen Hungertod preisgaben. Will uns dennoch ein Grauen beschleichen vor dem Gericht, das so Viele in den Tod schickt, so wollen wir doch das Eine nicht vergessen, daß für diese Gerichteten in den weitaus meisten Fällen auch dieser Tod noch eine Erlösung bedeutet. Wer aus eigener Anschauung ihre Lebensbedingungen kannte, dem wird die Erinnerung daran nur dadurch erträglich, daß er sich sagen kann: Gott sei Dank, diese Menschen müssen nicht ewig leben. Gott sei Dank, diese Menschen werden einmal durch den Tod erlöst. Auch für sie gibt es ein Ausruhen, das durch keine Arbeitshast, durch kein tägliches Fliehen vor dem Hunger mehr gestört wird.

Daß aber nicht Tausende immer wieder in diese Not hineingeboren werden, das zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hindern, wird unsre gebieterischste Pflicht sein, soweit die Macht des sehend gewordenen deutschen Volkes reicht.

Wir wollen gerecht sein, gewiß. Wir wissen, daß die alten Begriffe von Schuld und Sühne, von der Sünde, der die Strafe des Leidens auf dem Fuße folgt, nicht standhalten können vor der tieferen Erkenntnis, daß die Sünde an sich ja von allem menschlichen Unglück das Schwerste ist. Unglück kann nicht durch neues Unglück gestraft werden. Umso gewichtiger fällt es in die Wagschale, die die belgische Schuld wägt, daß die Gebildeten, die die Führer des Volkes sein sollten, nichts taten, um die dumpfen Massen in der Tiefe des Volkstums vor der bitteren Not der dunklen Schuld zu bewahren.

Die Täter sind hinübergegangen in das Land, wo auch die Sünde aufhört. Sie haben ihre Schuld durch das elendste Leben und den schmachvollsten Tod bezahlt. Die geistigen Verschulder ihrer Taten leben und ernten die Früchte ihrer schweren Unterlassungssünden in der Not ihres Vaterlandes. Die Weltgeschichte ist Gottes Gericht.

* *

Uns aber erwächst aus dem Schicksal Belgiens eine ernste Mahnung. Wenn unsre Krieger heimkehren von den Feldern, wo sie kämpfend und blutend den Sieg errangen, wenn sie uns den klingenden Segen der Kriegsentschädigungen ins Land bringen, müssen wir Sorge tragen, daß er kein Unsegen wird. Noch sind die Gründerjahre, die zum Schmerz aller wahren Vaterlandsfreunde den Kämpfen von 1870/71 folgten, nicht vergessen. Sie dürfen sich nicht wiederholen. Ihre Folgeerscheinungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete waren zu häßlich und unheilvoll.

Vor allem erhebt sich eine gebieterische Forderung. Wir dürfen den heimkehrenden Verteidigern des vaterländischen Bodens, für den sie Blut und Leben in die Schanze schlugen, ihr Recht an diesem Boden nicht länger vorenthalten. Sie müssen wissen, und Kinder und Kindeskinder nach ihnen, wofür sie kämpften, für ein freies Leben auf heimatlicher Scholle, die niemand und nichts ihnen nehmen kann, für ihren Teil an Licht und Luft und allen Gnaden der Gottesnatur.

Der Bund der deutschen Bodenreformer erhebt in dieser ernsten, für die gesamte deutsche Zukunft entscheidenden Zeit seine Forderung einer bodenreformerischen Verwendung der Kriegsentschädigung und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaffung eines Heimstättengesetzes mit dem vollen Nachdruck, den die weltgeschichtliche Stunde ihr verleiht:

„Die Frage der bodenreformerischen Verwendung der Kriegsentschädigung zur Schaffung eines deutschen Heimstättenrechts steht als Schicksalsfrage vor uns auf."

Wir aber wollen in klarer Erkenntnis unsrer Pflicht nicht müde werden, diese Forderung bis zum Tage ihrer Erfüllung zu wiederholen.

Das ganze deutsche Volk steht brüderlich im Kampf zum Schutz des heiligen vaterländischen Bodens. Dem ganzen deutschen Volk muß er gehören!

**Melanie Ebhardt.**

## Der Ruf des Deutschen im Ausland.

Wir haben durch den Krieg erfahren, was wir andern Ländern wert sind: Eine Welt von Feinden umgibt uns, wir sind fast ohne Freunde. Als ob all unsre Leistung in Handel, Industrie und Technik, in Kunst und Wissenschaft nichts, als ob alle Bewunderung, die wir mehr und mehr fanden, auch die Anerkennung deutscher Großzügigkeit an Stelle der uns früher oft vorgeworfenen Kleinlichkeit, vergessen wäre. Wir sind ihnen wieder Barbaren und im höchsten Grade unsympathisch. Wie ist das möglich? Woher dies abfällige, unfreundliche und ungerechte Urteil? Ganz sicher ist der Hauptgrund dafür der Neid. Wir haben uns plötzlich, in wenigen Jahrzehnten, zu einer Größe entwickelt, mit der man unbedingt rechnen muß, während man seit Jahrhunderten gewohnt war, uns nicht für voll und wichtig zu nehmen. Man gönnt uns diese Stellung im Rat der Völker und unsern Platz an der Sonne nicht. — Sollten wir nicht zum Teil selbst schuld daran sein? Es ist immer heilsam, vor der eigenen Tür zu kehren. So fragen wir uns: Haben wir mit unsrer Größe auch Würde verbunden? Als ehrliche Menschen müssen wir antworten: Nein, in vielen Fällen nicht!

Wir waren noch nicht zum Bewußtsein unsrer Größe emporgewachsen und zum Bewußtsein dessen, was uns groß gemacht hat. Wir waren noch nicht erfüllt von stolzer Dankbarkeit für die Kraft, die in uns liegt, und die Rolle, die sie uns in der Welt zuweist. Es fehlte uns an Selbstbewußtsein. Darum konnten wir den Ausländern gegenüber nicht mit der Ruhe und Sicherheit auftreten, die unwillkürlich Achtung erheischt. Wir fühlten uns ihnen unterlegen und glaubten, so sein zu müssen wie sie sind, um uns ihnen gleichwertig zu fühlen, obgleich wir sehr wohl empfanden, tief im Grunde unserer Seele, daß wir dabei an sehr viel Tand, Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit unsere Verehrung und Bewunderung vergeudeten. So begannen wir, gewaltsam mit ihnen um den Besitz eines selbstsicheren Auftretens zu wetteifern, das wir ein beneidenswertes nationales Selbstbewußtsein nannten.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In unserer Seele wird es jetzt licht. Wir erkennen, daß unsere tiefste uneingestandene Ahnung richtig war, und daß diese Art von nationalem Selbstbewußtsein unsere Hochschätzung nicht verdiente. Denn es ist Selbstverherrlichung und Selbsttäuschung, beruht nicht auf ehrlicher Selbsterkenntnis und ehrlichem Wissen um das eigene Können und Nichtkönnen, sondern auf der anmaßenden, durch nichts berechtigten Behauptung, zur Weltmachtstellung berufen, für das Völkerrecht verantwortlich und allein im Besitz von moderner Kultur zu sein. Von Kultur! Wir streiten mit niemand um den alleinigen Besitz dieser Kultur. Wir überlassen sie ihm gern als sein Spezialgebiet und -eigentum. Denn w i r sind auf dem Wege, eine neue zu schaffen. Die alte ist vollständig zusammengebrochen. Sie hat sich als trügender Schein erwiesen. Endlich! Sie war nicht mehr ein Ausdruck unseres Wesens, sondern nur ein Maulkorb, durch den wir uns gegenseitig am Beißen verhinderten. Als er nicht mehr nützlich und zweckmäßig war, haben wir ihn abgelegt. Aber wir Deutsche haben ihn nie so selbstverständlich, ohne den geringsten inneren Zweifel getragen wie Andere. Und das ist der zweite Grund, warum wir so unbeliebt sind, und warum es den Neidern so leicht wurde, andre auf ihre Seite zu ziehen.

Unsre deutsche Kultur ist nicht so alt und nach allen Seiten aus- und durchgebildet wie die der anderen westeuropäischen Völker. Bei ihnen, besonders in England, sind in einer ziemlich regelmäßigen nationalen Entwicklung gewisse Formen des geselligen Verkehrs in Sitte und Gewohnheit festgelegt, die man annehmen muß, um als kultivierter Mensch zu gelten und in der Gesellschaft zugelassen zu werden, die sich auf diese Weise gegen Erschütterung und Störung ihrer Ruhe zu schützen sucht. Wir haben diese Formen nie in dem Maße besessen wie jene, sie sind unserer Natur nie so eigen gewesen wie der ihrigen. Einerseits ist das unser Glück. Es erhielt uns lebendig und wach für große, neue Gesichtspunkte der Lebensbetrachtung. Wie Nietzsche es ausdrückt: Für den Engländer ist die gegenwärtige europäische Moral noch nicht einmal ein Problem geworden! — Das war tief geschaut. Der Engländer ahnt garnicht, welch ein Riß durch seine Persönlichkeit geht und ihn zum heillos gespaltenen Doppelwesen macht: Allerweltsmissionar und Seeräuber. — Andrerseits hat uns dieser Mangel an bestimmten Formen des geselligen Verkehrs in der Beurteilung des Auslandes fast mehr geschadet als irgend etwas Andres; nicht ohne Grund und nicht ohne unsere Schuld.

Denn unser Verhältnis zu diesen Formen war ein doppeltes. Entweder wir versuchten, sie uns zuzulegen, oder wir glaubten, ihnen gegenüber unsere Eigenart und Ursprünglichkeit deutlich, bisweilen grob, hervorkehren zu müssen. Beides war verfehlt. Ersteres gelang uns, trotz aller Anstrengungen, nur unvollkommen, machte uns lächerlich und vergrößerte den Hochmut der Anderen, letzteres erschien ihnen einfach als unmanierlich, und das heißt auf dieser Kulturfläche ungebildet. Und das Ausland hatte recht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn gesellschaftlich gute Manieren auch gewiß noch nicht gleichbedeutend mit Bildung sind, so gehören sie doch zur Bildung im umfassendsten Sinne, und wer sie geflissentlich vernachlässigt, ist für die maßgebenden Kreise des Auslandes ein ungebildeter Mensch, den man mit Bedienten auf gleiche Stufe stellt. — Andrerseits mißfiel auch die Art, wie wir Fremdes nachzuahmen suchten. Wir spielten den Engländer und Franzosen, waren aber doch Deutsche. So erschienen wir unnatürlich, ja unzuverlässig. Diese Nachahmung fremder und zwar zum Teil besserer Sitten als der unsrigen war vom Standpunkt des Deutschen richtig und wünschenswert. Wir zeigten damit Verständnis für die dem wahrhaft Gebildeten selbstverständlichen Umgangsformen und bemühten uns, sie zur Ergänzung und Vervollkommnung unsres Wesens anzunehmen. Da dies aber meist nicht bewußt in dieser Absicht geschah, machte es den Eindruck serviler Unterordnung, der nun noch durch die allzugroße, oft an Unterwürfigkeit gemahnende Höflichkeit vieler unserer Landsleute, wohl einem Überbleibsel aus der Zeit der Leibeigenschaft, verstärkt wurde.

Auch ahnte man im Ausland instinktiv, daß diese Höflichkeit aus einem mangelnden Gefühl für den eigenen Wert, aus einer Art von Furchtsamkeit entsprang, also nur eine Schutzmaßregel, aber nicht eigentliche Charaktereigenschaft und Herzenssache sei. Man glaubte sie uns nicht recht, vermutete vielmehr psychologisch ganz richtig, daß dieser allzu höfliche Mensch sich eines Tages für seine Demut und Zwangsunterordnung wie ein rebellischer Sklave durch einen recht gewaltsamen Streich rächen würde. Das ist auch oft geschehen und hat uns, wenigstens in England, den Ruf des „mean German" (mean = gemein, niedrig, hinterlistig) eingetragen. Das Benehmen des deutschen, jüdischen Handlungsreisenden ist hierfür besonders verantwortlich. Man traut uns zu, daß wir anders sind als wir uns geben, nicht höflich, bescheiden, friedliebend, unterwürfig, sondern im Gegenteil bereit, bei günstiger Gelegenheit diese Maske abzuwerfen, um rücksichtslos, niederträchtig und brutal nur auf irgendeinen schäbigen Vorteil aus zu sein.

Dies ist nicht etwa eine nur für Englands Urteil über uns geltende Beobachtung. Das Gefühl der Unsicherheit einem Deutschen gegenüber ist mir auch in anderen Ländern von intimen Freunden, ruhig denkenden und uns nicht einmal feindlich gesinnten Männern, gelegentlich verraten worden. So auch jetzt anläßlich des Krieges. Ich betonte in einem Gespräch die deutsche Friedfertigkeit, die doch seit Jahrzehnten offen zutage läge und aller Welt bekannt sein müßte, und bekam prompt zur Antwort: „Aber man glaubt sie Euch Deutschen nicht." Man habe bei dem Deutschen immer das Gefühl, er werde plötzlich zum Säbel greifen. Ich verstand das erst nicht, allmählich konnte ich es mir zum Teil erklären. Denn es ist nicht zu leugnen, daß unserm Reserveoffiziertum und Studententum eine gewisse Erziehung zu übergroßer Empfindlichkeit und einem übertriebenen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Begriff von Standesehre anhaftet, und daß dies gewisse gesellschaftliche Umgangsformen mit sich bringt, die spezifisch deutsch sind und unbedingt zu unsern sogenannten guten Manieren gehören. Man könnte hier viele Einzelheiten erwähnen, die dem Ausländer furchtbar komisch, ja einfältig vorkommen, die aber für unsre sogenannte gute Gesellschaft so wichtig sind, daß der, der sich nicht streng an sie hält, Gefahr läuft, sehr grob angefahren zu werden, wobei man, wie mein ausländischer Freund sagte, gewissermaßen schon die Pistole knacken fühlt. Dies mag uns Deutschen übertrieben klingen. Tatsache ist, daß wir auf den Ausländer so wirken, und er kann sich für die Richtigkeit seines Gefühls und seines Urteils auf unsre Duellsitten und Ehrengerichte berufen.

Wir wollen von dem Tadel des Auslandes lernen und einsehen, daß manches Wahre darin liegt. Vieles wird jetzt von selbst besser werden. Wir werden uns wohl nicht wieder aus unangebrachtem Minderwertigkeitsgefühl mit ausländischen Federn schmücken. Wir sind wohl endlich stolz auf unser Vaterland und unsern deutschen Namen geworden. Wir werden auch das Äußerliche nicht mehr so betonen, daß es eine Verzerrung wird des Dahinterliegenden, wofür es nur die Form abgeben sollte. Wir haben ja das Dahinterliegende wiedergefunden, den Sinn der Dinge, der unserm Handeln und Auftreten Kraft, Sicherheit und Recht verleiht.

Damit muß auch die einseitige und falsche Vorstellung schwinden von dem, was uns als Drittes von den Ausländern besonders vorgeworfen wird: unser Militarismus. Sie werden erkennen, daß der geschmähte und gefürchtete Militarismus nicht in zopfigem und versklavendem Drill bestand und aufging, sondern daß er der Ausdruck einer erstaunlichen Befähigung zur Organisation und das Mittel einer dem Menschen höchst wertvollen Erziehung zu Gehorsam und Selbstverleugnung ist. Sie werden im Offizier nicht mehr den Säbelraßler verspotten, sondern den tüchtigen und treuen Menschen bewundern, der für sein Land, für Heimat, Weib und Kind sein Leben für nichts achtet. Und sie werden erfahren, daß unser Militarismus nicht der Herrschsucht und Ländergier dienen wollte, sondern uns durchaus notwendig war, um uns zu erhalten und um das, woran wir glauben, in die Welt tragen zu können.

Denn Potsdam und Weimar, wie man gesagt hat, sind die beiden Pole unsres Wesens. In ihnen haben wir verbürgt, daß wir kein Volk um sein nationales Selbstbewußtsein zu beneiden brauchen, wenn wir uns unserer Kraft und unserer Mission in der Welt bewußt werden. Die Zucht Potsdams und der Geist Weimars, das soll unsere Kultur, soll das Ziel jedes Deutschen und sein Ruf im Ausland sein.

Otto Mensendieck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Von leiblichen und geistigen Genüssen im Kriege.

Jetzt in Kriegszeiten wird viel über Essen und Trinken geschrieben; allerdings, wenn man die öffentlichen Bitten, man möge unsere Soldaten durch diese und jene Nahrungs- und Genußmittel unterstützen, durchliest, denkt man unwillkürlich, die heutige Anschauung über Ernährung und Lebensweise sei unbeeinflußt von den reformerischen Bestrebungen der letzten zehn Jahre geblieben. Vor allem zu verwundern ist, daß Alkohol in Form von Kognak, „kräftigen Weinen" und ebensolchen Bieren eine Hauptrolle spielt, nachdem die wissenschaftlichen Theorien über Nähr- und Heilwert des Alkohols längst über den Haufen geworfen sind, und nachdem unser oberster Kriegsherr in Mürwik jenes unzweideutige Wort über den Alkohol gesprochen hat. In einzelnen Lazaretten der Verwundeten wurde der Versuch gemacht, unsere tapferen Soldaten mit Milch und Obstsäften, Früchten und gutschmeckenden Getränken ohne Alkohol statt mit Bier zu beköstigen, aber da gab es meist unwillige Gesichter; man wußte ja, daß in den anderen Verpflegungsstätten Alkohol verabreicht wurde und hielt die auch heilkundlich gut begründete Abstinenz für eine Zurücksetzung. So kann nun auf jenen Stellen auf Wunsch Milch und Fruchtsaft verabreicht werden, aber die Regel ist, daß täglich Bier gegeben wird. Von den Gründen, die gegen die Verabreichung alkoholischer Getränke an Verwundete sprechen, sind die gesundheitlichen nicht die schwerwiegendsten; der Kernpunkt der Frage liegt in der Anschauung, die der einzelne Mann mitnimmt in seine Familie und in seine gesamte Umgebung. Er ist von neuem von dem Glauben erfüllt, Alkohol fördere die Gesundheit, gebe Kraft und Wärme, er sagt das seinen Kindern und handelt unter diesem Gesichtspunkt in gesunden und kranken Tagen. Das ist sehr schade, und es wäre jetzt gerade Zeit, mit alten Vorurteilen praktisch zu brechen. Man kann nicht verlangen, daß der einfache Mann es von selbst weiß, daß die Alkoholunsitte unsozial ist, denn ganz langsam löste er sich vor einigen Jahrzehnten, der Suggestion nachgebend, daß Alkohol und Fleisch die kräftigsten Dinge der Welt sind, von gesünderen Lebensgewohnheiten als den heutigen. Er ist natürlicherweise viel zu stark befangen in Meinungen, jahrelang gepflegt von wissenschaftlich Gebildeten, als daß er in kurzer Zeit lernt, vernünftiger und sozialer in den Dingen zu denken, die er zum Lebensunterhalt und Lebensgenuß fordert. In den jüngst verflossenen Friedenszeiten war manches gute Korn gesät worden — man denke nur an die Arbeit der Guttempler und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die des Pater Elpidius —; es ist nicht notwendig, daß der harte Krieg auch hier die junge Frucht vernichtet!

Die Ernährung im Feld ist bedingt durch die verfügbaren Nahrungsmittel; der Soldat muß manches Mal darben, manches Mal hat er im Überfluß zu essen. Vernünftige Anschauungen, wie sie gerade in den letzten Jahren des Friedens von lebensreformerischer Seite verbreitet wurden, geben dem Soldaten in diesen wechselvollen Tagen Gesichtspunkte, sich zurechtzufinden. Viele Verwundete lassen sich draußen und auf der Heimreise verleiten, die unglaublichsten Sachen durcheinander zu essen — teils aus Unwissenheit, teils vielleicht auch aus Freude am freundlichen Spenden; — sehr unangenehme Folgen, die ihnen unter Umständen das Leben gefährden, bleiben nicht aus. Während des Darbens draußen im Feld hat mancher unter der Idee, daß ein Mensch ohne Nahrung unter allen Umständen leistungsunfähig sei, ebenso gelitten wie unter dem Darben selbst. Die Auswahl unter den verfügbaren Speisen wird natürlich beeinflußt durch die Anschauung des Soldaten von seiner Friedenszeit her und durch die Meinung der Andern rings um ihn. Nicht Wenige ziehen blasses Weißbrot dem kernigen Schwarzbrot vor, wenn sie beides bekommen können; und wenn einer draußen im Feld sein Kommißbrot mit Backpflaumen, gefolgt vom zweiten Gang: Haselnüsse mit etwas Obst, verzehrt, wird sein Kamerad höchstens froh sein, daß ihm dadurch die „herrlichen Reichtümer" an Fleisch und Wein ungeteilt zur Verfügung stehen. In der Not läßt sich ja mancherlei, was sonst selten oder nie genossen wird, verzehren, aber es ist nicht immer Not, was unökonomische Ernährung im Feld bedingt, und auf alle Fälle wäre es von Nutzen in guten und schlechten Zeiten, das Wort Goethes in allen Schichten unseres deutschen Volkes zu ehren: „Das wahre Glück ist die Genügsamkeit. Und die Genügsamkeit hat überall genug."

Die Ernährung der Zivilbevölkerung im Krieg steht besonders stark unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Lage des Landes, sie steht in innigem Zusammenhang mit der Einfuhr und der Produktion. Es ist ja bekannt, daß der Präsident der französischen Republik in einem Aufruf an das französische Volk den Plan bekannt gab: die verbündeten Mächte sollen vermittelst der englischen Flotte die Verbindungen Deutschlands und Österreichs abschneiden, sodaß wir bei lebendigem Leib verhungern sollten. Nun, soweit wird es ja nicht kommen, aber es ist sehr ratsam, die Nahrungsmittel, die im Land sind oder da hervorgebracht werden, ökonomisch zu verwerten. Es muß hervorgehoben werden, daß in dieser Richtung verschiedene Stimmen laut wurden, ich erinnre z. B. an die „Denkschrift des Ärztlichen Kriegsausschusses in München", die

mir in der „Ärztlichen Rundschau" (München, Nr. 37) im Abdruck zu Gesicht kam. Sie fordert — und begründet das ausgezeichnet — u. a.: die Einschränkung des Verbrauchs von Weizenmehl, die stärkere Verwendung des Roggens, von dem Deutschland mehr, als es verbraucht, hervorbringt, die Mitverwertung der Kleie beim Backen, die starke Einschränkung des Fleischgenusses. „Eine mäßige Verminderung des Viehbestandes durch Schlachten von Stieren und Rindern dürfte sich für das Jahr 1915 empfehlen. Wir können dann einen Teil der Kleefelder, die bisher Viehfutter erzeugten, dazu benützen, Getreide für die Menschen anzubauen." Die Denkschrift fordert weiter, den Eiweißbedarf aus den lakto-vegetabilischen Nahrungsmitteln zu decken, vor allem ordentlich Gemüse anzubauen. Sie empfiehlt die „Übersicht über den Anbau der wichtigsten Gemüsearten" von dem kgl. Landesinspektor für Obst- und Gartenbau (bei Gotteswinter-München, Theatinerstr. 18, Preis 15 Pfg.). Des weiteren wird verlangt, die Herstellung des Bieres wesentlich einzuschränken, die Gerste zu nahrhaften Speisen zu verwenden und statt Hopfen Getreide anzupflanzen. Es wird sodann gefordert, die Kartoffeln recht reichlich für menschliche Nahrung anzupflanzen, ihre Verschwendung durch Tierfütterung und Spiritusfabrikation zu unterlassen.

Ich muß ferner auf eine auch im Verlag der Ärztlichen Rundschau-München erschienene 10 Pfg.-Schrift hinweisen „Billige und gesunde Ernährung in teueren Zeiten". Von einem Arzt (der Reinertrag wird zum Besten des Roten Kreuzes verwendet). Auf 8 Seiten wird die Bekömmlichkeit der fleischlosen Kost erläutert, und zum Schluß meint der Verfasser: „Wer aber den Übergang von den Fleischtöpfen Ägyptens zu einer fleischlosen Kost durchgemacht hat, der hat einen dauernden Gewinn davon, denn er hat gelernt:

daß der Magen nicht so anspruchsvoll ist, als man glaubt, wenn man ihn nur richtig erzieht;
daß man mit sehr wenig Geld auskommt, wenn man die Nahrung richtig zusammenstellt und gründlich verarbeitet; und
daß die vegetarische Kost keine Hunger- und Elendskost ist, mit der man sich eben am Leben erhält, sondern vollständig ausreicht, um sich gesund und leistungsfähig zu erhalten."

Äußerungen dieser und ähnlicher Art tun einem wirklich wohl, wenn man Tag für Tag in den Zeitungen der verschiedensten Städte den Schrei nach Fleisch, Bier, Branntwein, Tabak usw. vernimmt, besonders wohl, wenn solche reformierten Ideen von Ärzten ins Volk getragen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Tabak! Das ist ein wunder Punkt, ich glaube, man könnte in den Ruf eines Vaterlandsverräters kommen, wenn man jetzt gegen den Tabakgenuß Front machte! Ich persönlich gönne dem Soldaten seine Pfeife oder Zigarre gern, obwohl ich es für eine große Verschwendung halte, daß so viel Geld, gute Luft und sonst noch manches Gute verraucht wird, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß manche andere Liebesgabe dringender und heilsamer wäre als gerade Tabakprodukte. Es wird erzählt, daß mancher Nichtraucher draußen raucht, um sich den schrecklichen Geruch der Leichen von Mensch und Tier, der nicht selten herrscht, zu vertreiben. Ich mußte da an den Anatomiesaal denken. Als junger Mediziner erhält man auch den Rat, dort zu rauchen, um sich gegen mancherlei abzustumpfen; manchem fällt aber das Gemisch der Tabakluft mit den anderen Gerüchen noch mehr auf die Nerven, es genügt ihm eines völlig, und so blieben die meisten Nichtraucher ihrem Instinkt treu. Das Leidige an der Tabaksfrage ist die Verpestung der Luft für die Anderen, die nicht rauchen; das fällt meist im Freien weg, da sich der Rauch rasch verteilt. So gut man aber dem Einen einräumt, zu rauchen, müßte dem Andern gestattet sein, frei von Tabaksluft sein Dasein zu genießen. — Was mir an verschiedenen Pflegestätten unserer Verwundeten auffiel, war, daß bei herberer Witterung ein Tagraum eröffnet wird, der gleichzeitig Rauchsaal ist. Er hat also den Zweck, die Verwundeten, die sonst ins Freie gehen, während der Erholungsstunden zu sammeln; in ihm stehen Klavier oder andere Musikinstrumente, da liegen die Bücher und Zeitungen. Man sagt, jeder Vergleich hinkt; ich finde, dieser Vergleich zwischen frischer Luft und Erholungsraum hinkt besonders stark! Ob es nicht günstiger wäre, den Tagraum rauchfrei zu halten und ein kleineres Winkelchen im Haus für das Tabakkollegium einzurichten? Besonders für die innerlich Kranken mit Leiden der Atmungsorgane, Rekonvaleszenten der Lungen- und Rippenfellentzündungen, die in nicht geringer Zahl untergebracht sind, wäre es zweckmäßig, Musik, Literatur und Erholung ohne Rauch zu genießen, aber auch jeder Gesunde erholt sich so besser.

Musik und Literatur. Ein Strom von Freude geht durch die Herzen unserer Soldaten, wenn schöne Klänge durch den Saal des Lazaretts ziehen und Künstler den Kriegern eine Stunde der Kunst bereiten. Kürzlich hörte ich, als die Dämmerung hereinbrach, die Genesenen im Chor singen, das klang wie Eisen an Eisen geschlagen. Einige dichten auch, die Meisten lesen Kriegsgeschichten und verfolgen täglich auf der Landkarte die Kämpfe ihrer Kameraden. Sie alle sind sehr empfänglich für das begeisternde Wort,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man möchte fast sagen, sie warten auf neue Lieder, die aus dem heutigen Deutschland mit gleicher Lebenswärme und gleichem Feuerglanz geboren werden wie die Anno 1813. Sie würden sie alle voller Begeisterung singen. Da ist mancher herbe Wurzelgrund aufgelockert und mit neuer Sonne durchwärmt, da wird Mancher zum Dichter und würde dabei lachen, wenn man es ihm sagte. Man meint manchesmal — doch wer kann das sicher sagen —, daß der Eine oder Andere dächte wie jener pommerische Grenadier 1870: „Wie danke ich meinen Eltern, daß sie mich beten lehrten. Ich bin getrost. Gottes Wille geschehe", nur das weiß man, daß er im Frieden solche Gedanken nicht hatte.

Wir leben in einer großen, reichen Zeit, denn viele Menschen wurden Helden; viele wurden wieder jung und empfänglich für Ideale. Das ist eine kostbare Frucht des Krieges. Während des Kampfes bleiben diese edlen Regungen lebendig; mögen sie so stark werden, daß sie im Frieden weiterwirken müssen. Wenn nach dem Sieg im Feindesland die Helden im Volk siegen, wird Kraft da sein, um stark und klar zu sein im Siegesrausch, um im Reichtum und Glanz einfach und natürlich zu sein, um eine harmlose, reinere Lebensfreude zu erwecken, die in den „guten Zeiten" verloren war. Wenn die Helden im Volk siegen, wird es auch vorwärts gehen in den deutschen Erneuerungsgemeinden; es ist dann ihre Pflicht, vereint als eine große Macht, alles lebendig zu halten, was jetzt im Volk erwacht, damit es einen gesunden Frieden wahren kann.

**Dr. med. Heinrich Meng.**

# Aus dem Kriegstagebuch eines sächsischen Infanteristen.*)

. . . . . .

. . . . . .

12. August. Nun beginnen die gefürchteten Anmärsche. Heute muten sie uns nur wenige Kilometer zu. Die neuen Sachen reiben, das gelbe Lederzeug ächzt. Peinlich wird auf Anzug und Gliederordnung gehalten. Wie hat sich Mancher verrechnet, der glaubte, im Kriege löse sich die Friedensarbeit auf.

---

*) Es handelt sich hier nicht um ein Tagebuch im eigentlichen Sinne des Wortes. Wie der Leser sehr bald bemerken wird, hat der Verfasser die Aufzeichnungen nachträglich — während seiner Genesung im Lazarett — gemacht.

Der Abdruck erfolgt mit ausdrücklicher Genehmigung des Stellvertretenden Generalkommandos des IX. Armeekorps. **Vortrupp.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anstrengung gibts, immer quer durchs Gebirge; hat der unendliche Zug eine Höhe erklommen, gehts wieder hinab in die Tiefe. Die Dörfer sind noch deutsch. Leute drängen mit Eimern frischen Wassers, Kaffee, Limonade an. Der eine unliebsame Tagesgast hielt sich oft bei uns auf: Sonnenhitze; weniger sein Gegenpart: Nachtregen.

Hier wird die Eigenart des Infanteristen zur Klage, deren Ursachen naturwissenschaftlich nachzuspüren sind. Es leidet ungeheuer bei ihm unter dem Drucke seiner Ausrüstung die Seelentätigkeit. Ich habe bei fahrenden und berittenen Truppen einen leichteren, witzigeren und verwegeneren Geist gefunden, als bei uns. Oft zwei, ja drei Kolonnen nebeneinander auf staubiger Straße. Die Lungen arbeiten langsam, schwer. Die Poren der Haut verdrecken, die Unterkleidung naß. Tagelang keine Möglichkeit, befreiendes Wasser zu bekommen. Nur die Fähigkeit der Ausdauer bewahrt die Frische des Denkens. Mein immerhin schwacher Körper hat viel der Phantasie geschadet. Nicht ein flotter Reim ist möglich gewesen, immer das bleierne Verlangen: Ruhe, Ruhe. Der Tag brachte uns in das kleine Nest S....

Später lernte ich erst schätzen, was es heißt, in einer Scheune schlafen können..... Die große Erziehungsarbeit des Krieges hatte begonnen: Entbehrung bis zur Kulturentwöhnung.

Dieselbe Straße waren schon viele sächsische Bataillone gezogen, sonderbarerweise über S.... immer die ersten Bataillone. „Die großen Sachsen", murmeln staunend die kleinen Gebirgler in ihrer Mundart. „Die großen Sachsen."

13. August.....

Die Verpflegung blieb immer dieselbe: aus der Feldküche. Brot übergenug vorhanden.

Die Feldküchen haben unschätzbare Vorteile, wenn der Bagageführer intelligent genug ist, durch alle Stockungen hindurch rechtzeitig bei der Truppe zu sein, was unsrer nicht war. Doch das Lied des Hungers singe ich noch.

14. bis 17. August fasse ich zusammen. Orte sind mir in Erinnerung: W... mit einem schönen Hospital, U..., da uns der Marketender erreichte, den sie um paar Schachteln Zigaretten und Schokolade fast zerrissen. Für 50 Pf. erhielt man Speck wie zwei Finger groß. O, wie golden die Zeit, da man überhaupt noch etwas zu essen hatte. Sonnabend fand, nachdem sich größere Truppenverbände gebildet, der Vorbeimarsch vor dem Kommandierenden General statt. Niemand rüttelte am Anzug wie bei Besichtigungen, staubig Stiefel und Gewehr.

„Guten Morgen, 2. Kompagnie!" „Guttn Morn Exzellenz!" Die Laute verwischt, ein einziger Hall, aber nicht staubig; frisch wie das Wasser im Wald.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abends Quartier in W. . ., drei, vier Güter und eine Kirche auf dem Berge, im Tale ein Bahnhof, immer die ungeduldige Frage auf der Zunge: „Wie weit zur Grenze?"

Zwei Tage Rast waren uns beschieden. Ausgenützt zu gründlichem Waffenreinigen, kleinen Gefechtsübungen, Unterricht und dergl. Am 17. war Feldgottesdienst. . . . . .

Immer eigenartiger werden die Bilder. Eine große, etwas sumpfige Talwiese, rings Höhen, auf der Straße lärmende Bagagewagen. Bataillon an Bataillon, auf einer Seite der grüne Altar. Noch stehen wir am Anfang der Arbeit: grüner Altar, Hoffnung! Altar im Waffenschmuck. Gewehrpyramiden und Kriegstrompete. Seitlich war unsere Regimentskapelle aufgestellt. Rechts und links die höheren Offiziere. Unser Divisionskommandeur im kräftigen, weißen Schnurrbart, das rechte Bein etwas vorgestellt. Gegenüber unser Oberst, der große starke Mensch, der seine Offiziere um Haupteslänge überragt. Eintönig die Farben, schmucklos, aber lebhaft die Gesichter, erwartungsvoll, was der Mann sprechen wird, der hinter den Altar tritt, mit Südwester und schwarzen Lackstiefeln, ein silbernes Kreuz um den Hals, der Feldprediger. „Ein Wunderbares hat der Krieg gebracht", begann er, „einmütig steht unser Volk da." Er sprach davon, wie die Heimgebliebenen uns mit ihrem Segen begleiteten. „In all unserm Tun soll die Stimme der Menschlichkeit mitsprechen." Erwacht die Bestie in uns, das ist gemeine Kampfart. Nie soll es heißen, ein deutscher Mann rühre am fremden Weibe."

18. August. Dieser Tag brachte die ersehnte Grenze. 9,30 Uhr nach L. . ., also noch Freundesland. Landwehrleute in blauer Uniform hielten Bahn und Dörfer der Etappen besetzt. 12,45 Uhr mit einem „Siegen schlechtweg" nach Belgien. Der irrt, der meint, es ändert sich alles mit einem Schlage. Die Herden und Leute schauen einem nach wie vor dumm an. Die ersten Dörfer sind aber klüger gewesen, als die Leute an der Maas. Oder ist ihnen keine Zeit geblieben zu Mordtaten? . . .

19. August. Schon düstere Bilder. Der wahnsinnige Versuch der Bevölkerung, unsern Einmarsch zu stören. Wie auf allen Straßen Welschlands, keine Obstbäume, sondern Fichten, Linden, Ahorn, und diese meist stattliche Bäume. Man entsinne sich des Bildes, da Bismarck Napoleon bei Doncherie begegnet.

Diese Alleen haben die Belgier umgehauen und im Schweiße ihres Angesichts wieder abräumen müssen. Die faulenden Stumpfe werden sie dauernd an ihren Blödsinn erinnern.

Zwei Stunden ging es talab, die herrlichste Landschaft. Ähnliches habe ich nur im Saaletal und im Zschopautale gesehen. Abends Rast in M. . . Die Bilder der Dörfer wurden immer welscher, unsauberer. Um der ewig gleichen Kost unserer Feldküche (die Schuld lag am beschränkten Koch, andere haben Delikatessen fertig gebracht) — Reis — aufzubessern,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde in allen Winkeln nach Eiern, Speck, Obst usw. gespürt. Die Leute waren schlau genug, uns das freiwillig zu bringen, so erhielten sie wenigstens klingende Münze, und die reichlich. Geld hatte keinen Wert. Auch unter uns ist nie verkauft, stets geschenkt worden . . . . . Wenns im Frieden doch auch so wäre! So schwanden allmählich die Begriffe von Mein und Dein, kein unsittlicher Vorgang, eine Folge unserer Lage. Es mögen auch Fälle vorkommen, daß unnötige Wertsachen mitgehen. Krieg ist Krieg. Und die Einwohner sind dumm genug, davon zu laufen. Geld hätten sie immer bekommen.

. . . . . .

23. August. Das Nachbardorf war völlig ausgebrannt. Mörderische Einwohner haben es veranlaßt. In der Regenjauche lagen sie erschossen — Gesindel —. Ein schreckliches Bild: brennende Häuser bei Nacht. Schrecklicher noch der Zug der Bestien, die an uns vorbei mußten. Erst, auf Wagen zusammengepfercht, Weiber und Kinder, heulend und zähneklappernd; wohl mögen Unschuldige dabei sein. Ihren Mienen kann niemand trauen. Verlottert das Haar, winzig die Stirn, das Auge unruhig, der Mund hämisch breit gerissen —. Dann der Zug der Männer; hüben und drüben aufgepflanztes Seitengewehr. Dasselbe Bild: die welschen Holzschuhe, die Hose durch Gürtel gehalten, ein schmutziges Hemd, noch schmutziger die Gedanken hinter den buschigen Brauen, — wie sie ziehen, immer Hände hoch. Nacht, Flammenschein . . . . . .

Was wird aus dem Gesindel? Unsere Kugeln sind zu gut, wer mag solch Zeug niederschießen!

Mit dämmerndem Tage wurde Schützenlinie gebildet und auf den Höhen vor D. . . . verschanzt. Das war nur Scheinstellung; wir stellten uns im Park auf, der sich am steil abfallenden Ufer hinzieht. Es dauerte nicht lange, da platzten die Granaten in den alten Löchern, die ein Flieger gemeldet. Infanterie konnte der Bäume halber nicht schießen. Da tobte der Artilleriekampf, unsere Fußartillerie hat arg gewütet und uns Luft geschafft. Es ist kein gerade angenehmes Gefühl, zwischen den feuerspeienden Kolossen zu liegen. Als die ersten Granaten hinter uns platzten und wir unter dem Luftdruck unsrer feuernden Mörser standen, duckten sich alle; Mancher glaubte, sein Stündlein gekommen. Später war es unser täglich Konzert, es drehte sich kein Mensch mehr danach, wenn nicht gerade ihm Staub in die Augen spritzte.

Die Stellung wurde sturmreif. Pioniere voran mit Handgranaten. Dann nehmen wir die gegenüberliegende Front ins Auge. Erst der bedenkliche Abstieg. Wegen wurde ausgewichen, Bäume durften nicht berührt werden, um den Zug nicht zu verraten. So rutschten wir auf dem Hosenboden. Erst eine Patrouille vor, die Brücke zu erkunden. Erster Halbzug, Leutnant Boissilier führt, ein Draufgänger, ehrgeizig, dringt vor und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stürmt ins Maschinengewehrfeuer. Die Brücke wollte er haben, er blieb und zehn Mann.

Von der anderen Seite drangen die Grenadiere ein. Wie prasselte es aus den Fensterläden. Eine Salve tut ihre Wirkung, die Flamme auch. Weiter. Tür für Tür erbrochen, da kommen sie händeringend, Männer, Weiber, Kinder, Flinte und Revolver liegen nicht tief versteckt. Zwanzig, dreißig Mann zusammengetrieben, eine Salve genügt. Unkluges Volk! Weiter ist nichts zu sagen. Geht der Patriotismus so weit, daß wir die Genfer und Haager Abmachungen ändern müssen? Wer drängt uns Krieg mit wahnsinnigen Bürgern auf? Wer sind die verantwortlichen Hetzer? Priester? Presse? Regierung? So gings bis zum Abend. Aus Kaminen haben wir Leute geholt und aus Schleusen.

. . . . . .

. . . . . .

24. August. Kanonendonner war am Morgen nur aus der Ferne hörbar. Pioniere hatten eine Schiffsbrücke geschlagen, und die . . . Division setzte vor uns über. Mein Zug wurde in die zertrümmerte Stadt geschickt, etwaige Verwundete zu retten. Also in das Meer des Grauens hinabsteigen. Unbeschädigt war kein Haus, die meisten in Schutt und Asche. Unser Weg mündete in einen großen Hotelgarten. Die oberen Stockwerke ausgebrannt. Die riesenhaften Spiegel und Fensterscheiben gesprungen, die weißen Möbel, Tische, alle Marmortafeln zerbrochen. Auf die Straße. Unsre Füße verwickeln sich in abgefallene Leitungsdrähte. Fast vor jedem Hause liegen verkohlte Leichen, Bewohner und Kameraden durcheinander. Stücke vom Stiefel, Helm und Tornister weisen den Kameraden aus. Ruhegräber schaufeln die nach uns. Glühenden Balken ausweichend, ganze Straßen meidend, arbeiten wir uns vorwärts. Hier können wir einen Dienst tun. Die Sterbemarke mit dem schweren Brustbeutel abnehmen. Eine alte Frau irrt umher, wie ein Wunder gerettet. Aber sonst keine Spur von Leben mehr. . . . . .

Auf der Höhe wieder das alte Bild. Ein Gutsbesitzer, dem Gehöft nach zu urteilen, schwer reich, schießt eine Dragonerpatrouille ab. Fünf Gäule liegen aufgedunsen im Garten. Auf dem Stuhle haben sie ihn erschossen; nebenan bewachten Grenadiere gefangene Franzosen, an 50 Soldaten und 100 Bürger.

Am Nachmittag sollten wir zur Kompagnie stoßen, ohne ihre Marschrichtung zu kennen. Es war eine böse Irrfahrt, die etwas gemildert wurde durch . . . . . Gelegenheit zum Waschen und das Eintreffen der Feldpost. Wir zogen oft an Artilleriekolonnen vorüber. Zwei Schüsse. Einem biederen Fahrer fliegt der Helm vom Kopfe. Die Übeltäter, drei Personen mit rauchenden Gewehren in der Hand, aus dem nächsten Hause hervorgezerrt. „Setzt euch!" „Déposé!" Drei Schüsse. Erledigt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abends fanden wir die Kompagnie. Rasch den üblichen Reis geschlürft und zum Weitermarsch fertig. Doch ein paar Stunden durften wir uns im Straßengraben Bequemlichkeit gönnen, denn die Maasbrücke wurde langsam passiert, und so stockten die Kolonnen.

25. August. Um 1 Uhr früh zogen wir über die Brücke und krabbelten den steilen Hang hinan, die Arbeit unserer Artillerie bewundernd. Bis 4 Uhr setzte ein Eilmarsch ein, der manchem die gute Laune verdarb, ohne daß er ahnte, daß die eilige Verfolgung noch acht Tage unter ganz andern Umständen dauerte. Von 4—6 wurde uns Ruhe gegönnt, in derselben Eile. Bagage folgte nicht. — Erster Tag ohne Proviant. Doch der Magen wurde betört durch die Bilder, die sich dem Auge boten: die Spuren eines fliehenden Heeres.

Der fliehende Franzose wirft erst seine Munition weg. Patronen je acht Stück in Pappe gewickelt. Dann das Gewehr, ähnlich im Aussehen wie unsres, leichter gebaut, ein hohler Schlag und der Kolben splittert. Dann folgt der üble Tornister, ein besserer Pappkarton, dem der Regen übel zusetzt. Retten will er nichts, obwohl todhungrig (zum Essen lassen wir ihnen keine Zeit), läßt er die eiserne Portion darin. Dann wirft er Käppi und den langen Rock weg, der manchem Kindtaufsvater gut stehen würde. Zuletzt Hemd und Schuh — im nächsten Dorfe glotzt er uns als guter Zivilist an, dumm und frech.

Den Durchschnittsfranzosen, wie ich ihn kennen gelernt, kann jeder Deutsche herzlich verachten. Moralische Eigenschaften hat er nicht, Männlichkeit am wenigsten. Zum Beispiel seine Kampfart. Er hat sich uns nie in offener Feldschlacht gezeigt. Dicke Forts, Wald und Nacht sind seine Bundesgenossen. Der eine Offensivstoß bei M.... ist auch wirkungslos abgeprallt. Stets gräbt er sich tief ein und schießt seine Patronen hinaus, daß er sie los wird, den Kopf zieht er ein und drückt ab, alles Hochschüsse; am meisten Respekt hat er vor unserm aufgepflanzten Seitengewehr und unserm Hurra.

So sah es die ganze Straße aus. Dazu im Stich gelassene Artillerieprotzen, Munitionswagen. Kanonen verstecken sie aus Schamgefühl hinter dem nächsten Busch.

Die Tage waren heiß. Eilmarsch von früh bis Abend. 10 Uhr ins Biwak. Zelte haben wir nie aufgeschlagen. Jeder in Zeltbahn gewickelt, oft zu müde, den Mantel anzuziehen, sinkt er um, wo er steht, Gewehr im Arm, bis ihn der erste Morgen weckt.

.....

.....

28. August. Was suchte ich im Kriege? Das große Ereignis, das den Menschen für sein ganzes Leben bestimmt, das Ereignis, das endlich einmal die Einheit meiner Natur herstellt, die sich in Seelenkämpfen zersplittert, die unzufrieden mit sich selbst ist. Ich suchte im Kriege das tief-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

furchende Erlebnis, die befreiende, lösende Tat. Und ich habe nicht gewußt, daß eine starke Seele dazu gehört, ein aufrechter Wille. Nicht die Größe der Erscheinungen, die auf uns einwirken, ändern die Menschen, vielmehr der selbstergreifende Geist, der von innen heraus schafft. Und ich wurde gewahr, daß nur die Selbsterziehung, die allen Unwillen niederkämpft, mich dahin führt, und daß der Krieg dazu die furchtbarste Gelegenheit. Wir sind schwach genug gewesen, ohne Freudigkeit das Geforderte zu tun. Diese Tage haben uns noch nicht zu Männern gemacht. Der Krieg hatte sein zweites Mittel an uns vergeudet! Hunger, Überanstrengung. Der Mensch ist schwerer als Stein zu bilden. Achtet mir den guten Erzieher! Und ihr, die ihr von uns redet, denkt durch die Ereignisse hindurch, nehmt nichts Fertiges, seht, wie sich die Menschen langsam entwickeln zur Selbstüberwindung.

. . . . . .

29. August. Der Tag brachte dieselbe Forderung, und unsre Seele blieb dieselbe.

Der Marschtag schließt die Ardennenlandschaft ab. Sucht die ödesten Winkel Deutschlands zusammen, und ihr habt die französischen Ardennen. Der Wald zeigte nur Kiefernbestände, die sind dürr und arm, die Weide saftloses Schmielengras, die Hülsenfrucht ohne Mehl. Darüber ein farbloser Himmel. Der Häuserbau ähnelt dem italienischen Gebirgshaus, Liederlichkeit ohne die malerische Natur des Südens. Ausbesserungen sieht man nicht. Wie es Urgroßvater gebaut, steht es heute noch. Das Erdgeschoß zeigt meist eine nicht allzu große Stube, Küche und Kammer eins, wahrscheinlich eine Folge von Kinderarmut. Treffliche Ofen habe ich immer gefunden; entweder speist der Franzose gern, oder er liebt behagliche Stubenwärme. In keinem Hause fehlen die berühmten französischen Kamine, in die wir der Speckseiten wegen besonders lugten.

Ärmlicher kann sich der Franzose nicht kleiden, als wie er auf der Straße steht! Hose und Hemd, schmutzig Gesicht und Haar. Deutsche Kinder würden ihn gröhlend verachten wie unsere Landstreicher. Nachlässig sind seine Gärten und Felder behandelt. Als ich die sauberen Ackerfurchen der deutschen Erde wiedersah, wußte ich, woher wir unsere Kraft haben, und daß Deutschland mein Vaterland.

Um die Ardennen keinen Tropfen deutschen Blutes vergießen.

. . . . . .

. . . . . .

6. September. War der Sonnabend Ruhetag, so der Sonntag Marschtag, wie immer die Tage des Herrn Besonderes von uns verlangten.

Früh passierten wir Marne und Marnekanal. Dieser ist lange Strecken schnurgerade angelegt, von hohen gleichmäßigen Bäumen begleitet. Der Reiz der Perspektive und der Schatten erinnerten mich an irgendein Bild, das dieses Motiv verwandt. [Die Stimmung würde Böcklin zurecht treffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dann erreichten wir die breite Heerstraße nach C...., wohl 15 km waren es, die wir ohne Pause im fröhlichen Marschtakt zurücklegten. An der äußeren Stadtgrenze schwenkten wir aber kurze Zeit nach Westen, um auf kleineren Straßen südwärts zu stürmen. Eilmarsch war es, der die eigne Truppe aufrieb. Nach einem kleinen Wasserhalt ununterbrochen den Nachmittag hindurch bis abends. Als die Gewehre standen, neuer Befehl, neue Hast, von einer Hoffnung zur andern geschleppt. Die ganze Nacht hindurch. Die Offiziere bettelten bald: „Kinder, haltet euch noch!" Bald suchten sie die Wankenden mit Gram und Groll vorwärts zu treiben. Sie haben alle ausgehalten bis zum äußersten. Da sie reihenweise umsanken, wurde drei Stunden Rast gemacht.

Der Krieg erzieht langsam aber sicher. Der Mund Vieler blieb stumm; ob sie aufrechter Sinn verschloß, kann niemand wissen. Aber es brachten auch Etliche Brocken dürren Humors, das erste Anzeichen der Selbstüberwindung. Die Äußerung des Humors ist immer eine schöpferische Tätigkeit der Seele. Der Humor ist lustbetont. Unlust war das Murren, die doppelte Last auf dem Rücken.

Wohl zwingt die Granate, die meinen Nachbar tötet, zum Gebet, wohl fordert der Sturmruf der Trompete alte Tapferkeit, wohl auch führt blutiges Elend zur Kameradschaft, und der Anblick der Verwüstung mag Lebensregeln der Liebe Kraft geben. Die furchtbare Bedeutung des modernen Krieges liegt in der Selbstüberwindung. Darin liegt sein sittlicher Wert und seine Daseinsberechtigung. All die schönen Tugenden, die den alten Krieger zieren, treten zurück vor dieser erhabenen Selbstüberwindung. Und das menschenwandelnde, große Ereignis und tiefe Erleben, es blieb aus, und ich war enttäuscht, weil ich nicht wußte, daß der moderne Krieg langsam, eisenpackend, notwendiger erzieht, als es sich Rousseau jemals träumen ließ.

. . . . . .

. . . . . .

9. September. Eine Greueltat der Franzosen ist festzuhalten. Sie schießen gern auf unsere Lazarette. Erster Verbandsplatz war die Schule, von der blieb nichts übrig, die Ärzte siedelten auf den sicherer gelegenen Bahnhof über, auch der wurde beschossen. Und das Greulichste geschah in der Kirche, da lag ich mit.

Früh 5 Uhr schlug die erste Granate in die Sakristei und verletzte Einige am Kopf. Alles drängte dem Ausgange zu, — gegen 100 Mann lagen in der Kirche, auch Viele mit Beinwunden, die nicht gehen konnten, waren da. Auf die Straße wollte auch niemand, da sie im bestrichenen Raume lag. Da brach eine zweite Granate das Steingewölbe herab. Gegenseitig stieß man sich an den Wunden. Hilfloseren Jammer habe ich nie gesehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bis zum nächsten Dorfe rückwärts mußten wir uns helfen so gut es ging. Da alle Artilleriekolonnen zurückgeschickt wurden, bekamen wir ein Beförderungsmittel, aber ein furchtbares. Auf eingedrückten Wagenplanen mit empfindlichen Gliedern und Nerven zehn Stunden hocken, das hat noch eine schwache Stunde gegeben, die aber jeder Seelenarzt entschuldigt.

. . . . . .

. . . . . .

G. K.

# Zwölf Kriegsregeln für Daheimgebliebene!

1.

Beginn den Tag mit der Frage, ob du es wert bist, daß deine Brüder vor dem Feinde deinetwegen Blut und Leben opfern.

2.

Hast du die richtige Antwort darauf gefunden, so wird es dir nicht schwer fallen, zweckloses Kritisieren und Verurteilen Anderer zu unterlassen, und du hast damit deine Umgebung von einem der Übel dieser Welt erlöst.

3.

Infolgedessen wird dir nichts anderes übrig bleiben, als alle deine Empfindungen, in denen du bisher an der Welt und an deinem Volke etwas auszusetzen hattest, in solche des Dankes zu verwandeln, des Dankes dafür, daß du einer solchen Zeit und einem solchen Volke überhaupt angehören darfst.

4.

Der Weg vom Danke zur Tat ist nicht weit; er geht aber bestimmt nicht zuerst über den Mund, sondern über Seele und Hand. Wenn es also in einer großen Zeit der Hingabe deine Hand noch juckt zum Nehmen und deine Seele für Geschäfte feil ist, dann erkennst du daran, daß du eben diesen Weg nicht gegangen bist, sondern den des Judas, und du mußt dich Verräter an deinem Volke nennen lassen.

5.

Wer seine „Interessen" und sein Leben schont, pflanzt sich selber damit die Wurzel alles Übels ein. Die Wurzel wächst sich zum Baum aus, an dessen Zweigen Judas sich eines Tages erhängt. Selbstsüchtiges Leben — verlorenes Leben.

6.

Du bestiehlst dich und dein Volk, wenn du nicht an deine und seine höchsten Ziele glaubst. Für alles, was ein Mensch verlieren oder unge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rechterweise sich aneignen kann, kommt eine Zeit des Ausgleichs, aber der Zweifel ist ein so furchtbar fressendes Kapital in deiner Seele, daß du den Schaden, den du deiner Zeit damit zufügen würdest, nicht wieder erstatten kannst. Also reiße auch den letzten Zweifel aus deinem Herzen; erst dann gleichst du dem Lande, das seine Festungen in Stand gesetzt hat.

7.

Sobald du so innerlich mobil machst, bekommst du auch Kriegserklärungen. Wendest du dann in dem Kampfe nicht geringere Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit, Schärfe und Gewandtheit auf, als sie unser Heer im Felde auszeichnen, so wirst du nie in die Lage kommen, deine Bekanntschaft besorgt zu fragen: Nun, was meint ihr, werden wir wohl siegen?

8.

Triffst du jemand, der dir eine schlechte Nachricht mitzuteilen hat (denn Kämpfer sein heißt nicht, sich gegen den Empfang ungünstiger Mitteilungen versichert zu haben), so vergegenwärtige dir, daß du dich damit in günstigster Weise der Lage deiner Brüder im Felde näherst, deren Losung immer lautet: Ran an den Feind!

9.

Dann wirst du wohl auch einsehen, daß man sich Eiserne Kreuze nicht nur im Osten und Westen, sondern auch im Zentrum verdienen kann. Ebensowenig kann es dir dann schwer fallen, zu begreifen, daß Feigheit vor dem Feinde daheim nicht minder die Kugel verdient wie im Felde.

10.

Ob die Kreuze, die du mitgeholfen hast zu erwerben, an eine andere Brust geheftet werden, darauf kommt es schließlich ja nicht so sehr an. Wir alle sind doch eins, und die Kreuze bleiben — in der Familie. Bist du selber etwas wert, so liegt dir mehr daran, dich zu freuen, daß du so viele ebenbürtige ausgezeichnete Brüder hast.

11.

In diesem Gefühl wirst du wissen, daß des Deutschen Schwäche niemals in der Überzahl seiner Feinde zu suchen ist, und so kann dir auch um den Ausgang dieses Krieges nicht bange sein. Bereite dich aber beizeiten vor auf den großen Einigkeitszerstörer, der seine Batterien auffahren wird, sobald der Krieg aus ist. Selbstlos, edel, hilfreich und gut zu sein und zu bleiben im Frieden ist viel schwerer als im Kriege.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

12.

Wenn du bereit bist, dein Leben lang den Krieg bis zur Vernichtung gegen den Drachen Selbstsucht zu führen, dann kann es bald wahr werden, daß am deutschen Wesen die Welt genesen wird. Der letzte Sinn unserer Siege ist nicht die Unterjochung der Völker, sondern die Befreiung der Geister.

Wilhelm Müller.

# Was andre sagen

**Eßlinger Tageblatt, Nr. 214 vom 12. September 1914.**

Die Verpflegung der Truppen im Felde. — Praktische Liebesgaben. Von Walter v. Gizycki.

„In alter Zeit, als man noch nicht unser heute allgemein gebräuchliches Brot zu backen verstand oder doch nur selten brotähnliche Speisen aß, boten „besonders für weite Märsche" den besten Ersatz bei manchen Völkern leicht angeröstete Körner, Weizen, Gerste und dergleichen. Im übrigen war auch die Herstellung des Brotes eine sehr einfache. Man legte den mit Händen gut ausgewalzten Brotteig auf erhitzte Steine oder Metallplatten und hatte so in wenigen Minuten die fertigen, äußerst wohlschmeckenden dünnen Brotfladen. Heute noch pflegen die Araber und Fellachen in vielen Gegenden des Orients ihr Brot auf die einfache Art und Weise zu backen. Dieses Brot hält sich gut aufbewahrt mehrere Tage lang frisch. Es wäre sehr zu empfehlen, wenn an die Soldaten im Felde für den Fall, daß Mangel an Brot sich bemerkbar machen sollte, als bester Ersatz dafür entweder geröstete Körner, Knorrsche Haferflocken oder ähnliches, als eiserne Kriegsrationen verteilt würden; das wäre nahrhafter, schmackhafter und dabei erheblich billiger als Zwieback. Da und dort soll es schon jetzt an gesundem, kräftigen Brot fehlen. Wer einmal den Versuch gemacht hat, wird stets gern wieder unterwegs rohe Haferflocken essen. Es wäre auch gut, wenn die Leitung der deutschen Heeresverpflegung derartige Brotfladen als Kriegsbrot im Felde backen ließe, jedes ungebeutelte Mehl eignet sich dazu.

Vor Jahren bei den Kriegen in Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina, so wird berichtet, als die Einwohner dort sogar die Brunnen vergiftet hatten, sollen die österreichischen Soldaten als bestes Mittel gegen Hunger und Durst getrocknete Zwetschgen viel gegessen haben, indem sie an denselben lange im Munde heruntergekaut haben. Auch heute wäre es sehr empfehlenswert, wenn wir . . . . an Verwandte und Freunde im Felde in Feldpostbriefen am besten haltbare Musterbeutelgetrockneter Zwetschgen oder Haferflocken als Liebesgaben senden würden. . . . . Der Schreiber dieser Zeilen sendet . . . Hunderte von solchen nützlichen und nahrhaften Liebesgaben aus einer bescheidenen, für solche und ähnliche Zwecke dem Verein zur Gründung ländlicher Heimstätten gestifteten Spende an die ihm aufgegebenen Adressen, solange die vorhandenen Mittel ausreichen, kostenfrei ins Feld und ist zur Annahme weiterer Adressen, besonders minderbemittelter Volksgenossen jeder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeit bereit. In unseren obstreichen Gegenden Deutschlands aber sollte man möglichst viel Obst, Äpfel, Birnen und Zwetschgen dörren, anstatt daß man diese wertvollen Früchte zu Most und Schnaps verarbeitet. Möchten das jetzt recht Viele tun, dann wäre unsern wackeren Volksgenossen im Felde und dem Lande selbst rasch geholfen."

# Rund um uns

† **Dr. Dessauer.** Aus München kommt die Trauerbotschaft, daß Dr. med. Alfred Dessauer vor dem Feinde gefallen ist. Der als einer der wagemutigsten und erfahrensten deutschen Hochtouristen bekannte Arzt hat seine auf zahllosen kühnen Bergfahrten erworbene und gestählte Kaltblütigkeit und Verachtung der Gefahr nun durch den Tod für das Vaterland bewährt und zu schönstem Heldentum geadelt.

Wir verlieren in ihm einen unserer begabtesten Mitarbeiter und einen guten Freund. Wir werden ihm ein treues Gedenken bewahren. – **Vortrupp.**

**Ein Brief an die Deutschen.** Deutsche, ihr habt ein herrliches Werk vollbracht. Den Teufel des ausländelnden Fratzentums habt ihr zum Tempel hinaus gejagt mit kernigem deutschen Wort. Auf euch selbst habt ihr euch besonnen. Eure Sprache, euer heiligstes Volksvermächtnis, habt ihr frei gemacht von dem Tandwerk fremden Geränks. Was Jahre zäher Mühe nicht vermochten, das ist der Segen geworden des ersten Blutstreichs dieses Krieges.

Doch tut nicht halbes Werk; tut alles oder nichts! Ihr seid ein würdiges Volk zu solchem Schildwort!

So wütet nicht nur blindlings gegen Worte! Tiefer mag der Ernst dieser Zeit euern Blick in die Dinge senken! Deutsche, ein Trieb ist euch vornehmlich angeboren: der Trieb des Nachahmens. Ist auch das ein Grund, warum die Feinde euern Kulturstand schmähen? Vielleicht! Doch manche edle Sitte hegt ihr im Lande, die ist nicht von euch selbst. Ihr habt sie erkauft vom Süden, vom Westen; aber ihr habt sie geadelt mit der Krone des Deutschtums und mit dem Pulsschlag des germanischen Herzens. So ist euch euer Trieb zum Segen geworden.

Jedoch nicht immer war die Wahl euch heilig. Auch fremden Unsitten habt ihr Hort geboten an euerm Herd. Und sollen die nicht gleichfalls stürzen mit dem welschen Sprachgebräu?

Geht! Erhebt euch! Es gilt noch einen Sieg im Land. Verneint die verkappten Brutstätten schmählichen Lasters! Jene Stätten niedrigsten Vergnügens, die nach welschem Vorbild fast in jeder größeren Stadt erstanden. Einmütig verneint sie! Bedenkt, wie ihr das eurer Jugend schuldet, auf daß sie auch in Zukunft stehe in Gefahr wie heute! Ist euer Bestes nicht zu schade, in solchem Abgrund zu verkommen? Ist euer Ringen um Kultur nicht zu teuer erkauft, als daß es am Götzendienste der Schmach zuschanden werde?

Deutsche, ein neuer Aufschwung eures Volkes muß beginnen, wird beginnen. Die himmelstürmende Tat aber liegt bei jedem einzelnen.

Ruht nicht eher, als bis auch dieser letzte schmähliche Makel des Fremdtums von deutschem Boden verschwindet. Jetzt ist die rechte Zeit!

**Wilhelm Heinitz.**

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Sie haben nichts gelernt.** In den Jahren 1870/71 schrieb der berühmte französische Schriftsteller Francisque Sarcey unter dem Eindruck der großen Ereignisse sein Werk: Die Belagerung von Paris. Darin finden sich folgende Worte: „Panduren! So nannten wir die Preußen. Panduren, Hunnen, Vandalen, und wir überschütteten sie mit allen Beleidigungen und Schimpfworten, die uns das Lexikon unserer Geschichte zur Verfügung stellte. In gutem Glauben, leider Gotts! Wie Wenige von uns waren fähig, die Fortschritte zu überschauen, die dies kleine und demütige Preußen gemacht hatte, das nun plötzlich so furchtbar und gewaltig vor uns stand, Fortschritte nicht nur in der Führung der Waffen, sondern vielmehr noch in Kunst und Wissenschaft, die so ehrenvoll in Friedenszeiten gepflegt waren."

Und heute? Wir sind wieder Hunnen und Barbaren, und wieder weiß man nicht, was wir inzwischen geleistet haben! Sie wollen nicht sehen, daß ein anderes Volk ihnen gleichwertig und ebenbürtig ist, weil sie nicht erlauben wollen, daß wir es sind. — Hochmut macht blind. Hüten wir uns davor! G. M.

**Was singet und klinget....?** Es ist die Stille des frühen Sonntagabend um mich, und ich versuche, an der Hand der Berichte dem wilden blutigen Ringen da draußen nachzugehen.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen und herein stürzt mein Junge! „Väterchen, draußen kommen Wandervögel an, aber richtige. Und sie singen ‚engar'". Er meint „sogar", aber in der Erregung verspricht er sich, guckt mich noch einmal an, sagt ganz erregt: „Ja, ja die Wandervögel, richtige Wandervögel" und ist wieder aus dem Zimmer, selber wie ein kleiner Vogel.

Unsinn, denke ich, jetzt kommen keine Wandervögel, springe aber doch voller Erwartung auf den Balkon. Und richtig, da kommt die Horde an, Jungens und Mädels. Sie singen kein patriotisches Lied und kein Marschlied, sondern ganz einfach und keck: „Hab mei Wagen voll geladen, voll mit jungen Mädchen." Wahrhaftig, das singen sie.

Da muß ich ganz leise und still für mich lächeln: Wandervögel, da seid ihr ja wieder! Endlich, endlich! Habt ihr euch in all dieser Not doch hervorgewagt? Das ist ehrlich und wahrhaft von euch, und darum ist's auch recht. Zwar, es geht jetzt ein großes Weinen und Wehklagen durch unser Land. Mütter, Gattinnen und Bräute leiden jetzt unendliches Weh. Aber ich meine, wenn sie euch sehen, können sie euch nicht gram sein. Und wenn sie heroischen Sinnes sind, wie deutsche Frauen in dieser Zeit sein sollen, dann werden sie ein ganz klein wenig lächeln. Denn ihr seid ja das Leben, das weitergeht. Ihr seid unsere Zukunft und unsere Hoffnung. Und so lange dieser Erdball nicht erkaltet, wird Leben über Tod, Lachen über Weinen und Herzweh siegen.

Als vor dreihundert Jahren die Pest über unser armes verwüstetes Land zog, und auch das letzte Leben vernichten wollte, da gingen die Spengler in München auf die Straße und tanzten dem traurigen Volk einen Tanz vor, der sogar noch auf unsere Zeit gekommen ist. Und nach acht schweren beklemmenden Wochen höre ich wieder unsere Wandervögel singen, denn die Vöglein singen und zwitschern unbekümmert um das, was da draußen in der Welt Grausiges vorgeht. Unsere Zukunft marschiert durch die Straßen heiter und selbstsicher. Und wir wären der Opfer, die jetzt draußen für uns gebracht werden, wahrlich nicht wert, wenn wir der Jugend ihr Recht auf Frohsinn nicht lassen wollten, selbst in so ernster Zeit. Werden wir doch dadurch selbst leichter und freier und lächeln, für Sekunden selig versunken, als sei blühende goldene Friedenszeit.

Aber hernach, wenn uns der drohende dunkle Ernst wieder anpackt und an unsrer Seele zerrt, dann werden wir inne, daß dieses Lächeln notwendig war und zur rechten Zeit kam: Ein Quelltrank, um für kurze Zeit den Blutgeschmack von der Seele zu spülen.

Wenn Deutschland schon vor zwanzig Jahren so viel Wandervögel gehabt hätte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie heute und die vielen tausend Pfadfinder und Jungdeutschen dazu, wer weiß, ob die drei Banditen vor so viel bereitem Mannesgeist es gewagt hätten, über uns zu kommen.

Und wenn unsere Wandervögel in dieser Zeit anfangen, wieder ihre Beine zu strecken und die Rucksäcke zu schleppen, zu klampfen und zu singen — alles ein wenig still und gedämpft und mehr für sich — so meine ich:

Es scheint, als ob es Spiel und Tand,
Doch tun sie es fürs Vaterland.

E. W. Trojan.

**Kein Alkohol als Verpflegungsbestandteil für die Truppen.** Die bekannte, in der Öffentlichkeit vielfach erörterte Drahtmeldung aus dem Hauptquartier des deutschen Kronprinzen an das „Deutsche Armeeblatt", in der um Rum- und Arrakſendungen für die Truppen gebeten worden war, hat verschiedene Alkoholgegnervereinigungen — darunter auch die Großloge des Guttemplerordens — veranlaßt, festzustellen, ob eine solche Drahtmeldung, die von der Alkoholindustrie in ungeheurem Maße ausgebeutet wurde und noch wird, in Wirklichkeit vorliege. Ein Zweifel war umsomehr berechtigt, als jene Mitteilung an das „Deutsche Armeeblatt" im Widerspruch zu der bekannten Stellungnahme des Kaisers zur Alkoholfrage und zu dem im allgemeinen streng durchgeführten Alkoholverbot während der Mobilmachung zu stehen schien.

Aus diesem Grunde richteten die genannten Vereinigungen eine Eingabe an den deutschen Kronprinzen, in der unter anderem auf die Gefahr, die der Alkohol für den Feldsoldaten bedeutet, hingewiesen wurde.

Die Antwort des Hofmarschallamtes des Kronprinzen an Deutschlands Großloge II des Guttemplerordens liegt jetzt vor; sie lautet folgendermaßen:

> In Beantwortung Ihrer Eingabe vom 12. d. Mts. teile ich Ihnen im Höchsten Auftrage Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen ergebenst mit, daß es sich bei dem Aufrufe im „Deutschen Armeeblatt" und anderen Tageszeitungen um Stiftung von Rum und Arrak als Liebesgaben für die im Felde stehenden Truppen nicht darum handelt, denselben diese Getränke als „Verpflegungsbestandteil" zuzuführen, sondern — worauf auch von ärztlicher Seite Gewicht gelegt wird — um ein Medikament gegen Erkältungen, Dysenterie usw.
>
> Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit äußerten jedoch bei dieser Gelegenheit, daß Höchstderselbe die Bestrebungen des Guttemplerordens durchaus anerkenne.
>
> gez. Graf Bismarck-Bohlen.

Diese Antwort läßt in aller wünschenswerten Deutlichkeit erkennen, daß der Jubel der Alkoholinteressenten und derer, die ohne alkoholische Getränke nicht leben zu können glauben, verfrüht war.*) Der deutsche Kronprinz erkennt also die Bestrebungen des Gut-

*) Bis zu welchem Grade der Geschmacklosigkeit sich die schon erwähnten Reklameunternehmungen zahlreicher Alkoholinteressenten verstiegen, beweist u. A. der Umstand, daß sich in Hamburg und Altona der Stellvertretende kommandierende General genötigt sah, mit der folgenden Bekanntmachung gegen die Ausbeutung des Kronprinzen-Telegramms einzuschreiten:

> **Mißbrauch mit einem Wunsch des deutschen Kronprinzen.**
>
> Von verschiedenen Geschäftsstellen aus wird durch Aufforderungen und Reklamen ein Mißbrauch mit einem Wunsche Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen getrieben, den Truppen Rum und Arrak zu schicken. Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit haben hiermit nur gemeint, daß solche Sendungen erwünscht seien, um als Medikament gegen Erkältungen, Dysenterie usw. zu dienen. Eine

templerordens, d. h. die Bestrebungen, möglichst viele Volksgenossen zu werbeeifrigen Abstinenten zu machen, durchaus an. Und unsre Heeresleitung steht nach wie vor — man vergleiche die Kriegssanitätsordnung! — auf dem Standpunkte, daß „enthaltsame Soldaten den Kriegsstrapazen am besten widerstehen", und daß „dem Beschränken des Alkoholgenusses von allen Dienststellen fortgesetzt die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden" ist.

Wer es daher gut mit unseren tapferen Kriegern meint, der vermeide es unter allen Umständen, Alkoholliebesgaben auf die Kriegsschauplätze oder an die Lazarette zu schicken. Der Bedarf an Alkohol, der etwa zu medizinischen Zwecken für unsre Truppen erforderlich sein sollte, ist jetzt jedenfalls reichlich gedeckt. In dieser Zeit heißen Kampfes, in der von unsern Brüdern und Söhnen im Felde das äußerste Maß von Wachsamkeit und Nervenkraft gefordert wird, wäre es unverantwortlich, ihnen trügerische Genußmittel zu schicken, welche die jetzt am dringendsten benötigten Fähigkeiten und Kräfte nicht erhöhen, sondern herabsetzen. **R. Kraut.**

### Aus Feldpostbriefen.

1. (Vom östlichen Kriegsschauplatz.) „. . . Ich habe jetzt ebensowenig wie im Frieden das Bedürfnis, Alkohol zu trinken. Früher ist in Offizierskreisen oft vorausgesagt worden, im Felde werde sehr viel getrunken und gespielt werden. Soweit im Anfang dazu Neigung bestanden hat, ist sie jetzt wohl ganz verschwunden. Die Anstrengungen sind einfach zu groß; niemand hat Lust, bei Nacht lange aufzubleiben, und an den seltenen Ruhetagen hat jeder mit sich selbst zu tun. Hoffentlich fördert diese Zeit unsre Arbeit.

Mit besten Grüßen

W. R., Leutnant d. Res.
Gerichtsassessor bisher in L."

2. „Lieber Vortrupp, besten Dank für die freundliche Übersendung der letzten Nummern . . . Wie zufrieden kann der sein, der sich schon im Frieden an eine vernünftige, einfache Lebensweise gewöhnt, denn die Entbehrungen und Mühsale dieses Feldzuges sind wirklich sehr groß. Zwar ist der vollständig ausgerüstete Wanderer erheblich leichter und viel bequemer ausgerüstet als der feldmarschmäßige Soldat; zwar sind die Lebensbedingungen für den Wanderer, der allein oder mit wenigen Kameraden in Friedenszeiten das Vaterland durchstreift, viel besser, als für die in Waffen marschierenden Soldaten, aber ganz ungewohnt ist einem Solchen doch nichts. Und wie segensreich die Enthaltsamkeit ist, das sehen hier auch viele ein, die ihr im Frieden ablehnend gegenüberstehen.

Heilgruß! H. B."

3. (Vom westlichen Kriegsschauplatz.) „. . . Erwünscht wäre auch ein Vermerk im „Vortrupp", daß wir von unsrer Abteilung, und zweifellos auch viele andre Kameraden, Schokolade (Milchnuß) und Bonbons (Honig und Zitrone) den Zigaretten und Zigarren vorziehen. Ich habe das wiederholt bestätigt gefunden. Honigbonbons dienen gegen Husten und Heiserkeit, während saure und Zitronenbonbons immer etwas anregend und desinfizierend wirken. An Stelle der Unmenge Zigarren und Zigarretten, die als Liebesgaben eintreffen, würden unzählige Kameraden Schokolade und Bonbons bevorzugen. Da Glimmstengel während der Nacht beim jetzigen Schützengrabendienst (der zur Hauptsache in der Nacht ist) verräterisch und somit verboten sind, so ist das ein Grund mehr, in dem Senden von Liebesgaben einen Wechsel eintreten zu lassen . . ."

---

markschreierische Aufforderung zur Sammlung solcher noch dazu unverhältnismäßig billig hergestellter Alkoholgetränke ist daher gänzlich überflüssig.

Der stellv. kommandierende General
v. Roehl,
General der Artillerie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Nahrhaftes Brot.** Ein Freund des „Vortrupp" macht uns darauf aufmerksam, daß nicht nur das grobe Roggenbrot, dessen Bedeutung für die Volksernährung wir wiederholt betont haben, sondern auch das Vollweizenbrot als treffliches Nahrungsmittel empfohlen zu werden verdient. Unser Freund hat gleich eine Anweisung zur Herstellung dieses Brotes beigefügt; sie lautet:

Man mahle wohlriechenden Weizen bester Sorte auf einer Schrotmühle*) mittelgrob. Man nehme einen Liter lauwarmes Wasser, einen Eßlöffel Salz, 2 Eßlöffel Honig und 2 Eßlöffel Öl und rühre die Mischung. Dann muß soviel Mehl hinzugerührt werden, bis der Teig so dick wird, daß er noch mit dem Kochlöffel bearbeitet werden kann. Nun rühre man rasch und gründlich, bedecke das Gefäß mit einem Tuch und lasse es an einem mäßig kühlen Ort, je nach der Jahreszeit, 3—6 Stunden stehen. Der Teig darf nicht zu lange stehen, damit er nicht sauer werde. Vor dem Backen muß der Teig ungefähr 1/2 Stunde gründlich geknetet werden, bis er gummiartig wird. Währenddessen füge man nach und nach feines Mehl hinzu, bis der Teig fest zu werden beginnt. Dann fülle man ihn in gut geölte, mit einem Deckel versehene Backpfannen bis zu zwei Drittel der Höhe. Man schiebe die Pfannen in einen nicht zu heißen Ofen, der möglichst dicht zu verschließen ist, und lasse das Brot vier Stunden lang backen. Damit es gut durchgebacken wird, stelle man in eine Ecke des Ofens eine kleine Kanne mit Wasser. Ist das Brot fertig, so schlage man es 1—2 Minuten in ein nasses Tuch oder überpinsele es mit Wasser und bestreiche es dann mit Eiweiß, damit es eine weichere Kruste bekommt. Wenn es erkaltet ist, wickle man es in Wachspapier und bewahre es in einem irdenen, mit Papier bedeckten Topfe auf. So hält es sich acht bis zehn Tage frisch.

*) Eine solche Mühle ist in Hausstands- oder Reformgeschäften für etwa 10 M. zu haben.

## Neue Bücher und Schriften

Mit der folgenden Aufzählung neuer, beim Vortrupp eingegangener Bücher und Schriften spricht die Schriftleitung nach keiner Richtung ein Urteil über diese Werke aus. Der Vortrupp behält es sich vor, später die Leser auf das eine oder andre Buch ausdrücklich aufmerksam zu machen. — Die dem Vortrupp zur Kenntnisnahme überreichten Bücher pflegen nicht zurückgeschickt zu werden.

**Kerschensteiner, Georg:** Der Begriff der Staatsbürgerlichen Erziehung. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,— B. G. Teubner, Leipzig.

**Volkskunstbücherei.** Herausgegeben von der „Volkskunst". M.-Gladbach. Preis jedes Heftes M. 0,75. Verlag, Westdeutsche Arbeiterzeitung, G. m. b. H. M.-Gladbach.

1. Das Vereinstheater.
2. Aus großer Zeit. Bearb. von Alfred Rosenthal.
3. Volksabende.
4. Musikalien-Katalog der „Volkskunst". Bearbeitet v. Karl Mayerhausen.
5. Des Handwerksmannes Lust und Leid. (Ein Volkskunst-Abend von A. Rosenthal.)
6. Theater-Katalog der „Volkskunst". Bearb. v. Emil Ritter.

**Hoffmann, Dr. Guido:** Grundlagen reiner Kunstkritik für Künstler, Kritiker und Laien. Kart. M. 2,— Georg W. Dietrich, München.

**Brauns, Reinh.:** Vulkane und Erdbeben. M. 1,80. Quelle & Meyer, Leipzig.

**Meyer, Friedr.:** Der deutsche Obstbau. M. 1,80. Quelle & Meyer, Leipzig.

**Ulmer, Georg:** Aus Seen und Bächen. M. 1,80. Quelle & Meyer, Leipzig.

**Altenloh, Emilie:** Zur Soziologie des Kino. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Staudinger, Franz:** Kulturgrundlagen der Politik. I. Teil: Ausgangspunkte und Methoden. Pappband M. 3,50. Leinw. geb. M. 4,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Staudinger, Franz:** Kulturgrundlagen der Politik. II. Teil: Ursachen und Ziele. Pappband M. 4,50. Leinw. geb. M. 5,50. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Turnbüchlein.** Bearb. v. P. J. Busch. M. 1,20. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.-Gladbach.

**Schwarz, Bernhard Ernst:** Du Narr! Drama in 3 Aufzügen. Eduard Bloch, Berlin.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. A. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 23 1. Dezember 1914

## Vaterland und Heimat.

Durch die Geschichte aller Völker der Erde geht ein Zug ruheloser Wanderer, die in ewig ungestillter Sehnsucht nach einer Heimat suchen und sie — wie oft — erst finden, wenn die letzte Friedensstätte unter dem Rasen sie aufnimmt. Jedes Volk kennt sie als seine verschmähten Führer, als seine unverstandenen und verachteten Propheten, die es nicht eher erkannte, als bis es für sie zu spät war. Auf wie vielen Gräbern der Erde wird das Opfer verspäteter Dankbarkeit dargebracht! Wie mancher, der ein Wohltäter seines ganzen Volkes hätte werden können, starb, an sich selber verzweifelnd, weil sich ihm kein Feld für sein Wirken bot.

Selten ist das unstete Leben des Wanderers frei gewählt wie das des großen Heimatlosen des Morgenlandes, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege. Selten wird es zu einer Quelle tiefster, leidgeborener Kraft. Dante, der in die Verbannung ging und seine Heimatstadt nicht wiedersah, schuf in der Bitterkeit und Not der Fremde seinem weiteren Vaterland ein Denkmal, das alle Zeiten überdauert. Ungezählte aber, voll von geistigem Leben, reich an Wollen und Wissen, gehen dahin als eine kurze Hoffnung ihres Volkes, wenn die Heimat sie von sich stieß, wie eine Flamme erlischt, die keine Nahrung findet.

Der Mensch muß in der Heimat wurzeln wie der Baum im Erdreich, sonst verkümmern seine edelsten Kräfte. Heimatlos zu sein, ist ein Fluch, dem nur die innerlich Starken zu trotzen vermögen, die fest in sich selber ruhend, sich in den äußerlichen Wechselfällen ihres gefährdeten Daseins dennoch nicht selber verlieren. Aber ihrer sind Wenige.

An dem Wege der Menschheit stehen die Mäler so vieler Edler, die keine Heimat hatten. Wir kennen ihre Namen. Wieviele Namenlose abseits gingen, um nach langer Irrfahrt fern vom erstrebten Ziel für immer auszuruhen, wer will es sagen. Und auch heute noch fallen Tausende zur Rechten und zur Linken.

„Auf unsres Landes tausend Straßen geht
Ein Heer, dem nirgendwo der Weiser steht,
Heimdeutend von der Wandrung ohne Rast."



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vaterland, das heißt der Väter Land! Wer aber von unseren Volksgenossen hat noch ein Vaterland in diesem Sinne? Es zeugt von der über alle Erwartung großen sittlichen Reife unseres Volkes, daß es das ideale Vaterland, das jeder geistig besitzen kann, in diesem Weltkriege mit solcher Hingabe und Opferfreudigkeit, mit solcher Schmerz und Tod verachtenden, unerschütterlichen Heimatsliebe zu schützen bereit war. Es bluten und sterben auf unseren Schlachtfeldern in Ost und West und auf den fernen Meeren Zehntausende, denen keine Handbreit des Bodens, den sie verteidigen, zu eigen gehört. Dennoch schlagen sie ihr Leben für das Land ihrer Väter, an dem sie keinen Teil haben, freudig in die Schanze. Denn sie lieben das deutsche Wesen, die deutsche Gesittung, jenes innerliche Deutsche Reich, das keine Grenzen kennt, das Millionen mit heißer Liebe in Haupt und Herzen tragen.

Sie standen in täglicher Arbeitsfron, und tief verborgen, ihnen selber kaum bewußt, lebte der heimliche Stolz in ihnen, ein Rädchen zu sein im riesigen Gefüge der Massen und der sie beherrschenden Kräfte. Mit heimlichem Stolz blickten sie auf die Fabrik, das Hüttenwerk, die Werft, den Hafen, die deutsche Wissenschaft und deutscher Fleiß in treuer Arbeit mit der ganzen unnachahmlichen, gelassenen, zähen deutschen Gründlichkeit geschaffen hatten. Es ging kein Schiff hinaus auf die Meere, es glitt kein Zug auf seiner blanken Schienenbahn, es zog kein Luftkreuzer in majestätischer Ruhe durch das Blau, kein Flugzeug in kühner Fahrt durch Wolken und Nebel: die Herzen der deutschen Arbeiter, unter deren geschickten Händen die Wunder der Technik, die Träume der Erfinder Gestalt gewannen, sie zogen mit in heimlichem und schweigendem, in innigem Triumph!

Für dieses Vaterland der sichtbaren Größe, dessen Flagge alle Häfen kannten, dessen Erzeugnisse begehrt waren überall, wo Menschen wohnen, griffen die Hände, die sonst seine Werkzeuge und Maschinen führten und seine Schiffe und Bahnen lenkten, in gerechter Notwehr zu den Waffen.

Doch die Herzen erglühten für ein noch schöneres, für ein heiliges Vaterland, die Heimat des Geistes, darinnen Luther die deutsche Bibel schuf und Dürer den Heiland malte, wie er das Kreuz trägt, darinnen alle Künstler und Dichter, alle Führer des Volkes uns Freund und Bruder sind.

* * *

Deutschland ist karg gewesen gegen viele seiner Kinder. Die deutsche Volksgemeinschaft hat Manchen hart anfassen müssen, der jetzt doch — und sei es in der Zuchthauszelle — für ihr Bestehen hofft

und bangt, ja Opfer bringt von seinem geringen Besitz. Wir wollen und dürfen es nie vergessen, daß von deutschen Strafgefangenen Tausende aufgebracht worden sind zum Wohle der blutenden Brüder, die sie in Friedenszeiten gewohnheitsmäßig als ihre geborenen Feinde zu betrachten pflegten. Jetzt fühlen sie das Gemeinsame, das sie alle eint, die gleiche Liebe und den gleichen Haß. Auch vor ihren Seelen steht das bedrohte Heiligtum, das nicht untergehen darf, koste es Ströme von Blut und Tränen, — Vaterland und Freiheit. Das Opfer, das sie brachten, wird für viele unter ihnen, Gott gebe es, den Anfang sittlicher Erneuerung bedeuten.

Der Sturm des Krieges wird vorübergehen. Dann kehren Tausende zurück. Wohin? In kahle Straßen, die sich zu endlosen, einförmigen Stadtvierteln zusammendrängen, in enge Mietswohnungen, die sie auch in Zukunft werden wechseln müssen, wer weiß wie oft, in denen kein Heimatsgefühl aufkommen kann. In düstere Hinterhäuser, Kellerwohnungen, Dachkammern. . . .

Man schalt sie vaterlandslose Gesellen, aber sie sind heimatslos, und das ist schlimm. Sie kehren zurück, vielleicht mit zerschossenen Gliedern und siechem Körper, und finden wieder, was sie in langen Nächten am Lagerfeuer oder im Schützengraben in ihren wachen Träumen sahen, wenn ihre Gedanken Weib und Kinder, Vater und Mutter in der fernen deutschen Heimat suchten.

Deutsche Heimat! Steht nicht vor den Seelen deiner Kinder dein Bild, von unauslöschlicher Schönheit überstrahlt? Freundliche, friedliche Städte und Dörfer in die lebendige Schönheit der Natur hineingeschmiegt, Gärten und Felder, Wälder und Küsten, wogendes Ackerland, frühlingsgrün oder sich gilbend im Sommerfrieden? Warum sehen Tausende deiner Söhne draußen im blutigen Felde in ihren Träumen öde Straßen, graue Häuser, enge Kammern fern von all deiner Schönheit? Sind nicht die traurigen Städte der ganzen Welt einander gleich? Wo ist die deutsche Schönheit der Heimat so vieler deutscher Männer?

Sie ist nirgendwo! Sie gingen, ein Land zu schützen, das kalt und karg all seine Schönheit vor ihnen verschloß. Und sie sind ihr längst entfremdet, sind längst geduldig geworden in alltäglicher Gewohnheit.

Es ist eine furchtbare Geduld, die in den großen Städten die Menschen in ihren Hinterhäusern und Höfen ein trauriges Genüge finden lehrt! Sie kennen es nicht anders; sie lächeln trübe, wenn man von Vaterhaus und Vaterland zu ihnen spricht. Es sind ihnen fremde Begriffe, Dinge, die für das Leben draußen auf dem Lande noch Sinn und Bedeutung haben, die es im Häusermeer der Großstadt nicht gibt. Sie haben sich darein gefunden, daß es für sie

kein Anrecht gibt an all der tausendfältigen Schönheit des deutschen Landes, die sie nicht kennen.

Gott aber gebe ihnen die heilige Unzufriedenheit!

* * *

Dieser Krieg wird sie ihnen geben! In zahllosen Herzen lebte immer noch die Sehnsucht nach der eigenen Scholle, nach einem engen, traulichen Zusammenhang zwischen Boden und Familie. Dieser Krieg um des Vaterlandes Bestehen hat in zahllosen Herzen ein neues Heimatsgefühl erweckt. Zu greifbarer Deutlichkeit ist in diesen opferreichen, mühevollen Monden der Begriff der Heimat erstarkt, nachdem er sich so lange schon kaum mehr mit einer klaren Vorstellung verbinden wollte. Die Großstädter draußen auf gefahrvollem Posten, die aus Fabriken, Schreibstuben und Läden zu den Fahnen geeilt sind, fühlen es tiefer als je und mit einem berechtigten Schmerz, daß sie kein Vaterhaus haben, denn wie viele von ihnen wissen überhaupt, in welchem nie gesehenen Hause sie geboren sind, — daß sie kein wurzelstarkes Familienleben kennen, denn wer von ihnen ist noch über seine Abstammung recht unterrichtet, wer von ihnen weiß Näheres über das Leben seiner Vorfahren, — daß sie mit ihrem innerlichen Dasein gleichsam im Leeren schweben, ohne Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft, — denn auch über ihrer Kinder künftiges Schicksal und künftigen Aufenthalt bleibt ihnen kaum die Möglichkeit einer Vermutung.

Es gibt wohl kaum eine Pflicht, die für ein Volk, das sich das Recht auf Leben und Entwicklung nicht verkümmern lassen will, selbstverständlicher wäre als die, seinen heimkehrenden Kämpfern eine Heimat zu bieten, die den durch Opfermut und Liebe unter Leiden und Schauern des Todes geheiligten Namen verdient. Es darf nicht geschehen, daß die alte wehmütige Frage „Dies tat ich für dich, was tust du für mich?", die einst keine Antwort fand, auch jetzt ohne Antwort bliebe, da sie uns aus den hager und ernst gewordenen Zügen der heimkehrenden wunden Kämpfer ansieht. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit darf nicht vergessen, was es ihnen schuldig wurde. Wie dürften vom vaterländischen Boden ausgeschlossen bleiben, die ihn verteidigt haben? —

* * *

Wer auf breiten Schultern die Last des ganzen Staatsgebäudes trägt wie die — im weitesten Sinne des Wortes — arbeitenden Volksklassen, der verdiente auch schon in Friedenszeiten, in dem Lande,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem seine Arbeit frommt, wahrhaft daheim zu sein. Der Mensch lebt nicht von Brot allein; sein Bestehen allein, das er bei allem Wohnungselend ja fristen kann, solange er Arbeit hat, und durch mannigfache Fürsorge der Allgemeinheit auch noch darüber hinaus, — denn wann würde selbst in unseren Großstädten ein Mensch wohl Hungers sterben? — kann und darf ihm nicht genügen: er hat auch als Tagelöhner, auch als Industriearbeiter ein Recht auf Raum und Licht und Freiheit. Und das gilt nicht nur für den sogenannten vierten Stand, auch der Mittelstand, auch die gebildeten Volksschichten, die die Großstadt gefangen hält, sind im tiefsten Sinne des Wortes heimatlos, sind nicht zu dem Leben geschaffen, das sie zu führen gezwungen sind. Sie leiden darunter, und mehr und mehr sehnen sie sich nach dem eigenen Grund und Boden, von dem keine Kündigung und keine Mietssteigerung sie mehr vertreiben kann, der ihr endgültiges Zuhause werden könnte.

Das haben weitsichtige Menschenfreunde längst erkannt. Seit Jahrzehnten geht das Streben weiter Kreise dahin, dem Volk den Boden zu erhalten oder wiederzugeben, ihn dem Bodenwucher zu entziehen, ihn unter ein Gesetz zu stellen, das ihn nicht auf die gleiche Stufe hinabdrückt wie jede beliebige, beliebig zu vermehrende Ware.

Es lohnt sich, die Geschichte der Heimstättenrechts-Bestrebungen an dieser Stelle kurz zusammenfassend darzustellen:

Als Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts infolge des überseeischen und osteuropäischen Wettbewerbs, der durch den Aufschwung der Industrie herbeigeführten Landflucht und ihren Begleiterscheinungen Arbeitermangel und Lohnsteigerung, die mit einem Preissturz für Getreide und Wolle Hand in Hand ging, eine schwere Krise über die deutsche Landwirtschaft hereinbrach, machte sich die große Verschuldung des Landbesitzes durch die plötzliche Unerschwinglichkeit der Zinsen schwer fühlbar.

Damals zum ersten Male wurde in der Öffentlichkeit scharf darauf hingewiesen, daß das Übel nicht in der Krise begründet war, sondern in gesetzgeberischen Mängeln. War doch in bezug auf Verschuldung Zwangsvollstreckung, Vererbung und Teilung der Grund und Boden denselben Gesetzen unterworfen wie die bewegliche städtische Habe. Und doch sollte um der Gesundheit des Volksganzen willen die Verbindung zwischen Boden und Familie über das Leben des Einzelnen hinaus von Kind auf Kindeskinder gehen. Haus und Hof sollte nicht nur nach dem im Augenblick erzielbaren Geldwert eingeschätzt werden, sondern vor allen Dingen als H e i m a t.

Dem bedrohten Bauernstande und seinen Freunden begann es klar zu werden, daß er vor der Gefahr der Zersplitterung durch Erbteilung, und der Auffaugung durch den Großgrundbesitz geschützt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden mußte, sollte nicht der ganze zum Wohl des Staates notwendige Stand mehr und mehr dem Schicksal anheimfallen, auf die Stufe des landlosen Proletariats herabgedrückt zu werden. Man wies auf die Schäden hin, die dadurch vor allem der Wehrmacht eines Landes erwachsen mußten, und rief den Staat zur Abhilfe auf.

In einer solchen Zeit der Erregung mußte es auf fruchtbaren Boden fallen, als Rudolf Meyer im Jahre 1883 darauf hinwies, daß es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika längst ein Gesetz gab, das seiner Behauptung nach jedem Staatsbürger das Recht auf eine Heimstätte verbürgte. Gemeint war das Ende der dreißiger Jahre während einer scharfen Krise in Texas, das nach seiner Losreißung von Mexiko von nordamerikanischen Farmern besiedelt worden war, geschaffene Heimstättengesetz, das später als Bundes-Heimstättengesetz seine Ausdehnung auf die Nordstaaten und nach dem Bürgerkriege auch auf die Südstaaten Nordamerikas fand und durch die sogenannten Exemptionsgesetze der Einzelstaaten ergänzt wurde. Rudolf Meyer fand schnell eine begeisterte Gefolgschaft, die sich auch durch die bald einsetzende Kritik des Gesetzes, beispielsweise durch den Nationalökonomen Max Sering, der seine Wirkung an Ort und Stelle studiert hatte, nicht stören ließ.

Dabei war das Bundes-Heimstättengesetz der Vereinigten Staaten weder ein Agrargesetz noch ein bäuerliches Sonderrecht. Sah es doch freie Erbteilung und Veräußerungsmöglichkeit vor, während der Schutz als Heimstätte beim Tode der Kinder des Besitzers oder der Großjährigkeit des jüngsten Kindes erlosch. Andererseits erleichterte es freilich die Erwerbung einer Heimstätte und verlieh ihr die Unangreifbarkeit wegen Schulden aus der Zeit vor ihrer Errichtung. Hierin lag aber schon wieder ein gewisser Nachteil, da der persönliche Kredit des Besitzers durch den durch Hypotheken gesicherten Sachkredit verdrängt werden mußte. Über die auf die Hälfte des tatsächlichen Wertes der Heimstätte begrenzte Verschuldung hinaus war also in den meisten Fällen kein Kredit zu beschaffen, es wäre denn, daß die Besitzer den sicher wenig empfehlenswerten Ausweg einschlügen, etwa die Ernte auf dem Halm zu verpfänden. So erwies sich denn das Heimstättengesetz in ruhigen Zeiten als fast überflüssig, in wirtschaftlichen Krisen aber als unwirksam und undurchführbar.

Zudem lagen die Verhältnisse in dem dicht bevölkerten Europa gänzlich anders als in den Vereinigten Staaten mit ihrer weiten Verbreitung des Grundbesitzes und der hohen volkswirtschaftlichen Einschätzung der kolonisatorischen Arbeit des Farmers, der ja in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch oft genug als Pionier in unerschlossene Gebiete vordrang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die durch die Not der deutschen Landwirtschaft wachgerufene Bewegung kam jedoch glücklicherweise trotz aller an ihr geübten Kritik nicht wieder zur Ruhe.

Besonders stark und auch verhältnißmäßig glücklich war sie in Österreich, wo Männer, wie der Freiherr von Vogelsang, von Stein, besonders aber Peyrer, Ritter von Heimstätt sie mit allen Kräften förderten. In Österreich war erst im Jahre 1868 die bisherige Gebundenheit des bäuerlichen Grundbesitzes aufgehoben worden. In Tirol und Vorarlberg bestanden das Anerbenrecht und die Unteilbarkeit des Erbgutes fort. Die neuen Bestrebungen begegneten also einer alten Gewöhnung.

Im Jahre 1884 veröffentlichte Peyrer den ersten Entwurf eines „Gesetzes betreffend die Erbfolge in landwirtschaftliche Güter und das Erbgüterrecht". Danach sollte kein Erbgütler auf das Erbgüterrecht verzichten können, auch sollten die Behörden nur bei nachweislichem Vorteil für die Landstelle zu seiner Löschung schreiten können. Die Veräußerung im ganzen war gestattet, eine Teilung nur, wenn alle Teile das gesetzlich vorgeschriebene Mindestmaß behielten. Eine hypothekarische Belastung war bis zu einer gewissen Höhe des Wertes gestattet. Der Besitzer mußte unmündige oder erwerbsunfähige Geschwister auf seinem Hofe gegen angemessene Arbeitsleistung standesgemäß unterhalten. Bei etwa verhängter Zwangsverwaltung behielt der Erbgütler das Recht der freien Wohnung und eine bestimmte Ertragssumme, von der nur Steuern und öffentliche Abgaben eingezogen werden durften.

Im Jahre 1888 kam es zur Vorlage eines „Reichsgesetzes betreffend die Einführung besonderer Erbteilungsvorschriften für landwirtschaftliche Besitzungen mittlerer Größe". Auch dieser Entwurf sah die „Begünstigung des Anerben auf Kosten der weichenden Erben," deren Ansprüche hypothekarisch eingetragen werden sollten, vor und verbot im sogenannten „Höferecht" auch die Teilung unter Lebenden. Da die Regierung von der Verbindung dieser beiden Rechte nicht abgehen wollte, das Reichsgesetz aber als Rahmengesetz der Verwirklichung durch die Landesgesetzgebung der einzelnen Kronländer bedurfte, wurde es überall abgelehnt. Erst als die Regierung die Forderung des Höferechts fallen ließ, wurde das Gesetz 1903 in Kärnten und 1908 in Böhmen eingeführt, während in Tirol beide Gesetze nach wie vor zusammen fortbestehen. In Galizien und der Bukowina wurden 1905 und 1907 Landesgesetze zur Ablösung alter bäuerlicher Schulden und Verhinderung neuer Verschuldung erlassen.

Hier ist also aus dem Heimstättengesetz ein bäuerliches Sonderrecht hervorgegangen, während gleichzeitige Bestrebungen in Belgien und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Frankreich, wo seit 1909 ein besonderes Heimstättenrecht besteht, von Erwägungen des Familienschutzes ausgehend, wohl den Erwerb, nicht aber die lange Erhaltung einer Heimstätte zu erleichtern suchen. So bleibt beispielsweise die Verschuldungsfreiheit ebenso unbeschränkt wie die Rechte der Gläubiger, doch kann nach dem Ableben des Besitzers das fernere Zusammenleben der Hinterbliebenen unter Umständen durch die Behörde verfügt werden. —

Es war wünschenswert, auf den Stand des Heimstättenrechtes besonders in Österreich kurz einzugehen, da eine von hier ausgehende Beleuchtung der deutschen Heimstätten-Gesetzentwürfe zu ihrem Verständnis wesentlich beitragen wird.

Im Jahre 1890 trat der Reichstagsabgeordnete von Riepenhausen zum ersten Male mit einem „Entwurf eines Heimstättengesetzes für das Deutsche Reich" hervor, das hier im Wesentlichen wiedergegeben werden möge:

Danach darf jeder 24jährige Deutsche eine Heimstätte vom Höchstmaß eines Vollhofes und dem Mindestmaß einer befelderten Häuslerstelle übernehmen. Als gesetzlich vorgeschriebenes Zubehör gelten Wohn- und Wirtschaftsgebäude, lebendes und totes Inventar und die bis zur nächsten Ernte unentbehrlichen Erzeugnisse. Bestehende Hypotheken und Grundschulden müssen in tilgbare Rentenschulden umgewandelt werden. Die Heimstätte ist „schlechthin und dauernd unteilbar". Eine Belastung bis zur Hälfte kann gestattet werden „aus begründetem Anlaß", muß gestattet werden bei Mißernte, Unglücksfällen anderer Art, nötigen Verbesserungen und bei der Erbteilung. Auf Antrag von Gläubigern kann Zwangsverwaltung verhängt werden. Der Verkauf im Ganzen ist mit Genehmigung der Ehefrau erlaubt.

Der frühere Präsident des badischen Finanzministeriums, Adolf Buchenberger, übte im Landwirtschaftsrat Kritik daran, daß im Falle von Zwangsverwaltung keinerlei Bestimmung über den Notbedarf des Heimstättners vorgesehen sei, und daß die Regelung der Unterhaltsansprüche und der Sicherung der Miterben und alle Bestimmungen über etwaige Ausgedinge der Landesgesetzgebung überlassen bliebe. Seiner Ansicht nach mußte die Verschuldungsgrenze zu einer Kreditsperre führen. Auch befürchtete er, daß sich aus der Unbegrenztheit der Zwangsverwaltung eine wenig wünschenswerte behördliche Bevormundung ergeben würde.

Zu erwähnen bleibt ein Vorschlag Buchenbergers und Karl Grünbergs, der dahin geht, daß zugunsten von Schuldnern aller Berufsklassen eine zwingende Rechtsvorschrift erlassen werden solle, die ein Vermögensmindestmaß für zwangsvollstreckungsfrei erklärt. Innerhalb der Grenzen dieser Bestimmung solle auch der bebaute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund und Boden unpfändbar sein, wenn nicht durch die Ausscheidung des unpfändbaren Teiles eine wirtschaftliche Einheit vernichtet wird.

Was nun die von Manchen gefürchtete Möglichkeit zu weit gehender behördlicher Bevormundung betrifft, so hat schon 1890 der gefeierte Rechtslehrer der Berliner Universität, Prof. Dr. Otto v. Gierke, in einem Schreiben an Herrn v. Riepenhausen darauf hingewiesen, daß selbst der eifrigste Verfechter persönlicher Freiheit an einer Einrichtung keinen Anstoß nehmen dürfe, „die nur durch die Vermittlung individueller Errichtungsakte ins Leben treten soll", zumal ja doch die Veräußerungsfreiheit unbeschränkt bleibt.

Bei der stets wachsenden Bevölkerungsdichte Deutschlands wird eine gewisse Aufsicht über die Heimstätten schließlich schon deshalb durchaus berechtigt sein, weil es der Allgemeinheit unmöglich gleichgültig sein kann, ob ein Besitzer auf seinem Grund und Boden gute Erzeugnisse hervorbringt, oder ob er seine Äcker zum Schaden der Volksernährung verlottern läßt.

Im Jahre 1912 schreibt Professor v. Gierke an den Vorsitzenden des Bundes deutscher Bodenreformer, Adolf Damaschke: „Ich setze voraus, daß Sie das Riepenhausensche Projekt in seinen wesentlichen Grundzügen und in seiner festen Begrenzung wieder aufnehmen." Das ist denn auch 1904 geschehen, als v. Riepenhausen selbst seinen Entwurf dem Reichstage erneut vorlegte, freilich in einer durch eine Reichstagskommission erweiterten Fassung. Der Entwurf fand am 25. Februar 1904 die grundsätzliche Zustimmung des Reichstages.

Jedem Nachdenkenden wird sich alsbald die Frage aufdrängen, welche Art von Bewerbern man vor allem berücksichtigen sollte. Hier darf natürlich nicht gefühlsmäßig entschieden werden. Handelt es sich um eine kleine Stelle, so genügt es, wenn der Bewerber seine Wirtschaftlichkeit durch das Vorhandensein von Ersparnissen, die so wie so unerläßlich sind, nachweist. Bei größeren Höfen müssen selbstverständlich auch landwirtschaftliche Kenntnisse vorausgesetzt werden.

Die Frage, ob man ganz Besitzlose auf Heimstätten ansiedeln solle, erledigt sich durch den einfachen Hinweis, daß man durchaus keinen Grund hat, eine Aufgabe gerade an dem Ende anzugreifen, wo sie am meisten Schwierigkeiten bietet. Das Heimstättenrecht ist nicht dazu da, unwirtschaftliche Elemente seßhaft zu machen; es soll vielmehr den strebsamen Schichten der Bevölkerung, die sich nach einer arbeitsvollen Selbständigkeit sehnen, eine Heimat bieten und mit ihr ein bescheidenes Feld unabhängiger Tätigkeit.

Ich kann mir nicht versagen, hier eine überaus bezeichnende Äußerung des Hauptschriftleiters Dr. Lothar Meyer in Nr. 6 der „Bodenreform" des Jahrganges 1912 wiederzugeben:



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„90 Prozent dieser unwirtschaftlichen Elemente sind Säufer, denen man überhaupt ein Eigentum nicht überantworten kann, das selbst, oder dessen Produkte in Geld umzusetzen sind. Da unter diesen Leuten viele gute Fähigkeiten zu finden sind, so ist das Problem mit ihnen garnicht unlösbar — man braucht sie nur in eine alkoholfreie Zone zu versetzen. Dies ist eins der Probleme, die einer zukünftigen Generation sehr einfach erscheinen werden, und das sie den Kopf darüber schütteln lassen wird, daß vergangene Geschlechter im Dusel der sogenannten persönlichen Freiheit ihm so hilflos gegenüber gestanden haben."

Ob die kleine oder große Heimstätte vergeben werden soll, muß sich nach dem Charakter der Gegend richten, in der sie errichtet wird. In Industriegegenden darf sie keinesfalls zu klein sein, da sie sonst den hauptsächlich als Fabrikarbeiter tätigen Besitzer nicht ernähren kann, ihn aber in Zeiten der Arbeitslosigkeit hindern würde, an anderen Plätzen Beschäftigung zu suchen.

Mag man nun auch gerechterweise die lautwerdenden sachlichen Bedenken, die sich zudem meist nur gegen Einzelheiten des Gesetzes richten, weder beschönigen noch verschweigen wollen, eins bleibt unter allen Umständen bestehen: die Pflicht, alle Schwierigkeiten, die sich seiner Ausführung entgegenstemmen, zu überwinden. Was bedeuten sie schließlich den unsäglichen Schwierigkeiten, Mühen und Leiden gegenüber, die von unseren Kriegern in selbstverständlicher Pflichterfüllung draußen vor dem Feinde überwunden werden, damit die deutsche Erde deutsch bleibe, die freie Wohnstätte des freien deutschen Volkes.

So wollen wir ihnen ruhig ins Gesicht sehen.

**Melanie Ebhardt.**

## Wir Lehrer hinter der Front.

„Aufwärts soll es gehen! Europa braucht Männer!" Diese Worte fügte kürzlich einer meiner jungen Schweizer Freunde einer Postkarte hinzu, auf der er mir mitteilte, daß er ein gutes Zeugnis zum Vierteljahrsschluß nach Haus gebracht habe. In den wenigen Worten erkannte ich ihn wieder. So ist er: immer ein großes Ziel vor Augen! So ist er nicht erst durch die Not der Gegenwart geworden. So war er schon vor Jahren. Darum war es immer eine Erholung und Erfrischung, ihn zu unterrichten. Für ihn war der Lernstoff, was für alles organische Leben die Nahrung ist, etwas, was Kraft gibt, und die Schularbeit war für ihn Gewöhnung an die Arbeit im zukünftigen Beruf und der Lehrer der ältere Freund, der hilft und die

Richtung weist. Mit Kummer dachte ich in seiner Gegenwart oft an die vielen Jungen in der deutschen Heimat. Ich weiß und habe es erfahren, es gibt dort auch solche, aber sie sind eine seltene Ausnahme und unter den Kameraden meist schlecht gelitten. Die Mehrzahl sieht in der Schularbeit das Unangenehme und zu Vermeidende, in der Schule die Zwangsanstalt und im Lehrer den Feind. Ich fragte mich oft: Wie soll das werden? Müssen erst schwere Zeiten unsere Erzieher werden? — Die schweren Zeiten sind gekommen. Werden sie auch unsere Jugend erziehen, ihre Schulpflichten gern, mit freiem Willen, zu erfüllen? Hier liegt eine Aufgabe für uns.

Die Schule ist nicht beliebt. Warum nicht? Warum ist sie nicht Allen, was sie meinem jungen Freunde ist, und was sie einer Schar deutscher Bauernjungen war, die ich vor Jahren zur Vorbereitung auf eine höhere Schule in Französisch und Englisch unterrichtete — denen war sie der Platz, wo man das erhält, was man braucht, um klug und stark zu sein im Wettbewerb der Einzelnen und der Völker. Warum drücken sich denn so viele Andere nach Möglichkeit um das herum, was man genau so nötig hat wie Essen und Trinken? — Ich habe die Schüler gefragt. Ihre erste Antwort war: weil wir ja in die Schule müssen, weil wir dies auswendig wissen müssen und das übersetzen müssen und das wiederholen müssen usw. Also sie fühlen den Zwang, und es regt sich in ihnen die Auflehnung dagegen durch ihren Willen zur Freiheit. Die zweite Antwort lautete: was wir in der Schule lernen, können wir später größtenteils doch nicht brauchen. — Es wäre zwecklos, ihnen das Gegenteil beweisen zu wollen, wahrscheinlich würde es nicht gelingen, und an der Hauptsache würde es nichts ändern, nämlich daran, daß die Schüler in ihrer Arbeit nie das Gefühl der eigenen Lebenserweiterung bekommen haben und daß sie ihnen daher zwecklos erscheint. Dem Jungen unserer Zeit genügt es aber nicht, einfach eine Sache zu tun, weil sie von ihm verlangt wird. Die erfüllte Pflicht an sich, deren Sinn er nicht einsieht, wird ihm nie solches Wohlbefinden geben, daß er ihretwegen etwas aufgibt, in dem er seine Lebensäußerung fühlt, wie in Spiel, Sport und allerhand technischen Basteleien oder im schönen Tatentraum bei spannenden Büchern. Wir müssen also sagen: der sinnlose Zwang, in den der Junge sich nach seiner Meinung — und das ist die für ihn geltende Wahrheit — in der Schule begibt, der bringt ihn dazu, den größten Teil seiner Jugend in äußerer Unterordnung aber in innerem Widerspruch zu dem, was von ihm verlangt wird, dahinzuleben. Wir sind überzeugt, daß das nicht ohne Folgen sein kann. Diese lange Gewohnheit wird allmählich zur zweiten Natur und Gesamthaltung, die er dem Leben gegenüber annimmt, ohne sich dieses Zwiespaltes bewußt zu sein. Denn der innere Widerspruch



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt ja äußerlich nicht zur Geltung. Die Schule erreicht im allgemeinen durch ihr System (einschließlich Schimpfen und Strafen) eine gewisse Dressur der Unterordnung, die aber sofort versagt, wo ihr System nicht verwandt wird oder nicht durchführbar ist, also da, wo freie, selbstgewollte Tätigkeit, wo der Wille zum Schaffen der eigentliche Beweggrund zur Arbeit werden muß. Wir sind überzeugt, daß nur dieser ein wirklich in sich und für die Gemeinschaft wertvolles Leben gestalten kann, und daß es daher die Aufgabe der Gegenwart ist, diese Frage für unsere Jugend zu lösen; wie erziehen und unterrichten wir sie, daß sie ihre Kraft willig und frei der verlangten Leistung zur Verfügung stellt? Dies ist eins der wichtigsten Probleme unserer Zeit. Denn wann hätte es sich je so um die nächste Generation gehandelt wie heute? Sie wird schon bald die Zukunft unseres Volkes zu tragen haben. Tausende und Zehntausende sterben, Hunderttausend werden zum Teil der Arbeit des Landes verloren gehen. Wir dürfen also heute nichts vergeuden. Wir haben bitter Not, alles zusammenzuhalten und fruchtbar zu machen. Wir können es uns nicht mehr leisten, Jungen zu erziehen, die nur gezwungen und nicht aus sich selbst heraus den Gesamtwillen zu dem ihrigen machen. Auflehnung beansprucht Kraft in negativem Sinne. Wie kehren wir den inneren Widerspruch um, daß er mitwirkt, in positivem Sinne, an der zu leistenden Arbeit?

Eigentlich braucht bei uns im Lande der Landeserziehungsheime und freien Schulgemeinden darüber nichts mehr gesagt zu werden. Dort wird seit Jahren in dem obigen Sinne gearbeitet. Trotzdem ist darin noch unendlich viel bei uns zu tun. Besonders in den Staatsschulen, die nun doch einmal die berufenen Unterrichts- und Erziehungsstätten der deutschen Jugend sind, weil in ihnen heute die nächste Generation sitzt. Was kann dort geschehen? Vor allem eins: Wenn wir Lehrer vor der Klasse stehen, müssen wir von dem festen, unerschütterlichen Glauben durchdrungen und geleitet sein, daß jeder Junge im Grunde klug und leistungsfähig werden will, daher auch lernen und arbeiten will, und daß er durch Vererbung, Erziehung und deutsche Umgebung darauf angelegt ist, das, was ihm in der Schule geboten wird, für das zu halten, was ihm nützlich und förderlich ist, daß sein innerer Widerspruch dagegen also nicht ein radikaler, in seiner Natur wurzelnder, sondern ein in ihm durch die Verhältnisse entstandener ist. Unter Verhältnissen verstehe ich alles das, was ihn verhinderte, Zutrauen zu gewinnen zu dem, was Erwachsene von ihm verlangten. (Ich habe in einem Aufsatz: „Jugend als Schicksal" im 2. Jahrgang des Vortrupp*) des Näheren darüber gesprochen.) Da-

*) Vortrupp, Jahrg. 1913 (Heft 2) S. 46—51.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch geht ihm der innere Zusammenhang mit den Forderungen und Pflichten der Gegenwart verloren und, was wir überall voll Sorge beobachten, Vergnügungen und selbstgewählte Betätigung aller Art tritt an die Stelle von ernster Arbeit und wertvoller Leistung. Daraus muß ein Mangel an Zutrauen zu sich selbst entstehen, man kann auch sagen, dadurch kommt das tiefe Gefühl für den wahren eigenen Wert nicht zur Entwicklung. Viele Jungen — ich rede nur von diesen, nicht von den ohne weiteres tüchtigen — in unsern großen Schulen wissen garnicht, was sie leisten könnten, weil sie sich in ihren wahren Anlagen unbekannt und nicht wertvoll sind. Dieser Mangel an Zutrauen zu sich selbst, auf Grund eines mangelnden Gefühls von sich selbst, entstanden durch unbedachtsame Führung, das scheint mir hinter all der sogenannten Faulheit, Nachlässigkeit, Dummheit usw. zu liegen. Der innere Widerspruch gegen die Forderungen der Lehrer, überhaupt der Erwachsenen, ist ein unzweckmäßiger Versuch, vor sich selbst das Gefühl zu haben, etwas zu sein und zu bedeuten.

Jetzt ist Gelegenheit, in jedem deutschen Jungen die eigene Seele in Zusammenhang und Übereinstimmung mit den ihn Führenden lebendig werden zu lassen, wenn in ihm das Gefühl stark wird und brennt, zur Jugend einer großen Zeit zu gehören. Es muß gelingen, dadurch Kräfte für ein hohes, gemeinsames Ziel wirksam zu machen, die bisher in Widerspruch und allerhand Eigensucht vergeudet wurden. Da liegt die Aufgabe von uns Lehrern hinter der Front.

Durch unser Verhalten in der Klasse müssen wir in unsern Schülern den wahren Willen zu sich selbst wach rufen, der nicht im inneren Widerspruch, sondern in freiwilliger Unterordnung das Gefühl der eigenen Geltung besitzt. Was unterscheidet den deutschen Soldaten vom russischen, den Freien vom Sklaven? Daß er das will, was er soll! Daß der Offizier nicht hinter der Front steht und seine Truppe durch die Angst vor der Knute und seinem Revolver vorwärts zwingt, sondern daß er vor ihr steht und dem vorhandenen Willen Aller die Richtung weist. Er zweifelt nicht, daß Alle vorwärts wollen, jeder durch sich selbst vorwärts getrieben. So müssen wir unsere Jungen in der Schule führen. Wir erziehen sie zu Moskowitern, wenn wir sie durch Drohungen, Schimpfen und Strafen zur Pflicht treiben. Wir erwecken in ihnen den schaffenden, tatfrohen Menschen, wenn wir ihnen die Fahne zeigen, das Symbol ihrer Treue und Tapferkeit und all der edelsten Güter, die in ihnen schlummern.

Ist das weltfremder Idealismus? Dann haben wir kein Recht zu unserm Krieg. Dann fühlen wir nicht, daß dem Freien, der will, was er soll, die Erde und die Zukunft gehört. Dann haben wir die Geschichte unseres Volkes nie verstanden, das wie kein anderes darnach ringt, die Frage nach dem besten Verhältnis von Abhängig-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit und Selbstbestimmung, Autorität und Freiheit, individuell und sozial, zu lösen. Wo ist Disziplin und Unterordnung wie bei uns? Überwältigend groß ist der Eindruck der Treue, mit der seit Jahrzehnten Tausende und Tausende in Deutschland an ihrem Platz ihre Pflicht getan haben, vom höchsten bis zum niedrigsten Beamten. Aber lebte in all diesen treuen Beamtenseelen auch das Bewußtsein, daß ihre persönlichsten und tiefsten Lebenswünsche in ihrer Arbeit zum Ausdruck, zur Gestaltung kamen? Waren sie freie Menschen in ihrer Arbeit? „Alles kann der Mensch adeln, seiner würdig zu sein, dadurch daß er es will," sagte Novalis und bewies durch sein Leben, daß das nicht schöne Redensart war. So brachte er zur Zeit des wiedererwachenden deutschen Geistes zum Ausdruck und zum Bewußtsein, was das Ziel aller Sehnsucht des Deutschen ist: zur Einheit mit sich selbst kommen, indem der uns übergeordnete Wille, sei er menschlicher oder göttlicher Art, zum eigenen gemacht wird. „Ohne Tod der Sterblichkeit genesen", wie sein Freund Schlegel dem Verstorbenen aufs Grab schrieb. Wo ist solches Gefühl für Freiheit wie bei uns? Was Novalis, der deutsche Dichter, das sagt Kant, der deutsche Philosoph, und nur der Deutsche versteht und fühlt, daß der kategorische Imperativ etwas gänzlich Andres ist als ein Gebot von außen: hier sind Wille und Gebot eins geworden, Jehovah, der strafende Gott der 10 Gebote, zum liebenden Vater.

Es hat einer harten, langen Schulung bedurft — unsere Geschichte war ein Dornenpfad —, die individuelle Eigenwilligkeit unter den höheren in Sitte und Gesetz sich äußernden Willen zu beugen. Wir haben es gelernt. Die wunderbare, treue Pflichterfüllung im Frieden und die überwältigende Opferwilligkeit eines ganzen Volkes im Krieg hat es bewiesen. Wir sind berufen, den Zwang, unter dem wir fähig geworden sind, unbedingt zu gehorchen, zum freien Entschluß der sich selbst bestimmenden Persönlichkeit zu machen. Wir sind berufen dazu und damit das erste Kulturvolk zu sein. Das ist unser Recht zum Krieg, dies Ideal der neuen Menschheit der Welt zu bringen. Wir fühlten es schon lange, daß sich etwas Neues, noch nie Dagewesenes in uns vorbereitet. In keinem Lande fanden wir so zahlreiche Äußerungen einer echten Persönlichkeitspflege, die weit entfernt ist vom anarchistischen Individualitätskultus. Beide sehen sich oft zum Verwechseln ähnlich. Auch bei uns blieb oft die Entwicklung zur ersteren auf halbem Wege in letzterem stecken. Aber wir haben bewiesen, in Wort und Schrift und Tat unserer führenden Männer, der sinnenden und der schaffenden, daß wir über die sinnlich bestimmte Individualität hinaus nach der sittlich gegründeten Persönlichkeit streben, der Begehren nach Glück gleichbedeutend ist mit Erfüllung einer unendlichen Aufgabe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich weiß, in anderer Sprache klänge dies wie eine schöne Phrase, an der man sich berauscht, oder an der man gewaltsam sich über sich selbst erheben möchte, oder mit der man sich vor dem lieben Gott in der Kirche ein Sonntagskleid über Krämerkittel und Piratenrüstung zieht. Ich weiß, auf Deutsch klingt es jedem, trotz menschlicher Unzulänglichkeit, als Wiederhall seiner höchsten Hoffnung.

Darum: Nein, es ist nicht weltfremder Idealismus, wenn wir in unseren Schülern den innersten Wunsch und Willen zum freiwilligen Gehorsam sehen. Wir erkennen nur, was in ihnen als deutsches Erbgut liegt. Wollen wir ihnen dann nicht so gegenübertreten, daß dies in ihnen zum eigenen bewußten Besitz wird, und alles vermeiden in unserem Verhalten, was sie scheu macht, ihnen das Vertrauen zu sich selbst raubt und sie zum inneren Widerspruch reizt? Wir erziehen ja in ihnen den deutschen Geist, um dessen Herrschaft unsere Brüder im Feld kämpfen. Sie sollen ihn in sich fühlen als einen Geist der Freiheit, in dem ihre junge Persönlichkeit sich mit Glück als arbeitende und schaffende Kraft fühlt.

Also die Hauptsache ist, daß wir Lehrer in uns diesen Glauben an unsere Schuljugend haben und von ihm in unserem Beruf getragen und geführt werden. Dann haben wir den festen Punkt, von dem aus wir die Gleichgültigkeit einer ganzen Klasse überwinden. Es ist sicher keine leichte Aufgabe. Wir werden immer wieder auf den alten Widerspruch und Widerstand, den lang gewohnten, treffen. Unsere Jugend fühlt nur zum geringen Teil den Ernst der Zeit so, daß sie daraus ein anderes Verhältnis zu ihren Schulpflichten gewinnen könnte. Gewiß ist es möglich, worauf oft mit Recht hingewiesen wird, den Lernstoff jetzt durch Hinweis auf die großen Ereignisse interessanter zu gestalten, aber dadurch werden nach meiner Erfahrung Nachlässigkeit, Unaufmerksamkeit, Unaufrichtigkeit, und wie die Untugenden alle heißen mögen, nicht überwunden. Die bleiben genau die gleichen. Das ist auch nicht anders zu erwarten. Es sind dieselben Räume, dieselben Bücher, dieselben Gesichter ihrer Lehrer wie früher — und das alles erweckt nur die alte Unlust. Daher müssen wir dafür sorgen, daß sie die alten Verhältnisse in neuem Geist erfassen. Wir müssen einen tiefen Griff in ihre Seele tun und das herausholen, was sie anspornt und befähigt, des deutschen Geistes würdig zu werden, der jetzt in so vielen Tausenden tapferer Männer und Frauen, in soviel Aufopferung und Treue, in die Erscheinung tritt, indem sie nachempfinden lernen, was da Herrliches und Schönes um sie herum vor sich geht. Wir müssen ihnen besser helfen als bisher, ihre Pflichten und ihre Aufgaben im Zusammenhang mit diesem Geist und seiner Stimme in ihrer jugendlichen Brust zu fühlen, damit ihre Arbeit, unwillkürlich, ein Ausdruck ihres persönlichen Willens zum Schaffen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird und, unwillkürlich, einen Sinn bekommt, weil sie erkennen, daß sie einem großen Ziele dient.

Wenn uns unsere Aufgabe oft zu schwer dünkt und wir in Gefahr geraten, zu den alten, bequemen Strafmitteln zu greifen, denken wir daran, daß auch wir in einem Kampf mit widrigen Mächten stehen und daß der schwer erfochtene Sieg um so ehrenvoller ist. Es handelt sich ja um Großes! Ein schwedischer Gelehrter hat es uns neulich, als er die Großmächte der Gegenwart verglich, in wenigen Worten gesagt: „Deutschland wird als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas die Weltherrschaft antreten, wenn es die unermeßliche Kraftquelle ausnützt, die ihm bis heute zu fehlen scheint: den Glauben an eine solche Mission." Da liegt's! Dieser Glaube kann nur lebendig werden in einem Geschlecht, das nicht vom Widerspruch gegen die Führenden beherrscht wird, sondern unter ihnen d. h. mit ihrer Hilfe, der Hilfe der größeren Kenntnis und Erfahrung, zum Bewußtsein des eigenen Könnens und des eigenen Wollens erwacht ist, wie es sich nur dem Freien und frei Gehorchenden erschließt. Laßt uns unserer Jugend helfen, ihr Ziel zu finden und vor sich zu sehen, damit sie ihr „Aufwärts" fühlt. Dann haben wir die Männer deutscher Zunge, die Europa braucht.

Ich grüße den jungen Freund in der Schweiz und seine Brüder, denen ich diese Worte verdanke.

**Otto Mensendieck.**

## Die deutschen Siedlungen in Südrußland.

„Der Kampf gilt nicht nur Deutschland, sondern auch dem Deutschtum!" Mit diesen Worten hat der russische Minister Goremkyn den Standpunkt der russischen Regierung gegenüber dem russischen Deutschtum offen zum Ausdruck gebracht. Schon zeigen sich in Rußland die ersten Anzeichen dieses Kampfes. Zunächst hat der russische Minister der „Volksaufklärung" die mit deutschem und schweizerischem Gelde erbauten und unterhaltenen Schulen des deutsch-russischen Schulvereins geschlossen; dadurch sind nicht weniger als 300 000 Kinder des Schulunterrichtes beraubt worden. Dieser Tat echt russischer Volksaufklärung ist nun die Verfügung des Kommandanten von Petersburg an die Gouverneure von Kronstadt, Petersburg und Wiborg gefolgt, wonach der Gebrauch der deutschen Sprache verboten wurde.

Die von diesen Verfügungen betroffen wurden, sind einzig die Träger europäischer Kultur in Rußland. Was Rußland überhaupt an Kultur besitzt, verdankt es ja dem deutschen Element. Allgemein bekannt ist, was die aus der Johanniterzeit stammenden Ansiedlungen Deutscher in den Ostseeprovinzen geleistet haben. Durch Jahrhunderte hindurch waren sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Salz Rußlands. Ihre Zarentreue wurde dem Verfasser noch im letzten Jahre klar vor Augen geführt, als ein baltischer Edelmann ihm sagte: „Ein Stück unserer deutschen Eigenart ist die Treue zum Zaren, was auch kommen möge!" Nicht weniger bekannt sind die glänzenden, wissenschaftlichen Leistungen der alten deutschen Universität in Dorpat, die schon vor einer Reihe von Jahren bis auf die evangelisch-theologische Fakultät russifiziert wurde. Nunmehr hat Rußland auch hier seinen Dank vervollständigt, indem durch Verfügung der Regierung auch dieser Fakultät die deutsche Eigenart genommen ist.

Aber nicht nur das Deutschtum der Ostseeprovinzen ist ein gewaltiger Kulturfaktor im Völkerleben Rußlands gewesen. Von ebenso großer Bedeutung, wenn auch in anderer Hinsicht, ist das Deutschtum der Wolgaländer, das Südrußlands, der Krim und das in Bessarabien. Während die Ostseeprovinzen Rußland führende Staatsmänner, tüchtige Gelehrte und hervorragende Feldherren gaben, haben jene, in der großen Welt weniger bekannten Siedlungen deutscher Bauern und Handwerker, dazu beigetragen, entartete Bauernstämme Rußlands neu zu beleben. Sie waren die Erzieher vieler slavischer Stämme.

Ich möchte weitere deutsche Kreise auf diese Kulturpioniere deutschen Blutes, die ein leuchtendes Beispiel in der Geschichte der ländlichen Kolonisation bilden, aufmerksam machen.

Wenn wir in Deutschland vom Deutschtum in Rußland reden oder hören, wird dieser deutscher Bauern meistens nicht gedacht. Wohl weiß man, daß an der Wolga, in den Steppen und in der Krim Deutsche wohnen, aber weder ihre Geschichte, noch ihre Kultur und Lebensweise kennt man. Dennoch stehen sie den baltischen Deutschen ebenbürtig zur Seite. Und nur dem Treubruch und Wortbruch, den man an ihnen begangen, ist es zuzuschreiben, wenn sie jetzt blutenden Herzens gegen das Mutterland das Schwert zücken müssen. Denn die russische Regierung hatte ihnen bei der Einwanderung, durch das kaiserliche verbriefte Wort des Zaren Befreiung vom Heersdienst „auf ewige Zeiten" versprochen. Doch dies kaiserliche Wort ist schon in den 70er Jahren durch einen Erlaß des Zaren gebrochen.

Seit Jahrhunderten war Rußland, als ein hinter der Kultur Westeuropas zurückgebliebenes Land, darauf angewiesen, seine Handwerker, Künstler und Fachleute, ja selbst seine leistungsfähigen Landwirte aus dem westeuropäischen Auslande zu holen. Da kam zunächst Kaiserin Elisabeth von Rußland auf den Gedanken, nach dem Muster der ungarischen Könige zu kolonisieren. Die guten Erfolge, welche König Geisha II. von Ungarn, mit seiner um das Jahr 1100 durchgeführten Kolonisierung Siebenbürgens durch Moselfranken gehabt hatte, waren der Kaiserin Elisabeth vorbildlich. Da ihr aber der Bezug der hierfür nötigen Bauern aus Westeuropa zu beschwerlich schien, begann sie ihre Kolonisierung mit Slaven, und zwar mit serbischen Soldaten. In dem heutigen Jekaterinoslaw (Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rußland) gründete sie eine Militärkolonie aus zwei serbischen Regimentern. Der Versuch hatte geringen Erfolg. Das ist insofern von Bedeutung, als spätere ähnliche Versuche ebenfalls bewiesen, daß eine gute Kolonisierung mit slavischen und anderen Elementen nicht durchzuführen ist. So versuchte Fürst Michael III. von Serbien, Serben aus dem Banat zur Kolonisation in Serbien heranzuziehen. Auch dieser Versuch mißlang. Nicht anders erging es der Kaiserin Maria Theresia von Österreich, als sie die Gebiete an der Militärgrenze, die durch die Türkenkriege verheert waren, mit Slaven und Zigeunern — „Uj-Magyaren" (Neu-Ungarn) — besiedeln ließ. Erst später führte sie mit großem Erfolg die Ansiedlung Deutscher, der heutigen Banater Schwaben, durch.

Kaiserin Katharina II. von Rußland, die den Siedlungsplan der Zarin Elisabeth aufnahm, kam der Erkenntnis, daß für eine Besiedlung vor Allem die Auswahl des rechten Menschenmaterials notwendig ist, schon näher. Sie erließ am 4. Dezember 1762 eine Verfügung, durch die auswanderungslustigen Westeuropäern, mit Ausnahme von Juden, die Steppenbesitzungen Rußlands als Ansiedlungsgebiet geöffnet wurden. Aber diese Verfügung enthielt keinerlei Gewähr für das Wohlergehen der Ansiedler. Daher fand Katharinas Aufforderung in Westeuropa auch sehr wenig Anklang. Am 22. Juli 1763 kam dann ein zweiter Erlaß heraus, der diese Gewähr bot. Für russische Verhältnisse waren es unerhörte Freiheiten, die gewährt wurden. So: Freie Religionsübung für alle Zeiten, Abgaben- und Steuerfreiheit auf längere Zeit (für Bauern und ländliche Handwerker sogar auf 30 Jahre), Militärfreiheit für ewige Zeiten, Gewährung freier Wohnung von Staatswegen auf ein halbes Jahr und zinsfreien Baugeldes, ferner Darlehen zur ersten wirtschaftlichen Einrichtung, Erlaubnis zur Rückwanderung gegen Abgabe eines geringen Teiles des erworbenen Vermögens und, was das Wichtigste und für Rußland beinahe unglaubliche war: Gewährung der Selbstverwaltung ihrer Gemeinden und Bezirke, Kirchen und Schulen!

Dieser Erlaß wurde durch die russischen Gesandten in dem wirtschaftlich und politisch damals sehr daniederliegenden Deutschland verbreitet und hatte den Erfolg, daß etwa 20 000 Auswanderer nach Rußland kamen. Unter ihnen befanden sich viele niederdeutsche Mennoniten, Angehörige jener religiösen Gemeinschaft, deren Sittenstrenge und einfache Lebensweise wertvolle Kräfte zur Volkerneuerung bedeuteten. Daneben aber stellte sich auch allerlei herrenloses Gesindel ein, an dem zu jener Zeit in Deutschland kein Mangel war. Durch diese minderwertigeren Elemente wurden anfangs der russischen Ansiedlung große Schwierigkeiten bereitet, aber der gute Einfluß der sittenstarken Mennoniten war so stark, daß im Laufe der Zeit alle deutschen Ansiedler zu wirklichen Kulturträgern wurden.

Diese ersten Ansiedler erhielten ihre Wohnsitze an der Wolga. Sie sind der Urstock der heutigen deutschen Wolgakolonien. Noch heute unterscheidet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man „Mennonitenbezirke" und „Kolonistenbezirke" in den Siedlungsgebieten. Später siedelten sich noch in der Petersburger Gegend und im mittleren Rußland Herrenhuter an. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der durch seine Kolonisierung mit böhmisch-mährischen Protestanten bekannte Graf Nikolaus v. Zinzendorf, der unstreitig der größte Kolonisator seiner Zeit war, auf die Besiedlung einiger Teile Rußlands großen Einfluß gewann und sein Rat in Petersburger Regierungskreisen gern gehört wurde. Es ist also auch die theoretische Entwicklung des Besiedlungsgedankens in Rußland mit deutschem Denken verknüpft worden.

Die Erfahrungen, welche die russische Regierung mit der Ansiedlung deutscher Bauern im Verlauf von rund 40 Jahren gemacht hatte, zeigten deutlich, daß nur auf diesem Wege eine wirtschaftliche und kulturelle Hebung Rußlands möglich war. Diese Erfahrungen veranlaßten den Kaiser Alexander I., durch seinen Erlaß vom 24. Juli 1803 die Einwanderungsbefugnisse für Deutsche zu erweitern und eine offenkundige Werbetätigkeit für die Einwanderung in die Wege zu leiten. Es wurde ein Einwanderungsausschuß geschaffen, dessen Aufgabe es sein sollte, Ansiedler in Deutschland anzuwerben. Daneben wurde ein „Vormundschaftskontor" gegründet, dem die „Wohlfahrtspflege" für die Ansiedler übertragen wurde und dem ein „Quarantänekontor" zur Seite stand. Wie notwendig die letztere Maßregel war, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß der dritte Einwanderungszug — im Jahre 1803 — von 105 Einwanderern nicht weniger als 63 Kranke (Fieber, Typhus?) mitführte. Der erste Leiter dieser wohl ersten Wohlfahrtseinrichtungen, die Rußland je besessen, und die es auch nur dem Deutschtum verdankte, war der General Rosenberg, der Abstammung nach ebenfalls ein Deutscher. Er wurde später dem Herzog von Richelieu untergeordnet, der als erster den Titel eines „Chefs des Vormundschaftskontors" bekam.

Der erste Zuzug von Ansiedlern in dieser neuen Siedlungsperiode, der in der 2. Hälfte des Jahres 1803 erfolgte, ging nach Südrußland. Die Einwanderer langten auf 25 Fuhrwerken am 12. September 1803 in Odessa an. Der Herzog von Richelieu leitete persönlich ihre Einquartierung. Dieser Tag kann als der Beginn der südrussischen Siedlung angesehen werden, wenn auch schon früher (1769) vereinzelte Deutsche sich hier niedergelassen hatten. Wenige Tage später kam der 2. und 3. Zug an. Leider waren alle mehr oder weniger krank. Doch den Bemühungen des Vormundschaftskontors gelang es, solch günstige Bedingungen zu schaffen, daß der letzte aus 118 Einwanderern bestehende Zuzug des Jahres 1803, der im Dezember als die achte der Siedlungsgruppen in Odessa eintraf, nur 2 Kranke hatte. Dieser Zug genoß auf der Reise ärztliche Pflege und Beratung. Für die gesunde Unterbringung der Wandernden war gesorgt.

Überhaupt bewies sich schon jetzt das Vormundschaftskontor als segensreiche Einrichtung. Auf seine Veranlassung hatte die „Expedition der Staatsökonomie" bestimmt, daß die Ansiedlung der Leute nicht willkürlich auf dem Papier mehr geschehen dürfe, sondern erst, wenn die Leute den Platz in Augenschein genommen hätten. So erfolgte im Jahre 1804 die Ansiedlung einer größeren Zahl deutscher Winzer erst, nachdem sich Einzelne durch Augenschein überzeugt hatten, daß die zur Besiedlung angewiesenen Gebiete sich für den Weinbau eigneten.

In demselben Jahre wurde durch einen kaiserlichen Erlaß das Gebiet der deutschen Siedlungen genau bestimmt. Diese am 23. Februar 1804 gegebene Verfügung legte folgende Siedlungsgebiete fest: Zur erstmaligen Kolonisation in den Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien wurden Plätze unweit der Seehäfen abgeteilt. Den Winzern ward das Gebiet von Theodosia und die Krim zugewiesen. Für etwa sich mehrende Siedler wurde das Gebiet der Nomadenländereien der Kalmücken, die damals in die Länder der Donischen Kosaken überführt wurden, bestimmt. Derselbe Erlaß verfügt, daß die Bulgarensiedlungen aus den deutschen Siedlungsgebieten in „an bereits vorhandene Bulgarensiedlungen angrenzende Länder" zu verlegen seien. Im Laufe des Sommers 1804 nahm dann die Einwanderung so zu, daß die Unterbringung der in Odessa anlangenden Einwandererzüge den Behörden oft große Verlegenheit bereitete. Bemerkenswert ist ein Zug von 240 Schweizern, die der in russischen Diensten stehende deutsch-schweizerische Major von Escher (vom Moskauer Dragonerregiment) auf eigne Faust in dieser Zeit aus seiner Heimat herübergeholt hatte, und der ebenfalls in jenen Tagen eintraf. Major v. Escher bereitete dadurch dem Vormundschaftskontor nicht geringe Schwierigkeiten, da man mit diesem Zuzug nicht gerechnet und gar keine Ahnung von dessen Eintreffen hatte. Nach langen Verhandlungen wurden die Schweizer in der Krim angesiegelt und bildeten die bis auf den heutigen Tag deutsch-schweizerisch gebliebene Kolonie Zürichtal, die aus drei Ortschaften besteht und eine der blühendsten ist.

Die Einwanderung nach Südrußland nahm so zu, daß bereits im Winter 1804 die Zahl der Einwanderer 5000 überschritten hatte. Bis zum Jahre 1841 betrug die Zahl der von der Regierung angelegten Siedlungen 191 mit 9067 deutschen Familien auf 531 437 Dessätinen Land*). Die Gesamtzahl der heute vorhandenen deutschen Dörfer, Güter und Weiler in den Siedlungsgebieten Rußlands beträgt nicht weniger denn 2000, mit rund einer halben Million Siedler. (Die Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung Rußlands beträgt rund 2 Millionen.)

Die uneingeschränkte Einwanderung fand übrigens ziemlich frühzeitig ein Ende. Schon 1810 wurde die Unterstützung der Einwanderer eingestellt.

*) Eine Dessätine entspricht dem Flächeninhalt von 109 1/4 Ar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1819 untersagte die russische Regierung ihren Gesandtschaften die Ausgabe von Pässen an Solche, die einwandern wollten. Man wollte dadurch die Zuwanderung im großen eindämmen. Von nun an fanden nur noch Gründungen aus eigenen Mitteln der Kolonisten statt und zwar bis 1841. In diesem Jahr wurde die weitere Kolonisation durch das Gesetz gänzlich verboten. Heute gibt es noch 29 Kolonistenbezirke*) und zwar in den Gouvernements Taurien, Cherson, Bessarabien, Samara und Saratow.

Was die deutschen Siedler in Rußland urbar gemacht haben, ist deutscher Boden geworden. Die ursprünglich ärmlichen Hütten haben dem deutschen Bauernhof Platz gemacht. Jede Kolonie hat ihre deutsche Schule, die allerdings seit 1871 zum Teil, nunmehr gänzlich dem Russentum verfallen ist, soweit die Schule nicht überhaupt aufgehoben wurde. Die Kolonisten sahen früher streng auf den Schulbesuch ihrer Kinder, seit dem Beginn der Russifizierung hat das Interesse an der Schule aber nachgelassen. Die Bauern sind mit Recht der Ansicht, daß die russische Regierung, unter Verletzung der ihnen verliehenen Vorrechte, die Schulen an sich gerissen, den Bauern das Recht der Verwaltung und den Einfluß auf die Schule genommen habe, um mit den Mitteln der Kolonisten deren Kinder zu russifizieren. Die Erkenntnis, daß dies nicht so leicht gehe, scheint es auch zu sein, die Rußland jetzt zur Schließung der Schulen des deutsch-russischen Schulvereins veranlaßt hat.

Der bei der ersten Kolonisation, besonders in den Wolgakolonien, gemachte Fehler, alles als Siedler zu nehmen, wurde später, als v. Eschers Beispiel nur wirkliche Ackerbauern und Winzer nach Rußland führte, vermieden. Das Vormundschaftskontor prüfte die Ansiedler auf ihre Fähigkeiten. Handwerker wurden von 1804 an nur in den Städten angesiedelt.

Die Einwanderer erhielten von der russischen Regierung für jeden Haushalt 30 Dessätinen Land, und zwar 15 Dessätinen Acker, 5 Dessätinen Heuland, 5 Dessätinen Wald und 5 Dessätinen als Hof- und Dreschplatz und Gartenland. Diese Einteilung mußte eingehalten werden und geschah z. B. bei den Deutsch-Schweizern sehr genau, während sie bei der anderen anfangs auf Schwierigkeiten stieß. Bei einer jeden Siedlung blieb der sechste Teil der Parzellen frei liegen, weil man den Nachkommen der Siedler die Selbständigmachung ermöglichen wollte. Ebenso blieb der gleiche Teil Ackerland, Wiese und Wald im Besitz der Gemeinde, aus Fürsorge für die Kinder, die ihn später aufteilen sollten. Dieser Zug weiser Fürsorge für die Nachkommen wurde und wird noch jetzt vielfach dem Herzog v. Richelieu zugeschrieben. Sicheren Nachforschungen zufolge ist er aber

*) Ein Bezirk hat nicht selten 10—15, mitunter auch an 30 Kolonien. Eine Kolonie umfaßt oft mehrere Ortschaften und Weiler.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf gemeinsame Anregungen der Siedler aus der deutschen Schweiz und den Lahngebiet zurückzuführen. Jedenfalls wurde die Bestimmung in Zürichtal bei den Schweizern zum erstenmal genau durchgeführt.

Das erste Kolonistengesetz, die Grundlage des Familienrechtes, wie überhaupt aller bürgerlichen Rechte der Siedler bestimmte das Erbrecht des jüngsten Sohnes und hatte vor allem den Zweck, einer Zersplitterung des Grundbesitzes vorzubeugen. Die beiden folgenden Paragraphen bringen das am deutlichsten zum Ausdruck:

> „Weder die Wirte (Hofbesitzer) selbst, noch ihre Erben sind ermächtigt, ihre Landanteile zu verkaufen, zu versetzen, oder zu teilen. Dieselben verbleiben vielmehr unteilbar den Dorfbewohnern."
>
> „Auf gleicher Grundlage, d. h. als Besitz der ganzen Kolonie werden auch die Ländereien für Kirchen, Fabriken, Werkstätten, Weingärten usw. abgeteilt, ebenso Moorgründe, Flüsse, Seen, Lehm- und Sandgruben usw."

Dieses Kolonistengesetz, sowie die Freiheiten und Pflichten der Ansiedler wurden schriftlich festgelegt und im Jahre 1842 in eine besondere Gesetzessammlung mitsamt den Erlassen der Zare zusammengefaßt. Das Gesetz gewährte den Kolonisten nicht nur in den Kolonien, sondern auch in ganz Rußland das Bürgerrecht. (Also nicht das der Bauern oder der russischen Kleinbürger, die das russische Gesetz scharf von den Bürgern unterschied.) Auf Grund dieses Bürgerrechts konnten die Kolonisten Handel treiben, in Zünfte eintreten, nach eignem Gutdünken Märkte und Jahrmärkte abhalten und auch vermögensrechtliche Handlungen vornehmen. Der Standeswechsel stand ihnen auch frei. Die Rechte des bürgerlichen Standes hörten nur auf: bei dem Übertritt in einen anderen Stand, bei Auswanderung in das Ausland, bei Verbrechen, die den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte zufolge hatten, und bei Ausschluß aus der Kolonistengemeinde wegen unsittlicher Lebensführung. Ein solcher Ausschluß erfolgte nur durch Gemeindebeschluß. Hierdurch war den Kolonistengemeinden ein gewisses Erziehungsrecht und ein Mittel zur Reinerhaltung ihrer Gemeinwesen gegeben. Die Verwaltung der Kolonien was bis zum Jahre 1871 reine Selbstverwaltung. Sie geschah durch die Gebiets- und Dorfämter. Für jedes Dorfamt wurde ein „Schulz" (Gemeindevorsteher) auf drei Jahre und zwei Beisitzer auf zwei Jahre, außerdem für je 10 Höfe ein „Zehntmann" von den Gemeindegliedern gewählt. Das „Gebiet" der Kolonie bestand aus den zusammengehörenden Dörfern. Ihm stand ein durch allgemeine Wahl bestimmter „Oberschulze" vor. Diesem standen zwei Gebietsbeisitzer zur Seite, die ebenfalls gewählt wurden. Alle diese Beamten bedurften allerdings der Bestätigung der Regierungsorgane, deren unterstes die Verwaltung des „Kolonistenbezirks" war. Außerdem gab es noch als Körperschaft eine Art Volksvertretung, die Dorfversammlung, zu der von jedem Hof ein Kolonist erscheinen mußte. Ihr lag nicht nur die Wahl der Gemeindebeamten, sondern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch die Verteilung der auf das Dorf entfallenden Lasten und Abgaben ob. Sie allein hatte aber auch über den Ausschluß schädlicher Glieder aus der Gemeinde und über die allgemeinen Bedürfnisse des Dorfes zu entscheiden. Sache der Gebiets- und Dorfämter dagegen war es, die Ausführung der Vorschriften des Vormundschaftskontors und der Gemeindebeschlüsse durchzusetzen, die Gerichtsbarkeit und das Polizeiwesen auszuüben, sowie die Steuern beizutreiben.

Die Steuern betrugen nach Ablauf der abgabenfreien Zeit an Abgaben an die Krone 40 Kopeken für eine Dessätine Land, dazu kam eine Kopfsteuer von 2—3 Rubeln. Außerdem waren die Kolonisten von da an verpflichtet, Kirche, Schule und Gemeindeverwaltung selbst zu unterhalten.

Durch ununterbrochene Überwachung der Höfe durch das Dorfamt ward für Ordnung und Sauberkeit Sorge getragen. Die Dorfschulzen waren verpflichtet, darauf zu sehen, daß im Winter Ackergeräte und Zuchtvieh in einem guten Zustand erhalten und im Frühjahr rechtzeitig mit der Arbeit begonnen wurde. Saumselige konnten durch Geld-, Arrest- und Prügelstrafen zur Arbeit angehalten werden.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Kolonisten, die ein blühendes Schul- und Bildungswesen besaßen, die am 4. Juni 1871 erfolgte Aufhebung der Kolonistengesetze. Hierdurch wurden sie zwangsweise dem russischen Staatsverband einverleibt und den russischen Bauern gleichgestellt. Ihre mit großen Opfern erbauten Schulen wurden Regierungsschulen und sie selbst der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen. So sind sie gezwungen, in diesem Kriege gegen ihr Mutterland, das Heimatland ihrer Väter das Schwert zu ziehen, trotz ihrer Vorrechte für „ewige Zeiten"! Nur die Mennoniten sind vom Kriegsdienst befreit geblieben, da ihre Religion diesen ja untersagt. Sie müssen dafür so lange in den Förstereien der Krone arbeiten, wie der russische Soldat Heeresdienst leistet, nur mit dem Unterschied, daß der Soldat auf Kosten des Staates, der Mennonit aber auf Kosten seiner Glaubensgemeinde während dieser Zeit verpflegt wird und auch keine Löhnung erhält.

Von der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Siedlungen reden ihre wogenden Felder und blühenden Fluren. Von der kulturellen aber die Tatsache, daß schon im Anfang der Siedlungszeit ein „Unterhaltungsblatt für die deutschen Siedler" geschaffen wurde, daß gute Schulen und Wohlfahrtsanstalten (Waisenhäuser, Kleinkinderschulen, Frauenvereine, blühende geordnete Kirchengemeinden, und ein deutsches Kolonisten-Krankenhaus) bestehen. Von der Bereitschaft der Kolonisten, für völkische Angelegenheiten Opfer zu bringen, reden nicht nur alle diese Einrichtungen, sondern auch eine Urkunde des deutschen Kaisers Wilhelm I., in der dieser am 12. Februar 1880 genehmigt, daß die für den „Nationaldank der außerhalb des Vaterlands lebenden Deutschen an Kaiser Wilhelm" unter den Kolonisten Südrußlands gesammelten 2260 Rubel für eine Stiftung für Waisen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

knaben christlicher Herkunft in Odessa verwandt werden sollen. Aber auch andere kulturelle Pflichten haben sie erfüllt, und sie wurden dadurch für Südrußland vorbildlich. Während des Krimkrieges, als die Kolonisten noch von allen militärischen Lasten befreit waren, haben sie und besonders unter ihnen die Mennoniten Lazarette eingerichtet, die Mariupoler und Choritzer in einem Umfange, daß sie kaiserliche Anerkennungsschreiben erhielten. Die Molotschnaer Kolonisten hatten allein in Prischib drei Lazarette mit mehr als 1500 Verwundeten. Wo es galt, Verwundete aufzunehmen und zu pflegen, gutes deutsches Brot zu liefern, Charpie zu zupfen, standen sie im Krimkrieg fast unerreicht da. Während des Türkenkrieges brachten allein die Gemeinden des Liebentaler Bezirks, obwohl man ihnen nun den Kriegsdienst aufgebürdet und ihre Rechte gebrochen, gegen 3000 Rubel für die freiwillige Flotte auf und spendeten Unmassen von Lebensmitteln. Dabei richtete fast jede Kolonistengemeinde ein eigenes Lazarett ein.

Das ist deutsches Wesen und deutsche Art. Sie wurde vorbildlich für weite Bezirke und Völkerschaften Rußlands. Zum Dank erklärt heute ein russischer Minister diesem Deutschtum den Krieg. Aber vergebens wird man das Deutschtum in Rußland vernichten wollen. Die Deutschen bleiben auch in Rußland weiterhin das Volk der Kultur.

**Fr. W. Brepohl.**

# Rund um uns

**Von einer alten Kulturidee, die bei uns anklopft.** Der aus Danzig stammende Philosoph Friedrich Jaskowski, den weitere Kreise der heutigen Erneuerungsbestrebungen durch seine Vorträge und Schriften über künstlerische und religiöse Themen kennen, ist der Schöpfer eines grundlegenden Werkes, das zum erstenmal das Problem der Ernährung in all seinen Zusammenhängen, besonders auch mit der heutigen Kultur, als freier Denker behandelt*). Bevor ich mich über das Buch äußere, möchte ich den Verfasser selbst sprechen lassen. Er schreibt im Vorwort: „Vom Sportplatz wie aus dem ernährungsphysiologischen Laboratorium, aus Literatur und Kunst, aus ethischen und religiösen Vorträgen, Debatten, Schriften

*) Philosophie des Vegetarismus. Eine philosophische Grundlegung und eine philosophische Betrachtung des Vegetarismus und seiner Probleme in Natur, Ethik, Religion und Kunst von Friedrich Jaskowski, XVI u. 314 S., Großoktav, Berlin 1912, Verlag G. Salle (geb. 5 Mk.). Ich verweise auch auf die in die Vorstellungswelt der „Philosophie des Vegetarismus" gut und volkstümlich einführende Schrift Jaskowskis: Was ist Moral? Ein Versuch über Sklavenmoral und Herrenmoral und aller Moral tiefere Wurzel im Geiste eines künstlerischen Idealismus. Verlag A.-G. Konkordia, Bühl (Baden).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Zeitschriften tritt uns die vegetarische Frage entgegen und zeigt, daß die zunehmenden vegetarischen Speisehäuser und Nährmittelfabriken und die Flut der vegetarischen Kochbücher einem tieferen Grund ihr Dasein verdanken müssen. Über diesen tieferen Grund wird man ein Konversationslexikon wie einen bloßen Ernährungsphysiologen vergebens befragen. Auch die, noch übersehbare, vegetarische Literatur, stark kämpferisch und tendenzhaft, bietet nur Anläufe zu einer sachlichen und zeitgemäßen Auskunft. Erst eine Philosophie des Vegetarismus kann den Kern und die wirklichen Zusammenhänge der Sache aufzeigen."

Die „Philosophie des Vegetarismus" hat aber grundlegende Bedeutung in ihrer Eigenschaft als philosophische Abhandlung, d. h. es ist kein Tendenzwerk, das zugunsten einer vorgefaßten Meinung Tatsachen entstellt oder verschiebt, sondern im ureigensten Sinn philosophiert sie über das Problem der Ernährung. Zwei Kollegen, selbst Autoren über Ernährungsfragen, haben in Fachzeitschriften das Buch so treffend charakterisiert, daß ich die Seiten, die sie behandeln, mit eigenen Worten nicht besser besprechen könnte. Riedlin-Freiburg äußert sich über die Ausdrucksart des Verfassers „. . . Ein mehr äußerlicher, aber darum nicht geringerer Vorzug des Buches besteht in seiner klaren, reinen Sprache, der ein Dichter die Worte leiht; einer Sprache, die an manchen Stellen poetisch verklärt erscheint und alle Geschraubtheit und unnütze Fremdwörter vermeidet . . . . Zuweilen glaubt man Goethe zu lesen, ein so reiches urkräftiges Behagen entströmt der Sprache." Schlegel-Tübingen weiß den inneren Kern zu treffen, wenn er schreibt: „Dies schöne, tiefe, inhaltsreiche Buch scheint mir seinen Hauptwert nicht als Werbeschrift für den Vegetarismus zu besitzen, obgleich es darin an edler Begründung stark ist, sondern vielmehr eine erste bedeutende Monographie des Ernährungsproblems vom philosophischen Standpunkt aus darzustellen. Es wird darin eine weitgreifende geschichtliche Darstellung gegeben, die wissenschaftliche Betrachtungsweise wird weit überflügelt durch künstlerische und religiöse Auffassung des ganzen Problems: wenn dasselbe nicht zu lösen ist, so liegt im Nachweis seiner geheimnisvollen Art eben die angemessene Behandlung. ‚Philosophie ist in Vernunft gekleidete Verwunderung, die sich erkennend auf das Ganze der Dinge richtet.' Damit ist eine mystische Grundlage der ganzen Erfassung aufgewiesen, und dies ist vollkommen berechtigt. Keine Wissenschaft kann darüber hinauskommen; die ganze Natur und das Leben sind ebenso geartet."

Ja, in der Tat, es dreht sich beim Autor um etwas ganz anderes als um die Frage, ob es gesünder, billiger, natürlicher sei, Fleisch zu essen oder nicht, obwohl alle wissenschaftlichen Einzelfragen auf medizinischem, naturwissenschaftlichem u. a. Gebiet behandelt sind und gerade die naturwissenschaftliche Ernährungsfrage gründlicher als in den mir bekannten Sonderabhandlungen. Was der wissenschaftliche Fachmann an Einzeltatsachen und Forschungen ergründet hat, was das Volk in den Städten und auf dem Land und die Völker der Erde seit Jahrhunderten über das Problem der Ernährung ahnen, betätigen, erfahren, was Hochbegabte, Geniale, Religiöse, Künstler, Athleten des Leibes, Kranke und Kinder in dieser Hinsicht verraten, wird hier vom Philosophen und Dichter beleuchtet und durchdrungen. Viele Ahnungen und Sprüche der Romantiker, besonders des Novalis, Naturfagen und Naturgleichnisse werden als wissenschaftlich möglich, ja wahr nachgewiesen. Überhaupt, die Erleber auf allen Gebieten, auch die religiösen, sind des Autors Freunde; er ist glücklich, wenn er deren Übung und Meinung wissenschaftlich rechtfertigen und in ihrer inneren Tragweite bewundern und philosophisch einordnen kann. „Den Appetit und Eßtrieb der Menschen zu verstehen, sogar besser, als er sich selbst versteht — das ist die Grundaufgabe jeder wahren Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nährungslehre, die deshalb im tiefsten Sinne philosophisch sein muß", sagt er am Schluß der gründlichen Auseinandersetzung mit dem Energetiker Bircher-Benner. Er fühlt vor und fühlt nach — psychologisch ist seine Methode. Psychologisch behandelt er die Ethik und die vegetarische Ethik, die Religion, den Buddhismus, den Katholizismus, den Protestantismus. Der Stifter des christlichen Abendmahls wird nicht wie in vegetarischen Schriften (z. B. Springers „Enkarpa", R. Wagners „Religion und Kunst") tendenzhaft vergewaltigt, sondern mit ernstem philosophischen Wissen und Willen betrachtet und geistig lebendig gemacht bei der Frage nach seiner Lebensweise und seiner Stellung zu Leib und Tier. Bei der vergleichenden Abhandlung über Leonardo da Vinci, der, einige Kinderjahre abgerechnet, zeitlebens aus ethischen Gründen Vegetarier war, und Goethe wird, wie auch noch an anderen Stellen, besprochen, wie es kommt, daß Menschen geistig hochstehen können und doch nicht Vegetarier sind.

Die Abhandlung über Vegetarismus und Kunst, mein liebster Abschnitt dieses eigenartigen Buches, ist die Offenbarung eines lebenswarmen Künstlerherzens, das ahnt, ursprünglich empfindet und schaut, erleuchtet und gestaltet, das Sehnsucht und Ehrfurcht wachruft, das mahnt zu künstlerischem Erlebnis und zur Erlösung im Geist der Liebe und Ehrfurcht. Rein sachlich werden betrachtet die Schönheit der Fleischnahrung und Pflanzenkost mit all ihren Zusammenhängen, deren Darsteller und Darstellungen in der Kunst. Ein in der vielgestaltigen Welt unserer Großen beheimateter Mensch führt uns behutsam und verstehend durch das Reich von Rubens und Lionardo da Vinci und vieler Meister, die das Abendmahl Christi (als letztes Mahl und als Sakrament), die Gestalten der Maria und des heiligen Franz zum Motiv unsterblicher Kunstwerke machten, die ihre innerste Sehnsucht meinten, wenn sie Idyllen vom Paradies und vom goldenen Zeitalter in Musik, Malerei und Dichtung schufen. Das oft mißbrauchte schöne Christuswort: „Was zum Munde eingehet . . ." gibt Jaskowski Anlaß zu einer besonderen geistreichen Abhandlung im Anhang, ebenso das Problem der Alkoholfrage *).

Ich freue mich, daß wir nun ein Buch haben, das in eigener ruhiger Bedenkung die große uralte Kulturidee, die nun wieder bei uns anpocht, behandelt, nicht vom Standpunkt des „Vegetarismus" oder des Antivegetarismus, sondern mit dem ernsten philosophischen Willen zur Tatsache, allerdings zur tiefen Tatsache. Wenn es für ein Buch rühmlich ist, von ihm zu sagen, es könnte von einem anderen geschrieben sein, so möchte ich Novalis nennen, den Sänger des Frühlings, der einst im hoffnungsreichen Mai Abschied nahm, und dessen schönes Wort hier sich allseitig entfaltet und vieltönig weiterklingt: „Philosophie ist Heimweh, ein Trieb, überall zu Hause zu sein."

Wenn ich unsere Jugend heute gepackt sehe von vegetarischen Gedanken oder wenn ich bei Rosegger oder Hansjakob lese, wie diese Volksschriftsteller noch als alte Herren vegetarisch, nach dem Gefühl ihes Herzens und Geschmacks, zu leben versuchen und ihren Lesern solche Lebensgewohnheit preisen, so weiß ich, daß das Buch, das ich hier der Kulturgemeinde ans Herz gelegt, einer fruchtbaren Wahrheit dient. Möge es Vielen das geben, was es mir gab!

**Dr. med. Heinrich Meng.**

**Von des Wandervogels Kriegsarbeit.** Zumeist fehlt es heute an einem richtigen Verständnis der Wandervogelart. Es scheint, als ob ein nicht auszurottendes aber doch ganz unbegründetes Vorurteil den Blick für das Wesentliche trübte. Offenbar ist in den meisten Fällen eine allerdings naheliegende Verwechselung an der bedauerlichen Unterschätzung des Wandervogels schuld. Man macht nämlich sehr gern den Fehler, jeden durchs Land ziehen-

*) Vgl. „Der Mensch und der Alkohol" (Kunstwart, 2. Augustheft 1913) von Friedrich Jaskowski.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Wanderer — vom gestriegelten Salontiroler bis herab zum versoffenen Vagabunden — als einen Wandervogel zu bezeichnen; leider gibt es kein Mittel, dem Mißbrauch dieses Namens zu begegnen, da man es nicht für nötig gehalten hat, die Bezeichnung schützen zu lassen, wie das die Pfadfinder wohlweislich besorgt haben. Meist also bildet man sich sein Urteil über den Wandervogel an Leuten, die garkeine Wandervögel sind. In ganz Deutschland mag es heute 40 bis 50000 organisierte Wandervögel geben, also verschwindend wenig im Verhältnis zu den Millionen von Sonntagsausflüglern, die heute schon „nach Wandervogelart" hinausziehen.

Aber was ist denn Wandervogelart? Für viele Menschen ist leider Schale und Form alles, Kern und Inhalt nichts. So vieles hat man schon dem Wandervogel abgeguckt, hat seine Rippelsamtkluft und seine kniefreie Hose, hat seine Baarhäuptigkeit und sein Heuschlafen, sein Abkochen im Hordentopf und seine ganze Ausrüstung nachgeahmt, wobei man allerdings immer einige Jahre hinterdreinhinkt. Aber das ist ja alles nur rein äußerlich, ist ja nur die Schale, die einen wertvollen Kern verraten — sollte. Aber leider haperts da, leider bleibt da meist im Sumpfe stecken, was auch hätte hinterdreinhumpeln sollen: die Gesinnung, die Lebensauffassung des Wandervogels.

Der auszeichnende Kern des Wandervogels trat deutlich hervor, als der Krieg ausbrach. Da hat sich der Wandervogel gut bewährt. Da trat seines Wesens Kern hervor; an dringenden Hilfswerken, an wertschaffenden Taten war er zu erkennen. Wie überall im Volke, ward auch hier der Krieg ein Prüfstein.

* * *

Fast alle mehr als 16 Jahre alten Wandervögel haben sich als Kriegsfreiwillige gestellt, soweit sie nicht bereits gedient hatten. Mehr als die Hälfte aller Wandervögel steht unter den Fahnen. Kein Wunder, daß nur verschwindend wenige dieser Kriegsfreiwilligen als felddienstuntauglich zurückgewiesen zu werden brauchten. Sind es doch durchweg frische Kerls, abgehärtete Naturen, die an Anstrengungen und Lagerleben gewöhnt, sich im Felde sicher gut bewähren und sich auszeichnen werden. Und vor allem wird es bei den ungeheuren körperlichen und seelischen Anstrengungen, die ein Feldzug mit sich bringt, für unsere Wandervögel von unersetzlichem Wert sein, daß sie sich durch keinerlei Genußgifte krank und nervenschwach gemacht haben. Zu den körperlichen Vorzügen, deren sich der Wandervogel durch seine geradezu spartanisch harte Lebensweise und sein anspruchsloses Wanderleben erfreuen darf, kommt noch die Selbständigkeit im Denken und Handeln, zu welcher der Wandervogel seine Freunde in mustergültiger Weise erzieht. So also, mit scharfen, ungetrübten Sinnen, mit ungeschwächter Kraft und echt soldatischem Pflichtbewußtsein setzen sich unsere ins Feld gezogenen Wandervögel für ihre Heimat ein, die sie auf ihren Fahrten lieben gelernt haben.

Schwerer aber wiegen noch die ideellen Werte, mit denen der Wandervogel ins Feld zieht und draußen seine Kameraden beschenken darf. Hoch anzuschlagen sind insbesondere die Lebensweisheiten, die sich dem Wandervogel nach und nach erschlossen haben. Zu denken ist da namentlich an die Kenntnisse des Wandervogels von der Ernährungs- und Alkoholfrage und der gesunden Lebensart überhaupt. Doch weiter wirkt der Wandervogel in nicht zu unterschätzender Weise schon inmitten der kriegerischen Zerstörungen als Kulturpionier und aufbauender Volkserzieher: Er bringt seinen Kameraden das Volkslied mit, seine schönen Soldatenlieder, seine kräftigen alten Landsknechtsweisen und seine Scherzlieder. Wieviel Begeisterung und Frohsinn mag der Wandervogel damit schon im Militärzuge, in der Kaserne und im Lager verbreitet haben! Ob das nicht auch seinen Einfluß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den glücklichen Fortgang der kriegerischen Ereignisse haben wird, daß der Wandervogel dererlei ideelle Werte in die Wagschale wirft?

* * *

Was von den Wandervögeln nicht mit ins Feld ziehen durfte, und das waren neben den zu jungen Leuten nur die wenigen dem Landsturm Angehörigen oder sonst als untauglich Zurückgewiesenen, das suchte sich sonst nach Möglichkeit für das Volksganze nützlich zu machen. In erster Linie setzte sich der Wandervogel für die Landwirtschaft ein, die, bei dem großen Mangel an Hilfskräften, die zum Teil bereits überreife Ernte nicht einzubringen wußte. Noch vor der Mobilmachung, sobald die österreichischen Erntearbeiter zu den Fahnen eilen mußten, rief der Wandervogel zur Sicherung der Ernte auf. Noch läßt sich der Wert der so angebahnten Hilfeleistung nicht voll übersehen. Aber manche Stimme des Dankes ist schon laut geworden, mancher armen Bauersfrau, deren Mann in den Krieg ziehen mußte, ist geholfen worden. So können unsere mit Landarbeit und Bauernart bereits vertrauten Wandervögel das erhebende Bewußtsein aus dieser schweren Zeit mitnehmen, nach Kräften mit in die Speichen gegriffen zu haben. Man mag von der Großstadtjugend sagen, was man will, es gibt doch in den Städten noch pflichtbewußtes und kraftvolles Jungvolk, das sich schnell entschlossen an wichtige soziale Hilfsarbeit gemacht und sich den neuen Verhältnissen schnell anzupassen gewußt hat.

Als die Zahl der Arbeitslosen in den Städten auf einmal ungeheuer anschwoll, da ist man dem Wandervogel auch mit dem Vorwurf gekommen, er habe vielen brotlos gewordenen Industriearbeitern die Gelegenheit zu neuem Verdienst geraubt. Und auf den ersten Blick hin schien es tatsächlich so, als habe der Wandervogel durch sein wohlgemeintes Hilfswerk die ärmeren Bevölkerungskreise geschädigt. Doch mußte sich bei näherem Hinschauen ergeben, daß Vorwürfe dieser Art herzlich wenig stichhaltig waren. War doch schleunigste Hilfeleistung geboten, da das Getreide schon zum Teil überreif geworden war. Jedenfalls also füllte der Wandervogel eine Lücke aus, als er die erste Hilfe bei der Sicherung der Ernte leistete. Denn bekanntlich wartet die Ernte nicht. Als aber später wirklich brauchbare Arbeitskräfte aus den Städten draußen eintrafen da haben ihnen die Wandervögel fast überoll das Feld geräumt. Freilich, von manchen städtischen Arbeitern, besonders Industriearbeitern, wollen die Bauern nicht viel wissen, während die ihnen bereits bekannten, meist mit Feldarbeit vertrauten Wandervögel gerne gesehen und aufgenommen wurden.

Die Hilfe des Wandervogels kam auch vorzugsweis notleidenden Kleinbauern oder deren Frauen zugute, die kaum zur Zahlung nennenswerter Löhne fähig gewesen wären. Hier war wirklich Not am Mann und nur freiwillige Hilfsarbeit angebracht. Wo man aber zahlungsfähigen Gutsbesitzern zu Hilfe eilte, da versäumte man selten, eine Gegenleistung auszubedingen, die dann den Arbeitslosen doch wieder zugute kam. Auf jeden Fall mußte die Sicherung der Ernte für unser Volksganzes der Versorgung lediglich der Arbeitslosen vorgehen und durfte nicht zum Schaden für unser Wirtschaftsleben vernachlässigt werden.

Nachdem sie sich über unsere Ernährungsmöglichkeiten im Kriege belehrt hatten, kamen viele Wandervögel zu der Einsicht, daß eine möglichst vollständige Ausnutzung des Bodens, jetzt wo Deutschland in der Hauptsache auf seine eigenen Erzeugnisse angewiesen ist, eine Notwendigkeit wurde. Schnell entschlossen haben sie sich hier und da auch an diese Arbeit gegeben, haben sie sich, mit Spaten, Hacken und Harken bewaffnet, eifrig darangemacht, brachliegendes Land für den Gemüsebau, diese ergiebigste Art der Bodennutzung, zu erschließen. Sie haben viele Felder mit Herbst- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wintergemüse bestellt. Die Ernte soll den Volksküchen geschenkt oder zugunsten der Arbeitslosen verkauft werden. Nächstes Frühjahr wird man sich mit verdoppeltem Eifer an den Gemüseanbau begeben; Land steht sicher überall noch hinreichend zur Verfügung. Unsere gesamte Jugend sollte diesem Beispiel der Wandervögel folgen. —

Zum Schluß muß ich noch einmal auf das Volkslied zurückkommen. Das Volkslied muß wieder Gemeingut werden. Daran arbeiten die Wandervögel auf zweierlei Weise. Sie veranstalten Volksliederabende, deren Erlös sie irgendwelcher Kriegswohlfahrtspflege zuwenden, nnd sie erfreuen unsere verwundeten Krieger, indem sie ihnen in den Lazaretten namentlich solche Lieder vorsingen, die von des Soldaten Lust und Leid handeln. Und es gelingt wider Erwarten gut, den Soldaten die Perlen des Volksgesanges, wie sie der Wandervogel in seinen vielen Liederblättern gesammelt hat, näherzubringen. Hoffen wir, daß die aufdringliche Schlagermusik, die seichten und unschönen Gassenhauer nicht nur für die Dauer des Krieges verschwinden, sondern dauernd vom Volkslied verdrängt werden. —

Zuversichtlich und zukunftsfroh muß dieser Überblick über die Hauptgebiete der so mannigfaltigen Wandervogel-Kriegsarbeit stimmen. Plötzlich ist bei diesem Jungvolk der in letzter Zeit so oft verleugnete, vielfach künstlich niedergehaltene und doch überall mächtig sprossende Wille zur Tat allgemein durchgebrochen. Möge darin kein Rückschlag kommen! Mögen unsere Wandervögel hinfort bleiben was sie jetzt sind, was der Krieg aus ihnen gemacht hat: schnell entschlossene Menschen der Tat. Wenn das Innen und Außen, Gesinnung und Tat, in immer schöneren Einklang gebracht wird, dann dürfte der Wandervogel mit der Zeit richtiger eingeschätzt werden und namentlich gegen immerhin entmutigende Verwechslungen gefeit sein.

**Einerlei Maß.** Es ist eine große Empörung durch alle Zeitungen gegangen, die selbst unsere Kämpfer draußen im Felde in Unruhe versetzt hat, über die Würdelosigkeit deutscher Frauen im Verkehr mit gefangenen Feinden. Es ist tatsächlich vorgekommen, daß Frauen — sei es aus Überreizung, sei es aus krankhafter Veranlagung oder auch aus bloßer Sentimentalität — in dieser Zeit, die an die Charakterstärke und Nervenkraft jedes Einzelnen so gewaltige Anforderungen stellt, den richtigen Maßstab für ihr Verhalten verloren haben. Diese Fälle aber sind, wenn man noch alle Berichtigungen in Betracht zieht, die darüber veröffentlicht sind, nur verschwindend gering im Verhältnis zu der großen Anzahl von Frauen in Deutschland, die sich ruhig, tapfer und würdig betragen haben, und wären des Aufhebens, das man von ihnen gemacht hat, kaum wert gewesen. Zudem hat man ja erfreulicherweise in der letzten Zeit nichts mehr von solchen Verirrungen gehört.

Viel schwerwiegender, als diese an und für sich bedauernswerten Vorkommnisse, scheint mir für das Gedeihen und das fernere Wohl unseres Volkes eine andere Sache zu sein. Diese armseligen Frauen, die für ihr Verhalten eine scharfe Zurechtweisung durchaus verdient haben, und die natürlich an weiteren Würdelosigkeiten verhindert werden mußten, schädigen in erster Linie doch nur sich selbst. Die Würde aller deutschen Frauen, die Würde und das Wohl unseres Volkes liegen nicht in ihren Händen.

Wie aber steht es mit den deutschen Männern, die ihre Kraft und Gesundheit in der Hingabe an Mädchen und Frauen im Feindesland aufs Spiel setzen und dadurch Gefahr laufen, böse Seuche in die Heimat und in ihre Familie zu bringen? Meistens wird fröhlich darüber gelacht, wenn man liest, daß unsere Soldaten im Biwak sich der französischen Sprache befleißigen und „küssen“ und „Liebe“ — baiser und amour — noch besonders in ihren kargen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wortschatz aufnehmen. Und keine Entrüstung, kein verletztes Empfinden wird wach, wenn ein indiskreter Apparat einen deutschen Soldaten im Bilde verewigt, wie er gar zärtlich mit einer hübschen Belgierin scherzt. Und daß es bei Worten nicht bleibt, daß es heute nicht anders sein wird, als vor Jahren und Jahrzehnten, nämlich daß mancher der Sieger den fremden Dirnen zur Beute fällt, wissen wir alle. Es ist jetzt nicht an der Zeit, darüber viel Worte zu machen, oder gar sich zu entrüsten. Die Männer von heute sind, ebenso wie unsere Frauen, Produkte ihrer Erziehung und der sie umgebenden Verhältnisse. Es wäre kurzsichtig und ungerecht, den Einzelnen für das verantwortlich zu machen, was Schuld der Gesamtheit, Schuld mehr noch der Vergangenheit, als der Gegenwart ist. Nachher, wenn wieder Ruhe und Frieden über den Völkern und Ländern liegt — dann kommt die Zeit, wo die Arbeit mit doppelter Tatkraft wieder einsetzen muß, die die Kultur, für die wir unsern heiligen Krieg mit solchem Mut und solcher stolzen Zuversicht führen, zu immer höherer Vollendung bringen soll.

Wissen aber soll heute schon jeder, der für den Kulturfortschritt der Menschheit kämpft, daß wir Frauen, die wir dem Leben mit allen seinen Menschen, Dingen und Verhältnissen denkend und forschend gegenüberstehen und unser Bestes tun und geben, um unser Volk und unser Vaterland zu stärken und zu erhöhen, die wir stolz sind und auf Würde halten, nicht mit zweierlei Maß messen, sondern daß wir es ebenso beklagen, wenn Männer ihre Kraft und Stärke würdelos dahingeben, wie wenn Frauen ihren Stolz vergessen.

**Johanna Friese-Schmidt.**

**Seltsamer Humor.** Ein Freund unserer Zeitschrift schreibt uns Folgendes:

Als getreuer Leser des „Vortrupp" sende ich Ihnen heute einen Teil unserer Tageszeitung und weise hin auf die Notiz „Der verfluchte Alkohol", die ihren Platz in der Abteilung „Heiteres vom Kriege" gefunden hat.

„Der verfluchte Alkohol!" In der „Königsberger Hartungschen Zeitung" gibt ein Leser folgende kleine Szene wieder: In dem Lokal, wo ich ab und zu einen Dämmerschoppen nehme, sitzt um einen großen runden Tisch mit vielen anderen Stammgästen ein Referendar. Gesicht und Schädel bedeckt mit einem Netz von Schmissen, die mit jedem Schluck aus dem Seidel tiefer erglühen. Ein schwerer Kerl, gewaltig in Form, ganz gewiß der Renommierfechter des Korps. Einmal fragte ihn Einer, mitten aus den Kriegsgesprächen heraus: „Sagen Sie mal, lieber Doktor, warum sind Sie eigentlich nicht im Krieg?" Der alte Student schaut trübselig auf: „Bierherz!" antwortet er kurz. „Ach so! Na ja!" Die Kriegsgespräche gehen weiter. Der Referendar mit den Zeugnissen der Furchtlosigkeit und des Draufgängertums im Gesicht sitzt in schwerem Sinnen. Mit einem Mal, nach drei, vier Minuten schlägt er mit der Faust auf den Tisch, daß die Seidel springen und der kostbare Stoff über die Ränder sprißt, und schreit durchs Lokal: „Der verfluchte Alkohol!"

Soweit die Tageszeitung.

Haben wir, die wir deutsch empfinden, die wir in dieser ernsten Zeit enger beieinander stehen als sonst, haben wir wirklich das Bedürfnis, uns aufheitern zu lassen durch solch einen Humor? Muß man sich beim Lesen der Zeilen nicht fragen, ob wir hinter der Front nicht dabei sind, zu verflachen und zu verrohen, während unsere Brüder auf den Schlachtfeldern Leib und Leben freudig opfern, ihr Herzblut hingeben, um das Eine, Große zu erhalten: Deutschlands Ehre. — Nein! Entrüstet müssen wir diesen Humor zurückweisen (auch diejenigen werden es tun, die wirklich erheiterungsbedürftig sind), müssen zeigen, daß unsere Herzen eingestellt sind einzig und allein auf den Ton, dem das Recht des Klanges gegeben ist: „O Deutschland hoch in Ehren", daß unsere Augen hell ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blieben sind, zu sehen, wo das „Vergnügliche" aufhört, und wo das Mark des Volkes angefressen wird. —

Ja, der verfluchte Alkohol! Liegt in diesem einzigen Satze nicht das Tragische dieses „Humors"? Wohin würden wir steuern, wenn wir mehr und mehr Gelegenheit fänden, die Häßlichkeiten und die Gefahren der Alkoholwirkungen als humorvoll zu betrachten? Besinnen wir uns darauf, was des Deutschen Würde ist, und bedenken wir, daß das Volk der großen Feldherrn und Staatsmänner, der Philosophen und Musiker, Kraft und Wille, Geist und Gemüt genug hat, abzulehnen, was häßlich ist! Gilt es nicht auch hier „heiligste Güter" zu bewahren, teuer Errungenes nimmer loszulassen?

Fr. Sch.

**Aus Feldpostbriefen.**

1. (Aus einem Lazarett im Osten unsres Vaterlandes.)

„. . . Heute liege ich schon 14 Tage im Lazarett und fühle mich bereits sehr wohl. Der Arzt glaubt sogar, daß schon eine Verheilung der Bruchstellen begonnen hat, was allerdings nur meinem jungen Alter*) zuzuschreiben ist. In 4 Wochen denke ich mit den ersten Gehversuchen zu beginnen und hoffe sehnlichst, Weihnachten zu Haus zu verleben. Mit meiner Felddiensttauglichkeit ist es leider vorbei, da eine kleine Verkürzung des linken Beines sich nicht vermeiden läßt. Ich werde mich also bis Ostern erholen und dann in einer Universitätsstadt mit dem Studium beginnen. Von unserm Gymnasium sind über hundert Freiwillige eingetreten, davon war einer in meiner Kompagnie, der erst nach seinem Eintritt ins Heer eingesegnet wurde. Ein gewiß seltener Fall. Aus unsern Wandervogel- und Vortruppkreisen sind über 25 Freiwillige eingetreten, von denen nach bestimmten Nachrichten kaum noch 5 in der Front kämpfen, die andern gefallen oder verwundet; drei, darunter zwei Brüder, sind verwundet in russische Gefangenschaft geraten. Von diesen fehlt bisher jede Nachricht. Einer von uns, Germane (Mitglied des Schülerabstinentenbundes) und Wandervogel, ist mit 15 Jahren aus Obertertia eingetreten. Schon im ersten Gefecht bei Lyck wurde er wegen hervorragender Tapferkeit zum Gefreiten befördert, im dritten Gefecht ist er beim Sturmangriff auf R. gefallen. Es war ein so netter, für unsere Arbeit begeisterter Junge. Es tut mir zu leid um ihn. Nun bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihnen nur so wenig schreibe, aber die halbsitzende Lage dabei strengt mich doch immer noch höllisch an . . .

Mit frohem Gruße

Ihr

Kriegsfreiwilliger H. P. aus L."

2. (Vom westlichen Kriegsschauplatz.)

„. . . Unendlich schwere Tage haben wir hinter uns! Wohl zogen wir erhobenen Gefühls mit ein in Gent, in Brügge und in Ostende am herrlichen Nordseestrande. Dann aber gings weiter, und der Feind setzte sich uns unter Zuhilfenahme der schweren Schiffsartillerie energisch zur Wehr. Sechs Tage und sechs Nächte lagen wir draußen im heftigsten Artilleriefeuer, nachts im Stockfinstern, bei strömendem Regen Infanterieangriffe abwehrend durch stundenlanges Feuern im Schützengraben, tags dauernd umkracht von den großen Granaten und Schrapnells, die uns manchen Kameraden geraubt haben! Im Dunkel der Nacht legten wir sie in die Erde, jeden Augenblick das gleiche Schicksal vor Augen!

Teure Vortruppfreunde sind nun schon wieder ins unbekannte Land der Toten eingezogen; möchte vor allem das Bild unsres Hans Huß allen vorschweben als mächtiger Antrieb, immer kräftiger für all die gesunden lebensreformerischen Gedanken einzutreten, wie er es uns gezeigt hat! Wie oft habe ich mich schon gefreut, den Alkohol und das Rauchen nicht nötig zu haben, wie oft schon den ungeheuren Vorteil unsrer Lebensführung gespürt nach dem

*) Der Schreiber des Briefes ist noch nicht 18 Jahre alt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grundsatz: „Je weniger Bedürfnisse der Mensch hat, umso weniger Entbehrungen hat er zu erleiden!" Wie weit ist unser Volk noch davon entfernt . . .

Grüßen Sie mir alle Vortruppfreunde herzlich.

Ihr ergebener
E. St.
Unteroffizier der Reserve."

**Wie unsere Jungen den Soldaten eine Weihnachtsfreude bereiten können.** Unsere Mädchen sind eifrig bei der Arbeit, unsern Soldaten warme Strümpfe zu stricken, und die Jungen bauen eifrig Festungen und Schützengräben. Bald wird jedoch die Dunkelheit und die Witterung diesem Soldatenspiel ein Ende machen, und schließlich sollen unsere Jungen doch nicht nur spielen, sondern auch etwas für die Soldaten tun. Aber was? In den Weihnachtspaketen möchten unsere Soldaten auch gern etwas zum Lesen vorfinden. Da wäre es nun angebracht, wenn die Jugend und auch die Erwachsenen, wie es in vielen Städten bereits geschieht, überall im lieben Heimatland fleißig Zeitungsausschnitte sammelten, die dauernden Wert haben und unsere Soldaten interessieren.

Diese Zeitungsausschnitte werden in alte Schulhefte geklebt und den Soldaten in den Weihnachtspaketen beigelegt. So erhält der Soldat eine Art Kriegslesebuch, das einen bleibenderen Wert hat als die Tageszeitungen mit den schnell veralteten Notizen. Der Soldat kann das Heft jederzeit aus der Hand legen und die Lektüre abbrechen, die Hefte wandern im Schützengraben von Hand zu Hand. In den Lazaretten, wo die Soldaten vielfach nicht imstande sind, schwere Bücher zu halten, und die nötige Kraft und Sammlung zu zusammenhängender Lektüre fehlt, wo die Zeitungen mit ihrem großen Format zu unhandlich sind, werden die Hefte doppelt willkommen sein; durch das Blättern in den Heften, das Lesen der kurzen Abschnitte werden trübe Gedanken verscheucht und die Schmerzen vergessen.

Welche Zeitungsausschnitte eignen sich nun am besten? Fängt man erst an zu suchen, so findet man mehr als genug, z. B. gute Kriegsgedichte, kleine Vorgänge ernster und heiterer Art aus dem Leben im Felde und Daheim, Kartenskizzen, auf denen unsere Krieger nachträglich sehen können, wo sie und ihre Bundesgenossen gekämpft haben, kleinere Aufsätze über wirtschaftliche und soziale Fürsorge usw. Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen: Ausschnitte aus allen lebensreformerischen Zeitschriften, die Kaiserrede von Mürwik, den alkoholgegnerischen Abschnitt aus der Sanitätsordnung, kurze Abschnitte über die Fragen: wärmt der Alkohol im Felde? warum ist der enthaltsame Soldat widerstandsfähiger? usw. Auch kriegsgerichtliche Urteile gegen Soldaten, die sich infolge von Alkoholgenuß militärischer Vergehen schuldig gemacht haben, sollten nicht fehlen. Den Lesern des „Vortrupp" wird es an Stoff nicht mangeln. Doch sei eindringlich vor einem Zuviel an solchen Abschnitten gewarnt. Alle paar Seiten eine Notiz dieser Art. Das wird genügen.

Eile tut not, Weihnachten steht vor der Tür, sammelt Zeitungsausschnitte, klebt sie in alte Schulhefte und legt sie den Weihnachtspaketen bei. Vor allem organisiert die Arbeit unter der Schuljugend. B. H.

# Neue Bücher und Schriften

**Das Königin-Luise-Haus in Leipzig und der deutsche Bund abstinenter Frauen.** M. 0,25. Zu beziehen von Frau Doris Heidemann, Leipzig, Königstraße 14.

**Grobe-Wutischky, Arthur:** Impfung und Impfgesetz. M. 1,50. Karl Brandler. Pracht, Charlottenburg.

**Matter, Dr. Karl:** Freie Jugend. M. 1,25. A. Trüb & Co., Aarau.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Der Vortrupp

3. Jahrgang Nr. 24 16. Dezember 1914

## Rätsel.

„Der du die Erde trägst, der auf der Erde du deinen Sitz hast, unbegreiflich Wesen, Gott: ich huldige dir anbetend, denn du führst geräuschlos wandelnd das Menschenschicksal zu gerechtem Ziel."

Aus verschollenem Kampf und verwundenem Leid klingt dieses Wort in unseren Kampf und unser Leid herüber. Euripides legt es der Königin Trojas nach dem Fall der Stadt in den Mund; aus dem äußersten Schmerz der Wehrlosen, Besiegten ringt es sich zu jäher Gewißheit empor, kurz aufleuchtend und rasch verlöschend.

Wie oft hat die Erfahrung der Menschheit seitdem Sturm gelaufen gegen diesen Glauben an die im Verborgenen geräuschlos waltende Gerechtigkeit eines gütigen Gottes! Zu tief verborgen waren diese Güte und Gerechtigkeit, aber das Leid war da in tausendfacher Erfahrung, — sehr nahe, greifbar deutlich und unentrinnbar. So blieb oft nichts als der armselige Trost, daß auch der Schmerz im Tode endet, daß seine lebendige, brennende Gegenwart in der letzten Bewußtlosigkeit verlöschen muß. Oder aber es blieb ein großartiges Zusammenraffen aller seelischen Kräfte zu einem Heldentum, das nach Glück und Lebensgenuß nicht fragt, das aller Leiden spottet und alle Hoffnung verachtet, weil es aus eigener Macht zu dem unverlierbaren Glück der inneren Freiheit hindurchdrang, das aufgezwungene, knirschend getragene Leid durch den freien Entschluß, es tragen zu w o l l e n, zu einer Tat höchsten sittlichen Adels steigernd.

Aber nur eine große Seele erreicht die Höhe dieser möglichen irdischen Vollendung, der schwache und kleine Mensch bleibt auf dem Wege zu diesem schroffen und unzugänglichen Gipfel, der in Kälte und Einsamkeit aufragt, verzagend und verzweifelt liegen. Es ist ein Heldentum ohne Freude, das wohl das Leid des Lebens dahinten läßt, aber ohne eine Hoffnung an seine Stelle zu setzen. Es ist das Heldentum Platos und der Stoa, ohne Furcht aber auch ohne Wunsch. Wir können es bewundern, aber der Trost, den es uns bieten will, bleibt im Wesenlosen.

* * *

Das Leid ist um uns her und in uns, füllt unsere Welt und unsere Seele. Und doch ist in diese Welt einst Christus eingetreten, der



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freund der Armen und der Sünder, und hat die Liebe gepredigt als oberstes Gesetz, und die Welt, soweit sie sich christlich nennt, hat sich zu diesem Gesetz bekannt.

Wo aber ist nun die Liebe?

Ein Volk, das sich christlich nennt, hat seinem christlichen Brudervolk, das ihm nichts zu Leide getan, mit Hilfe eines heidnischen Volkes ein Stückchen Erde geraubt, das ihm die Stätte treuester Arbeit war. Christus aber trieb die Wechsler und Händler mit Geißelhieben aus dem Hause seines Vaters! Wird die göttliche Allmacht geräuschlos wandelnd den Neid und die Habsucht, die den mörderischen europäischen, nein längst auch asiatischen und afrikanischen Krieg entfachten, zum gerechten Ziele der Vernichtung führen? Wir hoffen es, aber für dies Ziel der Gerechtigkeit fließen deutscher Söhne Blut und deutscher Mütter Tränen.

„Auch ein siegreicher Krieg ist ein nationales Unglück." Das hat einer der größten Kenner des Krieges gesagt, — Moltke. Und Lord Roberts, der in allen Weltteilen focht, bekennt sterbend, daß der Krieg untrennbar ist vom Grausen.

Wir wissen es alle.

Unsere Lazarette sind voll von Verwundeten, voll von bittersten Leiden aller Art. Und draußen auf den nun hartgefrorenen, schneebedeckten Schlachtfeldern in Ost und West sinken sie täglich und stündlich dahin, Tausende, die Söhne des deutschen Volkes. Auch unsere Feinde haben Frauen daheim, die um sie bangen, weinen und beten; wir wollen es nicht vergessen. So geht ein unausdenkbares Leid über die Erde, durch alle Lande und Zonen, denn Jeder, der fällt, reißt so viel Glück und Hoffnung mit ins Grab, an Jeden, der seine Gesundheit verliert, hängt sich so viel Not, — Frauensorge und Kinderelend.

* * *

Doch das Jahr geht seinen Gang von Mond zu Mond. Die mütterliche Erde, die uns trägt, die jetzt in Sonnenferne ihre Bahn zieht, sie trinkt Blut zu jeder Stunde, und es kümmert sie nicht. Die Natur schweigt, unwandelbar im ewigen Wechsel, leidlos und teilnahmlos. Wir aber deuchten uns die Krone aller Schöpfung! —

Der Tag dämmert herauf, den die Christenheit feiert, zum Gedächtnis der Geburt des Herrn. Er steigt herauf über namenlosen Gräbern, über Tausenden von frischen Hügeln. Er findet uns am Schmerzenslager der ungezählten Opfer des Krieges. Doch er kommt mit der alten Verkündigung: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Und ist kein Friede!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gemach! Ist nicht ein Friede in unserem Innern, den dieser Krieg nicht zu vernichten vermag, — der Friede des guten Gewissens? Aller Leiden tiefstes ist die Schuld. Das Leid aber, das heute in Tausenden von deutschen Herzen wohnt, ist ein heiliges Leid, das rein ist von den Schlacken der Selbstsucht, des Irrtums und der Sünde.

Die heute Trauer tragen um die Gefallenen, haben ein Opfer gebracht, das seinen Wert und seine mählich heilende, gelinde Kraft nicht verlieren kann. Der Schmerz, der durch die deutschen Lande geht, trägt sein Haupt hoch und blickt mit sicherem Auge in die Zukunft. Denn die da fallen, die da Leid tragen an Leib und Seele, sie bauen mit an dem Deutschen Reich der Zukunft, das ein Segen werden soll und wird für die Menschheit, ihrem Widerstreben zum Trotz.

Und wir alle mit unserem Stolz und unserer Trauer, wir sind nicht heimatlos geworden in Gottes Welt, weil der Krieg über die Erde geht. Wohl ist ein schweres und dunkles Rätsel hinzugekommen zu den vielen, die uns umgeben, und manch einsame Not verhüllt ihr Haupt und fragt: Warum? Aber wir werden an dem leidvollen Rätsel des Verlustes und der nie mehr gestillten Sehnsucht nicht verzagen.

Wir lösen dies Rätsel nicht, wie wir die vielen nicht lösen, die uns umgeben, wie wir das größte und geheimnisvollste, das abgründige Rätsel der Gottheit nicht lösen. Aber wir sind längst vertraut geworden mit den ungelösten Rätseln, mit denen wir leben Tag für Tag. Wir kennen sie von Angesicht, und ihr Schweigen schreckt uns nicht.

Was wissen, was verstehen und begreifen wir denn? Leonardo da Vinci sprach einst zu Gott: „O du Urheber der ersten Bewegung!" Und all seine schauernde Ehrfurcht vor dem Unfaßlichen legte er in diesen Namen.

Von den Rätseln, die wir als seiend erkennen — denn wer wollte die Bewegung leugnen und den aller Erkenntnis spottenden Stoff, wer das Leben, wer das unbegreifliche Bewußtsein unserer selbst —, bis zu dem einen großen, verborgenen der Gottheit ist nur ein Schritt. Warum zaudern wir, ihn zu tun?

Aller Rätsel größtes ist die Liebe, die über Leid und Sterben triumphiert. In ihren Schoß betten wir uns und unsere Toten.

**Uwe Jens.**

## Deutscher Krieg und deutsche Lebensgestaltung.

Weltgeschichtliche Ereignisse von riesenhafter Größe spielen sich vor uns ab. Nationen und Rassen ringen miteinander. Mit einmütiger, alles fortreißender Begeisterung sammelten sich alle Kräfte

unseres Volkes zur Lösung der einen großen, heiligen Aufgabe, unsere Heimat vor neidischen Gegnern zu schützen. Es schien in den ersten Tagen, als sei diese die einzige, die unserer Zeit gestellt ist. Und sie ist und bleibt selbstverständlich die wichtigste. Aber andere Aufgaben — wir sehen dabei ganz ab von dem großzügigen planvollen Vorgehen des roten Kreuzes und der Kriegshilfe — erwiesen sich bald als ebenso dringend. Unbedingt müsse die große Maschinerie unseres wirtschaftlichen Lebens soweit instand gehalten werden, so wurde von allen Seiten betont, daß sie sofort nach Friedensschluß wieder ihre volle Tätigkeit leisten könne. Und schließlich trat auch die Pflege der geistigen und seelischen Schätze unseres Vaterlandes auf den Plan, und ihre Vertreter sprachen die Hoffnung aus, auch sie möge während des Krieges nicht völlig lahmgelegt werden, auch sie müsse nach dem Friedensschluß wieder fähig sein, ihre Tätigkeit voll zu entfalten. Von ihr wollen wir hier reden.

Ein seltsames Gefühl mag uns beschleichen, wenn wir in die Zukunft schauen. Wird nicht mit Naturnotwendigkeit auf die ungeheure Anspannung der Gegenwart ein Rückschlag folgen müssen? Mit aufopferungsbereitem Mut schützt Deutschland seine Wohnsitze. Aber wenn es dann wieder Herr im Hause ist — wie wird es dann drinnen aussehen? Wird es nicht ärmlicher im Hauswesen zugehen müssen? Wir meinen nicht ärmlicher an Geldaufwand, sondern ärmer an seelischer Spannkraft. Wohl werden die mächtigen heldischen Gefühlswerte, die der Krieg auslöste, weiter klingen. Aber wird nicht der Schwung erlahmen müssen, nachdem er sein Ziel erreichte, um einer nüchternen Stimmung Platz zu machen, die nur die allernächsten Aufgaben sieht und anerkennt?

Wir wissen, daß die „Kultur" uns viele Dinge von recht zweifelhaftem Werte schenkte. Wir wissen aber auch, daß in Deutschland sich seit kurzem eine neue Kulturentwicklung anbahnte, die mit großem Schwung einsetzte, die aber auch noch viel Schwung nötig hat, um sich weiter durchzusetzen. Werden wir fähig sein, nachdem die riesenhafte Hauptaufgabe der Gegenwart gelöst ist, mit gleicher Spannkraft nach dem Kriege zu unserer Arbeit an der Neugestaltung des deutschen Lebens zurückzukehren? Das ist die große Frage, die sich vor uns erhebt.

Die Gegenwart gibt uns keine Antwort darauf. Die allerletzte Vergangenheit auch keine, die uns genügte. Aber ein eigenartiger Mensch, der vor 25 Jahren als ein einsamer Prediger in der Wüste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der damaligen Ziviliſiertheit auftrat, kann uns jetzt unſere Zweifel lösen. Er wollte aus der damals herrſchenden „Barbarei bei Gasbeleuchtung" einen Weg in eine neue deutſche Lebensgeſtaltung weiſen. Er diente dem Deutſchtum der Zukunft, und er hat daher unſerer Gegenwart noch mancherlei zu ſagen.

Julius Langbehn, ſo hieß er, ſchrieb ſein Buch: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutſchen". Es erregte ungeheures Aufſehen, und ſeine Nachwirkungen blieben bis in unſere Zeit hinein lebendig.*) Die neue deutſche Kultur, ſo betont er fortwährend, kann nur aus dem niederdeutſchen Geiſte geboren werden, der einſtmals Holland zu ſeiner Größe brachte. Auf zwei Gebieten leiſtete dieſer Bauernſtaat im 17. Jahrhundert Bewundernswertes: in ſeinen Kriegen und in ſeiner Kunſt. Und das iſt kein Zufall. Denn für zwei Gebiete iſt der Deutſche überhaupt, einſt wie jetzt, beſonders begabt: für den Krieg und für die Kunſt. Nicht immer hat er beide Gebiete gleichzeitig gepflegt, ſo wie es damals geſchah. Und den Deutſchen von 1890 rät Langbehn aufs dringendſte, nachdem die Kriegskunſt das Vaterland ſchuf, jetzt auch den Kunſtkrieg mit Ernſt zu führen.

Aber, ſo werden wir fragen, was ſoll uns die Kunſt? Gewiß, auch ſie iſt etwas Herrliches und Hohes, doch im gegenwärtigen Zeitpunkt auf ſie Gewicht zu legen, das erſcheint ſpieleriſch und geradezu ungehörig. Man denkt bei dem Worte wohl an zigarettenqualmende Kaffeehausäſtheten, an ſchmalbrüſtige Jünglinge und hyſteriſche junge Damen, die keinen anderen Geſprächsſtoff kennen, als ihre ſubtilen Seelenſchwingungen. Von all dem iſt keine Rede. Für Langbehn iſt „Kunſt" ein Schlagwort, in dem er all das zuſammenfaßt, was er als ein neues Richtziel für die deutſche Kultur der Zukunft der einſeitig verſtandesmäßigen Gegenwart gegenüberſtellte. Wir können es zum Teil mit Ausdruckskultur im Sinne des Dürerbundes wiedergeben. Naturſchutzbewegung, Heimatliebe und Volkskunde, der ganze neue Geiſt, der uns Volkslied und Volkstanz beſcherte: den Ausgangspunkt und Nährboden all dieſer Kulturwerte, die in den 25 Jahren allmählich hervortraten, und die Langbehn noch nicht kannte, dieſen benennt er mit dem Worte „Kunſt". Es bezeichnet alſo nichts Äſthetenhaftes, ſondern etwas Kräftiges, Bodenſtändiges. Hätte Langbehn den Wandervogel gekannt (er begann in ſeinem Todes-

*) Nach freundlicher Mitteilung des Verlages gelangte im Jahre 1890 die 1.—29., 1891 die 30.—39., 1892 die 40.—43. Auflage zur Ausgabe. Die 49. Auflage erſchien 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jahre, sich auszubreiten), so hätte er ihn in seinem Sprachgebrauch als eine künstlerische Bewegung gewertet und geschätzt.*)

Oft genug spricht Langbehn auch von der Kunst in dem uns geläufigen Sinne. Und er stellt ihr Forderungen, die uns noch überraschen. So, wenn er betont, daß die deutsche Kunst rückhaltlos von allem Schielen nach griechischen Vorbildern ablassen müsse und dann fortfährt: „Bismarck oder ein schneidiger Husarenoffizier sind dem deutschen Künstler das, was ein Zeus oder ein wilder Centaur dem griechischen; geistige wie körperliche Männlichkeit soll dargestellt werden; die griechische Phantasie sah und suchte den Menschen in der Natur, die deutsche Phantasie sucht und findet ihn in der Geschichte."

Am meisten jedoch gebraucht er das Wort in dem eben angedeuteten Sinne. Und zu dieser „Kunst" nun, so hebt er hervor, ist der Deutsche ebenso begabt, wie zum Kriegführen.

Das Volk der Dichter und Denker hat sich — nicht etwa in ein Volk der Krieger, sondern in ein Volk der Krieger und Künstler gewandelt. Diese beiden Begabungen, die im Deutschen stets lagen, hatten bisher geschlummert, oder sie hatten sich gegenseitig verzehrt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, so meinte Langbehn vor einem Vierteljahrhundert, beide gleichzeitig sich auswirken zu lassen. Und das muß auf allen Gebieten des Lebens geschehen. Früher waren unsere Landsleute oft genug von begeistertem Staatsgefühl erfüllt, aber das süße Heimatsempfinden fehlte. Oder andererseits: man hatte wohl inniges Heimatsgefühl, aber das große Staatsgefühl war nicht vorhanden. Im neuen Deutschen Reiche sollen sich beide Geistesrichtungen durchdringen.

Wir können hier nicht Langbehn folgen, wie er den gleichen Verlauf von politisch-kriegerischen und von künstlerisch-kulturellen Entwicklungen Schritt für Schritt auf dem ganzen Gebiet des Deutschtums aufweist. Eine Gewißheit gewinnen wir aber aus seinen Betrachtungen: Diese „Kunst", die er hervorhebt, das ist doch gerade dasjenige Bestreben, in dem wir selber gegenwärtig stehen, und das erst recht, wie wir hoffen, in der Zukunft wirken soll; „gleich weit entfernt von den Nüchternen, wie von den Schwärmgeistern", um wieder Worte unseres Propheten zu gebrauchen. Und gerade dieses

*) Der verfügbare Raum, der eine längere Charakterisierung des merkwürdigen und nicht leicht lesbaren Buches an dieser Stelle untunlich macht, gestattet leider nicht, hierfür ausführliche Belege aus „Rembrandt als Erzieher" anzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestreben ist bei der besonderen Begabung der Deutschen dafür vorbestimmt, jetzt erfolgreich zu sein.

Auch für uns gilt in vollem Maße, was für die Zeit vor 25 Jahren gesagt war: „Man kann den jetzigen Deutschen mit dem tempelbauenden Juden vergleichen, der in der einen Hand die Kelle, in der anderen die Lanze zu führen genötigt war." Und er ist nicht nur genötigt — können wir hinzufügen — Waffe und Werkzeuge gleichermaßen zu handhaben, sondern auch bereit, weil er von der Überzeugung erfüllt ist, dazu fähig zu sein. Das ist die mutige Gewißheit, die uns „Rembrandt als Erzieher" vermittelt: die Arbeit, die nach dem Kriege geleistet werden muß, ist eine, zu der wir ganz besonders begabt sind; nach dem Krieger wird der „Künstler" in uns sein Werk beginnen. Und wenn die Älteren unter uns in ihrem Schwunge nachlassen, dann kann und wird unsere Jugend, auch die jetzt noch nicht waffenfähige, sie ablösen. Daß wir jetzt in Deutschland an der neuen Jugend eine fertig ausgebildete Reserve für den „Kunstkrieg" haben, darauf beruht unser bedeutsames Übergewicht über die weniger hoffnungsreiche Zeit von 1890: diese Jugend, die jetzt unter dem ungeheuren Ernst der Zeit heranwuchs, die weiß, was uns not tut, und deren Zielbewußtsein uns so oft überrascht.

In den ersten Kriegstagen, als das Korn noch auf den Feldern stand, erhob sie sich, um an dem Einbringen der Ernte mitzuwirken. Die Ernte der neudeutschen Kultur-Aussaat aus den letzten Jahren, und dann die weitere Pflege dieses Neulandes: das ist ihr neues Arbeitsgebiet. Oder, um bei Langbehns Bilde zu bleiben, auf sie wartet die weitere große Aufgabe unserer Zeit: mit der Kelle den Tempel zu fügen, der nach Deutschlands Kriege der deutschen Lebensgestaltung dienen soll. Und zu diesem Werke sind Kräfte in Fülle vorhanden.

**Wilhelm R. Richter.**

## Kriegssegen für Österreich.

Man soll das Kriegsglück nicht vor dem Kriegsschluß verteilen. Das gilt namentlich dann, wenn man als Kriegsgewinn nur Landzuwachs, Kriegsentschädigung und erbeutete Vorräte und Gegenstände aller Art berechnet. Weniger, wenn man auch die feinen und unwägbaren Dinge beachtet, die sich so schwer festhalten lassen wie Luft und Rauch, und die doch so unendlich wichtig sind: die Stimmungen der Staaten und Völker. So flüchtig sie sind, mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen der Meister der Staatskunst zu spielen versteht wie der Künstler im weiten Reich der Töne, so unabhängig sind doch gerade sie von dem tatsächlichen Ausgang der Kriegsereignisse, sodaß ihre Gunst oder Ungunst schon jetzt feststellbar ist. Solche Stimmungen der lebendigen Gemeinschaften, solche Neigungen und Abneigungen sind es, die aus festen Grundlagen hervorgehend immer wieder zur Tat drängen, gemeinsame Hochgefühle, die sich jederzeit in neuen heldenhaften Unternehmungen entladen können.

Reichsdeutschlands Heeresmacht hat schon jetzt eine beträchtliche Kriegsbeute erstritten: gewaltige Festungen von Lüttich bis Antwerpen, prächtige Städte mit allem, was sie enthalten, ein ganzes reiches Land und dazu ein Stück der begehrtesten Meeresküste, England gegenüber, seiner Seegewalt zum Trutz. Wieviel wird noch dazu kommen, wenn die Ereignisse in West und Ost so weiterrollen! Aber wir müßten keine Deutschen sein (Barbaren!), wenn wir nicht höher als den ganzen Schatz der münzbaren Kriegsbeute die tiefen Wandlungen schätzen sollten, die im Leben der deutschen Stämme zutage traten. In unseren alten Heldenbüchern ist so häufig von der Möglichkeit die Rede, durch zauberhafte Mittel unüberwindlich zu werden. Wir erkennen nun in diesen wunderbaren Heldengürteln und Ringen Sinnbilder für die eigentümliche Beschaffenheit des deutschen Gemütes, in Zeiten der Not die sonst so friedlich und ruhig dahinlebenden Volksgenossen zu stolzer Heldenhaftigkeit zu erheben. Auch das Volk als Ganzes ist von solcher Haltung durchdrungen, von einer herrlichen Anspannung und Steigerung aller guten Kräfte und Anlagen, die mehr wert ist, als eine Härtung in Drachenblut oder eine Tarnkappe mit Dreivölkerstärke. Vom Handschlag des Kaisers an hat der Gemeingeist alle inneren Gegensätze überflügelt, und in unangreifbarer Geschlossenheit steht der Stahlbau des Reiches.

Österreich-Ungarn hat bisher, soweit nicht der ganze Krieg als gemeinsam betrachtet werden muß, außer Kanonen keine nennenswerte Kriegsbeute zu verzeichnen. Aber auch hier sind Erscheinungen hervorgetreten, frischkräftige Triebe am alten Eichenstamm, die den krächzenden Raben eines bevorstehenden inneren Zerfalls höchst überraschend kamen. Der ganze sonst die Länder erfüllende Völkerkampf ist angesichts der gemeinsamen russischen Gefahr zurückgetreten. Wenn man eine Muschel ans Ohr hält, so hört man ihr leises Summen wie Meeresrauschen. So wird auch das völkerbunte Staatsgehäuse an der Donau ewig vom Lärm des Völkerstreites widerhallen. Das geht aus der Natur der Dinge hervor. Aber jedes einzelne Volk des alten Ostreiches zieht die Möglichkeit, in freiem Wettbewerb und, wenn es sein muß, selbst in scharfem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und erbittertem Ringen mit den anderen Völkern des Staates das eigene Volkstum zu fördern und zu entwickeln, der Grabesruhe des russischen Riesenreiches vor, das, jeder Einzelpersönlichkeit ungünstig, erst recht alles völkische Sonderleben knebelt und erstickt. Dieses Bewußtsein ist selbst bei den österreichischen Völkern lebendig geworden, die sonst nicht ungern mit dem Wort vom großen slawischen Bruder und seinen unterschiedlichen Verbündeten spielten.

Aber nicht darin liegt der unermeßliche Gewinn, den Österreich schon jetzt davon getragen hat — auch für das Deutsche Reich liegt er tiefer als in der Feststellung, daß der Reichsgedanke immer wieder stärker ist als Parteiziele und Klassenträume. Für Österreich ist es das entscheidende Erlebnis, daß es in dem ungeheuren Weltkrieg Schulter an Schulter mit dem Deutschen Reiche kämpft. Nun kann sich also das alte Bündnis im härtesten Krieg bewähren. Nun muß es füglich auch in jeder Hinsicht wahr und ernst werden. Das war es bisher nicht. Man darf nicht übersehen, daß die letzten großen Kriegsereignisse, die in der lebendigen Erinnerung Österreichs weiterleben, die Schlachten von 1866 sind. Aus dem endgültigen schmerzlichen Verzicht auf die alte Vorherrschaft in den deutschen Landen ist Österreich-Ungarns Bündnis mit dem Reiche der Hohenzollern erwachsen. Es ist nicht zu verwundern, daß das schmerzliche Beigefühl auch nach Jahren da und dort noch immer vorhanden war. Man mag die Stimmung, die in leitenden Kreisen Österreichs mitklang, am besten verstehen, wenn man sich einen Einzelmenschen in ähnlicher Lage vorstellt. Soweit das klare Bewußtsein, soweit sich über die dunklen Tiefen des Gesamtgefühls die Erkenntnis der Wirklichkeit erhebt, soweit war der Bündnisgedanke lebendig. Aber wo man unter sich war, im häuslichen Kreise, wo beim Ausruhen auch die sonst beherrschten Stimmungen laut zu werden pflegen, da entschlug man sich der selbstverständlichen Folgerungen des Bundes mit dem deutschen Nationalstaate, da gab man sich vielmehr im Innern Österreichs dem Bedürfnis hin, gegen den steigenden Einfluß des aufstrebenden Verbündeten sich zu wehren und zu stemmen.

Von da aus übersieht man am besten die unendlichen inneren Schwierigkeiten, unter denen die Deutschösterreicher am meisten zu leiden hatten. Dem Bündnis mit dem Deutschen Reich entsprach keineswegs der Geist von Österreichs innerer Verwaltung. Es ist einfach eine geschichtliche Tatsache, daß man in Österreich gerade durch den Abschluß des Bundes im Inneren freie Hand zu erhalten glaubte, den Einfluß der deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft nicht übermächtig werden zu lassen. Da bekam Österreich für einige Jahrzehnte ein seltsames Doppelgesicht: in der äußeren Politik war



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es noch immer die alte wehrhafte Ostmark des Deutschtums, wenn auch durch Einbeziehung zahlreicher nichtdeutscher Völker zu einem selbständigen Kaisertum herangewachsen; im Innern aber wehte durch alle Amtsstuben ein kühler Wind gegen Westen hin, und die Ängstlichkeit gegenüber den kleinsten Zeichen deutscher Macht und Gesinnung erreichte komische Grade. Das hat lange Zeit hindurch die deutsche Schutzarbeit, das endlich geweckte Bestreben des deutsch-österreichischen Volkstums, aus eigener Kraft seine Stellung und Geltung zu behaupten, zu einem so unerhört bitteren Ringen gemacht, daß selbst dort, wo die Erhaltung des deutschen Volkstums zugleich eine Staatsnotwendigkeit war, auf irgendeine Unterstützung durch die Staatsleitung nicht zu rechnen war — wenn man nicht geradezu dem staatserhaltenden Deutschtum in den Rücken fiel. Es ist auch jetzt schon ohne weiteres möglich, über diese Erscheinungen zu sprechen, weil sie seit dem Kriegsausbruch einem vergangenen, abgeschlossenen Abschnitt österreichischen Lebens angehören. Wie da z. B. in Böhmen eine Kornblume, die ein Schüler zum Zeichen seines Deutschtums ansteckte, durch die Reihenfolge der Ämter zur Staatsaktion werden konnte, und was dergleichen Histörchen selbst von stecknadelgroßen Abzeichen deutscher Gesinnung mehr sind, das wird seinerzeit ebensoviel Heiterkeit erwecken, wie die Paraderitte der Zensurhusaren des österreichischen Vormärz. Da nimmt der Zeitgeist wirklich einmal ganze Haufen bürokratischer Angstpuppen, die einer gesunden Entwicklung Österreichs im Wege standen, und wirft sie auf Nimmerwiedersehen in den Kasten. Natürlich sind solche Kleinigkeiten nur die grünen Ausläufer derberer Rücksichtslosigkeiten, von dem Los des ungarländischen Deutschtums garnicht zu reden.

Da ist der Krieg mit Fanfarentönen dazwischen gefahren, und nun gesellt sich auf einmal ohne Schaden für Österreich unserem lieben „Gott erhalte" das „Heil dir im Siegerkranz" und dem Hoch auf unseren greisen Monarchen ein Heil Kaiser Wilhelm! Man muß im deutschösterreichischen Schulwesen für die Überzeugung gelitten haben, daß eine kräftige Deutschgesinnung entgegen der amtlichen Auffassung zugleich die stärkste Grundlage österreichischen Staatsbewußtseins ist, um die ungeheure Befreiung, die der Weltkrieg Deutschösterreich gebracht hat, ganz erfassen zu können.

Wie ein Mühlwerk, in das auf einmal wieder die kräftigen alten Wasser rauschen, nachdem man lange vergeblich mit anderen Wässerlein herumgekünstelt hat, so kommt nun das alte österreichische Staatsgetriebe wieder in Gang. Sobald das äußere Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche auch im Innenleben Österreichs zur Geltung kommt, findet hier auf einmal alles wieder seine richtige zweck-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mäßige Stelle. Die alte natürliche Ordnung der Dinge kehrt wieder zurück. Vor die Schärfe des feindlichen Schwertes gestellt, erkennen die nichtdeutschen Österreicher, daß ihr Mittun, ihr Verbleiben im österreichischen Staatsgebäude für sie nicht nur kein Opfer ist, sondern schlechthin die Vorbedingung für ein weiteres völkisches Sonderleben. Da müssen sie nun aber auch freiwillig dem österreichischen Staate geben, was er braucht, und müssen aufhören, an den Eisenklammern zu feilen, die den Staatsbau zusammenhalten, und die für Österreich eben nur deutsche Klammern und Bänder sind und sein können. Das ist aus Geschichte und Weltstellung des Reiches, aus Kultur und Verbreitung des deutschösterreichischen Volkstums unwiderleglich zu erweisen.

Auch in einem Wald stehen nicht alle Bäume an gleich wichtiger Stelle. Man wird nicht die Grenzbäume, die den Windschutz bilden, deswegen schwächer haben oder ansägen wollen, weil sie in Hinsicht auf den ganzen Wald eine bevorzugte, bedeutsame Stellung haben. So wird man in Österreich-Ungarn das Deutschtum nicht weiter zu Opfern an seiner eigenen Lebenskraft verhalten, weil deutsche Sprache und Gesittung, weil die Bedeutung der großen deutschen Zusammenhänge dem Deutschtum gegenüber den anderen österreichischen Völkern gewisse natürliche Vorteile bieten.

Die alte Ordnung der Dinge kehrt zurück. Im Osten ist für Österreich der Feind, nicht nur für Österreichs äußere Stellung, sondern auch für ein gedeihliches Innenleben. Nicht die Fäden, die uns mit Deutschlands Geistes- und Wirtschaftsleben verknüpfen, sind dem Bestand der habsburgischen Monarchie gefährlich, im Gegenteil, man kann sie nicht stark und dicht genug wünschen. Gefährlich aber und todbringend sind die eindringenden Richtungen, die von dem nur auf äußere Besitzerweiterung eingestellten Russentum, die von dem kleinen südlichen Nachbar jenseits der Donau herüberkommen, und die man lange nachsichtig gewähren ließ. Bis das Unglück geschehen war.

Soviel österreichische Wehrmänner gleichviel welcher Volkszugehörigkeit dem verwilderten Serbenvolk, dem Europa fremden Russentum gegenüberstanden, soviel lebendige Bürgen und Kronzeugen wird fortan mit allen ihren Verwandten und Freunden unser altes völkerreiches Staatswesen für seinen eigentlichen Beruf besitzen. Daran kann dann eine verblendete Russenfeuchelei einzelner „Intelligenten" unter nichtdeutschen Österreichern nur wenig mehr schaden. Denn Blut ist eben dicker als Tinte. Soviel herrliche Siege und gewaltige Erfolge nun nach seinen völkerbeglückenden Friedenstaten das Deutsche Reich in seiner schimmernden Wehr gewinnt in dem gemeinsamen Notkampfe um den freien Bestand der mitteleuropäischen, deutschen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesittungsgemeinschaft, soviel Stützen und Hilfen erhält wiederum das österreichische Deutschtum für seine Aufgabe im Rahmen des Ostmarkreiches. Darauf aber, daß der Zusammenhang mit dem deutschen Leben Mitteleuropas bei den Deutschösterreichern am innigsten ist, daß in ihnen der Trieb und Wille, der östlichen Unkultur einen Halt zu setzen, am kräftigsten waltet, darauf beruht zugleich der Beruf Deutschösterreichs zur Führung des ganzen Staatswesens. Und wenn er nicht weiter selbst seine stärksten Schwungfedern beschneidet, dann wird der österreichische Doppelaar aufs neue seine Flügel mächtig entfalten. **Emil Lehmann.**

## Haltlose Gerüchte und leeres Gerede.

Es ist eine betrübende Erscheinung, die unsrer sonst so erhebenden Zeit wenig Ehre macht, daß die Behörden in verschiedenen Städten Deutschlands sich genötigt gesehen haben, durch Warnungen und Strafandrohungen vorzugehen gegen jene elenden Schwätzereien, die die Köpfe verwirren und die Gemüter vergiften. Schon in gewöhnlichen Zeiten richtet der Klatsch viel Unheil an, um wieviel mehr erst in den aufgeregten Zeiten, in denen wir augenblicklich leben. Viele Menschen sind durch die Ereignisse nervös geworden, und deshalb hungern sie förmlich nach Neuigkeiten, die ihrem Sensationsbedürfnis entgegenkommen, und nehmen auch die unwahrscheinlichsten und unglaublichsten Erzählungen für bare Münze.

Besonders macht sich die Vorliebe für das Grausige, Scheußliche und Blutige bemerkbar, viele Menschen schwelgen geradezu in der Ausmalung schrecklicher Einzelheiten. Man muß es, um dies zu verstehen, selbst mit angehört haben, wie eine Gruppe von Weibern sich unterhielt über die angeblichen oder wirklichen Greueltaten der Belgier gegen deutsche Soldaten. Das, was tatsächlich an Schandtaten in Belgien vorgekommen, ist wahrhaftig schon schlimm genug. Es brauchte nicht durch die erregte Phantasie urteilsloser Menschen vergrößert und verschlimmert zu werden. Aus einer dunklen schmutzigen Quelle sprudeln solche verzerrten Nachrichten, eine schmutzige, blutbefleckte Phantasie schmückt sie aus, und Tausende von Menschen berauschen sich förmlich an dem Blutdunst.

Oder man setze sich einmal an den Stammtisch, wo die behäbigen Bürger ihren Labetrunk zu nehmen pflegen. Wie wird da geschwätzt und geklatscht! Der eine erzählt, daß ein höherer deutscher Offizier Selbstmord begangen habe, weil er wegen eines strategischen Fehlers vom Kaiser gerüffelt worden sei, der andre berichtet mit geheimnisvoller Miene, daß ein millionenschwerer deutscher Kaufmann den englischen Luftschiffen Signale gegeben habe und deshalb als Spion erschossen worden sei, ein dritter hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehört, daß mehrere Zivilpersonen, die sich mißliebig über militärische Maßregeln geäußert hätten, einfach niedergemacht worden seien. Und dort, wo Menschenansammlungen stattfinden, feiert die Lust am Klatsch erst recht ihre Orgien. Da weiß man ganz genau, daß es mit unsern Heeren da draußen im Felde viel schlechter steht, als die Zeitungen schreiben, da weiß man zu erzählen von blutigen Verlusten und zahlreichen Gefangenen, von verwundeten Prinzen und vermißten Generälen; als besondere Neuigkeit wird erzählt, daß feindliche Flieger über der Stadt gewesen seien und Bomben geworfen hätten. „Die Zeitungen schreiben natürlich nichts davon... die dürfen ja nur schreiben, was ihnen amtlich mitgeteilt wird." Aber der Erzähler hat seine Nachrichten aus ganz besonderer Quelle und von vertrauenswürdiger Seite: manchmal ist es ein Lazaretaufseher oder ein Bote aus dem Generalkommando, manchmal ist es die Köchin eines Senators oder die — hm! hm! — frühere Geliebte eines Prinzen, in Berlin ist es gewöhnlich der Bursche eines Generalstabsoffiziers.

So wird denn das Mißtrauen gegen die amtlichen Mitteilungen geweckt und die privaten Mitteilungen, wenn sie auch noch so dumm und sinnlos sind, finden gläubige Ohren und Herzen. Besonders die Nachrichten, die ein Gruseln erregen und einen kalten Schauer über die Haut jagen, werden gierig verschlungen; wie eine Ente nach einem Stück Speck, so schnappt die sensationslüsterne Menge nach einer Schauernachricht.

Die Lust, leeres Geschwätz zu machen und unsinnige Gerüchte zu verbreiten, ist uralt, die Freude am Skandal wohnt tief in der Menschenbrust. In der Vorstellungswelt der alten Griechen und Römer zeigen sich Spuren dieser menschlichen Schwäche. Homer schildert die Schwatzlust der Menge als ein Mittel, um Nachrichten schnell zu verbreiten, Zeus schickt sie als seine Botin in die Volksversammlung der Griechen und in die belagerte Stadt Troja, und der häßliche Thersites benutzt sie zu seinen hämischen Zwecken.

Der Römer Quintilian spricht von einem „Gerede, das ohne irgendwelchen Gewährsmann in Umlauf gekommen ist, das der Bosheit seine Entstehung und der Leichtgläubigkeit sein Wachstum verdankt, das dem Unschuldigen die Ehre raubt und die Rachsucht der Gegner befriedigt." Besonders im alten Rom, der Weltstadt, wo durch den Zusammenstrom aller möglichen fremden Elemente ein wahrer Völkermischmasch entstanden war, war der rechte Boden für Klatsch und Tratsch. Man kann sich lebhaft denken, welche Rolle die unwahren und halbwahren Nachrichten unter den ungebildeten, aufgepeitschten Massen gespielt haben, die sich auf dem Forum zusammendrängten und jede Neuigkeit gierig verschlangen. Wir haben von zwei römischen Dichtern Schilderungen, die uns ahnen lassen, welches Unheil die Klatschsucht damals angerichtet hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vergil schildert in seiner Aneïde die Fama (das Gerücht) als ein Ungeheuer, das schneller ist als der Sturmwind. Schnelligkeit ist ihr Element, und im Laufen gewinnt sie immer neue Kräfte. Im Entstehen ist sie noch klein und schüchtern, ja geradezu feige, aber bald wird sie dreist und frech. Sie erhebt sich von der Erde und wächst riesengroß empor, mit den Füßen berührt sie nur flüchtig den Boden, und ihr Haupt verbirgt sie in den Wolken. Des Nachts deckt kein Schlummer die Augen, ruhelos fliegt sie zischend dahin zwischen Himmel und Erde. Wenn sie einen Augenblick verschnauft, so hockt sie auf einem Dachgiebel oder einem hohen Turme und späht eifrig umher, immer auf Lug und Trug erpicht und Wahres mit Falschem vermischend.

Noch phantastischer schmückt Ovid in seinen „Verwandlungen" das Bild aus. Die Fama, ein geheimnisvolles, Grausen erregendes Wesen, wohnt auf einer hohen Burg mitten im Weltenraume zwischen Himmel und Erde. Ihr Palast hat tausend Türen und Fenster, die Tag und Nacht offen stehen, er ist aus tönendem Erz gebaut, in ihm summt und hallt es unaufhörlich, und alles Geräusch schallt doppelt und dreifach von den Wänden wieder. Es herrscht keine Ruhe und kein Schweigen, doch auch kein lautes Geschrei, sondern ein leises Gemurmel wie fernes Rauschen des Meeres oder wie in der Ferne verhallender Donner. Ununterbrochen geht eine wogende Menge ein und aus, Neuigkeiten holend und bringend. In den Vorhöfen des Palastes wohnt die Leichtgläubigkeit und das Mißtrauen, der Irrtum und die grundlose Freude, es wohnen dort auch die aufgescheuchten Befürchtungen, die Seufzer der Angst, die Flüsterstimmen unbestimmter Herkunft. Die Fama selbst aber weiß alles und sieht alles, was vorgeht im Himmel, auf der Erde und im Meere.

Wenn wir diese Darstellung ihres dichterischen Schmuckes entkleiden, so finden wir das Wesen des Klatsches getreu wiedergegeben. Seine Entstehung verdankt er der Lust am Fabulieren, der Sucht, durch Erzählung von Neuigkeiten zu glänzen, der Ruhmredigkeit und Wichtigtuerei, aber auch der Unwahrhaftigkeit und Bosheit. Es gibt Leute, die ein Vergnügen darin finden, ihre Mitmenschen durch lügnerische oder übertriebene Nachrichten zu ängstigen und zu erschrecken, wieder andere spähen überall umher und sehen, wohin sie blicken, Gespenster, sie glauben selbst an ihre Flunkereien und werden sich der Schlechtigkeit und Gemeingefährlichkeit ihrer Handlungsweise kaum bewußt. Sie glauben sogar, ein gutes Werk zu tun, wenn sie die vermeinte Geheimniskrämerei zunichte machen und der Wahrheit zum Durchbruch verhelfen. So wirken die verschiedenartigsten Ursachen mit an dem Aufkommen falscher Nachrichten. Zu ihrer schnellen Verbreitung tragen hinwiederum verschiedene Beweggründe bei. Die Masse ist mißtrauisch und leichtgläubig, sie gerät leicht in Erregung und neigt zu Übertreibungen, sie ist wankelmütig und ruft ebenso schnell ein Hosianna wie ein Kreuzige ihn. Wer die Volksseele kennt — der Begriff Volk im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weitesten Sinne genommen — der wundert sich nicht, daß die unsinnigsten Gerüchte auftauchen und geglaubt werden. Besonders wo die Menschen dicht zusammenwohnen, ist der Boden dem Klatsch günstig, und mit Recht nennt deshalb der Dichter Vergil die Fama den „Schrecken volkreicher Städte", aber auch in ländlichen Gegenden verbreiten sich heutzutage die Gerüchte infolge des hochentwickelten Verkehrswesens mit großer Schnelligkeit.

Eine sehr wichtige Frage ist es nun, wie dies Unwesen zu beseitigen oder wenigstens einzudämmen ist. Daß behördliche und polizeiliche Maßregeln hier wenig auszurichten vermögen, leuchtet auf den ersten Blick ein. Nur in den allerwenigsten Fällen wird es möglich sein, die Urheber und Verbreiter eines schädlichen Gerüchts zu ermitteln und zu bestrafen. Und selbst wenn hin und wieder eine Bestrafung erfolgt, so wird sie kaum abschreckend wirken, da die Masse sich den Wahn einredet, die Betreffenden seien nur bestraft worden, weil sie die Wahrheit gesagt hätten, die dem Volke verheimlicht werden solle. Und man wird das Gerücht erst recht glauben und weiterverbreiten. Überhaupt können Strafen nur die Symptome eines Übels treffen, während sie den Sitz und den Herd der Krankheit unberührt lassen. Es müssen also andere und zwar sozialpädagogische Mittel ergriffen werden.

Zunächst fällt der Schule eine große Aufgabe zu. Die heranwachsende Jugend ist beweglicher Natur und dem Neuen zugänglich, sie ist für Gerüchte und Neuigkeiten sehr empfänglich. Da haben denn die Lehrer und Erzieher die Pflicht, die Schüler und Schülerinnen zur Besonnenheit und zur ruhigen Beurteilung der Ereignisse zu mahnen. Sie dürfen natürlich selbst keine Neuigkeitsjäger und Sensationshascher sein, die mit brennender Sehnsucht auf jede Depesche und jedes Extrablatt lauern und das Schulzimmer schon mit der ständigen Frage betreten: „Wißt ihr schon das Neueste? Habt ihr schon gehört, daß wieder etwas Neues passiert ist?" Sie müssen vielmehr durch ihr Beispiel den Grundsatz predigen, daß der wahre Patriotismus darin besteht, dem Heere und den Behörden in dieser schweren Zeit Vertrauen entgegenzubringen und der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegenzusehen. Wenn so die Jugend gewöhnt wird, dem Ernst der Zeit Rechnung zu tragen und alles sensationslüsterne Wesen von sich abzutun, dann wird sie auch auf die Familien und die erwachsene Bevölkerung überhaupt einen guten Einfluß ausüben.

Auch die Tageszeitungen können viel zur Beruhigung der Volksmassen beitragen. Es ist nicht nötig, daß jede neue Nachricht redaktionell aufgebauscht und ausgeschmückt wird. In dieser Beziehung ist viel gesündigt worden und wird noch immer viel gesündigt. Das Lesepublikum ist infolge der Konkurrenz der Zeitungen untereinander arg verwöhnt worden, und es hat sich ein Sensationshunger schlimmster Art entwickelt. Manche Zeitungen wollen nun einmal tagtäglich mit Neuigkeiten glänzen und ihren Konkurrenten den Rang ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

laufen, weshalb sie auch die unbedeutendsten Nachrichten in einer Aufmachung geben, als ob es sich um weltbewegende Dinge handle. Das sollte nicht sein, und auch unsre Zeitungen sollten sich ihrer erzieherischen Aufgaben besonders in dieser schweren Zeit bewußt werden. Anstatt den Heißhunger des Publikums nach Aufregung noch künstlich zu schüren, wäre es besser, die Nerven der Leser, die ohnehin schon gereizt genug sind, zu beruhigen, indem man sachlich bleibt und alle Übertreibungen vermeidet. Man sollte dem Publikum immer wieder zu Gemüte führen, daß es ein unbilliges Verlangen ist, Tag für Tag aufregende Ereignisse zu erwarten, daß es vielmehr eine patriotische Pflicht ist, mit Geduld und Vertrauen die Ereignisse an sich vorüberziehen zu lassen.

Schließlich ist es die heiligste Pflicht aller ernstdenkenden Männer und Frauen, den haltlosen Gerüchten und dem leeren Gerede mit aller Kraft entgegenzutreten. Wir müssen gefeit sein gegen die Massensuggestion und die Sensationslüsternheit, und mit ruhiger Besonnenheit müssen wir der Klatschsucht einen Dämpfer aufsetzen. Wenn wir bei jeder sich bietenden Gelegenheit darauf hinweisen, wie leicht falsche Gerüchte entstehen und wie häufig Nachrichten widerrufen werden, so wird doch mancher sich seiner Leichtgläubigkeit schämen und nicht mehr auf jeden Unsinn hineinfallen. Und wenn wir die Verwüstungen schildern, die durch solche Alarmnachrichten in den Köpfen und Herzen unerfahrener Menschen angerichtet werden, dann wird vielleicht der eine oder der andere Schwätzer fernerhin sein loses Maul im Zaume halten. „Aequam memento rebus in arduis servare mentem" mahnt der alte Römer Horaz, „in schweren Zeiten sollst du deinen Gleichmut bewahren!" Diese Mahnung ist auch an uns gerichtet. Darum laßt uns mit aller Kraft ankämpfen gegen Klatsch und Tratsch, diese schleichende Pest in unsren Reihen, damit unser Volk an seinen geistigen Gütern keinen Schaden leide.

Franz Laufkötter.

# Rund um uns

† Dr. Laupheimer.

† Dr. Axel Witting. Zwei Freiburger Freiländer starben den Heldentod fürs Vaterland, zwei Männer, deren junges Leben ein herrliches Beispiel neuer deutscher Tüchtigkeit ist.

Dr. Laupheimer fiel als Leutnant der Reserve. Schon als Student hatte er

gemeinsam mit Dr. Leopold Engelhardt die Freiburger Milchversorgung ins Leben gerufen und geleitet und hatte sich dann mit seinen Freunden der Verwertung der Sojabohne gewidmet. Als Geschäftsführer der Sojamawerke in Frankfurt a. M. hatte er eine stille, zielsichere Arbeit begonnen, deren Erfolg dem Vaterlande einst große Werte zuführen sollte. Dr. Laupheimer verkörperte eine wunderbare Mischung von Selbstbewußtsein, Bescheidenheit, Pflichttreue und Lebensbejahung. Als die Kriegswolken heraufzogen, äußerte er die stolzen Worte: „Wo wir Lebensreformer mitwirken, gibt es nichts, was nicht unserer Sache dient und das Vaterland besser macht."

Dr. Axel Witting fiel als Kriegsfreiwilliger der 2. Leibhusaren, einundzwanzig Jahre alt. Fast sagt das genug. Wenn diesem, vielleicht dem jüngsten Doktor, der sein hoffnungsvolles Leben für die Größe des deutschen Vaterlandes hingab, hier ein Nachruf wird, so geschieht es, weil der wahllos zugreifende Tod, als er ihn nahm, auf einen Menschen stieß, dessen Entwicklung bezeichnend ist für den neuen deutschen Studenten unter dem Zeichen der Lebensreform. Reich begabt, feinsinnig und körperlich gewandt, ergriff Axel Witting das Studium des Rechts, obwohl er sich und seiner Umgebung genug Beweise gab, daß künstlerische und literarische Neigung in ihm wundervolle Knospen trieben. Er war ein Beispiel dafür, welch eine Fülle von Wissen, Lebensfreude, Sportleistung und sozialem Sinn nebeneinander in einem jungen Manne leben können, der frei ist von jeder niederen Betäubung. Mit 18 Jahren war er Vorsitzender des „Freiland Freiburg", mit 21 Jahren machte er sein Doktorexamen. Drei Monate darauf fiel er in Nordfrankreich.

— — — Was mag dieser Krieg uns an Hoffnungen rauben! Wir wollen nicht klagen, wollen ein Vaterland lieben, das Männer solcher Schönheit opfern kann, und wollen diesem einzigen Lande mit ganzer Seele dienen!

Hans Paasche.

**Brief einer trauernden Frau an ihre Schwestern.** Zu euch Frauen möchte ich reden, so schwer es sich dem Herzen entringt, denen der Krieg ihr Liebstes, ihren Lebenskameraden genommen hat, denen die Ehe, das Zusammenwirken männlichen und weiblichen Geistes, die Erfüllung war. Opfertet ihr euch eurem Manne ganz, so dientet ihr damit allem Höchsten, denn diesem galt sein Streben. Ohne ihn wart ihr eine Pflanze ohne Sonne. So war es: „Edle Frauen haben ihre eigene Religion: ihr Glaube ist der Mann, ihre Hoffnung das Kind, und in der Liebe opfern sie sich beiden." Als das Vaterland rief, gabt ihr ihn freiwillig hin, doch selbstverständlich war es euch, daß mit seinem Leben auch das eure erlöschen würde. Die Nachricht kam. Danach drang keine Stimme von dieser Welt mehr zu euch.

Auch diese Stimme wird euch über Klüfte zu kommen scheinen, aus weiter, weiter Ferne. Sie will und kann nichts als euch bitten: horcht in euer eignes Herz, so tief ihr könnt. Seid ihr im dunkelsten Abgrund angelangt, so bricht es hervor: Der Sinn des Lebens kann nicht der Tod sein. O gib dich dieser Stimme hin, du Schwester, dieser Stimme in deinem Herzen, sie ist Gottes Stimme. Sie verlangt nichts Übermenschliches von dir, nichts Unnatürliches. Du sollst so weiblich bleiben, wie du warst. Und du sollst sein Weib bleiben. Du brauchst nicht den Menschen zu folgen, die sagen: die Zeit heilt, und: du hast noch andere Aufgaben. Nur das wirst du tun: Erkennen, daß in schwerer Kriegszeit Ehen seltener und heiligster Art geführt werden müssen. Während der Mann, seiner ritterlichen, raschen Art entsprechend, als Held sein Leben opfert, muß das Weib in der Heimat ausharren und die Wunden des Krieges heilen, alle geistigen trauten Güter treu hüten. Kriemhild muß Siegfried ebenbürtig werden, denn sonst wäre das Werk ihres Mannes halb, ja vergebens! Nicht wahr, ihr wolltet lieben, nicht geliebt wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den. Und wenn ihr es vorher nicht ganz wußtet, nun eure Liebe durch die Dornenkrone geheiligt ist, wißt ihr es. Das ist euer Leid, daß ihr nicht mehr wißt, wie ihr lieben sollt.

Versucht es, an diesem Morgen beginnt, euren Gatten treu im Herzen, an dem alten, trauten Werk zu arbeiten, an dem ihr zusammen gearbeitet, seit ihr euch fandet. Nicht wahr, nicht das körperliche Nebeneinandersein war euer Innerstes, sondern im Emporstreben wart ihr eins. Wohin anders weist euch sein Heldentod? So inbrünstig er starb, so inbrünstig gib du sie ihm hin: deine Arbeit.

Ihr, Mütter, braucht nicht zu suchen. Euch ließ euer Mann sein ganzes warmes, liebes Leben, sein innigstes Schaffen. Ihr werdet eure Kinder so erziehen, daß sie durch eure Liebe mehr die Kinder eures Mannes werden als sie es je geworden wären. Geht euer Weg auch durch Hunger und Tränen: ihr seid gekrönt.

Ihr werdenden Mütter, deren Kind nie den Vater mit Augen sehen wird, hart erscheint euch euer Schicksal. Und doch entspringt euch süßer Trost aus eurem Schoße. Eure Liebe weiß, wie sie sich auswirken kann. In eurer schweren, herrlichen Aufgabe, gesund zu bleiben — seiner Sorge getreu — liebt und ehrt ihr euren Gatten.

Aber ihr Kinderlosen, ihr Bräute, gar zu bitter weh ist euch, wenn ihr denkt, wie eure Ehe werden sollte. Für ihn durch Hunger und Verachtung der Menschen, keine Fiber an euch, die nicht ihm diente. Mit ihm alles, ohne ihn ein Krüppel, ein Nichts.

Nichts? Glaubt mir, nicht aus euch kommt die Kraft, doch horcht ihr still in euer Herz, geschieht euch ein Wunder: seine Seele wird in euch lebendig, lebendiger als je im Leben, ihr denkt seine Gedanken, in euch schwingen seine Ideen, der Feuerstrom seines Schaffensdranges, des ungestillten, durchströmt euch und will ans Licht, hört ihr, ans Licht! Nun wißt ihr, was das heißt: „und sie bewegte seine Worte in ihrem Herzen". Beginnt auch ihr diesen Tag als einen Gottesdienst für euren Mann. Ausgeweint, friedlich fangt bei der allernächsten kleinen Pflicht an, wie die Vögel, die unterm Dach für ihre Nester sorgen. Die schlichteste Arbeit, treu erfüllt, ist der gleiche Dienst am Vaterlande, wie ihn euer Mann leistete. Er möchte, daß du deinen Körper nicht vernachlässigst. Er möchte, daß deine Blumen nicht vertrocknen. Er liebte mit dir deine alten Eltern; sorge für sie, wie du für ihn sorgen wolltest. Und sind nicht viele, viele Kinder vor deinem Hause, nach Liebe hungernd? Schauen sie dich nicht aus rührenden Augen an, wenn du weinst, durchströmt dich nicht ein süßes Muttergefühl? Könnte nicht eines von ihnen dein werden? Sind sie es nicht, für die dein Mann in den Krieg gezogen ist? Was nützte es ihnen aber, wenn sie ohne Liebe aufwüchsen?

Der nächste Mensch, der dir jetzt begegnet, weißt du denn, ob er nicht Kriegswunden trägt wie du, sollte er sie auch hinter abweisender Miene verstecken? Ein Meer von Liebe brauchen wir, zu heilen, in diesem Kriege und nach diesem Kriege. Und wenn es der Frieden nicht tat, der Krieg muß es lehren, daß die Frauen die unmeßbaren geistigen und sittlichen Güter hüten und pflegen müssen! Daß der Alltag, die Werktagsarbeit vergoldet werde.

Es braucht dir niemand zu sagen, wo du anfangen mußt, er sagt es dir. Jeden Morgen und jeden Abend schlägt dein Herz: für ihn, für ihn. Alles kannst du ihm sagen wie bisher, über alles mit ihm beraten, du brauchst nur in dein Herz zu hören. Liebe heißt: „Seele werden wollen in dem andern." Du weißt es nun wieder, daß die Welt nicht restlos durch den Verstand aufzulösen ist. Aus tiefsten Bronnen deines ureigensten Herzens quillt wieder das Licht der Hingebung an Gott. Laß das Grübeln, die Selbstkritik, die deine weibliche Harmonie zerstörte, gib dich hin, friedlich und treu.

Einen Schritt weiter noch möchte ich wagen zu euch, die das schwerste Los

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tragen: ihr vielen Frauen, die nach diesem Kriege nie den ebenbürtigen Mann finden werden, denn auf dem Schlachtfeld blieb all das junge, edle, reine Blut. Denkt an sie, tragt euer Frauenkleinod still in der Brust, werft es nie fort, schafft an dem gleichen Werk wie sie.

Denkt daran: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird." H. B.

### Aus Feldpostbriefen.

„Wozu der Wein im Kriege gut ist", so schreiben Sie in Nr. 21 des „Vortrupp". Dazu einige Worte.

Es war im Oktober, wir waren bis zur Etappe in Verviers zurückgenommen. Dort trafen wir Landsturm, Brandenburger. Die Kaufhäuser (Estaminets) waren belagert. Ich war neugierig zu sehen, was die Leute kauften. Wein, Wein war die Losung. Das gute deutsche Geld wurde unsern Feinden für den Dreck in den Hals geschmissen. — Abends wurde unser Parkplatz von uns mit Doppelposten besetzt. Die Ronde fand die Wache betrunken. Das war schlimm; wären wir noch in Belgien gewesen, wäre die Sache schief gegangen. Natürlich hagelte es Arrest, und nun kommt das Beschämende. Mittags werden drei von unsern Leuten und fünf Landsturmmänner in das französische Gefängnis (Maison d'arrêt) gebracht. Nie werde ich das höhnische Grinsen des Wärters und der Bevölkerung vergessen! Gerade der Rotwein ist der beste Freund der Franzosen und der ärgste Feind unsrer Soldaten. Von den gesundheitlichen Schädigungen ganz abgesehen, entwürdigt er uns und macht uns verächtlich.

Mit Vortruppgruß
F. W. Sch.

**Deutsche Soldaten-, Kriegs- und Volkslieder in Feindesland***). Es ist etwas Seltsames ums deutsche Lied. Das haben wir, als wir erst wenige Tage in Feindesland waren, wieder gemerkt. Bei jeder Gelegenheit wird gesungen, wenn es erlaubt ist. (Hier — mitten in der großen Schlacht von Ypern — ists nicht gestattet.) Es ist etwas Eigenartiges ums deutsche Lied. Und es gibt eine eigenartige Kraft allen denen, die wahrhaft deutsch in ihrem Herzen fühlen.

Freilich, das sei vorausgesetzt, von den neuen Liedern hat sich keins einbürgern können bei der Truppe, das ist etwas Merkwürdiges. Es sind die alten lieben Heimat- und Volkslieder und einige wenige Vaterlandslieder, die man hört. Aber sie sind von solcher Wucht auf der einen, und von solcher Innigkeit auf der andern Seite, daß dabei das Herz so warm wird und sich die Muskeln straffen. Selbst beim eignen Regiment hat sich mein Regimentslied nicht einbürgern können.

Aber es seien hier doch einige Fälle aufgeführt, wie und wo deutsches Lied in Feindesland gewirkt hat — auf uns selbst und — auf die Bewohner des fremden Landes.

Auf dem Marsche haben wir alle seine Wirkung schon in Friedenszeiten gespürt, und hier, auf dem Marsch in Feindesland, wo ungleich schlechtere Straßen begangen und ungleich schwerere Märsche ausgeführt werden müssen, haben sie so oft den Müden und Matten aufgefrischt, den Zaghaften gestärkt. Alle die lieben

*) Uns ging der nachfolgende Aufsatz mit diesen Begleitzeilen zu:

D. 8. Novbr. Sehr geehrter Herr Dr.! Vom Gefechtsfelde sende ich Ihnen beifolgenden Aufsatz mit der Bitte, ihn wenn möglich im Vortrupp zu bringen. Ich denke, daß er in den Rahmen hineinpaßt. Ich werde ihn, damit die Aufnahme nicht Schwierigkeiten bereitet, nicht allzulang ausdehnen. Eben höre ich, daß wir eine ganz schwere Gefechtsaufgabe haben. Wer weiß, ob Sie nach den jetzigen Nachrichten den Aufsatz noch von einem Lebenden bekommen.

Herzlichen Gruß
Ihr ergebener
Walther Kluge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Marschlieder, von der „Wacht am Rhein" an bis zum altbekannten „Gold und Silber hätt ich gern". Aber die höchste Freude ists uns doch, mit markigem Gesang in eine feindliche Stadt einzuziehen oder sie zu verlassen. Wie da mit den stärksten Tönen die Lieder den lauschenden Einwohnern in die Ohren gellen mögen als ein Schlacht- und Sieges- und Todesgesang, das kann man an ihren Mienen beobachten. „Singend ziehen sie in den Kampf", schreibt Tacitus von unseren Vorfahren. Singend ziehen auch heute unsre jungen und alten Krieger ins Feld. Und wenn das Hurra beim Feinde im Schützengraben schon Grauen erregt haben mag, so zieht Schrecken beim deutschen Schlachtgesang ins Herz unsrer Gegner. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", „Deutschland, Deutschland über alles", „Ich hatt' einen Kameraden", „Gloria Viktoria" in vollen Tönen gesungen. „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen" heißt's, und mit kampfesfrohen, herausfordernden Mienen schauen wir in die finstern Gesichter der Einwohner. Was schert das uns! Wir wollen das Weiße in des Gegners Auge mit Hurra und Schlachtgesang sehen.

Und dann ein andres Bild. Wir standen als Brückenwache an der Lys in der belgischen Stadt Kortryk (Courtrai). Auf der Straße am Fluß wars, als der Abend heraufdämmerte, da tat sich unser Gesangverein auf, und unter dem fernen Geschützdonner sangen wir die alten lieben Lieder der Heimat. Die Einwohner standen staunend, entzückt von dem süßen Wohllaut, der aus rauhen Soldatenkehlen kam, und wir vom Hauptmann bis zum letzten Rekruten wurden tief ergriffen von den durch Heimatliebe und Vaterlandsstolz, von Treue und Schlachtenmut durchzogenen Liedern. Immer abwechselnd wurde ein feuriges Soldatenlied und ein trautes Heimatlied gesungen. „Am Brunnen vor dem Tore", „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd", „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Steh ich in finstrer Mitternacht", „Morgenrot, Morgenrot", „Drei Lilien" und noch verschiedene andere. Und mit der „Wacht am Rhein" schloß donnernd dort unser Programm.

Es war manchem von uns wie ein lieber Heimatgruß, das liebe deutsche Lied. Und heimlich ist gewiß manche Träne geflossen, aber es zog auch ein seltener Frieden ins Herz.

Und so sangen wir, wo's nur ging. Im Keller unter Granatfeuer, im Deckungsstand, wenn die Gewehrkugeln drüber hinpfiffen, auf dem Marsche, wenn Rast gemacht wurde. In freudigen und ernsten Stunden. Und immer war uns deutsches Lied Tröstung und Stärkung.

„Das deutsche Lied im fremden Land
In Sturmesnöten hält es stand."

Wenn immer es so bleibt — und das ist anzunehmen, — dann hat das deutsche Volk, dann hat der deutsche Soldat, dann hat der Deutsche in der Fremde eine Kraftquelle, die ihm über schwere Tage und Zeiten hinüberhilft.

Geschrieben auf dem
Kampffelde von Ypern.

**Walther Kluge.**

**Englische und französische Denker gegen den heutigen Krieg.** Ganz Deutschland ist überzeugt davon, daß dieser Krieg durch unsere Feinde vom Zaun gebrochen wurde, weil man auf uns neidisch war. In welchem Maße die englische Kriegführung durch den Handelsneid auf das Deutsche Reich hervorgerufen und bestimmt wurde, können wir von Tag zu Tag deutlicher erkennen. Auch in Frankreich ist es der Neid auf das sichtbare Aufblühen Deutschlands gewesen, auf die allmähliche Versöhnung Elsaß-Lothringens mit dem neuen und doch alten Vaterlande, was den Revancheschreiern endlich doch die Möglichkeit bot, den Krieg zu entfesseln. Für das unbefangene Urteil macht es einen peinlichen, ja beschämenden Eindruck, zu sehen, durch welche Gründe die öffentliche Meinung in England und Frankreich von der Gerechtigkeit dieses Krieges überzeugt werden sollte und sich zum Teil in der Tat überzeugen läßt. Was

dort von den Leuten, die jetzt das große Wort führen, der Öffentlichkeit gepredigt wird, verträgt weder, an hohen sittlichen Forderungen gemessen, noch auch nur unter die Gesichtspunkte eines gesunden Menschenverstandes gebracht zu werden.

Daher ist es auch kein Wunder, daß die Schreier sich mit den besten Traditionen der eigenen Geschichte und mit den klarsten Lehren ihrer eigenen großen Männer in schärfsten Widerspruch setzen. Für England ist es ein nationales Unglück sondergleichen, daß heute kein Carlyle mehr lebt, der nicht müde geworden wäre, seit dem Ausbruch dieses Krieges seinen Landsleuten zu sagen, welche Dummheit und welches Verbrechen sie damit begingen. Der törichte Handelsneid, der allerdings noch niemals aus der englischen Geschichte ganz verschwunden ist, wäre von Carlyle und von vielen anderen hervorragenden Engländern in Grund und Boden verurteilt worden. So hat David Hume seinen Landsleuten gesagt, daß die Handelseifersucht gegen das wahre Interesse jedes Volkes verstößt. Die Dinge lägen genau umgekehrt: „Je reicher unsere Nachbarn, desto besser für uns". Ebenso hat der vor Jahresfrist verstorbene Lord Avebury, der als Naturforscher und Parlamentarier nicht minder denn als wirtschaftlicher Führer berühmte frühere John Lubbock, den Engländern gerade im Hinblick auf ihr Verhältnis zu Deutschland klar zu machen gesucht, daß der englische Handel mit dem Deutschen Reich und mit fremden Ländern um so stärker sich entwickeln könne, je mehr Deutschland aufblühe.

Auch viele Franzosen haben ihren Landsleuten schon seit langem gepredigt, daß der Neid im Völkerleben ebenso wenig sein Ziel dauernd erreichen könne, wie im Leben der Einzelnen. So meinte François Quesnay, „die Kaufleute aller Nationen bildeten eine Handelsrepublik". Besonders klar sprach sich Turgot aus, jener Staatsmann, von dem man glaubt, er würde imstande gewesen sein, durch die Fortsetzung seiner Reformen die französische Revolution zu verhindern. Er betonte: „Die Wahrheit ist, daß, wenn man Anderen schaden will, man sich selber schadet." Gerade im Hinblick auf das Verhältnis der Völker zueinander hob er diesen Satz scharf hervor.

Roscher behauptete in seiner von tiefen Gedanken erfüllten „Politik", die Demokratie müsse sich vor dem Laster des Neides ebenso hüten, wie die Monarchie und mehr noch die Aristokratie vor dem Laster des Hochmuts. In Zeitaltern wie dem unsrigen sei das Laster des Neides sehr verbreitet. „Unzählige Stimmungen, die wir uns selber als Rechtsgefühl ausmalen, sind im letzten Grunde von neidischen Elementen angestachelt". Sagte doch selbst Proudhon, der das Gegenteil eines Reaktionärs war: „La Democratie c'est l'envie". Auf die Engländer und Franzosen der Gegenwart trifft diese Behauptung sicherlich zu. Sch.

**Heilige Jugendrechte in großer Zeit.** Als ich neulich spät Abends noch an das Bett meines fünfjährigen Walter trat, lugte mir unter seinem Kopfkissen etwas hervor, ich lüftete das Kissen und sah Säbel und Revolver alarmbereit nebeneinander liegen. Bübchen muß sie zur Hand haben beim ersten Morgengrauen und falls — etwa gar in der Nacht der Feind einen Überfall versuchen sollte.

Der Krieg im Osten und Westen geht nun schon Monate, aber andere Lieder als: „Deutschland, Deutschland über alles" und „Lieb Vaterland" — kennen meine Kinder nicht. Dieser Geist beruht nicht etwa auf Übertragung von anderen, größeren Kindern. „Der Geist ist wie der Wind, welcher weht, wo er will!" — Er dringt durch Fenster und Fugen ein, wie er auch die weitesten Wege über Länder und Meere macht.

Ich bin nicht dazu veranlagt, meine Kinder zu verhimmeln, aber wenn ich Abends hinter der Türe stehe, nachdem die vierjährige Elfriede zu Bett gebracht ist, und sie dann nach einer Weile —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz allein im dunkeln Zimmer — kindlich feierlich zu singen beginnt: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ — — dann packt es mich allemal, und ich denke: Gott im Himmel, wenn das unser Abendsegen von deiner Seite sein soll — ja, dann, lieb Vaterland, magst ruhig sein —, dann müssen wir siegen!“

„Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder!“ —

Vor einigen Tagen kommt der achtjährige Wilhelm aus dem Zimmer, in dem er sich allein aufgehalten hat, zu meiner Frau in die Küche. Ich will bemerken, daß er für gewöhnlich ein schlimmer Draufgänger vor dem Herrn ist, der alle Energien seines soldatischen Groß- und Urgroßvaters überkommen zu haben scheint.

„Mama, ich habe geweint.“

„Warum denn?“

„Über unsere armen Soldaten.“ —

„Ja, mein Junge, die haben's schwer — —“

„Bei der Kälte jetzt, und dann regnet es wieder — man könnte immerzu weinen!“

Abends höre ich davon. Ich mache dann den Kindern einen Vorschlag:

„Sagt einmal, wie wäre es, wenn wir alle dieses Jahr nichts zu Weihnachten haben wollten und jeder von euch dafür einem unserer Soldaten eine Kiste schickte?“

Einstimmige begeisterte Aufnahme.

„Also wir fahren übermorgen zur Stadt, und jeder von euch kauft dann die Sachen für seinen Soldaten ein.“

Großer Jubel — Wilhelm rief:

„Ich laß mir meinen Taler aus der Sparbüchse wechseln und kaufe dann —“

Und da zählte er denn auf, was ein Soldatenherz erfreuen könnte. Gar nicht übel.

Allerdings strich die hohe Zensur väterlicher Ein- und Aufsicht einige der Sachen und machte ihm dafür verständlich:

„Sieh mal, vor allen Dingen für jeden Soldaten etwas Warmes, Wolliges und dann — gewiß Pfefferkuchen, Schokolade, gemahlenen Kaffee, Zucker, Dörrobst, nicht zu vergessen Briefpapier —“

„Und einen Kopierstift!“ rief Walter.

„Ja, einen Kopierstift und eine elektrische Taschenlampe —“

„Wozu denn die?“ —

„Stellt euch mal vor, daß unsere lieben Soldaten jetzt schon vom Spätnachmittag an im dunkeln Schützengraben oder in halb eingefallenen Bauernhäusern liegen, wo es kein elektrisches Licht gibt und Petroleum noch weniger als bei uns —“

„Dann wollen wir doch eine Flasche Petroleum mitschicken, — wir können ja ruhig ein bischen im Dunkeln am warmen Ofen sitzen!“ — —

„Das geht nicht, mein Sohn, aber eine Flasche Fruchtsaft für warme Limonaden, die wollen wir mitschicken!“

„Bouillonwürfel auch!“ meint die andächtige Elfriede.

„So sagt man nicht mehr,“ verbessert der kluge Wilhelm, „es heißt Fleischbrühe!“ Dann fügt er hinzu: „Papa, wo kaufen wir denn die Strümpfe?“

„Ja, wo meintest?“

„Wir könnten sie ja von einer armen Frau kaufen, damit sie etwas verdient. —“

„Recht hast du. Ich wollte auch so etwas ähnliches.“ Und da habe ich ihm dann klar gemacht, daß — wie in anderen Städten — auch in dem uns am nächsten liegenden Charlottenburg (in der Augsburgerstr. 13) eine Ausstellung von Wintersachen für die Soldaten eingerichtet, wo man Strümpfe, Kopfschützer, Pulswärmer, Handschuhe usw. bestellen kann, die dann von armen Frauen angefertigt werden, sodaß sie dadurch eine Verdienstgelegenheit haben.

Dort haben wir denn auch gleich unsere nötigen Wollsachen bestellt, und in einigen Tagen sollen sie uns zugesandt werden.

Warum ich dieses alles erzähle?“

Nicht nur, um zu unterhalten. Noch weniger, um meinen lieben Volksgenossen versteckte Vorschriften zu machen. Aber sollte es nicht manchem in diesen Tagen so gehen, daß er in gewohnter Gedankenlosigkeit oder doch in einer gewissen Gedankenflachheit hingeht und allerlei Spielkram einzukaufen anfängt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist jetzt wirklich die Zeit dafür? Ich sage nichts dagegen, daß man seinen Kindern eine kleine Freude macht, obgleich die wahrste Freude immer an Menschen, nicht an Sachen, geweckt werden soll. Aber eins werdet ihr mir, liebe Eltern, doch wohl unbestritten lassen, die Tatsache nämlich, daß nach drei, nach zehn, nach zwanzig Jahren euer Kind nicht mehr wissen wird, was ihr ihm dies Jahr zu Weihnachten geschenkt hattet, — aber unbedingt sich mit Stolz des Eindrucks erinnern wird, den es auf sein begeisterungsfähiges Gemüt gemacht, als ihr ihm vorschluget: „Willst du statt eines Weihnachtsgeschenkes dieses Mal, daß wir einem unserer Helden etwas ins kalte Feindesland schicken?" Selbst auf die „Gefahr" hin, daß das Paket erst nach Weihnachten ankommt.

Eltern, ich bitte euch, denkt darüber nach und handelt dann als deutsche Charaktere!

Eure Kinder werden es euch noch in späten Zeiten danken, daß ihr ihnen behilflich waret, an dem großen eisernen und goldenen Jahre 1914 tätigen Anteil zu haben. Füllt die kleinen Hände eurer Kinder mit Gaben für die, die auch für eure Kinder im Felde bluten, darben und frieren, — ohne zu klagen!

Kein Volk der Erde hat so die Aufgabe wie wir, spartanische Tugenden an unseren Kindern zu pflegen. Eltern, ihr seid die ersten dazu! Versäumt nicht die Gelegenheit dieser heiligen Zeit! Wilhelm Müller.

**Die Brotfrage.** Unsre Leser wissen, daß der Vortrupp auch vor dem Kriege schon für die Brotreform eingetreten ist. Der Krieg macht die Reform geradezu zur Notwendigkeit, denn das deutsche Volk muß während des Krieges mit einem gewissen Vorrat an Getreide auskommen und kann sich die Verschwendung nicht leisten, aus dem Getreide nur ein feines Auszugmehl herzustellen und die Kleie dem Vieh zu geben. Das Kriegsbrot muß aus dem vollen Korn hergestellt werden. Da ist es nun jedem unsrer Volksgenossen gewiß willkommen, zu hören, daß sogenanntes Feinbrot und feines Gebäck durchaus kein besseres, sondern geradezu ein schlechteres und schädliches Nahrungsmittel ist, im Gegensatz zu Vollbrot (Westfälischem, Ostpreußischem Schwarzbrot, gutem Kommißbrot).

Die Hauptgründe, die für die Verwendung des Vollbrotes an Stelle des Feinbrotes sprechen, sind diese:

1) Gelderspärnis. Vollbrot, gut gekaut, kann Hauptnahrung sein und macht Belag (Fleisch) völlig entbehrlich. Es kräftigt die Zähne. Es sättigt.

2) Feinbrot, Brötchen und Kuchen sind unzureichende Nahrung. Wichtige Stoffe fehlen. Der Feinmehlesser entartet, wenn er nicht zu allerlei Mittel greift, die Schäden des Feinmehles zu verbergen. Er nimmt Reizmittel und stark gewürzte Nahrung. Er bedarf schließlich der modernen Kräftigungsmittel, um die schlimmsten Anzeichen der Schäden solcher Lebensweise zu beseitigen. Die Schäden selbst kann er durch solche Mittel nicht beseitigen.

Es wäre eine gute Vortrupparbeit, schon bevor die Regierung ein allgemeines Verbot, Weißbrot zu backen, erläßt, im Freundeskreise von einem Haushalt zum andern zu gehen und dahinzuwirken, daß die Vorteile des Schwarzbrotes bekannt werden. Jedermann sollte jetzt in der Kriegszeit erfahren, daß die Rückkehr zum Schwarzbrot ein Gewinn ist, eine Vorbedingung im Kampfe gegen die Entartung.

Wir erinnern an die Aufsätze, die der Vortrupp im laufenden Jahre über die Brotfrage gebracht hat.

Nr. 15. Dr. med. Hindhede. Vitamine.

Nr. 16. Dr. med. Siegfried. Was muß unsere Jugend vom Schwarzbrot wissen?

Nr. 17. Paasche. Vaterland höre uns! und Aufruf des Deutschen Vortruppbundes.

Nr. 18. Nahrhaftes Schwarzbrot. (Eine Backanweisung für das Haus).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nr. 19. De Terra, Der Krieg und die Volksernährung.

Nr. 22. Nahrhaftes Brot. (Noch eine Backanweisung; für Vollweizen.)

Möge uns der Krieg unser gutes altes Brot wiederbringen! **Vortrupp.**

**Deutscher Heimatkalender.** Der von Karl Maußner im Dürer-Verlag Berlin-Zehlendorf herausgegebene Deutsche Heimatkalender gehört zu den Erscheinungen, die man mit aufrichtiger Freude begrüßen kann. Auch der für das kommende Jahr bestimmte Kalender ist mit einer Sorgfalt und Urteilsfähigkeit zusammengestellt worden, die doch auch auf Wirksamkeit und Vielseitigkeit bedacht war und deshalb als mustergültig bezeichnet werden darf. Die Wiedergabe wertvoller Aufnahmen wechselt mit der von Federzeichnungen und Tuschzeichnungen guter Künstler ab. Besonders reizvoll sind die Photographien unter der gemeinsamen Bezeichnung: „Von der Schönheit deutscher Landschaft."

Man sollte diesen echten „Deutschen Heimatkalender" besonders recht vielen Verwundeten zum Feste in die Hand geben, doch verdient er ebenso sehr einen Ehrenplatz an unsrer Zimmerwand. Täglich wird uns ein schönes Bild erfreuen.

Der Kalender ist auch textlich sehr gut ausgestattet und wird für das kommende ereignisreiche Jahr ein ernster Begleiter und tröstlicher Mahner sein.

**Vortrupp.**

# Neue Bücher und Schriften

**Glock, Dr. A. u. Korn, Dr. A.:** Bürgerkunde. Deutsche Staats- und Rechtskunde für Preußen. M. 3,20. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe.

**Beauduin, Nicolas:** La vie des lettres. Selbstverlag, Paris-Neuilly, 20, Rue de Chartres.

**v. Hattingberg:** Zur Psychologie des kindlichen Eigensinnes. Wilhelm Engelmann, Leipzig.

**Peters, E.:** Das geschlechtliche Problem in der Jugenderziehung. M. 1,20. Verlag Kraft und Schönheit, Berlin-Steglitz.

**Helfende Gedanken.** Gesammelt und herausgegeben von Frau Oberst Vogl, Freiburg i. Br.

**Stubbe, Pastor Dr.:** Ersatz der Kneipe in Deutschland. M. 0,15. Mäßigkeitsverlag d. Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Berlin.

**Schriften der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung.** 12 Verhandlungen der ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung am 25. und 26. April 1913 zu Berlin. Geh. M. 2,— B. G. Teubner, Leipzig.

**Blunck, Hans Friedr:** Der Ritt gen Morgen. Roman. M. 4.—. Alfred Jansen, Hamburg.

**Dräger, Heinrich:** Lebenserinnerungen. M. 1,50. Alfred Jansen, Hamburg.

**Wie ernähre und pflege ich mein Kind?** Praktisches Handbuch für jede Mutter. Bearbeitet von einem Kinderarzt.

**Cristian, Dr.:** Städtische Freiflächen und Familiengärten. M. 0,40. Carl Heymanns Verlag, Berlin.

**Koschützki, Rudolf von:** Der Schatz im Acker. M. 2,—. Alfred Jansen, Hamburg.

**Schmittler, Peter:** Soll mein Sohn Lehrer werden. (Süddeutsche Volksbücher.) M. 0,40. G. Birk & Co. m. b. H., München.

**Klumker, Prof. Dr. Chr. J.:** Fortschritte des Kinderschutzes und der Jugendfürsorge. Heft 3. M. 1,50. Julius Springer, Berlin.

**Freimark, Hans:** Mediumistische Kunst. Brosch. M. 4,—; geb. M. 5,—. Wilhelm Heims, Leipzig.

**Der Zupfgeigenhansl.** Herausgegeben von Hans Breuer, mit leichter Guitarrebegleitung von Heinrich Schurrer. Lieferung 7 und 8. Preis je M. 0,60. Friedrich Hofmeister, Leipzig.

**Baudissin, Eva, Gräfin von:** „Sie" am Seil. M. 2,50. Walter Schmidkunz, München und Wien.

**Ladewig, Dr. Paul:** Katechismus der Bücherei. Ernst Wiegandt, Leipzig.

**Maack, Dr. Ferdinand:** Die schwarze Lilie. Zur Kritik und Krisis von Theosophie und Spiritismus. M. 1,—. Wilhelm Heims, Leipzig.

**Guenther, Dr. Konrad:** Vom Tierleben in den Tropen. M. 1,—. B. G. Teubner, Leipzig.

**Fürth, Henriette:** Die Hausfrau. Kart. M. 1,25. Albert Langen, München.

**Burck, Pfarrer Dr. Gerhard:** Wahrheit oder Legende. M. 0,30. Neutraler Guttempler-Verlag, Heidelberg.

**Germanus, Floda:** Die schwarze Hand. Des Priesters Geheimnis und des Pastors Verhängnis. M. 3,—. Veritas-Verlag, Berlin-Wilmersdorf.

**Häfker, Hermann:** Fahrradreisen und Freiluftbildung. M. 1,50. C. Ziehlke, Liebenwerda.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, Spitalerstraße 12.
Verlag von Alfred Jansen, Hamburg. — Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 1 Der Vortrupp 1. Januar 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 1 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

Eine Geschichte in Fortsetzungen.

An der Westerstraße lag ein hohes, düsteres Haus. Es hatte drei Stockwerke und viele blinde Fensterscheiben, es sah überhaupt etwas verwahrlost und unordentlich aus. „Pfand- Leih- und Produktengeschäft von Wilhelm Kramer" stand in großen schwarzen Buchstaben, die der Regen schon arg abgewaschen hatte, auf einem mächtigen Schilde über dem Hauseingang zu lesen.

Sah das Haus von draußen schon sehr unfreundlich aus, so war es drinnen noch schlimmer. Auf dem düsteren mächtigen Flure standen Kleider- und Wäscheschränke und Komoden, Nachttische und Spiegel und Nähmaschinen, Sprungfederrahmen und auseinandergeschlagene Bettstellen so eng nebeneinander, daß die beiden schwarzen Katzen, die in das Haus gehörten, kaum noch zwischen den Möbeln durchschlüpfen konnten.

In allen Stuben aber, bis oben unter das Dach hinauf lagen und standen und hingen Tausende von Anzügen und Kleidern, Stapel von hoch aufgeschichteten Bettstücken, fertige Wäsche in dicken Packen. Woll- und Baumwollstoffe und Leinensachen aller Art waren in dicke Bündel verschnürt auf hohen Holzgestellen aufgeschichtet. Unter den Stubendecken dagegen hingen an schmalen Leisten und Drähten tausende von neuen und schon getragenen Schuhen und Stiefeln und hunderte von eingerahmten Bildern.

In einem der Hinterzimmer war das Kontor von Herrn Kramer. Die Tür dieses Zimmers war mit einem doppelten Schlosse versehen, denn hier wurden in alten festen Schränken die Gold- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wertsachen aufbewahrt. Ganze Haufen von goldenen Ringen und Armbändern waren auf Teller gelegt und Hunderte Broschen und Uhrketten und Taschenuhren für Damen und Herren hingen an feinen Messinghäkchen.

Und alle diese tausend Dinge warteten darauf, von ihren Eigentümern wieder eingelöst oder auf Auktionen verkauft zu werden.

Frau Kramer, eine schon alte und rundlich gewordene Frau, stand vor der Haustüre und blickte nach einigen Mädchen hinüber, die auf der entgegengesetzten Seite der Straße Tau sprangen. Mit lauter Stimme rief sie: „Anni—i—i!"

Ein schlankes blondes Mädchen von vielleicht 12 Jahren drehte sich auf diesen Ruf hin um und lief dann eilig über die breite Fahrstraße zu der rufenden Frau Kramer hinüber.

„Anni, willst du mir mal eben ein Pfund Butter von Beckers holen?" fragte Frau Kramer das Kind.

Anni nickte. Die Frau gab ihr das Geld. „Verlier es aber nicht!" — „Nein, ich passe gut auf", sagte Anni und sprang dann mit ihrem Springtau die Straße entlang.

Nach kurzer Zeit brachte sie die Butter ins Haus. Frau Kramer stand gerade vor dem Herde in der engen kleinen Küche, sie hatte eben Kaffeewasser auf das Feuer gesetzt.

„Hier, Frau Kramer" sagte Anni und legte die Butter auf den Küchentisch. „Anni, hast du noch Zeit?" — „Ja". — „Dann streich mir mal eben die Butter in die Dose, sie steht da auf dem Bort. — Ich glaub, es ist jemand gekommen."

Anni füllte die Butter in die Dose und kratzte, damit nichts umkomme, emsig das Pergamentpapier mit dem Messer ab.

Da kam auch schon Frau Kramer zurück. „Das hast du gut gemacht!" sprach sie und warf das sauber abgekratzte Pergamentpapier in das Herdfeuer.

„Ich muß doch noch en bißchen Holz unterlegen, das Wasser kommt mir sonst gar nicht ins Kochen", sprach sie, „willst mir nicht eben noch Holz holen? — Es liegt hinterm Hof im Schauer."

Anni trat durch die Küchentür auf den Hof. Da sah es am wüstesten aus. In der einen Ecke lag altes, verrostetes Eisen und Drahtgitter, in einer andern waren viele alte Flaschen aufgestapelt. In der Mitte des Hofes aber lagerte ein mächtiger Haufen Lumpen.

Anni mußte oben darüber wegturnen, dann konnte sie erst zum Holzschauer kommen. Sie nahm einen Arm voll Brennholz und wollte in die Küche zurück. Als sie jedoch wieder über den Haufen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Mitte des Hofes steigen wollte, stolperte sie und fiel der Länge nach mit dem Holze hin.

Frau Kramer hatte es gesehen und eilte ihr zu Hilfe.

„Über das Ding da bin ich gestolpert", sagte Anni und stieß mit dem Fuße eine alte, sonderbar geformte Zipfelmütze weg, die oben auf dem Haufen gelegen haben mochte. „Das ist wohl eine Nachtmütze?" sprach Anni und nahm die Zipfelmütze auf, während Frau Kramer die auseinandergefallenen Holzscheite wieder zusammensuchte.

Es war eine graue Mütze, die sich weich und glatt wie Seide anfühlte, die man aber, da der Stoff sehr dünn war, wie ein Taschentüchlein zusammenpressen konnte.

Frau Kramer sah gar nicht hin. Sie eilte wieder in die Küche, um das Wasser rasch ins Kochen zu bringen. Anni kam ihr langsam nachgeschlendert und besah immer noch die alte Zipfelmütze, die ihr überaus drollig vorkam.

Wer mag die wohl getragen haben? dachte sie und klopfte den Staub heraus.

„Wenn du sie gern leiden magst, behalte sie nur," rief ihr Frau Kramer zu. „Kannst dir ja Puppenzeug daraus machen!"

Anni sagte: „Danke schön!" dann will ich sie mitnehmen. Da schneide ich meiner Puppe ein Cape aus zu. — Soll ich sonst noch was, Frau Kramer?"

„Nein, mein Kind, spiel man wieder und sollst auch bedankt sein, daß du mir die Butter geholt hast."

Anni sprang mit der Mütze fort. Sie lief gleich wieder über die Straße, wo die Freundinnen noch mit dem Tau sprangen.

Sollst dir mal einen Spaß machen, dachte sie, setzte sich die Mütze auf den Kopf und stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, in die Nähe der spielenden Mädchen. Die werden aber lachen, wenn sie mich mit der alten Schlafmütze sehen! sprach Anni bei sich selbst und wartete ruhig, bis die anderen auf sie aufmerksam wurden.

Aber die schienen sie gar nicht zu beachten.

Anni stand und stand und schaute abwartend ihren spielenden Freundinnen zu. Als sich aber noch immer niemand um sie kümmerte und alle taten, als ob sie gar nicht da wäre, da war ihr der ganze Spaß verdorben. Enttäuscht nahm sie die Mütze vom Kopfe und steckte sie in die Tasche.

„Ach, sieh," rief da ein kleines Mädchen, „da ist ja Anni wieder." — „Oh, Anni, komm und spiel mit!" rief eine andere und hielt ihr das Springtau zur Ablösung hin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich stehe hier schon eine ganze Zeit, und niemand hat mich gesehen. — Jetzt will ich nach Hause." Damit lief sie fort.

„Anni, bleib doch hier und sei nicht böse," riefen ihr einige nach, als sie schnell davonsprang. „Ich bin auch nicht böse, aber ich will jetzt nach Hause", antwortete sie und lief tauschlagend ihrer Wohnung zu.

Ihre Mutter war nicht daheim, und Geschwister hatte sie nicht. Sie suchte den Hausschlüssel, den die Mutter, wenn sie fortging, immer unter die Matte vor der Haustüre legte, sie fand ihn auch, schloß auf und trat in die Stube.

Sah sie denn so fürchterlich mit der Zipfelmütze aus, daß ihre Freundinnen sie etwa gar nicht erkannt hatten? Sie stellte sich vor den Spiegel, um die Mütze aufzuprobieren. Aber kaum hatte sie die Mütze aufgesetzt und in den Spiegel geblickt, da wurden ihre Augen vor Verwunderung groß und starr, und sie wußte gar nicht, was sie vor Schrecken denken oder sagen sollte. Sie sah nämlich im Spiegel nur die Dinge der Stube, aber nicht sich selbst und die Mütze. Und sie stand doch mitten vor dem Spiegel! Sie ging vor ihm hin und her, aber ihr Bild zeigte er ihr nicht, wie sie auch vor ihm stehen mochte.

Ja, was ist denn nur das? fragte sie sich und riß die Mütze hastig wieder vom Kopfe.

Sowie sie nun aber die Mütze abgenommen hatte, sah sie sich selbst auch im Spiegel.

Verwundert schaute sie auf die Zipfelmütze, die sie in der Hand hielt und von allen Seiten betrachtete. Ganz nahe trat sie an das Glas, so daß sie sich gut im Spiegel sehen konnte, setzte dann noch einmal langsam die Mütze auf und — — in demselben Augenblicke war auch wieder ihr Bild im Spiegel verschwunden.

Da lief ihr ein Grauen über den Rücken! — Sicherlich war das so eine Zaubermütze, die den unsichtbar macht, der sie trägt. Sie nahm sie wieder vom Kopfe und probierte es noch einmal und noch einmal, aber immer mit demselben Erfolge.

Also deshalb hatten ihre Freundinnen sie nicht gesehen, weil sie die Zaubermütze auf dem Kopf gehabt hatte! — Die Mütze machte sie unsichtbar, das stand fest.

Kaum aber war ihr das klar geworden, da jubelte sie vor Freude laut auf. Ach, es war doch wunderschön, solch ein Zaubermittel zu haben! Sie beschloß, niemandem etwas von ihrem Schatze zu sagen und ihn sorgfältig zu verwahren.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Louis Sommers erste Seereise.

„Na, Vater, du sagst ja gar nichts!" — „Was soll ich denn sagen?" — Wieder war es mäuschenstill in der Stube, nur die Uhr tickte leise: Sorgt—nicht! Sorgt—nicht! Sorgt—nicht!

Aber die beiden Alten in der Stube verstanden die Sprache der Uhr noch immer nicht, trotzdem sie nun schon 16 Jahre lang hier an der Wand gehangen und ihnen in guten und bösen Tagen unablässig dieselbe Lehre gepredigt hatte. Plötzlich stand der Vater, der noch seinen Postrock trug, ungeduldig vom Abendbrot auf, schritt mit gefurchter Stirn ein paarmal durch die Stube und sprach: „Schreiben hätte der Junge doch wohl wenigstens können! — Wenn es auch nur eine magere Karte gewesen wäre! — Man weiß dann doch wenigstens, ob er noch gesund und munter ist."

Die Mutter seufzte leise auf und sprach: „Sicher kommt der Postbote noch, es ist ja erst 10 Minuten nach 1/2 8 Uhr! — Er wird sich wohl verspätet haben."

„Hat sich was! Verspätet? — So viel Postsachen hat der gar nicht zu schleppen! — Nein, heute Abend kriegen wir keine Nachricht mehr!"

Die Mutter seufzte wieder, räumte leise den Tisch ab und brachte das Geschirr in die Küche. Der Vater blickte verstimmt in seine Zeitung. Gleich darauf läutete es schwach und zaghaft an der Korridortür.

Der Vater in der Stube horchte auf. Er hörte, daß seine Frau den Riegel zurückschob und öffnete. Sollte doch noch der Briefträger Nachricht — — —

In der nächsten Sekunde aber vernahm der lauschende Vater draußen ein unterdrücktes Weinen und Aufschluchzen. Da griff ihn die Angst ans Herz. Sollte ein Telegramm gar eine Unglücksnachricht bringen? — — — Mit zitternden Knien erhob er sich, um nachzusehen.

In demselben Augenblicke öffnete sich jedoch weit die Stubentür und herein trat ein 15jähriger Junge in blauer Schifferjacke und mit gebräuntem Angesicht.

Er lachte übers ganze Gesicht und rief überglücklich: „Guten Abend, lieber Vater, da bin ich endlich glücklich zurück."

Hinter ihm trat die Mutter lachend ins Zimmer, während ihr noch die hellen Freudentränen über die Backen rannen. Der Vater

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war sprachlos, dann aber begriff er, heiß wallte es ihm vor Freude im Herzen auf, und im nächsten Augenblick lag ihm sein Junge, sein Einzigster, an der Brust.

„Ja, das ist denn doch besser, als eine magere Postkarte!" meinte die Mutter und streichelte ihrem Louis die langen, braunen Haare. „Und wie er aussieht! — So gesund und kräftig! Und wie groß er geworden ist! — Das ist ja wohl gar nicht unser Junge mehr!"

Nun war er wieder daheim und saß wieder zwischen seinen Eltern auf dem alten, verschossenen und eingesessenen Sofa. Seine Augen blickten in der Stube herum. Alles war noch wie damals, als er abreiste. Auch nicht die geringste Kleinigkeit hatte sich verändert.

Lange schon hatte er sich auf dies Wiedersehen gefreut. Über ein halbes Jahr war er von Hause fortgewesen. Gleich nach der Konfirmation war er als Schiffsjunge angemustert für die „Wilhelmine". Das war ein großes dreimastiges Schiff, das von Hamburg nach Rio de Janeiro fahren sollte. Die „Wilhelmine" hatte landwirtschaftliche Maschinen geladen und sollte eine Ladung Kaffee wieder von Brasilien zurückbringen.

Die Mutter deckte für ihren Jungen noch einmal den Abendbrottisch, schmierte ihm zwei dicke Butterbröte und schenkte ihm Tee ein. Als er sich satt gegessen, sprach der Vater: „Na, Junge, wenn jemand eine Reise tut, — du weißt doch! — dann kann er was erzählen."

Louis lachte und antwortete: „Ja—a! — Erzählen kann ich eine ganze Menge, ich weiß bloß gar nicht, wo ich anfangen soll."

Die Mutter kam ihm zu Hilfe, sie fragte, ob er auch immer gut und satt zu essen bekommen hätte und wo er geschlafen habe.

Nun schien Louis' Sprachtor geöffnet zu sein, und er erzählte von der ganzen Reise, von Anfang bis zu Ende: „Ach, war das fein, als wir losmachten und unser Schiff die Elbe hinunterschwamm. Weißt noch, Mutter, was das für ein schöner Tag war, als wir abfuhren? — Ich mußte Taue aufrollen und in der Küche helfen, aber ich lief alle Augenblicke an Deck, um mal zu sehen, wie weit wir schon waren. Als wir dann Cuxhaven hinter uns hatten, da bin ich tüchtig seekrank geworden! — Oh, was war ich seekrank! Ich glaube, wenn mich da unser Steuermann über Bord geworfen hätte, ich hätte mich garnicht gewehrt. Ich habe wie tot in der Koje gelegen und habe von nichts gewußt. Am andern Tag erst, als wir schon vor Norderney kreuzten, rappelte ich mich wieder auf. Ich hatte noch tüchtig Kopfweh, aber als ich an Deck kam, wurde es bald besser. Und seitdem habe ich überhaupt keine Seekrankheit mehr gehabt. Bloß einmal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch, das war dicht vor Rio. Da hatten wir Sturm. Da dachte ich wirklich, wir gingen alle unter. Wir hatten 17 Tage Windstille gehabt und waren gar nicht vom Fleck gekommen. Die Sonne brannte uns so heiß auf die Mützen, daß uns die Füße auf den heißen Planken weh taten. Und da ging am 17. Tage die Sonne so blutig unter, daß unser Steuermann gleich sagte: „Jetzt kriegen wir Wind! Es kann schlimm werden! — Wir konnten es vor Hitze in den Kojen gar nicht mehr aushalten, und ich wollte schon wieder meine Matratze auf Deck bringen und die ganze Nacht oben bleiben. Das hatten wir schon oft getan. Da fing es am Horizont an zu donnern, und es leuchtete dann und wann auf.

Das war unheimlich, trotzdem über dem Schiff noch die Sterne funkelten. Aber ganz rasch wurde der Himmel über uns auch dunkel, und dann gings los! Die See, die nun schon 17 Tage wie ein Spiegel so ruhig und blau dagelegen hatte, fing an unruhig zu werden. Die Wellen gingen zuerst noch unter das Schiff weg und legten es bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Aber nach einer halben Stunde schon klatschten sie gegen unsere Planken und spritzten über Bord.

Viel zu tun hatten wir nicht, denn in der flauen Zeit war alles tipp topp in Ordnung gemacht worden. Nun ließ der Kapitän die Luken schließen, und nur die Wache blieb oben. Wer nichts zu tun hatte, konnte sich in die Koje legen. Ich hatte mich auch hingelegt. Aber das war eine fürchterliche Nacht! Der Wind heulte in der Takelage und die Trossen und Rahen ächzten und knarrten, und das ganze Schiff zitterte. Da sind die Wellen man immer so übers ganze Deck weggegangen."

„Junge, da hast du wohl Angst gehabt!" fragte die Mutter. „Ja," sagte er kleinlaut, „das habe ich wohl, aber das Unwetter ging rasch vorüber. Ich wußte gar nicht wie lange es gedauert hatte, denn ich war wieder so seekrank, daß ich dachte, jetzt mußt du ganz gewiß sterben.

Als ich wieder die Augen aufschlug, da war es hoch Mittag. Der Himmel war noch wolkig, und die See noch ganz aufgeregt, aber wir fuhren nun mit gutem Winde, gerade auf Rio zu."

„Dann hast du von den haushohen Wellen nichts gesehen?" — „Nein," antwortete er, „aber es waren am anderen Tage auch noch tüchtige Wellen da, die noch oft genug über das Deck liefen! Ich mußte mich fix festhalten, sonst wäre ich über Bord gegangen. Ach, überhaupt, Mutter, haushohe Wellen gibt es auch im tollsten Sturme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht. Unser Steuermann sagte, so 5—7 Meter würden die Wellen beim Sturm wohl hoch, aber höher nicht. Er hat aber auch schon mal auf einer Fahrt bei besonders gräßlichem Wetter Wellen von 10 Metern sicher gesehen. Aber Wellen von 15 oder gar 20 Meter Höhe, sagt er, gäbe es überhaupt nicht.

Weißt du, so'n Wetter ist nicht so schlimm, wenn man nur weit mit dem Schiffe vom Lande ab ist."

„Junge, weit vom Lande ab? — Das ist doch g e r a d e schlimm!" rief die Mutter. „Nein", entgegnete Louis, „wenn das Schiff dicht bei Land ist, kann es leicht aufsitzen, weißt du, da gibt es oft blinde Klippen oder Sand- oder Korallenbänke. Und wenn das Schiff darauf rennt, dann ist es auch geliefert! — Wenn man aber weit draußen, mitten auf dem Meere ist, dann wirft der Sturm das Schiff wohl hin und her, aber er kann ihm doch nicht viel tun, wenn es ein festes Schiff ist."

So saß Louis und erzählte. Er schilderte seinen Eltern die Ankunft in Rio de Janeiro, der schönen Hauptstadt von Brasilien, er erzählte von den Leuten, die dort wohnen, und von der Bauart der Häuser, von den wundervollen Palmen und Blumen und Schmetterlingen in den Urwäldern.

„Ich habe Euch auch was Feines mitgebracht! — Morgen sollt Ihr es sehen, wenn ich meine Kiste von Bord hole," rief er fröhlich. „Na, was das wohl ist?" fragte die Mutter neugierig. „Wird nichts vorher verraten!" — „Abwarten und Tee trinken!" spaßte Louis und winkte seinem Vater lustig zwinkernd mit den Augen zu.

Dann gingen sie endlich zu Bett, und Louis lag wieder in seiner alten Kammer und konnte vor Freude nicht einschlafen. Ach ja, es war ja manches im Seemannsleben so ganz anders, wie er es sich vorher gedacht hatte, und manches Schlimme hatte er seinen guten Eltern garnicht einmal erzählt, um ihnen nicht das Herz schwer zu machen, aber trotzdem — er f r e u t e sich doch auf die nächste Reise!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Jahrgang Nr. 5 Der Vortrupp 1. Februar 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 2 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

Anni war ein gutes Kind. Als sie des Abends im Bett lag und noch nicht gleich einschlafen konnte, dachte sie über den Schatz, den sie nun hatte, nach. Was konnte sie nicht alles mit der Tarnkappe Gutes und Schönes beginnen! Sie beschloß, sie jeden Tag aufzusetzen und so — unsichtbar gemacht — andern zu helfen, wo und wie sie nur vermochte.

Ach, mußte das schön sein, unsichtbar in Häuser und Stuben zu kommen, auf der Straße die Menschen zu belauschen und jedesmal, wenn irgendwo ein Mensch in Not war, ihm unerkannt beizuspringen und zu helfen.

Mit solchen Gedanken schlief sie ein.

Am anderen Morgen fühlte sie gleich in ihrer Tasche nach, ob die Tarnkappe auch noch darin war. Richtig, da war sie noch! — Beruhigt zog sich Anni an, trank fröhlich ihre Milch und sprang dann hinaus auf die Straße. Hinter der Haustüre setzte sie die Zaubermütze auf den Kopf.

Sie blickte rechts, sie blickte links die Häuserreihe hinab, ob sie nicht irgendwo jemanden sähe, dem sie hätte helfen können. Aber sie fand niemanden. Wohl waren Menschen genug auf der Straße, aber keiner schien ihrer Hilfe benötigt zu sein. Ein wenig enttäuscht stand sie wartend da und überlegte, was sie nun beginnen sollte. Dann schritt sie endlich entschlossen die Straße entlang. Irgendetwas würde sie doch wohl erleben.

Sie war auch noch garnicht sehr weit gekommen, da hörte sie aus einem offenen Fenster eine Frauenstimme rufen: „Männi, Männi!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

— Komm doch, mein Tierchen, komm!" Anni blickte hinauf und gewahrte eine ältliche Dame, die am offenen Fenster stand und von oben auf eine der grünen Ulmen blickte, die an der Straße standen. Ach richtig, da saß ja auf einem Zweige ein Kanarienvogel, der war sicher entflogen.

Da hatte nun Anni gleich eine Gelegenheit zu helfen. Aber wie? — Der Vogel saß so hoch, daß Anni ihn auf keinen Fall erreichen konnte.

„Komm doch, mein Tierchen! — Komm doch!" rief die Frau wieder. Es schien noch jemand bei der Dame im Zimmer zu sein, denn gleich darauf sprach diese mit rückwärts gewandtem Gesicht: „Ach, was wird mein Mann sagen! — Gestern hat er den Vogel erst mitgebracht! Und er ist so teuer gewesen! — Ich weiß garnicht, was ich machen soll! Ich muß und muß den Vogel wiederhaben!"

Aha, dachte Anni, der mußt du helfen!

Ja, wenn noch der Vogel auf der Erde gesessen hätte, dann hätte ihn Anni gleich greifen und ins Haus tragen können. Sie blickte umher, nahm ein Steinchen auf und warf es nach dem Vogel. Der Stein flog auch dicht an seinem Kopfe vorbei, der Vogel erschrak und flog höher in den Baum hinauf.

Die Dame am Fenster hatte nicht das Kind, wohl aber den Steinwurf bemerkt, nun schalt sie von oben herunter: „Untersteh dich noch einmal, du frecher Junge, und wirf nach dem armen Tierchen, dann sollst du mal sehen, was dir geschieht!"

Nun war für Anni guter Rat teuer. Sie sah, daß sich die Augen der Dame mit Tränen gefüllt hatten und daß sie verzweifelt die Hände rang.

Etwas klettern konnte Anni wohl, aber doch nicht so gut, wie ein Junge, und auf diesen dicken Baum kam sie bestimmt nicht hinauf. Ja, wenn sie Ulrich Wendtland da hätte, mit dem sie oft zusammen auf der Straße spielte, d e r konnte gut klettern.

Da kam ihr ein Gedanke. Sie riß schnell ihre Mütze vom Kopfe und rief nach der Dame hinauf: „Soll ich einen Jungen holen, der gut klettern kann?" — „Ach, was nützt uns das? — Der Vogel ist längst davon geflogen, ehe der Junge ihn hat", antwortete die Frau. „Nein, ich hoffe, er kommt wieder ins Fenster geflogen, wenn er erst hungrig geworden ist."

Anni rannte aber doch hin und holte Ulrich Wendlandt. Der hatte auch gleich große Lust auf den Baum zu klettern. „Wenn uns nur kein Schutzmann sieht!" sagte er und sah Anni etwas zweifelhaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an. „Wenn wir doch der Frau den Kanarienvogel wiederholen wollen, dann kann uns der Schutzmann doch nichts sagen", meinte Anni. Ulrich kletterte nun mühsam den Stamm hinauf und Anni half nachschieben. Als er erst den untersten Ast des Baumes gefaßt hatte, ging es schneller.

Da erblickte die Dame, die noch immer am offenen Fenster stand, den kletternden Jungen. „Willst du mal sofort aus dem Baum, du Schlingel! Du jagst mir den Vogel nur fort oder läufst mit ihm davon, wenn du ihn hast. Das kenne ich schon!" klang es böse von oben.

Ulrich kletterte wieder den Stamm hinab.

Anni hatte währenddessen das Tierchen nicht aus den Augen gelassen. Der Vogel saß ganz gemütlich auf einem dünnen Zweige, und putzte mit dem Schnabel sein Gefieder. Er kümmerte sich garnicht um die Kinder, aber auch nicht um das Locken und Rufen seiner Herrin. Die hatte braunen Vogelsamen auf die Fensterbank gestreut und lockte und rief geduldig weiter: „Komm doch mein Tierchen! — Komm doch! — Männi! — Männi!" — „Piep!" antwortete Männi und putzte sich seine Federn seelenruhig weiter.

Anni griff wieder nach einem Steinchen und warf es in die Höhe. Der Vogel schwang sich vom Baume und flog quer über die Straße nach dem gegenüberliegenden Hause. Dicht unter einem geöffneten Fenster blieb er auf einem steinernen Vorsprung sitzen.

Jetzt wußte Anni, was sie zu tun hatte. Sie hörte nicht auf das Jammern der Dame, die wieder laut auf die Kinder herunter schalt. Anni eilte über die Straße. Der Vogel saß unter einem Fenster rechts in der ersten Etage. Sie lief die Treppe hinauf und klingelte an der Etagentür. Eine lange magere Frau öffnete. „Darf ich wohl mal eben einen Kanarienvogel greifen, der weggeflogen ist? — Er sitzt draußen vor dem Stubenfenster."

„Ja, mein Kind, gern, aber daß du mir um Gottes willen nicht zum Fenster hinausfällst! — Warte ich will dich festhalten!"

Aber Anni ließ sich nicht festhalten. Sie trat rasch in die Stube, setzte ihre Tarnkappe auf und ergriff schnell den nichts ahnenden Vogel. In diesem Augenblicke erst kam die Frau, der die Wohnung gehörte, ins Zimmer. Sie sah die leere Stube, das offne Fenster — aber kein Kind. „Herr du meines Lebens!" schrie sie laut auf und sank dann ohnmächtig zu Boden.

Anni war schon wieder zur Tür hinausgeeilt und über die Straße gelaufen. Den Vogel hielt sie sorgsam in ihrer Hand. Nun lief sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rasch in das Haus, aus dem er entflogen war. Auf der Treppe riß sie dann ihre Tarnkappe vom Kopfe und klingelte an der Etagentür.

Die Dame, die sie am Fenster gesehen hatte, öffnete selbst. „Hier ist der Vogel!" rief Anni. Die Dame machte große Augen, als sie das Tier sah, dann aber schrie sie Anni an: „So drück doch das zarte Tier nicht so! — Das ist ein echter Harzer Roller, der hat vierzig Mark gekostet. Was meinst du denn, du dummes Ding! — Solchen Vogel darf man nur in beiden Händen halten!"

Das konnte aber Anni nicht, weil sie in der anderen Hand noch ihre Tarnkappe trug. Sie achtete auch im Augenblick garnicht auf die Worte der Dame, trat ins Zimmer, setzte das Tier in das offene Vogelbauer und schloß dann rasch die Tür. „Piep!" rief der Kanarienvogel und hüpfte munter wieder auf seine Stange.

„Das sage ich dir aber," rief da die Dame, „wenn das Tier von der Aufregung krank wird oder gar stirbt, dann müßt ihr es bezahlen! — Erst werft ihr das zarte Ding mit dicken Steinen und dann drückst du es mir in der Hand fast noch zuschanden!"

Anni war über diese harten und undankbaren Worte ganz erschrocken. Sie stotterte: „Ach, es fehlt ihm hoffentlich nichts. Ich dachte, ich hätte Ihnen eine Freude damit gemacht, sonst hätte ich mir garnicht soviel Mühe mit dem Vogel gegeben."

„Was," eiferte die Dame darauf, „willst du auch noch Widerworte haben, du ungezogenes Mädchen?"

Das war Anni zuviel. Sie setzte ihre Mütze auf und wandte sich der Tür zu. Im Hinausgehen sah sie noch, wie die Frau mit weit offenem Munde ins Leere starrte, weil das Mädchen sofort ihrem Blick entschwunden war.

Ganz beschämt kam Anni wieder auf die Straße zurück. Sie hätte doch wohl wenigstens „Danke" sagen können! fuhr es ihr durch den Sinn. Doch da stand Ulrich noch und wartete auf sie. Sie zog ihre Mütze ab und steckte sie in die Tasche. Ulrich staunte sie an. „Wo bist du denn gewesen? — Der Vogel ist weg!" rief er.

„Ach, nein," erwiderte Anni, „er sitzt im Bauer."

Nachdenklich wanderten die beiden ihrem Hause zu.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Auswanderer.

Als ich heute mittag am Bahnhof vorbeiging, bot sich mir ein sehr trauriges und sonderbares Bild. Aus der weitgeöffneten Mitteltür des Bahnhofes wälzte sich ein schier endloser Zug von Menschen. Wie ein langer Wurm wand sich ein Strom von Männern, Frauen und Kindern hervor und schlängelte sich über den weiten Bahnhofsplatz.

Viele blieben stehen, um sich das traurige Bild anzusehen. Es war ein Trupp Auswanderer, die soeben mit dem Zuge angekommen waren und nun bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers in der großen Auswandererhalle untergebracht werden sollten. Den meisten sah man es an, daß sie keine Deutschen waren. Russen und Galizier, Slowaken und Tiroler, Polacken und Italiener mochten darunter sein. Man hörte Worte aus den verschiedensten Sprachen und sah Trachten, die bei uns gar nicht üblich sind. Da waren Frauen mit auffällig bunten Kopftüchern und Schürzen und andere wieder in hohen Wasserstiefeln, da waren Männer in langen, schmierigen, schwarzen Röcken und zerbeulten Zylinderhüten, und wieder andere, die trotz der herrschenden Hitze in dicken Pelzen daherschritten. Schmutzige und barfüßige Kinder eilten neben den Müttern her und hockten auf dem Rücken der Frauen. Fast alle Erwachsenen aber schleppten sich mit dicken Bündeln, aus welchen Bettstücke herausahen, und mit vollen Koffern und schweren Kisten.

Der ganze Zug wurde von einem Auswandereragenten geführt, der alle diese unglücklichen Menschen, die ihre Heimat mit Sack und Pack verlassen hatten, zu ihren Quartieren führte.

Dieser Auswanderertrupp bleibt nun noch ein oder zwei Tage in der Stadt, und dann trägt der Dampfer alle diese Menschen über den weiten Atlantischen Ozean nach Amerika.

Eng zusammengepfercht in den Quartieren des Zwischendecks, machen oft viele Hunderte mit dem Dampfer die Reise über das Weltmeer.

Warum verlassen diese Unglücklichen ihre Heimat und was suchen sie drüben in dem freien Amerika, dessen Sprache sie nicht sprechen, dessen Sitte und Gebräuche sie nicht kennen, wo ihnen alles fremd und neu ist? —

Ach, die Beweggründe zur Auswanderung können sehr verschieden sein. Der eine hat schon Verwandte drüben, der andere hat es in der Heimat nicht mehr ausgehalten, weil er nicht bestehen konnte, der Verdienst war zu gering. Ein anderer hatte wieder daheim böse Nachbarn, die ihm das Leben zur Hölle machten. Noch einer verlor

durch Schulden Haus und Hof und zieht nun mit seinen letzten Habseligkeiten über das Meer, um dort sein Glück zu suchen.

Besonders über Bremen und Hamburg ergießt sich der Strom der Auswanderer, und mit den Menschen wandert auch ihr letztes Geld mit hinüber. Die Statistiker haben berechnet, daß Deutschland allein in den letzten hundert Jahren 1500 Millionen Mark an Geld und fahrender Habe durch die Auswanderung verloren hat. Und wenn diese Zahl auch etwas zu hoch gegriffen sein sollte, so steht jedenfalls fest, daß es ein ganz gewaltiges Kapital an Arbeitskraft und Geldwert ist, das durch die Auswanderung dem Heimatlande entzogen wird.

Wohl kommt freilich hin und wieder eine Geldsumme von drüben wieder ins Land zurück, wenn nämlich ein Auswanderer in Amerika reich gestorben ist und seine Verwandten, die hier im Lande geblieben sind, seine Erbschaft antreten. Doch was will das verschlagen gegen die ungeheuren Summen, die die Auswanderer Jahr für Jahr aus Deutschland forttragen. Hat man doch ausgerechnet, daß in den Jahren von 1871—1891, also in nur 20 Jahren, $2^3/_4$ Millionen Menschen aus Deutschland ausgewandert sind. Und seit 1820 mögen es im ganzen etwa 5 Millionen Menschen sein, die Deutschland verlassen haben.

Sicher hängt es in erster Linie von wirtschaftlichen Ursachen ab, daß die Zahl der Auswanderer in den einzelnen Jahren so verschieden groß war. Die stärkste Auswanderung fand z. B. im Jahre 1881 statt, wo allein ungefähr 221000 Menschen von Deutschland aus über den Ozean zogen.

Die meisten Auswanderer ziehen immer noch nach Amerika, wo Riesenstädte in unglaublich kurzer Zeit emporwuchsen, wo aber auch heute noch ungeheure Landstriche fast menschenleer und unkultiviert sind und wo ungleich mehr Freiheit herrscht als in Europa.

Der Amerikaner wertet bekanntlich einen Menschen nach dem, was er kann, nicht aber nach dem, was er in der alten Heimat gewesen ist. Der praktischste und vielseitigste Mensch, derjenige, der sich am leichtesten in die neuen Verhältnisse hineinfindet und sich vor keiner Arbeit scheut, wird auch drüben am ehesten sein Fortkommen finden. Die meisten der Auswanderer werden einfache Landarbeiter oder auch Grundbesitzer (Farmer), wenn sie über genügend Geldmittel verfügen, um selbst ein Stück Land pachten oder kaufen zu können, oder sie bleiben als Fabrikarbeiter in den großen amerikanischen Städten hängen oder beginnen irgendein Handwerk.

Sehr bezeichnend ist es, daß von den in Amerika eingewanderten Deutschen sich der größte Teil dem Ackerbau und dem Handwerk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuwendet, von den eingewanderten Iren dagegen werden die meisten drüben Fabrikarbeiter, die Engländer in der Regel Handwerker, Bergleute oder Fabrikarbeiter, die Schweden aber meistens Ackerbauer.

Und alle diese ungeheuren Menschenmassen bevölkern nach und nach den Kontinent und bleiben meist auch dauernd drüben, denn wieder hat man ausgerechnet, daß von je 100 Eingewanderten nur 16 in die alte Heimat zurückkehren.

Der Hauptstrom der Auswanderung ergießt sich in die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier strömen die Menschen von allen Erdteilen und Himmelsrichtungen zusammen. Während man 1781 bis 1810 nur 12000 Eingewanderte zählte, betrug diese Zahl von 1881—90 schon 526000. Die Gesamtzahl der Eingewanderten aber belief sich in den Jahren von 1821—97 auf 16,7 Millionen.

Es ist ja ganz erklärlich, daß die größte Zahl der Auswanderer durchweg jüngere Leute sind, etwa im Alter von 21—30 Jahren, auch ist das männliche Geschlecht mehr an der Auswanderung beteiligt als das weibliche. An Familien reisten z. B. im Jahre 1900: 8387 und als Einzelpersonen 11977 Personen hinüber.

Die meisten Auswanderer gehen natürlich bitterbösen Erfahrungen und furchtbaren Enttäuschungen entgegen. Sie versprechen sich goldene Berge und ein Paradies auf Erden, und hinterher sind die meisten schon froh, wenn sie harte Arbeit finden, die sie vor Hunger und Elend schützt. Die wenigen, die drüben ihr Glück gefunden haben, kommen eigentlich garnicht in Betracht gegen ungezählte Tausende, die in Amerika verdorben und gestorben sind oder sich kümmerlich und mühsam durchs Leben schleppen.

So ist der Anblick von Auswanderern immer für denkende Menschen tieftraurig und niederdrückend, und Ferdinand Freiligrath hat recht, wenn er in seinem ergreifenden Gedichte „Die Auswanderer" seiner Empfindung die Worte verleiht:

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Alplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 5 Der Vortrupp 1. März 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 3 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

Am Nachmittage, als Anni aus der Schule gekommen und ihre Hausaufgaben fertig hatte, setzte sie wieder die Tarnkappe auf und ging nach draußen. Sie hatte ihr Strickzeug mitgenommen und wollte in die Anlagen gehen und dort fleißig handarbeiten.

Unsichtbar für alle Leute schlenderte sie langsam einen schattigen Weg dahin. Da sah sie auf einmal dicht vor sich eine Bank. Darauf saßen zwei Burschen, die wohl 16 oder 18 Jahre alt sein mochten. Beide sahen nicht gerade zum besten aus. Der Eine hatte eine Hose an, die unten an den Rändern stark ausgefranst und zerrissen war. Sie trugen beide bunte Arbeiterwollhemden ohne Kragen und Schlips. Anni sah sie scheu von der Seite an. Da fiel ihr ein, daß sie ja die Tarnkappe auf dem Kopfe hatte und von beiden deshalb nicht gesehen werden konnte.

Die beiden jungen Burschen schienen eifrig im Gespräch zu sein. Anni hörte im Vorbeigehen die Worte: „Ganz gewiß, du, der alte Jude in der Besselstraße ist tot! — Weißt du, er hat ihn einfach umgebracht. Und famos hat er das gemacht!“ —

Anni lief ein Schauder den Rücken herunter. Was war das? — Von einem Morde sprachen die beiden?

Sie stand einen Augenblick und zögerte und sah den beiden Gesellen aufmerksam ins Gesicht. Die aber sahen sie ja nicht und hatten keine Ahnung davon, daß sie belauscht wurden.

Endlich wagte es Anni. Sie setzte sich ganz an das äußerste Ende der Bank zu den Beiden und strickte ruhig weiter. Dabei lauschte sie aber immer auf das Gespräch. So hörte sie denn, wie der Eine, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders abschreckend und häßlich aussah, denn er hatte nur ein Auge und große, grobe und narbenreiche Hände, dem Andern erzählte: „Weiste, das is nämlich so gewesen! — Wie Bernhard mit der schnellen Hand in das Haus kam, da war der alte Jude gerade allein. Bernhard ging auf ihn zu und packte ihn gleich bei der Kehle. Wo hast du dein Geld, du Hund? rief Bernhard und schüttelte den Alten, daß er nicht mehr wußte, wo er war. Der Jude wurde besinnungslos, und Bernhard ließ ihn fallen, daß er auf den Boden plumpste. Aber er dachte auch gleich daran, daß der Alte ihn verraten könnte, darum zog er seinen guten Revolver aus der Tasche, hielt dem alten Juden den Lauf gegen die Schläfe und drückte los. Da verreckte er und gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Nun lief Bernhard rasch in die Hinterstube, wo der Geldschrank stand. Der Schrank war zum Glück offen.

Der Alte hatte wohl gerade seine vielen Goldstücke gezählt. Bernhard stopfte in seine Taschen, was nur hinein wollte. Auf einem Tische stand ein Handkorb, den schüttete er auch voll Geld, dann deckte er sein buntes Taschentuch darüber und ging gleichgültig — als ob nichts geschehen wäre — wieder zum Hause hinaus. Wie er nun gerade auf die Straße will, kommt ein Blauer. Hier ist niemand zu Hause! sagt Bernhard zu ihm, der alte Cohn ist ausgegangen. Gut, sagte der Blaue, denn komme ich morgen wieder, es hat noch Zeit. Bernhard lacht ihn frech an und fühlt in seiner Tasche zu, ob er seinen Revolver auch noch hat. Der war da und gut gesichert. Bernhard machte aber in der Tasche die Sicherung schon los, damit er gleich Gebrauch machen konnte von der Waffe. Aber der dumme Blaue trottelte ganz gemütlich die Treppe wieder hinunter und ging davon. Da brachte Bernhard rasch seinen Raub in Sicherheit. Er trug all das Gold in den Verbrecherkeller, wo die Anderen der Bande schon auf ihn warteten — — — —“

Bis dahin hatte Anni zugehört. Atemlos hatte sie der Erzählung gelauscht und hatte nun erfahren, daß irgendein schlechter Mensch, den der Erzähler gut kannte, einen alten Mann namens Cohn in der Besselstraße erschossen und beraubt hatte. Ihr zitterten vor Schrecken die Knie, das Blut stieg ihr zu Kopf, und ihre Wangen brannten vor Zorn. Was sollte sie nun tun? — Sofort hingehen und einem Schutzmanne erzählen, was sie gehört hatte! — Das war das einzige, was sie überhaupt tun konnte.

Aber wo war ein Schutzmann zu finden? — Sie blickte suchend umher. Nur Bäume sah sie und friedlich im Grase spielende Kinder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und lesende Kinderfräulein. Sie lief den Weg entlang. Auch nicht einmal den Parkwächter konnte sie erblicken! — So blieb ihr nichts anderes übrig als zum Polizeibureau zu laufen. Schnell rannte sie den Weg weiter. Die Anlagen waren nicht groß, und sie stand schon nach wenigen Minuten am Ausgange des kleinen Parkes. Da fiel ihr ein, daß ja die beiden Räuber, während sie einen Schutzmann holte, weitergehen konnten, und dann — waren sie vielleicht nicht wiederzufinden. Das ging nicht, das durfte nicht sein! Sie mußte die Beiden anzeigen, damit der schlechte Mensch, der Bernhard, von dem sie hatte erzählen hören, bestraft werden konnte. War es nicht gerade, als wenn Gott ihr die Tarnkappe geschenkt hatte, damit sie diesen schrecklichen Mörder des alten Cohn vor den Richter bringen konnte?

Ob die Beiden auch noch auf der Bank saßen? Sie rannte denselben Weg wieder zurück. Ja, da saßen sie noch in guter Ruh und ahnten garnicht, daß sie belauscht worden waren. Der mit dem einen Auge hatte gemütlich seine Arme auf die lange Lehne der Bank gelegt, und der Andere malte mit seinem Stiefelabsatz Kreise in den losen Sand.

Abwartend blieb Anni in einiger Entfernung stehen. Die Beiden dachten wohl noch garnicht daran, ihren Platz zu verlassen, aber Anni wollte sie nicht aus den Augen verlieren. So stand sie denn und wartete und wartete.

Endlich, die Zeit war ihr schon lang geworden, reckte sich der Eine und gähnte und klopfte seinem Kameraden auf die Schulter, und dann standen Beide schwerfällig und faul auf und schlenderten, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, den Weg entlang.

Langsam folgte ihnen Anni. Die beiden Burschen aber schienen viel Zeit zu haben. Ein paar Minuten blieben sie vor einem Beete mit blühenden Rosen stehen. Einer pflückte sich auch eine Knospe ab und steckte sie in die Tasche, damit niemand seinen kleinen Diebstahl bemerkte.

Dann schlenderten sie wieder weiter. Endlich, endlich waren sie am Ende des Parkes angelangt und gingen nun bummelnd die Straße weiter, in welcher Anni wohnte. Ach, wenn sie doch nur erst an der nächsten Straßenkreuzung angekommen wären! Dort stand ja meistens ein Schutzmann, das wußte Anni.

Die Beiden aber blieben hier und dort vor einem Schaufenster stehen und betrachteten die ausgelegten Waren. Schließlich aber näherten sie sich doch der Straßenkreuzung. Anni konnte von weitem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon den Schutzmann erkennen. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Sie riß die Tarnkappe ab, steckte sie in die Tasche und rannte an den beiden jungen Männern vorbei auf den Schutzmann los.

Ganz atemlos kam sie bei ihm an. Vor Aufregung und Herzklopfen konnte sie kaum sprechen. „Herr Schutzmann," sagte sie, „sehen Sie die beiden Männer, die da vor dem Schaufenster des Zigarrenladens stehen?" — „Ja," sagte der Schutzmann, „die sehe ich wohl, was ist denn?" — „Die sind eben im Park gewesen, und ich bin auch da gewesen, und da habe ich ganz was Schreckliches gehört."

Der Schutzmann machte große Augen und besah Anni vom Kopf bis zu den Füßen. „Haben sie dir was getan?" fragte er. „Nein, getan haben sie mir nichts, sie haben mich auch garnicht gesehen, aber ich habe gehört, was sie sich erzählten!"

„Hast du sie belauscht?" — „Ja, und der Eine, der nur ein Auge hat, hat dem anderen Mann was Schreckliches erzählt von einem Manne, der heißt Bernhard. Der hat einen alten Herrn ermordet, der heißt Cohn und wohnt in der Besselstraße. Und dann hat ihm der Mörder all sein Geld weggenommen, der Geldschrank ist gerade offen gewesen."

Während dieser Erzählung des Kindes hatte der Schutzmann immer verwundertere Augen gemacht. Als sie nun fertig war, sprach er: „Na, das wird sich ja finden! — Komm mal mit!"

Die beiden jungen Menschen nun, von denen Anni erzählt hatte, waren indessen nahe herangekommen. Der Schutzmann trat auch schnell auf beide zu, nahm eine Knebelkette aus der Tasche heraus und packte beide am Arme. Im Nu hatte er ihre Hände zusammengebunden, dann sprach er kurz: „Sie sind verhaftet, marsch, mit zur Wache!"

Das war so rasch gekommen, daß die beiden jungen Leute nicht eher zur Besinnung kamen, als bis sie schon gefesselt waren.

„Aber warum denn?" fragte der mit nur einem Auge zornig, „wir haben doch nichts getan!" — „Wird sich alles finden," erwiderte der Schutzmann, „marsch zur Wache!"

Die Vorübergehenden hatten kaum auf das, was da vor sich ging, geachtet. Der Schutzmann winkte auch Anni mitzukommen. So schritten nun alle vier in eine kleine Nebenstraße hinein, wo sich das nächste Polizeibureau befand.

Auf das höchste erschrocken und verwundert schauten die beiden Verhafteten immer wieder auf Anni, die neben dem Schutzmann

tapfer herschritt. Sie konnten sich den ganzen Vorgang nicht zusammenreimen.

Anni war noch immer sehr aufgeregt, aber eine heimliche Freude zog ihr auch wieder heiß durchs Herz, wenn sie daran dachte, daß durch ihre Klugheit dieser schreckliche Mörder vielleicht gefunden werden konnte.

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

# Das Seeamt.

Ach, wie war Kapitän Michels sonst so froh und glücklich gewesen, wenn er, von einer seiner langen Seereisen zurückgekehrt, wieder daheim war! Was waren es immer für Festtage für seine Frau und die Kinder, wenn er wieder bei ihnen auf dem grünen Sofa in der guten Stube saß und alle seine mitgebrachten Geschenke auspackte!

Aber diesmal war es so ganz anders. Auf der Rückreise von Brasilien war ihm und seinem Schiffe kurz vor der Ankunft noch etwas Furchtbares passiert. Sonst hatte er immer so viel Glück gehabt, und diesmal nun solch ein Unglück

Heute sollte er vor dem Seeamt erscheinen und Verklarung ablegen. Und mit dem Seeamt war nicht zu spaßen, das wußte Kapitän Michels sehr gut. Da konnte ihm auch sein gutes Gewissen nicht viel nützen, denn in einer Gerichtsverhandlung kommt es auf „Tatsachen" an, da wird „unparteiisch geprüft" und „konstatiert", da werden „Zeugen vernommen", das „Schiffsjournal" muß vorgelegt werden. Und wer konnte wissen, was für Zeugen heute gegen ihn auftreten würden.

Aber er hatte ja keine Schuld, ganz gewiß nicht! — Er hatte sich selbst so streng wieder und wieder geprüft, haarscharf erinnerte er sich an jede Einzelheit des schrecklichen Unglücks, und heute noch konnte er es nicht verstehen, wie es eigentlich gekommen war.

Sein Schiff war der Dampfer „Horn". Kapitän Michels hatte auf der Rückreise von Rio, wo er Kaffee geladen, schon den Kanal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

passiert. Sie fuhren gerade in die Nordsee ein. Die Luft war klar, der Himmel voller Sterne und die See ruhig. Ja, wenn noch miserabeles Wetter gewesen wäre! Wer aber konnte bei diesen Witterungsverhältnissen an einen Zusammenstoß denken. Kapitän Michels war selbst auf der Kommandobrücke, als das Unglück geschah. Da sah er von links vorn die Lichter eines anderen Schiffes auftauchen, es war ein Dampfer, der den Weg seines Schiffes kreuzte. Wahrscheinlich war es ein Engländer, der von London nach Antwerpen fuhr, doch das weiß Kapitän Michels heute noch nicht genau. Er hatte sofort die Maschine auf halbstark stellen lassen. Das fremde Schiff kam näher, da hörte man von drüben einen Ton von der Dampfpfeife. Aber das fremde Schiff änderte seinen Kurs nicht. Was hatte denn das Signal zu bedeuten? — Kapitän Michels wollte dem fremden Schiffe den Weg freigeben, es sollte glatt an ihm vorüberfahren. Es fuhr auch in voller Fahrt. Der Abstand zwischen beiden Dampfern wurde kleiner und kleiner. Michels hatte inzwischen seine Maschine ganz stoppen lassen. Der Engländer aber hielt gerade auf den „Horn" zu. Da ließ der Kapitän Michels — die beiden Schiffe mochten ungefähr noch zwei Schiffslängen voneinander entfernt sein — drei Pfiffe als Signal mit seiner Dampfpfeife geben, zum Zeichen, daß sein Dampfer rückwärts ausweichen wollte. Gleichzeitig ließ er auch das Ruder hart auf Backbord drehen und die Maschine erst halb, dann stark rückwärts laufen. Hatte der englische Kapitän nun dieses Signal nicht verstanden? Plötzlich machte das fremde Schiff auch eine Wendung, als wollte es nun auf einmal h i n t e r dem Dampfer „Horn" herumfahren. Im nächsten Augenblicke gab es einen furchtbaren Zusammenstoß! Das Hinterteil des „Horn" traf den Engländer mitten an seiner Breitseite. Furchtbar war der Zusammenprall. Doch die Schiffe wurden schnell wieder frei. Da sank nach wenigen Augenblicken der englische Dampfer weg. Vom „Horn" aus sahen sie Menschen über Bord springen. Ein Krachen und Bersten! Eine mächtige Dampfwolke lagerte sich über das sinkende Schiff. Der Engländer schien mitten durchgerannt zu sein, sein Vorderteil sank zuerst, dann kippte das hintere Ende um und — das ganze Schiff war in den Wellen verschwunden.

Kapitän Michels ließ sofort seinen Dampfer beidrehen. Rettungsboote wurden hinabgelassen, Rettungsgürtel wurden geworfen, aber die See schien schon alles verschlungen zu haben.

Es war ein ganz unbegreiflicher Vorgang. Wie ein entsetzlicher Traum war er den Leuten auf dem „Horn" erschienen. Kapitän

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Michels konnte noch heute nicht verstehen und begreifen, wie die Sache eigentlich zugegangen war. Seit jener Stunde lag es nun wie ein schwerer Alpdruck auf ihm, er hatte keine ruhige Stunde mehr gehabt. Was würde das Seeamt sagen? — — —

Die ganze Mannschaft des „Horn" war geladen, und heute sollte die Verhandlung stattfinden. Der Kapitän ging mit seinem Steuermann, seinem Hauptzeugen, auf dem langen Korridor des Seeamtes aufgeregt auf und ab. Endlich begann die Verhandlung.

Ein großer Gerichtssaal. Auf einem erhöhten Sitze thronte der Richter, der Vorsitzende des Seeamtes. In wieviel Seemannsnot mochte der Mann schon hineingeblickt haben. Rechts und links von ihm saßen je zwei Beisitzer. Und dort, etwas abseits saß der Reichskommissar. Auf dessen Entscheidung kam für Kapitän Michels alles an. Er versuchte beim Eintritt in den Gesichtszügen des Reichskommissars zu lesen. Würde der Mann ihn ganz freisprechen von jeder Schuld, oder würde er an Kapitän Michels Verhalten doch etwas zu tadeln finden? Dann war es aus mit seinen Seefahrten! Dann war diese Unglücksreise seine letzte gewesen, das hatte sich Michels fest geschworen. Wenn ihn auch nur der leiseste Vorwurf traf, wollte Michels in Zukunft „lieber Steine kloppen", wie er zu seiner Frau gesagt hatte, als wieder ein Schiff führen und die Verantwortung für so viele Menschenleben übernehmen. So sah er nun heute seine Mannesehre in die Hand dieses Reichskommissars gegeben, der ernst und ruhig in ein dickes Aktenbündel blickte, das vor ihm auf dem Tische lag.

Nun begann die Verhandlung. Kapitän Michels legte seine Verklarung ab, indem er den ganzen Verlauf in jener Unglücksnacht schilderte. Seine Schiffsbücher hatte er schon vorher dem Seeamte eingeliefert. Dann kam sein Steuermann dran. Der berichtete genau, wie der Kapitän. Dann wurde sein Maschinist aufgerufen. So kamen nach und nach alle seine Leute zum Verhör. Alle stellten ihrem Kapitän das beste Zeugnis aus und bestätigten seine Angaben Wort für Wort.

Dann durften sie wieder abtreten. Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Im Hinausgehen erst bemerkte Kapitän Michels, daß der große Zuhörerraum des Gerichtssaales dicht gefüllt war.

Schier endlos kam ihm die Pause vor. Nichts ist ja quälender als dies Bangen in der Ungewißheit vor einer wichtigen Entscheidung.

Endlich dröhnte die Klingel. Alle begaben sich wieder in den Saal. Der Herr Reichskommissar erhob sich. Mit ruhigen, klaren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augen blickte er auf Kapitän Michels, ruhig und klar, schlicht und einfach waren auch die Worte, die er sprach: „Es steht nach meiner Meinung fest, daß die so folgenschwere Kollision allein durch die Führung des unbekannten, gesunkenen englischen Dampfers verschuldet ist. Derselbe hat die Signale, die der Kapitän des „Horn" zweckentsprechend gegeben hat, nicht beachtet oder falsch verstanden. Eine Schuld ist darin auch zu finden, daß der Kapitän des englischen Dampfers die Fahrt seines Schiffes vor der Kollision nicht vermindert hat. Die deutsche Schiffsleitung trifft in keiner Weise eine Schuld an dem Zusammenstoß."

Kapitän Michels atmet tief und schwer auf. Dann erhebt sich der Vorsitzende und verkündet den Spruch des Seeamtes:

„In der Nacht auf den 26. Mai 1913 hat der deutsche Dampfer „Horn", Kapitän Michels, auf seiner Fahrt von Brasilien nach Cuxhaven kurz nach dem Passieren des Kanals einen Zusammenstoß mit einem unbekannten englischen Dampfer gehabt, der wahrscheinlich Antwerpen anlaufen wollte. Durch die Kollision ist der englische Dampfer gesunken und die Besatzung ertrunken. Der Unfall ist zweifellos durch Verschulden des englischen Kapitäns herbeigeführt worden, der, trotz der Warnung des deutschen Dampfers, der ihm nach Artikel 19 der Seestraßenordnung obliegenden Ausweichepflicht nicht nachgekommen ist. Die deutsche Schiffsleitung trifft keinerlei Schuld, es muß im Gegenteil anerkannt werden, daß Kapitän Michels und die Besatzung des Dampfers „Horn" alles getan haben, um die Mannschaft des untergegangenen Schiffes zu retten."

Kaum hatte Michels dieses Urteil unter atemloser Spannung angehört, als ihn plötzlich eine tiefe, beseeligende Freude erfüllte. Nun sah er sich gerechtfertigt dastehen, frei von aller Schuld. Nun darf er wieder reisen, er kann es vor sich und seinem Gewissen verantworten! — Die Freude packt ihn jetzt stärker als vorher sein Kummer es tat. Tränen stürzen ihm aus den Augen.

Draußen vor der Saaltür umarmt er tieferschüttert seine Frau und seine Kinder, die nie daran gezweifelt haben, daß ihr Vater selbst vor dem strengsten Richter jederzeit fleckenlos dastehen würde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 7 Der Vortrupp 1. April 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 4 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

So kamen sie beim Polizeibureau an.

„So'ne Ungerechtigkeit!" hörte Anni den Einen der beiden vor sich hinmurmeln. Dann standen sie vor dem Polizeikommissar. Die beiden Verhafteten wurden in das Arrestlokal gebracht, und der Schutzmann berichtete dem Kommissar in kurzen, knappen Worten, weshalb er die beiden jungen Männer hierher gebracht hatte.

Dann mußte Anni erzählen. Sie tat es so genau, wie sie die Worte im Gedächtnis behalten hatte.

Kaum hatte Anni aber von der Besselstraße gesprochen und den Namen Cohn genannt, als der Kommissar gleich das dicke Adreßbuch aufschlug. „Nr. 55", sprach er nach kurzem Suchen. Darauf schritt er rasch an das Telephon, weckte an und rief hinein: „Polizeibureau 16, Besselstraße!" Nach einer Sekunde schon quäkte es im Schalltrichter des Apparates, dann sprach wieder der Kommissar: „Hier Kommissar Harder vom Polizeibureau 38, ist Ihnen etwas von einem Raubmorde in der Besselstraße 55 bekannt?" „Nein", wurde geantwortet. „Wollen Sie nicht gleich einen Beamten hinsenden? Dort wohnt der Kaufmann Cohn, der soll ermordet und beraubt worden sein, wie uns eben angezeigt wurde. Ich erwarte Nachricht von Ihnen."

Nun mußte der Schutzmann den Einäugigen holen, Anni durfte auf einem Stuhle Platz nehmen.

Als er vor den Kommissar geführt worden war, entspann sich folgendes Gespräch: „Wie heißen Sie?" — „Eduard Klemm." — „Wo wohnen Sie?" — „Bogenstraße 16." — „Was haben Sie für

einen Beruf?" — „Ich bin Klempner." — „Sie feiern jetzt wohl auch?" — „Ja, wir streiken." — „Wie alt sind Sie?" — „23 Jahre." — „Wann und wo geboren?" — „Am 16. Juli 1890." — „Bei wem haben Sie zuletzt gearbeitet?" — „Beim Klempnermeister Strecker in der Werkstraße." — „Haben Sie Ihre Papiere bei sich?" — „Ja, mein Arbeitsbuch habe ich hier." — Er legte es auf den Tisch, und der Kommissar prüfte es genau. „Stimmt!" sagte er dann. „Sie haben einen Freund, der Bernhard heißt. Wie heißt der Mann mit seinem Zunamen?"

„Bernhard?" fragte der Einäugige verwundert. „Besinnen Sie sich bitte ein wenig rasch," drängte der Kommissar. „Ach so," sprach der Verhaftete dann nach kurzem Besinnen, „Sie meinen wohl Bernhard Sommer! — Aber was soll das alles, Herr Kommissar? Ich habe doch nichts getan!" — „Das kann wohl sein," erwiderte der ruhig, „Sie sollen nur erst meine Fragen beantworten."

Nun fragte er ihn ganz genau, wo dieser Bernhard Sommer jetzt sei, was er für einen Beruf habe, usw. Als alles genau beantwortet und aufgeschrieben war, fragte der Kommissar plötzlich: „Kennen Sie das kleine Mädchen dort?" — „Nein, kenne ich nicht, habe ich auch nie gesehen! — Ganz gewiß, Herr Kommissar, ich habe mit dem Kinde nichts zu tun gehabt!" — „Das behaupte ich auch garnicht! — Antworten Sie nur auf meine Fragen."

Da klingelte es am Telephon.

Schnell sprang der Kommissar auf und eilte an den Apparat. Es war eine Meldung vom Polizeibureau 16. Von dort hatte man gleich einen Schutzmann nach dem Hause Besselstraße 55 gesandt, um nachzufragen, ob wirklich an dem Kaufmann Cohn ein Raubmord begangen worden sei. Der Kaufmann Cohn hatte sich aber gesund und munter zu Hause befunden und wußte nicht einmal von dem Versuche eines Raubmordes.

Erstaunt trat der Kommissar von dem Hörer wieder zurück und blickte lange und nachdenklich Anni an. Der Einäugige aber warf bald auf den Kommissar, bald auf Anni wütende Blicke. „Verdammte Geschichte! — Was soll das nun bloß?!" brummte er vor sich hin.

„Das Kind hier", sprach der Kommissar, „hat uns eine Anzeige erstattet gegen Ihren Freund Bernhard Sommer, der soll einen Herrn Cohn in der Besselstraße ermordet und beraubt haben. Das Kind hat Ihr Gespräch mit dem anderen Verhafteten im Park belauscht, als Sie zusammen auf der Bank saßen. — Wie verhält sich denn nun die Sache? Der Kaufmann Cohn, der in der Bessel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

straße 55 wohnt, ist aber gesund und munter, und der Polizei ist von einem Raubmord nichts bekannt."

Als der Einäugige diese Worte hörte, machte er zuerst ein ganz erschrecktes Gesicht. Dann stotterte er: „Das — das — ist ganz — ganz unmöglich! — Bernhard Sommer ist der beste Mensch von der Welt, der tut keiner Fliege was zuleide! Und ich — ich sollte das meinem Freunde Johann erzählt haben? Habe ich ganz gewiß nicht, Herr Kommissar! — Ganz gewiß nicht! Ich weiß nichts davon!"

Der Kommissar zuckte wiederholt die Achseln und blickte auf Anni. Die aber rief: „Er hat es doch erzählt! ‚Sommer' hat er nicht gesagt, aber ‚Bernhard' hieß der Mörder, und den Mann, den der ermordet hat, nannte er immer ‚den alten Juden'!"

Da begann der Einäugige auf einmal furchtbar zu lachen und konnte vor lauter Lachen nicht sprechen, bis er plötzlich ausrief: „Nun verstehe ich es, Herr Kommissar! — Das Mädel hat zugehört, was ich dem Johann erzählt habe. Wir streiken nämlich beide und hatten furchtbare Langeweile, und da haben wir uns im Park auf eine Bank gesetzt, und da habe ich dem Johann erzählt, was ich gestern in einem Geschichtenbuch gelesen habe. Das Buch heißt ‚Im Verbrecherkeller', und da hat das Mädel geglaubt, es wäre ein wirklicher Raubmord gewesen, der hier in der Stadt passiert ist."

Es zuckte um den Mund des Polizeikommissars, wie verhaltenes Lächeln. „Führen Sie mir mal den anderen Kumpan auch vor," sprach er zu dem Schutzmanne. Der holte den anderen Verhafteten.

Nun wurde der auch gefragt, wer er sei usw., und dann mußte er erzählen, wovon sie zusammen gesprochen hatten, als sie im Park auf der Bank gesessen.

Es war alles wirklich so, wie der Einäugige schon berichtet hatte.

Nun klärte sich alles rasch auf. Die beiden Verhafteten wurden entlassen und Anni — die gute Anni — die geglaubt hatte, ein schreckliches Verbrechen an das Licht bringen zu können, wurde tüchtig ausgelacht und bekam vom Polizeikommissar ernste Worte zu hören: Sie sollte ein andermal besser zuhören und nicht Leute verdächtigen, die nichts getan hatten!

Weinend ging sie davon.

„Du dummes Kind," sagte im Hinausgehen der Einäugige zu ihr, „da hättest du uns schön in die Tinte bringen können! — Ist dir ganz recht, daß du reingefallen bist! — Ein andermal belausche keine Menschen wieder, du dumme Gans!"

Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Von Eisbergen und Walfischen.

Es regnete und stürmte heute den ganzen Tag, und die Kurgäste auf der kleinen Nordseeinsel Wangeroog langweilten sich. Dazu hatte sich die Luft plötzlich sehr abgekühlt, daß man aus dem Frösteln garnicht mehr herauskam.

Auf einer der Holzveranden eines Fischerhauses saßen ein paar Kinder, die blickten trübselig und verdrossen in das Wetter. Und bei ihnen saß Herr Sandreuther, ihr Logiswirt, mit dem sie sich längst angefreundet hatten.

„Wie kann das nur auf einmal so kalt werden?" fragte ihn Franz, einer der beiden Jungen.

„Das werden wohl die Eisberge machen," sagte Herr Sandreuther, „ich habe man in der Zeitung gelesen, daß die Schiffe große Eisberge getroffen haben auf ihrer Fahrt nach New York."

„Wo kommen denn die Eisberge her?" fragte ihn Berni, der andere der Knaben.

„O, die kommen alle von Norden, von Grönland und da herunter. Ich habe früher auf meinen Reisen oft Eisberge gesehen. Sie sind ja schön und großartig, wenn man ihnen so auf offenem Meere begegnet, aber sie sind auch sehr gefährlich, und manches Schiff ist schon mit ihnen zusammengestoßen und kaputt gegangen. — Auf einer meiner Reisen, als wir von Kapstadt nach Australien weiter fuhren, trafen wir eine ganze Menge Eisberge, und wir hatten ordentlich zu tun, daß wir uns die Riesen vom Leibe hielten. Die werden nämlich 50 und 60 m hoch, wenigstens was die größten sind. Und dann muß man bedenken, daß ja immer nur ein kleiner Teil von solchem Eisberge aus dem Wasser herausguckt. Der größte Teil ist aber unter Wasser. Ach, das sieht schön aus, wenn die Sonne scheint und solch ein Riese kommt so langsam herangeschwommen und die Sonne glitzert darauf.

Die meisten sind freilich wohl nicht 50 m hoch, das sind immer nur die ganz großen. In der Regel sind sie so 20—30 m, und dann sieht man auch viele Schollen, riesige Eisfelder, oft ein paar englische Meilen lang. Die treiben alle den heißen Ländern zu, und dann schmelzen sie natürlich langsam weg.

Das macht hauptsächlich das Wasser. Die Wellen schlagen vom Meer aus immer gegen die Wände des Eisberges, und an den Stellen schmilzt der Berg dann langsam weg. An die höchsten Stellen der

Eisberge aber können die Wellen nicht anschlagen; und so kommt es dann, daß der Berg an der Wassergrenze mehr und mehr wegschmilzt und der obere Teil weit übersteht. Das sieht oft wunderlich aus. Wild und zackig ragt dann der obere Teil über das Wasser, unten haben die Wellen den Berg ganz ausgehöhlt. Oft schlagen sie auch so tiefe Löcher hinein, daß große Torbogen entstehen, durch die ein kleines Schiff hindurchfahren kann. So nimmt die Strömung den Eisberg mit und bringt ihn in wärmere Gegenden, und da scheint die Sonne stärker und hilft nun auch mit, ihn aufzutauen. Dann brechen oft große Stücke der Krone ab und stürzen ins Meer und schwimmen nun als kleine Eisberge neben dem großen weiter, bis er sich ganz allmählich auflöst und geschmolzen ist."

„Gibt es denn heiße und kalte Länder?" fragte ihn Erna, Franzens Schwester. „Gewiß, mein Kind, ich bin schon in Ländern gewesen, wo es immer Sommer ist, aber auch in einem Lande, wo der Winter eigentlich nie aufhört."

„Ich möchte auch wohl mal in solch kaltes Land reisen!" rief Berni, „da kann man das ganze Jahr Schlitten und Schlittschuhe fahren."

„Das wünsche dir man nicht, mein Junge," entgegnete Herr Sandreuther, „das ist in Wirklichkeit nicht so schön, wie du denkst. Ich fuhr mal mit einem Walfischfänger nach Grönland hinauf, das war eine schlimme Fahrt, die ich so leicht nicht wieder vergesse. Bis Island ging's ganz gut. Da hatten wir noch mildes Wetter, aber dann steuerten wir auf Grönland zu, und da fing es an, ungemütlich zu werden. O, was habe ich da für Schneegestöber erlebt! Und dann noch Sturm dazu. Ich sage dir, da konnte man nicht die nächsten Gegenstände mehr sehen. Und der eisige Wind und die harten Flocken, wenn einem die so stundenlang um die Ohren fliegen, das ist wirklich nicht mehr angenehm. Wir hatten uns ja gut für die Reise eingerichtet, und der Dampfer hatte schon ein paar Reisen da hinauf gemacht und war recht fest und sicher gebaut, aber dennoch — es wurde mir bald zuviel. Es war ein schwedischer Dampfer, wir waren von Stockholm aus gefahren und wollten Walfische jagen, und das ist immer harte und gefährliche Arbeit, und schmierig ist die Arbeit, einfach nicht zum Sagen!

Als wir nun hinter Island waren und auf Grönland zusteuerten, da sahen wir gerade vor uns drei Wale auf dem Wasser liegen. Man kann sie immer von weitem schon erkennen an dem Wasserdampfe, den sie ausstoßen. Der Wal hat nämlich zwei Nasenlöcher, die ganz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eng beieinander stehen und oben auf dem Kopfe sitzen, und wenn die Tiere nun ausatmen, dann sieht das von weitem aus, als wenn sie in hohem Strahl — so ungefähr 5 oder 6 m hoch! — Wasser ausspritzen. Das ist aber gar kein Wasser, das ist nur die Luft, die sie ausatmen, und die man in der Kälte sehen kann.

Die Tiere lagen ganz ruhig, nur hin und wieder sahen wir den einen oder anderen einmal wegtauchen.

Die Maschine wurde gleich gestoppt, und ganz vorsichtig fuhren wir noch etwas näher an die Tiere heran, um sie nicht zu verjagen. Und dann wurden die Boote klar gemacht und zu Wasser gelassen. Zwei Boote fuhren gleichzeitig ab. Na, das war nun eine Aufregung, denn solche Walfischjagd ist immer gefährlich und aufregend. Die Boote schossen schnell über das Wasser hin, denn die See war ziemlich ruhig. Als wir so'n paar hundert Meter mit unserem Boote an eins der Tiere herangekommen waren, tauchte es gerade unter, das andere Boot fuhr nun seitab und näherte sich dem zweiten Wale. Wir mußten warten, denn so'n Wal kann 10—15 Minuten unter Wasser bleiben, ohne Luft zu holen. Dann muß er aber wieder herauf und atmen.

Die Zeit wurde uns furchtbar lang. Vorn an der Spitze des Schiffes stand unser Bestmann. Der hatte schon oft Wale gefangen, und der bediente die Mörserbüchse. Ja so, das muß ich doch auch noch erzählen. Die Wale werden nämlich mit Harpunen aus Mörsern geschossen. Der Mörser sitzt ganz vorn an der Schiffsspitze und muß genau gerichtet werden. In dem Mörser ist natürlich Pulver, und davor sitzt die Harpune. Das ist ein Pfeil, der ein paar Widerhaken hat. An der Harpune aber sitzt eine ganz, ganz lange Leine, die ist auf einer Welle aufgerollt, und wenn die Harpune nun abgeschossen wird, dann zieht sie die Leine natürlich mit sich. Sowie aber ein Wal die Harpune im Leibe hat, dann taucht er unter oder schwimmt vor Schmerzen weit unter Wasser hin. Und wenn man dann nicht aufpaßt, dann zieht er das Boot, wenn die Leine sich ganz abgewickelt hat, mit in die Tiefe.

Deshalb liegt immer vorn im Boot eine ganz scharfe Axt, und sowie die Leine abgelaufen ist, wird sie gekappt, damit das Tier das Boot nicht mit in die Tiefe reißt.

Na, also wie wir so liegen und warten, taucht der Wal auf einmal dicht vor uns wieder auf. Als wenn eine große Insel aus dem Wasser heraufkommt, sah es aus. Unser Bestmann zielt rasch mit der Mörser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

büchse, und — bumm! — kracht der Schuß und gleich hinterher schossen sie auch von dem andern Boot auf den zweiten Wal. Aber wir hatten ja gar keine Zeit auf das zu achten, was die Andern in ihrem Boote machten. Wir hatten genug mit unseren eigenen Sachen zu tun. Die Harpune traf den Wal gerade mitten in der Seite und drang bis an das Ende in den Leib. Sowie aber der Wal die Harpune im Körper hatte, machte er einen Kopfsprung, und weg war er. Rrrrrr...! rollte die Leine von der Welle. Unser Bestmann griff gleich nach der Axt, hob sie und stand nun wartend da, um sie gleich kappen zu können. Aber die Leine wird immer erst im allerletzten Augenblicke gekappt, wenn es nämlich nicht anders mehr geht. Wir standen alle mit aufgerissenen Augen hinter ihm, da — die Welle wurde leerer und leerer — gab es einen Ruck und unser Boot wurde mitgerissen, wir flogen nur so über das Wasser, das die See vor uns aufzischte. So'n paar hundert Meter mochte der Wal uns über das Wasser gezogen haben, da auf einmal wurde die Leine schlaff und schlaffer. Das Ziehen hörte auf und der Wal, der seine Harpune nicht wieder loskriegen konnte, lag wieder oben auf dem Meere. Aber er krüselte im Wasser herum, lag bald auf dem Rücken und bald auf dem Bauche. Er schlug die See mit seinem Schwanze, daß die Spritzer hoch aufschäumten. Unser Bestmann zog die Leine ein, daß sie sich wieder halb auf die Welle aufrollte, und dann schoß er noch einmal. Aber der Wal hatte schon soviel Blut verloren und war schon so schwach geworden, daß er nicht einmal mehr ordentlich untertauchte. Er lag bald still auf dem Wasser und war tot.

Nun erst hatten wir Zeit, uns nach unseren Kameraden in dem anderen Boote umzusehen. Denen war der Fang auch gelungen. Der Wal mochte wohl nicht so gut getroffen sein, wie unserer. Er zog gleich nach dem ersten Schuß so in die Tiefe, daß die Leine gekappt werden mußte. Aber er kam nicht weit von der Stelle endlich wieder herauf und bekam noch eine zweite Harpune. Nun lagen die beiden großen Kolosse da auf dem Meere und waren tot. Wir zogen die Flagge auf, der Dampfer kam herangefahren, und wir mußten beide Wale nun längsseits des Schiffes bringen.

Aber nun gab's eine schauderhafte Arbeit. Die Boote hingen bald wieder in den Gaffeln. Nun wurden große Kessel auf Deck gestellt, die sind oben ganz offen, und unten brennt ein Feuer. Wie Waschkessel, worin die Frauen Wäsche kochen, sahen sie aus. Drei von den Dingern wurden auf Deck gestellt, und nun sollten die Wale geschlachtet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So'n Wal, der hat nämlich unter seiner dicken Haut, die wie Leder ist, eine Speckschicht, die wohl ungefähr einen halben Meter dick ist. Daraus sollte Tran gekocht werden. Das eine von den Tieren war besonders groß, sicher über 20 m, das andere mochte 16 m lang sein. Zähne hat der Wal ja nicht, aber dafür ungefähr 300 Barten, von denen die längsten wieder 5 m lang werden. Die sind biegsam. Man muß sie mit der Axt sorgfältig heraushauen, denn sie sind sehr wertvoll. Davon werden dann die echten Fischbeinstangen gemacht.

Der Kapitän war der einzige, der nicht mitarbeitete. Wir anderen aber bekamen alle Steigeisen an die Füße, damit wir uns auf der glatten Haut halten konnten.

Und nun ging's los. An Tauen ließen wir uns herunter auf den Wal, und nun wurde mit langen Messern die Haut aufgeschnitten und große Klumpen Speck herausgeschnitten. Die warfen wir auf Bord, und die kamen gleich in die Kessel, die schon inzwischen angeheizt waren. Nun fing der Speck an zu kochen und zu qualmen und zu stinken, das war schon nicht mehr schön!

Wir sahen aus wie die Mordbrenner, so dreckig und schmierig und angeschwärzt, daß wir glaubten, wir würden überhaupt nicht wieder rein werden. Und alles stank nach Tran und Schmiere.

So'n Tier von 18 m Länge, das hat über 30 000 Kilogramm Speck unter der Haut, und daraus kann man immer so 24 000 Kilogramm Tran kochen. Nun könnt ihr euch denken, was wir für Fässer füllen konnten von den beiden Tieren.

Na, unser Kapitän war freudenfroh. Jedes Tier brachte ihm wohl so 4000 Mark ein, wenn er den ganzen Tran und das Fischbein verkaufte.

Es sollte garnichts zurückbleiben. Sogar die Knochen haben wir mitgenommen, und die sind dann an ein Museum verkauft worden.

Die Reise hätte freilich auch ganz anders kommen können. Mancher Walfischfahrer fährt guten Mutes aus und fängt garnichts, denn jetzt gibt's nicht viel Walfische mehr. Sie sind längst im Aussterben. Das kommt von der Geldgier der Menschen, die nie genug kriegen können. Ich hab' mal gelesen, daß vor ein paar Jahrhunderten noch von 55 hamburgischen Schiffen 504 Wale gefangen wurden."

Da kam auf einmal Frau Sandreuther auf die Veranda heraus und sagte: „Hör mal, du vergißt ja wohl ganz, daß du noch frisches Seewasser holen mußt."

Da stand Herr Sandreuther schnell auf und ging in das Haus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 9 Der Vortrupp 1. Mai 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 5 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

Ganz niedergedrückt war Anni nach Hause gekommen. Sie setzte sich in ihre Kammer und weinte still vor sich hin. Sie zog die Tarnkappe heraus und betrachtete sie. Ach nein, Freude hatte sie ihr bisher noch nicht gebracht. Und sie hatte so sehr gehofft, durch die Kappe viel Gutes tun zu können. Aber immer, wenn sie es versucht hatte, war die Sache fehlgeschlagen und ganz anders ausgegangen, als Anni erwartet hatte.

Woran lag das bloß? — Anni grübelte und konnte doch keine Antwort auf ihre Frage finden.

Dann stand sie endlich auf und schloß die Tarnkappe vorsichtig in ihre Kommode ein.

Nach ein paar Tagen jedoch, als sie ein neues Taschentuch aus ihrem Auszuge nehmen wollte, fiel ihr die Kappe wieder in die Augen. Sie setzte sie auf und ging auf die Straße.

Durch das enge und winklige Viertel der Stadt wanderte sie, durch Straßen, die so eng waren, daß die Leute aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser sich die Hände reichen konnten.

Als Anni so durch eine dieser Straßen spazierte und bald hier, bald dort in ein kleines Stubenfenster hineinschaute, da erblickte sie in einer Stube ein kleines Mädchen, das mochte wohl 7 oder 8 Jahre alt sein. Das Kind lag im Bette und spielte mit einer Puppe ohne Kopf, und auf der rot und weiß gewürfelten Bettdecke lag Puppenzeug verstreut. Die blassen, mageren Hände des kleinen Mädchens tasteten an der Puppe herum und versuchten eine Samtjacke, die zu klein sein mochte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der alten, kopflosen Puppe anzuziehen. Dabei sah Anni, daß dem Kinde die blanken Tränen über die Backen liefen.

Eine ganze Zeit stand Anni und schaute das Kind an. Die Stube war leer, kein Mensch war sonst zu sehen. Da klopfte Anni mit ihrem Finger an eine der blinden Scheiben. Das Kind im Bett blickte auf und schaute zum Fenster, sah aber Anni nicht. Da faßte Anni sich ein Herz, öffnete die Haustür und trat in die Stube.

Das kranke Mädchen sah die Stubentür sich öffnen und wieder schließen, sah aber niemanden reinkommen. „Ist da jemand?" fragte es. Anni antwortete nicht. Da begann das kranke Kind aufs neue zu weinen, und das Weinen klang so jämmerlich, daß Anni es nicht mehr mit ansehen konnte. Sie zog rasch die Mütze vom Kopf und steckte sie in die Tasche.

Lächelnd trat sie dann an das Bett und fragte: „Warum weinst du?" „Es ist so langweilig, die Zeit will gar nicht hingehen", sprach die Kranke. „Bist du denn ganz allein?" Das Kind nickte und sagte: „Meine Mutter kommt erst heute Abend wieder, sie macht Kontore rein, da geht sie jeden Tag hin von 5—8 Uhr." „Soll ich bei dir bleiben und mit dir spielen?" Das kranke Kind blickte Anni aufmerksam in das Gesicht und sprach dann: „Ja, aber was wollen wir spielen?" „Mutter und Kind?" fragte Anni. Da lachte das Mädchen, wischte sich die Tränen von den Backen und rief: „O ja, das ist fein!"

Nun spielten sie zusammen. Anni war das Kindermädchen und die kleine kranke Erna war die Mutter. Drei Puppen hatten sie, das waren ihre Kinder. Einen kleinen Puppenwagen fand Anni auch in der Stubenecke. Er hatte allerdings ein Rad verloren, aber wenn man ihn etwas vorsichtig anfaßte, konnte er auch auf drei Rädern noch ganz gut fahren.

Anni konnte wie ein richtiges Kindermädchen sprechen. Sie zog die Puppen an und fuhr mit ihnen aus. Sie holte für die kranke Mutter Waren vom Krämer und Schlachter und besorgte die Küche. Die kleine Erna hatte so herzliche Freude an dem Spiel, daß sie bald lauter und lauter sprach und in die mageren, kleinen Händchen klatschte und aufjubelte.

Auf einmal hörte Anni die Treppe knarren, die nach oben führte, Tritte kamen näher. „Wer kommt da?" fragte sie. „Ach, das ist Tante Sommer, die will wohl mal zusehen, wie es mir geht, oder sie will vielleicht Milch holen." — „Dann verstecke ich mich rasch!" sprach Anni. „Sei doch nicht so bange, sie tut dir doch nichts", rief die Kranke.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber Anni hatte bereits ihre Tarnkappe aus der Tasche gezogen und aufgesetzt. Sie stellte sich an das Kopfende des Bettes. Gleich darauf öffnete sich die Tür, und eine alte Frau, die an einem Stocke nur mühsam vorwärts kam, humpelte in die Stube herein. „Na, Erna, wie geht es dir!" sprach sie. „Ganz gut, wir spielen Mutter und Kind." — „Wer spielt denn mit dir?" fragte die alte Frau Sommer. „Ein großes Mädchen." — „Wo ist das Mädchen denn?" — „Sie hat sich versteckt", entgegnete Erna. Die alte Frau blickte überall in der Stube herum, fand Anni aber nicht. „Hier ist doch kein Mädchen", rief Frau Sommer ein wenig ärgerlich. Denn sie glaubte, Erna wollte sie necken. Aber diese sprach: „Wenn das Mädchen nicht mehr hier ist, dann ist es wohl ein Engel gewesen, der mit mir gespielt hat, und nun ist er davon geflogen, weil er dich gar nicht leiden mag, Tante Sommer!" Da blickte die alte Frau verdrießlich zu Erna hinüber, murmelte was vor sich hin und humpelte davon.

Als Frau Sommer zur Haustür hinausgegangen war, zog Anni ihre Kappe schnell wieder vom Kopfe und lachte Erna an. Die lachte auch und sagte: „Ich glaube, sie hat dich garnicht gefunden, wo hast du dich denn versteckt?" — Anni antwortete nicht auf die Frage, sondern sprach: „Jetzt können wir wieder weiter spielen!"

Und das taten sie. Die Zeit ging ihnen schnell hin, als Anni aber die Turmuhr auf der nahen Kirche 7 schlagen hörte, sprach sie: „Du, Erna, ich muß jetzt nach Hause." „Ach, wie schade, es war so schön. Bleib doch noch hier, bis meine Mutter kommt, die kommt um 1/2 9 Uhr." — „Das darf ich nicht," sagte Anni, „aber morgen komme ich wieder und dann bringe ich ein Paar von meinen Puppen mit, dann wollen wir wieder zusammen spielen, nicht?"

„Mußt es aber auch ganz gewiß tun", rief Erna eindringlich. Das versprach Anni auch, setzte ihre Tarnkappe auf und ging zur Tür hinaus.

Als Erna nun sah, daß Anni plötzlich vor ihren Augen verschwand, und daß sich die Tür wieder öffnete und schloß, ohne daß jemand hindurchging, blickte sie lange Zeit ganz starr nach der Tür und wußte nicht, was sie davon denken sollte.

Vorhin, als Frau Sommer dagewesen, war es auch schon so merkwürdig! Die Stube war doch nur so klein, und Dinge, hinter denen man sich verstecken konnte, waren doch garnicht da. Frau Sommer hätte Anni doch sehen müssen! — .... Sollte ihre neue Freundin doch ein Engel sein, wie sie Frau Sommer erst erzählt hatte? ....

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als die Mutter dann nach Hause kam, fand sie ihre Erna mit roten Backen und ganz glänzenden Augen im Bette liegen. Und das Kind erzählte und erzählte. Jedes Wort, das Anni gesprochen, hatte Erna behalten. Dann berichtete sie der Mutter von Annis blonden Locken und ihren schönen Augen, und behauptete, daß Anni gar kein rechtes Kind, sondern ein Engel sei, den der liebe Gott ihr geschickt, damit sie nicht soviel Langeweile habe. Aber der Engel hatte ja keine goldenen Flügel gehabt! — Oder waren die so klein, daß man sie nicht so leicht sah? Nun, morgen wollte Erna mal genau nachsehen, ob das Mädchen wirklich ein Engel war oder nicht. Als die Mutter das hörte, schüttelte sie ernstlich den Kopf und blickte ihr Kind besorgt an. Sie legte ihre Hand auf des Kindes heiße Stirn und jammerte halblaut für sich: „Ach, das Fieber, das böse Fieber. — Wenn das doch nicht mehr wäre!"

Endlich schlief das Kind ein. Die Mutter aber ging noch ein paar Minuten zu Frau Sommer hinauf, und diese erzählte ihr dann, daß Erna schon am Nachmittag so um 6 Uhr phantasiert habe.

Am nächsten Nachmittag, als Ernas Mutter wieder fortgegangen war, und das Kind wartend und ungeduldig in seinem Bette lag, hörte Erna auf einmal wieder das Klopfen an der Fensterscheibe, da wurde sie fröhlich und klatschte in die Hände, denn sicher kam nun der Engel wieder, um mit ihr zu spielen. Richtig, sie hörte die Haustür ganz leise gehen, dann öffnete sich die Stubentür und schloß sich wieder, und dann stand Anni auf einmal wieder dicht vor ihrem Bette und trug zwei hübsche Puppen im Arm.

Erna jubelte vor Freude auf. Anni hatte ihre Puppen aber auch besonders hübsch gemacht. Erna nahm die Puppen strahlend vor Freude in die Arme und konnte sich an den schönen Kleidern und an den langen Locken und Flechten garnicht satt sehen.

Anni holte einen Stuhl heran und setzte sich dicht an Ernas Seite. Dann spielten sie wie gestern wieder Mutter und Kind. Und je länger sie spielten, desto fröhlicher wurde Erna.

Und als dann wieder die Zeit kam, daß Anni nach Hause mußte und Erna traurig allein blieb, versprach Anni auch morgen wieder zu kommen. Und wieder öffnete und schloß sich die Tür, ohne daß Erna jemanden fortgehen sah.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ernas Mutter blieb den ganzen Tag bei ihrem Kinde. Auch am Nachmittage, als Anni kam, war die Mutter in der Stube. Sie saß am Fenster und strickte. Anni ging ein paarmal an dem Fenster vorbei. Dann klopfte sie wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie sonst an die Scheiben. „Jetzt kommt sie! Jetzt kommt sie!" rief Erna freudig. Ihre Mutter blickte durch die kleinen, trüben Scheiben nach draußen, sah aber niemanden.

„Kind, rege dich nur nicht auf", sprach sie ruhig und ernst zu der Kranken. „Da hat wohl ein Vogel gepickt oder der Wind klappert an der Scheibe. Draußen ist niemand!"

„Ach Mutter", erwiderte Erna, „ich weiß es wohl, so war es ja gestern und vorgestern auch. — Paß auf, Mutter, paß auf, gleich geht die Stubentür auf, und dann ist der schöne Engel da."

Als die Mutter das hörte, trat sie an das Bett und fühlte nach dem Puls ihres Kindes und fragte: „Geht es dir nicht gut, Erna? — Soll ich dir einen kalten Aufschlag auf die Stirn legen?" Erna schüttelte nur mit dem Kopf und blickte gespannt nach der Tür.

Anni hatte währenddessen draußen überlegt, was sie tun sollte. Sie hatte geglaubt, Erna wieder allein zu treffen und garnicht daran gedacht, daß Sonntag war. Endlich nahm sie ihre Tarnkappe ab und trat in das Haus.

Als die Mutter die Haustür schließen hörte, blickte sie auf den Flur hinaus und sah Anni stehen. Verwundert sah sie das Mädchen an. „Was willst du?" fragte sie. „Darf ich wohl mit Erna etwas spielen?" — „Ja", rief die Mutter nun überrascht, „ist es denn wahr?" — Bist du gestern und vorgestern auch hier gewesen und hast mit meiner Kleinen gespielt?" Anni nickte. „Na Gott sei Dank!" rief die Mutter, dann ist es doch kein Fieber gewesen. Und ich hatte schon solche Angst gehabt, daß das Kind phantasiert! — Aber spielen darfst du mit Erna nicht. Der Doktor hat gesagt, das Kind müßte Ruhe haben und dürfte sich nicht aufregen. Wenn sie wieder besser geworden ist, kannst du gern kommen und mit ihr spielen."

Anni sagte nichts auf diese Worte und ging stillschweigend hinaus. Als sie draußen an dem Fenster vorbeiging, blickte sie noch einmal in die Stube und hörte Erna, die die Worte der Mutter durch die halbgeöffnete Tür wohl gehört, weinen. Anni klopfte an das Fenster und winkte Erna freundlich mit der Hand zu. Sie sah, wie das Kind im Bette beide Arme nach ihr ausstreckte, dann lief sie rasch nach Hause.

Wieder tat ihr etwas in der Brust weh. Sie hatte es wieder so gut gemeint. Sie hatte dem kranken Kinde nur eine Freude machen wollen, und wieder war es verkehrt gewesen!

(Fortsetzung folgt in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Am Hafen.

„Fahren Sie zum Hafen?" — „Ja, steigen Sie nur ein." — Ich stehe vorn beim Führer. Die vordere Plattform ist fast ganz leer. Ein Glockenzeichen und die Elektrische saust die stark belebte Straße dahin. Schwere Lastfuhrwerke weichen aus, Männer und Frauen, die bald hier bald dort über die Straße eilen, lassen uns erst vorbeifahren. Der Führer hat ständig den rechten Fuß auf der Wagenglocke und alle paar Sekunden gibt er ein Warnungszeichen. Welch ein Getriebe! Die Fußsteige zu beiden Seiten der Straße sind dicht mit Menschen besetzt, hundert verschiedene Fuhrwerke kommen uns entgegen oder fahren an uns vorbei. Plötzlich biegt der Wagen im Bogen um eine Straßenecke, und wir fahren durch eine stillere Nebenstraße. Und wieder geht es um eine Ecke und wieder, und dann hört man das Hafenleben schon. Dampfpfeifen tuten!

Noch ein paar Straßen in rasender Fahrt entlang, und ich springe ab. Da liegt er vor mir, einer der vielen Hamburger Häfen. Überrascht bleibe ich stehen. Die ganze weite Wasserfläche ist aufgewühlt. Rechts und links ragen über langgestreckte Güterschuppen tausend Mastenspitzen. Zu meinen Füßen liegen dicht an dicht schwere Lastschiffe vertäut. Kleine Jollen, die durch ein hin und her gedrehtes Ruder vorwärts gebracht werden („wricken" nennt man es hier), fahren über das Wasser. Motorboote flitzen hier- und dorthin. Kleine grüne Dampfer fahren von einer Anlegestelle zur anderen. Pfeilgeschwind sausen sie über das aufgeregte Wasser. Ein ganz tiefes „Tut" ertönt. Ein Riesendampfer wird in den Hafen geschleppt. Auf der anderen Seite des Wassers ragt ein schwarzer, mächtiger Koloß empor. Ein riesiger Schiffsrumpf ist es. Die beiden mächtigen Schornsteine stehen auch schon, aber wild und zackig sieht noch der Rand des Verdeckes aus. Da liegt ein neuer Ozeanfahrer halb fertig auf den Hellingen, und tausend Menschen arbeiten an und in ihm, um ihn so bald als möglich für den Stapellauf fertig zu machen.

Und dieses Getöse, was von drüben und von allen anderen Seiten über das Wasser schallt! Hammerschläge tönen, Ketten rasseln, Dampfpfeifen schreien, Wagen rollen, Balken schlagen dumpf auf, Kräne quietschen, Pferde trappeln, Menschen rufen, Peitschen knallen — tausend Stimmen wirr durcheinander. Es ist das laute und eindringliche Lied der Arbeit, das den Hafen erfüllt. Nervöse Leute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mögen sich die Ohren zuhalten, ich empfinde alle diese durcheinandertönenden Schreie und Schläge als Musik, die Zeugnis von dem harten und unerbittlichen Kampfe des Menschen mit den Dingen gibt.

Weiter wandere ich, dicht an der niedrigen Ufermauer entlang, und schaue von oben auf Obstkähne, Kohlenschiffe, Hafenfähren, Schleppdampfer und auf ein Heer von kleineren Schiffen verschiedener Art.

Von hier aus führt die breite Wasserstraße hinaus in alle Welt, hierher senden alle Erdteile und Länder uns ihre Erzeugnisse. Drüben aber reiht sich eine Riesenwerft an die andere, und immer neue Schiffe verschiedenster Art werden fertig und helfen die Meere bevölkern. Jedes Kulturland hat natürlich seine Werften, wo Tag für Tag neue Schiffe gebaut werden. Und alle diese neuen Schiffe werden nach ihrem Rauminhalte gemessen, damit man weiß, wie groß die Ladefähigkeit eines jeden ist. Die Anzahl der Kubikmeter, die ein Schiff faßt, dividiert durch 2,83 ergibt die Anzahl seiner Brutto-Registertons.

Kürzlich las ich in einer Zeitung, daß die in den verschiedenen Ländern im Jahre 1913 gebauten Schiffe zusammen 4009791 Brutto-Rigistertons enthalten gegen 3436398 Brutto-Registertons im Jahre 1912 und 3419009 im Jahre 1911. Und zwar stellt sich der Tonnengehalt der im abgelaufenen Jahre vom Stapel gelassenen Handelsschiffe auf 3332882 Tons (aber hier sind nur Schiffe mit über hundert Tons Laderaum mitgerechnet!), der Tonnengehalt der Kriegsschiffe auf 676609 Tons.

Unter den 1913 gebauten Handelsschiffen stand Großbritannien natürlich an der Spitze mit 1932153 Tons, dann folgt Deutschland mit 465226 Tons, die Vereinigten Staaten mit 276448, Frankreich mit 176095 und Holland mit 104296 Tons. Aber die Steigerung in der Schiffsproduktion ist in Deutschland wesentlich größer als in England, beträgt sie doch in Deutschland, wenn man bis zum Jahre 1901 zurückgeht, mehr als 100%, in Großbritannien dagegen nur 26%.

Der Kriegsschiffbau stellte sich 1913, in Brutto-Registertons dargestellt, folgendermaßen: Großbritannien 187566, Deutschland 148100, Vereinigte Staaten 10752, Frankreich 75401, Italien 52628, Japan 55490 Tons.

Das sind so gewaltige Zahlen, daß sie uns nur dann etwas sagen, wenn man sie miteinander vergleicht. Sie zeigen z. B., daß Deutschland im Bau von Kriegsschiffen England bedeutend näher kommt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn man dabei auch wieder in Rechnung ziehen muß, daß wiederholt fremde Staaten ihre Kriegsschiffe auf deutschen Werften bauen ließen.

Fröhlich wandere ich am Kai entlang. Der Blick in das reiche Leben und Treiben am Hafen hat mich von Herzen froh gemacht. Deutscher Fleiß und deutsches Geschick, deutsches Kapital und deutsche Tüchtigkeit — sie zeigen sich der ganzen Erde stolz in unserer Schiffahrt, die von Jahr zu Jahr reicher blüht und gedeiht.

3. Jahrgang Nr. 11 Der Vortrupp 1. Juni 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg

# Kinderbeilage

von

Nr. 6 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

An einem der nächsten Tage, es war ein Sonnabend Nachmittag, wollte Anni ihren Onkel besuchen. Der hatte ein Gold- und Silberwarengeschäft und wohnte weit draußen am anderen Ende der Stadt. Anni hatte ihre Kappe aufgesetzt und schritt munter die Straße entlang. Als sie dann aber in die Hauptstraße, wo sich Schaufenster neben Schaufenster befand, einbog, ging sie doch langsamer, um hier und da die ausgelegten Sachen zu betrachten. So blieb sie auch ein paar Augenblicke vor einem Spielwarengeschäft stehen und besah die hübschen großen Puppen und die Bilderbücher und Baukasten und Bälle in der Auslage.

Dicht neben ihr gingen zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die mochten fünf oder sechs Jahre alt sein. Beide drehten aber dem Schaufenster den Rücken zu und blickten weinend bald nach rechts, bald nach links die Straße hinab.

Anni hörte, wie der kleine Junge zu seinem Schwesterchen sagte: „Ich weiß auch nicht, wo wir hin müssen. Ich kann auch nicht wieder nach Hause finden!“ Und dann fingen beide laut an zu weinen, daß die Vorübergehenden anfingen aufmerksam zu werden.

Anni zog ihre Kappe vom Kopfe und fragte: „Habt ihr euch verlaufen?“ Der kleine Junge nickte und heulte weiter. „Wo wohnt ihr denn?“ „In der Klinkerstraße“. — Anni wußte aber auch nicht, wo die Klinkerstraße war; doch sie nahm beide Kinder an die Hand und sagte: „Kommt nur mit, ich bringe euch hin.“

Die Kinder weinten weiter, aber sie folgten Anni doch. — Ein paar Schritte waren sie gegangen, da begegnete ihnen ein Schutz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mann. „Können Sie mir wohl sagen, wo die Klinkerstraße ist? — Die beiden Kinder haben sich verlaufen, ich will sie wieder nach Hause bringen."

Als der kleine Junge den Schutzmann sah, fing er noch lauter an zu weinen und wollte davon rennen. „Ich wills nicht wieder tu-u-un!" schrie er aus Leibeskräften. Das kleine Mädchen aber blickte den Schutzmann angstvoll von unten auf an und suchte sich hinter Anni zu verstecken.

Der Schutzmann lachte, als er die beiden Tröpfe sah, wies Anni schnell zurecht, und die schritt dann rasch mit den Kleinen die Straße dahin.

„Der Schutzmann tut euch doch nichts", sagte sie beruhigend zu dem Jungen. „Doch", schrie der aber, „er steckt uns ins schwarze Loch!" „Ach was", erwiderte Anni, „ihr habt ja nichts Böses getan! — Der Schutzmann bringt nur schlechte Leute ins Gefängnis." „Doch", entgegnete ihr der Kleine, „Kinder steckt er auch ins schwarze Loch. Ich will aber nicht! Ich will zu meiner Mama—a—a!" „Sei nur still und schrei nicht so, daß die Leute auf der Straße stehen bleiben", rief Anni, „ich bringe euch schon hin".

Sie waren in eine Seitenstraße eingebogen, und nun sollte die Klinkerstraße die erste sein, die von dieser rechts wieder abging. Richtig, da stand ja auch schon der Name auf dem Straßenschilde.

Auf einmal kam eine Frau mit großer, blauer Hausschürze auf sie zugestürzt. „Ja, wo seid ihr denn gewesen?" rief sie zornig den beiden Kleinen zu. „Nicht wieder tun!" klang es als Antwort schüchtern von den Lippen des Mädchens. „Ihr Schlingel! — Wißt ihr nicht, daß ihr nicht vom Hause fortgehen sollt? — Wie oft habe ich euch das schon gesagt! — Na, wartet man, wenn ihr wieder daheim seid! — Wo sind die Kinder denn gewesen?" fragte die Frau dann Anni. „In der Hauptstraße habe ich sie vor einem Spielwarengeschäft gefunden. Da standen sie beide und weinten." — „O, ihr Schlingel! Wie leicht hättet ihr unter einen Wagen kommen können! — Na, ich danke dir, daß du meine Kleinen wieder nach Hause gebracht hast. Komm mal eben mit, sollst auch einen schönen Apfel haben!"

Anni lachte und sagte: „Danke schön, aber ich muß jetzt rasch zu meinem Onkel und habe gar keine Zeit mehr." Sie strich noch einmal den beiden Kindern beruhigend über die Backen und ging dann davon.

Der kleine Vorfall hatte sie ordentlich fröhlich gemacht. Nun hatte ihr die Tarnkappe zum ersten Male Freude und Dank eingetragen. Doch kaum war sie sich darüber klar geworden, kam ihr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch schon der Gedanke: Die Kinder hättest du ja auch ohne Kappe finden und nach Hause bringen können! — Und dieser Gedanke machte sie wieder ein wenig unglücklich. Bis jetzt hatte die Tarnkappe sie immer enttäuscht, das war keine Frage. Und Anni hatte sich so viel Freude und Gutes von der Kappe versprochen, war so glücklich gewesen, als sie die seltsame Kraft der kleinen Mütze zuerst erkannt hatte! Wieviel Gutes hatte sie heimlich mit ihrer Hilfe vollbringen wollen! Und immer war die Sache anders gekommen, als sie es sich gedacht hatte. Stets war Undank ihr Lohn gewesen. Und nun sie heute einmal für eine ganz geringe Gefälligkeit einen Dank geerntet hatte, wäre es ohne die Tarnkappe ebenso gut gegangen.

Unter solchen Gedanken kam sie zu ihrem Onkel. Der freute sich sehr über Annis Besuch, und die Tante brachte Anni gleich ein Stück selbstgebackenen Kuchen als Stärkung nach dem weiten Wege. Dann ging Anni mit dem Onkel in dessen Werkstätte. Da saß Fritz, der Lehrling, der sollte in einen goldenen Ring, aus welchem sich ein Stein gelöst hatte, einen neuen einsetzen. An einen anderen Tisch setzte sich der Onkel, er wollte ein zerbrochenes Armband wieder löten. Anni schaute den beiden zu und besah zugleich all die feinen Werkzeuge, die kleinen Zangen und Hämmer und Feilen, die Schraubstöcke und die niedlichen Amboße auf den Arbeitstischen.

Da klingelte die Ladenglocke. Der Onkel stand auf um nachzusehen, wer gekommen war. Die Tür zur Werkstätte aber ließ er offen. Anni setzte hinter Fritzens Rücken ihre Tarnkappe auf und trat auch mit in den Laden.

Da stand eine gut gekleidete Frau mit einem großen Pompadur in der Hand. „Ich möchte gern einen hübschen Damenring haben. Meine Freundin hat in den nächsten Tagen Geburtstag und wünscht sich einen Ring. Haben Sie gute Ringe zur Auswahl?“ „In welcher Preislage wünschen Sie den Ring ungefähr?“ fragte der Onkel die Kundin. „Ach, auf den Preis kommt es so genau nicht an, er darf schon etwas kosten.“ Der Onkel sah die Frau scharf an, die lächelte süß und sagte: Zeigen Sie mir doch bitte mal alles, was Sie haben.“

Der Onkel nahm ein paar Gestelle, die mit Sammet überzogen waren und worin hundert Ringe steckten aus einem Schaukasten und stellte sie auf den Ladentisch.

Die Augen der Kundin leuchteten auf, als sie alle die hübschen Ringe sah, einige nahm sie heraus und betrachtete sie genauer. So wählte sie und wählte sie, bis sie ungefähr den dritten Teil der Ringe genauer betrachtet hatte und jeden einzelnen auf die Glasplatte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Ladentisches zurückgelegt hatte. Auf einmal beugte sie sich weit vor. Oben in der ersten Reihe eines Gestelles war ein Ring mit einem großen grünen Steine, der ihr sehr zu gefallen schien.

Anni aber stand unsichtbar dicht neben der Frau und sah, daß sie mit der linken Hand ihren Pompadur geöffnet hatte. Sie sah auch, daß sich der rechte Arm der Kundin auf zwei Ringe schob und daß diese auf der glatten Platte des Ladentisches langsam und lautlos bis an den Rand desselben rutschten und plötzlich unhörbar in den darunter hängenden Pompadur fielen. Der Onkel hatte nichts davon gesehen, denn er stand etwas seitwärts hinter dem Tische.

Daß nur ja nicht die Ringe aus Versehen verloren gehen, dachte Anni, griff vorsichtig in den Pompadur und nahm die beiden Ringe wieder heraus.

Eine kleine Weile stand die Frau noch und besah die vor ihr liegenden Ringe, dann sagte sie: „Ich weiß nicht, ich kann mich doch nicht so rasch zum Kaufen entschließen. Etwas besonders Hübsches, wie ich es mir gedacht, habe ich nicht gefunden. Nun, ich will in den nächsten Tagen noch einmal mit meinem Manne wieder kommen, dann kann der mit aussuchen helfen." „Bitte sehr", antwortete der Onkel, „es soll mich sehr freuen!"

Dann ging die Frau mit einem freundlichen Gruße, ohne etwas gekauft zu haben, hinaus. Und ohne daß der Onkel etwas davon merkte, legte Anni nun die beiden Ringe wieder auf den Ladentisch zu den anderen, trat darauf in die Werkstätte zurück und riß schnell ihre Tarnkappe wieder vom Kopfe.

Die Tante kam aus der Wohnstube, wo sie geblieben war. „Na, hast du etwas verkauft?" fragte sie ihren Mann. Nein, die Dame konnte sich nicht entscheiden, sie will in den nächsten Tagen mit ihrem Manne wieder kommen. Aber lieber wäre es mir schon, sie käme nicht wieder. Ich glaube, sie wollte überhaupt nichts kaufen sondern nur etwas verschwinden lassen. Aber sie hat wohl gemerkt, daß ich ihr scharf auf die Finger paßte!"

„Onkel, sie h a t ja gestohlen!" rief nun Anni. „Zwei Ringe hat sie leise in ihren Pompadur fallen lassen. Ich habe sie ihr aber wieder herausgenommen und auf den Tisch gelegt. Sieh, diese beiden waren es!"

Der Onkel sah das Kind verblüfft an. „Unsinn, Anni, du bist ja garnicht hier gewesen, wie kannst du so etwas behaupten!"

Da bekam Anni einen roten Kopf. Von der Tarnkappe wollte sie dem Onkel doch unter keiner Bedingung etwas sagen. „Nein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mein Kind", fuhr der Onkel fort, „ich paß schon auf! — Wer mich hinter das Licht führen will, der muß schlauer sein als ich. Ich kenne die Schliche der Diebe ganz genau. Nein, wenn die Frau auch nur den geringsten Versuch zu stehlen gemacht hätte, dann hätte ich es auch gemerkt!"

Er steckte alle Ringe wieder in die Gestelle und verschloß diese dann sorgfältig im Schaukasten. Anni stand mit rotem Kopfe da und wußte nicht, ob sie noch etwas dazu sagen sollte oder nicht. Die Tante bemerkte ihre Verlegenheit, strich ihr liebevoll über den Kopf und nahm sie mit ins Wohnzimmer.

Als Anni sich dann am Abend wieder auf den Heimweg gemacht hatte und über den weiten und fast menschenleeren Alexanderplatz kam, ging vor ihr ein Junge, der einen Armkorb trug. Plötzlich kam von der Seite ein anderer Junge gesprungen, der stellte sich dicht vor den, der den Armkorb trug, und sagte: „So, da bist du ja! — Endlich hab ich dich! — Warum hast du neulich meinen Bruder so geschlagen?" — „Weil er mich getreten hat! — Treten ist gemein!" — „Er hat dich nicht getreten, und du sollst ihn nicht schlagen!"

Nach wenig Augenblicken war eine ordentliche Keilerei imgange. Der Eine hatte seinen Armkorb hingesetzt, und nun rangen sie miteinander. Anni sah Beiden angstvoll zu. Beide schienen ungefähr gleich stark zu sein. „Du, nicht an den Korb, darin sind Eier!" hörte Anni den Angegriffenen ausrufen. Sie sprang rasch hinzu, um den Korb aus der Nähe zu bringen. In demselben Augenblicke stürzten die beiden Kämpfenden zu Boden und fielen gerade auf Anni, der die Tarnkappe vom Kopfe glitt, und die nun von allen Seiten Püffe und Hiebe abbekam. Der Korb mit den Eiern aber, den Anni krampfhaft mit ausgestrecktem Arme hielt, schlug um und schnell quoll eine gelbe und weißliche Flüssigkeit hervor.

Der Junge, dem der Korb gehörte, sah es und begann laut zu heulen. Da ließ der andere von ihm ab und rannte davon.

Weinend stand auch Anni auf und eilte nach Hause. Erst als sie eine weite Strecke gelaufen war, betrachtete sie sich vom Kopf bis zu den Füßen. Ihr Knie blutete stark, ihr Kleid war staubig und zerrissen, ihr Haar war ganz in Unordnung geraten, und dicht über dem rechten Auge hatte sie eine schmerzende Beule.

Ganz zerschunden kam sie heim, obwohl sie sich bei einem Brunnen unterwegs schon notdürftig gesäubert hatte.

Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Auf dem Güterbahnhofe.

„Hermann, wo willst du hin?" — „Zum Bahnhofe." — „Nimmst du mich mit?" — „Klettre auf!" — Ich lief rasch zum Wagen, stieg auf und setzte mich zu Hermann auf den Kutscherbock. Hermann klappte mit der Peitsche, und Fanny zog munter an.

Wir fuhren durch die Stadt und kamen zur Breitestraße, die den Hauptzugang zum Güterbahnhof bildet.

Hier rollten Wagen hinter Wagen. Das kannte ich wohl, denn ich hatte das Getriebe schon oft gesehen. Das fährt den ganzen Tag von morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr. Eine lange, fast ununterbrochene Reihe von Frachtwagen zieht auf der rechten Seite der Breitestraße zum Bahnhofe hin, und eine ebensolche kehrt auf der linken Seite von dort wieder zurück und zerfließt dann in den vielen Quer- und Seitenstraßen der Stadt. Alle diese Wagen nun bringen oder holen Kisten und Kasten, Säcke und Ballen und Fässer und Packen von den Güterschuppen unsres Bahnhofes.

Und es ist lauter Stückgüterverkehr, der dort abgefertigt wird. Ich war schon mehreremale mit Hermann zum Güterbahnhofe gefahren und hatte dann geholfen oder auf den Wagen aufgepaßt, wenn Hermann in einem der vielen Schuppen zu tun hatte. Achtzehn endlos lange Schuppen sind nämlich dort. Jeder trägt in Riesenziffern an seinen schmalen Seiten seine Nummer. Und an jedem dieser ungeheuer langen Schuppen laufen an den Längsseiten zwei Ladesteige entlang.

Die sind ganz bequem eingerichet und so gebaut, daß die Bahnhofsarbeiter mit ihren kleinen Sackwagen auf der einen Seite des Schuppens die Kisten und Säcke von den anfahrenden Frachtwagen direkt in die weiten Räume des Schuppens rollen können; auf der anderen Längsseite des Schuppens aber führen Bahngeleise die Eisenbahnwagen wieder bis dicht an die großen Ausladetore des Schuppens, so daß die Waren wieder von den Arbeitern gleich bis in die Wagen des Güterzuges gerollt werden können.

Hermann war mein Freund. Er war bei Becker und Drewes als Fuhrmann angestellt und mußte fast jeden Tag für die Firma zum Bahnhofe fahren. Becker und Drewes handelten mit Kolonialwaren en gros und lieferten viele Waren an das Binnenland. Sie hatten in fast allen großen und kleinen Städten landeinwärts ihre Kunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heute mußte Hermann nun 3 Kisten Rosinen, 1 Sack Reis und 5 Fässer amerikanisches Schmalz zur Bahn bringen. Zugleich sollte er dann auch 10 Kisten chinesischen Tee abholen, die vorgestern mit einem Dampfer in Bremerhafen angekommen und von dort per Bahn hierhergebracht worden waren. Seit heute früh lagerten sie in einem der Schuppen.

Da war ja schon das hohe Staket, das den ganzen Güterbahnhof von den Nachbarstraßen abtrennte. Wir bogen durch ein mächtiges eisernes Tor, das jeden Abend um 8 Uhr geschlossen wurde, und fuhren dann an den ersten Schuppen entlang, die öde und fast verlassen dalagen. Die mächtigen Schiebetüren waren fast alle geschlossen, und nur an einer Stelle konnten wir flüchtig durch ein offenes Tor in den hohen dämmerigen Raum des Schuppens hineinblicken.

Da hielt Hermann beim dritten Schuppen. Er sprang vom Bock und löste den einen Strang des Pferdes. Dann nahm er seine Frachtbriefe und trat in den Schuppen. Ich folgte ihm. Was für Stapel von Kisten und Säcken waren da aufgeschichtet! „Ist das hier richtig, kriegen Sie das?" fragte Hermann einen alten Mann, der mit einer Dienstmütze auf dem grauen Kopfe neben einer mächtigen Wage stand. Der Alte blickte flüchtig in die Frachtbriefe und sprach dann: „Nur die 3 Kisten Rosinen kommen hierher, der Sack muß zum siebenten Schuppen, 3. Wage, und die Fässer bringen Sie zum achten Schuppen, 2. Wage. — Johann!" rief er dann einem Arbeiter zu. Der kam heran und rollte einen Sackwagen vor sich her, der mit seinen zwei kleinen, aber kräftigen Eisenrädern lustig über die starken Bohlen des Schuppenbodens polterte. „Johann, bring mir eben die drei Kisten herein!" Johann rollte seinen Wagen bis an unseren Frachtwagen, hob dann mit einem eisernen Haken, an dem ein kurzes Tauende als Handgriff befestigt war, eine Kiste nach der anderen herab und kippte sie übereinander auf seinen Sackwagen. So wurden die Rosinen in den Schuppen gefahren und auf die Wage gestellt. Ihr Gewicht wurde mit dem im Frachtbriefe angegebenen verglichen, und Hermann wurde eine Empfangsbescheinigung der Bahn ausgestellt, die er gleich sorgfältig in seiner Brusttasche verwahrte.

Währenddessen hatte Johann die drei Kisten schon wieder davongerollt und zu einem großen Haufen anderer Kisten gebracht, der sich an der gegenüberliegenden Wand des Schuppens auftürmte.

Wir stiegen wieder auf und fuhren die anderen Sachen zum 7. und zum 8. Schuppen. Überall war es dasselbe Bild. Nur im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Schuppen sah ich eine Kolonne Arbeiter einen Güterwagen der Eisenbahn voll laden. Immerfort schoben sie Kisten und Ballen mit ihren bequemen Sackwagen über den Ladesteig bis gleich in den Eisenbahnwagen, wo wieder ein paar andere Arbeiter die herangeschafften Stücke verstauten. Ein Lademeister stand als Aufseher dabei und achtete darauf, daß nicht aus Versehen falsche Stücke mit verladen wurden. Auf einmal gabs ein starkes Gepolter. Mehrere Kisten waren umgefallen, und die oberste war in einem großen Bogen bis mitten in den Schuppen geflogen. Eine Seite dieser Kiste war zerbrochen, und wohl hundert Apfelsinen kollerten nun im Schuppen herum. Gleich war der Lademeister zur Stelle, er schalt und wetterte. Die Arbeiter sprangen herzu und sammelten die herumliegenden Apfelsinen wieder zusammen. Einer kam mit ein paar alten Brettern angelaufen und noch einer brachte Hammer und Nägel. Die Kiste wurde rasch geflickt, und dann ging die Arbeit des Verladens rastlos weiter.

„Wo kriege ich denn die 10 Kisten Tee?" hörte ich Hermann dann hinter mir sagen. Der Wäger blickte in den Frachtbrief und antwortete: „Ja, die sind doch als Eilgut angekommen, dann müssen Sie zum Eilgutschuppen fahren."

Unser Wagen war nun leer, der Eilgutschuppen liegt ganz am anderen Ende des Güterbahnhofes, und wir fuhren hin. Überall hielten an den offenen Toren der Schuppen die Frachtwagen, die Güter brachten oder holen wollten. Zwölf Arbeiter schoben einen Eisenbahnwagen mit ihren Schultern mühsam auf einem Schienenstrange vorwärts. Rangierlokomotiven pfiffen, Peitschen knallten, Sackwagen rollten auf den Ladesteigen, und viele andere Wagen fuhren an uns vorbei.

Als wir dann glücklich die 10 Kisten Tee erhalten hatten, gings wieder heim. Hermann hatte ein großes Planlaken über die Kisten gedeckt, damit ihm keine verloren gehen oder vom Wagen gestohlen wurde, und Fanny trabte munter dem Ausgangstore zu. Sie wußte wohl, daß es jetzt nach Hause ging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 13 Der Vortrupp 1. Juli 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg

# Kinderbeilage

von

Nr. 7 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

„Calli Sörensen! — Calli!" rief Ulrich Wendtland, als er aus der Schule kam, seinem Freunde zu, der mit Victor Scheroffsky ein paar hundert Schritte vor ihm ging.

Calli und Victor warteten, bis Ulrich sie eingeholt hatte.

„O, Calli, ich weiß was Feines! — Wollen wir beide heute Abend Theater spielen? Du hast doch schon meine Laterna Magika gesehen, nicht? — Jetzt habe ich noch eine Zauberdose dazugekriegt, damit kann man zaubern. Es wird eine feine Vorstellung. Wir wollen auch Eintrittsgeld nehmen: 5 Pfennige für den ersten Platz und 2 Pfennige für den zweiten."

„Wo wollen wir denn spielen?" — „In Hagemanns Schuppen. — Da ist viel Platz." „Gut," sagte Calli, „ich spiele mit. Aber was soll ich tun?" — „Du mußt dich als Clown anziehen und Kunststücke machen. Du kannst doch so feinen Handstand machen und auf den Händen gehen und Kopfheister schießen? Immer wenn eine Nummer zu Ende ist, dann kommst Du und machst Spaß. Mußt Dir was Schönes ausdenken."

Calli überlegte. Er war ein kleiner geschmeidiger Bursche, dem man schon die Gewandtheit ansah. Sein Freund Victor Scheroffsky aber war gerade das Gegenstück von ihm. Auffällig dick und plump, hieß er in der Klasse allgemein „Naucke". Er war der Stärkste von allen Jungens in der Schule und konnte Calli mit einem Arm stemmen.

„Ich komme auch," warf er jetzt ein. „Ich ziehe meinen Turntrikot an und bin der stärkste Mann der Welt. Hagemanns sollen uns ein paar große Gewichte leihen, damit will ich wohl Kunststücke machen."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Das ist ja famos." rief Ulrich. „Kommt gleich nach Tische her, dann wollen wir das Programm machen." Damit trennten sie sich.

Nach dem Mittagessen kamen Calli und Victor zu Ulrich, und auf ein paar aneinandergeklebte Tüten schrieben sie mit einem Rotstift das Programm:

Große Gala-Elite-Vorstellung!
Kinematograph! — Zauber-Vorstellung!
Auftreten des berühmten Clowns Schwänzchen und Carambos, des stärksten Mannes der Welt.
Eintritt: I. Platz 5 Pfennig.
II. Platz 2 Pfennig.
Militär zahlt auf allen Plätzen die Hälfte.
Eilt! Eilt! Eilt!

Dieses große Plakat nagelten sie an Hagemanns Schuppen. Aus alten Brettern und aufgestellten Fässern wurden die Sitzbänke hergerichtet. Ulrich lieh sich ein großes Bettlaken von seiner Mutter, das war der Vorhang, und darauf sollte sein Kinematograph die Bilder werfen. Calli Sörensen hatte sich eine spitze Mütze gemacht und das ganze Gesicht mit weißer Kreide und Rotstein beschmiert. Die Augenbrauen aber hatte er mit Ruß nachgemalt. Victor hatte ihm eine Pfauenfeder besorgt und sie ihm in den spitzigen Hut gesteckt. „Der stärkste Mann der Welt" stand schon lange vor Beginn der Vorstellung in seinem Turntrikot vor dem Schuppen und kassierte das Geld ein und gab die selbstgeschriebenen Eintrittskarten aus.

Um 5 Uhr sollte die Vorstellung beginnen. Ulrich hatte eine ganze Menge Kinder zusammengetrommelt. Sogar der erste Platz war ziemlich besetzt.

Dort saß auch Annie mit ihren Freundinnen und wartete geduldig auf die Dinge, die da kommen sollten.

Endlich fing die Vorstellung an. Calli Sörensen kam hinter dem großen Bettlaken hervor und ging auf seinen Händen, die Beine hoch in die Luft gestreckt, ganz sicher und gewandt ein paar mal vor den Zuschauern auf und ab. Dann sprang er auf, machte ein dummes Gesicht, daß alle lachten und klatschte in die Hände, zum Zeichen, daß die Zuschauer auch in die Hände klatschen sollten. Das gab ein großes Gelächter, und alle Kinder klatschten wie toll. Den meisten Spaß aber machte es, als der dicke Victor hervortrat und Calli Sörensen wegjagen wollte. Der kroch ihm nämlich schnell zwischen den Beinen durch und machte Victor hinter dessen Rücken eine lange Nase.

Dann klingelte Ulrich mit der Glocke und zündete das Licht seiner Laterna Magika an. Eine ganze Reihe hübscher bunter Bilder erschienen nach und nach auf der Leinwand, und als dann mit dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinematographen zwei Hunde, die sich bissen und um einen Knochen zankten, gezeigt waren, trat Victor, der stärkste Mann der Welt, auf. Er wurde von Calli begleitet. Victor hatte ein paar Gewichte hingestellt, die er mit vieler Mühe stemmte. Calli machte ihm alles nach mit ganz kleinen Gewichten, alten 1-Pfundstücken. Aber weil er sich genau so damit anstrengte und genau so tat wie Victor, riefen alle seine Bewegungen lautes Lachen hervor.

Dann trat nach einer Pause Ulrich Wendtland hervor. Er hatte einen alten, buntgeblümten Schlafrock angezogen und einen falschen langen Bart aus Werg angeklebt. Er machte die wunderbarsten Sachen. Zuerst schnitt er einen bunten Faden durch und kaute die Enden wieder zusammen, so daß selbst Victor den Faden nicht wieder zerreißen konnte, und es war doch kein Knoten zu sehen. Dann drückte er sich einen langen und dicken eisernen Nagel mitten durch seinen Finger. Man sah keinen Tropfen Blut herauslaufen. Er zeigte den Finger allen, und die Kinder staunten darüber, daß er gar keinen Schmerz empfand. Plötzlich riß er den durch den Finger gestoßenen eisernen Nagel wieder heraus und warf ihn vor die Füße der Mädchen, die vorne in der ersten Reihe saßen.

Annie nahm den Nagel auf und untersuchte ihn und zeigte ihn dann allen Freundinnen, die nun auch sahen, daß es ein richtiger eiserner Nagel war.

„Ulrich, noch mal! Ulrich, noch mal!" tönte es aus dem Zuschauerraume. Das Kunststück hatte zu gut gefallen.

Ulrich drückte den Nagel noch einmal mit aller Kraft durch einen Finger seiner anderen Hand und wieder sah man den Nagelkopf auf dem Fingerrücken und die Spitze mit dem unteren Teil des Nagels unter dem Finger mitten aus dem Fleische herauskommen. Alle Augen schauten angestrengt seinen Finger an. Jeder wollte herauskriegen, wie Ulrich das machte. Und als er nun gar an dem Nagel rüttelte und ihn hin und her bewegte, da waren alle fest davon überzeugt, daß der Nagel wirklich mitten durch das Fleisch gestoßen war.

Dann wurde die Wunderdose gezeigt. Ulrich hielt sie in der freien Hand. Es war eine kleine hellgelb lackierte runde Dose. Nahm man den Deckel ab, so zeigte sich in der Dose ein kleines rotes Ei. Dann setzte Ulrich den Deckel wieder auf, blies auf die Dose, und nachdem er den Deckel nochmals abgenommen, war das rote Ei verschwunden. Wieder schloß er seine Zauberdose, griff in seinen Schuh und holte das verschwundene Ei aus seinem Schuh heraus, steckte es in die Tasche seines Schlafrockes, sprach 1, 2, 3! Und als er nun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Deckel der Wunderdose wieder abgenommen hatte, war das eben noch verschwundene Ei wieder in der Dose.

Das gab eine große Freude bei den Zuschauern. Sie klatschten wieder in die Hände. Nun machte Calli wieder seine Späße. Er schoß in einem fort Kopfheister, verlor dabei seine Mütze, setzte sie sich wieder ganz schief auf den Kopf und trieb dann mit Victor Spaß. Er verprügelte ihn unbarmherzig und war gewandt wie ein Wiesel verschwunden, wenn der dicke und unbeholfene Victor ihn kriegen und strafen wollte.

Gerade sollte die Schlußnummer kommen, eine Reise durch China, das waren nämlich die schönsten Bilder für Laterna Magika, die Ulrich hatte, da sprang Annie auf und trat hinter den Vorhang. Als sie Ulrichs Zauberkunststücke gesehen, war ihr gleich der Gedanke gekommen: das kannst du mit deiner Tarnkappe ja noch viel besser. Und als sie sah und hörte, wie die Kinder sich alle über Ulrichs Kunststückchen freuten, da war ihr der Entschluß gekommen, auch mitzuspielen und Dank durch die Tarnkappe einzuernten.

„Was willst Du denn hier?" fuhr der dicke Victor sie an, als Annie hinter den Vorhang getreten war. „Das gibt's nicht, daß hier jeder hereinlaufen kann. Mach, daß Du wieder hinaus kommst." Aber Annie trat an Ulrich heran und sagte: „Du, ich weiß noch feine Zauberkunststücke, wenn ich Dir dabei helfen soll." „Was weißt Du denn noch?" — „Das sollst Du schon sehen. Komm, wir wollen es gleich machen, aber Calli Sörensen und Victor Scheroffsky müssen nach draußen." Calli und Victor traten vor den Vorhang, um wieder Späße miteinander zu machen. Annie aber sprach leise zu Ulrich: „Du brauchst Dich um nichts zu kümmern, ich mache alles allein. Wenn ich auch nicht bei Dir bin, sorge Dich garnicht, ich mache alles." Sie bückte sich zu Boden und nahm einen dicken Stein auf und ein großes Stück Holz. Beides gab sie Ulrich in die Hand und sprach: „So, das sollst Du verschwinden lassen. Du stellst Dich einfach vor die Kinder hin und sagst: ‚Jetzt will ich diesen dicken Stein verschwinden lassen!' und legst ihn offen auf Deine Hand und zählst dabei 1, 2, 3! Dann soll er fort sein. Und wenn Du wieder zählst, dann ist er auf 3 wieder da."

„Ach, Du dumme Deern! Das geht ja garnicht!" — „Doch, es geht. Tue Du nur, was ich Dir sage!"

Ulrich schüttelte ungläubig mit dem Kopfe, trat aber doch endlich vor den Vorhang und zeigte den Stein und erklärte, was damit geschehen solle. Scheu sah er sich um, ob Annie ihm auch helfen würde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber Annie war nicht zu sehen. Leise rief er: „Annie! — Wo bist Du denn?" Annie aber stand mit der Tarnkappe auf dem Kopfe dicht hinter ihm. „Nur zu!" flüsterte sie ihm ins Ohr.

Da sprach Ulrich: „Stein auf meiner Hand, verschwinde! — 1, 2, — 3!" In demselben Augenblicke fühlte Ulrich, daß der Stein von seiner Hand genommen wurde. Er wurde ganz rot im Gesicht und dachte: „Ach, das haben ja alle gesehen, daß Annie es getan hat!" Er glaubte, nun würden alle Kinder loslachen und sich über die Dummheit, die er da gemacht hatte, amüsieren und ihn verhöhnen. Aber niemand lachte. Da sah er sich um, ob Annie hinter ihm stand, aber der Raum war bis zum Vorhang leer. Da wagte er es und rief: „Stein, erscheine! 1 — 2 — 3!" Da fühlte er den Stein wieder auf seiner Hand liegen.

Calli und Victor, die das Zauberkunststückchen auch mit angesehen hatten, kamen nun neugierig herzu. Sie wußten ja auch nicht, wie Ulrich das machte. Beide stellten sich dicht neben ihn, um ganz genau aufzupassen, wie er es anfing, den dicken Stein verschwinden zu lassen.

Wie groß aber wurde ihr Erstaunen, als Ulrich nun den Stein fallen ließ und wieder rief: „Stein verschwinde! —1 — 2 — 3!" und als dann der Stein auf einmal nicht mehr auf dem Boden lag.

Dann nahm Ulrich das große Stück Holz, legte es vor sich auf seine beiden Arme und ließ auch das verschwinden und wieder erscheinen.

Das war allen Kindern so sonderbar, daß niemand Beifall klatschte, alle saßen still da und flüsterten miteinander. Nur einzelne riefen: „Noch mal! — Noch mal! —" Ulrich trat wieder hinter den Vorhang, wo Annie, die ihre Mütze abgezogen hatte, schon auf ihn wartete.

„Du, das war fein! — Das hätte ich nicht geglaubt!" — Annie jubelte: „Siehst Du, ich habe es Dir ja gesagt. Tue Du nur das, was ich sage. Ich wußte ja, daß es gehen würde! — Aber jetzt wollen wir noch etwas viel Schöneres machen. Ich will verschwinden, wenn Du 3 sagst und dann wieder erscheinen." — „Ach was, Deern, das kannst Du doch nicht! — Du willst wohl rasch hinter den Vorhang laufen? — Das sieht man doch." „Nein, nein," rief aber Annie, „es ist richtige Zauberei. Vorhin glaubtest Du mir auch nicht. Gehe nur noch mal hinaus und sage den Kindern Bescheid." Damit drängte sie Ulrich nach draußen. Sie selbst trat an seine Seite, ihre Tarnkappe in der Hand.

Ulrich rief nun: „Meine sehr geehrten Herrschaften! Ein neues, noch nie dagewesenes Zauberstück wollen wir Euch jetzt vorführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ganz unglaublich aber doch wahr! Ein Mädchen soll auf freier Bühne, auf freiem Theater vor aller Augen verschwinden, wenn ich es haben will. Und wenn ich dann rufe: „Erscheine wieder!" soll sie wieder hier stehen. Aufgepaßt, meine Herrschaften, es wird gleich beginnen!" Annie stand ruhig neben ihm und lächelte und nickte ihm zu. „Soll ich jetzt?" flüsterte Ulrich. „Ja, nur zu!" klang es leise zurück.

„Mädchen," rief Ulrich, „ich sage Dir, verschwinde! 1 — 2 — 3!" Sowie er drei sagte, setzte Annie rasch ihre Tarnkappe auf und — — — verblüfft schauten die Kinder eine leere Stelle, wo sie noch eben vorhin gestanden hatte.

Auch Ulrich war so verwundert und erschrocken, daß er nur dumm ins Leere stierte. Da tönte es plötzlich leise an seinem Ohre: „So rufe doch: „Erscheine!" Da rief Ulrich mit lauter Stimme: „Das verschwundene Mädchen soll jetzt wieder erscheinen! 1 — 2 — 3!" Da stand Annie, die ihre Kappe wieder schnell abgezogen hatte, lächelnd neben Ulrich.

„O nein, wie machen die das bloß?" rief Paula Denker, Annies Freundin, die in der ersten Reihe saß. Ein Flüstern und Tuscheln ging durch die Reihen. Ein kleines Mädchen fing an zu weinen und jammerte: „Ma—ma—a—a!" Das Kind wurde schnell hinausgebracht und das Zauberstück noch einmal wiederholt.

Calli und Victor, die von der Seite alles mit angesehen hatten, flüsterten auch miteinander. Calli zuckte die Achseln und ging scheu um Annie im Kreise herum. Nun verschwand Annie zum zweiten Male und erschien wieder auf Ulrichs Gebot. Und dann mußte sie ein drittes Mal verschwinden und sollte an einer ganz anderen Stelle, nämlich hinter der letzten Reihe der Zuschauer, wieder erscheinen. Auch das ging gut.

Und gerade als Annie wieder erschienen war, trat Herr Hagemann in seinen Schuppen. „Schnell, Kinder, mal fix raus mit Euch! — Gleich kommt mein Wagen, und dann muß Platz im Schuppen sein! Nun kann ich Euch hier nicht mehr brauchen! — Alle raus! — Alle raus!"

O wie schade, nun war die schöne Vorstellung zu Ende und die „Reise durch China" konnte garnicht mehr gezeigt werden.

Die Kinder drängten zur Türe hinaus. Ulrich, Calli und Victor räumten auf und riefen den Hinauseilenden zu: „Sonntag ist wieder Vorstellung, kommt man Sonntag alle wieder!"

(Fortsetzung in der nächsten Kinderbeilage.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# In der Nacht.

Es ist ganz frühmorgens. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen, es dunkelt sogar noch. Die Straßen sind dämmerig, dort hinten glüht sogar noch eine Bogenlampe. Jetzt wird auch sie ausgeschaltet. Einen Augenblick noch glimmt die schwarze Kohle matt und rötlich durch die weiße Kuppel. Nun ist auch das vorbei.

Also doch sind schon Menschen bei ihrer Arbeit? — Freilich, in einer großen Stadt wird Tag und Nacht gearbeitet, nicht in allen Geschäften und nicht in allen Häusern; wenn auch die meisten Menschen nachts schlafen und nichts wissen und merken von den Dingen, die in anderen Häusern oder auf der Straße vor sich gehen. Fern, 1 bis 2 Stunden von hier, ist zum Beispiel das große städtische Elektrizitätswerk. Dort haben die ganze Nacht die Maschinen gelaufen, die das Licht für die Straßen und Häuser erzeugen, dort sind Tag und Nacht Menschen zur Beaufsichtigung der Dampfmaschinen und der großen marmornen Schaltbretter auf gewesen. Und erst jetzt am frühen Morgen werden sich diejenigen, die Nachtdienst gehabt haben, schlafen legen können. Aber nicht eher dürfen sie von ihrer Arbeitsstätte fortgehen, bis die Ablösung da ist, denn keinen einzigen Augenblick dürfen solche gewaltige Dampfmaschinen sich selber überlassen bleiben.

Viele und anstrengende Arbeit freilich erfordern diese ja nicht, nur Aufsicht. Aber die ist auch dafür desto nötiger. Der Kessel muß gefeuert werden. Das Auge des Heizers oder Maschinisten muß am Manometer den Druck des Dampfes ablesen und darauf achten, daß sich nicht zu viel Dampf im Kessel ansammelt, sonst platzt er. Bald muß dieser bald jener Griff gedreht werden, und alle Augenblicke eilt der Maschinist mit seiner Ölkanne zu den Zahnrädern und den dicken eisernen Wellen, um das braune Schmieröl an die Radzähne oder an die Stangen zu geben, sonst könnte sich durch das fortwährende Drehen der Maschine leicht ein Teil heißlaufen. Kurz, da gibt es immer zu tun, und nimmer ist Zeit zum Ausruhen.

Und wir lagen derweil in unseren Betten und schliefen und träumten und wußten nichts von dieser Welt und all der Arbeit, die sogar mitten in der Nacht nicht ruhen kann, damit die Menschen am Tage haben, was sie brauchen, und nichts zu ihrer Bequemlichkeit fehlt.

Und nicht nur im Elektrizitätswerke allein gibt es solchen Nachtdienst.

Sieh, im Postgebäude brennen auch noch die Glühbirnen über den Arbeitstischen und an den Wänden der Bureaus. Da ordnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewiß schon die Briefträger die in der Nacht mit den Schnellzügen angekommenen Briefe, damit sie gleich mit der Frühpost ausgetragen werden können. In der Zeitungsdruckerei rasen noch die großen Schnelldruckpressen, und eine frischgedruckte Zeitungsnummer nach der anderen fällt unten fix und fertig aus der Maschine heraus, sodaß die Zeitungsfrauen schon mit dem ersten Morgengrauen kommen können, um die Packen neuer Zeitungen auszutragen. Da ist es dann kein Wunder, daß der Vater früh beim Morgenkaffee schon lesen kann, was gestern in Berlin oder Wien, in Kopenhagen oder Paris Wichtiges geschehen ist. Denn noch spät in der Nacht hat der Telegraphendraht Depeschen aus allen möglichen Städten und Ländern in das Zeitungsbureau getragen, sodaß die Depeschen sofort gedruckt werden konnten.

Während wir süß schliefen und von nichts wußten, sind Schnellzüge und Personenzüge und Güterzüge in unseren Bahnhof eingelaufen, Hunderte von Menschen reisten in der Nacht fort oder kamen in unsrer Stadt von auswärts an. Ganze Waggons voll Kohlen, Säcken, Kisten und Kasten kamen an, und andere wanderten von hier aus in alle Welt.

Dort kommt uns sogar schon eine Droschke entgegen. Sie jagt durch die Straße, was das Pferd nur laufen will. Sitzt vielleicht ein Arzt darin, der so früh schon zu einem Kranken gerufen worden ist? Mitten in der Nacht sind Menschen gestorben und Kinder geboren, da haben die Kranken gewacht und die Pflegerinnen an den Betten der Leidenden gesessen. Die ganze Nacht hindurch wanderten die Schutzleute durch die Straßen, um nach dem Rechten zu sehen, und die Angestellten der Wach- und Schließ-Gesellschaft mit ihren Hunden ebenfalls.

Wir haben nichts davon gemerkt, sondern alles verschlafen. Dafür sind wir aber auch jetzt, nun ein neuer Tag beginnt, frisch und gesund. Die Augen blicken heller als gestern abend. Und manches Kind erwacht vom süßen Traume, das sich rote Wangen geschlafen hat und mit neuem Appetit nach seiner Mutter um Milch und Brötchen ruft.

Mitten in der Nacht ist an vielen Stellen unsrer Stadt gearbeitet worden. Und auch jetzt in dieser frühen Morgenstunde ist es so. Fast überall an den Häusern sind die Vorhänge noch fest zugezogen. Noch keine Haustüre ist geöffnet, nur im Bäckerladen brennt noch eine Lampe, und sieh, da trägt der Bäckergeselle gerade die frischgebackenen Brötchen auf einer großen, eisernen Platte in den Laden, damit die Bäckersfrau sie verkaufen kann, sobald die ersten Kunden kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 15 Der Vortrupp 1. August 1914
Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. Kraut, Hamburg 20

# Kinderbeilage

von

Nr. 8 Heinrich Scharrelmann 1914

## Die Tarnkappe.

Als der Sonntag gekommen, konnte leider die Vorstellung in Hagemanns Schuppen nicht stattfinden. Der Schuppen war abgeschlossen und Hagemanns waren ausgegangen. Das war eine böse Geschichte. Alle Kinder hatten sich schon so auf die Vorstellung gefreut und besonders auf die neuen Zauberstücke, die Ulrich Wendtland machen wollte. Victor Scheroffsky und Calli Sörensen hatten schon das große Plakat fertig. Sie hatten überhaupt jeden Tag zusammengehockt und überlegt und verbessert und neue Vorschläge gemacht, um die Vorstellung ganz besonders gut gelingen zu lassen. Calli und Victor fühlten sich ein wenig zurückgesetzt. Von Ulrichs Zauberei sprachen alle Kinder, aber von ihnen garnicht. Das sollte Sonntag anders werden. Ein ganzes Theaterstück hatten sie sich ausgedacht. Das sollte vorgetragen werden und war voll lustiger Späße und Witze. Calli hatte sich von seiner Mutter aus alten Hemden ein richtiges Clownkostüm nähen lassen und Victor hatte sich die Arme tätowiert und riesengroße Gewichte aus Papier geklebt und schwarz angetupft. Jeder würde glauben, daß das richtige Gewichtsstücke seien.

Auch Ulrich und Annie hatten zusammen eine Probe mit neuen Kunststücken gemacht, und Ulrich wußte jetzt ganz genau, was er sagen mußte und wie er sich zu benehmen hatte.

Aber Hagemanns Schuppen war nicht offen, und so drohte ihnen, die ganze Freude zu Wasser zu werden.

Ratlos standen die drei Jungens und Annie beieinander und überlegten, was zu tun sei. Victor schlug vor, die Vorstellung im Parke abzuhalten, aber das ging nicht wegen der Laterna Magika,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die aufgestellt werden mußte, und es war überhaupt sehr unwahrscheinlich, daß der Parkwächter die Kinder dort dulden würde.

„Wißt Ihr, wo wir es machen?" rief da Calli plötzlich, „auf unsrem Hofe. — Der ist dunkel genug und schmal, und in beiden Wänden sitzen Haken genug, wißt Ihr, wo die Waschleine an festgemacht wird. Bindfaden kriegen wir wohl, und dann können wir an den Haken unsre Vorhänge aufhängen." „Da ist es auch viel zu hell für die Laterna Magika!" rief Ulrich, aber die Kinder gingen mit Calli Sörensen schließlich doch hin, um die Örtlichkeit neu in Augenschein zu nehmen.

Ja, es ging besser, als Ulrich gedacht hatte. Sörensens Hof war lang und schmal und der letzte Teil war überdacht. Da standen ein paar Handwagen, die gehörten Nachbarsleuten und wurden hier untergestellt, wenn sie nicht gebraucht wurden. Die paar Wagen konnten die Kinder leicht hinausschaffen. Nun brauchten sie bloß durch große Laken die vordere offene Seite zu verhängen und sie hatten das schönste Zelt, das sie sich nur wünschen konnten.

Rasch wurde das Nötige besorgt und das Theater eingerichtet.

Als endlich alles für die Vorstellung vorbereitet war, konnten die Zuschauer kommen. Es war viel mehr Platz hier als in Hagemanns Schuppen. Und da es ein trüber Tag war, wurde es auch für die Laterna Magika dunkel genug in dem Raume.

Der schöne Verlauf der ersten Vorstellung hatte sich herumgesprochen, und eine große Schar Kinder strömte herzu und zahlte ihr Eintrittsgeld. Manche hatten freilich keine Pfennige mitgebracht, aber es wurden auch andere Dinge statt Geld genommen. Für drei Stecknadeln konnte man schon einen Stehplatz erhalten, für einen Apfel ebenfalls und für Pfeffernüsse desgleichen. Lieschen Kammann hatte ihren Vater mitgebracht. Das war ein großer dicker Mann mit aufgedunsenem Gesicht und ganz schmalen Augen, die Mühe hatten, aus den Polstern seiner dicken Backen hervorzublinzeln.

Und ein paar Frauen waren auch gekommen, um zuzuschauen. Die saßen ganz vorn auf dem ersten Platz, denn sie hatten richtig bezahlt.

Die Vorstellung fing an. Die vielen Kinder lachten und jubelten über Calli und Victor, die sich in den Pausen vor der Bühne herumräkelten und ihre Späße trieben und richtig wie Zirkusleute aussahen. Auch die Frauen waren vergnügt, und eine von ihnen, Fritz Jungklaus Mutter, rief einmal über das andere: „Nein, diese Jungens! — Was die aber auch alles anstellen!" Lieschen Kammanns Vater

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lachte, daß das ganze Theater dröhnte. Er lachte so laut über Callis Faxen, daß ihm die Tränen in die Augen kamen.

Diesmal war die „Reise durch China" als erstes Hauptstück gegeben worden. Und nun sollte die Zauberei beginnen.

„Jetzt kommt das Schönste! Mutter, paß gut auf und sage mir nachher mal, wie sie das eigentlich machen, dann will ich Dir zu Hause auch mal was vorzaubern!" rief ein kleiner Flachskopf und zupfte seine Mutter, die vor ihm saß, am Rock.

Wieder stach sich Ulrich einen dicken Nagel schmerzlos mitten durch den Finger, und wieder verschwand das kleine rote Ei aus der Wunderdose.

„Jongs, Jongs! Das könnt ür scha öben so schön, as wü dör Sauberkönstler ins Theater!" rief Lieschen Kammanns Vater und lachte wieder Tränen, aber als die nächste Nummer kam, sperrte er vor Verwunderung weit seinen Mund auf und wußte nicht mehr, was er sagen sollte.

Ulrich und Annie hatten sich nämlich ganz was Neues ausgedacht.

Ulrich setzte sich nämlich mitten vor den Zuschauern an einen kleinen Tisch, den er mitgebracht hatte. „Ich möchte essen!" rief er, „dienstbarer Geist, bringe mir was zu essen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da legte sich ganz von selbst eine weiße Serviette auf den Tisch. Aus der Luft klapperte ein Blechteller gerade vor Ulrichs Platz auf den Tisch. Ein Messer und eine Gabel und ein kleiner Teelöffel erschienen auf einmal, und dann legte sich plötzlich ein Butterbrot auf den Teller und ein dicker roter Apfel lag daneben.

„Aha, mein guter dienstbarer Geist!" rief Ulrich nun, „das hast du gut gemacht! — Das soll mir aber schmecken!" Er schnitt mit dem Messer ein Stück von dem Butterbrot ab und wollte es langsam mit der Gabel in den Mund stecken, aber dicht vor seinem Munde verschwand das aufgespießte Stück Butterbrot. Ulrich, der das natürlich alles mit Annie verabredet hatte, tat ganz verwundert, blickte drohend um sich herum, ging dann auf Victor zu und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige. „Ich habe es ja nicht getan!" rief Victor nun, „der Clown hat's gegessen." Da bekam Calli auch seine Ohrfeige. Calli aber schrie: „Was jammerst Du denn? — Das Stück Butterbrot liegt ja auf dem Teller." Annie hatte es inzwischen wieder auf den Blechteller gelegt.

„Aha," schrie nun der Zauberer und setzte sich wieder an seinen Platz. Aber jedesmal, wenn er ein Stück essen wollte, verschwand's

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihm ganz nahe vor dem Munde. Auch der Apfel verschwand, und Annie legte ihn bald hierhin, bald dorthin und jedesmal, wenn der Zauberer aufstand, um seinen Apfel zu holen, und schon die Hand darnach ausstreckte, lag der Apfel wieder an einem anderen Platze.

Alle Kinder jubelten laut auf über diese vielen Späße und klatschten vergnügt in die Hände. Lieschen Kammanns Vater aber war vor Vergnügen aufgesprungen und rief: „Nö, sowas! — Sollt man düses nun wohl vor möglich halten? Is doch einfach nüch su glauben! — Nee, üs es nüch! — Hab mein Löbtag sowas noch nüch gösöhn! — Un denn von solche Jongs!" Diese Worte sprach er zu einem noch jungen Manne, der neben ihm stand und eben erst gekommen war. Der Fremde war groß und hager und hatte stechende schwarze Augen. Seine Kleidung sah nicht gerade zum besten aus. Die Hose war unten ausgefranzt und eine Tasche an seinem Jacket stark abgerissen.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Kinderbeilage.)

# Der alte Buttenstedt.

Es war einer der letzten schönen Herbsttage. Der Stadtpark strotzte von Farben. Ich ging mit meinen beiden Jungens spazieren, und wir freuten uns all der bunten Pracht, die die Jahreszeit über Baum und Busch und Blumenbeet ausgegossen hatte.

Als wir uns auf eine der bequemen Bänke gesetzt hatten, um auszuruhen, sprangen beide Jungens auf einmal wieder auf und ich sah, wie sie den Weg entlang schauten, sich heimlich anstießen und miteinander flüsterten. „Du, Vater, da kommt der alte Buttenstedt! — Sollst 'mal sehen, was das für einen Spaß gibt. Buttenstedt ist nämlich verrückt."

„Kennt ihr den auch?" fragte ich und sah den Alten von weitem daherkommen.

„Ja natürlich!" — rief der andere, „den kennt ja jeder. — Du kennst ihn doch sicher auch?" — „Jawohl," erwiderte ich, „ich kenne ihn sogar genauer als ihr, viel genauer als ihr ahnt."

Währenddes war der alte Mann herangekommen. In einem schäbigen Rocke und in Stiefeln, die längst ihre Absätze verloren hatten, schlurrte er den Weg daher. Seine Augen ließen die Erde nicht los, und seine Arme bewegte er ungelenk und zwecklos bald hier- bald dorthin.

„Tag, Buttenstedt! — Tag, Buttenstedt! —" riefen ihm meine Jungens zu. Er hob seine wässerigen, ausdruckslosen Augen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blickte hilfesuchend ins Leere. Die Jungens kicherten und stießen sich an. „Dreißigtausend Mark — Dreißigtausend Mark!" murmelte der Alte und blickte um sich, „und so'n schöner Junge — und alles habe ich für ihn getan! — Dreißigtausend Mark! Dreißigtausend Mark!"

Beide Jungens lachten laut los und wiederholten seine Worte in einem herzlosen, spöttischen Tone.

Zwei Damen mit einem kleinen Mädchen gingen vorüber. Das Kind blickte den alten Mann, der immer noch mit sich selber sprach, scheu an und floh dann rasch in die Arme seiner Mutter. „Ach, das ist ja Buttenstedt, mein Kind! — Du brauchst dich nicht zu ängstigen, der tut dir nichts." Lächelnd blieb die Mutter stehen und sah dem Alten ebenfalls nach. Als sie mich mit den Kindern auf der Bank sitzen sah, schüttelte sie bedauernd lächelnd den Kopf, und dann gingen die beiden Damen mit der Kleinen lachend weiter. „Ja, es gibt so komische Menschen," hörte ich die eine noch sprechen, „ich könnte mir unser gutes Bremen garnicht denken ohne dieses Original. Wir haben uns schon als Kinder über ihn amüsiert und ihn geneckt und sind ihm oft stundenweit nachgelaufen."

Der Alte war schon hinter der Biegung des Parkweges verschwunden.

„Es ist zu komisch mit dem alten Buttenstedt," sprach da mein Jüngster, „als ich mal aus der Schule kam, ist ihm die ganze Klasse nachgelaufen, und er hat nichts anderes gesagt, als: ‚Dreißigtausend Mark! Dreißigtausend Mark!' und: ‚War so'n schöner Junge! Alles habe ich für ihn getan!' — Du, der muß doch ganz verrückt sein, nicht?"

„Natürlich ist der verrückt, das ist doch klar!" erwiderte ihm sein Bruder. „Übrigens, kennst du ihn schon lange, Vater?"

„Ja," antwortete ich, „ich habe den alten Buttenstedt schon gekannt, als ich so alt war, wie ihr jetzt seid."

„Was er denn damals auch schon so verrückt?" „Nein, er war ein tüchtiger, braver Mann und ein fixer Mann. Wenn es euch interessiert, will ich gern von ihm erzählen, was ich von ihm und seinem schweren Schicksale weiß."

„O ja, Vater, man zu," rief der Kleine und hoffte wohl, ich würde etwas recht Lustiges zu erzählen wissen.

„Er war Maurer und mochte schon weit über vierzig Jahre alt sein, als ich ihn kennen lernte. Vier Kinder hatten sie, die Buttenstedts, einen Jungen und drei Mädchen. Sie wohnten gleich nebenan

bei uns, und hin und wieder kam Frau Buttenstedt einen Augenblick zu uns. Wir mochten die ganze Familie gerne leiden. Der alte Buttenstedt war ein recht gemütlicher Mann, der mit uns Kindern oft einen Scherz machte oder uns Pfeile schnitzte, die höher, als ein Haus hoch flogen. Mit den Töchtern spielten wir zusammen auf der Straße oder hinter dem Hause im Garten. Nur den Sohn, der das Gymnasium besuchte, bekam ich wenig zu sehen. Er saß den ganzen Tag bei seinen Büchern und lernte Latein und Griechisch und Physik und Mathematik und andere solche Sachen, von denen ich noch nichts verstand.

Und weil er ein fleißiger und tüchtiger Junge war, taten seine guten Eltern alles für ihn, was nur sein mußte, damit er ordentlich im Gymnasium vorwärts käme.

Und er kam vorwärts, wenn's den Eltern auch blutsauer wurde, das viele Geld für die hohe Schule zusammenzubringen.

Ja, mein Gott, so ein Maurer verdient nicht viel, und die anderen Kinder konnten auch nicht von der Luft leben.

Aber überall wurde gespart und gespart. Es ging sehr knapp her im Hause. Die Eltern sparten sich die Butter vom Brote nur für das Schulgeld und die vielen teuern Bücher. Die älteste Schwester hatte eine Stelle als Dienstmädchen angenommen und brachte all ihren Lohn den Eltern für ihren Bruder. Die zweite war Kinderfräulein, sie machte es ebenso, nur die Jüngste war noch zu Hause, aber sie hatte gleichfalls schon ihre Stelle. Für einen Bäcker in der Nachbarschaft trug sie des Morgens in aller Herrgottsfrühe Brötchen aus. Und wenn es auch nicht viel war, was sie dafür bekam, es half doch immer etwas mit.

Das Schönste und Beste bekam der Junge, damit er „Mark in die Knochen" kriegte, wie der alte Buttenstedt oft sagte.

Und er bekam „Mark in die Knochen", denn er blieb trotz seiner vielen Schularbeiten ein frischer, gesund aussehender junger Mann.

Endlich, endlich war seine Schulzeit zu Ende, damit aber auch die Kräfte der Eltern, noch weiter für ihn zu sorgen. Es ging mit dem besten Willen nicht mehr.

Aber jetzt war es ja auch nicht mehr nötig. Wer das Gymnasium besucht hat und als einer der besten Schüler abgegangen ist, der kann überall anklopfen, alle Türen tun sich ihm wie von selber auf. Und nun sollte die goldene Zeit für die Eltern kommen, wo ihr Junge ihnen all das viele Geld, das sie für ihn ausgegeben hatten, durch guten Verdienst wieder ins Haus zurückbringen konnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fritz Buttenstedt sollte das „höhere Postfach ergreifen", wie die Mutter sagte.

Er wurde an der Post angestellt, verdiente jeden Monat sein gutes Geld, trug eine blitzende Uniform und wohnte bei seinen Eltern. Wenn es auch noch nicht viel sein mochte, was der Fritz verdiente, das schadete ja nichts. Später wurde es von selber besser und — er hatte eine f e s t e Stelle. Die Alten waren dann auch für ihr Alter versorgt. Fritz konnte sie ja mit leichter Mühe mit ernähren.

Alle Nachbarn freuten sich von Herzen über das Glück, das Fritz Buttenstedt gehabt hatte. Ach, was erzählte Frau Buttenstedt alles für Wunderdinge von ihrem Jungen! Wie die Lehrer ihn gelobt, wie der Herr Postdirektor selber so sehr mit ihm zufrieden war, und was überhaupt der Fritz für ein guter und fleißiger Junge von jeher gewesen.

Nun waren sie aus aller Sorge und Armut heraus und aus den langen Jahren des Entbehrens. Fritz sorgte für alles, was sein mußte. Die Schwestern gaben ihren Dienst auf und sollten nun auch noch was lernen. Die Mutter bekam ein neues Kleid und der alte Buttenstedt kramte sogar seine lange Pfeife wieder aus der Kommode, wo sie viele Jahre halb vergessen gelegen hatte. Er hatte nie Geld für Rauchtabak übrig gehabt.

Nun fingen die beiden Alten erst recht wieder an aufzuleben.

„Ja, sehen Sie", meinte Vater Buttenstedt eines Tages, „wer kein Millionär ist, der muß seine Jungens was lernen lassen! — Mädchen haben es ja nicht nötig, die schlagen sich so durch und heiraten dann, aber die Jungens, die müssen lernen, damit sie später eine geachtete Stellung bekleiden können, — es ist die einzige Weise, um heutzutage vorwärts zu kommen, und eine feste Stellung muß es sein! Dann weiß der Junge wenigstens, was er hat — so habe ich's auch gemacht und bin nicht traurig darüber, wenn's auch eine ordentliche Hand voll Geld erst gekostet hat. Das bringt sich alles wieder ein, ein Junge ist die reinste Sparkasse. Was hätte ich alles zurücklegen können, wenn der Junge auch nur Maurer geworden wäre wie ich. Aber was hätte er denn auch jetzt gehabt? — Nischt! G a r n i s c h t ! !" —

Er hatte ganz gewiß recht, der alte Buttenstedt. Der war ein kluger Mann, der wußte, was das Leben erforderte.

„Ja, ja!" nickten selbst die ältesten Leute nach solchen Auseinandersetzungen. Das ist ganz richtig! Das ist das Beste! So muß man's machen!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eines Tages hielt der Doktorwagen vor Buttenstedts Hause, und ein Gerücht ging herum: Vater Buttenstedt ist verrückt geworden, und Frau Buttenstedt hätte Krämpfe.

Was wahr an dem Gerücht sein mochte, erfuhren wir nicht so bald. Niemand ließ sich von der ganzen Familie sehen.

Endlich aber wurde doch bekannt, was vorgegangen war.

Fritz Buttenstedt war heimlich in der Nacht nach Amerika abgereist, und viele Tausendmarkscheine aus der Postkasse hatte er mitgenommen. Es stand auch eine Notiz in der Zeitung: „Flüchtig geworden von hier ist der Postsekretär B., der nach Unterschlagung von dreißigtausend Mark wahrscheinlich nach Amerika verduftet ist."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst nach langer Zeit habe ich den alten Buttenstedt seit jenen Tagen wiedergesehen. Er ging am Stocke und sah mich nicht, trotzdem ich ihn grüßte. Seine Augen suchten auf dem Erdboden herum. „30 000 Mk.! — 30 000 Mk.! — — — Alles habe ich für den Jungen getan!" murmelte er vor sich hin.

Er hat nicht darüber hinwegkommen können. Die Leute lachten über ihn, wenn er auf der Straße ging. Dieselben klugen Leute, die ihm so oft gesagt hatten: „Ja, ja, der Vater Buttenstedt, der weiß, wie es im Leben hergeht! Der hat ganz recht! So muß man es mit seinen Kindern machen."

Frau Buttenstedt ist auch 'was wunderlich geworden. Sie hat sich nirgendwo mehr zeigen mögen. Die Schande! Die furchtbare Schande! Und ihr Fritz, ihr Liebling, hatte sie in dieses Elend gebracht.

Die Töchter aber haben sich's am meisten zu Herzen genommen. Die sind fortgezogen aus Bremen, sie konnten die Schmach nicht ertragen. In Hamburg haben sie gewohnt, aber es soll nichts Ordentliches aus allen dreien geworden sein.

„30 000 Mk.! 30 000 Mk.!" wie oft habe ich die Worte ihn wieder murmeln hören, den alten Mann, der so krumm an seinem Handstock, mit verglasten Augen, dahinschritt.

Er durfte sich nicht mehr sehen lassen, ohne daß die Straßenjungens kamen und ihn foppten und stießen, wenn kein Schutzmann in der Nähe war.

Von seinem Sohne aber, der all dieses Unglück verschuldete, hat man niemals wieder etwas gehört."

Ich schwieg und blickte meine beiden Jungens an. Die saßen ernst und stumm und schauten beide in Gedanken verloren in die Ferne.

Dann gingen wir still und nachdenklich zusammen wieder heim.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 2 — Der Vortrupp — 16. Januar 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 1 — 1914

**Inhalt.** Zum neuen Jahre herzlichen Heilgruß! — Schuldirektoren und Vortrupp. — Zur Ausgestaltung der Bestrebungen des Deutschen Vortruppbundes. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Deutscher Vortrupp-Bund.

## Zum neuen Jahre herzlichen Heilgruß!

„Der Gegenwart zugewandt, im Gelöbnis der Tat, wollen wir unsere Liebe zum Vaterlande bekunden."
Arnold Ahlborn,
in der Feuerrede auf dem Hohen Meißner

In reicher Fülle sind zum Jahreswechsel der Schriftleitung des „Vortrupp", dem Arbeitsausschusse, dem Geschäftsführer und der Geschäftsstelle des „Deutschen Vortrupp-Bundes" treue Wünsche für eine gedeihliche Entwicklung und Ausbreitung des Vortruppgedankens gesandt worden. Es ist leider unmöglich, jede einzelne, die Empfänger so sehr erfreuende Zuschrift zu erwidern. Deshalb wird an dieser Stelle herzlich für alle Segenswünsche, die erkennen lassen, wie freudig überall das Vortruppwirken begrüßt wird, gedankt, und ebenso warm werden sie gleichzeitig an die einzelnen Absender damit zurückgegeben. Wir hoffen, daß unsere Freunde mit uns in neuer Begeisterung für unsere Aufgaben und mit neuem unerschütterlichen Glauben an den Sieg unserer Sache gleich uns in das neue Jahr eingetreten sind. Heil der Vortrupp-Arbeit 1914!

So erfreulich unsere Zahl auch während der ersten beiden Kampfjahre des „Vortrupp" gewachsen ist, gegenüber der gewaltig großen Menge unserer Volksgenossen, die den Nöten unserer Zeit gegenüber gleichgültig oder zurückhaltend sich verhalten, oder gar jede Mitarbeit abwehrend, ist sie noch klein, und unser erster Wunsch an das neue Jahr muß sein, sie im Laufe der vor uns liegenden zwölf Monate verdoppelt oder verdreifacht zu sehen. Das ist ein Wunsch, den erfüllen zu helfen, in der Hand jedes Vortruppfreundes liegt. Mit dem Anwachsen unserer Zahl wächst auch der Einfluß unserer Arbeit. Und Vortrupparbeit ist zu keiner Zeit so notwendig für das Beste unseres Volkes gewesen wie heute. Vortrupparbeit leisten heißt furchtlos hinweisen auf bestehende Miß- und Notstände, auf alles das, was den Aufstieg unseres Volkes hindern kann. Wer das Deutschtum unserer Zeit richtig als das Deutschtum der Werdenden erkannt hat, weiß, was diese Arbeit, bei der der Gedanke der Rassenhygiene immer wieder in den Vordergrund tritt, für unser Volk bedeutet. Vortrupparbeit aber beschränkt sich nicht auf die Kritik, sie verdient den Namen nur, wenn der, der sie leisten will, selbst durch die Tat des Beispiels wenigstens eine der in Betracht kommenden Lebensreformen energisch vertritt. Vortrupparbeit leisten heißt, sich freimachen von Zwang und von Unsitten, die als Haupthindernisse einer gedeihlichen kulturellen Entwicklung des Volkes sich erwiesen haben, heißt aber vor allem auch, Bahn dort zu bereiten suchen, wo irgendein Wirken im Vortruppsinne noch nicht geübt worden ist. Daß der Ruf „Freiwillige vor" zu tatkräftiger freudiger Mitarbeit besonders in den Reihen unserer engeren Freunde im neuen Jahre einen besonders nachhaltigen Widerhall finde, ist ein Wunsch, dessen Erfüllung wiederum in dem Wollen jedes einzelnen liegt. Aber es ist dringend notwendig, daß dem Rufe gefolgt werde. Wie stets bei sozialem Pionier-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirken ruht die ganze so notwendige Organisationsarbeit in manchen Orten auf den Schultern einzelner. Es geschieht dort nur das, was sie tun, und würden sie ruhen, so würde eine planmäßige Arbeit nicht mehr geleistet. Alle sozial wirkenden Vereinigungen und die meisten Lebensreformvereine beklagen diese Tatsache. Es ist allerdings nicht jedermanns Sache, für eine Organisation die Leitung zu übernehmen, und mancher sieht seine Arbeit darin, ganz in der Stille im Sinne derjenigen Lebensreform zu wirken, die ihm besonders am Herzen liegt. Wer wollte solche Mitstreiter nicht aufs freudigste begrüßen? Und doch lehrt die Erfahrung, daß unter ihnen gerade mancher ist, der die Veranlagung besitzt, als tätiger Mitarbeiter in den Vortrupp seines Ortes durch die freudige, selbstlose Hingabe seiner Persönlichkeit einzutreten, sie dadurch mächtig fördernd und die bisher Tätigen entlastend und nun gleichfalls stärkend. In diesem Sinne also auch im neuen Jahre allüberall: „Freiwillige vor!"

Im neuen Jahre werden unsere Freunde sich zum erstenmal zu einem deutschen Vortrupptage versammeln. Er wurde bekanntlich für den 3. und 4. Juni in Leipzig beschlossen. Es sollen dann auch besonders eine Reihe wichtiger Organisationsfragen beraten werden, und wir hoffen, daß alle Teilnehmer mit neuer Begeisterung zu rechter Vortrupparbeit heimkehren werden. Wir bitten um baldige Mitteilung von Vorschlägen und Wünschen für die Tagung, damit sie noch Berücksichtigung finden können. Schon jetzt dürfen wir nicht nur einen regen Besuch, sondern vor allem auch einen fruchtbringenden Meinungsaustausch über manche wichtige Vortruppfragen voraussagen. Deshalb ein herzlich „Glück auf" zum ersten deutschen Vortrupptage.

Jedem einzelnen Vortruppfreunde zum Schlusse aber die herzlichsten Wünsche für die eigene Arbeit zusammengefaßt in einem kraftvollen, freideutschen Heil! F. H.

## Schuldirektoren und Vortrupp.

Wiederum ist die Zeit gekommen, wo Hunderte von jungen Schülern das Reifezeugnis erlangen werden, um dann teils die alma mater zu beziehen, teils einen Beruf zu ergreifen. Nun sind sie frei von allem lästigen Zwang und im Vollbewußtsein dieser Freiheit und ihrer Stellung unterwerfen sie sich sonderbarerweise so häufig anderen Zwangseinrichtungen, die viel schärfer und einschneidender sind. Da kann es nicht hoch genug eingeschätzt werden, wenn die Schulleiter den jungen Brauseköpfen ernste Mahnungen und Hinweise auf die tausenderlei sie erwartenden Gefahren und ihre Folgen mit auf den Weg ins Leben geben. So hat der Realgymnasialdirektor Dr. Münch in Hannover seit einiger Zeit bewußt an seinen Oberprimanern gearbeitet und mit einem Erfolg, der nur beweist, wie nötig die jungen Geister auch fernerhin noch eine lenkende und beratende Führung älterer Leute haben. Zuerst wurde die Mürwicker Kaiserrede an der Schultafel ausgehängt, später der Jungdeutschlandkalender, in dem der Aufsatz über die Schädlichkeit des Alkohols blau angestrichen war, hin und wieder hingen dort auch Vortruppshefte aus. Im Oktober erschien ein Anschlag mit Herbert Eulenbergs Festgedicht an die Freideutsche Jugend. Dem an der Schule bestehenden literarischen Verein, oder wie ihn die Schüler selber nennen, dem Verein der „Lebemänner", schenkte der Direktor aus eigenen Mitteln den Jahrgang 1914 des „Vortrupp". Anfangs hat jeder der Anschläge viel Heiterkeit hervorgerufen, aber das ist rasch anders geworden, vor allem seit Veröffentlichung eines Erlasses des Direktors, in dem es unter anderen heißt: „Keilschriften werde ich zurückweisen, das wird niemand, der meinen Standpunkt gegenüber veralteten studentischen Sitten kennt (in denen ich einen Krebsschaden für unsre zukünftigen Führer und damit für unser ganzes Volk sehe), anders erwarten". Dieser Bekanntmachung an die Abiturienten folgte die Kundgabe von Hermann Poperts Rede: „Was will unsre Zeit von der Deutschen Studentenschaft" (Verlag Fischer, Jena), die er am 7. Februar 1908 in der Universität Kiel gehalten hat. Ein Oberprimaner, selber schon lange Vortruppleser, machte den die Primanerbücherei verwaltenden Lehrer auf Hermann Poperts: „Hellmut Harringa" und Georg Bonnes: „Im Kampf um die Ideale" aufmerksam. Beide Bücher wurden darauf für die Bücherei angeschafft. Und der Erfolg dieses Vorgehens war trotz eines gewissen Widerstandes anderer Lehrer der Anstalt der, daß von 15 Primanern nur einer aktiv werden will und neuerdings statt 2 jetzt 10 Oberprimaner den „Vortrupp" lesen. Heil dieser Arbeit!

Hannover. Enno Narten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Zur Ausgestaltung der Bestrebungen des Deutschen Vortrupp-Bundes.

(Betrifft die anliegende Postkarte für die Kartei des D. V. B.)

Mehrfach ist es bei rechter Vortrupparbeit für diese oder jene Lebensreform bereits als Mangel empfunden worden, daß es noch nicht möglich war, stets den verschiedenen geäußerten Wünschen nach Unterstützung seitens der Geschäftsstelle zu entsprechen, da es bei der Jugend der Vortruppbewegung noch an den erforderlichen Unterlagen fehlte, die erst nach und nach geschaffen werden können. Vor allem hat es sich als notwendig erwiesen, um die einzelnen Vortruppfreunde einander näher zu führen und bei gegebener Gelegenheit zu gemeinsamen Zusammengehen zu bringen, eine Liste aller im Sinne des Deutschen Vortrupp-Bundes tätigen Vortrupp-Bezieher nach drei Gesichtspunkten anzulegen, einmal in alphabetischer Reihenfolge, zum andern nach Städten und Provinzen und zum dritten nach Berufsgruppen geordnet, innerhalb jeder dieser Gruppen aber dann auch eine schnellere Einordnung nach Lebensreformarbeitgebieten zu ermöglichen. Indem wir den trefflichen Vorschlägen unsers Mitarbeiters Oberlehrer Dr. Hein, Altona, folgen, bitten wir alle Vortruppfreunde, die anliegende Karte bis zum 1. Februar ausgefüllt an die Geschäftsstelle zurückzusenden. Das Ausfüllen erfordert keine Schwierigkeit, und die Karte ist so eingerichtet, daß sie durch Zerschneiden in drei Teile sofort für die betr. Kartei-Zwecke Verwendung finden kann, nachdem vorher die auf der Vorderseite angegebenen Mitteilungen von der Geschäftsstelle berücksichtigt worden sind.

Durch das Ausfüllen und die Rücksendung dieser Karte leistet jede Leserin und jeder Leser unsrer Vortruppbewegung einen außerordentlich wertvollen Dienst und trägt hervorragend zur Förderung aller einzelnen Lebensreformbewegungen bei, da es durch diese Einrichtung möglich wird, alle Mitstreiter auf einem besonderen Gebiete mehr miteinander im Vortrupp-Sinne in Fühlung zu bringen.

Noch etwas über die Verwendung der Postkarten für diesen anzulegenden Zettelkatalog. Bei allen 7 Abteilungen sind die Arbeitsgebiete angegeben, die in erster Linie im „Vortrupp" widergespiegelt werden. Dasjenige Arbeitsgebiet, das der betr. Leser sich erwählt hat, ist, wie angegeben, mit einem Kreuz zu versehen und das betr. senkrechte Feld wird von der Geschäftsstelle mit schwarzer Tusche übermalt, so daß bei Schrägstellung der ganzen Zettelmasse die gleichen Arbeitsgebiete sofort in die Augen fallen.

Die Vortruppgruppen werden freundlich gebeten, wenn irgend möglich, die Karten gesammelt zu übersenden und vor der Absendung selbst eine Abschrift davon zu nehmen, da diese für die Arbeit in den Gruppen von besonderem Werte sein dürften.

Natürlich werden die Zusammenstellungen nur für Vortruppzwecke benutzt. Ein Beispiel für eine Reihe ähnlicher: Ein Vortruppfreund wünscht in X und Umgebung, weil die Arbeit dringend nötig ist, eine Dürerbundgruppe oder Bodenreformgruppe oder Natur- und Heimatschutzvereinigung ins Leben zu rufen. Wenn er dann sofort von der Geschäftsstelle die Namen derjenigen Vortruppfreunde erhalten kann, die bereits in diesem Sinne wirken, so ist es ihm ein leichtes, für diese notwendigen Bewegungen den Boden zu ebnen. Je stärker die Vortruppbewegung wird, je mehr Freunde sich also um den „Vortrupp" scharen, desto wertvoller und leichter werden auch diese Bahnbrecherarbeiten auszuführen sein. Für den „Vortrupp" wäre es zur Zeit eine erfreuliche Kraftprobe, wenn fast alle ausgesandten rund 10000 Postkarten ausgefüllt zurückkämen. Wir bitten deshalb ebenso herzlich wie dringend, der geringen Mühewaltung in dem Ausfüllen der anliegenden Postkarte sich unterziehen zu wollen.

## Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Zur Kaisersgeburtstagsfeier** bietet sich für alle Freunde eine besonders gute Gelegenheit, im Vortruppsinne zu wirken. Es sind besonders die Flugschriften Nr. 12, 13, 19 und 23, die für diesen Zweck in Betracht kommen, um den gar nicht im Sinne des Kaisers liegenden Kommersen entgegenzutreten. Vor allem kommt Hans Paasches Flugschrift (Nr. 19) „Wie die Deutschen

ihren König feiern" und Prof. Dr. Ponickaus eingehender Aufsatz „Kaiser Wilhelms Stellung zum Alkohol" (Nr. 13) in Frage. Der letztere zeigt eingehend, wie die Anschauungen des Kaisers zur Alkoholfrage immer entschiedener im Laufe der letzten Jahre den Ergebnissen der Wissenschaft gefolgt sind (durch alle Buchhandlungen zum Preise von 25 Pf., 100 Abzüge zu M. 12.50).

In der Flugschrift von Hans Paasche läßt der Verfasser den bekannten afrikanischen Forschungsreisenden Lukanga Mukara seine Beobachtungen über die Trinksitten und Festgebräuche der Wasungu (Deutschen) so darstellen, wie unsere Forschungsreisenden etwa eine Menschenfresserei der Neger schildern würden. Die Schrift hat unter anderen bei der Angelegenheit des Greifswalder Kaiserkommerses ganz vortrefflich gewirkt. Die naive Darstellung des Negers wirkt wie eine tötliche Satire. Es dürfte bis heute keine schärfere Waffe im Kampfe gegen die Trinksitte geben. Lukangas Brief ist auch besonders geeignet, im Sinne des Kaisers zu wirken und die Zahl derer zu vermehren, die ebenso wie die Greifswalder Studenten, mannhaft sagen: „Wir verurteilen und erheben Einspruch gegen eine mit Völlerei verbundene Kaiserfeier; wir halten überhaupt diese Art des Festefeierns für unzeitgemäß und unreinlich; wir wenden uns dagegen, daß die, welche Zeit haben, sich zu bilden, dem Volke mit schlechtem Beispiel vorangehen" (Student Wilhelm Schmidt). (Preis 20 Pf., 100 Abzüge M. 10, gleichfalls durch jede Buchhandlung). Auch die Schrift „Der Kaiserkommers" (Nr. 23; 15 Pf., 100 Abz. M. 8) von Hans Paasche und „Führer des Volkes als Alkoholtrinker" (Nr. 12; 5 Pf., 100 Abz. M. 2.50) von G. Wanderer werden gute Dienste leisten.

*

Für die **Vorträge der Schwester Henriette Arendt** hat unser Arbeitsausschuß-Mitglied Schwester Christine Peppel, Erfurt Wilhelmstr. 21, alle Vermittlungs- und Vorbereitungsarbeiten freundlich übernommen. Alle Wünsche und Zuschriften, die sich auf diese Vorträge beziehen, sind deshalb direkt nach Erfurt zu richten.

*

**Vortrupp-Arbeit auf der Weihnachtsmesse** leisteten mit besonderem Erfolge die Vortruppgruppen in Mannheim und Görlitz. Der Vortrupp Mannheim entnahm dabei die Bücher der Mannheimer Buchhändlervereinigung. Trotz der natürlich nur geringen Vergütung, die nach den buchhändlerischen Gesetzen gewährt werden konnte, die aber doch die entstandenen Unkosten deckte, war der Erfolg für alle Teile ein recht erfreulicher, dank der vortrefflichen Arbeitsordnung und Organisation.

Über die Weihnachtsbude des Vortrupp Görlitz schrieben die „Görlitzer Nachrichten" am 18. Dez. u. a.

Auf dem Ober- und dem Untermarkte haben sich die Weihnachtsbuden aufgetan und ihre mannigfaltigen Herrlichkeiten ausgebreitet: von den höchst nützlichen Filzschuhen angefangen bis zu allerlei buntem Tand, der das Leben schmücken soll. Gegenüber dem Kaiser-Denkmal, ein wenig abseits, gewahren wir eine Bude, die etwas anders ausgestattet ist als die übrigen. Das Schild zeigt als Inhaber die hiesige Ortsgruppe des Deutschen Vortruppbundes und den Oberlausitzer Heimatbund. Diese beiden Vereinigungen haben sich zusammengetan, um dem Besucher des Weihnachtsmarktes zu beweisen, daß man für billiges Geld auch gediegene, gut gearbeitete Dinge erwerben kann, die dauernd Freude bereiten. Vor allem ist für billige Volks- und Jugendbücher gesorgt, desgleichen für Bilder und hübsche Postkarten, schließlich zeigen Vasen, Schalen, Tassen, daß das moderne Kunstgewerbe auch für die weniger Bemittelten sorgt. Wenn die veranstaltenden Vereine dem vielen Schund, der an Bildern, Blumenvasen u. dgl. ins Volk gebracht wird, etwas Besseres entgegensetzen, so wollen sie damit nicht den Kaufleuten die Kundschaft wegnehmen. Dem einzelnen Kaufmanne ist es, selbst wenn er über die nötige Einsicht verfügt, unmöglich, das Publikum zu erziehen. Diese Weihnachtsbude will den Versuch machen, das Augenmerk der Käufer auf das Gute hinzulenken. Gelingt dies, dann wird künftig auch der Händler davon Vorteil haben. Das gleiche gilt für die Besucher: Die Freude am guten Buche ist noch viel zu wenig verbreitet. Wer einmal in der Weihnachtsbude etwa eins der Mainzer Volks- und Jugendbücher, der Wiesbadener Volksbücher gekauft hat, der holt auch künftig ein weiteres Bändchen aus der Buchhandlung, die er bis dahin nicht betreten hat.

Über die Bücherbude des Vortrupp Mannheim finden wir u. a. in der „Neuen Badischen Landeszeitung" vom 16. Dez. folgende Ausführungen:

Die Bücherbude des Vortruppbundes auf der Weihnachtsmesse durfte sich am vergangenen Sonntag eines unerwartet starken Zuspruchs erfreuen, so daß bis zum Abend fast 70 Proz. des gesamten Büchervorrates verkauft waren, ein Zeichen, daß hier einem wirklichen Bedürfnis der Messebesucher Rechnung getragen wird. Der Büchervorrat wird jeweils sofort frisch ergänzt. — Daß die Aufstellung eines Kasperletheaters den Reiz der Bücherbude in den Augen der kleinen Welt wesentlich erhöhte, läßt sich denken. Gar bedächtig gehen die kleinen Großabnehmer der Bude zu Werk, wenn sie für 10 Pfennig ein schönes Buch auswählen wollen und lassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich oft 20 bis 30 verschiedene vorlegen, ehe sie ihre Wahl treffen; ab und zu soll es auch vorkommen, daß ein Junge nach 1—2 Stunden mit seinem Büchlein das Zeichen gründlichen Studiums verrät, wieder erscheint und anfragt, ob er das Büchlein, das sehr nett gewesen sei, jetzt wieder umtauschen dürfe. Die Bücherbude bleibt übrigens bis zum Weihnachtsabend selbst geöffnet, und es empfiehlt sich, etwaige Einkäufe an Wochentagen zu machen, da ein ruhiges Aussuchen infolge des starken Gedränges an Sonntagen erschwert ist. Den Herren und Damen, die in aufopfernder Weise den Verkauf organisiert haben und die Bude bedienen, ist dieser schöne Anfangserfolg sehr zu gönnen. Es ist im übrigen zu erwarten, daß durch die Propaganda der Bude auch sonst der Bücherverkauf in den hiesigen Buchhandlungen, die natürlich noch über größere Auswahl von Büchern verfügen, als dies der Leitung der Bücherbude vorzulegen möglich ist, diese Weihnachten ein viel lebhafterer sein wird und der Wert des Schenkens guter Bücher in allen Kreisen mehr erkannt wird, als bisher.

*

Der Vortrupp **Augsburg** trat am 6. November, durch das Entgegenkommen des Stadtmagistrates unterstützt, mit einer ersten öffentlichen Veranstaltung hervor. Im wohlgefüllten Saale der Börse sprachen die Augsburger Bundesmitglieder Herr Hilfsgeistlicher Heinrich Schmid und Herr Rektor Raimund Lembert.

Der erste Redner führte die Vortrupp-Arbeit ein durch die ernste Gegenüberstellung des deutschen Geistes, von dem Lebensweise und die Taten unsrer Väter seit ihrem Auftreten in der Geschichte ehrfurchtgebietend Zeugnis ablegen, und des besinnungslosen Taumels der Geldgier und Genußsucht von heute. Der Vortrupp wolle die vereinzelten Regungen, die noch von deutscher Art zeugen, wieder anfachen und zugleich mit aller Macht die notwendige Erneuerungsarbeit für unser Volkstum ohne Rücksicht auf etwa davon Belästigte umfassend angreifen.

Im Willen und in der Tatkraft zu solchen Unternehmen müsse das Deutschtum unsrer Zeit seine Lebensfähigkeit beweisen.

Der zweite Redner behandelte die deutsche Nationalschule, den vielleicht wichtigsten Gegenstand der nahen Zukunft, wenn die Umkehr noch zur rechten Zeit gelingen soll: Die Rettung unsrer Jugend aus dem glühenden Rachen des Schulgötzen. Er rief die Eltern auf, ihre und des Vaterlandes Hoffnung nicht fort und fort der sinnlosen erdrückenden Überschüttung mit totem Stoff auszusetzen, sondern ihr Recht zur Einflußnahme auf die Gestaltung des Erziehungs- und Lehrplanes geltend zu machen und empfahl die Einrichtungen von Dr. Hermann Lietz als Vorbild.

Beide Vorträge wurden von den Hörern und auch von der Presse günstig aufgenommen.

Im Anschluß an den Aufsatz von Eugen Claus in Nr. 23 des „Vortrupp" über die Sonntagsruhe wurde auf unserer Sitzung vom 16. Dez. beschlossen, an den Reichstagsabgeordneten von Augsburg H. Wörle die Bitte um Eintreten für die volle Sonntagsruhe gelegentlich der dritten Lesung der betr. Gesetzesvorlage zu richten. Es wird dabei besonders der ethische Wert betont werden. Der Vortrupp Augsburg möchte damit die Anregung geben, daß auch die andern Ortsgruppen innerhalb des Deutschen Reiches zu ähnlichem Vorgehen sich veranlaßt sehen möchten. [Ist bereits in mehreren Ortsgruppen eingeleitet. Der Geschäftsf.]

*

**Der Vortrupp Aussig** versandte an die Einwohnerschaft einen Aufruf, in dem es u. a. heißt: „Unser Volk, besonders der Stamm der Deutschböhmen, ist reich an Vereinen verschiedenster Art. Alle gehen Sonderbündeleien nach, suchen den steckengebliebenen Karren ‚Deutschtum' herauszuziehen, doch jeder Verband am anderen Seil, so daß die ganze Arbeit zum Großteil umsonst geleistet wird. Heraus aus diesem Labyrinth erheben sich nur ganz wenige Gemeinschaften, insbesondere der ‚Deutsche Vortrupp-Bund'. Er ist es, der die heutigen Kulturforderungen bewußt in sich vereint zum Wohle des einzelnen, zum Segen unsres Volkes. Das geistige Bindeglied der Anhänger des Vortrupp-Bundes besteht in der Halbmonatsschrift ‚Der Vortrupp'. Sie will ‚Alle deutschen Lebensreformbestrebungen der Gegenwart wie in einem Brennspiegel zusammenfassen, damit jeder Volksfreund sie leicht und übersichtlich erkennen. — Die Mächte, die unsre Zeitschrift zusammenfaßt, ziehen dem deutschen Volke in seinem Vormarsch sichernd und bahnbrechend voran. Darum hat ‚Der Vortrupp diesen Namen gewählt und hofft, daß er ihn sich verdienen wird.'

In diesem Sinne wollen wir auch Sie einladen mitzuhelfen, Steine um Steine herbeizuschaffen, damit dereinstmals der stolze Bau: ‚Gesundes Deutschtum' gekrönt werden kann. Wir rufen nach Helfern! Wir suchen Streiter, die sich bewußt der Aufgabe sind, die wir vollenden sollen. Erhören Sie uns, lieber Volksgenosse, und unterstützen Sie das Werk durch die Tat. Wir wollen uns in einer Tatgemeinschaft zusammenfinden, die den arg vernachlässigten Boden unsrer engeren Heimat bearbeiten will!"

*

**Vortruppgruppen Danzig u. Zoppot.** Die Ortsgruppen Danzig und Zoppot des Vortrupp nahmen folgenden Beschluß an und überwiesen ihn der Schriftleitung des Vortrupp als Material mit der herzlichen Bitte, die wichtige Angelegenheit einer Prüfung zu unterziehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

## Erziehungsreform im Sinne des Vortrupp.

Das starke Anwachsen der Vortruppbewegung und die engen Beziehungen, in denen sie zu der Jugend steht, geben ihr das Recht, schärfer und klarer und tätiger als bisher für eine Reform der **Erziehung** und des Schulunterrichtes einzutreten. Die Wege, die zu ernstlichem gemeinsamen Wirken führen können, scheinen den Ortsgruppen Danzig und Zoppot folgende zu sein:

1. Das Bundesorgan zieht zur Mitarbeit in Fragen der Erziehungsreform Männer und Frauen heran, die im Sinne der Vortruppbewegung arbeiten und zugleich durch ihre wissenschaftliche und pädagogische Beschäftigung als berufene, erprobte Vertreter auf dem Gebiete des Erziehungs- und Schulwesens gelten;
2. Die einzelnen Vortrupp-Ortsgruppen beschäftigen sich in ihren Versammlungen eingehend mit der Erziehungsreform. Die Themen für diese Besprechungen werden am besten einheitlich von dem Bundesorgan angegeben; die Resultate werden in Form kurzer Beschlüsse und mit genauer Angabe der Abstimmungsergebnisse dem Bundesorgan überwiesen.
3. Auf großen Vortrupp-Kongressen müssen solche Einzelfragen erörtert werden, deren Behandlung nach den Besprechungen in den einzelnen Ortsgruppen notwendig erscheint.

Mit herzlichem Bundesgruß

gez. Dr. Catoir,
gez. Oberlehrer G. Thimm
Obmann der O.-G. Zoppot.

Anmerkung des Geschäftsführers. Die Schriftleitung des „Vortrupp" hat mit bestem Danke die obige Anregung dem Arbeitsausschusse des „Deutschen Vortrupp-Bundes" zu besonderer Beachtung weitergegeben, da sie selbst gern in dem angedeuteten Sinne kräftig fortfahren wird, der Erziehungsreform eingehende Aufmerksamkeit zu schenken. Die Arbeitsausschüsse der Ortsgruppen werden freundlich gebeten, zu den angeregten Fragen Stellung zu nehmen und der Geschäftsstelle Wünsche und Beschlüsse mitzuteilen, die dann in einheitlicher Bearbeitung der Schriftleitung als Material für die weitere Behandlung der verschiedenen Fragen auf dem Gebiete der Erziehungsreform überwiesen werden.

*

**Vortrupp Magdeburg.** Nach längeren, arbeitsreichen Vorbereitungen ist es endlich gelungen, auch in Magdeburg, auf einem ganz besonders schweren Boden, eine freie Tatgemeinschaft zusammenzubringen, die sich den Namen „Vortrupp" auf ihre Fahne geschrieben hat. Regelmäßig finden Vortragsabende statt, auf denen Anregungen aus dem Arbeitsgebiet und aus Vortruppartikeln besprochen und durchdacht werden. Nach dem jetzt geschaffenen inneren Zusammenhalt gedenkt die Ortsgruppe im Anfang dieses Jahres zum erstenmal an die Öffentlichkeit zu treten mit einem Vortrag der Schwester Henriette Arendt, Pol.-Assist. a. D. Eine besondere Aufgabe des Arbeitsausschusses ist die Aufklärung durch die Presse im freideutschen Sinne.

*

**Vortrupp Siegen.** Aus unsrer Arbeit. Monatliche Versammlung mit Vorträgen über v. Stein: Was erwarten wir von Deutschlands Jugend? (Dr. Walker), Rassenselbstmord, Vegetarismus, Frauenfrage. Auf unsre Anregung hat sich ein Arbeitsausschuß der kirchlichen und weltlichen Antialkoholvereine gebildet, der folgendes plant: 1. Schaufenster-Antialkoholausstellung in der Volksküche, die vom Armenunterstützungsverein hierfür umsonst zur Verfügung gestellt wird. 2. Unterstützung der Polizeiverwaltung betr. Beobachtung der Polizeistunde. 3. Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung im Siegerland, veranstaltet von den Antialkohol- und Jugendpflegevereinen, die hierzu alle eingeladen werden sollen, ebenso wie die Behörden. 4. Einreichung von Eingaben an Behörden und Abgeordnete zwecks Bekämpfung und Beseitigung der durch den Alkoholismus verursachten Schäden.

Zu 4 hat eine Abordnung bereits dem Reichstagsabgeordneten unsres Wahlkreises Wünsche unterbreitet betr. das Schankkonzessionsgesetz, das demnächst abgeändert werden soll. Desgleichen hat unser Obmann Dr. Humbert in einer 800köpfigen Versammlung unter großem Beifall eine scharfe Bekämpfung des Alkoholismus gefordert und dem Reichstagsabgeordneten bestimmte Fragen betr. Schankkonzession und Flaschenbierhandel unterbreitet, die im ganzen zustimmend beantwortet wurden.

*

**Anregungen** aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

H. B. in W..... Schon öfters wurde mir aus Scherz, vielleicht auch aus Gehässigkeit, die Vortrupp-Nadel fortgenommen. Um nun dem ärgerlichen Treiben ein Ende zu machen, ging ich zum Uhrmacher, ließ die Nadel im unteren Teile durchbohren, und zwar parallel zum Schildchen. Eine Steck- oder Knopfnadel ließ ich dann kürzen und so dünn feilen, daß sie glatt durch das Loch hindurchging. Wenn ich die Nadel nun an den Rock stecke, verhindere ich durch die Knopfnadel, daß sie von fremder Hand abgezogen werden kann. Anfangs macht es Schwierigkeit, mit der Stecknadel die Durchbohrung gleich zu finden. Man wird diese aber bald überwinden und eine erstaunliche Fertigkeit darin erreichen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

F. F. jr. in B.... Bisher hatte ich die einzelnen Vortrupphefte gesammelt. Da ich jedoch außerdem noch „Bodenreform", „Hammer", „Kunstwart" und „Wehr" las, sammelten sich zu viele dieser Schriften an. Daher habe ich einzelne Schriften mit einem kleinen Anschreiben an Bekannte, die ich für geeignet hielt, versandt. Auf die Schriften setzte ich die Bemerkung: „Bitte nach dem Lesen an Gesinnungsfreunde weiterzugeben!" — Ich glaube, so auch am besten im Sinne des „Vortrupp" werbend zu wirken, ohne übermäßig viel von meiner Zeit dafür verwenden zu müssen.

# Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Hamburg, Spitalerstr. 12

## Anschriften der Vortrupp-Gruppen

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen bieten mehr oder weniger regelmäßige Vortragsveranstaltungen und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen, sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

**Vortrupp Ahlen i. W.:** G. Viertmann, Lehrer, A., Spielbrinkstr. 4.

**Vortrupp Alexandria** (Egypten): Fräul. Johanna Springsklee, Ibrahimih. Casa Lindemann.

**Vortrupp Altenburg:** Erich Müller, Altenburg, S. A., Karlstr. 44 I.

**Dortrupp Altmünster** (Ob.-Els.): Constantin Ley, Altm. 66, Els.

***Vortrupp Altona:** Lehrer Wilhelm Vosgerau, Bahrenfeld, Burgstraße 12.

**Vortrupp Andreasberg:** Geschäftsstelle des D. V.-B.

**Vortrupp Angerburg:** Seminarist Erich Langecker, A., Seminar.

**Vortrupp Antwerpen:** Frl. Hilde Ackermann, A., Lozonastr. 19 k.

**Vortrupp Aschersleben:** Geschäftsstelle des D. V.-V., Hamburg.

***Vortrupp Augsburg:** Regierungsbaum. Ed Fackler, A., Unterer Graben 250.

***Vortrupp Aussig:** Robert A. Frommann, Spitalplatz 12.

**Vortrupp Baden-Baden:** O. Eisinger, Oberpostassist. B.-B.

***Vortrupp Barmen:** Kurt Werbeck, B., Lichtenplatz.

***Vortrupp Berlin:** Hans Krakau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 80/81 part.

**Vortrupp Bernburg:** Wilhelm Fister, B., Waisenhausplatz 15.

**Vortrupp Bielefeld:** H. Kawerau, Bethel-A., Bielefeld, Friedhofsweg 12.

**Vortrupp Bodenbach:** Alois Barsch, B., Kaiser Franz Josefstr. 130.

***Vortrupp Bonn:** stud. phil. und hist. Kurt Küllenberg, B., Bismarckstraße 22 II.

**Vortrupp Brandenburg:** Ernst Ganzert, Postassistent, Ketzin (Havel), Paretzerstr. 46.

**Vortrupp Braunschweig:** stud. jur. Peckmann, Leonhardstr. 30.

**Vortrupp Bregenz:** Max Haller, B., Gallusstr. 12.

***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Bremen-Horn, Luisental 14, „Haus Vortrupp".

***Vortrupp Breslau:** Egon Apt, Stud. d. Elektr., B. VII, Höfchenstr. 50.

**Vortrupp Brüssel:** Robert Müller, Br., 12, Avenue du Roi.

***Vortrupp Buch b. Nürnberg:** Lorenz, Lehrer, Buch b. Nürnberg.

**Vortrupp Bunzlau:** A. K. Engelmann, B., Vorwerkstr. 7.

**Vortrupp Burtehude:** Geschäftsstelle des „D. V.-B.".

***Vortrupp Cassel:** Frl. Else Franke, C., Prinzenstr. 17.

**Vortrupp Celle** (Hann.): Ernst Tuhte, C., Am heiligen Kreuz 32.

**Vortrupp Chemnitz:** Geschäftsstelle des „D. V.-B."

***Vortrupp Coburg:** Oberlehrer Dr. F. K. Rathmann, C., Ketschendorferstt. 22.

**Vortrupp Cöln a. Rh.:** Lehrer Adolf Hirtz, C., Domstr. 93.

**Vortrupp Colmar:** Pastor Heinrich Karsten, C., Schöpflinstr. 9.

**Vortrupp Crossen a. d. Oder:** Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.

***Vortrupp Danzig:** Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.

***Vortrupp Darmstadt:** Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.

**Vortrupp Dessau:** Franz Steinbiß, D., Jeßnitzerstr. 61.

***Vortrupp Detmold:** Handelslehrer F. W. Schulze, D., Lemgoerstr. 54.

**Vortrupp Dirschau:** Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.

***Vortrupp Dortmund:** Hermann Hoffmann, D., Ostenhallweg 3.

***Vortrupp Dresden:** Horst Wildelau, Dresden, Reinickstr. 7, Erdgesch.

**Vortrupp Düsseldorf:** Geschäftsstelle des „D. V.-B.".

***Vortrupp Duisburg:** Ingenieur Martens, D., Düsternstr. 24 II.

**Vortrupp Einbeck:** Adolf Kage, E., Benserstr. 2.

**Vortrupp Eisenach:** Geschäftsstelle d. „D. V.-B."

***Vortrupp Elberfeld:** Albert Grimm jr., E., Aderstr. 21.

**Vortrupp Elmshorn i. H.:** C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 23 I.

***Vortrupp Erfurt:** Alfred Hoffmann, E., Viktor Scheffelstr. 6 II.

**Vortrupp Eschwege:** Hans Roggenkamp, Gymnasialturnlehrer, E., Promenade.

***Vortrupp Essen-Ruhr:** H. Poos, Essen-West, Sybelstr 49.

***Vortrupp Flensburg:** C. H. Knutzen, Fl., Apenraderstraße 33.

***Vortrupp Frankfurt a. M.:** Dr. med. Bachem, Fr. a. M., Schäfergasse 33.

***Vortrupp Frankfurt a. Oder:** Dr. W. Schmidt, Fr. a. O., Theaterstr. 6.

***Vortrupp Freiburg i. Br.:** Geschäftsstelle des Vortrupp Freiburg, Zähringen b. Freiburg, Bernloppstr. 15/17.

**Vortrupp Geestemünde:** Geschäftsstelle des „D. V.-B.".

**Vortrupp Gera:** Kurt Bernhardt, Lehrer, G., Schülerstr. 39.

**Vortrupp Gießen a. d. Lahn,** Dr. jur. Meuser, Rechtsanwalt, Gießen.

**Vortrupp Glauchau:** Fritz Spörel, G., Markt 17.

**Vortrupp Gleiwitz:** Gertkemper, G., Obl. Langestr. 19.

**Vortrupp Glogau:** Wilhelm Fabricius, Landrichter, G., am Kriegerdenkmal 1.

***Vortrupp Görlitz:** Prof. Dr. Klatt, Gr. Blumenstr. 27 II.

***Vortrupp Göttingen:** cand. jur. R. Wohlers, G., Arndtstraße 14 I.

**Vortrupp Gotha:** Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.

**Vortrupp Graz:** Geschäftsstelle des „D. V.-B."

***Vortrupp Greifswald:** stud. phil. Gaedecke, G., Gutzkowerstr. 83.

***Vortrupp Grünberg:** Otto Fritze, Grünberg i. Schl.

**Vortrupp Hagen i. W.:** Joh. Bohne, H., Buscheystr. 9.

**Vortrupp Halberstadt:** Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Vortrupp Halle a. S.: stud. theol. Alfred Marold, H., Harz 171.
Vortrupp Hamm (Westf.): K. Wahren, Lehrer, H., Wilhelmstr. 105.
*Vortrupp Hamburg: Ernst Normann, i. Fa. Normann u. Co., Hamburg 36, Neuerwall 70/74, Paulsenhaus.
Vortrupp Hameln a. W.: Eduard Beckmann, H., Fischbeckerstr. 46 B.
*Vortrupp Hannover: Albert Luthin, H., Gländerstr. 6 a III.
*Vortrupp Harburg a. Elbe: Rudolph Becker, H., Haakestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
*Vortrupp Heilbronn: A. Leim, Lehrer, H., Stauffenberg 45 I.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll, Lehrer, H.
Vortrupp Holzminden: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Husum: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
*Vortrupp Jena: Oskar Ziegner, stud. theol., J., Burgweg 31.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke i. Fa. Joh. Diedr., Bomnüter Nähnadelfabrik, Iserlohn.
Vortrupp Karlsruhe i. B.:
*Vortrupp Kiel: Hans Jessen, stud. phil., Kiel, Geibel-Allee 15.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
*Vortrupp Königsberg i. Pr.: Franz Salomon, K., Samlandweg 9.
*Vortrupp Köfen: Heinrich Jensen, Architekt, K., Neue Str. 3.
Vortrupp Kreuznach: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.", Leipzig.
*Vortrupp Lauscha: Martin Schildbach, Lehrer, L.
*Vortrupp Leipzig: Architekt Schwabenthal, L., Plagwitzer Straße 37.
*Vortrupp Liegnitz: H. Pallaske, L., Wallstr. 22.
Vortrupp Lippspringe: Anton Schmidt, Tischlermeister, L.
Vortrupp Lissa i. P.: Geschäftsstelle d. „D. V.-B.".
*Vortrupp Lübeck: Dr. phil. Georg Deecke, L., Bei der Wasserkunst 13.
*Vortrupp Magdeburg: Kurt Marquard, M., Buchhandlung C. E. Klotz (Nf. F. Wahle, N., Areiter Weg 180.
*Vortrupp Mainz: Hans Listmann, Lehramts-Assessor, Mainz, Mombachstr. 11.
*Vortrupp Mannheim: Chemiker Dr. August Böckler, Mannheim-Waldhof, Landhoferstr. 112.
*Vortrupp Marburg a. Lahn: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Marne i. H.: Rudolph Bünz, M.
Vortrupp Metz: Jos. Berdolt, Metz, Elisenstr. 13.
Vortrupp Meiningen S.-M.: Dr. phil. Hermann Köhler, M., Schweizer Gasse 7.
Vortrupp Merseburg: W. Ballin, Spergau b. Corbetha, Pforrhaus.
Vortrupp Mexiko: Stoden, Mex. D. H., Epartado 299.
*Vortrupp Mülhausen i. E.: Karl Zimmerer, M. i. E., Harfenstr. 6.
*Vortrupp München: Dipl.-Ing. August Hallermeyer, M.-Pasing Arnulfstr. 11.
*Vortrupp Münster i. W.: Dr. phil. Friedr. Hühn, M., Agidistr. 39.
Vortrupp Nauen: Bernhard Schröer, vereid. Landmesser, Nauen, Brandenburgerstr. 351.
Vortrupp Naumburg a. S.; Referendar Schumann, N., Gr. Georgenstr. 35.
Vortrupp Neapel: Karl Gleißner, vico Corriere S Brigida 34 presso Signora Nazzari.
Vortrupp Neiße: Adolf Hakenholz, Hoboist, 5/F 6.
*Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Paul Munsche, Lichte b. Wallendorf.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Neuruppin: Werner Gorgas, Justizanwärter, N., Kurfürstenstr. 7.
Vortrupp Neuwied a. Rh.: Anna Schmidt, Lehrerin, N., Engerserstr. 74.
Vortrupp Nördlingen: Eugen Unzicker, Pensionat-Inspektor, N.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer N., Hohe Kreuzstraße 15.
*Vortrupp Nürnberg: R. Lorbeer, N., Vestnertorgraben 391 (Gartenhaus).
*Vortrupp Oberweißbach i. Thür.: Lehrer Otto Helling, Oberweißbach i. Th.
Vortrupp Ohrdruf (Thür.): Wilhelm Kühn, Zahnarzt, Ohrdr., Hohenlohestr. 15.
Vortrupp Offenbach a. M.: stud. theol. Ernst Rauschkolb, O., Karlstr. 68.
Vortrupp Oldenburg: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Olmütz: Harry Husty, O., Alleestr. 9.
Vortrupp Oschersleben: Carl Winter, O., Triftstr. 9/10.
Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Paris: Karl Tiemann, P., 23, rue Casette.
Vortrupp Pirmasens: Karl Stefan, P., Kirchbergstraße 5.
Vortrupp Plauen i. V.: Herbert Eichhorn, P., unterer Bahnhof.
Vortrupp Porto Alegre (Brasilien): Gustav Ringel, P. A., Rue Vel da Patria 593.
Vortrupp Posen: Dr. jur. Aug. Wittstein, P., Kaiser Wilhelmstraße 21.
*Vortrupp Potsdam: stud. iur. Erwin Horstmann, P., Burggrafenstr. 25.
Vortrupp Prag: Geschäftsstelle d. „D. V.-B."
Vortrupp Quedlinburg: K. Mertin, Qu., Steinweg 9.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gewerbeassessor Rohde, R. i. Schl., Schweidnitzerstraße 16 E.
Reichenbach i. V.: Hans Beutler, R., Weststr. 24.
*Vortrupp Reichenberg i. B.: Emil Fischer jr., R., Tuchplatz 5.
*Vortrupp Rendsburg: Sekretär Bähre, Rendsburg.
Vortrupp Riga: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
*Vortrupp Rostock: stud. phil. Hermann Bremer, R., St. Georgstr. 29 II.
*Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 5.
*Vortrupp Siegen: Dr. Humbert, Oberlehrer, S., Frankfurterstr. 14.
Vortrupp Soest: stud. theol. Friedrich Karl Neumann, S., Paulistr. 15.
Vortrupp Spandau: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Speyer: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Schwanheim a. Main: Rob. Neuendorf, Versicherungsbeamter, S., Goldsteinstr. 8.
Vortrupp Schwarzenberg, Sa.: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Schweinfurt: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
Vortrupp Stargard: Geschäftsstelle des „D. V.-B."
*Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstraße 11.
*Vortrupp Straßburg i. Els.: F. Ammann, St. i. E., Kellermannstr. 6.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Seidenstraße 46.
Vortrupp Teplitz: Rudolf Knobloch, T., Stefansplatz 1, Deutschböhmen.
Vortrupp Tilsit: Fritz Woischwill, T., Langgasse 15.
*Vortrupp Tübingen: Karl Kobold, stud. theol., T., Herrenbergerstr. 9.
Vortrupp Warnsdorf i. B.: Franz Miloschewitsch, W. (Deutschböhmen).
Vortrupp Weimar: Frl. Bertha Thomasius, W., Elisabethstr. 12.
*Vortrupp Weißenfels: Präparandenlehrer, Schulße, W., Kugelberg.
Vortrupp Werden (Ruhr): Hugo Fröhlich, W. (R.).
Vortrupp Wesel: W. Murkisch, W., Goldstr. 17.
*Vortrupp Wien: A. Hanl, Rechtshörer, W. VI, Fillgradergasse 11, Tür 7.
Vortrupp Wiesbaden: Geschäftsstelle des „D. V.-B.".
*Vortrupp Wilhelmshaven: Fried. Paul Ischt, Wilhelmshaven-Rüstr. 2, Mühlenweg 38, n. I.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
*Vortrupp Wolgast i. Pom.: Frl. Margarete Baars.
Vortrupp Zeitz: H. Foeppel, Photogr., Z., Weberstraße 17.
*Vortrupp Zittau: Max Brähmig, Sekretär a. d. Kgl. Tiefbauschule. Z., Konturstr. 29.
*Vortrupp Zschopau: A. Walter Zimmermann, Z., Obere Mühlstr. 13.
*Vortrupp Zoppot: Dr. Georg Thimm, Oberlehrer, Z., Schäferstr. 37 II.
*Vortrupp Zürich: Robert Rosenkötter, Zollikon-Z.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 4 — Der Vortrupp — 16. Februar 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 2 — 1914

**Inhalt.** Deutscher Siedlerbund. — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Bitte. — Werbematerial. — Deutscher Vortrupp-Bund.

## Deutscher Siedlerbund

### (oder Soziale Siedlungs-Gemeinschaften.)

> Wenn ihr euch um den Armen kümmert, wenn ihr Teilnahme habt für den Arbeiter in seinem Ringen, warum kommt ihr nicht und lebt mit ihnen — nicht als Vornehme, die sich herablassen unter den Geringeren zu wohnen, nicht als Reine, die den Gefallenen helfen wollen, nicht als Gebildete, die Ungebildeten lehren wollen, nicht als Vertreter der Lebensverfeinerung, die Geschmack verbreiten wollen, sondern einfach als Nachbaren, Freunde und Mitbürger?
>
> Canon Barnett.

In einer Zeit, die wie die unsre sich auf sozialem Gebiet durch eine gewaltige Organisationsarbeit sowohl staatlicher wie freier Verbände auszeichnet, werden die Stimmen derer immer dringender und warnender, die in der Verarmung unsres öffentlichen Lebens an persönlichen Taten einen ernsten Schaden sehen. Die Gefahr, daß durch die öffentliche soziale Fürsorge ein großer Teil der Freigestellten sich seiner nächsten Pflichten entlastet glaubt, ist kaum geringer als jene, daß durch überspannte Klassenkampfprinzipien die getrennten Schichten unsres Volkes an gegenseitiger Anteilnahme und Hilfe mehr und mehr verhindert werden. Wenn in dieser immer schärfer sich zeigenden Krisis etwas helfen kann, so darf diese Hilfe weder in paragraphenmäßiger Regelung noch in einer zur Selbstvereinsamung und Klassenentfremdung führenden überspannten Selbsthilfe, noch in herablassender Wohltätigkeit, noch auch in Kongressen und Resolutionen gesehen werden, sondern in einem Miteinander aller Kräfte, einem auf Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens und vorurteilsfreier Menschenachtung gegründeten Verkehr mit den handarbeitenden Volksgenossen und einem aus genauester erlebter Kenntnis der bestehenden Zustände aufbauendem freundschaftlichen Helfen.

Diese Gedanken praktisch zu betätigen, hat sich im Anschluß an die Comenius-Gesellschaft der Deutsche Siedlerbund gebildet, der in Anlehnung an das Vorbild der englischen Settlements, (wenn auch im deutlichen Bewußtsein grundlegender Unterschiede) die Gründung von Siedlungsgemeinschaften anregen und in die Wege leiten will. Diese Siedlungsgemeinschaften sind enge Verbindungen sozial denkender Menschen, die sich in den Arbeitervierteln der Städte gemeinsam ansiedeln, um mit ihrer Nachbarschaft zur Pflege gemeinsamer Güter in Verkehr zu treten und in persönlicher Weise zu helfen, wo Hilfe nottut. Als Arbeit der Siedlungsgemeinschaften, die ihren Mittel- und Ausgangspunkt in den Siedlungsheimen hat, sind beispielsweise zu nennen: Erörterungs-, Lese-, Vortrags- und Musikabende für Erwachsene; Begründung und Unterhaltung von Jugendvereinigungen, gemeinsames Spiel, Wandern und Turnen; Beschäftigung mit Kindern durch Spiel-, Arbeits-, Sing- und Bastelstunden; Hilfe bei der Armenpflege, Jugendfürsorge, Krankenfürsorge und Wohnungspflege; Einrichtung einer unentgeltlichen Rechtsauskunftsstelle, Berufsberatung für Jugendliche, Vermittelung von Ferienaufenthalt; gelegentliche Bücher-, Bilder- und Hausratausstellungen. Der engeren Gemeinschaft der Siedler treten eine größere Anzahl nicht im Siedlungsheim wohnender Helfer zur Seite, die sich zu regelmäßiger Mitarbeit etwa als Vortrags- und Klubleiter, Vorturner usw. zur Verfügung stellen.

In verschiedenen Städten ist bereits mit der praktischen Tätigkeit begonnen worden. Männer und Frauen, die an der Tätigkeit des Siedlerbundes teilnehmen wollen oder Vortruppgruppen, die sich mit dem Siedlungs-

gedanken an einem Erörterungsabend beschäftigen wollen, werden gebeten, der Geschäftsstelle des Siedlerbundes Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22, möglichst bald Mitteilung zu machen.

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Zur gefl. Kenntnisnahme für die Arbeitsausschüsse der Vortruppgruppen.** Im Laufe dieses Monats wird allen Gruppen eine Rolle mit den neuen Vortruppplakaten zugehen, von denen für Buchhandlungen, Versammlungsräume usw. gern weitere zur Verfügung stehen. Gleichzeitig fügen wir für den Presseausschuß bezw. zur Übermittlung an die in Frage kommenden Zeitungen eine Vortrupp-Novelle von J. Despoir-Gennerich bei, deren Nachdruck gern gestattet ist, sowie eine Probe der redaktionellen Hinweise, die beim Erscheinen jeder Nummer an rund 380 Zeitungen gehen. Auch davon stellen wir gern zu direkter Übermittlung auf Wunsch eine größere Anzahl zur Verfügung.

Bei dieser Gelegenheit bitten wir ebenso freundlich wie dringend, alle im Bereich der Ortsgruppen erscheinenden Zeitschriften und Zeitungen darauf durchzusehen, ob Mitteilungen über den „Vortrupp" in ihnen sich finden und stets dann das ganze Stück der betr. Zeitung uns freundlichst zu übermitteln.

Zur weiteren Ausgestaltung des Presseausschusses des „Deutschen Vortruppbundes" werden gern noch weitere Meldungen zum freiwilligen Beitritt entgegengenommen von Freunden, die Beziehungen zu dieser oder jener Zeitung haben.

Die neuen Verschlußmarken, die gewiß freundlichen Beifall finden werden, sind soeben erschienen. Näheres unter „Werbematerial".

Mit Vortruppheil!

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortruppbundes.

*

**Vortrupp Hamburg.** Außer einer Reihe sehr gut besuchter Vortragsveranstaltungen wurde die Vorbereitung des von Ad. Steinmann dramatisierten „Helmut Harringa" im Schillertheater vom Arbeitsausschusse geleitet. Die Erstaufführung fand vor nahezu ausverkauftem Theater statt, und begeistert riefen die Anwesenden zum Schlusse lebhaft nach dem Verfasser des Romans. Dr. Hermann Popert, der auch der Aufführung beiwohnte, richtete dann begeisternde Worte an die Zuhörer. Wenn auch die Dramatisierung als ein Kunstwerk nicht angesehen werden kann, so zeigt es als Propagandamittel für die Ausbreitung der Harringa-Gedanken in manchen Volkskreisen sich von guter Wirkung. Die tüchtigen Leistungen der Schauspieler wurden auch von der Presse anerkannt. — Zum Kaiser-Geburtstage wurden an die Offiziere und verantwortlichen Kreise die in Frage kommenden Vortrupp-Flugschriften gesandt. In der letzten von 21 Mitgliedern besuchten Arbeitsausschußsitzung wurden zur weiteren Ausgestaltung der Vortrupparbeiten ein Werbeausschuß, ein Presseausschuß, ein Ausschuß für die Fertigstellung des Sommerarbeitsplanes, ein Ausschuß für Wanderung und ein Ausschuß für soziale Hilfsarbeit gebildet.

*

**Vortrupp Hannover.** Am 6. Januar sprach im Konzerthause auf unsre Veranlassung Schwester Henriette Arendt vor etwa 750 Zuhörern über „Kinderhandel in Deutschland" (Kinder als Handelsware). Anschließend an den in meisterlicher Form gehaltenen Vortrag fand eine rege Wechselrede statt. Schwester Henriette Arendt konnten wir aus dem Erlös ihrer Schriften und durch eine veranstaltete Sammlung 132 Mk. als Beihilfe zu ihrer schweren, aber so segensreichen Arbeit übergeben. Auch die Presse äußerte sich sehr günstig über den Vortrag. Es wurde ferner eine einstimmig angenommene Entschließung an den Reichstag gesandt, welche: „Unverzügliche Maßregeln zur Bekämpfung des Kinderhandels" und dringend „die Einbringung eines Gesetzes gegen den Handel mit Kindern" verlangte. — Bedenkt man, daß am gleichen Abend noch mehrere große Veranstaltungen (darunter eine von 3000 Personen besuchte Versammlung) stattfanden, so kann man mit dem Besuch unsres Vortrags recht zufrieden sein. — Allen Vortruppgruppen, die für 1914 einen festen Arbeitsplan noch ausgestalteten, wird empfohlen, Schw. A. zu einem Vortrag zu gewinnen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben*). (Man wende sich an Schw. Chr. Peppel, Erfurt, Wilhelmstraße 21, die bereitwillig die Vermittlung übernimmt.)

*

*) Ähnlich wird auch aus andern Ortsgruppen berichtet. Der Geschäftsführer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Anregungen aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.**

Dr. R. in C.... Als Freund Ihrer Bewegung überlasse ich Ihnen gern folgendes Scherflein Vortrupp-Arbeit zu beliebiger Verwendung:

Liebe unbekannte Freunde! Habt Ihr nicht auch schon gemerkt, wenn Ihr den „Vortrupp" oder den „Harringa" jemand zu lesen gabt, mit dem Ihr recht gut steht, daß der betr. „Jemand" nach lieber deutscher Weise die Sache billigte, aber sofort kühl wurde, wenn Ihr ihn auffordertet, die Zeitschrift selbst zu halten und dadurch die Sache zu fördern? Bald brauchte er einen Kasten Briefpapier nötiger, bald dies, bald das, und unsere Sache gewann bei diesem Zögern nichts. Solchen Zauderern habe ich nun manchmal den schweren ersten Schritt erspart, indem ich ihn für sie tat: zu seinem Geburtstage oder zu Weihnachten kamen ihm auf einmal die braunen Hefte ins Haus, und wenn er als pflichtgetreuer Bürger bei der Buchhandlung am Orte nachfragte, hatte alles seine Richtigkeit, die Zeitschrift war für ihn bestellt! — Nun schreit nicht über Gewaltsamkeit; denn bei einem alten Griesgram würde ich selbst das nicht versuchen. Aber einen habt Ihr doch sicher auch, Du auf Du, guten Kerl, aber von der Marke „Ja, — aber". Versucht es einmal, mir ist drum noch keiner böse geworden — und das zweite Jahr, da halten sie ihn dann selber! Abgesehen davon, daß das Herumraten, wer das wohl angestiftet, viel beiträgt zur Fröhlichkeit in einem jungen Kreise. . . . .

A. G. in Z. „(an den Vorstand einer Vortruppgruppe) .... Lange schwankte ich hin und her, ob ich auf den „Vortrupp" im nächsten Jahre verzichten solle oder nicht. Haben mir schon Ihre Worte in der Seele gebrannt, so bewog mich nun die letzte schneidige Nummer der Zeitschrift noch vollends, treu zur Fahne zu stehen und so sende ich Ihnen heute per Postanweisung .... mit der Bitte, mich wiederum als Abonnenten vorzumerken. Es ist ja wahr: Mancher kommt erst auf Umwegen zu uns und da ist der „Vortrupp" wie kaum etwas anderes geeignet, diese Zaghaften und in den Banden des Althergebrachten Befangenen zu packen und aufzurütteln. . . . . ."

*

**Für unsre Wandervögel und alle sangeslustigen und kunstliebenden Vortruppfreunde** sei auch an dieser Stelle darauf verwiesen, daß soeben im Verlage von Friedrich Hofmeister, Leipzig, die lang erwartete Ausgabe des „Zupfgeigenhansls" mit vollständiger Gitarrenbegleitung in 8 Lieferungen zu je 80 Pfg. zu erscheinen beginnt. Die nicht schwere Begleitung ist vom bekannten Lautenmeister Scherrer. Jede Lieferung enthält 33 Lieder und ist auch durch jede Buchhandlung einzeln erhältlich. Für alle 8 Lieferungen kann ebenfalls durch jede Buch- und Musikalienhandlung eine einheitliche Einbanddecke bezogen werden. Frisch auf zum fröhlichen Kling, Klang, Gloria!

*

**Zur frdl. Beachtung!** Auf mehrfachen Wunsch wurde der Termin der Einsendung der Zählkarte aus Nr. 1 der „Mitteilungen" noch bis zum **15. Februar** verlängert. Die freie Spalte nach „Wandern" ist für eine nicht angegebene Lebensreformbewegung bestimmt; die Abt. Rassenfragen meint Rassenhygiene im Vortrupp-Sinne. Die auf den Zählkarten gemachten Bestellungen und Mitteilungen können natürlich erst bei der Bearbeitung der Karten berücksichtigt werden.

*

**Zur Berichtigung.** Auf Seite 4 der „Mitteilungen des Deutschen Vortruppbundes" Nummer 1 vom 15. Januar muß es statt Wilhelm Schmidt heißen stud. phil. Fritz Schmidt.

*

**Bitte.** Zu einem Vortrage mit Lichtbildern über schöne und gesunde (freideutsche) Tanz- und Spielkleidung hätten wir gern noch einige Photographien von Kleidern und Anzügen. Bedingungen: leichte Stoffe, kräftige Farben, Kniehose bezw. kurzer Rock. Alle, die ein schönes und zweckmäßiges Kleid haben oder sich eins machen, bitten wir, sich photographieren zu lassen. Am liebsten sind uns farbige (Lumière-)Aufnahmen, doch können wir auch andre sehr gut gebrauchen. Wir versprechen vorsichtige Behandlung und sofortige Rücksendung. Wer die Platte (Negativ) nicht gern aus der Hand gibt, kann davon auch am Ort ein Glasbild (Diapositiv) herstellen lassen. Bei vorheriger Mitteilung sind wir gern bereit, die Unkosten zu tragen. Je früher wir im Besitze des gesamten Stoffes sind, desto besser läßt er sich verarbeiten. Deshalb bitte sofort schreiben!! Von den Hamburg-Altonaern (u. Umgegend) dachten wir Ende Februar, Anfang März farbige Aufnahmen machen zu lassen. Für möglichst frühzeitige Meldung wären wir sehr dankbar; auch ist die Beteiligung von Schneiderwerkstätten gern gesehen. Der Vortrag wird am 27. März von Herrn Hans Huß gehalten. Später stellen wir die Sammlung von Glasbildern allen Freunden einer gründlichen Kleiderreform zu Vorträgen, Besprechungen usw. gern zur Verfügung.

Januar 1914.

Geestl. Vereinigung für Volkstänze
Anna Helms,
Fuhlsbüttel, Wachholderweg 26.
Julius Blasche, Hamburg 23, Landwehr 27.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Werbematerial

Das Werbematerial wird, wenn es nicht frei übermittelt werden kann, zu den angegebenen Preisen, die den Selbstkosten entsprechen, abgegeben. Um zeitraubende Buchungen zu vermeiden, wird freundlichst gebeten, Bestellungen nur unter Beifügung des betreffenden Betrages zu machen. Bei Bestellung von Büchereizeichen fordere man vorher Probe.

Preise unter Voreinsendung des Betrages oder unter Nachnahme mit Anrechnung der halben Zustellungsgebühren.

(Die früheren Preise sind damit aufgehoben.)

**Vortrupp-Briefbogen und Umschläge** für den persönlichen Briefwechsel sind auf mehrfachen Wunsch in zwei Ausgaben hergestellt worden. (Siehe „Mitt." Nr. 7, S. 35.)

1. Kästchen A mit bestem starken „Onama"-Papier, 25 Bogen (15: 19 cm) M. 3.50.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13: 17½ cm), aus gutem, weißem, geripptem Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.50.

| | | |
|---|---|---|
| 100 | Verschlußmarken . . | M. 0.50 |
| 200 | „ . . | M. 1.— |
| 500 | „ . . | M. 2.25 |
| 1000 | „ . . | M. 4.— |
| 500 | Büchereizeichen mit eigenem Namen . . . . . | M. 5.— |
| 250 | Büchereizeichen usw. . . . . | M. 3.80 |
| 125 | Büchereizeichen usw. . . . . | M. 3.— |
| 250 | Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . | M. 7.50 |
| 125 | Büchereizeichen in Zweifarbendruck . . . . . | M. 6.80 |

Auskunftsblätter unberechnet.

Zusammenstellung von Urteilen über den Vortrupp unberechnet.

| | | |
|---|---|---|
| 100 | Postkarten mit „Vortrupp" Aufdruck . . . . . | M. 0.50 |
| 1 | Vortrupp-Nadel (In kleinerer und größerer Ausführung, letztere auch als Brosche) . . | M. 1.— |

Blechschildchen für Kioske und sonstige Verkaufsstände unberechnet.

Vortrupp-Plakate unberechnet; desgleichen Fensterplakate von jeder lfd. Nummer.

| | | |
|---|---|---|
| 1 | Sammelmappe „Fixa" (zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigen) . . . . | M. 0.90 |
| 1 | Einbanddecke (für den ganzen Jahrgang 1912, 1913 oder 1914 ohne Anzeigen, aber mit Kinderbeilage bestimmt) . . . | M. 0.90 |
| | „Fixa"-Decke zum Einheften von 12 Nummern mit Anzeigenteil | M. 0.90 |

Anzeigen-Prospekt zum Werben von Anzeigen unberechnet.

Verzeichnis der Vortrupp-Flugschriften unberechn.

1 Satz Vortrupp-Flugschriften 1—26 . . . . . M. 3.—
(Letztere auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.)

Sämtliche Bestellungen sind An die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes Hamburg, Spitalerstr. 12. zu richten.

# Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Hamburg, Spitalerstr. 12

**Anschriften der Vortrupp-Gruppen**

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen bieten mehr oder weniger regelmäßige Vortragsveranstaltungen und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen, sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Zusätze und Änderungen (siehe Nr. 1 der „Mitt." v. 16. I. 1914, S. 6—8).

**Vortrupp Bautzen:** Oskar Kaubisch, Z., Parlistr. 7.
**Vortrupp Berg.-Gladbach:** Hans Bornemann, B.-Gl., Gronauer Wald.
***Vortrupp Bremen:** Redakteur Alfred Riebau, Bremen-Oberneuland, Rockwinkler Landstr. 20. „Haus Vortrupp".
**Vortrupp Brandenburg:** Geschäftsst. d. „D. V.-B." Ernst Ganzert jetzt Mittenwalde (Mark).
**Vortrupp Breslau:** Anschr. bleibt. Zur Zeit ohne regelm. Veranst.
**Vortrupp Bunzlau:** Oberlehrer Dettmer, B., Gymnasium; A. K. Engelmann jetzt Eden-Oranienburg.
***Vortrupp Dortmund:** Anschr. z. Zt. Karl Breitenbach, Postassistent in Hagen i. W. (Postamt).
***Vortrupp Erfurt:** Alfred Hoffmann, E., Alsenstr. 21.
**Vortrupp Hagen i. W.:** Geschäftsst. d. „D. V.-B." Joh. Bohne, jetzt Essen (Ruhr), Bornstr. 2a.
***Vortrupp Heilbronn:** Anschr. jetzt Direktor Steinegger, H., Schillerstr. 90.
***Vortrupp Lauscha:** (Siehe Vortrupp Neuhaus a. R.)
***Vortrupp Münster i. W.:** Frau Rektor J. Buhtz, M., Bogenstr. 19 (Dr. phil. Fr. Hühn, jetzt Vorstand des öffentlichen Untersuchungsamtes, Osnabrück).
**Vortrupp Paris:** Geschäftsst. d. „D. V.-B." Karl Tiemann, jetzt London SW. 21, Elmstone Road, Parsons Green, Fulham.
**Vortrupp Pirna:** Otto Reinhold, P., Dohnaische Str. 18.
***Vortrupp Rostock:** stud. phil. Werner Werth, R. Lange Str. 55 I.
***Vortrupp Wuppertal** (bisher Barmen u. Elberfeld): Schriftsteller Walter Hammer-Hösterey, Elberfeld, Königsstr. 104.
***Vortrupp Zürich:** Robert Rosenkötter, ab 1. IV., Z. 7, Wartstr. 19.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 6 — Der Vortrupp — 16. März 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen
## des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 3 — 1914

**Inhalt.** Auf zur Tat! — Der Leitaufsatz „Die Federmode". — Werbemöglichkeiten.

## Auf zur Tat!

Zu dem Aufsatz in Nr. 2 von Otto Bahnson: „Im Kampfe gegen Kinderelend".

Dieser Aufsatz erörtert die Sachlage und zeigt den Weg zur Abhilfe. Warum nicht sofort die Tat folgen lassen? Die Sache ist so klar, daß kaum Widerspruch möglich ist. In allen andern Fragen: Frauenfrage, Bodenreform usw. gibt es heftige Kämpfe, wenn die Sache zur Sprache kommt. Hier gewiß nicht. Und der Weg der Abhilfe ist so einfach. Eine soziale Tat ohne viel Mühe winkt hier.

Das wäre etwas für den Vortrupp! Da könnte er sich vor der Öffentlichkeit zeigen und sich Sympathie erwerben. Hier dürfen wir auf viele Mitarbeiter rechnen. Hier steht uns die gesamte Presse offen.

Wie ich mir die Agitation denke?

Interessierung der Öffentlichkeit, aller möglichen Vereine, der Gemeinden, der Behörden, der Abgeordneten. Petition des Vortrupp-Bundes an den Reichstag.*)

Das ist nicht so schwer zu machen. Es wird manchem eifrigen Mitgliede möglich sein, den Aufsatz von Bahnson vollständig oder auszugsweise zum Abdruck in größeren Tageszeitungen zu bringen.

Kleinere Blätter, besonders auf dem Lande, können nicht so viel Raum gewähren. Da muß sich der Vortruppfreund hinsetzen und einen ganz kurzen und klaren Auszug nach dem Artikel verfassen und den Weg zur Abhilfe durch Gesetzesänderung scharf hervorheben. Je nach der Sachlage ist zu erwähnen oder nicht, daß die Anregung vom „Vortrupp" ausgeht.

Es darf ja kein Blatt übergangen werden. Auf die Erbauungsblätter und sonstige Blätter sozialer Richtung, vielleicht sogar auf manche Fachschrift, ist Rücksicht zu nehmen. Gerade da ist das dankbarste Publikum. Da die Zeitungen nicht immer gern mit Konkurrenzblättern gleichlautende Artikel bringen, so sind in solchen Fällen Aufsätze mit verschiedenem Wortlaut und Titel zu verfassen. Dann bemerkt man bei der Übergabe oder Übersendung, daß derselbe Aufsatz nicht an andere Zeitungen versandt werde. Auf die Erleichterung von Armenlasten, der Kosten für verwahrloste Kinder und der Kosten der Rechtspflege ist hinzuweisen, daß also Gemeinde, Staat und gemeinnützige Vereine Interesse an dieser Sache haben und daß der Weg zur Abhilfe so einfach sei.

Wo ein Artikel nicht Aufnahme findet, ist oft ein „Eingesandt" anzubringen.

Man wird die Aufnahme eines Aufsatzes leichter erzielen, wenn man sich die Empfehlung bekannter Persönlichkeiten besorgt. In den meisten andern Fragen ist es oft sehr schwer, die Unterstützung einflußreicher Personen zu finden, eben weil die Fragen strittig sind und auch viel Geistesarbeit erfordern. Das fällt bei dieser Frage ja ganz weg. Man kann sich in dieser Sache getrost an Leute wenden, denen man sonst nie nahekommen kann. Man darf die gestrengsten Vorgesetzten ohne Furcht damit behelligen.

Was ist einfacher als folgendes:

„Herr X., ich bin der und der, Sie entschuldigen usw. Ich habe eine kleine Bitte, die weder Mühe noch Kosten macht, nur fünf

*) Eine solche Petition, die sich an die Vorträge von Schwester Henriette Arendt anschließt, ist bereits in Vorbereitung. Der Geschäftsführer.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Minuten Zeit und ein wenig Interesse. Wodurch Sie aber mehr Gutes tun können als sonst mit 100 Mark. Ich möchte Sie nur bitten, diesen Artikel, den ich in dies oder das Blatt bringen möchte, zu lesen und mir dann die Erlaubnis zu geben, mich auf Ihre Empfehlung zu berufen. Hier ist auch der Originalartikel im „Vortrupp", von dem die Anregung ausgeht, wenn Sie das vielleicht noch interessieren sollte. Wann darf ich mir Ihren gütigen Bescheid holen?"

Wer sollte das übel nehmen? Wer sollte diese Bitte abschlagen?

Wer käme von solchen Persönlichkeiten in Betracht? In erster Reihe die Leiter aller Vereine, die sich mit sozialen Fragen, mit Rettung verwahrloster Kinder, gefallener Mädchen usw., mit Jugendpflege jeder Art beschäftigen. Die Geistlichen haben ein ganz besonderes Interesse daran. Mancher der um Empfehlung Angegangenen wird selbst weiter dafür wirken. Die Gelegenheit, in Vereinsversammlungen mit ein paar Worten die Sache klar zu machen, gibt sich so leicht. Leicht wird es dann auch sein, eine Resolution zu erzielen und diese mit kurzer Erklärung in die Zeitungen zu bringen.

Wenn erst ein Aufsatz über die Frage erscheint und dann womöglich noch nacheinander mehrere darauf Bezug nehmende Vereinsnachrichten und Resolutionen, so wird die Wirkung vervielfältigt.

Dann wird man auch Eingaben mit Unterschriften bekannter Personen und Vereine an die Gemeindeverwaltungen, Magistrate usw. machen können, worin unter Hinweis auf Ersparnis an Armenlasten, Erziehungs-, Gefängniskosten gebeten wird, an zuständiger Stelle vorstellig zu werden.

Leicht wird man auch in Bekanntenkreisen Unterschriften unter einen Zeitungsartikel, der auf einen großen Bogen geklebt wird, bekommen und diesen Bogen den Abgeordneten seiner Gegend zusenden, mit der Bitte, diese kleine soziale Angelegenheit zu befürworten.

Alle Aufsätze und Eingesandts, Nachrichten, Resolutionen, die im Druck erscheinen, sind auszuschneiden und mit genauer Angabe der Zeitung, ihres Erscheinungsortes und des Datums, an dem sie erschien, an die Geschäftsstelle des „Deutschen Vortruppbundes" zu senden.

Ebenso sammle man, genau wie für die Abgeordneten, Unterschriften unter aufgeklebte Zeitungsartikel und sende sie, mit Ortsangabe und Datum als Überschrift, der Geschäftsstelle des „D. V.-B." zu.

Zur Krönung des Ganzen wird dann mit all den Zeitungsausschnitten und den Unterschriften vom „Deutschen Vortrupp-Bund" eine Eingabe an den Reichstag veranstaltet, wie z. B. der Bund Deutscher Bodenreformer so oft tut.

Also auf zur Tat! Hier ist eine leichte Aufgabe, an der der Vortrupp zum erstenmal geschlossen seine Kraft erproben kann. Hier kann sich zeigen, ob unter den „Vortrupp"-Lesern zur Tat entschlossene Menschen in genügender Zahl sind. Hier ist auch eine wohl kaum wiederkehrende, ganz prächtige Gelegenheit, wenn man um Empfehlung bittet, Leute mit dem „Vortrupp" bekannt zu machen, an die man sonst nie herankommen kann. Ich glaube, hier wären viele Hunderte von neuen Mitgliedern, wenn nicht Tausende, zu gewinnen.

Gering ist die Mühe des einzelnen, etwas Papier und ein wenig Porto sind die Unkosten. Zehntausende bewahrter Kinder der Lohn.

Besinnt euch nicht erst, macht euch noch in diesem Augenblick ans Werk!*) **Dr. H. Hein.**

## Der Leitaufsatz „Die Federmode"

in Nr. 5 des „Vortrupp" hat zu unsrer großen Freude gleichfalls lebhaft den Wunsch zur Tat ausgelöst.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund" hat deshalb zunächst das nebenstehend wiedergegebene einseitig bedruckte Flugblatt herstellen lassen, das als Handzettel hoffentlich die größte Verbreitung findet. Alle Vortruppfreunde und Vortruppgruppen werden gebeten, energisch sich auch dieser Sache anzunehmen.

Der „Deutsche Vortrupp-Bund" wird mit dem „Bund für Vogelschutz" e. V. zusammen versuchen, die Gewissen der Frauenwelt in Deutschland immermehr wachzurufen. Hans Paasche's Leitaufsatz erschien gleichzeitig als Vortrupp-Flugschrift zum Preise von 20 Pf. Sie ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Handzettel (auf gutem Papier 100 Stück 50 Pf. postfrei, 1000 Stück 4 Mk.) sieht wie auf der nächsten Seite angegeben aus:

*) Wo Vorträge über den Kinderschutz noch nicht gehalten sind, wende man sich an Schwester Christine Peppel, Erfurt, Wilhelmstr. 21 II, um einen Vortragsabend der Schwester Henriette Arendt einzurichten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutscher Vortrupp-Bund (Geschäftsstelle: Hamburg, Spitalerstr. 12).

## Gegen die Federmode.

# Aufruf.

Deutsche Frauen, deutsche Mädchen, die Schöpfung selbst bittet Euch, sie ruft Euer Mitleid an:

Macht dem grausamen Vogelmord ein Ende. Sprecht Euern Willen aus: es soll kein Vogel mehr getötet werden, um als Hutschmuck zu dienen.

Verzichtet auf alle Federhüte außer Hüten mit Straußenfedern, weil nur Straußenfedern durch Zucht gewonnen werden, alle anderen Federn aber, wenn sie nicht dem Schlachtgeflügel entnommen werden, nur durch grausame Vernichtung unersetzlicher, schöner Vögel beschafft werden.

Wisset: Edelreiher und Paradiesvögel und manche andere Vogelarten stehen jetzt infolge der Hutmode unmittelbar vor ihrer Ausrottung. Der Handel sucht Euch über diese Tatsachen zu täuschen und streut Unwahrheiten aus. Abhilfe ist noch möglich, wenn Ihr helft, eine große Bewegung zum Schutze der gefährdeten Geschöpfe zu erregen. Andere Staaten haben schon den Handel mit den genannten Federn verboten. Nur Verbotgesetze können helfen. Sprecht viel davon, dann kommen sie.

Lernt die Federn kennen, die auf Hüte gebunden werden, damit Ihr wißt, von welchem lebenden Wesen sie stammen. Die Kenntnis der Vogelwelt, eines der größten Wunder der Natur, wird Euch glücklicher machen. Denkt an das Schicksal des Tieres, dessen Federn Euch zum Kauf angeboten werden. Werbt für den Schutz der gefährdeten Vögel, indem Ihr sprecht von blutigen Federn, im Gegensatz zu harmlosem Federschmuck.

Bedenkt: Die meisten Frauen, die blutige Federn tragen, sind sich der Grausamkeit noch nicht bewußt.

Es wird nichts Unbilliges verlangt, sondern nur dies: Die Mode soll von den lebenden Tieren der Wildnis ablassen, bevor sie ausgerottet werden und sich auf den Hutputz beschränken, der beschafft werden kann ohne blutigen Eingriff in die lebendige Natur.

Laßt Euch nicht von der Mode beherrschen, sondern von Euren eigenen sittlichen Kräften, von Eurem Gewissen und Eurem Schönheitssinn. Mag die Mode an sich sein was sie will; in unserer Zeit ist sie nur ein Mißbrauch und wird von Unternehmern gemacht. Die Zeit, wo man bei edlen Frauen anfragte, was sich ziemt, ist nicht mehr. Heute sind es nicht gerade edle Frauen, mit deren Hilfe das Unternehmertum Moden aufstellt.

Verbittet es Euch, daß solch eine Mode Euch blutige Federn aufzwingen will; fordert harmlosen Hutschmuck.

Wenn Ihr nicht die Hutmacherin erzieht, dann gebietet sie Euch und gewöhnt Euch an Roheiten. Vergeßt nicht, daß Ihr als Käufer Macht habt; und Macht verpflichtet.

---

Deutsche Frauen, deutsche Mädchen, verbreitet dieses **Flugblatt** allüberall. 100 Stück zu 50 Pf. postfrei von obiger Geschäftsstelle (1000 Stück postfrei M. 4.—).

Näheres in der Vortrupp-Flugschrift von **Hans Paasche, Die Federmode** (zum Preise von 20 Pf. durch jede Buchhandlung).

Tretet dem **Bund für Vogelschutz** e. V., Stuttgart, Jägerstr. 34 (Mitgliedsbeitrag 50 Pf., 39000 Mitglieder) bei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Werbemöglichkeiten.

Um jedes Vortruppmitglied soweit wie irgend möglich zur Werbetätigkeit anzuregen, ist im Vortrupp Kiel eine Reihe von Werbemöglichkeiten zusammengestellt worden. Wir bitten alle Vortrupp-Freunde weitere Möglichkeiten dem Werbeausschuß des Vortrupp Kiel (Mar.-O.-Z. Julius Thauer, Kiel, Jägersberg 19) zur Vervollständigung des Verzeichnisses mitzuteilen. Die Zusammenstellung soll dann nochmals veröffentlicht werden, um jede Werbeabsicht zu möglichst vielseitiger Betätigung anzuregen.

## I. Werbemöglichkeiten für Vortrupp-Gruppen:

1. Rundschreiben an Eltern von Abiturienten in der vom Vortrupp Mannheim ausgeführten Art (vgl. die „Mitteilungen des Vortruppbundes" 1913, Seite 41).
2. Überlassung von „Vortrupp"-Jahrgängen, „Vortrupp"-Bezügen (Gutscheinen) und Harringa-Bänden an Schulbehörden als Prämien für geeignete Schüler; ferner an Soldatenbüchereien und Schiffsbüchereien.
3. Veranlassung von Ausstellungen in Buchhandlungen. (Wirkungsvoll ist schon eine Anzahl von „Vortrupp"-Heften mit bunten Bauchbinden; „Mitteilungen" 1913, S. 36).
4. Ausnutzung der Zeiten des großen Reiseverkehrs in der vom Vortrupp Mannheim mitgeteilten Weise (Mitt. 1913, S. 32).
5. Jahrmarktbücherzelte mit Lebensreform-Schriften (Mitt. 1914, S. 4).
6. Verteilung von Werbematerial in (oder nach) Versammlungen von Abstinenten, Bodenreformern, Frauenvereinen und ähnlichen Organisationen.
7. Verteilung von Vortrupp-Gutscheinen an die Mitglieder der Ortsgruppe (besonders vor der Weihnachtszeit).
8. Tageszeitungen zum Abdruck von Aufsätzen aus dem Vortrupp zu veranlassen („Pressemitteilungen" liefert auf Wunsch die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes).
9. Einwirkung auf Lesehallen, Volksheime, Lichtluftbäder, Reformgasthäuser u. dgl. zum Beziehen des „Vortrupp" (und Aushängen des Vortrupp-Kalenders).
10. In Hafenstädten Verteilung von „Vortrupp"-Heften (mit Auskunftsblatt usw.) auf Schiffen (auch auf Segelschiffen).

## II. Werbemöglichkeiten für das einzelne Vortruppmitglied:

1. Benutzung von Vortrupp-Briefbogen und Vortrupp-Briefhüllen (Mitt. 1913, S. 35) sowie von Vortrupp-Postkarten und Briefverschlußmarken.
2. Verwendung von Vortrupp-Büchereizeichen (für eigene und für Vereins- usw. Büchereien).
3. Auslegen von „Vortrupp"-Heften in Sprechzimmern von Ärzten; Aushängen (durchlochte Hefte, Mitt. 1913, S. 44) in Reform-Restaurants, Barbiergeschäften, Straßenbahnen, Dampfern, Kleinbahnen, die Bücherkästen führen (Mitt. 1913, S. 28) usw.
4. Vortrupp-Nadel tragen auf Wanderungen, Reisen, Versammlungen usw.
5. Auf Reisen, Ferienaufenthalten u. dgl. an Stelle von sog. Trinkgeldern Harringa-Bände u. Vortrupp-Kalender verschenken.
6. Den „Vortrupp" verlangen in Bahnhofsbuchhandlungen, Kiosken u. dgl.
7. Anzeigen werben für den „Vortrupp" (Kleinanzeigen!).
8. Werben auf Wanderungen (auch in den Rucksack gehört Werbematerial!) durch Überlassen von „Vortrupp"-Heften (mit darinliegendem Bestellzettel) als Reiselesestoff (Mitt. 1913 S. 21).

   Der Vortrupp Kiel hat seine Sommerwanderungen regelmäßig dazu benutzt, um Werbematerial zu verteilen. Nach vorheriger Feststellung (aus Adreßbüchern, Telephonverzeichnissen usw.) der Namen von Persönlichkeiten, bei denen schöngeistige und soziale Interessen vorausgesetzt werden konnten (besonders Pastoren, Lehrern u. dgl.), wurde diesen Herren ein Brief überreicht, der ein Probeheft, Auskunftsblatt mit Bestellkarte und rotangestrichenen Literatururteilen und außerdem ein hektographiertes Schreiben enthielt, in welchem u. a. besonders darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Vortrupp etwas ist, was not tut. (Schluß folgt in Nr. 4 der „Mitt.")

*

**Vortrupp Hamburg** (unter Bezugnahme auf „Mitt." Nr. 2, vom 16. Februar 1914, S. 10). Weitere Abdrucke der in den Mitteilungen Nr. 2, 1914 erwähnten Vortrupp-Novelle „Am Kreuzweg"
von J. Despois-Gennerich
sind zum Preise von 10 Pfg. für 2 Stück frei beim Schriftwart des Vortrupp Hamburg, E. Normann, Hamburg 36, Neuerwall 70/74 erhältlich.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 8 — Der Vortrupp — 16. April 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 4 — 1914

Inhalt. I. Deutscher Vortrupp-Tag vom 4. bis 6. Juni in Leipzig. — Werbemöglichkeiten (Schluß). — Aus der Vortrupp-Arbeit. — Deutscher Vortrupp-Bund.

## I. Deutscher Vortrupp-Tag

### vom 4.—6. Juni in Leipzig.

Nur wenige Wochen noch trennen uns von der Eröffnung des I. Deutschen Vortrupp-Tages in Leipzig. Die diesjährige Pfingstwoche wird allem Anscheine nach eine große Zahl von Mitgliedern unsrer freien Tatgemeinschaft miteinander zur Beratung wichtiger Vortruppfragen in der schönen Pleißestadt zusammenführen, die besonders durch die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra) für alle Lebensreformer von ganz besonderer Anziehungskraft sein dürfte. Wurde doch aus diesem Grunde und weil gerade in der Pfingstwoche viele Vortruppfreunde vor dem 4. und nach dem 6. Juni nach Leipzig oder sonst nach Mitteldeutschland geführt werden, Ort und Zeit wie oben angegeben zur Abhaltung des I. Deutschen Vortrupp-Tages beschlossen.

Der Arbeitsplan der Tagung wurde so gestaltet, daß eine Zersplitterung durch die „Bugra" nicht zu befürchten ist und doch jeder Teilnehmer auch das von der hochbedeutsamen Ausstellung mitnehmen kann, das ihm dauernde Werte zu liefern imstande ist. Die „Bugra", das mag hier kurz erwähnt sein, wird eine Weltkulturausstellung werden, die sich nicht nur an Fachleute wendet, sondern die jeden einzelnen angeht, die jeden fesseln und ihm in sinnfälliger leichtfaßlicher Weise wertvolle Aufklärungen und Anregungen mitgeben wird. Letzteres besonders aber jedem, der sich zum Vortrupp der Kultur unsrer Zeit rechnet. Will die Ausstellung doch alles, was Buchgewerbe und Graphik, was Druck-, Schreib- und Schriftwesen der Menschheit an ideellen, reinen Werten gegeben, ihre Bedeutung für unsre gesamte Kulturentwicklung usw. in einer gewaltigen, lückenlosen Schau vereinigen. Wir, die wir dem Werdenden dienen, können und dürfen daran nicht vorübergehen, ohne ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Und viel haben wir Vortruppfreunde einander zu sagen. Überraschend schnell ist unsre freie Tatgemeinschaft aus unserm „Vortrupp" herausgewachsen, etwa sechstausend begeisterte deutsche Frauen und Männer haben sich aus der jetzt rund Zehntausend umfassenden Beziehergemeinde des „Vortrupp" zu gemeinsamem Handeln in ihr zusammengeschlossen. Da gilt es gar mancherlei Fragen rein geschäftlicher Art, in denen die Meinungen naturgemäß noch nicht geklärt sind und noch nicht übereinstimmen können im rechten Vortruppgeiste zu besprechen; es gilt aber für unsre Vortrupp-Gemeinschaft die rechte Stellung zu finden zu den wichtigsten Lebensreformfragen dieses Jahres: Erziehungs- und Schulreform und zur Vortrupp-Jugendbewegung, wie sie seit den herzerfreuenden Tagen auf dem Hohen Meißner sich gestaltet. Dr. phil. Reinhard Strecker, Bad Nauheim, der unermüdliche Vorkämpfer für Volksbildung und Persönlichkeitskultur wird dazu den einleitenden Hauptvortrag halten. So wird der Arbeitsplan nach den dargelegten Gesichtspunkten unter diesen einheitlichen Gedanken stehen und voraussichtlich auch seinen Hauptzweck erfüllen, alle Teilnehmer mit neuentflammter Begeisterung und frischem Arbeitsmut für das Wirken zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besten unsres Vaterlandes im Vortruppsinne zu erfüllen.

Nachstehend der vorläufige

Arbeitsplan:

Mittwoch, den 3. Juni: für die bereits eingetroffenen Mitglieder zwangloses Beisammensein im Königin-Luise-Haus von 8 Uhr ab, das gleichzeitig während der ganzen Tagung als Treffpunkt dient.

Donnerstag, den 4. Juni: vormittags 9 Uhr: gemeinsamer Besuch des Völkerschlachtdenkmals. Chorgesang von der Kuppel (Treffpunkt bis 9 Uhr rechts vom Teiche vor dem Denkmal);

vormittags 11 Uhr: Erste allgemeine Führung durch die „Bugra";

mittags 1½ Uhr: Verteilung zum Mittagessen in der Bugra, der „Ceres" oder „Pomona";

nachmittags 3 Uhr: Treffpunkt: Denkmal auf dem Königsplatz. Führung um die Altstadt Leipzigs, bzw. zwangloser Besuch der „Bugra";

abends 8 Uhr: Abendversammlung im Königin-Luise-Haus.

I. **Eröffnung** des I. Deutschen Vortrupp-Tages (Dr. Hermann M. Popert).

II. Ansprache: **„Glaube an die Sache, der du dienst"** (Hans Paasche).

III. Beratung und Beschlußfassung über

a) Petition zur Schaffung eines Gesetzes gegen den Kinderhandel (Pfarrer Bruns, Straßburg i. E.);

b) Petition zur Schaffung eines Gesetzes gegen den Vogelmord (Hans Paasche).

IV. Aussprache.

Freitag, den 5. Juni: vormittags 9¼ Uhr: Hauptversammlung des I. Deutschen Vortrupp-Tages im großen Kongreß-Saal der „Bugra".

I. Festansprache: **Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?** (Dr. Hermann M. Popert).

II. Vortrag von Dr. phil. Reinhardt Strecker, Bad Nauheim: **„Jugendbildung und Persönlichkeitskultur".**

III. Allgemeine Aussprache über die Forderungen des Deutschen Vortrupp-Bundes zur Schul- und Erziehungsreform und über die Entwicklung der gegenwärtigen Jugendbewegung;

mittags 12 Uhr: Führung durch die Abteilung „Schule und Erziehung" der „Bugra".

nachmittags 2 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl im Königin Luise-Haus;

nachmittags 4 Uhr: Zwangloser Besuch der „Bugra" und Führung durch den Geschäftsführer: Was bietet die „Bugra" für die deutschen Lebensreformer?"

abends 8 Uhr: Geselliges Beisammensein im Königin Luise-Haus.

Sonnabend, den 6. Juni, vormittags 9 Uhr: Schluß-Sitzung des I. Deutschen Vortrupp-Tages in den oberen Sälen des Königin Luise-Hauses.

I. Richtlinien der Vortrupp-Bewegung (Dr. Georg Thimm, Zoppot, und der Geschäftsführer).

II. Anregungen und Aussprache. — Geschäftliches.

III. Schließung des I. Deutschen Vortrupp-Tages durch den Vorsitzenden. Von 11 Uhr ab zwangloser Besuch der „Bugra" usw.

* * *

Zu dem obigen Arbeitsplane sei schon jetzt bemerkt, daß Königin Luise-Haus, Denkmal und „Bugra" nahe beieinander liegen und vom Hauptbahnhofe in 20 Minuten mittels elektrischer Bahn zu erreichen sind.

Der nächsten Nummer des „Vortrupp" vom 1. Mai wird der Einfachheit halber eine Meldekarte für den I. Deutschen Vortrupp-Tag zur allgemeinen Benutzung beigefügt werden. Es wird freundlich gebeten, diese Karte auch dann auszufüllen, wenn bereits die Anmeldung erfolgt ist.

Der Preis der Teilnehmerkarte zur Bestreitung der Unkosten konnte auf Mark 4 ermäßigt werden. Die Mitglieder haben dadurch Anrecht auf freien Besuch aller Veranstaltungen des I. Deutschen Vortrupp-Tages, auf einen dreitägigen Besuch der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik, auf den Dürerbund-Führer von Leipzig und auf einen zusammengefaßten Bericht über den I. Deutschen Vortrupp-Tag, der später zugestellt wird.

Der Wohnungsausschuß des Vortrupp Leipzig hat eine Anzahl preiswerter Wohnungen für den Vortrupp-Tag sich gesichert; es ist jedoch unbedingt erforderlich, die erwähnte Meldekarte in der ersten Maiwoche an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes abzusenden.

Weitere geschäftliche Mitteilungen erfolgen auch auf der Anzeigen-Seite XVI der nächsten „Vortrupp"-Hefte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vortrupp-Gruppen werden dringend gebeten, schon jetzt der Geschäftsstelle anzugeben, wer die Gruppe als solche vertreten wird.

Alle Vortruppfreunde aber werden herzlich ermuntert, für den I. Deutschen Vortrupp-Tag eine recht rege Werbetätigkeit zu entfalten. Nur dann wird der erhoffte Erfolg im vollen Umfange eintreten. Heil dem I. Deutschen Vortrupp-Tage in Leipzig vom 4.—6. Juni d. J.!

## Werbemöglichkeiten.

(Schluß von S. 14 in Nr. 3 der „Mitteilungen".)

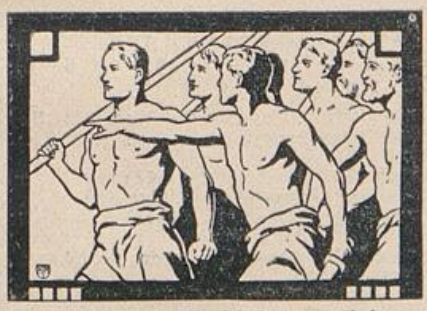
Auf diese Weise sind in der Umgegend von Kiel etwa 350 Personen mit dem Vortrupp bekannt gemacht worden.

9. Als Geburtstags-, Weihnachts- usw. Geschenke werden empfohlen:
   I. Vortrupp-Kalender und Gutscheine auf „Vortrupp"-Bezüge, ferner:
   II. Popert, Helmut Harringa (1,80 M.).
   III. Bonne, Im Kampf um die Ideale (Volksausgabe 2,80 M.).

### III. Allgemeines.

Werbematerial ist besonders wirkungsvoll, wenn einzelne Stellen (z. B. einzelne Literatururteile oder in den „Vortrupp"-Heften einzelne Aufsätze und Aufsatzteile) mit Buntstift angestrichen sind.

Nicht nur, weil der Leser dadurch sogleich auf das Wichtigste gestoßen werden kann, sondern, weil durch geschicktes Anstreichen und Unterstreichen gleichzeitig eine gewisse Neugierde erweckt wird.



Vortrupp-Klischees liefert die Geschäftsstelle des „D. V. B.", Hamburg, Spitalerstr. 12, wie bisher postfrei zum Preise von 1 M., für Kiel und Umgegend auch zum gleichen Preise unter Voreinsendung des Betrages die Graphische Kunstanstalt L. Handorff, Kiel. Der Bildstock ist besonders bei der Herstellung von Zeitungsanzeigen, Einladungskarten, Eintrittskarten usw. zu empfehlen.

Wir bitten alle Vortruppfreunde, weitere Werbemöglichkeiten dem Werbeausschuß des Vortrupp Kiel (Thauer, Kiel, Jägersberg 19) zur Vervollständigung des Verzeichnisses mitzuteilen. Die Zusammenstellung soll dann nochmals veröffentlicht werden, um jede Werbeabsicht zu möglichst vielseitiger Betätigung anzuregen.

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Mit der Bitte um Kenntnisnahme für alle Mitglieder.**

Den Leitaufsatz „Die Federmode" von Hans Paasche, der soeben als Vortrupp-Flugschrift Nr. 28 zum Preise von 20 Pf. (100 Stück M. 10) erschienen ist, sowie den Handzettel Aufruf gegen die Federmode (1000 Stück postfrei M. 4) bitten wir weiter recht kräftig zu verbreiten und gleichzeitig auf den „Bund für Vogelschutz e. V.", Stuttgart, Jägerstr. 34 dabei zu verweisen. Dieser der Vogelschutzsache energisch dienende Bund hat zurzeit 39500 Mitglieder und erhebt einen Mindestjahresbeitrag von 50 Pf., einen Mindestbeitrag für Lebenszeit von M. 10 und für Vereine und Gemeinden einen Mindestbeitrag von M. 3. Ihn in seiner Aufklärungsarbeit kräftig zu unterstützen, ist eine wackere Vortrupparbeit. Den diesmaligen „Mitteilungen" ist eine Postkarte beigefügt, die hoffentlich von allen Lesern mit genauen Unterschriften und Wohnungsangaben an die Geschäftsstelle des Bundes für Vogelschutz e. V., Stuttgart, Jägerstr. 34 gesandt wird. Die männlichen Vortruppfreunde werden gewiß in den ihnen bekannten Frauenkreisen gern darauf hinwirken, daß niemand sich von dem Verzicht auf das Tragen von Reiher- und Paradiesvogelfedern und Kolibribälgen ausschließt. Weitere Karten sind nur von der Geschäftsstelle des Bundes für Vogelschutz, e. V. zu beziehen, die dieser Nummer ferner eine Tafel über die fortschreitende Schmuckvogelausrottung angefügt hat.

*

**Vortrupp Mannheim.** Unter den auf der Hauptversammlung des Vortrupp Mannheim am 6. Februar beschlossenen Gegenständen dürfte die Bildung eines besonderen Frauen-Ausschusses auch für die übrigen Vortruppgruppen von besonderer Bedeutung erscheinen. Man hatte die Überzeugung gewonnen, daß es durch die Bildung eines besonderen Frauen-Ausschusses möglich sein würde, 1. Frauen von Familien zum Vortrupp zu ziehen, in denen der Mann die Vortrupp-Gedanken noch nicht zu teilen vermag, aber doch langsam durch die Frau von ihrer Richtigkeit überzeugt werden könne,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. den Frauenmitgliedern des Vortrupp Mannheim Gelegenheit zu geben, unter sich die Aussprache über die Vortrupp-Aufgaben zu pflegen, da leider in den allgemeinen Versammlungen die Frauen sich nicht immer so an der allgemeinen Aussprache beteiligten, wie es wünschenswert erscheinen müsse, und da manche Besprechungsgegenstände, wie Haushaltungsreform, Kleiderreform, Kindererziehung durch eine Vorbesprechung in Vortruppfrauenkreisen allein wahrscheinlich besser vorbereitet werden könnten, und 3. eine günstigere Tageszeit für solche Gegenstände genommen werden könne, als es den männlichen Mitgliedern möglich sei. Der Arbeitsausschuß wurde jetzt so organisiert, daß die Vorsitzende des Frauen-Ausschusses, Fräulein H. Herbert, Lehrerin, Mannheim, Augusta-Anlage 9, gleichzeitig auch Mitglied des Arbeitsausschusses ist. Man hofft, daß die Frauen nun mit noch größerer Anteilnahme auch an den allgemeinen Vortrupp-Versammlungen sich beteiligen werden. Geschäftsführerin der Frauengruppe des Vortrupp Mannheim ist Fräulein Mia Weißenborn, Mannheim, Richard-Wagner-Straße 21. In der für den 6. März einberufenen ersten Versammlung des Frauen-Ausschusses sind die Arbeitsgebiete festgelegt worden. In Aussicht genommen ist, zunächst in den Arbeitsplan zu stellen: „Frauenkleidung und Frauenkultur", „Die Frau als Käuferin" und „Eine Stilerneuerung unseres gesellschaftlichen Lebens von heute", gewiß Gebiete, auf denen im Vortruppsinne außerordentlich viel noch geleistet werden muß. Das Vorgehen des Vortrupp Mannheim verdient von allen Vortruppgruppen nachgeahmt zu werden. In dem edlen Wetteifer zwischen Frau und Mann im Vortruppsinne vorwärts zu kommen, wird die Allgemeinheit stets den größten Gewinn ziehen.

Die in der Hauptversammlung auf Grund der bisherigen Erfahrungen beschlossene neue Satzung hat folgende einfache Fassung erhalten:

1. Satz.

Die Mannheimer Ortsgruppe des „Deutschen Vortrupp-Bundes" ist eine freie Tatgemeinschaft aller Vortruppbezieher in Mannheim und Umgebung, welche durch mündliche oder schriftliche Erklärung an den Vorstand der Ortsgruppe oder des Bundes sich zusammenschließen.

2. Satz.

Die Ortsgruppe wird von einem Arbeitsausschuß geleitet, welcher aus einem 1. und einem 2. Vorsitzenden, einem 1. und einem 2. Geschäftsführer und 3 Beisitzern besteht.

Für besondere Fälle können vom Arbeitsausschuß selbst oder von der Mitgliederversammlung weitere Beisitzer ernannt werden.

3. Satz.

Sämtliche Mitglieder verpflichten sich zur Mitarbeit im gegebenen Falle.

4. Satz.

Die notwendigen Geldmittel werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht.

5. Satz.

Die Ortsgruppe bestrebt sich, mit sämtlichen Lebensreformvereinen am Orte engere Beziehungen anzuknüpfen und sie mit allen Kräften zu unterstützen.

Die Zuschriften für den Vortrupp Mannheim sind zunächst an den 1. Vorsitzenden Dr. August Böckler, Chemiker, Mannheim-Waldhof, Sandhoferstr. 112, zu richten.

# Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Hamburg, Spitalerstr. 12

**Anschriften der Vortrupp-Gruppen**

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen bieten mehr oder weniger regelmäßige Vortragsveranstaltungen und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen, sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

Zusätze und Änderungen (siehe Nr. 1 der „Mitt." v. 16. I. 1914, S. 6—8) u. Nr. 2 v. 16. II, S. 12.

**Vortrupp Arolsen:** Klempnermstr. Bangart, A.

**Vortrupp Braunschweig:** Peckmann, stud. jur. Br., Altewiekring 4.

***Vortrupp Buch b. Nürnberg:** Lorenz Lechner, Schriftwart. Almoshof b. Nürnberg, Nr. 114.

**Vortrupp Burg a. Fehmarn:** P. Küter, p. Adr. Oldenburg Landesbank, B. a. F.

***Vortrupp Dortmund:** E. Eisinger, Postsekretär, D., Staufenstr. 56.

**Vortrupp Einbeck:** K. Struß, E., Walkenmühlenweg 16.

***Vortrupp Frankfurt a. M.:** Dr. Albert May, Fr. a M., Eschenheimerstr. 16 II.

***Vortrupp Freiburg i. Br.:** Walter Schmitt, Fr. i. Br., Stadtstr. 54.

***Vortrupp Görlitz:** Dr. Georg Klatt, Oberlehrer, G., Blumenstr. 27 II.

***Vortrupp Kiel:** Obmann jetzt: Oberlehrer Becker, Zuschriften an den Schriftwart Hauß, K., Langereihe 21.

***Vortrupp Leipzig:** Hugo Aurig, L.-Marienhöhe, Thiemstr. 21 I.

***Vortrupp München:** Obmann jetzt: Dr. G. Bender, M., Gabelsbergerstr. 76a.

***Vortrupp Orlamünde:** Werkmeister H. Rust, Naschhausen-Orlamünde.

**Vortrupp Prag:** Ortsgruppe „Vortrupp" des österreichischen Wandervogels: Wernher Steinitz Prag-Smichow, Ferdinandskai 27.

***Vortrupp Stettin:** Ingenieur Franz Mattheker, St., Mühlenstr. 151 II.

***Vortrupp Wilhelmshaven:** Fried. Paul Ischt, Rüstringen-Wilhelmshaven, Peterstr. 93 IV, l.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 10 — Der Vortrupp — 16. Mai 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen
## des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 5 — 1914

Inhalt. Auf zum I. Deutschen Vortrupp-Tage! — Werbung im Sommer. — Ein Vorschlag. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

## Auf zum I. Deutschen Vortrupp-Tage!

„Wer Kräfte fühlt, der muß die Kräfte regen."

* * *

„Alle höheren Lebenswerte sind nur erreichbar durch das Zusammenwirken Vieler."

Die erste größere Zusammenkunft der Vortrupp-Freunde verspricht nach den bisher eingelaufenen Zuschriften zu schließen, den hohen Erwartungen zu entsprechen, die der Arbeitsausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes auf diese Tagung gesetzt hat. Gewiß werden auch die Teilnehmer dieser Tagung mit neuem Eifer und neuem Hoffen durch die Aussprache mit den nach Leipzig kommenden Vortrupp-Freunden erfüllt werden. Das Programm ist nach der Bekanntgabe in der letzten Nummer der „Mitteilungen" nicht mehr verändert worden; die Einzelheiten bitten wir der Anzeige auf Seite 16 des Anzeigenteils der laufenden Nummer zu entnehmen. Wir bitten nur zu beachten, daß Dr. Reinhardt Strecker, Bad Nauheim, den Wortlaut seines Vortrages jetzt wie folgt gefaßt hat „**Fichtes sittliche Forderung an die Jugend.**"

Von einer größeren Zahl Mitglieder wissen wir, daß sie bestimmt zum I. deutschen Vortrupp-Tage nach Leipzig kommen, aber wir vermissen noch ihre Anmeldung auf der Meldekarte, die der vorigen Nummer des „Vortrupp" beigefügt worden war. Die Benutzung dieser Karte erleichtert der Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes und dem Arbeitsausschusse des Vortrupp-Tages in Hamburg außerordentlich die Arbeit. Wir bitten deshalb dringend, sie umgehend auszufüllen und abzusenden. Da in Leipzig in den Pfingsttagen eine Reihe Kongresse stattfinden und gerade dann der Besuch der „Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik" viele Fremde dorthin zieht, ist es natürlich nicht leicht, für unseren Wohnungsausschuß die allen Wünschen gerecht werdenden Unterkunftsgelegenheiten zu schaffen, wenn erst die Anmeldung in den letzten Tagen erfolgt.

Auf verschiedene Anfragen sei gern ausdrücklich hervorgehoben, daß Bezieher des „Vortrupp", die Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes" n i c h t sind, selbstverständlich auch als Teilnehmer des I. deutschen Vortrupp-Tages herzlich willkommen geheißen werden.

Diejenigen Vortrupp-Gruppen, die ihre besonderen Vertreter noch nicht aufgegeben haben, werden freundlichst gebeten, es baldmöglichst zu tun. Wo Mitglieder des betr. Arbeitsausschusses verhindert sind, selbst zu kommen, kann ein anderes Mitglied mit der Vertretung bevollmächtigt werden. Auf Wunsch verschiedener Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes", die beruflich gezwungen sind, schon am 4. Juni wieder abzureisen, aber deshalb etwas früher nach Leipzig kommen, wird bemerkt, daß am Mittwoch, den 3. Juni, nachmittags 3 Uhr im Königin Luise-Hause eine zwanglose Vorbesprechung stattfinden wird. Wer dagegen irgend es einrichten kann, wird freundlich gebeten, auch am Sonntag, den 7. Juni noch in Leipzig zu verweilen, da dann nach seinem Arbeitsplan der Vortrupp Leipzig eine seiner halb-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

monatlichen Veranstaltungen und zwar dann im Oberholze (Universitätsholz) abhält. Näheres darüber wird während des Vortrupp-Tages mitgeteilt werden.

Alle Teilnehmer wollen während der Tagung das Tragen der Abzeichen nicht vergessen. Welchen Wert das auf größeren Tagungen hat, wissen alle diejenigen Freunde, die wiederholt auf Kongressen gewesen sind, zu schätzen. Abzeichen werden auch zu den angegebenen Zeiten beim Arbeitsausschusse am Versammlungsorte zu haben sein.

Da dieses die letzte Nummer der „Mitteilungen" vor unserer Tagung ist, nochmals mit herzlichem Vortrupp-Heil der Ruf:

**Auf zum I. deutschen Vortrupp-Tage nach Leipzig!**

## Werbung im Sommer.

Unter dieser Überschrift brachten wir im 2. Jahrgange der „Mitteilungen" einen Aufsatz, aus dem wir die nachfolgenden Ausführungen ins Gedächtnis zurückrufen möchten: Auf der Wanderung, auf der Fahrt in der Eisenbahn und im Dampfschiff findet sich immer Gelegenheit, das Gespräch auch auf diejenigen großen Fragen unsrer Zeit zu richten, die der „Vortrupp" wiederzuspiegeln sich bemüht. Deshalb bitten wir unsere Freunde, für solche Gelegenheit immer ein Auskunftsblatt oder eine Bestellkarte bei sich zu führen. Eine freundliche Bemerkung genügt oft, um zu einem Probebezuge anzuregen. Die bei solcher Gelegenheit fortgegebene Nummer wird vom Verlage bereitwilligst wieder ersetzt.

Auch in diesem Jahre bitten wir diejenigen unserer Freunde, die in der glücklichen Lage sind, einige Wochen zur Erholung zu verreisen, ihren „Vortrupp" sich nicht nachsenden zu lassen (Mitteilung an das betr. Postamt genügt), sondern uns ihre verschiedenen Ferien-Anschriften aufzugeben. Der Verlag wird dann veranlassen, daß sie dorthin die fälligen „Vortrupp"-Nummern erhalten. Er erbittet als Gegenleistung nur die Weitergabe dieser Nummer an Reisegefährten oder Bekannte, die für Vortrupp-Gedanken aufnahmefähig sein können oder um die Auslage in Lesezimmern usw. Sie können um so mehr diese Vortrupp-Hefte fortgeben, da sie bei der Rückkehr die inzwischen erschienenen Nummern vorfinden. Einer unsrer Freunde, der im Sommer regelmäßig ein Seebad aufsucht, weist stets gern seine „Strandkorb-Bekanntschaften" auf den „Vortrupp" hin und läßt das ihm nachgesandte Heft zuweilen von Korb zu Korb gehen. Er freut sich dann jedesmal, wenn dieser oder jener Vortrupp-Aufsatz zu einer anregenden Besprechung in der Faulenzerzeit am Strande führt. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß die Besucher der Badeorte im allgemeinen einen besonders geeigneten Boden zur Werbung für „Vortrupp-Gedanken" nicht bieten. Ihre Anschauungen sind von denjenigen der Lebensreformer der verschiedensten Art oft noch zu weit entfernt, als daß schnell ein Erfolg bei der versuchten Werbung erzielt werden kann. Hier gilt's, die Hoffnung solange nicht zu verlieren, als bis man erkannt hat, daß manche Menschenherzen anscheinend dem nackten Felsen ohne jede aufnahmefähige Ackerkrume gleichen.

Die meisten Lebensreformer unserer Zeit suchen glücklicherweise die schönste Erholung, wenn irgend ihr körperliches Befinden es gestattet, im Wandern durch Wald und Flur, mit dem Rucksack auf dem Rücken. Der wird nicht sonderlich beschwert, wenn auch einige Vortrupp-Hefte hineingesteckt werden, die man doch sehr bald gut unterzubringen weiß.

## Ein Vorschlag.

In einem Dorfe in der Nähe der Großstadt hat der Bürgerverein einen Schaukasten neben der Straßenbahnhaltestelle ausgehängt. Während der Wartezeit werden die Anzeigen über Wohnungsverhältnisse usw., die im Kasten aushängen, trotz ihres langweiligen Inhalts eifrig durchstudiert.

Warum nicht an solchen Stellen einen „Gemeinnützigen Kasten" oder „Vortrupp-Kasten" anbringen. Gerade in der Umgebung der Großstadt fänden Veröffentlichungen dieser Art ein großes Publikum. Leute, die sonst nie solchen Fragen Beachtung schenken, die beim Zeitungslesen wegen der Fülle des Gebotenen keine bleibenden Eindrücke empfangen, lesen hier, weil sie nichts anderes zu tun haben, mit Andacht.

In kleinen Landstädten, wo nicht so viel Ablenkung wie in der Großstadt ist, würde sich ein solcher Kasten sehr lohnen. Auf dem Markt an günstiger Stelle ausgehängt, wird der Inhalt, wenn nur wöchentlich für Abwechslung gesorgt wird, von einem sehr großen Bruchteil der Stadt- und auch der Landbevölkerung gelesen.

Der Kasten müßte allen wirklich „gemeinnützigen" Bestrebungen frei stehen. Für religiöse Zwecke dürfte er unter keinen Umständen verwendet werden, ebenso muß jede irgendwie parteipolitische Bestrebung, mag sie noch so segensreich wirken, streng ausgeschlossen sein. Also alle religiös und politisch völlig neutralen gemeinnützigen Unternehmen sollen Benutzungsrecht haben.

Zur Beschaffung des Kastens müßte man entweder die vorhandenen Vereine anregen, oder ein Verein übernimmt die Beschaffung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und stellt gegen eine ganz kleine Gebühr (etwa 5 Pfg. die Seite) allen einheimischen und auswärtigen Vereinen den Kasten zur Verfügung.

Es muß dann selbstredend ein Verzeichnis aller solcher Aushängekästen vorhanden sein, das im Besitz des jeweiligen Kastenverwalters ist. Von diesem kann dann jeder Verein oder jede Person, die ein größeres Gebiet bearbeiten will, alle Adressen der Umgebung erfahren. Die zu veröffentlichenden Schriften werden dann brieflich nebst 5 Pfg. in Marken versandt und hängen eine Woche, vierzehn Tage oder einen Monat, je nach Bedarf, aus. Am nettesten wäre es ja, wenn der Vortrupp die Organisation übernähme, da er ja sowieso alle gemeinnützigen Bestrebungen zusammenfassen will. „Vortrupp" in großen Buchstaben über dem Kasten Ob Glas oder Drahtgitter besser ist, muß sich aus den Verhältnissen ergeben.

Selbst in kleinen Ortschaften, in denen kein Vortruppmitglied ist, wird sich stets die eine oder andere Person finden, die die ehrenamtliche Beaufsichtigung des Kastens übernimmt. Vielleicht wird sie Mitglied, wenn sie erst mitarbeitet. Wenn nicht, schadet es auch nicht. Nur sehe man zu, daß man möglichst eine allgemein beliebte Person finde, das ist in kleinen Orten von außerordentlichem Einfluß.

Man denke, wie jeder einzelne Verein mit solchen regelmäßigen Veröffentlichungen das Publikum systematisch bearbeiten kann. Es gibt im Verein selbst etwas neues Leben, wenn monatlich etwa überlegt werden soll, was man nun am besten bringt, was am packendsten und wirksamsten ist.

So teuer ist ein solcher Kasten nicht. Wenn eine ganze Reihe von Personen sich zusammenschließen, so ist durch eine kleine Sammlung leicht der Betrag aufgebracht. **H. Hein.**

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

## Mitteilungen aus der Geschäftsstelle.

**Die Briefkästchen** mit Vortrupp-Briefbogen und Umschlägen für den persönlichen Briefwechsel sind soeben neu erschienen. Sie tragen auf der Verschlußklappe jetzt das Vortruppbild wie folgt:

Durch einen günstigeren Abschluß und eine höhere Auflage sind wir in der Lage, die Briefkästchen im Preise zu ermäßigen und sie für M. 3.— bei postfreier Sendung zu übermitteln, ohne dadurch die Güte des Briefpapiers zu verringern.

Wir liefern also

1. Kästchen A mit bestem starken Briefpapier, 25 Bogen (15 : 19 cm) M. 3.—.
2. Kästchen B mit 50 Bogen (13 : 17½ cm), aus gutem, weißem, gerippten Briefpapier und gefütterten Briefdecken, M. 3.—.

**Die Verschlußmarken** sind leider in der neuen Ausführung sehr ungleich ausgefallen. Sobald sie verbraucht sind, lassen wir, den verschiedenen Vorschlägen entsprechend, einen neuen künstlerischen Entwurf herstellen.

Wir liefern sie deshalb bei Abnahme von 1000 Stück postfrei zu M. 3.— statt M. 4.—, im übrigen

| | | |
|---|---|---|
| 100 Verschlußmarken | zu | M. 0.50 |
| 250 „ | „ | M. 1.00 |
| 500 „ | „ | M. 2.00. |

Von einem Freunde, den die Anwendung des Harringa-Spruches auf der Verschlußmarke aus sehr beachtenswerten Gründen mißfällt, wurde vorgeschlagen, ihn abzuschneiden und gleichzeitig die schwarze Umrandung gleichmäßig zu beschneiden. Die dann entstehende keinere gefällige Form der Werbemarke wird vielleicht manche Mitglieder veranlassen, in ähnlicher Weise zu verfahren.

Die Geschäftsstelle d. „D. V.-B."

*

**Vortrupp Freiburg i. B.** . . . Damit unsre Arbeit ein geschlossenes Feld ergibt, lesen wir z. Zt. Staatsbürgerl. Erziehung von Förster. Reine Vortrupp-Gedanken! Eine kleine Bücherei sammelt sich an. Unser bindend und werbend Band sind aber unsre Wanderfahrten, die schon stadtbekannt sind. Ich erhoffe davon recht, recht viel. Daß wir nun recht arbeiten, zeigen uns unsre Herren Gegner; sie . . . . ärgern sich. Aber Ärger macht blind, alt und häßlich; auch spricht man, daß Ärger das Leben verkürzt! Wir haben also Hoffnung, unser „gemeingefährlich" Treiben fortsetzen zu können, ohne angerempelt zu werden . . . . . .

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Vortrupp Hamburg.** Die Hamburger Zeitungen brachten über eine besonders gut gelungene Vortragsveranstaltung am 20. April wie stets einen eingehenden Bericht, aus dem die nachfolgenden Ausführungen mit Rücksicht auf den I. deutschen Vortrupp-Tag von besonderer Bedeutung sein dürften:

Über „Persönlichkeitskultur und Volkskultur" sprach der bekannte Sozialpolitiker Dr. phil. Reinhard Strecker aus Bad Nauheim im Auftrage des Vortrupp Hamburg in der Aula des Lehrerinnenseminars an der Freiligrathstraße. Der Ruf des Redners und der anziehende Vortragsgegenstend hatten trotz des schönen Frühlingsabends den Hörsaal noch einmal gefüllt. In einem großzügigen Gange durch die Geschichte der Menschheit zeigte der Redner an bedeutsamen Beispielen, wie notwendig es sei, Persönlichkeitskultur und Volkskultur nicht zu trennen, wie beide notwendig zusammengehörten, wenn für ein Volk das Beste erreicht werden soll. Einer der gewaltigsten Lehrmeister für die rechte Entwicklung der Persönlichkeitskultur und der Volkskultur ist Fichte, und wenn manche seiner Forderungen für unsere Tage auch nicht mehr anerkannt werden können, in seinen Grundgedanken sollte er gerade in der ringenden Gegenwart unser Führer sein. Eine gedeihliche Kulturentwicklung könne nur dann entstehen, wenn der Staat jeden einzelnen in den Stand setzt, sich seiner Eigenart entsprechend zu entwickeln und zu bilden, und anderseits in jedem einzelnen Individuum das heilige Wollen ausgelöst werde in seiner eigenen Persönlichkeitskultur und durch ihre Entwicklung die gesamte Volkskultur zu fördern. In seinen Ausführungen zeigt Dr. Strecker, daß man dabei um ein eingehendes Versenken in die tiefsten Fragen des Menschenlebens nicht herumkomme, daß man nicht vor einem ernsten Betrachten der Fragen nach dem Zweck unseres Daseins zurückschrecken dürfe. Die besten und größten Geister der Deutschen dürfen wir dabei unsere Führer nennen. Ohne rechte Förderung des religiösen Innenlebens kann weder eine rechte Persönlichkeitskultur noch eine gedeihliche Volkskultur getrieben werden. — Lebhafter, anhaltender Beifall folgte den Ausführungen des Redners, und die seinen Worten folgende Wechselrede zeigte, daß gerade seine Schlußausführungen in der Vortrupp-Gemeinde lebhaften Widerhall gefunden hatten. Es wurde dabei betont, daß gerade die Vortrupp-Bewegung sich bemühe, ein rechtes Verhältnis zwischen Volkskultur und Persönlichkeitskultur schaffen zu helfen, indem sie in jedem einzelnen Individuum das tiefste Verantwortlichkeitsgefühl nicht nur für die mit uns lebenden, sondern auch für die nach uns kommenden Geschlechter entwickle ....

*

**Vortrupp Eisenach.** Über die junge Gruppe brachten die Eisenacher Zeitungen folgenden Bericht: Der frühe Sonntag Morgen hat zu unserem ersten Maigang eine stattliche Anzahl Vortruppler vereinigt. Sonnenstrahlen begleiteten uns auf unseren Wegen, und Frische und Fröhlichkeit strahlte auf allen Gesichtern. Hinauf auf die Höhen des Rennstieges führte unser Weg. Auf den Höhen, wo Gustav Freytags „Ingo" beginnt, „Auf der Berghöhe, an dem Verhau, das die Wälder der Thüringe von den Katten schied, auf dem steilen Pfad, welcher aus den Gründen der Katten nach der Höhe führte", begannen die Beratungen:

Die Vortruppgruppe Eisenach will eine Vereinigung der Führenden aus den verschiedenen hier in Eisenach vertretenen Lebensreformen, sie will der Vortrupp für die Kämpfer der Zukunft sein. Unsere Aufgabe ist durch Veranstaltung von regelmäßigen Besprechungen und Versammlungen, die durch den „Vortrupp" angeregten Gedankengänge besonders fruchtbar zu machen und der Leitung unseres Bundes wertvolle neue Arbeitsgebiete zu eröffnen. Ferner wollen wir das Fühlungfassen unter den verschiedenen Lebensreformer-Gruppen unseres Ortes vermitteln und dadurch das vereinte Nebeneinanderarbeiten, das gegenseitige Sichverstehen- und Würdigenlernen fördern; denn durch unsere Vortrupp-Gruppe erhalten alle Reformbestrebungen eine große Förderung, weil sie in Kreise hineingetragen werden, die ihnen sonst fremd bleiben. In diesem Sinne wurde der Arbeitsausschuß gewählt, der aus einem Obmann, einem Schriftwart und einem Schatzmeister besteht. Unsere Gruppe gewinnt die erforderlichen Mittel aus freiwilligen Beiträgen, da „Eintrittsgelder" und „Mitgliedsbeiträge" nicht erhoben werden.

Es türmten sich so viele Fragen, Wünsche und neue Vorschläge auf, daß schon auf den nächsten Donnerstag, den 7. Mai 1914, eine neue Versammlung einberufen werden mußte.

*

**Vortrupp Leipzig.** Der Arbeitsausschuß bittet sämtliche Mitglieder der Ortsgruppe, auch ihre Meldungen zum Vortrupp-Tag umgehend zu machen, damit für die Ausschüsse die Arbeit in den letzten Tagen sich nicht zu sehr häuft. Für diejenigen Mitglieder, die Dauerkarten zur Bugra haben und für die der Besuch des Völkerschlachtdenkmals nicht in Frage kommt, beträgt die Teilnehmerkarte, die außerdem bekanntlich zum freien Besuche aller Veranstaltungen, zum Empfang des Dürerbundführers durch Leipzig und des Ende Juni bereits erscheinenden Berichtes über den I. deutschen Vortrupp-Tag berechtigt, der im Buchhandel später etwa M. 2.— kosten würde, natürlich nur M. 2.—. Die Meldungen der Leipziger Mitglieder sind umgehend an den Obmann Hugo Aurig, Leipzig-Marienhöhe, Thiemstr. 21 zu richten.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 12 — Der Vortrupp — 16. Juni 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 6 — 1914

Inhalt. Vom I. Deutschen Vortrupp-Tag in Leipzig. — Anträge der Vortrupp-Gruppen Danzig und Zoppot zum I. Deutschen Vortrupp-Tag. — Der I. Deutsche Vortrupp-Tag. — Satzungen des „Deutschen Vortrupp-Bundes".

## Vom I. Deutschen Vortrupp-Tag in Leipzig.

Leipzig, den 3. Juni 1914.

Während diese Nummer der „Mitteilungen" gedruckt wird, nimmt im Königin Luise-Hause und im Kongreßsaale der „Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik" der I. Deutsche Vortrupptag seinen Fortgang. Eine stattliche Schar der Vortrupp-Freunde ist bereits zum heutigen zwanglosen Begrüßungsabend eingetroffen, haben doch die Meldungen alle Erwartungen der Geschäftsführung übertroffen. Bis heute sind 271 Teilnehmerkarten gelöst und sechzig Vortruppgruppen vertreten. Das darunter die örtlich entferntesten sind, wie Zürich, Riga, Flensburg, ist allen Freunden eine besondere Freude.

Heller Sonnenschein ruht für ein Weilchen nach trüben Regentagen auf Leipzigs blutgetränkten Fluren. Die gegenwärtig hier versammelt sind, tragen helle Sonnenglut im Herzen, die Glut, die der Sonne heißer Liebe zum ganzen deutschen Volke entströmt.

Unter den gegenwärtig hier tagenden fünf Kongressen fallen unsere Freunde sehr bald auf. Wenn sie auch nicht ganz so ausschauen, wie die kraftvollen Germanengestalten auf den Vortrupp-Plakaten, die auf dem Hauptbahnhofe als Wegweiser dienen, so sieht man es den meisten doch an, sie kommen als wanderfrohe Menschen mit fröhlichem Sinn und blanken Augen, Kameraden suchend, die den gleichen Weg mit ihnen schreiten wollen aufwärts zur Sonne. Man sieht es ihnen an, daß nicht wirtschaftliche Fragen verschiedener Art, verbunden mit üblichen Kongreßvergnügungen sie nach hier führte. Unsere jungfrische Vortruppschar — auch die älteren Frauen und Männer unter uns empfinden wie die kampffrohe Jugend — wird geeint durch das heilige Wollen zur Tat.

Unter diesem Zeichen wird auch der ganze Vortrupptag stehen. „Wie schaffen wir etwas, was oben bleibt?" Diese ernste, vom Vorsitzenden selbst behandelte Frage — siehe den Abdruck der Festansprache in der vorliegenden Nummer des Vortrupp*) — wird der Grundton der diesjährigen Verhandlungen sein, die in erster Linie mehr die Aufgabe haben, unsere Freunde einander näher zu führen, als auf die Außenwelt zu wirken. Es ist etwas Ungewöhnliches, daß aus einer Zeitschrift in so kurzer Zeit eine Bewegung entsteht, wie die unsrige, die in ihren einzelnen Vertretern einen so kräftig bekundeten Drang zum Wirken offenbart. Deshalb sind für sie auch die Fragen der besten inneren Ausgestaltung unserer Tatgemeinschaft, in der man sich so freudig zusammengefunden hat, zunächst die notwendigsten. Die Schriftleitung hat im letzten „Vortrupp"-Hefte (auf S. 349) den Hauptzweck des I. Deutschen Vortrupp-Tages treffend und kurz mit dem Satze gekennzeichnet: „Was der Vortrupptag soll und will, das ist in erster Linie eine Ergänzung derjenigen Arbeit, die der „Vortrupp" mit seinen regelmäßig erscheinenden Heften zu leisten sucht." Wie schaffen wir etwas, das oben

*) S. 369.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bleibt? Das wird für alle Besucher des Vortrupptages die Hauptfrage bleiben, und Antwort darauf werden sie gewiß finden aus dem regen Meinungsaustausche, aus den mancherlei gegebenen Anregungen und nicht zum letzten aus der frischen, ursprünglichen Begeisterung, die auf allen Herzen wie warmer Lenzsonnenschein ruht.

Ein gut Teil der Freunde des Vortrupptages kommt von anderen Tagungen zu uns, nicht wenige mit übervollem Herzen ob des Erfreulichen, das sie in den Pfingsttagen auf dem großen Guttemplerjugendtage in Weißenfels oder auf dem Wanderer-Bundestage in Quedlinburg miterleben durften. Und ihre Freude und ihre Zuversicht, daß unter uns ein neues Geschlecht, erfüllt mit heiligem Wollen zur Tat aufwächst, wird sich gewiß vielen mitteilen und auf viele unter uns wirken, die im Tageskampfe, im Sturm und Drang zuweilen müde geworden sind.

Wie im übrigen der I. Deutsche Vortrupptag verlaufen sein wird, werden alle Vortruppfreunde dem Ende dieses Monats durch alle Buchhandlungen zu beziehenden Berichte — siehe Anzeigen S. XV — entnehmen können. Wir hoffen, daß durch den Bericht auch diejenigen zu neuer Vortrupparbeit begeistert werden, die zu unserm Leidwesen der Tagung nicht haben beiwohnen können. F. H.

## Der I. Deutsche Vortrupp-Tag

hat in seiner Versammlung vom 4. Juni im Königin-Luise-Hause zu Leipzig die Absendung folgender Petitionen beschlossen.

I.

Einem Hohen Reichstag beehren sich die Unterzeichneten folgendes zu unterbreiten:

Immer wieder wird in den Tageszeitungen darüber berichtet, daß Kinder von ihren gesetzlichen Vertretern in leichtfertigster Weise anderen Personen überlassen werden und dadurch verwahrlosen oder ganz verkommen. Es läßt sich aus diesen Mitteilungen nicht immer erkennen, ob für die Überlassung oder Annahme der Kinder Geld gezahlt wird, ob also im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Kinderhandel" stattfindet. Auf alle Fälle aber liegen hier schwere Mißstände vor, die besonders in unserer Zeit erhöhter Kinderfürsorge unseres Volkes unwürdig sind.

Gefördert wird dieses Vergeben von Kindern durch die sich immer mehr häufenden Hebammen- und Adoptionsanzeigen in den Tageszeitungen und Zeitschriften. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß manche dieser Anzeigen einwandfrei sein mögen, so steht doch fest, daß das weitaus bei den meisten nicht der Fall ist.

Unsere Bitte geht nun dahin:

Der Hohe Reichstag wolle auf Schaffung eines Gesetzes dringen, welches verbietet:

1. daß jemand ein eheliches oder uneheliches Kind ohne Wissen und Genehmigung des Vormundschaftsgerichtes mit oder ohne Entgelt, Abfindung oder dgl. an andere Personen abgibt;
2. daß in der Presse irgendwelcher Art die Anpreisung von Gelegenheit zu „diskreter Geburt" erscheine;
3. daß in der Presse irgendwelcher Art Adoptionsanzeigen erscheinen.

Diesem Gesetze müßte als Ergänzung ein anderes dienen, das

1. die Schaffung von Entbindungshäusern vorsieht, die unter Aufsicht der Behörde stehen und in denen die Frauen und Mädchen, die sich in den Schutz dieser Häuser begeben, auf keine Weise öffentlich bloßgestellt werden (standesamtliche Meldungen sind natürlich nicht zu versäumen); und das
2. private Adoptionsvermittlung verbietet und die Einrichtung amtlicher Vermittlungsstellen fordert.

II.

An den Hohen Reichstag des Deutschen Reiches in Berlin.

Der Deutsche Vortruppbund bittet durch die unterzeichneten deutschen Frauen und Männer den Hohen Reichstag, möglichst bald ein Gesetz herbeizuführen, das die Einfuhr von Federn oder Teilen von Bälgen wildlebender Vögel verbietet. Nur für wissenschaftliche Zwecke können Ausnahmen erlaubt sein.

Gründe:

Das Einfuhrverbot ist das einzig wirksame Mittel, die Ausrottung gewisser Vogelarten in unsern Tagen zu verhüten. Australien und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind bereits mit Verbotsgesetzen der Art vorgegangen, und in England wird ein Federeinfuhrverbot in naher Zeit erlassen werden, während die Vogelfederausfuhr aus allen britischen Kolonien (auch Indien) bereits verboten ist.

Alle Kenner der Schmuckfederfrage sind sich darüber einig, daß in Deutschland durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das gewünschte Verbot keine wirtschaftliche Schädigung eintreten wird, da Federn des Straußes und des zahmen Hausgeflügels, Bänder und künstliche Blumen stärker Verwendung finden werden, und so Arbeitsgelegenheit und Verdienst bleiben, wenn nicht gar wachsen werden. Der Schmuckfederhandel weiß die Schutzmaßregeln der einzelnen Länder und der Kolonien zu umgehen; deshalb sind diese Maßnahmen durch Ein- und Ausfuhrverbote zu ergänzen.

Diese Vorschläge halten sich an die von dem Bund für Vogelschutz als notwendig und durchführbar anerkannten Maßnahmen.

* * *

Alle Ortsgruppen und Mitglieder werden freundlich gebeten, lebhaft der Petitionen an den Reichstag sich anzunehmen und möglichst zahlreiche Unterschriften zu sammeln. Da dem „D. V.-B." Mittel nicht zur Verfügung stehen, ist er leider gezwungen, die Erstattung der entstehenden Selbstkosten (einschließlich Postgeld) zu erbitten. Gegen Einsendung des Betrages von 40 Pf. werden 6 Petitionsbogen, die 240 Unterschriften fassen würden, übersandt. Die Rücksendung muß bis zum 1. September d. J. erfolgt sein.

## Satzung des „Deutschen Vortrupp-Bundes".

§ 1. Der „Deutsche Vortrupp-Bund" (D. V.-B.), der aus den Aufgaben der Halbmonatsschrift für das Deutschtum unsrer Zeit „Der Vortrupp" herausgewachsen ist, bildet eine freie Vereinigung oder Tatgemeinschaft aller derjenigen „Vortrupp"-Bezieher, die durch mündliche oder schriftliche Erklärung an den Bundes- oder Gruppenvorstand ihren Beitritt mitteilen.

§ 2. Der „D. V.-B." will mit einer umfassenden Organisation alle gesunden deutschen Lebensreformbestrebungen in einer größeren Zahl ihrer Anhänger widerspiegeln, den einzelnen Richtungen die Fühlungnahme miteinander erleichtern und dadurch alle zu fördern suchen, um damit die gleichen Aufgaben des „Vortrupp" ihrer Verwirklichung näherzuführen.

§ 3. Eine Anzahl von mindestens acht Vortrupp-Lesern an einem Orte sind berechtigt, den Vortrupp jenes Ortes als eine Ortsgruppe des „Deutschen Vortrupp-Bundes" zu bilden. Der „D. V.-B." verpflichtet seine Mitglieder nicht etwa auf alle Lebensreformbestrebungen, die er wiederspiegelt; er setzt aber von jedem Mitgliede voraus, daß es derjenigen Bewegung, der es angehört, mit ganzer Kraft dient. Die Satzung einer Vortrupp-Gruppe tritt in Kraft, sobald sie vom Arbeitsausschusse anerkannt ist.

§ 4. Der „D. V.-B." wird durch einen Arbeitsausschuß geleitet, der aus elf Personen besteht, dem Vorsitzenden, dem zweiten stellvertretenden Vorsitzenden, den beiden Schriftführern, dem Geschäftsführer und sechs Beisitzern. Während die letzteren sechs auf dem deutschen Vortrupp-Tage durch die Vertretung der Vortrupp-Gruppen gewählt werden, sind die fünf zuerst genannten Ämter durch die jeweiligen beiden Herausgeber des „Vortrupp", durch seinen verantwortlichen Schriftleiter, durch den Besitzer des Vortrupp-Verlages und durch den Propagandachef des Vortrupp-Verlages zu besetzen. Vorstand im Sinne des § 26 des „B. G. B." ist der jeweilige Geschäftsführer des „D. V.-B."

§ 5. Der „D. V.-B." beruft mindestens alle zwei Jahre einen Vortrupp-Tag ein, dessen Aufgaben durch eine vom Arbeitsausschusse vorzulegende Arbeitsordnung geregelt wird. Der deutsche Vortrupp-Tag hat in erster Linie die Aufgabe, neue Begeisterung für die deutsche Vortrup-Bewegung zu wecken und die verschiedenen Lebensreformbewegungen, wie es „Der Vortrupp" zu tun sich bemüht, in Kreise zu tragen, die nur schwer oder gar nicht von den Vereinen zu erfassen sind.

§ 6. Der „D. V.-B." gewinnt seine Mittel aus freiwilligen Beiträgen und einem Teile der Bezugsgebühr des „Vortrupp". Er stellt es den Vortrupp-Gruppen frei, für die Erfüllung ihrer örtlichen Aufgaben Beiträge zu erheben.

§ 7. Eine Änderung dieser Satzung kann nur mit 2/3 Mehrheit der auf einem Vortrupp-Tage anwesenden Mitglieder auf Antrag der einfachen Mehrheit aller Vortrupp-Gruppen erfolgen.

§ 8. Die Bekanntmachungen des „D. V.-B." erfolgen durch die dem „Vortrupp" als Beilage angefügten „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes".

§ 9. Der „D. V.-B." besteht solange, wie die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp", das geistige Band, das seine Mitglieder umschlingt, herausgegeben wird.

Der Arbeitsausschuß des „Deutschen Vortrupp-Bundes":

Dr. jur. Hermann M. Popert, Hamburg, Vorsitzender; Kapitänleutnant a. D. Dr. Hans Paasche, Waldfrieden bei Hochzeit (Neumark), stellv. Vors.; Dr. phil. R. Kraut, Hamburg, und Verlagsbuchhändler Alfred Jansen, Hamburg, Schriftführer; Schriftsteller Franziskus Hähnel, Hamburg, Geschäftsführer; als Beisitzer: Schriftstellerin Melanie Ebhardt, Keitum, Schwester Christine Peppel, Erfurt, Rechtsanwalt Staedel, Darmstadt, Redakteur A. Riebau, Bremen, Dr. phil. Reinhard Strecker, Bad Nauheim, Marinestabsarzt Dr. med. Buchinger, Flensburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp Hellwege.** Hier hat sich eine junge Vortruppgruppe gebildet, die von den bisher entstandenen Ortsgruppen des Deutschen Vortruppbundes wesentlich abweichen dürfte. Eine Reihe von jungen, zumeist aus dem Wandervogel hervorgegangenen Vortruppmitgliedern hat als echte Tatgemeinschaft der Großstadt den Rücken gekehrt und (Mädels und Burschen) sich bei einigen verständnisvollen Bauern in Hellwege (Kreis Rotenburg i. Hann.) als Knechte und Mägde verdungen, um später, nach beendeter Lehrzeit, auf eigene Faust zu kolonisieren. Sie haben sich als Vortrupp Hellwege vereinigt, um das geistige Band, das sie umschließt, in der Vereinzelung draußen um so fester zu schließen. Als Obmann wurde Dr. phil. Karl Vogel, Bremen und Hellwege bei Rotenburg i. H. gewählt.

*

**Ein neues Siedlungsheim.** In Kiel ist nach dem Vorbild des Charlottenburger Heimes im Anschluß an die Ortsgruppe des Vortrupp ein Siedlungsheim begründet. Es widmet sich vor allem der Jugendpflege. Genauere Angaben über die Arbeit werden sich erst machen lassen, wenn die ersten schwierigen Wochen überwunden sind. Aber schon möchte ich Studenten usw., die wirklich zur Tat bereit sind, auffordern, wenn es ihnen möglich ist, im Winter nach Kiel zu kommen und das junge Unternehmen durch ihre Mitarbeit als Siedler oder auch als Helfer zu unterstützen. Zu schriftlicher Auskunft bin ich gern bereit. Karl Kobold, stud. theol., z. Z. Tübingen, Herrenbergerstr. 9.

*

**Landwirtschaftliche Praktikanten** können durch Vermittlung des deutschen Schutzvereines Südmark Stellen bei Ansiedlern in den Windischen Büheln Untersteiermarks, erhalten. Die Bedingungen sind: freie Verpflegung und ein Taschengeld, das sich nach den Leistungen richtet; Verrichtung sämtlicher landwirtschaftlicher Arbeiten und Familienanschluß. Gute Behandlung und Einführung in sämtliche Arbeitszweige (vor allem in den hochstehenden Obst- und Weinbau) ist zugesichert. Nur rüstige und arbeitsfreudige Anwärter (vor allem Anhänger des deutschen Erneuerungsgedankens) wollen sich unter Angabe ihrer Verhältnisse an den Verein Südmark, Graz, wenden.

*

**Vortrupp und Freideutsche Jugend in Südamerika.** Im April 1913 wurde in Rio der „Deutsche Wandervogel in Brasilien" als Ortsgruppe des Bundes deutscher Wanderer ins Leben gerufen. Wenige Monate schon nach der Gründung besuchte ein deutscher Wandervogel auf der Durchreise nach einem andern Hafen Brasiliens unsere Gruppe und wenige Monate später abermals einer. Da diese Besuche beiden Teilen schöne Stunden bereiteten, geben wir unsere Anschriften bekannt, um freideutsche Jugend, die nach Südamerika kommt, gleich in den Kreis von Menschen zu stellen, der ihr über die ersten Zeiten des Heimwehs hinweghelfen und ihr später ein Rückhalt im oft recht schweren Kampfe gegen die Einflüsse des Auslandslebens sein soll.

Rio de Janeiro, Brasilien, — Carlos Koth-Firgau, Brasilianische Bank für Deutschland, Rua da Quitanda 131, Caixa 108.

Santos, Brasilien, — Boye Petersen, Leon Israel u. Brothers Caixa 77.

Buenos Aires, Argentinien, — Adolfo Bundies, Heß, Menzies slia, balle Maipu 71.

*

**Anregungen** aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

**H. W. in D.** Betreffs der Anregungen in Nr. 2 der Mitteilungen von Dr. R. in C. ist für Sie vielleicht das Folgende erfreulich: ich halte selbst den „Vortrupp" viermal, davon bekommt mein Barbier eins zum Aushang, eins hebe ich auf, damit ich alle Nummern fortlaufend habe, die andern verteile ich, ebenso das des Barbiers, nach Zurückgabe. Bei Ausflügen habe ich stets Auskunftsblätter bei mir, die ich in den Abteilen des Zuges verteile, ebenso ein oder zwei Hefte, falls eins verlangt wird. „Harringa" und Bonne habe ich je dreimal, welche fast dauernd in Umlauf sind. Zu Geburtstagen und zu Weihnachten gebe ich auch oft diese beiden Bücher, ebenso zu Verlosungen von Vereinen. Außerdem habe ich auch nach dem Vorschlage von dem Dr. R. verfahren. Es läßt sich eine ganze Menge tun, aber man darf nie ermüden, nie ablassen, immer werben, werben! . . . .

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 14 — Der Vortrupp — 16. Juli 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 7 — 1914

**Inhalt.** Aufgaben vom ersten Deutschen Vortrupp-Tage für die Vortrupp-Gruppen. — Von einigen Äußerlichkeiten. — Aus der Vortrupp-Arbeit (Sonnenwendfeiern, Vortrupp an der Unterweser, „Muck", Einladung) — Briefkasten. — Zur gefl. Beachtung.

## Aufgaben vom ersten Deutschen Vortrupp-Tage für die Vortrupp-Gruppen.

„Frisch auf, ans Werk!"

Der erste Deutsche Vortrupp-Tag hat die Vortrupp-Gruppen und ihre Mitglieder, sowie natürlich ebenso alle Einzel-Mitglieder vor besondere, sofort zu lösende Aufgaben gestellt.

In Nummer 6 der „Mitteilungen" vom 16. Juni wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Vortrupp-Tag einmütig die Absendung von 2 Petitionen an den deutschen Reichstag beschlossen hat (siehe Seiten 26 und 27). Damit diese Bittschriften genügend Beachtung im Reichstage finden, ist es unbedingt notwendig, sie früh genug einzureichen, und zwar kurze Zeit nach Eröffnung des Reichstages. Da viele unserer Freunde jedoch erst im September Gelegenheit finden, für die Sammlung von Unterschriften zu wirken, so ist die Schlußzeit der Rücksendung dieser Bittschriften vom 1. September auf 1. Oktober verlegt worden. Es wird dringend gebeten, bis dahin möglichst die auf dem Vortrupp-Tage verheißenen 2 Millionen Unterschriften für jede Petition zu sammeln. Um die großen Kosten etwas decken zu können, wird für 6 Petitionsbogen (je 3 gegen den Kinderhandel und gegen den Vogelmord) die gleichzeitige Einsendung des Betrages von 40 Pfg. erbeten, doch sind auch freiwillige Gaben gerade für diese Arbeit sehr willkommen. Die Sommerzeit sollte möglichst zur Sammlung von Unterschriften ausgenutzt werden, da es nicht schwer ist, gerade auf der Reise, in Badeorten, in Erholungsstätten usw., viele Frauen und Männer zum Unterzeichnen willig zu finden. Bei dieser Gelegenheit läßt sich durch entsprechende Hinweise auf die diesbezüglichen Aufsätze im „Vortrupp" gute Werbearbeit auch für den „Vortrupp" selbst leisten.

Eine besonders wichtige weitere Aufgabe des Vortrupp-Tages ergibt sich aus der nach dem Vortrage von Dr. Strecker angenommenen Entschließung, Fichtes Gedanken möglichst in die verschiedenen Schulkreise zu tragen. In erster Linie kann das nachdrücklich durch Verbreitung des Berichtes über den I. Deutschen Vortrupp-Tag „Auf Fichtes Bahnen" geschehen, und alle Mitglieder werden dringend gebeten, die Anregungen des Leitartikels in der gegenwärtigen Vortrupp-Nummer recht kräftig auf sich einwirken zu lassen. Auf die dem gegenwärtigen „Vortrupp"-Hefte anliegende Bestellkarte wird deshalb noch besonders verwiesen.

Auf dem Vortrupp-Tage in Leipzig wurde besonders betont, daß „Der Vortrupp" eine bedeutsame Macht dann sein werde, wenn sein gegenwärtiger Leserkreis sich mindestens verdreifache. Es wurde dabei hervorgehoben, daß sich unschwer diese Zeit herbeiführen lasse, wenn jeder einzelne Vortrupp-Freund im Laufe dieses Jahres nur zwei neue Bezieher zu werben suche. Diese vom Vortrupp-Tage gestellte Aufgabe ist jedenfalls ebensowenig als eine schwierige zu bezeichnen, wie die vorher genannte. Glückauf zum Gelingen! Heil! F. H.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Von einigen Äußerlichkeiten.

(Eine im Halse steckengebliebene Wechselrede für die Versammlung des I. Deutschen Vortrupp-Tages vom 6. Juni.)

Der erste Vortrupp-Tag hat mit Eifer und Ernst so viel an inneren Werten und Klarheiten geschaffen, so viel Tiefes und Schönes behandelt, daß man nur abschwächen würde, wollte man sich darüber weiter verbreiten! Von einigem Äußerlichen bliebe nur zu reden, denn nicht alle Äußerlichkeiten sind nebensächlich und wertlos, sind sie es doch in erster Linie, nach denen vom großen Publikum eine Sache beurteilt und oft in Pausch und Bogen verurteilt wird, ohne daß dieses sich erst die Mühe macht, tiefer zu graben, eben weil das Äußere nicht gefällt.

Nach dieser Vorrede will ich nun gleich bekennen, was ich im Schilde führe: ich möchte eine Lanze brechen für die „doppelte Kleidung" der Vortruppler; denen, die auf der Tagung, als die Frage gestreift und mit vielem Beifall aufgenommen wurde, erzürnt prophezeiten, doppelte Kleidung schaffe auch doppelte Moral, Doppelzüngigkeit usw., rufe ich einfach zu: „Wem das passieren kann, der ist doch wohl noch kein echter Vortruppler!" Doppelte Kleidung also, etwa in dem Sinne: Reformtracht bei Wanderungen, Spiel, internen Festen, Sport und Reisen — für das Alltagsleben und die Stadt aber eine sinngemäße bürgerliche Kleidung, frei von Modenarreteien!

Als zweites bekenne ich meine Zugehörigkeit zu jener, leider bei der Schlußsitzung nicht so ganz gut weggekommenen Gesellschaftsklasse, die für Vortrupparbeit, wie man meinte, am wenigsten zu erwärmen sei, und die man unter dem unschönen Namen der „Spitzen der Gesellschaft oder Behörden" zusammenfaßte. Aus dieser Klasse kenne ich nun persönlich eine große Anzahl „aufrechter Menschen", die tapfer für sich und ihre Umgebung lebensreformerisch wirken, die stillschweigend mit schlechten, fast geheiligten Gewohnheiten, Trinksitten, Geschmacklosigkeiten usw. lange gebrochen haben, und die keine Gelegenheit verpassen, ihre Gesinnung offen, auch Andersdenkenden gegenüber zu bekennen — nur die äußerliche Etikettierung, die Übertreibung verschmähen diese „aufrechten Menschen"! Warum? — Ich kann nur für mich antworten, und ich tue es einerseits aus einem tief eingewurzelten Abscheu aufzufallen, andrerseits, und das sage ich an dieser Stelle offen, obschon ich es sonst für mich behalte: aus Politik, aus Berechnung, List, in dem Gedanken, wenn ich in meinen Kreisen dem gesunden Vortruppgedanken Boden gewinnen will, so kann und darf ich nicht, wenn ich feinfühlige, formvolle, oft überkultivierte Leute in ihrem Milieu aufsuche, sie mit genialischem Kraftmeiertum oder unheimlichen Übertreibungen in Tracht und Gebaren vor den Kopf stoßen.

Bei der Neubelebung und Neuschaffung unserer Lebensformen, bei dem Kampf gegen den Luxus, dem Kampf gegen den Alkohol brauchen wir aber notwendig die Beteiligung dieser Schichten der Gebildeten; Treppen müssen, soll's etwas taugen, von oben nach unten gescheuert werden, und nicht umgekehrt.

Ganz sicher steht ja nun fest, daß zur ersten Verbreitung, Bekanntmachung und Erstarkung des „Vortrupps" diese „Tat" des Reformtrachttragens, die ja aus den vernünftigsten Erwägungen heraus geboren wurde, viel Nutzen getan hat, geradezu notwendig war; denn mit Sensitivität und Rücksichtnehmen wird nichts durchgedrückt und nichts geleistet, was Bahn bricht.

Heute will mir aber scheinen, als ob der „Vortrupp" schon stark genug sei, seine Kinderschuhe auszuziehen, und einiger allzu äußerlicher Hilfsmittel entraten könne!

Es gehört wirklich die ganze Liebe zur Sache dazu, um stundenlang bei einer Vortruppberatung oder auch an einem Festessen neben ein paar wohlgefetteten bundesbrüderlichen Schmierstiefeln sitzen zu müssen, die einen Duft verbreiten, daß jeder Bissen droht im Halse zu quellen, oder Händen zuzusehen, die dauernd in durchgeregneten, tropfennassen, kleinrussisch verschnittenen Haaren wühlen und wirken, oder sich von ungewöhnlich hoch übergeschlagenen Knieen, die nackt sind, beleidigen zu lassen.

Auch Bundesschwestern leisten oft etwas an Geschmacklosigkeit der Gewandung, an Bloßheit des Halses und Kürze der Ärmel, das erschreckend wirkt. Dabei sind Frauen bei der Neuwahl der Kleidung in weit besserer Lage, gibt es doch sowohl wunderschöne, wie auch zweckmäßige Eigenkleider, sie brauchen nur bei dem „Bunde für Frauenkleidung und Frauenkultur" ein wenig in die Lehre gehen, ein wenig guten Geschmack entfalten, und sind dann immer noch himmelweit entfernt, zum Glück, von Moden und ihren Sünden, als da sind französische Schnürleiber, Stöckelschuhe, Reiherhüte, geschlitzte Röcke und Fußknöchelreifen.

Ich bitte herzlich, mir diese persönlichen Bemerkungen nicht als Anmaßung auszulegen, ich will lediglich anregen zum Nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denken und Weiterbehandeln der Frage, außerdem fühlen Frauen in Sachen des Geschmacks richtiger als Männer manchmal, und ich begebe mich getrost in klassischen Schutz, da bekanntlich der Dichter schon riet, zu wem man gehen müsse, wenn man genau erfahren wolle, was sich ziemt, und Frauen als Mütter sind ja die berufensten Erzieherinnen in diesem Punkte.

Es ist eben doch etwas Schönes um eine „gute Kinderstube" mit Formen, die die Sitte und Selbstzucht erleichtern helfen, und auch in alle Zukunft ihren Wert behalten werden, — wollen wir doch alle nicht „alte Germanen" markieren, sondern „neue Deutsche" sein!

Elfriede Cramer von Clausbruch,
geb. von Hennigs.
„Vortrupp"-Leipzig.

Juni 1914.

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp-Sonnwendfeiern** wurden in diesem Jahre von einer größeren Anzahl Vortrupp-Gruppen veranstaltet. Dem Vorschlage von Marineoberstabsarzt Dr. Buchinger auf dem I. Deutschen Vortrupp-Tage entsprechend, wurden bei dieser Gelegenheit mancherlei Erzeugnisse der heutigen Unkultur den Flammen übergeben, eine gefüllte Wein- oder Bierflasche, ein Korsett, Rauchrollen, Schundliteratur usw. Es ist natürlich unmöglich, über die einzelnen, zum Teil sehr bedeutungsvollen Feiern zu berichten. Um aber vielen Wünschen Rechnung zu tragen, wird in der nächsten Nummer der „Mitteilungen" die wirkungsvolle, tiefsinnige Feuerrede von Hans Huß, die beim Sonnwendfeuer des Vortrupp Hamburg an der Wulfsmühle gehalten wurde, zum Abdruck gebracht werden.

*

**Vortrupp Unterweser.** Am Donnerstag, den 18. Juni, fand im Hotel Karlshof, Bremerhaven, zwecks Gründung einer Vortrupp-Gruppe eine Vorbesprechung von Vortrupplesern und Freunden der Vortruppsache aus Bremerhaven und Umgegend statt. Nachdem der Einberufer, Herr Hagmeister, kurz auf die Ziele der Vortruppbewegung hingewiesen hatte, wurde gleich mit der Gründung der Gruppe, die den Namen „Vortrupp Unterweser" führt, vorgegangen. Der Vorstand besteht aus dem Obmann, dem Schriftwart und zwei Beisitzern. Obmann der Gruppe ist Herr Lehrer C. Kerl, Bremerhaven. Die Anschrift ist die Wohnung des Schriftwarts, W. Hagmeister, Bremerhaven, Grünestraße 23. — Ein besonderes Verdienst für das Zustandekommen dieser Gruppe hat sich die Guttempler-Loge „Freideutsch" Bremerhaven erworben.

*

**Anregungen** aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

**E. M.** in G. . . . . Ich habe gefunden, daß das Tragen der Vortrupp-Nadel ein äußerst feines Werbemittel ist. Überall, wohin man nur kommt, wird man gefragt: „Na, guter Mann, was für ein schönes Abzeichen tragen Sie denn da?" Und dann kann man den Leuten mit großer Freude und Begeisterung vom „Vortrupp" erzählen.

*

**„Muck."** Wir machen aufmerksam auf einen jungen Menschen, der den Familiennamen Lamberty führt, aber unter dem Namen „Muck" umherwandert und auf Wandervogel-Tagungen und bei ähnlichen Gelegenheiten aufzutreten pflegt. Unsre Erfahrungen mit Lamberty sind die folgenden:

Nachdem Lamberty auf dem Hohen Meißner unserm Mitherausgeber Hans Paasche vorgestellt worden war, entlieh er von Hans Paasche 30 Mark und machte von dessen Gastfreundschaft auf dessen Gut Waldfrieden Gebrauch. Zum Danke dafür veranstaltete Lamberty auf Jugendtagungen (in Westdeutschland und anderswo) Treibereien gegen Paasche und gegen den Vortrupp.

Nachdem Hans Paasche daraufhin dem Lamberty hatte mitteilen lassen, er breche jeden Verkehr mit ihm ab, erschien Lamberty auf dem Vortrupptage in Leipzig, und zwar in der vorher ausgesprochenen Absicht, Hans Paasche dort anzugreifen. Wir haben den Lamberty in Leipzig ausgiebig zu Worte kommen lassen, obwohl er, da er weder Mitglied des Deutschen Vortrupp-Bundes ist, noch sonst mit dem Vortrupp irgend etwas zu tun hat, keinerlei Recht hatte, auf dem Vortrupptage zu reden. Lamberty hat einen langen, gänzlich wirren, Brief verlesen, der eine Reihe unverständlicher Vorwürfe gegen Hans Paasche und eine Anzahl Lobeserhebungen für Lamberty selbst enthielt. Danach sind einige weitere Sachen über Lamberty zur Sprache gekommen, besonders hat Herr Oberlehrer Dr. Humbert aus Siegen noch darauf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hingewiesen, wie verhängnisvoll das Auftreten des Lamberty im Wandervogel E. V. auf diesen wirke. Schließlich erklärte der anwesende Pfarrer Bruns aus Straßburg, nach dem, was man soeben über Lamberty gehört habe, müsse entweder Lamberty den Saal verlassen, oder die andern Anwesenden müßten ihm deutlicher zu verstehen geben, daß sie nicht mit ihm zusammen zu sein wünschten. Die Versammlung stimmte dem zu, und Lamberty verließ den Saal. Bezeichnenderweise erschien Lamberty (der inzwischen gedroht hatte, er werde nun unter den Wandervögeln einen großen Feldzug gegen den „Vortrupp" beginnen) zwei Tage darauf bei dem Waldfeste des Vortrupp Leipzig und nahm ganz ungeniert an den Volkstänzen dabei teil. Man wollte ihn wegweisen, was Hans Paasche jedoch verhinderte.

Auch abgesehen von den erwähnten Angaben des Herrn Dr. Humbert liegen verschiedene Mitteilungen vor, die den Einfluß des Lamberty auf die Jugend als recht ungünstig erscheinen lassen; noch während der Vortrupp-Tagung in Leipzig äußerte sich eine dortige Mutter äußerst besorgt über den Einfluß des Lamberty auf ihren Sohn.

Weitere, sehr klare, Kennzeichnungen des Lamberty sind in den Briefen enthalten, die von Herrn Eklöh (Inhaber des Hauses „Eklöh, deutsche Wertarbeit, Lüdenscheid-Westfalen") und von dem Schuhmachermeister Hasert in Eßlingen betreffend den Lamberty an Hans Paasche gerichtet sind; das Wesentliche beider Briefe ist im Berichte über den Vortrupptag abgedruckt.

Wir legen besonderen Wert auf die Feststellung, daß Lamberty, genannt „Muck" (weil er eben nicht Mitglied des Deutschen Vortrupp-Bundes ist, und mit dem Vortrupp überhaupt nichts zu tun hat), kein Recht hat, an irgendwelchen Veranstaltungen des Vortrupp oder einer Vortrupp-Gruppe teilzunehmen. Es scheint nämlich, daß Lamberty gelegentlich auch als Vertreter des „Vortrupp", oder doch von Interessen des „Vortrupp", aufgetreten ist. Das kann angesichts des Wesens des Lamberty für die Interessen des „Vortrupp" sehr schädlich sein, und darum bitten wir vor allem, überall festzustellen, daß irgendeine Beziehung zwischen Lamberty, genannt Muck, und dem „Vortrupp" nicht besteht.

**Der Arbeitsausschuß des Deutschen Vortrupp-Bundes,**

gez. Dr. Hermann M. Popert; gez. Dr. phil. R. Kraut; gez. Alfred Jansen; gez. Franziskus Hähnel; gez. Melanie Ebhardt; gez. Schwester Christine Peppel; gez. Rechtsanwalt Staedel; gez. Redakteur A. Riebau; gez. Dr. phil. Reinhard Strecker; gez. Marineoberstabsarzt Dr. med. Buchinger.

(Die Unterschrift des elften Mitgliedes Hans Paasche habe ich deshalb nicht eingeholt, weil Paasche der von Lamberty Angegriffene ist. Hähnel.)

*

**Einladung.** Vom 25. August bis 15. Oktober veranstaltet der Deutsche Siedlerbund in dem von ihm im Arbeiterviertel zu Berlin-Charlottenburg errichteten Siedlungsheim einen Ferienkursus zur Einführung in soziale Großstadtprobleme und praktisch-soziale Tätigkeit (Settlement-Arbeit). Wir richten an Berliner und auswärtige Studenten und Studentinnen (auch Nichtstudenten sind willkommen) die Einladung, einen Teil der Ferien zur Einführung in die wichtigsten sozialen Fragen und Arbeiten zu benutzen und, wenn möglich, selbst im Arbeiterviertel wohnend, sich an der dort geübten Tätigkeit zu beteiligen.

Der Kursus wird sich in einen vorwiegend theoretischen, etwa drei Wochen beanspruchenden, und einen praktischen Teil gliedern.

Alle Anfragen und Anmeldungen sind möglichst umgehend, spätestens aber bis zum 15. August zu richten an die **Geschäftsstelle des Deutschen Siedlerbundes, Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 22.**

## Briefkasten.

An 7 Barmer Wandervögel. Sie sandten uns freundlichst Mk. 1,20, die man Ihnen unlängst auf einer Wanderfahrt übergeben hat, um für Ihre Liederaaben sich dankbar zu erweisen, zur Unterstützung der Vortrupp-bestrebungen. Da wir ohne Ihre nähere Anschrift kein anderes Mittel haben, um unsererseits unseren Dank Ihnen aussprechen zu können, so geschieht es hiermit an dieser Stelle mit dem Vermerk, daß wir den Betrag gern der kleinen Kasse für „Zuwendungen zur Werbetätigkeit" überschrieben haben und ihn so benutzen werden, daß er gewiß auch im Sinne gerade Ihrer Bestrebungen zur Verwendung gelangt.

## Zur gefl. Beachtung.

**Die nächste Nummer der „Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes" am 16. August erscheint als Doppelnummer 8/9, sodaß im September keine Ausgabe der „Mitteilungen" erfolgt. Diese Doppelnummer wird u. a. das neue Anschriftenverzeichnis erhalten. Damit dieses sämtliche Anschriften-Änderungen enthält, wird dringend gebeten, die Anschriften in den ersten Nummern d. J. daraufhin zu vergleichen und auf einer Postkarte weiter nichts mitzuteilen als die richtige Anschrift der betr. Gruppe.**

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 16 — Der Vortrupp — 16. August 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 8/9 — 1914

**Inhalt.** Zum Winterarbeitsplan. — Soziale Ferienkolonie zu Hamburg. — Nochmals von einigen Äußerlichkeiten. — Aus der Vortrupp-Arbeit (Sonnwendspruch von Hans Huß). — Deutscher Vortrupp-Bund.

## Zum Winter-Arbeitsplan.

Verschiedene Vortrupp-Gruppen werden, soweit die noch zur Verfügung stehenden Kräfte in diesen ernsten Tagen es gestatten, in den nächsten Wochen sich bereits mit der Festlegung des Arbeitsplanes für den Winter beschäftigen. Es hat sich in allen Gruppen, die auf ein halbes Jahr voraus und auch länger dieser nicht ganz leichten Arbeit sich unterzogen haben, aufs beste bewährt, die Richtungslinien der Arbeit für einen längeren Zeitraum zu ziehen. Auch sollten einen Arbeitsplan diejenigen Gruppen zu schaffen sich versuchen, die noch nicht erstarkt sind und nur mit sehr wenigen Hilfskräften rechnen können. Er ist der Wegweiser nach vorwärts und verhindert das allzu oft auf Seitenpfade führende Versuchen und Tasten.

Vor der Festlegung des Arbeitsplanes, dessen Zusammenstellung am besten einem kleinen Ausschusse von zwei bis drei Mitgliedern zu übertragen ist, muß der Arbeitsausschuß der betr. Gruppe natürlich über alle für den Arbeitsplan in Betracht kommenden Fragen sich klar sein. Er muß Richtungslinien festgelegt haben zur Werbearbeit für die kommenden Monate, bei denen man die Jahreszeit und mancherlei sonstige Umstände wohlweislich in Rücksicht zu ziehen hat. Vor allem muß die Frage nach verschiedenen Richtungen hin erörtert werden, durch welche Mittel man versuchen will, dem „Vortrupp" neue Volkskreise zu erschließen und sein Lesergebiet zu erweitern, um so die Vortrupp-Gedanken tiefer ins Volk führen und allen Lebensreformvereinigungen aufs beste dienen zu können. Es muß auch vorher genau festgelegt werden, welche Mitglieder sich für die Arbeiten der Werbetätigkeit, welche für die Arbeiten in und mit der Presse, welche für die Vorbereitung von Versammlungen, Wanderungen und sonstigen Veranstaltungen zur Verfügung stellen, welche Wünsche in der letzteren Beziehung früher geäußert sind, welche Erfahrungen man bisher gemacht hat und was aus ihnen zu lernen ist und manches andere mehr. Jede Vortrupp-Gruppe wird gewiß auch gern alle Bestrebungen zu unterstützen suchen, die auf die Linderung der durch den Krieg hervorgerufenen sozialen Not gerichtet sind und in ihrem Winterprogramm darauf Rücksicht nehmen.

Auch dann kann eine Festlegung auf bestimmte Tage noch nicht ohne weiteres erfolgen. Während alle Frühjahr-, Sommer- und Herbstveranstaltungen der Vortrupp-Gruppen zumeist in die freie Natur verlegt und in den meisten Fällen für die jüngeren Mitglieder mit Wanderungen verbunden werden, kann diese Versammlungsform im Winter nur in einigen wenigen Fällen gepflegt werden, wenn man nicht gar zu viele Vortrupp-Kreise ohne weiteres ausschließen will und dadurch verhindert, neue Gebiete und neue Kreise sich zu erobern. Vor der Festlegung der Versammlungen spielt also die Frage des Lokals eine besondere Rolle und sie zu lösen, ist für alle Gruppen mit mehr oder weniger großen Schwierigkeiten solange verknüpft, solange in den verschiedenen Städten nicht eigene Vortrupp-Häuser entstanden sind, die für alle Lebensreformvereinigungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gute rauch- und trinkzwangfreie Räumlichkeiten zu mäßigen Preisen zur Verfügung stellen können.

Bei der Festlegung des Arbeitsplanes, soweit die in Aussicht genommenen Versammlungen in Betracht kommen, sollte vor allem aber auch darauf geachtet werden, daß keine Vortrupp-Gruppe mit irgendeiner bestehenden Lebensreformvereinigung in Wettbewerb tritt. Veranstaltungen, die in das Gebiet anderer Lebensreformvereinigungen fallen, können nicht Aufgaben einer Vortrupp-Gruppe sein. Diese sollten nur Veranstaltungen treffen, durch die einmal die Mitglieder mit den verschiedenen Lebensreformgebieten, die ihnen ferner liegen, sich vertraut machen, und durch die andere Lebensreformvereinigungen neuen frischen Zuwachs, auch aus Vortrupp-Kreisen selbst, erhalten. In allen Orten wird man mehr oder weniger beobachten, daß das Vortragswesen unsrer Zeit wenig Einheitliches hat und oft die Kräfte außerordentlich zerreißt und zersplittert. Da kann eine Vortrupp-Gruppe, wie es gegenwärtig verschiedentlich versucht wird, außerordentlich erfreuliche Arbeit leisten, indem sie bei Festsetzung ihres Arbeitsplanes sich bemüht, wenigstens die Lebensreformvereine bei der Ausgestaltung ihrer Vortragsveranstaltungen zu größerer Rücksichtnahme, zum eigenen Besten, auf die Veranstaltungen anderer Vereinigungen zu veranlassen. Dadurch kann es verhindert werden, daß an einem Tage zwei oder drei Lebensreformvorträge am Orte sind, oder daß die Vorträge in einer Woche sich zu sehr häufen und dadurch der Besuch bei allen leidet, dadurch kann es ermöglicht werden, daß eine gewisse Ordnung in das lebensreformerische Vortragswesen eines Ortes kommt. Die jeweiligen örtlichen Verhältnisse sind so verschieden, daß es nicht möglich ist, hierfür bestimmte Richtungslinien zu geben. Deshalb nur diese Anregungen. Wenn eine Vortrupp-Gruppe einen gedruckten Arbeitsplan herausgibt und zu Werbezwecken mit verwendet, empfiehlt es sich, auch die in das Vortrupp-Gebiet fallenden Veranstaltungen anderer Lebensreformvereine aufzunehmen. Der Arbeitsplan würde sich dadurch mehr zu einem Vortragskalender für das gesamte Lebensreformwesen des betreffenden Ortes ausgestalten. Einen großen Vorteil hat ein solches Vorgehen auch für die weitaus meisten Lebensreformvereine, die sehr häufig „aus der Hand in den Mund" leben und gar nicht vorher daran gedacht haben, einen gewissen, wohldurchdachten Plan in ihre volkserzieherische Tätigkeit, die sie doch ausüben wollen, hineinzubringen. Sie werden an dem eigenen Mitgliederzuwachs sehr bald erfahren, was eine planvolle, wohlüberlegte Tätigkeit für sie bedeutet. Es müßte die Verbindung mit den Vorständen der Lebensreformvereine allerdings bereits Ende August gesucht werden.

Doch das Veranstalten von Vortrags-Versammlungen mit eingehenden Aussprachen ist keineswegs als ein Hauptgebiet oder auch als eine Notwendigkeit für die Vortrupp-Gruppen anzusehen. Kleine Vortrupp-Gruppen und Gruppen an kleineren Orten müssen davon sehr häufig schon aus wirtschaftlichen Gründen und weil es ihnen an rednerischen Kräften fehlt, absehen. Für sie kommen weit eher zwanglose Zusammenkünfte der Mitglieder in Frage, bei denen die einzelnen Freunde Gelegenheit erhalten, sich näher zu treten, sich darüber auszusprechen, was „Der Vortrupp" ihnen geboten und wie es ermöglicht werden kann, weitere Volkskreise zu erfassen, wie „Der Vortrupp" ausgebreitet werden kann, wie noch nicht vorhandene Lebensreformbewegungen am Orte geweckt und gefördert werden können usw. „Wie kommen wir vorwärts"? Das ist die Vortrupp-Frage, die alle Herzen bewegen müßte, wo auch immer Vortrupp-Freunde zu einer Beratung zusammenkommen. Sucht man jede, auch die kleinste Veranstaltung unter die Antworten auf diese Frage zu stellen, dann wird der rechte Vortrupp-Geist auch da, wo die Verhältnisse anscheinend noch so ungünstig liegen, die einzelnen mit neuem Eifer auszuharren und zu arbeiten erfüllen. Das ist es, worauf es ankommt.

Möge keine Vortrupp-Gruppe dabei zurückstehen, im Laufe des September eine feste Arbeitsordnung bis zum nächsten Frühjahr sich zu schaffen und ein bestimmtes Ziel sich zu stecken, das erreicht werden kann und dann auch erreicht werden soll. Die in den „Mitteilungen" Nr. 3 und 4 angegebenen „Werbemöglichkeiten", sowie die an verschiedenen Stellen gebrachten Hinweise werden dabei gewiß wertvolle Hilfe bilden. Von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allen Arbeitsplänen erbittet die Geschäftsstelle für ihre Akten eine Abschrift. Glückauf für die Weiterarbeit! F. H.

## Soziale Feriengruppe zu Hamburg.

Den meisten sozialen Einrichtungen fehlt es an freiwilligen Mitarbeitern, die mit voller Hingabe auf irgendeinem Gebiet tätig sind, und ebenso fehlt es an einem Zusammenschluß der auf verschiedenen Gebieten sozial Tätigen. Ja, man kann behaupten, daß den meisten, die auf irgendeinem sozialen Gebiet tätig sind, die tiefere Kenntnis anderer sozialer Einrichtungen abgeht. So ist auf sozialem Gebiet eine Zersplitterung sehr fühlbar; ein Zusammenschluß würde eine wesentliche Förderung sozialer Arbeit bedeuten und die Teilnahme vertiefen. Die soziale Feriengruppe zu Hamburg, die im April 1914 gegründet worden ist, möchte zu einem bescheidenen Teil an diesem Zusammenschluß beitragen, und was noch wesentlicher ist, neue Mitarbeiter für ein Gebiet der sozialen Arbeit gewinnen. Über den Parteien und Konfessionen stehend, wendet sie sich an Studenten und Studentinnen mit der Bitte um Mitarbeit auf irgendeinem sozialen Gebiet während der akademischen Ferien (Mitte August bis Oktober und Anfang März bis Mitte April), aber ebenso an ansässige Hamburger und Hamburgerinnen, gleichviel welchen Berufes, die sie für dauernde Mitarbeit gewinnen möchte. Die Möglichkeiten gelegentlicher wie dauernder, unentgeltlicher Mitarbeit auf allen sozialen Gebieten in Hamburg will sie vermitteln. Zu diesem Zweck hat sie eine Liste dieser Möglichkeiten, zunächst in begrenztem Umfange, aufgestellt, die sie ihren Mitgliedern zusendet. Während einer Ferienzeit soll man nur auf einem Gebiet regelmäßig mitarbeiten. Auf Wanderungen, geselligen Zusammenkünften usw. sucht sie den Zusammenschluß der sozial Tätigen und Interessierten, und das soziale Interesse will sie durch eine systematische Einführung in je ein Gebiet der sozialen Fragen in jeder Ferienzeit vertiefen, und zwar mehr durch die Anschauung, durch eine Reihe von Besichtigungen unter sachkundiger Führung als durch Vorträge. Für die Ferienzeit von Mitte August bis Oktober 1914 ist eine systematische Einführung in die Wohnungsfrage vorgesehen. Folgende Veranstaltungen finden statt: Vortrag über die Wohnungsfrage, Besichtigung der Wohnungen in Hammerbrook, von Vierländer Bauernhäusern, der Wohnungen des Bauvereins, des Gängeviertels, der Produktion, der werdenden Siedlung des Gemeinnützigen Bauvereins mit einem erläuternden Vortrage in der Gartenbau-Ausstellung und der Gartenstadt Wandsbek; daneben ein Vortrag über die Bodenreform und gesellige Veranstaltungen. Erste Versammlung am 19. August abends 8 1/4 Uhr, in der Alsterlust.

Beiträge werden nicht erhoben; die Unkosten hoffen wir, durch freiwillige Spenden zu decken. Alles Vereinsmäßige wird vermieden. Wir bitten um baldige Anmeldung bei dem Unterzeichneten, der die Liste und das nähere Programm zusendet und bereitwillig Auskunft erteilt.

Die soziale Feriengruppe zu Hamburg.
J. A. Dr. Kurt Adams,
Aumühle bei Hamburg, Lindenstr. 17.

## Nochmals „Von einigen Äußerlichkeiten".

Zu dieser „Im Halse stecken gebliebenen Wechselrede" für den I. Deutschen Vortrupp-Tag sind eine Anzahl Zuschriften, zustimmende und auch ablehnende und verurteilende, eingegangen, aus denen hervorgeht, daß man die Verfasserin doch in verschiedenen Punkten mißverstanden hat. Es konnte gar nicht die Rede davon sein, unseren Wanderern zum Vortrupp-Tage nahetreten zu wollen oder ihnen Vorhaltungen machen zu wollen über „Äußerlichkeiten", die nun einmal in der Natur der Sache liegen. Vor dem Vortrupp-Tage war von verschiedenen Seiten angefragt worden, ob für den Besuch des Vortrupp-Tages eine besondere Kleidung erwünscht sei, oder ob, wie ich es bisher bei Kongressen kenne, für die Männer der schwarze Gehrock, für die Frauen das Gesellschaftskleid erforderlich seien. Die Geschäftsführung hat in allen Fällen erwidert, daß jeder so kommen möge, wie es ihm am behaglichsten wäre, daß allerdings es erwünscht wäre, wenn auf einem Vortrupp-Tage auch rein äußerlich gekennzeichnet werden könnte, daß die Mitglieder des „Deutschen Vortrupp-Bundes" Modetorheiten und gesundheitlich schädigende Kleidung nicht mehr tragen, daß es besonders willkommen geheißen werden müßte, wenn versucht werde, durch das eigene Beispiel zu zeigen, wie die Kleidung der Lebensreformer sich gestalten könnte.

Daß gerade die letztere Frage äußerst lebhafter Anteilnahme sich erfreut, hat unter anderm die Aussprache am 6. Juni gezeigt. Einige Mitglieder, die zum Teil weite Wande-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen hinter sich hatten, zeigten sich trotz der nicht sehr günstigen Witterung in einem recht anziehenden selbst ersonnenen Festgewande, das ihren Rucksack nicht sonderlich beschweren konnte. Die gesundheitlich einwandfreie Wandertracht — es gibt auch solche, die es nicht ist —, bildet zunächst noch die Grundlage für solche „sinngemäße bürgerliche Kleidung, frei von Modenarreteien", wie Frau Cramer von Clausbruch sie im Gegensatze zur reinen „Kluft" bezeichnete.

Der Aufsatz „Von einigen Äußerlichkeiten" will eben dazu anregen, der Eigentracht im Dürerbundsinn ein klein wenig mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und unsere jungen und alten Freunde leisten auch ein gut Stück Vortrupp-Arbeit, wenn dadurch erreicht wird, daß wir zu einer Kleiderrreform gelangen, die es jedem im Volke ermöglicht, „mitzumachen".

Wenn Theodor Storm einmal sehr richtig sagt, daß „goldne Rücksichtslosigkeiten" zuweilen wie Gewitter reinigend wirken, so ist das nicht in dem Sinn zu verstehen, daß nun die Rücksichtslosigkeit andern gegenüber etwa als eine Tugend angesehen werden müsse, auch nicht als eine Selbstverständlichkeit. Das letztere war auf dem Vortrupp-Tage doch nicht allgemein als etwas jenseits der Anschauungen echter Lebensreformer liegendes erachtet. Daß darin aber für uns alle eine große Gefahr liegen kann, darauf sollte die nicht gehaltene Wechselrede auch ein klein wenig hinweisen. Diesen Hinweis darf sich niemand zuziehen, der davon gar nicht getroffen werden kann, und im übrigen vermögen wir Vortrupp-Leute auch einmal eine Wahrheitspille mit lächelnder Miene herunterzuschlucken, wenn sie anscheinend auch etwas bitter schmeckt.

In einer Beziehung muß ich selbst der geehrten Rednerin widersprechen: Die Vortrupp-Bewegung hat gar keine Kinderschuhe auszuziehen und hat keiner Hilfsmittel sich bedient, deren sie jetzt entraten könnte. Sie kann als Bewegung eben nichts Einheitliches sein, sondern eben eine Wiederspiegelung aller gesunden Bewegungen, die am Werke sind, unser Volk gesundheitlich zu heben und tüchtiger zu machen. Viele darunter sind jung und noch in steter Entwicklung begriffen. Einige kämpfen besonders gegen Unsitten und Torheiten, die unserem Volke so unsagbare Schädigungen gebracht haben. Sie können es nur, indem sie ganz folgerichtig, ohne Rücksicht darauf, ob man Zustimmung findet oder nicht, vorgehen. In dieser Beziehung hat eine sehr geschätzte Mitkämpferin recht, wenn sie in einem längeren Brief unter anderm schreibt:

„. . . . . So wenig aber die besseren Stände für Abstinenz im Volk wirken können, solange sie selbst noch Wein trinken, so wenig können wir Vortrupplerinnen gegen Mode und Luxus kämpfen, solange wir selbst noch nicht völlig frei davon sind, und unsere Reformgewänder nur innerhalb besonderer Veranstaltungen anlegen. So wenig man den Alkohol mit Mäßigkeitsbestrebungen bekämpft, so wenig richtet man aus, wenn man in Modesachen „Mäßigkeit" predigt, anstatt die Mode ganz abzulehnen. Der guten Sache zuliebe muß man auch die Scheu, aufzufallen, überwinden können. Lebensreformer können sich heutzutage noch in keiner Richtung betätigen, ohne aufzufallen. Es kann ja sein, daß die Verfasserin in ihren Kreisen nur dadurch für den „Vortrupp" wirken kann, daß sie durch keinerlei neue Tracht die „überkultivierten" Leute vor den Kopf stößt. Von mir aus kann ich nur sagen, daß ich gerade durch die Kleiderreform für die Lebensreformbestrebungen gewonnen wurde und immerzu gewinne ich neue Freunde der Sache durch meine Tracht."

Aber das steht auch nicht in unmittelbarem Gegensatze zu den Ausführungen des Aufsatzes aus der vorigen Nummer der „Mitteilungen".

Besonders erfreulich aber wäre es, wenn die gebotenen Anregungen den Anlaß gegeben hätten, zum nächsten Vortrupp-Tage bereits in der Kleiderreformfrage eine Lösung herbeizuführen, die für unser ganzes Volksleben von größter Bedeutung sein könnte. Diese steckt vorläufig allerdings noch ganz in den Kinderschuhen. Es handelt sich um eine Lösung, die nicht nur die verschiedenen Berufskreise, die Arbeitskleidung, die Wanderkleidung, das festtägliche Gewand umfaßt, sondern vor allem auch dazu beiträgt, alle verschiedenen Volkskreise durch größere Einfachheit und in dieser Beziehung allerdings durch eine größere Gleichartigkeit einander näher zu führen, eine Kleidung, die auch dem wirtschaftlich Ringenden es ermöglicht, sich rein äußerlich, ganz seiner Eigenart entsprechend, geben zu können. Das ist dann allerdings keine „Äußerlichkeit" mehr im Sinne der ausgesprochenen Tadel.

In diesem Sinne vorläufig Schluß dieser Aussprache und Heil für die Zukunft!

F. H.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp Hamburg.** Die Sonnwendfeier am 27. und 28. Juni erfreute sich eines außerordentlich starken Zuspruchs, waren doch am flammenden Holzstoß wohl etwa 7—800 Personen gelagert. Hans Huß hielt die Feuerrede,
die als Beispiel einer ergreifenden Kundgebung auf vielfachen Wunsch an dieser Stelle wiedergegeben wird und gerade in diesen Tagen gern gelesen werden dürfte.

Nun schläft die Heimat. Westwärts zog das Licht,
Und andern Völkern geht es dämmernd auf.
Die Erde dehnt sich tief beschattet, müde
Von all der Unrast, die sie heut gesehn.
Nur heimlich steigen rings die Säfte weiter,
Und wenn die Sonne aufstrahlt hinterm Feld,
Ist alles Lebende gediehn im Dunkeln.
Die Wälder stehn im Schweigen. Leise tränkt
Der reine starke Erdentau die Bäume.
Das Feld gibt traumhaft seinen süßen Segen
Der Wurzel, die ihn träumend schluckt, daß morgen
Im Licht die junge Frucht sich reifend dehne.
Still in der Gräser feinsten Rispen rieselt,
In allen Blumen rinnt das Lebenswasser.
Die Tiere, die am Tage das Grün durchschlüpfen,
Sie leben seltsam fort. Das dunkle Schweigen
Bannt in Vergessen all die kleinen Geister.
Die scharfen Sinne ruhn. Das Herz schlägt weiter,
Und tiefer Atem kräftigt ihre Glieder.
Am Wegrand nur die weißen Blüten leuchten.
Nur sie sind wach. Vom eignen Duft berauscht,
So schimmern sie und ziehn die Falter an. —
Voll Güte schlägt die Nacht den blauen Mantel
Auch um uns stillgeword'ne Menschenkinder.
Die Andacht breitet leis die großen Schwingen
Weit unterm Himmel aus. Und unsre Seele
Tut ihre Tiefen auf und horcht ins All.
Und stumm beschwörend löst die milde Nacht
Die Seele von der Erde, und die Sehnsucht
Streicht scheu hinauf zu Wolken und zu Sternen,
Entgleitet zaghaft in die schwarzen Schatten,
Die hinter den bemoosten Stämmen ruhn.
Sie sinnt am Hühnengrab — und will's nicht glauben,
Daß nur der Staub des blondgelockten Recken,
So seltsam nahe, unterm Grase ruht,
Daß seiner Arme Helfer, seine Waffen,
Nur zu gemeinem Rost im Sand verderben.
Und bange lauscht die Sehnsucht in den Sturm,
Der in belaubten Kronen rauschend wühlt.
Mit schauerndem Entzücken will die Seele
Im Winde die Gewalten raunen hören,
Die machtvoll still die dunkle Welt durchgeistern.
Um jedes Nachtgeheimnis streift die Sehnsucht
Und sucht und wünscht und weiß nicht, was sie sucht.
Rings wirken die geheimnisvollen Mächte.
Aus allen Schatten weht's die Seele an.
Verzagt, verängstigt flieht sie vor dem Großen
Ringsum und breitet doch die Arme aus,
Trinkt sich am Unbegriff'nen schauernd satt,
Trinkt tiefste, reinste Kraft, trinkt neues Leben.

Uralter Glaube geht dann durch die Seele.
Wie sie so riefen unsre Väter einst,
Die Geister, die die Welt durchweben, an,
Wie sie erschauernd und wie sie erhoben.
Was unsre Väter von den Göttern sagten,
Ist uns ein heilig Märchen nur geblieben.
Allvater Wodan lebt nicht mehr bei uns,
Der Strahlende. Und doch — wenn unsre Seele
Ins All entschwebt mit lauschendem Entzücken,
Wenn in der Überfülle des Erschaff'nen
Die Seele nie den höchsten Geist begreift,
Wenn der Gedanke der Unendlichkeit
Sie an den Boden wirft, verzagt und winzig,
Wenn sie vor all den Rätseln fragend staunt —
Dann ist in ihr das gleiche hohe Ahnen,
In dem die Alten einst die Hände hoben
Zu ihm, zum Vater alles Lebens, Wodan. —
Nerthus, die gütig Nährende, die Erde,
Die Lieblichste in Wallhals hohem Kreise,
Ist uns nicht Göttin mehr wie unsern Vätern.
Und dennoch ist die Erde uns nicht tot,
Nicht Stein, nicht plump gehäufter Stoff, den suchend
Die Gier durchwühlt, die Wissenschaft durchklaubt.
Uns ist die Erde der geliebte Stern.
Ihr Duft stärkt uns die dankerfüllte Brust.
Die Frucht, die sie uns schenkt, wir nehmen sie
Als ihr Geschenk und lieben sie dafür.
Die Scholle, die der Pflug beiseite wirft,
Ist uns vertraut, ist unsrer Brust befreundet.
Der Strom, der unser Land durchglänzt, die Berge,
Die ihre harte Stirn in Wolken kühlen,
Das Grün, das rings auf unsrer Heimat schimmert,
Die Wolken, drohende und leuchtende,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die über unsern weiten Garten segeln,
Das alles schmückt uns die geliebte Erde,
Wie es die Göttin unsrer Väter schmückte. —
Gott Baldur ist für uns ein altes Märchen.
Dem segnend lichtumfloss'nen Frühlingsgotte,
Wir opfern ihm nicht mehr in Dankbarkeit.
Und doch — im tiefsten Herzen lebt er uns.
Auch unsre Seele reckt sich sehnend auf
Zum ew'gen Licht und streckt die Hände aus,
Daß sieghaft strahlend, lichtverklärt die Liebe
Der Menschheit Garten wunderbar durchflute,
Uns nach sich ziehe, auf daß wir einander
Beglückt geleiten zu der Menschheit Höhen.
Mag auch der Alltag uns die Hoffnung nehmen,
Mag die Gemeinheit uns als Toren höhnen —
Das unerfüllte Sehnen nach dem Licht
Und nach der Liebe, endlos wie das All,
Das Sehen soll uns bleiben. Und wir leben
Und streiten für den Glauben an das Licht. —
Thor ist uns ein versunk'ner Heldengott.
Und dennoch liebt den Rauhen unsre Seele.
O, führe siegend seine Faust vom Himmel,
Den Hammer in die ekelhaften Schädel
Der gier'gen Finsterlinge einzuschmettern!
O, daß Thors Blitz das Riesenwerk versengte,
Das Schandwerk, das die Niedrigen uns schufen!
O, daß sein ungefüger Himmelswagen
Hinpolterte ob der Verruchten Leichen!
Auch unsre Seele ruft die Göttermacht,
Die uns durch Göttertat befreit vom Bösen.

Was in der Brust der alten Deutschen drängend
Den kindlich götterreichen Glauben schuf,
Lebt noch in uns, quält uns, trägt uns durchs Dasein,
Gibt unserm Leben seine tiefste Schönheit.
Und wie sich immer unser banges Fragen
In die Unendlichkeit, wie unser Sehnen
Sich aus der Seele los nach außen ringe,
Wie unser Glaube sei, wie unsre Hoffnung —
Daß nur das Ahnen uns und Sehnen bleibe!
Das Ewig-Menschliche, das Ewig-Deutsche!

Zwar sprechen die verholzten klugen Seelen:
Thors Hammer über sie! —: „Ihr seid im Wahn,
Euch irrt der sehnsuchtsvolle Blick vergebens
Nach einem Geist umher. Ihr findet keinen,
Weil's keinen gibt." Ach, die Trübäugigen,
Sie sehen nicht, daß alle wirre Ehrfurcht
Vorm Unbegriff'nen näher ist der Wahrheit
Als ihr spitzfind'ges, stoffgebund'nes Rechnen.
Nicht ab vom Göttlichen geht unser Weg.
Nein, aufwärts geht der Menschen steile Straße.

So lodre, Flamme! Trag' den Gruß empor,
Den ein Geschlecht voll Sehnsucht und voll Fragen
Hinschickt in die Unendlichkeit! So lohe,
Und nimm auf deines Leuchtens schnellen Schwingen
Den Schwur hinauf: Wir wollen ein Geschlecht
Von Hütern sein. Wir wollen unsre Erde,
Die heilige, uns nicht entgöttern lassen.
Wir wollen keine Träumer sein. Wir wollen
Die Kräfte üben in des Alltags Pflichten.
Wir wollen alles grau Notwendige,
Womit der Alltag unsern Gang beschwert,
Mit mut'gen Schultern tragen. Was wir schaffen,
Das kleinste Wirken soll dem Großen dienen,
Dem mächtigen Gedanken, daß das Gute
Einst meistern soll die bunte Welt der Menschen.
Und sind wir Stäublein vor dem Weltenschöpfer,
Vergänglich wie verwehte, tote Blätter, —
An unserm Teile wollen wir die Welt
Nach seinem heilgen Willen bauen helfen.

Heil allem Großen, dem wir dienen wollen!
Der Erde Heil, die festgefügt uns trägt!
Heil unserm Volk, das unsre Seele liebt!
Heil ihm, an dessen reine Kraft wir glauben,
Für das wir kämpfen, sorgen, schaffen müssen!
Heil allem deutschen Wesen, dessen Wirken
Aus tiefster Seele, unbeirrt von außen,
Das Gute ehrlich will! Ihm Heil! Heil! Heil!

*


# Deutscher Vortrupp-Bund

Geschäftsstelle Hamburg, Spitalerstr. 12

**Anschriften der Vortrupp-Gruppen**

Vorbemerkung: Die mit * versehenen Vortrupp-Gruppen bieten mehr oder weniger regelmäßige Vortragsveranstaltungen und haben sich bereits eine besondere Organisation geschaffen, sowie einen bestimmten Arbeitsplan aufgestellt. Für einige der in Bildung begriffenen Gruppen gilt auf Wunsch die Geschäftsstelle des D. V.-B. als Anschrift. Für die Ankündigung der Vortragsveranstaltungen usw. muß aus leicht ersichtlichen, wirtschaftlichen Gründen auf die Benutzung des Kleinanzeigenteiles im „Vortrupp" S. XV u. XVI verwiesen werden. Den Vortrupp-Gruppen wird die Kleinzeile für diese Zwecke mit nur 35 Pf. berechnet.

**Vortrupp Ahlen i. W.:** Menke, Lehrer, A., Spielbrinkstr. 4.
**Vortrupp Alexandria** (Ägypten): Fräul. Johanna Springsklee, Ibrahimih, Casa Lindemann.
**Vortrupp Altenburg:** Hans Bernhardi, Altenburg, S.-A., Stiftstr. 24.
**Vortrupp Alt-Landsberg:** Rudolf Eberhardt, cand. theol., Alt-Landsberg, Berliner Str. 16 II.
**Vortrupp Altmünster** (Ob.-Els.): Constantin Ley, Altm. 66 (Els.).

Vortrupp Angerburg: Seminarist Erich Langecker, A., Seminar.
*Vortrupp Augsburg: Regierungsbaum. Ed. Fackler, A., Unterer Graben 250.
*Vortrupp Aussig: Robert A. Frommann, Spitalplatz 12.
Vortrupp Baden-Baden: O. Eisinger, Oberpostassist. B.-B.
Vortrupp Bad-Sachsa: Prof. Schmidt, Haus Bergfried, Bad-Sachsa (Südharz).
Vortrupp Bautzen: Oskar Kaubisch, B., Parlistr. 7.
Vortrupp Berg.-Gladbach: Emil Behnisch, Gronauer Wald 84.
Votrupp Groß-Berlin: Lotte Behncke und Adolf Guenther, Charlottenburg, Cuno-Fischerstr. 19
Vortrupp Bernburg: Wilhelm Fister, B., Waisenhausplatz 15.
Vortrupp Bielefeld: Oberlehrer Dr. Mönckemeyer, Bielefeld, Uhlandstr. 3.
Vortrupp Blankenburg: G. Sinnemann, Kattenstedt b. Blankenburg a. H.
Vortrupp Bochum: Pastor W. Siegmeyer, Werne.
Vortrupp Bodenbach: Alois Barsch, B., Kaiser-Franz-Josefstr. 150.
*Vortrupp Bonn: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Braunschweig: Peckmann, stud. jur., Br., Altewikring 4.
Vortrupp Bregenz: Max Haller, B., Gallusstr. 12.
*Vortrupp Bremen: Redakteur Alfred Riebau, Bremen-Oberneuland, Rockwinkler-Landstr. 20.
*Vortrupp Breslau: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Buch b. Nürnberg: Lorenz, Lehrer, Altmoshof b. Nürnberg. Nr. 14.
Vortrupp Bunzlau: Oberlehrer Dettmer, Bunzlau Gymnasium.
Vortrupp Burg a. Fehmarn: P. Käter, Burg a. F.
Vortrupp Burtehude: Frl. J. Despois-Gennerich, Altkloster b. B.
*Vortrupp Cassel: Georg Sander, Cassel, Wallstr. 2.
Vortrupp Celle (Hann.): Ernst Tuhte, C., Am heiligen Kreuz 32.
Vortrupp Clenze: Lehrer, Kr. J. Himstedt, Lefitz b. Clenze (Hann.).
Vortrupp Coblenz: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Coburg: Oberlehrer Dr. F. R. Rathmann, C., Ketschendorferstr. 22.
*Vortrupp Cöln a. Rh.: Probekandidat Wilhelm Hötzel, C., Antoniterstr. 20.
Vortrupp Colmar: Pastor Heinrich Karsten, C., Schöpflinstr. 9.
*Vortrupp Cottbus: Architekt Sichler, Cottbus, Wilhelmstr. 5.
Vortrupp Crossen a. d. Oder: Max Kurzmann, C., Roßstraße 80 I.
*Vortrupp Danzig: Dr. med. Catoir, D., Reitbahn 4.
*Vortrupp Darmstadt: Rechtsanwalt Staedel, D., Elisabethstraße 14 I.
Vortrupp Dessau: Franz Steinbiß, D., Jeßnitzerstr. 61.
*Vortrupp Detmold: Handelslehrer F. W. Schulze, D., Lemgoerstr. 54.
Vortrupp Dirschau: Friedrich Hannemann, D., Dirschauer Wiesen.
*Vortrupp Dortmund: Wilh. H. Werner, Ob. Postpraktikant. D., Holzhofstr. 27.
*Vortrupp Dresden: Horst Wildelau, Dresden-Reinickstr. 7. Erdgesch.
Vortrupp Duisburg: Ingenieur Martens, D., Düsserustr. 24 II.
Vortrupp Duisburg-Meiderich: Gerhard Schrapers, D.-M., Laakerstr. 12.
Vortrupp Eddelack (Süderdithm.): Wilke, E.
Vortrupp Eisenach: Buchhändler Rud. Bley, Eisenach, Georgenstr.
Vortrupp Elmshorn i. H.: C. Hansen, Elmshorn, Friedensallee 23 I.
Vortrupp Emden: Gustav Renzow, Emden, Friesenstraße 30.
Vortrupp Erfurt: Alfred Hoffmann, E., Alsenstr. 21.
Vortrupp Eschwege: Hans Roggenkamp, Gymnasialturnlehrer. E., Promenade.
*Vortrupp Essen-Ruhr: H. Poos, Essen-West, Sybelstr. 49.
*Vortrupp Flensburg: C. H. Knutzen, Fl., Apenraderstraße 55.
*Vortrupp Frankfurt a. M.: Dr. Albert May, Fr. a. M., Eichenheinerstr. 16 II.
*Vortrupp Frankfurt a. Oder: Dr. W. Schmidt, Fr. a. O., Theaterstr. 6.
*Vortrupp Freiburg i. Br.: Friedrich Hager, cand. chem., Fr., Breisacherstr. 40.
Vortrupp Gera: Kurt Bernhardt, Lehrer, G., Schülerstr. 39.
Vortrupp Gießen a. d. Lahn, Dr. jur. Meuser, Rechtsanwalt, Gießen.
Vortrupp Glauchau: Fritz Spörel, G., Markt 17.
Vortrupp Gleiwitz: Gertkemper, G., Obl. Langestr. 19.
Vortrupp Glogau: Wilhelm Fabricius, Landrichter G., am Kriegerdenkmal 1.
*Vortrupp Görlitz: Prof. Dr. Klatt, Gr. Blumenstraße 27 II.
*Vortrupp Göttingen: cand. jur. R. Wohlers, G. Arndtstraße 14 I.
Vortrupp Gotha: Schuldirektor Karl Kohlstock, G., Frankenbergstraße 20.
*Vortrupp Greifswald: stud. phil. Gaedecke, G., Gutzkowerstr. 83. Schriftwart: stud. med. Heinrich Kirchhoff, Gr. Loitzerstr. 61.
*Vortrupp Grünberg: Otto Fritze, Grünberg i. Schl.
Vortrupp Hagen i. W.: Wilhelm Figge, H., Telegraphen-Amt.
Vortrupp Halberstadt: Walter Meyer, H., Westerhäuserstraße 20 I.
*Vortrupp Halle a. S.: stud. theol. Alfred Marold, H., Harz 17 I.
Vortrupp Hamm (Westf.): K. Wahren, Lehrer, H., Wilhelmstr. 105.
*Vortrupp Hamburg: Ernst Normann, i. Fa. Normann u. Co., Hamburg 36, Neuerwall 70-74, Paulsenhaus. Während des Krieges: A. v. Faber, H. 21, Haidèweg 11.
Vortrupp Hameln a. W.: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Hannover: Paul Wittke, Hannover, Leinestr. 18. Zuschriften an den Schriftführer Heinz Konerding, H., Glockseestr. 36.
Vortrupp Hannov.-Münden: Rechtsanwalt und Notar Westphal, Hannov.-Münden.
*Vortrupp Harburg a. Elbe: Rudolph Becker, H., Hackestraße 31.
Vortrupp Heidelberg: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Heilbronn: Direktor M. Steinegger, H., Schillerstr. 90.
Vortrupp Hildesheim: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Höchst a. M.: H. Stoll Lehrer, H.
Vortrupp Iserlohn: Arnold Quincke Wermingsen, Schützenstr. 6. Iserlohn.
Vortrupp Karlsruhe i. B.:
*Vortrupp Kiel: Hauß, K., Langereihe 21.
Vortrupp Konstanz: Ludwig Haunz, K., Wussenstr. 20.
*Vortrupp Königsberg i. Pr.: Franz Salomon, K., Samlandweg 9.
*Vortrupp Köfen: Heinrich Jensen, Architekt, K., Neue Str. 3.
Vortrupp Lahr: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Leipzig: Hugo Aurig, L.-Stötteritz, Thienstraße 21.
*Vortrupp Liegnitz: H. Pallaske, L., Wallstr. 22.
Vortrupp Lippspringe: Anton Schmidt, Tischlermeister. L.
Vortrupp Lissa i. P.: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Lübeck: Dr. phil. Georg Deecke, L., Bei der Wasserkunst 13.
Vortrupp Lüdenscheid: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Madrid: Max Müller, M., Banco Aleman, Transatlantico.
*Vortrupp Magdeburg: Lehrer Bernhard Jülich, Magdeburg, Hansastr. 24 II.
*Vortrupp Mainz: Marie Lehne, Mainz, Fischtorstraße 2.
*Vortrupp Mannheim: Chemiker Dr. August Böckler. Mannheim-Waldhof, Landhoferstr. 112.
Vortrupp Marne i. H.: Rudolph Bünz, M.
Vortrupp Metz: Frl. Luise Fahrenbruch, Metz, Priesterstraße 8.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Vortrupp Meiningen S.-M.: Dr. phil. Hermann Köhler, M., Schweizer Gasse 7.
Vortrupp Merseburg: W. Ballin, Spergau b. Corbetha, Pfarrhaus.
Vortrupp Mexiko: Horn, Mex. D. H., Apartado 299.
*Vortrupp Mülhausen i. E.: Karl Zimmerer, M. i. E., Harkenstr. 6.
*Vortrupp München: G. Goller, München, Adalbertstraße 5 III.
*Vortrupp Münster i. W.: Frau Rektor J. Buhtz, M., Bogenstr. 19.
Vortrupp Nauen: Bernhard Schröer, vereid. Landmesser, Nauen, Brandenburgerstr. 351.
Vortrupp Naumburg a. S.: Referendar Schumann, N., Gr. Georgenstr. 35.
Vortrupp Neapel: Karl Gleißner, vico Corriere S Brigida 34 presso Signora Nazzari.
Vortrupp Neiße: Adolf Hakenholz, Hoboist. 5/F 6.
*Vortrupp Neuhaus a. Rwg.: Lehrer A. Marquardt, Neuhaus a. Rwg.
Vortrupp Neumünster: stud. hist. Hans Mansfeldt, N., Haart 43.
Vortrupp Neuruppin: Werner Gorgas, Justizanwärter, N., Kurfürstenstr. 7.
Vortrupp Neuwied a. Rh.: Anna Schmidt, Lehrerin, N., Engerserstr. 74.
Vortrupp Nienburg a. Weser: Geschäftsst. d. D. V.-B.
Vortrupp Noerdlingen: Eugen Unzicker, Pensionat-Inspektor, N.
Vortrupp Nordhausen: Gustav Temme, Lehrer N., Hohe Kreuzstraße 15.
*Vortrupp Nürnberg: R. Lorbeer, N., Vestnertorgraben 391 (Gartenhaus).
*Vortrupp Oberweißbach i. Thür.: Lehrer Otto Helling, Oberweißbach i. Th.
Vortrupp Ohrdruf (Thür.): Wilhelm Kühn, Zahnarzt, Ohrdr., Hohenlohestr. 15.
Vortrupp Offenbach a. M.: stud. theol. Ernst Rauschkolb, O., Karlstr. 68.
Vortrupp Oldenburg: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Oldersum: W. van Scharrel, Gartenarchitekt, Oldersum.
Vortrupp Olmütz: Harry Husty, O., Alleestr. 9.
Vortrupp Orlamünde: Werkmeister H. Rust, Naschhausen b. Orlamünde.
Vortrupp Oschersleben: Carl Winter, O., Triftstr. 9/10.
Vortrupp Osnabrück: Rud. Finke, O., Martinstr. 23.
Vortrupp Pirmasens: Karl Stefan, P., Kirchbergstraße 5.
Vortrupp Pirna: Otto Reinhold, P., Dohnaische Str. 18.
Vortrupp Plauen i. V.: Kurt H. Richter, Pl., Syrastr. 41
Vortrupp Porto Alegre (Brasilien): Gustav Ringel, P. A., Rue Vel da Patria 593.
Vortrupp Posen: Geschäftsstelle des D. V.-B.
*Vortrupp Potsdam: stud. iur. Erwin Horstmann, P., Burggrafenstr. 25.
Vortrupp Quedlinburg: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Reichenbach i. Schl.: Gottfried Wiemann, Gnadenfrei i. Schl., Kleine Seite 49.
Reichenbach i. V.: Hans Beutler, R., Weststr. 24.
*Vortrupp Reichenberg i. B.: Emil Fischer jr., R., Tuchplatz 5.
*Vortrupp Rendsburg: Sekretär Bähre, Rendsburg.
*Vortrupp Rostock: Frl. stud. phil. Luise Biederstedt, R., Friedrich-Franzstr. 59 I.
*Vortrupp Saarbrücken: Fried. Wagner, S., Gr. Weyersbergerstraße 3.
*Vortrupp Siegen: Dr. Humbert, Oberlehrer, S., Frankfurterstr. 14.
Vortrupp Soest: stud. theol. Friedrich Karl Neumann, S., Paulistr. 15.
Vortrupp Sondershausen: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Spandau: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Schneeberg: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Schwanheim a. Main: Rob. Neuendorf, Versicherungsbeamter, S., Goldsteinstr. 8.
Vortrupp Schwarzenberg, Sa.: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Schweinfurt: Geschäftsstelle des D. V.-B.
Vortrupp Stettin: Ing. Carl Kullmann, St., König Albertstr. 11.
*Vortrupp Straßburg i. Els.: F. Ammann, St. i. E., Kellermannstr. 6.
*Vortrupp Stuttgart: stud. rer. electr. Otto Streich, St., Silberburgstr. 79.
Vortrupp Teplitz: Rudolf Knobloch, T., Stefansplatz 1, Deutschböhmen.
Vortrupp Tilsit: Fritz Woischwill, T., Langgasse 15.
*Vortrupp Tübingen: stud. theol. Esenwein, T., Ludwigstr. 6.
Vortrupp Unterweser: W. Hagmeister, Bremerhaven Grünestraße 23.
Vortrupp Ulm: Dr. med. Pfleiderer, Ulm, Karlstr. 24.
Vortrupp Warnsdorf i. B.: Siegfried Wähner, Niedergrund B. N. B., W. (Deutschböhmen).
Vortrupp Weimar: Frl. Bertha Thomasius, W., Elisabethstr. 12
*Vortrupp Weißenfels: Lehrer Theuermeister, Weißenfels, Kugelberg.
Vortrupp Werden (Ruhr): Hugo Fröhlich, W. (R.).
*Vortrupp Wien: A. Hanl, Rechtshörer, W. VI, Fillgradergasse 11, Tür 7.
*Vortrupp Wilhelmshaven: Friedr. Paul Ischt, Wilhelmshaven-Rüstr. 2, Mühlenweg 38, n. l.
Vortrupp Wismar: Ludwig Karnatz, W. i. M.
Vortrupp Wuppertal: Schriftsteller Walter Hammer-Hösterey, Elberfeld, Königstr. 104.
Vortrupp Zeitz: H. Foeppel, Photogr., Z., Weberstraße 17.
*Vortrupp Zittau: Max Brähmig, Sekretär a. d. Kgl. Tiefbauschule, Z., Konturstr. 29.
*Vortrupp Zschopau: A. Walter Zimmermann, Z., Obere Mühlstr. 13.
*Vortrupp Zoppot: Dr. Georg Thimm, Oberlehrer, Z., Schäferstr. 37 II.
Vortrupp Zürich: Alfred Lüde, Z.
Vortrupp Zwickau: Geschäftsstelle des D. V.-B.

*

## Zur gefl. Beachtung.

Bis zur nächsten Ausgabe der „Mitteilungen" bitten wir, an unseren Geschäftsführer persönlich keine Zuschriften zu richten wenn nicht eine dringende Veranlassung vorliegt. Wir gestatten uns bei dieser Gelegenheit die schon früher ausgesprochene Bitte zu wiederholen, die den Vortrupp-Verlag angehenden Angelegenheiten und die für den „Deutschen Vortrupp-Bund" bestimmten Mitteilungen auf getrennten Blättern zu halten, damit eine Verteilung an die verschiedenen Beamten erleichtert und eine Erfüllung der geäußerten Wünsche beschleunigt werden kann. Alle Zahlungen sind mit näherer Angabe nur auf Postscheckkonto 1852 Alfred Jansen, Hamburg zu leisten.

Alle Vortrupp-Bezieher, die das Vaterland zu den Waffen gerufen hat, erhalten den laufenden „Vortrupp" auf Wunsch zum 2. und 17. eines jeden Monats an denjenigen Feldpostort oder die Regimentsadresse gesandt, die sie der Geschäftsstelle als Anschrift aufzugeben in der Lage sind.

Die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 20 — Der Vortrupp — 16. Oktober 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 10 — 1914

Inhalt. Was sollen wir tun? — Den verwundeten Kriegern. — Die Kriegspostkarte des Deutschen Vortrupp-Bundes. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

## Was sollen wir tun?

Zuerst eine Beantwortung durch die verneinende Stellung dieser Frage, also: was sollen wir nicht tun?

1. Keine Arbeit leisten, die — wären wir nicht zu ihrer Übernahme da, von bezahlten Kräften geleistet werden würde.
2. Nicht im ersten Drange der Hilfsbereitschaft eine Arbeit übernehmen, die unsrer Art, unsern Kenntnissen und Fähigkeit nicht entspricht; wir könnten dann in derselben Zeit an andrer Stelle Wertvolleres leisten.

Ich glaube, wer nach diesen beiden Grundsätzen sein Gewissen befragt und sich dann mit ganzer Kraft an der für ihn rechten Stelle des großen vaterländischen Hilfswerks einspannt, der hilft mit zum Siege unseres Volkes.

Aber es werden viele unter uns sein, welche noch nicht das rechte Arbeitsfeld gefunden haben, es gibt vielleicht noch Vortrupp-Gruppen, welche noch keine Kriegsarbeit eingeleitet haben. Ihnen möchte ich ein paar Vorschläge machen. Wir dürfen keine Sekunde meinen, daß jetzt, wo das heiße Ringen unsrer Brüder in Ost und West unser aller Herz und Sinn in erster Linie erfüllt, unsre Arbeit für die innere Gesundung unseres Volkes und die Lebensreform des Einzelnen ruhen oder auch nur weniger kraftvoll gehandhabt werden dürfte. Wir, die wir bisher im Vortruppsinne gearbeitet haben, dürfen froh sein in dem Gedanken, dadurch zu einem kleinen Teile vielleicht mitgewirkt zu haben zu der großen, schönen Erhebung Deutschlands, das aufstand wie ein Mann. Wir müssen jedoch weiter denken. Wir müssen arbeiten, daß die Ideen, um die wir im Frieden kämpften, auch draußen im Felde ihren Wert behalten; wir müssen arbeiten, daß die Daheimgebliebenen innerlich stark und gesund ihre Pflicht fürs Vaterland erfüllen; wir müssen arbeiten, daß wir — wenn die Friedensglocken unser Land wieder durchklingen, ein Volk der Werdenden bleiben, das auf steigender Bahn vorwärts strebt. Es gibt wohl keinen unter uns, der sich nicht schon die sorgenvolle Frage vorgelegt hätte: Wie wird unser Volk innerlich aus diesem Kampfe hervorgehen? Laßt uns nicht grübeln und sorgen — an uns und unserm Verhalten in dieser Zeit wird es liegen, wie die Zukunft sich gestaltet. Laßt uns Sämänner sein, die reichen Samen ausstreuen und mit starkem Glauben der Ernte warten.

„Der Vortrupp" soll uns dazu helfen. Geben wir seine einzelnen Nummern den vor den Feind ziehenden Kriegern in die Hand. Wir helfen ihnen dadurch über die langen Stunden einer oft mehrere Tage dauernden Eisenbahnfahrt hinweg und streuen gleichzeitig unsern Samen aus. Wenn mehrere Mitglieder einer Vortrupp-Gruppe sich Erlaubnisscheine zum Betreten der Bahnsteige während der Truppenbeförderungen verschaffen, wenn weiter die Mitglieder einer Gruppe ihre Vortrupphefte dem guten Zweck opfern — sie lassen sich ja in ruhigeren Zeiten gar leicht in Buchform wieder anschaffen — dann ist dieser Vorschlag sehr wohl durchführbar.

Unsere Verwundeten, die, geistig total gesund, die langsame Heilung ihrer Verletzung abwarten müssen, bitten uns um Bücher, die ihnen über die langsam dahinschleichenden Krankheitstage hinweghelfen sollen. Haben wir ihnen wohl etwas besseres zu geben als unsern „Helmut Harringa"? Können wir wohl besser unser Amt als Sämann erfüllen, als wenn wir den Lazaretts von Vierteljahr zu Vierteljahr eine fortlaufende Lieferung des „Vortrupp" überweisen? Ich bin überzeugt, daß gerade die während der Kriegszeit er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinenden Hefte auch von denen gern gesehen sein werden, die „unsre Tonart“ bisher noch nicht kannten. So lernen sie sie jetzt kennen und mancher von ihnen wird sie achten und lieben lernen. Darum an die Vortrupp-Leute die Mahnung: gebt die besten Waffen, die wir im friedlichen Kampf um das Wohl unsres Volkes haben, den „Harringa“ und den „Vortrupp“, den Krankenhäusern, sorgt dafür, daß sie in jedem Lazarett zu finden seien! Neben der Sorge um das körperliche gibt es auch eine um das geistige Wohl unsrer Tapfern, das wollen wir nicht vergessen.

Noch ein Wort an die Frauen von Vortrupp-Art. Wir wissen, daß die Ketten der französischen Modesklaverei auf einmal zerbrochen sind; leider nicht durch den Willen der deutschen Frau, sondern durch Kanonendonner und Schwerterklang, die jetzt die Hochburg der Modenarrheit umtoben. Wir wissen auch, daß man in diesen Tagen viel von dem Erschaffen einer neuen deutschen Mode spricht. Ich fürchte, es kommt wieder eine Modesklaverei dabei heraus, nur mit dem Unterschied, daß ihr Herrschersitz nicht mehr Paris, sondern Berlin heißt; denn die deutsche Frau ist zu sehr an einen Wechsel der Mode gewöhnt und verlangt Modeneuheiten. Und auf der Suche danach kommt man zu Modetorheiten. Die deutsche Frau muß es lernen, ihre Kleidung selbst zu erleben und nichts zu tragen, was nicht den Stempel ihrer persönlichen Eigenart trägt. Ist sie erst so weit, dann können wir getrost den ganzen Begriff Mode mit all seinem französischen Drum und Dran zum Teufel jagen. Ich weiß aber, es gibt Frauen bei uns, die ihre Kleidung schon lange nach dem Gesichtspunkt des Selbsterlebten schaffen, und sie sind in großer Zahl unter den Vortruppleuten zu finden. Darum ihr Vortrupp-Frauen, Eigenkleider heraus! Weg mit der Halbheit der Rücksichtnahme und des sich-Anpassens an die herrschende Mode! Jetzt sollt ihr Vorbilder sein. Jetzt kann es unter Umständen eine nationale Tat sein, sich ein schönes Kleid anzufertigen und damit unter die Menschen zu gehen.

Und noch eins: was alles Schreiben und Reden bisher nicht erreicht hat, dieser Krieg hat es zuwege gebracht, daß wir uns der vielen Fremdwörter in unsrer Sprache schämen. Und jeder erfährt es wohl an sich selbst, wie schwer es ist, sie alle endgültig aus dem eignen Wortschatz zu streichen. Mir scheint, daß es vor allem ein Wörtchen ist, dessen Entfernung uns besondre Mühe macht, weil es sich so tief in unser tägliches Leben eingeschlichen hat. Aber wir empfinden es jetzt als unwürdig, jemand mit deutschem Druck die Hand zu reichen und dazu „adiö“ zu sagen und man empfindet die schönen Abstufungen dieses Wort zu „atjö“, „tjö“ und „tschö“ geradezu schmerzhaft. Wollen wir nicht dazu helfen, daß es nun endgültig verschwindet? Warum sollen wir uns nicht wie am Morgen mit „guten Morgen“ und am Abend mit „guten Abend“ am Tage mit „guten Tag“ verabschieden? Für unsre nächsten Freunde haben wir ja das „Leb' wohl“ und „Grüß Gott“ und unser schönes „Heil“. Aber bei ferner Stehenden und beim Fortgehen aus Verkaufsläden, da fehlt uns das rechte Wort. Wenn nun eine ganze Anzahl von Menschen sich darauf einigt, auch beim Abschied die Tageszeit zu bieten, also auch mit „guten Tag“ fortzugehen, so muß selbst eine kleine Anzahl von Menschen es durchsetzen können, diese Art des Grußes einzubürgern. Diese kleine Anzahl von Menschen sollten wir Vortruppleute sein.

Lotte Behnke.

## Den verwundeten Kriegern.

„Der Vortrupp muß in die Lazarette“ schrieben uns Vortruppfreunde, und einer sandte gleich einen Scheck, für dessen Betrag hundert Vierteljahrsbezüge in die Lazarette seiner Heimat gesandt werden sollen. Der gütige Geber, dem nicht nur unsre verwundeten Krieger, sondern ganz besonders wir Vortruppleute dankbar sind, weil er unsre Gedanken so wirksam verbreiten hilft, Herr Rittergutsbesitzer Carl Leisewitz in Bederkesa, hofft, daß sein Beispiel Nachahmung finde. Wir fordern alle unsre Freunde auf, den Vortrupp unter Verwundeten recht zu verbreiten und von Hand zu Hand gehen zu lassen. Es werden unter ihnen unzählige Männer sein, die vielleicht seit Jahren zum ersten Male wieder in der Lage sind, in Ruhe etwas lesen zu können, was nicht gerade ihren Beruf angeht. Dann werden sie sich freuen, zu sehen, daß es eine Bewegung gibt, die all das Gute, was uns der Weltkrieg jetzt bringt, bereits planmäßig förderte. Gerade jetzt im Kriege kann in vielen tausend Herzen der Wille geweckt werden, dauernd teilzunehmen an dem Kampfe für alles Gesunde und Gute, was im deutschen Volke wächst und wird.

Deshalb gebt das rechte Vortruppheft an die rechte Stelle und fördert die Verbreitung des Vortrupp durch Stiftung von Vierteljahrsbezügen. Die Geschäftsstelle des deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortruppbundes, Hamburg, Spitalerstraße 12, ist in der Lage, die Zeitschrift auf Wunsch an Stellen zu senden, wo sie besonders gut wirkt, und wird den Spendern darüber berichten. Beträge, die für Lazarettlesestoff, jedoch ohne besondere Bestimmung eingehen, werden dazu verwandt werden, Vortrupphefte und Flugschriften nach Ermessen des Geschäftsführers zu verbreiten.

Wenn unsre Krieger den Vortrupp kennen lernen, wissen sie, daß sie nicht umsonst geblutet haben; denn

**der Vortrupp steht bereit, im Frieden festzuhalten, was dem deutschen Volke gegeben wurde, seit die Kanonen sprechen: den Willen zur Einigkeit, Würde und Kraft.** Hans Paasche.

## Die Kriegspostkarte des Deutschen Vortrupp-Bundes.

**Kriegs-Postkarte I** ist als allgemeine Feldpostkarte sowohl an Krieger, wie auch zur Benutzung seitens der Soldaten gedacht. Sie enthält den folgenden Ausspruch:

Aus dem Leitaufsatz des „Vortrupp" vom 1. September 1914:

„... Unbesieglich wird unsre Kraft im Ertragen und Handeln sein, durch nichts zu brechen unser Wille zum Sieg des Deutschen, das zugleich der Sieg des Guten ist ...

Wir sind ein Leib, ein Geist, ein Wille zum Sieg, eine einzige entschlossene Drohung für unsre Feinde ...

Wir wollen siegen! Um unseres Volkes willen, auf dessen Schultern jetzt die ehrende, gewaltige Pflicht des heiligsten Krieges sank, — um der menschlichen Zukunft willen!

Mit uns ist das Recht, klar wie die Sonne!"

**Kriegs-Postkarte II** dient zur energischen Bekämpfung der Federmode und bietet nachstehenden Aufruf:

Deutsche Frauen! Die Heldentaten unsrer Krieger und der Opfermut des ganzen Volkes schirmen deutsche Kultur. Auf den Schlachtfeldern keimt neue Saat. Deshalb verbindet mit der Größe dieses weltgeschichtlichen Augenblickes eine Kulturtat: „Weg mit der Pariser Unsitte, Vogelleichen auf Hüte zu binden!"

**Kriegs-Postkarte III** hat folgenden Wortlaut, der ihre Verwendung kennzeichnet.

**Wie wärmt sich der Soldat?**

Soldaten! Die kalte Jahreszeit naht heran; zu den Leiden und Anstrengungen des Kriegsdienstes gesellt sich nun noch der Frost. Wie schützt man sich vor ihm?

Möglichst wenig von der Körperwärme abgeben, den Leib mit schlechten Wärmeleitern umhüllen. Dazu gehören besonders Papier und Stroh. Papier oder Stroh in die Schuhe, zwischen Rock und Futter! Beim Schlafen und Rasten zusammenkriechen, recht enge aneinander liegen.

Wie erzeugt man Körperwärme? Erstens durch Bewegung. Drohen Arme und Hände, Beine und Füße zu erstarren, dann gibt es nur ein Mittel dagegen, rasche und anhaltende Bewegung.

Zweitens durch wärmebildende Nahrung. Da stehen Zucker und Fett in erster Reihe; wenn ihr warmes, recht süßes Zuckerwasser haben könntet, ists am besten; könnt ihr etwas Tee oder Kaffee dazu geben, so schadet das nichts; Fett in recht großen Mengen essen.

Aber hütet euch vor der Erwärmung durch geistige Getränke, besonders durch den vielgerühmten Schnaps, auch wenn er Rum oder Arrak heißt. Ihr begeht eine Sünde an euch selbst und am Vaterlande, wenn ihr euch dieses lügnerischen Giftes bedient. Nicht umsonst warnt der Kaiser so dringend davor. Freilich wird euch für den Augenblick warm, vielleicht sogar sehr warm, vielleicht auch schneller als durch irgend ein anderes Mittel. Aber das dauert nur ganz kurze Zeit, dann entweicht die Wärme, der Körper kühlt tiefer aus als vorher. Die Schutzvorrichtungen gegen Kälte werden gelähmt, Empfindung und Wille betäubt, sodaß Schlafheit, Gleichgiltigkeit, Schlafsucht und zum Schlusse Erfrierung eintreten. Eine Truppe, die sich im Winter durch Alkohol vor Frost schützen will, setzt Gesundheit, Glieder Leben, aber auch Schlagfertigkeit, Wachsamkeit, Tatkraft, Ausdauer und Begeisterung aufs Spiel. Sie arbeitet für den Feind, nicht fürs Vaterland.

Der Preis der Vortrupp-Kriegspostkarten wurde wie folgt festgesetzt: 30 Stück 50 Pf., 75 Stück M. 1 postfrei. Ein etwaiger Überschuß soll zur Überweisung von Vortrupp-Bezügen an Lazarette verwendet werden. Bestellungen umgehend unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages an die Geschäftsstelle des Deutschen Vortrupp-Bundes, Hamburg, Spitalerstr. 12, erbeten.

## Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp Berlin.** Die Ortsgruppe hat sehr, sehr viele Freunde ins Feld ziehen sehen auch seinen bisherigen Obmann. In der ersten Aufregung schien die Gruppe auseinanderfallen zu wollen. Wie man sich aber jetzt wieder zusammengefunden hat, zeigt der Leitaufsatz der vorliegenden „Mitteilungen."

*

**Vortrupp Cöln.** Über die von besonderem Erfolge begleitete Tätigkeit der Frauengruppe des Vortrupp Cöln wurde bereits berichtet. Die Leitung versucht, den „Vortrupp" besonders auch in Lazaretten zu verbreiten. „Die Mitglieder sollen ihren Verwundeten die Nummern weitergeben; gesunderes können sie kaum lesen," schreibt der Obmann der Vortrupp-Gruppe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Vortrupp Darmstadt.** (Aus einem Berichte.) . . . Wir sind daran, in Darmstadt eine besondere Auskunftsstelle für Anschriften von Kriegsteilnehmern aus dem Vortrupp, dem Wandervogel, dem Bund deutscher Wanderer usw. zu schaffen. Eine Reihe Anschriften hat bereits Herr Buchhändler Saeng in Darmstadt gesammelt und durch Vervielfältigung den näheren Freunden zur Verfügung gestellt. Es wäre wohl gut, wenn das von anderen Gruppen in der gleichen Weise gehandhabt würde . . . .

*

**Vortrupp Dortmund.** Die Ortsgruppe, von der sämtliche männlichen Mitglieder mit einer Ausnahme im Felde stehen, hat ihren vortrefflichen Obmann, Herrn Albert Aronstein, auf dem Felde der Ehre lassen müssen. Er ist bis zum letzten Atemzuge Vortruppmann geblieben, der er auch im Frieden war.

Albert Aronstein war allzeit erfüllt von der Bedeutung der großen Aufgaben des „Vortrupp", für dessen Ausbreitung der nach den höchsten Idealen strebende Freund unermüdlich auch während seiner Dienstzeit tätig war. Des tapferen Vortrupp-Streiters wird allzeit in Treue gedacht werden.

Der Geschäftsführer.

*

**Vortrupp Hamburg.** Einen schweren Verlust hatte die Ortsgruppe durch den Tod ihres Mitgliedes Hans Huß, der auf dem westlichen Kriegsschauplatze Ende September gefallen ist. Er war ein Vortrupp-Kämpfer im besten Sinne des Wortes, und die „Neue Hamburger Zeitung" traf das Richtige, wenn sie in ihrem Nachruf für den Gefallenen sagte: „Hans Huß war gleichzeitig ein Mann von ganz ungewöhnlichem tiefen Blick für Weltall und Menschenleben. Diesem zur Seite stand ein inniges deutsches Gemüt und eine goldene Heiterkeit. Huß stand hoch über den Wirren und Schicksalen des menschlichen Lebens." Die Hamburger Vortrupp-Mitglieder werden sein Andenken am besten ehren, wenn sie versuchen, in seinem Sinne doppelt für die Förderung unserer Bestrebungen tätig zu sein, so wie er es in den begeisterten Worten seiner Sonnwendrede (siehe vorige Nummer der „Mitteilungen") als teures Vermächtnis uns übergeben hat.

Der Geschäftsführer.

Von der Leitung des Vortrupp Hamburg wurde unter anderem versucht, den Lügennachrichten der Presse des Dreiverbandes gegenüber die Wahrheit über die Entstehung des Krieges dem Auslande zu übermitteln. Wie bei allen anderen Arbeiten für die Kriegshilfe wurde dabei Fühlung mit den in Betracht kommenden Vereinigungen gesucht, um jede unnötige Zersplitterung zu vermeiden. Am Sonntag, den 4. Oktober, fand eine Wanderung nach dem Alsterredder im Walddorf Wohldorf statt, auf der nach einer Ansprache des Geschäftsführers des „D. V. B." der Winterarbeitsplan festgelegt wurde. Unter den verschiedenen Ausschüssen, die gebildet wurden, verdient Erwähnung der Ausschuß für Versorgung und Erziehung der Säuglinge bedürftiger Kriegerfamilien.

*

**Vortrupp Kiel.** Soeben geht uns während der Korrektur dieser Nummer noch die herbe Meldung zu, daß Herr Heinrich Stoltenberg, der erst Anfang des Sommers die Leitung der Vortrupp-Gruppe übernommen hatte, bei Lyck (Ostpr.) den Heldentod gefunden hat. Es heißt in der Zuschrift des stellvertretenden Schriftwarts: „In Kiel wissen wir alle, was wir an ihm verlieren. Für mich besonders bedeutet sein Tod vieles. Ich war diesem prächtigen Menschen gerade in der letzten Zeit vor dem Kriege näher getreten und fühlte mich in vielen Punkten mit ihm gesinnungseinig. Einen so edlen und uneigennützigen Menschen hatte ich lange nicht kennen gelernt." Heinrich Stoltenberg war auf vielen Gebieten der Volkswohlfahrtspflege seit Jahren mit großem Geschick tätig. Er war ein vortrefflicher Organisator und vor allem auch für die Ausbreitung des Guttemplerordens und des Vereins enthaltsamer Lehrer in Ostholstein tätig. Mit besonderem Geschick wußte er den Kampf gegen die Schundliteratur zu führen und mit lebhafter Anteilnahme verfolgte er die Entwicklung des Lebensversicherungswesens, für dessen Vereinfachung er in einer kleinen Schrift praktische Vorschläge gemacht hat. Alle, die diesem unermüdlich tätigen Kämpfer näher treten durften, mußten ihn lieb gewinnen. Treu sein und tätig wie er, so soll sein Andenken unter uns geehrt werden.

Der Geschäftsführer.

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 22 — Der Vortrupp — 16. November 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 11 — 1914

Inhalt. Was sollen wir tun? — Aus der Vortrupp-Arbeit.

## Was sollen wir tun?

Zu dem Aufsatz unter dieser Überschrift in den letzten Mitteilungen des Vortruppbundes möchte ich gern noch einige Zusätze machen.

Wer unter uns fühlte nicht, daß eine große Zeit angebrochen ist, daß wir ein gewaltiges Stück Weltgeschichte erleben? Sorge, Not, Kummer, Trauer, tiefsten Schmerz hat so vielen schon diese Zeit gebracht. Und doch empfinden wir alle, daß es etwas Großes, Herrliches darum ist, es erleben zu dürfen. Es liegt über uns wie eine heilige Weihe, daß die Sehnsucht wach wird, irgendwo, irgendwie mitzuschaffen an dem gewaltigen Bau, der sich bilden will. Lebt jetzt nicht in uns allen ein heiliger Wille, uns wert zu zeigen, am neuen Deutschland teilzuhaben?

Da tut's dann doppelt weh, noch so manches zu sehen, was allem Ernst und aller Größe der Zeit Hohn spricht. Tausende unter uns trauern schon um ihre Gefallenen, tausende und abertausende unserer Soldaten liegen tagelang unter größten Entbehrungen in den Schützengräben, sehen täglich dem Tode ins Auge, unermüdlich üben die Schwestern ihren schweren Beruf aus. Müßten wir Zurückgebliebenen nicht ehrfurchtsvoll still sein vor all dem schlichten Heldentum? Aber geht einmal durch die Straßen, seht in die Läden! Seht die neuesten „Modelle", seht die „Ulk- und Witzkarten", lest abends die Theateranzeigen! Possen und Schwänke, zeitgemäße „Kriegsausstattungsstücke"! Man hat genug, wenn man die Überschriften gelesen hat. Nicht genug daran, daß derartige Stücke geboten werden, es wird teilweise Reklame mit einem Eifer und einem Kostenaufwand getrieben, die einer besseren Sache würdig wären. Eine ganze Zeitungsseite wird von Wiedergaben einzelner Bühnenbilder eingenommen und im nebenstehenden Text betont, daß auch der Humor unserer Soldaten im Felde zu seinem Recht komme. Haben denn die Menschen, die derartiges uns zu bieten wagen und die, die abends noch dazu Beifall klatschen, niemals ernsthaft an unsere Krieger gedacht, haben sie keinen Feldpostbrief gelesen? Dagegen werden wir allerdings machtlos sein, daß es Leute gibt, die durchaus den Ernst der Zeit verkennen, aber wehren müssen wir uns dagegen, mit ihren Geisteserzeugnissen überschüttet zu werden. Als bei Beginn des Krieges einzelne Händler Wucherpreise für Lebensmittel forderten, erhob sich ein allgemeiner Entrüstungssturm, aber zu der geldsüchtigen Ausbeutung unserer geistigen Erlebnisse auf schriftstellerischen und ähnlichen Gebieten schweigen die meisten.

Viele werden mir entgegnen, was gehen uns jetzt Schaufenster, Theater, Postkarten an! Gewiß, es gibt wichtigere Dinge zu tun. Aber um eins bitte ich: denkt einmal an unsere Verwundeten. Viele dürfen ausgehen oder haben freien Eintritt in die Theater. Was müssen sie empfinden, wenn sie dann Possen und Schwänke („zeitgemäße") sehen, wie muß es ihnen, die von den Schlachtfeldern zurückgekehrt sind, sein, die gedankenlosen Witzbilder zu sehen, sich vor den Modeläden genau so viel Menschen, wie sonst drängen zu sehen? Dürfen wir uns wundern, wenn sie sich achselzuckend von uns wenden und sich fragen: „Wofür kämpften wir eigentlich?" Ich habe Verwundete vor solchen Bildern stehen sehen. Schamrot müssen wir werden, wenn wir bedenken, wieviel Gutes wir an Stelle dieser Machwerke bieten könnten. Stolz weisen wir mit Recht den Vorwurf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Barbaren zu sein, zurück und deuten auf Goethe, Schiller, Hebbel, Kleist, unsere Maler und Musiker, aber was nützt das, wenn wir selbst ihnen nicht auch den gebührenden Platz einräumen. Täuschen wir uns doch nicht, daß es genug wäre, unsere Vortrupphefte, gute Bilder und Bücher in die Lazarette zu senden, alles, was wir damit aufbauen, können jene genannten widrigen Eindrücke zerstören.

Wir, die zurückgeblieben sind, haben die Verantwortung zu tragen für das, was sich auf unseren Siegen aufbauen soll, wir haben dafür zu kämpfen, daß Blut und Gut nicht umsonst geopfert wurden, daß ein wahrhaft neues Deutschland komme. Darum, wo ihr könnt, tretet dafür ein, daß diese Machwerke verschwinden, daß Gutes an ihre Stelle trete. Aufgabe der Vortruppgruppen dürfte es sein, hier Wandel schaffen zu helfen. Man mache die in Betracht kommenden Geschäfte auf das Gute aufmerksam, das vorhanden ist und unterstütze diejenigen, die nicht auf die niedrigsten Triebe im Menschen ihre geschäftliche Grundlage aufbauen.

M. Mannshardt.

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp Danzig.** Die Leitung der Ortsgruppe erließ bald nach Beginn des Krieges an die Soldaten den folgenden Aufruf!

## Aufruf!

Und ob die Welt voll Teufel wär!

Getrost und voll Siegeszuversicht haben wir den Kampf gegen die Übermacht der Zahl in Ost und West aufgenommen. Und als die Engländer endlich die Larve abnahmen und offen auf die Seite ihrer Helfershelfer traten — gabs nur ein Gefühl:

**Jetzt erst recht!**

Worauf gründet sich diese Siegeszuversicht des deutschen Volkes? Eine ernste Stimme in unserm Innern sagt uns: Ein todesmutiges Volk kann nicht untergehen, ein Volk, dessen Kaiser von der weltgeschichtlichen Aufgabe des deutschen Wesens durchglüht ist, kann nicht von dem ungeschlachten russischen Bären, nicht von dem revanchebrüllenden Franzosen, auch nicht von dem eifersüchtigen, stolzen, britischen Kaufmann überwunden werden.

Dieses hehre Gefühl zum Vaterlande ist die starke Wurzel unsrer Kraft. Daß die heilige Flamme erlischt, das fürchten wir nicht! Laßt sie uns aber nicht umdüstern durch den Qualm niederer Leidenschaften!

„Wir wollen Krieger sein im Heere des Lichts!" Diesen Leitspruch des deutschen Vortruppbundes laßt uns deutsche Männer und Frauen, Mädchen und Jünglinge zum Motto nehmen für den Vorschlag, den wir Euch nun machen:

Einst schwuren heroische Jünglinge, die ihren Tempel geschändet **wähnten,** nicht zu essen und nicht zu trinken, bis die Schmach getilgt. Das war fanatische Rachsucht!

Laßt uns ein würdigeres Gelübde ablegen auf dem Altar des deutschen Vaterlandes!

Um alle unsre Kräfte jeden Tag und jede Stunde zur freien Verfügung zu haben, um dem Volke Brot zu sparen und seine Gesundheit zu stärken — (Alkohol wird aus Roggen, Gerste oder Kartoffeln gemacht) — laßt uns freiwillig geloben, was man auf der amerikanischen Flotte erzwingen möchte:

**Keinerlei alkoholische Getränke weder zu genießen noch an andere zu verabfolgen, solange wir und unsre Brüder im Felde stehen!**

Wer zu diesem Gelübde bereit ist, möge sich von heute ab am Stockturm, nachmittags 5 Uhr, melden oder bei dem Unterzeichneten.

Für den Vortrupp:
Dr. Catoir, Reitbahn 4.

Die dazu gehörende Verpflichtungskarte (uns liegt Nr. 96 mit der Unterschrift des Vizefeldwebels R. vor) lautet:

Ich verpflichte mich während des Krieges selbst **keine alkohol. Getränke** (Wein, Bier, Schnaps) zu genießen und ihren Gebrauch nach Kräften zu hindern und nach dem Kriege diese Karte zurückzusenden an den **Vortrupp Danzig.**

gez. R . . ., Vizefeldwebel d. Res., Frankreich.

*

**Vortrupp Frankfurt a. M.** Dem Obmann des Vortrupp Frankfurt a. M., Dr. med. Bachem, wurde nach dem Gefecht bei Cernay am 8. 10. das Eiserne Kreuz für das unerschrockene Fortschaffen Verwundeter vor dem Feinde verliehen. „Auch der Fahnenträger, Unteroffizier K. und der Sanitätsgefreite (Israelit) erhielten gleichzeitig das eiserne Kreuz." Dr. B. überwand eine Verwundung durch die Hüfte in kurzer Zeit durch seine streng naturgemäße Lebensweise und Behandlung. Aus der letzten Zuschrift: Ich sitze gerade beim Abendessen: Himbeerlimonade, getrocknete Bananen, Keks. Es geht auch im Kriege fleischlos. Heil!" . . .

*

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

**Vortrupp Hamburg.** Dem Schriftwart des Vortrupp Hamburg, Ernst Normann, Feldw. d. R. u. Offiziers-Stellvertreter im Inf.-Reg. Nr. 85 wurde das Eiserne Kreuz verliehen. Heil!

*

**Vortrupp Orlamünde.** Die Ortsgruppe hat für die Mitglieder jetzt Schwarzbrot nach den Angaben im „Vortrupp" herstellen lassen, „das allen großartig schmeckt".

*

**Vortrupp Plauen i. V.** Für Volk und Vaterland, denen seine ernste, zielklare Vortrupp-Arbeit galt, starb in Nordfrankreich der Leiter unserer Ortsgruppe, Herr Kurt Richter, den Heldentod. Er bleibt uns unvergessen und unersetzlich.

Der Vortrupp Plauen i. V.
J. V.: Fritz Hesse.

1. November 1914.

*

**Vortrupp Unterweser.** Die Ortsgruppe, die Mitglieder aus den Städten an der Unterweser Geestemünde, Bremerhaven und Lehe umfaßt, ist der Kriegszeit entsprechend ausgestaltet worden. Sie ist nach folgenden Gruppen geteilt worden. 1. Die Mitglieder des Vortrupp stellen sich, soweit irgend abkömmlich, für Dienstleistungen irgendwelcher Art der Kommandantur zur Verfügung; 2. die Gruppe beteiligt sich geschlossen an dem nächsten Samariter-Kursus; 3. die Muerwicker Kaiserrede wird nach dem Beispiel von Kiel in einer größeren Anzahl (vorläufig 5000 Abzüge) angeheftet und verbreitet werden, darunter 1000 an die Jugendwehren; 4. die von den Mitgliedern gestifteten Beiträge sollen zu Kriegshilfszwecken Verwendung finden. Zunächst wurden für die vorhandenen Mittel eine Anzahl Exemplare von Poperts „Helmut Harringa" angeschafft und den Wachtkommandos zur Verfügung gestellt. Die Kommandantur hat sich auch bereit erklärt, bei der Verbreitung der Kaiserrede weitgehend die Gruppe zu unterstützen. Mit den Leitern der Jugendwehren in Lehe, Bremerhaven und Geestemünde werden Unterhandlungen wegen Übernahme von aufklärenden Vorträgen über die Alkoholfrage gepflogen. Der Obmann der Gruppe, Herr Lehrer Karl, ist zur Fahne einberufen. Für ihn ist vorläufig Herr Walter Hagmeister, Bremerhaven, Grünestr. 23 eingetreten, an den zur Zeit alle Zuschriften zu richten sind.

*

**Vortrupp Wuppertal.** Die Ortsgruppe gibt die schnell beliebt gewordenen und in sehr hoher Auflage zur Verbreitung gelangenden „Bergischen Kriegsflugblätter des Vortrupp Wuppertal" heraus. Es sind bisher deren vier erschienen und durch den Obmann Walter Hammer-Höstereу, Elberfeld, Königsstr. 104 zu beziehen.

*

**Die Eintragung der Vortruppgruppen** in die Adreßbücher und Kalender muß gegenwärtig veranlaßt werden. Als Beispiel folge hier eine Eintragung, wie sie der Vortrupp Detmold im 238. Jahrgange des Fürstlich Lippischen Kalenders veranlaßte.

### Vom Deutschen Vortrupp-Bund.

Am 16. März 1913 gründete sich die Ortsgruppe Detmold des Deutschen Vortrupp-Bundes, der eine freie Vereinigung von solchen willensstarken Männern und Frauen darstellt, die im Kampfe für eine unserer deutschen Lebensreformen stehen. (Z. B. Jugenderziehung, Frauenbewegung, Wandern, Naturschutz, Körperpflege, Wohnungsreform, Enthaltsamkeit usw.)

Die Vortruppler lieben die Freiheit. Kein äußerer Zwang hält sie zusammen, denn jeder einzelne kämpft aus innerer Notwendigkeit. Jedoch umschlingt ein geistiges Band die Mitglieder: die Halbmonatsschrift für das Deutschtum unserer Zeit „Der Vortrupp", dessen weiteste Verbreitung die von seinem Geiste erfüllten Leser anstreben. Diese Zeitschrift will alle gesunden Reformbewegungen, die am Werke sind, unser ringendes deutsches Leben zu etwas Höherem umzugestalten, in ihrer gemeinnützigen Arbeit kräftig unterstützen.

Der Vortrupp Detmold hat bereits schöne Erfolge aufzuweisen: einen begeistert verlaufenen Vortragsabend, auf dem unser lippischer Bodenreformer, Herr A. Pohlman-Hohenaspe, über „Die Bodenreform, eine neue Antwort auf die soziale Frage" sprach, und die Neugründung der Ortsgruppe Detmold des Deutschen Bundes abstinenter Frauen E. V. Die Vortruppler sind also keine Wolkenidealisten, sondern echte Tatmenschen, die mit starker, innerster Überzeugung für die Ziele kämpfen, die sie als wahr und erreichbar erkannt haben.

Nähere Auskunft über den Vortrupp Detmold wird von Herrn F. W. Schulze, Lemgoer Str. 54, erteilt. (Zur Zeit im Felde.)

*

### Zur gefl. Beachtung.

Fast in jeder „Vortrupp"-Nummer kommen begeisterte Zustimmungen zu diesem oder jenem Aufsatze. Gleichzeitig wird die Bitte ausgesprochen, man möge davon Sonder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abdrucke herstellen und diese zu Abertausenden im Volke verbreiten lassen. So gut gemeint diese Vorschläge auch sind, und so warm wir sie stets begrüßen, so können wir sie leider nicht erfüllen, weil die Verbreitung von Sonderabzügen sehr erhebliche Kosten verursacht und dafür eine Deckung nicht vorhanden ist. Die einzige Art, einen Aufsatz des „Vortrupp" zu verbreiten, ist immer das Weitergeben des „Vortrupp" und das Herbeiführen des Abdrucks solcher Aufsätze in den Zeitungen. Unsere Mitarbeiter sind auf diesbezügliche Anfragen stets gern bereit, hierbei das größte Entgegenkommen zu zeigen.

*

**Eine besonders wirksame Form der Gewinnung neuer Bezieher** für den „Vortrupp" wird von einem Freunde unserer Zeitschrift zur Anwendung gebracht, die wir gern zur Nachahmung empfehlen möchten. Er setzte zunächst 100 Mk. aus, für die auf ein halbes Jahr „Der Vortrupp" an die von ihm genau bezeichneten Leute seines Ortes gesandt werden sollte. Vom Verlage wurde diesen die Mitteilung gemacht, daß die Übersendung des „Vortrupp" auf Veranlassung unseres Freundes erfolge, da er die Überzeugung habe, daß sie gewiß an dem Lesen des „Vortrupp" besondere Freude haben würden. Kurz vor Ablauf des so durch die Post überwiesenen Bezuges wurde an die einzelnen Personen die Anfrage gerichtet, ob jetzt unsere Halbmonatsschrift, die bisher auf Veranlassung unseres Freundes zugestellt sei, auf eigene Rechnung der Empfänger weitergesandt werden dürfte. Die Antworten zeigten, daß durch dieses Vorgehen dem „Vortrupp" eine Anzahl dauernder Freunde gesichert worden ist.

*

**Helmut-Harringa-Stiftungen** für Lazarette. Viele Vortruppfreunde haben ihren „Helmut-Harringa" zur Verbreitung in Lazaretten gesandt und sich dann einen neuen gekauft. Unter den sinnigen Widmungen, mit denen die Bücher oft versehen wurden, sei die folgende als nachahmenswertes Beispiel wiedergegeben.

**An die Leser dieses Buches.**

Ich will das Buch nicht länger für mich behalten, mag es hinauswandern, anderen Freude bringen, denen Freude bringen, die sie wahrlich voll und ganz verdienen.

Ihr, die Ihr es lest! Wenn Ihr das Buch beiseite legt, wird es nachklingen in Eurem Herzen. Und was da klingt, das behaltet ganz fest. Ist der Sieg für uns da, und der ist unserer gerechten Sache doch sicher, dann denkt daran, was Ihr empfandet. Mit Eurer Hilfe ist es gelungen, das Höchste, das Beste, was wir haben, zu retten: die Ehre unseres Vaterlandes — unsere Ehre, denn, unser Vaterland, das kann man getrost sagen, ist jetzt schon gerettet.

Wir, Ihr besonders, setzen unser Alles ein — freudig — für unsere Ehre.

Und wir ernten die Größe des Vaterlandes. Doch in der Größe wollen wir unser achten, nie das vergessen, was uns der Krieg lehrte: Schlichtes Heldentum, Liebe zueinander, Deutschsein. Davon mag das Buch zu Euch sprechen.

Heil Euch allen und Dank.

19. 9. 1914 E... H....

*

**Anregungen** aus Zuschriften an die Geschäftsstelle:

**B. S.** in M.... Ich bitte, für den umstehenden Betrag eine Anzahl von „Helmut Harringa"-Büchern an den „Zentralverein zur Gründung von Volksbüchereien" in Berlin S.W. 68 (zwecks Verwendung in Lazaretten usw.) zu senden. Möchten recht viele Vortrupp-Leser zur Verbreitung des Buches in dieser ernsten Zeit auf ähnliche Weise beitragen! Vielleicht könnte in der nächsten Nummer ein entsprechender Aufruf erfolgen?

**J. B.**, Lehrer in M.... Ich bitte, das übrig bleibende Geld zu verwenden zum Versenden von Vortrupp-Heften oder des Werkes „Helmut Harringa" an Lazarette. Nun noch etwas: Ich kann nun nicht mehr umhin — ich wollte es schon lange tun —, dem „Vortrupp" für das, was er mir bis jetzt schon war, meinen Dank abzustatten. Während ich vorher von Reformen nur träumte, mir ihrer Notwendigkeit wohl bewußt war, worin sie bestehen sollten und wie sie einzuführen mir aber auch noch unklar war, hat mich nun der „Vortrupp" auf den Weg der Taten gelenkt; er hat mir gezeigt, worin die Reformen bestehen, die unserm Volk not sind, und wie man diese Ideale verwirklicht. Er hat aus einem müden Träumer einen frohen, nach Taten lechzenden „Kämpfer im Heere des Lichts" gemacht....

**L. B.** Unteroffizier der Reserve im Res.-Reg. 91 usw. ..... Ich hoffe, daß ich auch hier im Felde im Vortrupp-Sinn wirken kann. Die Anregung betr. Stiftung von Vortrupp-Bezügen an Lazarette werde auch ich befolgen, indem ich einen Teil meiner Kriegslöhnung Ihnen einsende. Möchte der Vortrupp-Gedanke immer weitere Kreise erfassen. ....

(Eine größere Anzahl Anregungen mußten wegen Raummangels für Nr. 12 zurückgestellt werden.)

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Jansen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Jahrgang Nr. 24 — Der Vortrupp — 16. Dezember 1914

Herausgegeben von Dr. Hermann M. Popert, Hamburg, und Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche, Berlin. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. phil. R. Kraut, Hamburg 20.

# Mitteilungen des Deutschen Vortrupp-Bundes

In zwangloser Reihenfolge (von Oktober bis Mai in der Regel einmal monatlich) als Beilage zum „Vortrupp" für die Vortrupp-Gruppen und Vortrupp-Freunde herausgegeben von der Geschäftsführung des „Deutschen Vortrupp-Bundes"

Nr. 12 — 1914

Inhalt. Zum Jahresschlusse. — Aus der Vortrupp-Arbeit.

## Zum Jahresschlusse.

Mit dieser Nummer der „Mitteilungen" beschließt „Der Vortrupp" seinen 3. Jahrgang. Er hatte sich auch in dem zur Neige gehenden großen Jahr erfreulich entwickelt, sodaß es den Anschein hatte, als ob die am Schlusse der „Mitteilungen" des vorigen Jahres zum Ausdruck gebrachten Hoffnungen über Erwarten sich erfüllen sollten; waren doch bis Mai dieses Jahres über 2000 neue Bezieher hinzugetreten. Dann ist aber durch den Krieg ein erklärlicher Stillstand in der Entwicklung eingetreten. Wenn es auch gelungen ist, neue Freunde in den letzten ernsten Monaten zu gewinnen, so bedingte doch der Umstand, daß mehr als 2500 Bezieher zu den Waffen gerufen sind, auch einen Rückgang in der Bezieherzahl. Er tritt allerdings, da den im Felde stehenden Freunden unberechnet „Der Vortrupp" weitergesandt wurde, zahlenmäßig nicht so sehr in die Erscheinung, bedeutet aber für den Verlag nicht unerhebliche Opfer.

Doch wir hoffen zuversichtlich, daß nicht nur unsere alten Freunde uns auch im neuen Jahrgange treu bleiben, sondern auch den Versuch machen, dem „Vortrupp" in kräftiger Werbetätigkeit neue Kreise zu erschließen. Aus den fast täglich dem Verlage zugehenden Zuschriften tritt immer wieder der mit großer Zuversicht geäußerte Wunsch hervor, es möge dem „Vortrupp" gelingen, seine Gedanken im deutschen Volksleben zum Siege zu verhelfen. Das kann allerdings nur geschehen, wenn die Zahl unserer Freunde und Leser ständig im Ansteigen begriffen ist, wenn es uns gelingt, den gegenwärtigen Leserkreis mindestens zu verdreifachen. Auf dem I. Deutschen Vortrupptage hatte stud. phil. Gädecke, Greifswald — siehe „Auf Fichtes Bahnen", Seite 37 — mit begeisterten Worten u. a. gesagt: „Die wichtigste Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß „Der Vortrupp" oben bleiben kann und die Macht werde, in der er den gewünschten Einfluß auf unser Volksleben ausüben kann. Wenn jeder Leser im Laufe des Jahres oder des nächsten Jahres nur 2 neue Leser heranführt (was wirklich sehr leicht ist), dann ist die Mindestleserzahl, die dazu erforderlich ist, Ende nächsten Jahres erreicht." An dieses Wort sei hiermit erinnert. Der Weihnachtswunsch der Vortruppleitung ist darin zum Ausdruck gebracht.

Um recht vielen Lesern seine Erfüllung leicht zu machen, finden unsere Freunde auf der ersten Anzeigenseite der gegenwärtigen „Vortrupp"-Nummer einen Gutschein wiedergegeben, der für alle diejenigen bestimmt ist, die gerade in dieser ernsten Kriegszeit einen „Vortrupp"-Jahrgang als ein besonders willkommenes Weihnachtsgeschenk für Bekannte, Verwandte und Freunde ansehen. Man schneide die betr. Stücke der Anzeige ab und verwende sie laut Angaben. Weitere „Gutscheine" werden gern vom Verlage in Sonderabdrucken zur Verfügung gestellt. Der obere Teil des Gutscheins ist für die Buchhandlung, die den „Vortrupp" liefern soll, bestimmt. Wo eine solche nicht besteht, sende man an den Verlag. Der untere Teil der Anzeige bildet die Weihnachtsgabe. Daß „Der Vortrupp" als Geschenk sehr freundlich aufgenommen wird und den Gebenden ebenso ehrt, wie er den Empfänger beglückt, zeigt die oft begeisterte Aufnahme, die „Der Vortrupp", ebenso wie der „Helmut Harringa", gerade bei unseren verwundeten Kriegern in den Lazaretten in den letzten Monaten gefunden hat und bei den-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jenigen, die bisher auf Grund freundlicher Spenden eine Überweisung der „Vortrupp"-Hefte erhielten. Ein Jahresbezug auf den „Vortrupp" bildet zudem eine Weihnachtsgabe, die immer wieder von neuem an den freundlichen Geber erinnern hilft, und voraussichtlich in den meisten Fällen den Beschenkten veranlaßt, am Schlusse des Jahres auf eigene Rechnung weiter Bezieher des „Vortrupp" zu bleiben (siehe auch „Mitteilungen" 1914, Nummer 11, Seite 48).

Den im „Vortrupp" widergespiegelten Lebensreformbestrebungen werden nach dem gegenwärtigen Kriege, der, wills Gott, recht bald eine Ende finden möge, ganz besonders große Aufgaben gestellt. Dann gilt es vor allem, das durch so unsägliche Opfer Errungene zu erhalten und dafür zu sorgen, daß eine zielbewußte Aufartung unseres Volkes von allen Seiten gefördert wird. Dazu ist erforderlich, schon jetzt gerüstet zu sein. Wir gebrauchen starke Heere, wenn wir siegen wollen, weite Volkskreise, die mit uns fühlen und mit uns handeln wollen. Keine Zeit ist geeigneter, den Willen zur Tat zu wecken als die gegenwärtige. Uns beseelt die feste Zuversicht, daß alle, die um das Banner des „Vortrupp" sich scharen werden, siegen müssen. Es gilt auch nach dem Kriege, den Kampf um die Zukunft unseres Volkes zu führen, wenn auch andern feindlichen Mächten gegenüber. Wir gebrauchen dazu abertausende „Krieger im Heere des Lichtes".

Glückauf zum neuen Jahre! F. H.

# Aus der Vortrupp-Arbeit

Da es nicht möglich ist, eingehende Berichte zum Abdruck zu bringen, wird den mit besonderem Danke empfangenen Mitteilungen dasjenige entnommen, das nach dieser oder jener Richtung hin anregend und zur Nachahmung wirken kann.

**Vortrupp Elberfeld.** Der entsetzliche Krieg hat auch von unsrer Gruppe schon ein herbes Opfer gefordert. Unser erst 18 Jahre alter Max Bölhoff, der als Kriegsfreiwilliger mit hinausgezogen war, hat den Heldentod auf dem Schlachtfelde gefunden. Wir werden dem tapferen Mitstreiter ein treues Andenken bewahren.

**Vortrupp Halle a/S.** Die Ortsgruppe ist durch den furchtbaren Krieg auch ihres Obmannes beraubt worden. Unser Alfred Marold, cand. theol., hat am 14. Oktober auf dem Schlachtfelde in Nordfrankreich südlich von Arras, den Heldentod gefunden. Erst am Tage zuvor war er zum Regiment gekommen. Er lag im Schützengraben. Doch eine Granate, die letzte des feindlichen Feuers am 14. Oktober vormittags, schlug in seine Deckung und tötete ihn auf der Stelle. Alfred Marold hatte sein Leben für die Vortrupp-Ideale eingesetzt, er starb für Wahrheit und Freiheit. Die Reformbewegung verliert in ihm einen begeisterten Mitkämpfer und Schaffer, die Welt einen edlen Menschen.

*

**Vortrupp Hamburg.** Der Winterarbeitsplan ist soeben erschienen. Die Mitglieder, die ihn noch nicht erhalten haben, werden gebeten, ihn bei ihrer Buchhandlung, die den „Vortrupp" liefert, abzufordern. In der Ortsgruppe und in ihren einzelnen Ausschüssen entwickelt sich eine recht erfreuliche Tätigkeit; die letzte Versammlung am 30. November war von etwa 300 Personen besucht. Dort verlas der Obmann auch einen gerade von dem im Felde stehenden Schriftwarte Ernst Normann (siehe „Mitt." Nr. 10, S. 47), eingetroffenen Brief, aus dem die nachstehenden Ausführungen weiteren Vortruppkreisen willkommen sein dürften:

In der Steinhöhle von Moulin,
am Sonntag, den 22. 11. 1914.

.... Nach 8 Wochen im Schützengraben sind wir gestern abend für 10 Tage in eine finstere Sandsteinhöhle gekommen, in Reserve. Soeben erlebten wir darin einen sehr erhebenden Totensonntagsgottesdienst. Alle standen um ein großes, offenes Feuer herum und ein Soldat, ein jungerr Pastor, richtete schlichte und ernste Worte an uns ....

Es ist ordentlich wohltuend, einmal aus der Enge der Gräben herauszukommen und in fröhlichem Singen mit Mundharmonika-Begleitung tat sich die gute Stimmung gleich gestern abend kund. — Befinden ausgezeichnet.... Wie es kam mit dem eisernen Kreuz? Ja, es war nach dem Sturm von Tirlemont zuerst bei Mons gegen die Engländer, wo es mir mit meinen 80 Leuten allein auf mich angewiesen, gelang, durch eine Umfassung günstig in das Gefecht unsres Bataillons einzugreifen. Die Feinde hatten sich gut gedeckt und waren schwer zu finden; sie mußten aber zurück.

Dann kam im September Chateau Thierry. Das 1. Bataillon sollte noch am Abend den Ort besetzen. Bis zum Marktplatz und nahe

vor die Brücke über die Marne kamen wir mit 2 Kompagnien ungestört, aber dann gabs plötzlich von allen Seiten ein sehr heftiges Gewehrfeuer.

In der Dunkelheit — wir fanden etwas Schutz unter den hohen Alleebäumen — konnten wir unmöglich weiter vor, und wir mußten uns in den Häusern am Eingang des Marktplatzes verbarrikadieren. Unsre Artillerie feuerte über den Platz und in eine Straße, auf der starke französische Infanterie anrückte, die uns, hätten wir die Geschütze nicht gehabt, sicherlich abgeschnitten hätte. Es war eine grausige Nacht. Auch am nächsten Morgen war die Lage noch sehr ungeklärt. Wir mußten über die Marne hinüber. Ist die Brücke frei und wie sieht es drüben aus? Ich hatte das Glück, mit einigen Leuten auf Patrouille gesandt zu werden, kam glücklich über die Brücke und im jenseitigen Stadtteil in die Nähe einer französischen Barrikade. Hier schoß ich mit meinen Leuten einige französische Reiter ab, entging glücklich dem daraufhin auf uns eröffneten Feuer und konnte unsrer Artillerie die für die Beschießung der Barrikade nötigen Angaben über Entfernung usw. bringen. Zwei Stunden später war die Brücke ganz frei und die Barrikade hinweggefegt und vorwärts gings weiter auf Paris zu. Bei Courgiraux kamen wir noch heftig ins Gefecht, später bei Autrêches und dann kam der lange Stellungskampf in den Schützengräben. Im Vergleich zu unsern Kameraden an der Küste haben wir es hier sehr gut. Hoffen wir, daß der liebe Gott unsern Waffen recht bald den endgiltigen Sieg verleiht.

Heute traf ich wieder meinen lieben Freund Magener; großartig ist es, wie er seine Kameraden in jeder Lage immer wieder aufheitert und sich als unverbesserlicher Optimist zeigt. Von uns beiden ein herzlich Heil dem Vortrupp Hamburg! . . . .

*

**Vortrupp Leipzig.** Auch unsre Ortsgruppe hat die furchtbare Einwirkung des Krieges schon bitter spüren müssen. Eine Reihe tüchtiger Mitstreiter stehen im Felde und leider sind einige liebe Mitarbeiter bereits gefallen und verwundet. So beklagen wir den Tod unsres hoffnungsvollen Helmut Haupt, der auf dem Vortrupp-Tage noch im bunten Rock so froh unter uns weilte und den Tod unsres Mitgliedes Erich Mießler, stud. paed., der in Nordbelgien fiel, während sein Bruder, Lehrer in Görlitz, zehn Tage später an der Warthe seinen Tod fand.

*

**Straßburg i/E.** Einen besonders schmerzlichen Verlust hat unser Vortrup in Straßburg erlitten: Am 10. November fiel auf dem Kampffelde in Nordfrankreich der hoffnungsvolle Schriftwart der Vortrupp-Gruppe Fritz Ammann. Er starb als Fahnenjunker im Alter von 17 Jahren. Er war für die Vortruppideale aufs höchste entflammt. Wie ich weiß, war nach dem „Vortrupp" immer seine erste Frage am Anfang und in der Mitte des Monats und ebenso liebte er den „Helmut Harringa", den er fast auswendig konnte. In unermüdlichem Eifer suchte er dem Vortrupp Straßburg, der unter besonders schwierigen Verhältnissen zu ringen hatte, zu dienen, und alle seine Vorschläge und Anregungen legten davon Zeugnis ab, wie sehr er von der Bedeutung der Lebensreformbestrebungen für die Zukunft unsres Volkes durchdrungen war. Wünschte er doch selbst, immermehr als rechter Krieger im Heere des Lichtes gelten zu können. Und nun ist er neben vielen treuen Freunden allzu früh von uns geschieden und eine weitere Lücke entstanden, die nicht so bald sich wieder schließt. Ein treues Gedenken werden ihm alle bewahren, denen er als frischer, unerschrockener Streiter bekannt geworden ist. Hoffentlich treten in seine Fußtapfen recht viele tapfere Jünglinge, die für unser Vaterland die Ideale verwirklichen helfen, die unser teurer Mitstreiter selbst nicht mehr hat erfüllt werden sehen. F. H.

*

**Vortrupp Kiel.** Einige Vortruppler und Vortruppfreunde wirken nach Kräften im Vortruppsinne auf die Kameraden der freiwilligen Kieler Landsturmkompanie ein. Durch das gute Beispiel haben wir schon erreicht, daß auf den Übungsmärschen fast jeglicher Alkohol verbannt ist und dafür warme Milch getrunken wird, natürlich sind immer noch Leute darunter, die absolut nicht vom Bier oder wärmendem Grog lassen können. Aber auch die Zahl derer wird größer, die bei den Pausen überhaupt nicht ins Wirtshaus gehen und wie einige von uns, nach Wandervogelart selbst ihren Imbiß mitbringen. Auch in den allwöchentlichen Instruktionsvorträgen überwiegt jetzt schon bei weitem das alkoholfreie Getränk. Durch eine Bittschrift an den leitenden Leutnant hoffen wir zu erreichen, daß beim Einkauf der Liebesgaben Alkohol ganz vermieden wird und dafür alkoholfreie Getränke und Nußpräparate gekauft werden. Überhaupt bieten diese freiwilligen Landsturmübungen wunderbare Gelegenheiten, sich mit den Arbeitern, die in großer Zahl dabei sind, im Vortruppsinne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu unterhalten. Wir können es daher allen Vortrupplern, in deren Städten ebenfalls Landsturmübungen abgehalten werden, nur empfehlen, an diesen Übungen sich zu beteiligen, da es augenblicklich wohl mit die beste Gelegenheit ist, im Vaterlande aufklärend zu wirken. — Das Siedlungsheim bereitet eine Weihnachtsfeier für die ärmeren Kinder seines Stadtteils vor. Spenden an Kleidung, Wäsche, Kuchen, Spielzeug und Geld erbeten an Gertrud Stoltenberg, Gerhardstr. 86 und Karl Kobold, Moltkestr. 30.

*

Einen unermüdlichen Freund und Förderer verlor unser Bund in seinem lieben Mitgliede Hans Roggenkamp, Gefr., Gymnasiallehrer in Eschwege, der am 26. Oktober den Heldentod bei Handvoorde im Alter von 34 Jahren gefunden hat. Freund Roggenkamp war eine jener tapferen, allen Halbheiten feindlich gesinnten Kampfesnaturen, die sofort die Herzen aller derjenigen gewinnen, die mit ihm für die gleichen Ideale zum Besten unsres Volkes ringen. Hans Roggenkamp sah vor allem die Zukunft unsres Volkes in der Erstarkung der Jugend. Deshalb suchte er, selbst ein gewandter, tüchtiger Turner, die ihm anvertraute Jugend in körperlichen Übungen zu stählen, für die Enthaltsamkeit und für alle Seiten der Lebensreform zu begeistern, die einen gesunden Körper und einen starken Geist sichern. Er war als Vortrupp-Freund ein Volkserzieher im besten Sinn des Wortes. Möchte sein Vorbild uns viele Kämpfer werben, die nun an seine Stelle treten und die die von ihm jetzt niederdelegte Arbeit ganz in seinem Sinne fortführen.

F. H.

*

**Vorträge über Tierschutz.** Magnus Schwantje hat sich bereit erklärt, in Vortruppgruppen Vorträge über Tierschutz zu halten. Der Vortrupp Berlin veranstaltete einen Zyklus von drei zusammenhängenden Vorträgen von Schwantje über die folgenden Themen:

1. Das Seelenleben der Tiere und die Bedeutung der Tierschutzbewegung,
2. Massenhaft verübte Tierquälereien (mit Lichtbildern),
3. Tierschutz und Kinderschutz im deutschen Strafgesetz.

Ich konnte nur dem zweiten dieser Vorträge beiwohnen. Die Rede Schwantjes machte auf alle Zuhörer tiefen Eindruck. Die Vorträge waren sehr gut besucht. Ich empfehle allen Vortruppgruppen, Vorträge von Magnus Schwantje zu veranstalten. Schwantje hat eine radikale Strömung in der Tierschutzbewegung ins Leben gerufen, den Zusammenhang der Tierschutzbewegung mit anderen ethischen Bewegungen aufgedeckt und insbesondere die große Bedeutung unseres Verhaltens zu der Tierwelt für die gesamte Lebensreform nachgewiesen. Die Vortruppleute können aus seinen Vorträgen viel lernen. **Hans Paasche.**

*

**Anregungen** aus Zuschriften an die Geschäftsstelle.

(Es kommen gegenwärtig so viele Zuschriften, daß es nicht gut möglich ist, sie alle in dem gewünschten Umfange zu berücksichtigen. Wenn verschiedene Mitteilungen wiedergegeben sind, in denen des „Vortrupp" mit besonderer Begeisterung gedacht ist, so geschieht es, um durch diese Belege unsre Freunde zu kräftiger Werbetätigkeit für die Ausbreitung des „Vortrupp" in den weitesten Volkskreisen zu erwärmen. Soll „Der Vortrupp" den erhofften Einfluß ausüben, so muß eben seine Leserschar, wie an andrer Stelle ausgeführt, in möglichst kurzer Zeit sich noch verdreifachen.)

Kriegsfreiw. **G. G.** im Schützengraben vor Paris. ... Die Geduld, die man den Ereignissen an der Westfront entgegenbringen muß, stellt jeden einzelnen auf eine harte Probe, aber es wird Ihnen daheim auch nicht besser gehen. Es ist mir eine große Genugtuung, daß durch die Zeitlage unsre ganze Vortruppidee so sehr gefördert wird; denn gerade diese kann einem den Kopf hoch bringen, wenn man ihn in der Eintönigkeit des Hinwartens hat sinken lassen. ...

Schwester **M. R.** im Lazarett R... Die von Ihnen in Aussicht gestellten Vortruppshefte sind gestern angekommen, und ich sage Ihnen im Namen vieler Verwundeten herzlichen Dank. Verschiedene begrüßten dieselben wie alte Freunde.

Besondere Freude empfand ich selbst beim Anblick meines guten Freundes „Helmut Harringa". Dies ist gerade das Rechte für unsre Patienten, und ich bin überzeugt, mancher wird beim Lesen desselben zum Nachdenken angeregt werden. ...

Unteroffizier der Reserve **O. Th.**, IX. Armeekorps, 18. Division usw. ... aus dem Schützengraben ....

Es ist eine wahre Erholung, auch jetzt die Hefte zur Hand zu nehmen, und ich möchte auch hier durch Weitergabe unsre Gedanken möglichst weitertragen helfen.

Sanitätsunteroffizier **F. D.**, XXV. Res. Armee-K. .... „Der Vortrupp" entfacht Gespräche. Nur Beispiele können reden ....

Gefr. **A. B.** ... (vor Arras). ... Vielen Dank für die geregelte Zustellung des „Vortrupp". Er geht bei uns in den Schützengräben herum und hat schon bei Manchem Interesse erweckt. Eine vorzügliche Lektüre für diese Tage der Untätigkeit. Es geht langsam vorwärts, aber es geht! ...

Für den Inhalt verantwortlich: Franziskus Hähnel, Hamburg. Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.
Druck von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

# Humor und Wissenschaft in einem Topf

Wollen Sie auf angenehme Weise Ihre Kenntnisse in der englischen, französischen oder spanischen Sprache auffrischen und erweitern? Dann lesen Sie regelmäßig die illustrierten Unterhaltungs- und Fortbildungs-Zeitschriften:

## „Little Puck", „Le Petit Parisien" und „Don Quijote".

In diesen einzigartigen Zeitschriften wird der sonst so spröde Stoff amüsant und interessant gemacht. Jeder, der Vorkenntnisse in einer der genannten Sprachen hat, wird diese Blätter mit Vergnügen und mit Gewinn lesen. Sie enthalten ausgewählte Anekdoten, Scherze, Witze mit reizenden Illustrationen, Humoresken, Novellen, Erzählungen und Gedichte erster englischer, französischer bezw. spanischer Schriftsteller; ferner Privat- und Geschäftsbriefe, zahlreiche Gesprächsübungen, Streifzüge durch die Grammatik u. a. m. Der ganze Text ist mit Anmerkungen und Vokabeln versehen, so daß das lästige Nachschlagen im Wörterbuch fortfällt. Die Aussprache wird in schwierigen Fällen durch eine genaue Aussprache-bezeichnung angegeben. Der Inhalt ist leicht verständlich und durchaus dezent. Mitarbeiter sind erste Fachlehrer der betreffenden Nation. **Bestellen Sie bitte ein Probe-Abonnement für ¼ Jahr,** um sich selbst von dem vielseitigen Inhalt der Zeitschriften zu überzeugen.

**Über 23000 Abonnenten, 1200 freiwillige Anerkennungen! Ausführliche Prospekte kostenlos.**

**Paustian Gebrüder, Verlag, Hamburg 80, Alsterdamm 7.**

Postscheckkonto Nr 189 (Hamburg). Postsparkassenkonten Nr. 105274 (Wien), Nr. 25162 (Budapest).

**Bestellzettel hier abtrennen.**

**Jede Zeitschrift kann einzeln abonniert werden.**

Dieser Schein ist in der nächsten Buchhandlung oder am nächsten Postschalter abzugeben und nachstehender Betrag zu bezahlen. Die Zusendung erfolgt dann direkt durch die Buchhandlung bezw. durch den Briefträger frei ins Haus.

Ich bestelle hiermit die Zeitschrift:

Little Puck*) . . . . . (Zeitungsliste Seite 469), jährlich 26 Hefte, Preis M. 1.60 vierteljährlich,
Le Petit Parisien*) . . . (Zeitungsliste Seite 490), jährlich 26 Hefte, Preis M. 1.60 vierteljährlich,
Don Quijote*) . . . . . (Zeitungsliste Seite 525), jährlich 12 Hefte, Preis M. 1.25 vierteljährlich,
(zuzüglich 10 Pfennig Bestellgeld beim Bezug durch eine Buchhandlung bezw. 6 Pfennig beim Bezug durch die Post)

**mit Nachlieferung der in diesem Vierteljahr bereits erschienenen Hefte.**

*Direkt vom Verlag unter Kreuzband bezogen kosten „Little Puck" und „Le Petit Parisien" je M. 1.80, „Don Quijote" M. 1.25 einschließlich Porto*

*) Nichtgewünschtes zu durchstreichen.

Name: ..... Ort und Straße: .....

111.-120. Tausend

Fürs deutsche Volk

herausgegeben vom Dürerbund:

111.-120. Tausend

# Helmut Harringa

Eine Geschichte aus unsrer Zeit

von

## Hermann Popert

Gebunden M. 1.80 (Dresden, A. Köhler)

Ein neues hervorragendes Urteil über den Dürerbund-Roman, der von der gesamten Presse in zahlreichen eingehenden Besprechungen gewürdigt worden ist:

In der bekannten Zeitschrift „Elternhaus und Schule", Düsseldorf, Juli 1913, bietet Oberlehrer Dr. K. de Bra aus Jena einen eingehenden Aufsatz **„Ein gutes Buch"** über „Helmut Harringa". Er sagt u. a. darin folgendes:

... Der Verfasser versteht es, mit jähem und leidenschaftlichem Griff in das Gewissen des Individuums tief hineinzupacken, und keiner kommt bei der Lektüre des Buches von der Stelle, ohne vorher ihm Rede und Antwort gestanden zu haben....

.. Was nun aber die Hauptsache ist, diese scharf umrissenen Hauptpersonen erleben, im wahrsten und tiefsten Sinne des Wortes, die gewaltigsten Probleme des deutschen Volkslebens der Gegenwart, sie setzen sich mit ihnen in Sieg oder Niederlage auseinander und erlauben dem Leser nur, Bundesgenosse oder Gegner zu sein. Obenan steht dem Verfasser natürlich der Inbegriff dessen, was wir unter dem Namen der sozialen Frage zu begreifen gewöhnt sind....

... Das ist gerade das Wunderbare an dem Buche, daß der Verfasser das, was er im nationalen Sinne für unbedingt wünschenswert und erstrebenswert hält, seine Forderungen und Ideale, nie in persönlicher und schematischer Weise vorträgt, daß er weder in den trockenen Ton des nationalökonomischen Leitfadens noch in die agitatorische Gebärde des Zeitungsartikels verfällt, sondern, daß er alles mit dem warmen Herzen und dem gescheiten Kopfe des wahrhaften besonnenen Volksfreundes erlebt und durchlebt hat. Die einseitige Negation, das krasse Absprechen ist mit starker Bewußtheit vermieden, die Größe der Industriekapitäne, die Leistung des Bureaukratie z. B. wird durchaus anerkannt, aber alles muß sich eine kritische Prüfung vom Standpunkt der Wohlfahrt des Ganzen gefallen lassen. Wie könnte man den positiven Standpunkt des Verfassers so im allgemeinen umschreiben? Es ist die Sache der Ehrlichkeit im großen und idealen Sinne, die der Verfasser vertritt: die Sache des ehrlichen Glaubens an das deutsche Volk und seine Zukunft....

... Dem starken Appell an die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, der in so schönem Bunde mit dem hohen Glauben an das deutsche Volk auftritt, wird ein empfängliches deutsches Leservgemüt kaum widerstehen können. Der Geist der sachlichen Ehrlichkeit lebt und webt in dem Buche und macht es so stark wirksam. Wie steht der Verfasser jenseits des üblen gesellschaftlichen Kastengeistes, der nur vom sogenannten Volk zu reden gewohnt ist! Wie offen und unbeschönigt gelangen alle die bösen Schäden am Volksorganismus zur Besprechung. Man kann das ganze Werk ein unvergleichliches Bekenntnis zum nationalen Idealismus nennen, ein herrliches Programmbuch des Glaubens an das deutsche Volk. ...

Für alle Vortruppleser! Das Buch bietet das Programm des „Vortrupp".

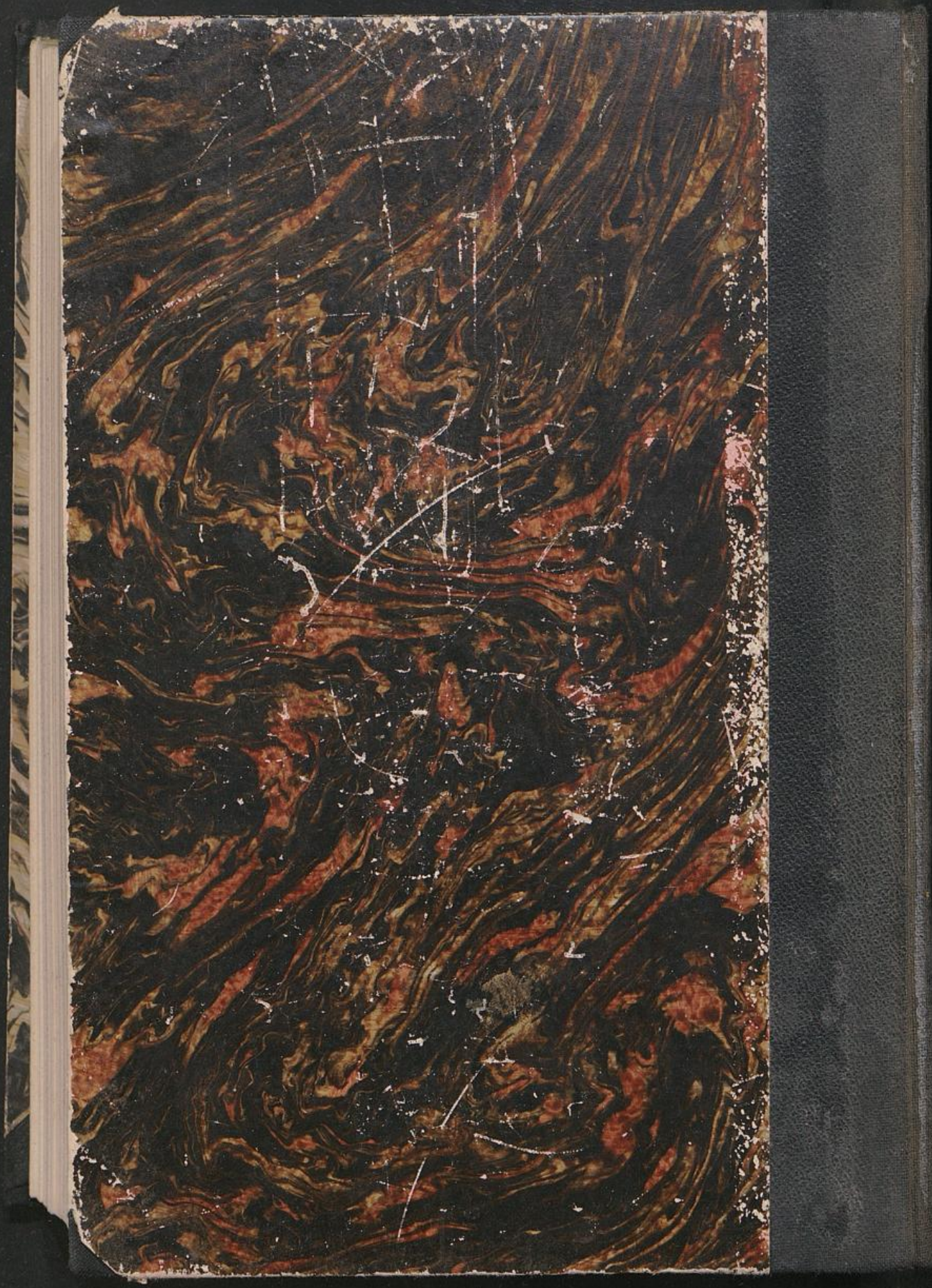
**111.—120. Tausend**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Gerhard Büdden
Buchbinderei
BREMEN, Lessingstr. 36.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der
Vortrupp

3.
1914

F e
4123

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG